



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Princeton University Library



32101 064300146

122

02  
37  
#1

~~ANNEX LIB.~~

Library of



Princeton University.

PITNEY FUND  
EUROPEAN WAR









Reclams  
**Universum**  
Moderne illustrierte Wochenschrift

Einunddreißigster Jahrgang  
☐ Erster Halbband ☐



1915

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



YIOWEYMO  
YIARELL  
L. N. NOTIONEN



# Inhaltsverzeichnis.



(Mit \* bezeichnete Artikel sind illustriert.)

## Romane, Novellen, Skizzen, Humoresken usw.

Beaulieu, Heloise v. Kriegswächtern	239
Biermann, Elisabeth. Des Korans Sieg	476
Briesen Fritz v. Der heilige Wutti	339
Christaller, Helene. Junge Helten	198
Gottschall, Hermann. Mütter	377
Höffer, Eise. Der Erste	218
—, Die Glocke von La Haye	517
Kasperek, H. Momentbilder aus Neu-Deutschland	254
Kebling, J. Im Kasino zur Küberhöhle	232
* Köhler, Erich. Ilowo—Mawa	459
Küas, Richard. Eroberer	486
Küchler, Kurt. Der tägliche Gast	297
Lambrecht, Ranny. Die Deutsche	9
Dehteren, Fr. W. v. Ein seliger Tod	415
Proskauer, M. Der Freund des Oberposters	452
Schirobauer, Max. Feinde	316
Schmidt Keker, Bruno. Wahnfried	482
Schoenfeld, Leutnant Hans. Von den ständischen Schachfeldern	421
—, Bietwin Schützgraben	341
—, Mein Zug	197
Schreiner, W. Hütet Euch!	178
—, Junge Regimenter	276
—, Ribclungen!	354
—, Kan an den Feind!	95
—, S 90	440
—, E. M. E. „Aveiba“	496
Schulte vom Brühl, Walther. Der Weltbürger. 2. 25. 46. 66. 85. 106. 125. 146. 166. 186. 206. 226. 246. 265. 286. 306. 326. 346. 366. 386. 406. 426. 446.	466
Strobl, Karl Hans. Im Evertfort	114
Unger, Hellmuth. Mutter Villons Rosenbüchlein	381
Wenklich, Luise. Setzt bin ich der Pava	400
—, Der Lump	154
Wiking. Bei Santa Maria	258

## Naturwissenschaft und Medizin.

* Gräf, Dr. Heinz. Verwundetentransport	30
* Jung, Dr. F. A. R. Das Amerikanische rote Kreuz in München	518
Land, Hans. Die Kriegserkrankheit	51
Langenhans, Dr. Emil. Kriegskranken	378

Neuburger, Dr. Albert. Die Aufgaben der Chemie im Kriege	363
* Tillmanns, Geb. Med.-Nat. Prof. Dr. Heilung und Fürsorge für Kriegstruppel	436
<b>Technik, Verkehrs-, Handels-, Heeres- und Seewesen.</b>	
Hennig, Dr. Richard. Die Eisenbahnen im Krieg	283
Jacques, Norbert. Der Ruf zu den Waffen	412
Goldschmidt, Dr. Alfons. Kanonen	432
* Grabenwits, Dr. Alfred. Ein unsichtbares Unterseeboot	473
* Desele, Hauptmann. Englands Luftminen	221
—, Mit den Luftschiffen im Felde	279

## Geschichte, Kulturgeschichte, Literatur und Kunst.

Friedemann, Dr. H. Die Lichtreklame	212
—, Im Klubseffel	132
Friedrichs des Großen, Worte	264
Heilborn, Dr. Adolf. Die Engländer und die deutschen Kolonien	101
—, England, Deutsch-Südwestafrika und die Buren	143
—, Frankreichs Zusammenbruch	33
* —, Französischer Vandalismus	214
Kleinschmidt, Hofrat Universitätsprofessor Dr. Der Panlawismus	123
Mägr, Hans. Aufgaben der Kriegsilustration	484
Nieses, N. Julius Cäsar über die Vorfabien der Franzosen	464
* Müller-Bohn, Hermann. Die Schlacht von Waterloo	256
—, Französische Frechheit	8
* Nowak, Karl Fr. Berlin im Krieg	118
—, Soldatenerzählungen	192
Paul, Karl. Fremdworte auf der Flucht	44
* Sailer, Josef Remo. Kriegshumor	77
* Schulte vom Brühl, Walther. Selbstbiographie	1
Tornius, Dr. Valerian. Die russische Exibir	372
—, Das Deutschtum in Rußland	478
* Westheim, Paul. Die Reichstagsbilder von Angelo Zanf	17
* —, Pariser Geschmack	70

<b>Musik.</b>	<b>Seite</b>
Heil dir im Siegerkranz. Deutsche Vertonung der deutschen Volksymne. Von Hugo Kaun	345
Der Reitersmann und sein Pferd. Musikbeilage	91

## Recht und Krieg.

Elster, Dr. Alexander. Was wird aus dem Völkerrecht?	93
Fuld, Justizrat Dr. Kriegerecht	238
—, Der Schutz der Verwundeten im Krieg	261
Pieske, Dr. Hans. Des Kriegers letzter Wille	18
Stein, Dr. W. Kriegsschäden und deren Ertrag	375

## Wirtschaftsleben, Industrie, Soziales.

Alberty, J. Ein einzig Volk von Brüdern	420
Elster, Dr. A. Die Menschenopfer	397
Friedemann, Dr. H. Deutsches Kriegsgeld im Ausland	335
—, Kriegsindustrie	383
* Jacoby, A. Archive des Menschleits	417
* Ostwald, Hans. Die Erschließung unserer Ldländer	435
Rauch, Ulrich. Sorgt für die Invaliden	344
Sidert, Dr. Hermann. Der Weltbankier in Nöten	263

## Berschiedenes.

* Bismarck. Propbetische Worte. Von Karl Wille	492
Ehrlichkeit. Von D. Gottfried Traub	24
Franz Ferdinands Vermächtnis. Von Karl Fr. Nowak	84
Heldentod. Der Gedanken und Tathachen. Von Theodor Kappstein	158
Indien, Die Lage in. Von Karl Meibtreu	223
Krieg, Gedanken über den. Von M. Hillmann. 304. 353. 475.	498
Krieg und Menschenseele. Psychologische Betrachtungen. Von Hans Land	281
Krieg, Die Verluste im. Von Peer Otto	152
Nationalismus und Staatsgefühl. Von Dr. Paul Kobrbach	60

Paris, Auf der Flucht aus. Von einer österreichischen Offi- ziersfrau . . . . .	74
Schweiz, Die Neutralität der. Von * . . . . .	200
Soldatenhumor. Von Theodor Kappstein . . . . .	393
Wir werden alt. Betrachtungen eines verwundeten Offiziers . .	477

**Gedichte.**

Abramczyk, H. Der Grenzkampf —, Reiter am Meer . . . . .	325 365
Beder, Alara. Alvin Amys Nacht- gebet zur Kriegszeit . . . . .	385
Benjisch-Kappstein, Anna. Ich laube . . . . .	241
Bund, H. Fr. Vlaamische Deern Brauer, Helene. Reiterlied . . .	278 213
—, Wir dabei . . . . .	374
—, Mein Herz, es wird auch dies Jahr Frühling sein . . . . .	521
—, Friederich . . . . .	495
Collani, Coa v. . . . .	271
—, Brudertreue . . . . .	502
Diers, Marie. Jetzt sind sie selber kran . . . . .	73
Gaudy, Alice Frein v. Deutsch- lands Jugend bei Langemark . .	193
—, Ein Kriegsfreiwilliger . . . .	34
—, Hüte dich, Deutschland! . . .	392
—, Kriegerheimkehr . . . . .	131
—, Wie wir kämpfen . . . . .	282
Geibel, Emanuel. Deutsches Auf- gebot . . . . .	405
Geiger, Albert. Schlachtenlos . .	296
—, Wiegenlied . . . . .	12
Gadina, Emil. Kriegsweltnacht . .	236
—, Neujahrsnacht . . . . .	252
—, Unseren Kindern . . . . .	69
Gagedorn, August. Der Briten war es . . . . .	217
Hagen-Ebörnau, Karl v. Im russischen Dreck . . . . .	491
Herzog, Rudolf. Fürs Vaterland Hesse, Hermann. Das Lied der Kriegsbraut . . . . .	105 396
Kopy, C. Not und Tod . . . . .	416
—, Die Normen . . . . .	465
—, Mit jedem Tage wächst das Weh . . . . .	52
—, Totentag . . . . .	145
—, Was soll uns Weihnacht heut? —, Wellenbrand . . . . .	232 305
—, Wir sind der Sieg! . . . . .	7
Korn, Albert. Die Schlacht ver- traucht . . . . .	336
—, Logarde . . . . .	61
—, Ketterattache . . . . .	45
Kauff, Joseph v. Totenfeier . . .	153
Vinkenbach, H. E. Neujahr 1915 .	245
—, Weihnacht 1914 . . . . .	225
Moltke, Siegfried. Deutschland emport! Von Sieg zu Sieg! . . .	65
Obst, Arthur. Schon' ihn nicht! Pegge, Keutnant Gänther. Kriegs- frühling . . . . .	196 472
Rittberg, Charlotte Gräfin. Bar- baren . . . . .	229
Schulenburg, Werner von der. Im Kasino . . . . .	285
Seeliger, Gerhard Ewald. Deut- sche Krieger . . . . .	136

Stangen, Eugen. Der erste Januar Strobl, Karl Hans. Die Heizer —, Ribelungentreue . . . . .	262 32 19
—, Däpreußen . . . . .	433
Tripel, Gertrud. Von Tausenden eine . . . . .	157
Webner, Bruno. Alle Blätter san- g'fall'n . . . . .	312
Wolff-Kettner, Thusebda. Im Grenzland . . . . .	356

**Von den Kriegsschauplätzen.**

*Ägypten, Fünf Kriegsmonate in. Erlebnisse von H. F. W. Schmidt . . . . .	352
*— und der Islam im Welt- krieg. Von Ewald Banse . . . .	35-37
Antwerpen, Nach dem Fall von. Erlebnisse von Norbert Jacques . . . . .	172
*Artilleriekampf, Im. Erleb- nisse auf dem Kriegsschauplatz. Von Erich Köhler . . . . .	293-296
*Barbaren, Die deutschen. Er- lebnisse auf dem Kriegsschauplatz. Von Erich Köhler . . . . .	133
*Belgien, Die Barbarei in. Von Norbert Jacques . . . . .	97
*Briefe vom Kriegsschauplatz 20. 38. 58. 103. 138. 201. 220. „Deutsches“ an und hinter der Front. Von Hans Elden . . . .	237 503
*England, Eine Landung in. Von Geb. Archivat Dr. Hans Kiewning . . . . .	373
Flandern, Kampftage in . . . .	522
*Festungen, Die feindlichen. Von Hauptmann Desele . . . .	53
*Galizisches Wintermärchen, Ein. Ein Besuch in Dintzenburg- Kappfalu. Von Karl Friedrich Nowak . . . . .	442
Gedächtnisfeier für gefallene Helden in Montmédy . . . . .	164
*Geschützdonner, Reichweite der. Von Dr. Walther Brand . . . .	480
Givet, In den Trümmern der Feste. Von einem deutschen Stabsoffizier . . . . .	382
*Heimatlose. Eine Skizze vom Kriegsschauplatz. Vom Wilhelm Pieber . . . . .	332
*Höhlenbewohner, Neuzeit- liche. Von Paul Vinkenbach 454- — in den Argonnen, Bei den. Von einem evangelischen Divisionspfarrer . . . . .	458 337
*Kinder und der Krieg, Die. Von Richard Nothe . . . . .	513
Krieg, Erlebnisse im. Kriegsbe- trachtungen von Artur Launger — im Winter, Der. Von Haupt- mann Desele . . . . .	235 313
Kriegserlebnisse im Auto. Aus den Feldpostbriefen eines frei- willigen Kraftfahrers . . . . .	304
Kriegsgefangene und Ver- misste. Von H. Oscar Klaus- mann . . . . .	357
*Kriegsmessen, Die Leipziger. Von Siegfried Moltke . . . . .	499

Kriegstagebuch, Österreichisch- ungarisches: IV. Die unsichtbare Schlacht . .	22
V. Zwischen den Schlachten . .	62
VI. Serbisches Abenteuer . . . .	120
VII. Unsere Bundesbrüder jen- seits der Leitba . . . . .	140
VIII. Wenn man Pech hat . . . .	202
IX. Das dalmatinische Geheim- nis . . . . .	242
X. Russisches Inferno . . . . .	402
XII. Russisches aus Czerno- witz . . . . .	423
XIII. Auf Schneeschuhen in den Waltkarpaten . . . . .	461
XIV. Im Raume von Krakau . . .	523
Kriegstagebuch, Aufzeichnungen aus bewegter Zeit. Von Hans Land	92
*Kriegsverwundungen und ihre Be- handlung. Von Geb. Med. Rat Professor Dr. H. Tillmanns . . .	319
*Kriegsweltnachten. Nach Schil- derungen in Feldpostbriefen . .	322
*Liten, Kriegsbilder aus dem. Von Gustav Hertl . . . . .	398
*Österreichischen Löwen, Die Von R. Fr. Nowak . . . . .	40
*Persiens und Afghanistans, Die Erhebung. Von Ewald Banse . . . . .	80
*Polnische Legion, Die. Von Karl Fr. Nowak . . . . .	182
*Russen im Kaukasus, Die. Von Heinz Karl Heiland . . . .	272
*Russische Kulturarbeit. Von R. Fr. Nowak . . . . .	360-362
*Russisches Straßen und Wege Glend. Zu den Kämpfen in Russisch-Polen. Von K. . . .	194
*Sanitätsbunde, Die. Von Dr. Ludwig Staby . . . . .	112
Schlachtfeld, Das. Von Dr. Al- fons Goltzschmidt . . . . .	452
Seekrieg in allen Weltmee- ren, Der. Von Konteradmiral z. D. A. Meurer . . . . .	216
*Serbien, Bilder aus. Oester- reichisch-ungarische Kriegsstizze. Von Karl Fr. Nowak . . . . .	301
*Togo, Der Einbruch der Eng- länder in. Von Dr. Adolf Heil- born . . . . .	13
*Ungarische Brüder. Von Karl Fr. Nowak . . . . .	99
*Walden in den Heeren des Dreiverbands, Die. Von Dr. Adolf Heilborn . . . . .	176

**Bilder vom Weltkrieg.**

Adler und Schlange. Eine Kriegsvolant von Otto Richter . .	125
Afgbanische Reiterfähren über- fallen eine indische Grenzstadt. Nach einer Zeichnung von B. Gleich . .	249
Aisne, Aus den Kämpfen an der. Nach einem Gemälde von Fritz Gebrle. (Kunstbeiträge) . . . .	292
Alarm. Nach einem Gemälde von Friedrich Neumann . . . . .	49
Aller. Nach einem Gemälde von M. Hobbema . . . . .	421
Am Kreuz. Nach einer Zeichnung von Karl Franz . . . . .	218

Antwerpen:	
Auf Feldwache . . . . .	59
Die deutsche Fahne auf einem Vorwerk . . . . .	75
Der Auszug der belgischen und englischen Verwundeten wäh- rend der Beschießung. Nach einer Zeichnung von Walter Spruschöck . . . . .	173
Der Miesbrand der Petroleum- lager . . . . .	175
Die nächtliche Beschießung. Nach einer Zeichnung von Hans Mägr . . . . .	127
Nächtliche Beschießung. Nach einem Gemälde von Walter Spruschöck. (Kunstbeilage) . . . . .	276
Agypten und der Islam:	
Englisch-ägyptisches Militär in Kairo . . . . .	35
Wohnstätten in Assuan . . . . .	35
Straßenleben in Kairo . . . . .	36
Hafen von Port Said . . . . .	36
Wache vor dem Palast des Abe- dwen . . . . .	37
Ausschiffung von Truppen . . . . .	37
Artillerie, Auffahrende. Nach einem Gemälde von Anton Hoff- mann. (Kunstbeilage) . . . . .	196
—, Auffahrende österreichische. Nach einer Zeichnung von Joseph Kwnta . . . . .	387
—, Aufprobende. Nach einem Gemälde von Anton Hoffmann . . . . .	111
— und Fesselballon. Nach einer Zeichnung von G. A. Cloß . . . . .	137
Artilleriekampf:	
Geschütze auf vorgeschobenem Po- sten in eingegrabenen Unter- ständen . . . . .	293
Bei dem Kommando einer schwe- ren Batterie an der Mäne . . . . .	293
Offizierszelt einer Munitions- kolonne . . . . .	294
Das Kommando einer schweren Batterie in einer Feuerpause . . . . .	294
15-em-Feldbauhübe nach dem Schuß . . . . .	294
Artilleriebeobachter am Feldele- ben während des Kampfes . . . . .	295
Schweres Feldgeschütz in gedeckter Stellung vor dem Schuß . . . . .	295
Munitionskolonne mit Flieger- deckung . . . . .	295
Schwere deutsche Mörerbatterie auf dem belgischen Kriegsschau- platz . . . . .	296
Auf der Wacht. Nach einer Radie- rung von Prof. Franz Starkina . . . . .	3
Augenblick, Ein kritischer. Nach einer Zeichnung von A. Wetten- meyer . . . . .	251
Barbaren, Die deutschen:	
Französische Flüchtlinge in Antw- werpen von den Deutschen ge- seißt . . . . .	133
Ankunft eines Liebesgabendians- ports in dem französischen Dorfe Antw . . . . .	131
Deutscher Abell auf dem jetzigen Wilhelm Platz in Antw . . . . .	131
Drei Häuser in Antw, die wegen eines Franktireur Überfalls nie dergebrannt wurden . . . . .	135

Die französischen Einwohner ver- lassen auf Veranlassung der deutschen Truppen den Ort Antw . . . . .	135
„Barbaren“, Die deutschen, in Feindesland. Gezeichnet von M. Parascudis . . . . .	93
—, Die deutschen . . . . .	255
Barrikadenbau in der Schlacht von Beaune la Rolande 1870 71. Nach einem Gemälde von Prof. H. Breling. (Kunstbeilage) . . . . .	264
Bavern, Die, bei Chatillon vor Paris am 13. October 1870. Nach einem Gemälde von Ludwig Puy. (Kunstbeilage) . . . . .	312
Belgien:	
Ein belgischer Franktireurüberfall . . . . .	97
Die Teilnehmer an dem Massen- überfall belgischer Franktireurs auf die deutsche Besatzung in Löwen werden nach Brüssel übergeführt . . . . .	98
Berlin im Krieg:	
Die Not der Zeit: Der elegante Zeitungsverkäufer . . . . .	118
Eine Siegesbotschaft: „Extrablatt! Extrablatt!“ . . . . .	119
Bismarck, Graf Nikolaus v. . . . .	38
— Grab im Sachsenwald . . . . .	151
— Zeichnung von Anton v. Werner . . . . .	492
— Arbeitszimmer . . . . .	492
— im intimen Kreise . . . . .	494
Brandung, In der. Nach einem Gemälde von Warton Mahotian . . . . .	259
Freitenbach, Dr. Paul v., preu- sischer Eisenbahnminister . . . . .	283
Bukowina, Ein Kriegsbild aus der . . . . .	423
Camp des Romains, Das französische Sperrfort . . . . .	115
Dalmatinische Geheimnis, Das:	
An der Küste Dalmatiens . . . . .	242
Die malerische Küste Dalmatiens bei Makuta . . . . .	243
Damvillers nach den Kämpfen Deimling, General v., und Oberst Siegener. Porträtiert von Ernst Kollbehr . . . . .	367
Delarey, Burengeneral . . . . .	143
Der gesperrte Weg. Nach einem Gemälde von R. Trache . . . . .	68
„Der Kaiser, hurra!“ Ein Besuch in der Gesichtslinie. Nach einer Zeichnung von Walter Spruschöck . . . . .	185
Der Sturm bricht los. Nach einer Zeichnung von M. Paras- cudis. (Kunstbeilage) . . . . .	92
de Wet, Christian. Porträtbüste nach dem Leben von Franz Soris . . . . .	144
Treadnought, Vordedeck eines ausländischen, mit schweren 30,5- em-Geschützen . . . . .	258
Drei aus einem Dorf. Nach einer Zeichnung von Willy Nijische . . . . .	409
Eisernes Kreuz, Sein . . . . .	307

Emden, Der deutsche Kreuzer, im Kampf mit dem australischen Panzerkreuzer „Zounev“. Nach einer Zeichnung von Paul Te- schinsky . . . . .	181
England:	
Kulturbild . . . . .	19
Darstellung eines Autoüberfalls französischer Afrikaner gegen deutsche Infanterie . . . . .	209
Zerstörung eines Ringschiffs durch Luftminen . . . . .	221
Bekämpfung der Luftschiffe durch Luftminen . . . . .	222
Artillerie in deutschem Granat- feuer. Nach einer Zeichnung von Karl Winter . . . . .	329
Landungspläne aus dem Jahre 1798 . . . . .	373
Entkommen! Eine Kriegsepisode aus Russisch-Polen. Nach einer Zeichnung von Walter Spruschöck . . . . .	267
Erstürmung einer russischen schwe- ren Batterie. Nach einer Zeich- nung von M. Groß . . . . .	309
Claypenstraße, Schwieriges Aus- weichen auf der . . . . .	234
Feldbestellung hinter der Front . . . . .	503
Feldbrief nach der Heimat während einer Kubenbaule im vordersten Schützengraben . . . . .	220
Feldgottesdienst nach einem We- gkränis . . . . .	211
Feldpostbrief, Der . . . . .	138
Festungen, Feindliche:	
Durchschnitt eines zwischen zwei belgischen Forts gelegenen Zwi- schenwerkes . . . . .	53
Durchschnitt eines Panzerforts von Lüttich mit drehbarem Panzer- geschütz . . . . .	53
Der Fortgürtel der Festung Lüt- tich . . . . .	54—55
Der Fortgürtel der Festung Ma- mur. Vertikale Panzertürme in den belgischen Forts . . . . .	56—57
Fidele Kameraden . . . . .	347
Flugzeug, Ein getroffenes feind- liches. Nach einer Zeichnung von Fritz Gebrtle . . . . .	363
Fort, Feindliches, nach der Be- schießung durch die Deutschen . . . . .	114
—, In den Trümmern eines, nach der Beschießung durch die deut- schen Geschütze . . . . .	117
Franktireurüberfall, Belgischer. Für das Universum gezeichnet von K. Winter . . . . .	11
Französische Feldgeschütze . . . . .	480
Französische Fliegeroffiziere werfen während eines Erkundungs- flugs eine Meldung ab. Nach einer englischen Zeichnung . . . . .	89
Französische Freiheit: Marie Antoinette und ihre Wächter. Kunstbeilage nach einem Gemälde von D. Her . . . . .	8
Französische Kriegsgefangene bei der Arbeit . . . . .	21

	Seite		Seite		Seite
Französischer Vandalismus:		Heilige Krieg, Der, in den Ge-		Kavalleriepatrouille auf dem	
Der schweizerische Vorgesichts-		birgen Indiens. Nach einer Zeich-		österreichisch-ungarischen Kriegs-	
forcher Otto Hauser . . . . .	214	nung von Bruno Richter . . . . .	429	schaublay . . . . .	121
Die Hundsfelle des Homo mou-		Heimatlose:		Kinder und Krieg:	
steriensis Hauseri in Le Mous-		Die Flucht . . . . .	332	Friedensengel . . . . .	513
tier in der Dordogne . . . . .	215	Auf der Landstraße . . . . .	332	Deutsche im Kampf . . . . .	514
Galizien:		Die Flüchtlingskinder . . . . .	333	Überreicher gegen Russen . . . . .	514
In den galizischen Sümpfen. Nach		Flüchtlinge auf der Raft . . . . .	333	Sturm auf die Festung . . . . .	515
einer Zeichnung von G. Adolf		Im alten Heim . . . . .	334	Türken gegen Russen . . . . .	515
Eloß . . . . .	171	Der Älteste des Dorfes . . . . .	334	Gefecht in Polen . . . . .	516
Der Kriegsschaublay in Galizien		Heldentat eines Lokomotivführers.		Abgewiesener Angriff . . . . .	516
und Rußisch-Polen. (Karte) . . . . .	39	Nach einer Zeichnung von A. Winter	47	Kompagniemusikant, Der. Nach	
Galizisches Wintermärchen:		Helgoland, Auf Vorposten bei.		einer Aufnahme vom Kriegsschaub-	
Eingang zur Großgemeinde Hin-		Nach einem Gemälde von Paul		lay . . . . .	219
denburg . . . . .	442	Lejbinskt. (Kunstbeilage) . . . . .	216	Kofatenpatrouille. Nach einer	
Prinz-Boachims-Platz . . . . .	443	Hochsektorpedoboote auf der		Zeichnung von Paul Casberg . . . . .	155
Soldatenwohnungen . . . . .	443	Sturmflottille. Nach einem Gemälde		Krankenpflegerinnen, Fran-	
Gefallener Reiter. Nach einer		von Willy Löwler. (Kunstbeilage)	32	zösische . . . . .	261
Plastik von W. v. d. Horst . . . . .	291	Höhlenwohnungen:		Krankensaal in dem Palais	
Gefallene Sobn, Der. Von		Moderne Höhlenbewohner . . . . .	454	Passy . . . . .	122
Stephan Einbig . . . . .	431	Grundriß einer Höhlenwohnung	455	Kriegsgefangene. Nach einem	
Gefangene, Verladung von fran-		Französische Schützengräben . . . . .	455	Gemälde von Anton v. Werner.	
zösischen, aus den Argonnen . . . . .	357	Erdböhlen eines sibirischen Regi-		(Kunstbeilage) . . . . .	132
Gefangenen austausch in Asien.		ments . . . . .	456	Kriegsgefangene: Zentralnach-	
Nach einem Gemälde von Franz		Britische Offiziere in ihrer Höhle	456	weisstelle des preußischen Kriegs-	
Houbaud . . . . .	187	Eingang zu einer deutschen Höb-		ministeriums . . . . .	417
Gebet für die Toten in der		lenwohnung . . . . .	456	Bearbeitung deutscher Verluß-	
Künstlerhauskapelle in Wien . . . . .	147	Höhlenwohnungen deutscher Ar-		listen . . . . .	417
Geschütz, Beim schweren Nach		tillerie . . . . .	457	Abteilung für feindliche Kriegs-	
einer Zeichnung von Mägr . . . . .	383	Eine deutsche Waldbüttelstadt	457	gefangene . . . . .	418
Gelbwelt, Die Kirche von . . . . .	315	Briefkasten und Tisch im deutschen		Beantwortung von Briefen . . . . .	418
Givet, Trümmer der Maasfeste . . . . .	471	Schützengrabenerunterstand . . . . .	457	Registrierung der Kriegsgefangenen	419
„Gneisenau“, Der Norddeutsche		Englische Höhlenwohnungen . . . . .	458	Registrierung der belgischen und	
Klobddampfer . . . . .	174	Höhlenwohnungen in den Argon-		englischen Kriegsgefangenen . . . . .	419
Gräber:		nen . . . . .	337	Kriegshunde. Nach einer Zeich-	
Kriegergrab mit Blick ins Weiler-		Sträßendurch die Höhlenwohnungen	338	nung von Gertrud Kündiger.	
tal und auf die Hohkönigsburg.		Husarenlager auf dem galizischen		(Kunstbeilage) . . . . .	112
Nach einer Zeichnung von Karl		Kriegsschaublay . . . . .	142	Kriegshunde und ihre Führer . . . . .	112
Frantz . . . . .	149	Husarenüberfall. Nach einer		Ein Kriegshund führt zu einem	
Ein deutsches Kriegergrab in den		Zeichnung von Karl Winter . . . . .	269	im Wald liegenden Verwun-	
Weinbergen der Champagne . . . . .	157	Ibhl auf dem westlichen Kriegs-		deten . . . . .	113
Offiziers- und Massengräber bei		schaublay . . . . .	449	Kriegshumor:	
Lagarde in Lothringen . . . . .	158	„In den öden Fensterhöhlen		Wir zwei werd'n schon ferti da-	
Grab des tapferen Kommandan-		wohnt das Grauen“ . . . . .	306	mit . . . . .	77
tes französischen Forts		Indische Schleichpatrouille		Die letzte Maß für Watern . . . . .	77
les Noyelles an der belgischen		auf dem Kriegsschaublay in Nord-		Tolle Hunde . . . . .	78
Grenze . . . . .	158	frankreich . . . . .	223	Das genasführte Albion . . . . .	78
Auf Grab eines auf dem Feld		Kairo, Straßenleben in. Nach		Unsere Feinde und ihre Waffen . . . . .	78
der Ehre gefallenen deutschen		dem Gemälde von E. Wuttke.		Nur nicht drängen . . . . .	79
Leutnants. — Deutsche Solda-		(Kunstbeilage) . . . . .	352	A Berlin . . . . .	79
ten besuchen am Allerseelentag		Kaiserjäger, Der. Nach einer		Vord mitkener fabriziert englische	
die Gräber ihrer Kameraden		Zeichnung von Joseph Frynta . . . . .	451	Armeen . . . . .	79
auf dem Friedhof von Chaillon		Kamerad, Der tote . . . . .	263	Kriegshumor, Deutscher . . . . .	395
Ein Massengrab in Buzweiler . . . . .	160	Kampf mit den Indern. Nach		Kriegskameradschaft . . . . .	201
Deutsche Kriegergräber auf dem		einer Zeichnung von J. Gleich . . . . .	311	Kriegskrüppel, Fürsorge für:	
Schlachtfeld von Tannenberg . . . . .	161	Kampf, Nach dem . . . . .	287	Reinbewegungen . . . . .	437
Der Kirchhof von Saarburg. —		Karpaten, Vom Kriegsschaublay		Armbewegungen . . . . .	438
Das Grab einer Kraftfabriker-		in den Schneebedeckten . . . . .	227	Kniebewegung und Kumpfürtung	438
kolonne bei le Pavé in Frank-		Karpatenkampf. Nach einer		Atmungsapparat . . . . .	439
reich . . . . .	162	Zeichnung von F. Kienmayer . . . . .	359	Heißluftapparate . . . . .	439
Ein Kriegerbegräbnis in Feindes-		Kaufasus, Die Russen im:		Kriegslager. Nach einer Zeich-	
land. — Wie die „deutschen		Der Berg Kosob. — Kaufasische		nung von Paul Casberg . . . . .	167
Barbaren“ ihre Gegner eben		Offiziere . . . . .	272	Kriegsmessen, Leipziger:	
Massengräber bei Marktird. Zeich-		Bilder von der grusinischen Heer-		Frühjahrmesse 1914 . . . . .	499
nung von Carl Frantz . . . . .	512	straße . . . . .	273	Messe vor 100 Jahren . . . . .	500
„Große Armee“, Nachhut der,		Tiflis . . . . .	273	Messe 1871 . . . . .	501
beim Rückzug aus Rußland im		Volbräume von Batu . . . . .	274	Kriegsrüinen bei Marktird im	
Winter 1812. Nach einem Ge-		Tschetschenen. — Die russische		Elaß. Nach einer Zeichnung von	
malde von Jvon . . . . .	371	Nawtbasstadt Bibi Cypat bei		Karl Frantz . . . . .	351
Haubitzenbatterie, sächsische . . . . .	487	Batu . . . . .	275	Kriegsverwundungen:	
Sechsjagd mit dem Browning . . . . .	327			Schädelverletzungen . . . . .	319

	Seite
Nahschuß gegen den Oberschenkel. — Lochschuß durch das obere Gelenkende des Oberarmknochens. — Fernschuß gegen den Oberschenkel. — Röntgenphotographie . . . . .	320
Kugel in der Fußsohle . . . . .	321
Kriegsveteranen, Die beiden. Nach einer Kunstphotographie von Prof. D. Meute . . . . .	335
Kriegsweihnachten 1914. Nach einer Zeichnung v. Arno Grimms	239
Ankunft der Liebesgaben auf dem Kriegsschauplatz . . . . .	231
Weihnachten in Westländern . . . . .	322
Weihnachtsfeier in einer heizbaren Artilleriegeschützhütte in den Argonnen . . . . .	323
Kriegswinter. Nach einem Gemälde von J. C. Dollmann . . . . .	289
Kriegszeit. Nach einem Gemälde von Thomas Rab . . . . .	401
London, Das Gespenst von. Nach dem Gemälde von Otto Engelhardt-Kyffhäuser . . . . .	169
Maas, Blick auf das Tal der . . . . .	207
Nahzeit in den Karpaten . . . . .	461
Marokko, Der heilige Krieg in. Nach einem Gemälde von Bruno Richter. (Kunstbeilage) . . . . .	476
Masurenischen Seen, An den . . . . .	434
Michel, Der deutsche. Nach einem Gemälde von Martin Wiegand . . . . .	206
Olawa:	
Berliner Kaufhaus . . . . .	459
Reinigungsanstalt . . . . .	460
Straße bei Laumetter . . . . .	460
Motorboote, Deutsche, auf der Weichsel. Nach einer Zeichnung von J. Gleich . . . . .	445
Motorpflug auf dem Tempelhofer Feld . . . . .	435
Nach der Schlacht. Nach einem Gemälde von Alb. Adam . . . . .	51
Nachrichten aus der Heimat . . . . .	139
Not und Tod. Nach einem Gemälde vom Kriegsschauplatz von Ed. Rud. Böhm. (Kunstbeilage) . . . . .	416
Novon, Ein Kampf bei. Nach einer Zeichnung von Max Schwaberschul . . . . .	349
Offiziersunterstand mit Fernsprecheinrichtung in Frankreich . . . . .	343
Offiziersvilla auf dem Kriegsschauplatz . . . . .	341
Opfer, Das erste. Nach einem Gemälde von Prof. Hans W. Schmidt. (Kunstbeilage) . . . . .	1
Opfer, Die. Nach einer Zeichnung von Otto Ubbelohde . . . . .	319
Österreichische Löwen:	
Angriff österreichischer Dragoner. — Die Fahrt nach dem Kriegsschauplatz . . . . .	40
Gebirgsartillerie auf dem March . . . . .	41
Infanterie im Bivak. — Mäuenpatrouille . . . . .	42
Durchmarschierende Artillerie in einem Tiroler Städtchen. — Gefangene russische Garden . . . . .	43

Österreich-Ungarn:	
In einem gedeckten Schützengraben. Zeichnung von Fabrice Schütz	461
Rajonettangriff in den Kämpfen in Rußisch-Polen. Nach einer Zeichnung von Fritz Bergen . . . . .	202
Feldmesse auf dem Kriegsschauplatz in Parascovice . . . . .	265
Infanterie an der bosnisch-serbischen Grenze . . . . .	123
Infanterie geht zum Angriff vor. Zeichnung von Prof. A. Deyer	509
Landwehr erobert in der Schlacht bei Szamos eine russische Fahne. Nach einem Gemälde von Prof. Hans W. Schmidt. (Kunstbeilage) . . . . .	72
Verwundete in der Kapelle des Wiener Augustenpalais . . . . .	120
Kavallerieangriff auf dem serbischen Kriegsschauplatz. Nach einem Gemälde von Fr. Kienmayer . . . . .	205
Ein Feldgeistlicher hört die Beichte eines verwundeten Soldaten an. — Ein Feldlazarett . . . . .	203
Truppen in der Nähe des heißumstrittenen Ufsofpasses . . . . .	462
Panzerzug, Ein deutscher. Nach einer Zeichnung von Karl Winter	87
Pariser Geschmack:	
Ein französisches Spielzimmer. — Ein deutsches Herrenzimmer . . . . .	70
Zimmer der deutschen Frau. — Der Salon der Pariserin . . . . .	71
Deutsches Schlafzimmer. — Ein Pariser Schlafzimmer . . . . .	72
Patrouille . . . . .	197
Patrouille, Auf. Nach einer Zeichnung von Hans Mägr . . . . .	427
Persien und Afghanistan (Erhebung):	
Persische Reiterscharen . . . . .	80
Schitische Wallfahrtsmoschee Gafimen mit goldenen Kuppeln. — Persischer Nomadenhäuptling . . . . .	81
Schwieriger Gebirgspass im südpersischen Randgebirge zwischen Schiras und Abuschehr. — Gebirgspass in Beludschina . . . . .	82
Lehmsfort im Abaibarpaß. — Pandi-Kothal, die letzte englische Militärlagerung an der afghanischen Grenze. — Afghanen im Abaibarpaß. — Karawanerei in Peshawar . . . . .	83
Pferdekommision beim Pferde-einkauf in Arab. . . . .	23
Pflegerin, Die . . . . .	281
Pflegerinnen . . . . .	379
Polnische Legion, Die:	
In den Karpaten. — Ein junger Legionär auf Posten . . . . .	182
Kavallerieoffizier der Legion. — Legionäre in den Karpaten . . . . .	183
Offiziere der Legion . . . . .	184
Ran an den Feind. Kunstbeilage. Von E. Schön . . . . .	496
Requisition in Feindesland . . . . .	109
Requisition im Kriege 1870. Nach einem Gemälde von H. Breling	393

	Seite
Rote Kreuz, Das Amerikanische:	
Ärste und Pflegerinnen . . . . .	519
Die Schweißer . . . . .	520
Die Eisenen . . . . .	520
Ruhestunden auf Bergeshöhe . . . . .	377
Ruhestunden, ein Kriegsidyll . . . . .	103
Russen in der Bukowina:	
Trümmer zerstörter Herrensitze . . . . .	360
Ruinen einer Fabrik . . . . .	360
Deimgelohrte Rumänen . . . . .	361
Anwesen in Sterozynec . . . . .	361
Trümmer zweier Gutsböje . . . . .	361
Das vernichtete Schloß Janes . . . . .	361
Niedergebrannte Gutsbesitzer in Panka	361
Niedergebrannte Herrensitze, Wohnhäuser und Gutsbesitzer in Koyce und Panka . . . . .	362
Russischer Winterabend. Nach einem Gemälde von Watan Nabotkan . . . . .	479
Russisches Geschütz, Vernichtetes	523
Russisches Straßen- und Wege-Glend:	
Eine russische Landstraße zur Regenzeit. — Wie Landwege in Rußland aussehen . . . . .	194
Spätberbstimmung auf einer russischen Landstraße. — Eine Straße im russischen Walde . . . . .	195
Rußland:	
Mobilmachung. Nach einem Gemälde von A. S. Sawitsky . . . . .	5
Kavallerieangriff gegen deutsche Schützenlinien. Nach einer Zeichnung von H. Rothgaengel	189
Rückzug aus den Karpaten. Nach einer Zeichnung von Franz Kienmayer . . . . .	253
Rückzug auf Warschau. Nach einer Zeichnung von J. Gleich. (Kunstbeilage) . . . . .	336
Sturmangriff in deutschem Granatfeuer. Nach einer englischen Zeichnung . . . . .	339
Rückzug in den Karpaten. Nach einer Zeichnung von Oscar Achenbach . . . . .	369
Schlachtfelder vor 100 Jahren. Gemälde von Adam . . . . .	511
Saales im Breuschthal . . . . .	58
Sachsen, Eine Ruhmestat der. Nach einer Zeichnung von F. Müller-Münster . . . . .	29
Schlacht auf dem Lechfeld. Die. Nach einem Gemälde von M. Echter . . . . .	67
Schlachtfeld, Das. Nach einem Gemälde von C. Hoffbauer. (Kunstbeilage) . . . . .	52
— Nach einem Gemälde von Karl Winter. (Kunstbeilage) . . . . .	452
Schleichpatrouille in Westländern. Nach einer Zeichnung von W. Märker. (Kunstbeilage) . . . . .	396
Schneegebirge, Im, auf Vorposten in Westländern . . . . .	314
Schneeschubabteilung in den Karpaten. Nach einer Zeichnung von Willy Nische . . . . .	463
Schneetreiben, Im. Nach einer Zeichnung von W. Märker. (Kunstbeilage) . . . . .	372

	Seite		Seite		Seite
Schmitter Tod. Nach einem Gemälde von Walter Crane . . .	199	Schule der Norddeutschen Mission Silberdorf Kwabjowitsoje bei Rome	15	Wacht an der Eisenbahnbrücke	165
Schweizerische Gebirgsartillerie . . . . .	200	Sonnenuntergang bei Rome . .	16	Waffenstillstand. Kunstbeilage von Prof. Herm. W. Schmidt .	512
Schwere Batterie der österreichisch-ungarischen Armee. Nach einer Zeichnung von D. Achenbach	425	Gouvernementsstation Misahöhe.	16	Waldgefecht. Zeichnung von N. v. Flemming . . . . .	489
Schwesterheim des österreichischen Roten Kreuzes in Wien .	62	Torpedoboot, Deutsches, in voller Fahrt . . . . .	441	Waterloo, Der Löwe von . . .	256
Serben, Vernichtung der, bei Pancsova. Für Reclams Univerſum gezeichnet von K. Winter .	63	Totenfest 1914. Nach einer Zeichnung von Hans Mägr . . . . .	152	Waterloo, Nach der Schlacht bei: „Nette sich, wer kam.“ Nach einem alten Gemälde. (Kunstbeilage) . . . . .	256
Serbien, Bilder aus: In Sturm und Regen. — Ein Schützengraben der österreichisch-ungarischen Armee in der Macva	301	Trauer. Zum Totenfest 1914. Von Hans Tammann. (Kunstbeilage)	152	Weihnacht, Einsame . . . . .	246
Soldatengräber in der Macva. — Brücke in den Macvasümpfen	302	Tscherkessen. Nach einem Gemälde von Prof. Albrecht v. Bierusz-Kowalski . . . . .	447	Weihnachten im Etappenquartier. Barasceubis . . . . .	233
Eine kugelsichere Unterkunftsstätte der österreichisch-ungarischen Truppen. — Ein gefangener serbischer Freischärler. — Ein österreichisches Grab an der Drina . . . . .	303	Türkei: Kavalleriepatrouille . . . . .	399	— in Feindesland. Nach einem Gemälde von W. B. Koller . .	226
Svee, Vizeadmiral Maximilian Graf v. . . . .	216	Infanterie . . . . .	399	— in Feindesland. Nach einem Gemälde von Arno Grimm. (Kunstbeilage) . . . . .	236
Sternennacht. Nach einem Aquarell von W. Merker . . .	407	Ukraine, Ein Idyll in der. Nach einem Gemälde von N. H. Kouindji	331	— in Feindesland: Ich hatt' einen Kameraden . . . . .	247
Stille Nacht, heilige Nacht! Nach einer Zeichnung von K. Wendenmeyer . . . . .	229	Ulanen auf einem Patrouillenritt	107	Weihnachtsfrieden. Nach einer Zeichnung von Hans Mägr . . .	237
Sturmangriff in den Kämpfen an der Aisne. Nach einer Zeichnung von Paul Casberg . . .	317	Ungarische Brüder: Die Kaiser Wilhelmstraße in Budapest im Flaggenschmuck . .	99	— im Feldlazarett. Nach einer Zeichnung von Walter Mische . . . .	235
Sturmangriff an der Aisne. Nach einer Zeichnung von Heinrich Binde	389	Ungarische, österreichische und deutsche Verwundete in einem ungarischen Lazarett . . . . .	100	Westminsterbrücke, Die Schlacht auf der . . . . .	411
Thann, Brenntendes Dorf bei. Nach einer Zeichnung von Carl Franz	375	Ursaren in einem Waldlager in den Karpathen . . . . .	403	Wilke in den Heeren des Dreiverbands: Indische Gurkha überfallen bei Nacht einen vorgeschobenen deutschen Schützengraben . . . . .	176
Tiroler Freiheitskämpfen, Aus den. Nach einem Gemälde von Albin Egger-Lienz . . . . .	391	Unterseeboot in Unterwasserfahrt	95	Englisch-indische Weiterpatrouillen auf einem Aufklärungsritt in Frankreich . . . . .	177
Tischlein deck' dich! Eine Momentphotographie vom Kriegsschauplatz in Frankreich . . . . .	191	Unterseeboot, Ein unsichtbares .	473	Frankreichs Afrifaner. Nach einem Gemälde von Graf Loos-Corswarem. (Kunstbeilage) . . . . .	176
Todesritt afrikanischer Jäger zu Pferd. Nach einer Zeichnung von W. Sprunstedt . . . . .	27	— beim Legen von Seeminen . .	473	Wilhelm I. nach der Schlacht bei Sedan. Nach einem Gemälde von Angelo Zanf. (Kunstbeilage) . . . . .	16
Togo: Norddeutsche Missionsstation in Ametsoje . . . . .	13	— auf dem Meeresgrund . . . . .	473	Ypern, Auf Vorposten bei . . .	313
Oberbäundling von Atakvame . .	13	— Taucher verankert Seeminen .	474	— Nebstündchen in einem Offiziersunterstand . . . . .	507
Blick auf Atakvame . . . . .	14	— auf dem Meeresboden . . . . .	475	Zavada, Vor den Ruinen des Schlosses . . . . .	141
Am Monu bei Kerepetji . . . . .	15	Waters Abschied vom Liebling	22	Zepppelin-Luftschiff in voller Fahrt . . . . .	279
		Verwundetentransport: Ein Verwundetentransport in Feindesland . . . . .	30	Zwehl, General v. . . . .	286
		Operationsraum in einem Verwundetenzug . . . . .	31	Zweibund im Sturm, Der. Nach einem Gemälde von Martin Wiegand . . . . .	25
		Bionville, Schlacht bei. Nach einem Gemälde von Prof. K. Höchling. (Kunstbeilage) . . . . .	24		
		Bogesen, Die Kämpfe in den. Nach einer Zeichnung von Karl Winter	129		
		—, Waldkampf in den . . . . .	469		
		—, Kriegsofen in den. Nach einer Zeichnung von Karl Franz . . .	505		
		Bolltreffer, Ein . . . . .	299		
		Vor hundert Jahren. Rückzug der Franzosen aus Rußland im Winter 1812. Nach dem Gemälde von A. Adam. (Kunstbeilage) .	436		

**Die Weltrundschau von Reclams Univerſum**

enthält zahlreiche Illustrationen von den Kriegsschauplätzen zu den Tagesereignissen, ferner Lebensbilder von hervorragenden Heerführern, Staatsmännern und anderen bedeutenden Persönlichkeiten der Gegenwart, Artikel über die großen Fragen unserer Zeit, sowie Kriegsberichte und Kriegschroniken aus der Feder bedeutender Militärschriftsteller und bildet so eine Chronik des Weltkriegs von dauerndem Wert. Ein ausführliches Namen- und Sachregister wird mit der Einbanddecke für die Weltrundschau am Ende jedes Jahres ausgegeben.

**„Für unsere Frauen“.**

Die zur jetzigen Zeit nach Bedarf erscheinende Beilage behandelt in interessant geschriebenen Aufsätzen alles, was die praktische Hausfrau interessiert. Ferner wird während des Weltkrieges allen damit zusammenhängenden, für unsere Frauen wichtigen Fragen die nötige Beachtung geschenkt. Illustrierte Modenberichte machen die Leserin mit den Neuheiten auf diesem Gebiet vertraut, und ein breiter Raum wird der weiblichen Handarbeit gewidmet. Die zahlreichen Abbildungen geben Entwürfe erster Künstlerinnen wieder, die mit Hilfe der Stechnuster, die auf Wunsch jederzeit versandt werden, leicht nachgearbeitet werden können.

# Walther Schulte vom Brühl.

Selbstbiographie des Verfassers unseres neuen Romans „Der Weltbürger“.

Die besten Romane schreibt das Leben. Deshalb muß auch ein Romanschriftsteller oder ein Dichter recht fleißig mit dem bunten Dasein in Berührung kommen und möglichst viel miterleben, innerlich und äußerlich. Somit betrachte ich es als ein Glück für den künstlerischen Menschen in mir, daß ich nicht in einem beschaulichen Winkel verblümmerte, sondern tüchtig umhergeschüttelt wurde.

Meine engere Heimat ist das ehemalige Herzogtum Berg. Dort, zu Gräfrath, wurde ich am 16. Januar 1858 als der Älteste einer Geschwisterchar von acht Köpfen geboren. Wir lebten auf dem Lande, auf einem der „Höfe“, mit denen die Stadt- und Dorfarme Heimat reich gesprenkelt ist. Die Eltern waren beide sehr „tierlieb“, der Vater und der Onkel auch große Jäger vor dem Herrn. Die Mutter bewunderte wir besonders, denn sie konnte Märchen erzählen, schön singen und Klavier spielen, wozu dann der Papa oft die Flöte blies — alles Dinge, die für ein empfängliches Kindergemüt fruchtbar werden. Dazu kam, daß ich nach Zwischenzeiten mit Schule, Gouvernanten und höherer Schule in Solingen einen Mann als Hauslehrer bekam, der ein vortrefflicher Pädagoge war. Doktor Becker war klug, gemüthlich und anregend, und ich habe ihm viel zu verdanken. Selber dichterisch begabt, gab er mir wohl den Hauptanstoß, mich später poetisch zu betätigen. Er war mir fast mehr anregender Freund als gestrenger Lehrer, und ich sah ihn schmerzlich scheiden, als er seine Pflicht an mir getan hatte. Ich selber sollte mich der Chemie widmen, wandte aber in Zürich dieser Wissenschaft bald den Rücken und ergab mich der Kunstgeschichte, der ich dann durch praktische Bekanntschaft mit der Malerei in Weimar eine festere Unterlage schuf. Durch Vermögensverfall meines Vaters ganz auf mich selbst angewiesen, machte ich bald jedes Ungemach durch, das ein junger Schriftsteller und Künstler durchmachen kann. Schließlich wurde ich Redakteur eines kleinen Thüringer Blättchens, dann Leiter der altberühmten „Didaskalia“ in Frankfurt a. M., hierauf Chefredakteur des Wiesbadener Tageblatts. Da ich aber die Gabe habe, mich schnell zu konzentrieren, so war es mir möglich, mich nach der Redaktionschlacht daheim ganz meinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen hinzugeben. So entstand denn auch im Laufe der Jahre eine Reihe von Romanen. Schon der Heimatroman „Der Marschallstab“ führte mich kräftig ein und bereitete mir den Weg. Nicht nur die engere Heimat, auch meine geschichtlichen Studien und meine vielen Reisen gaben mir stete Anregung und bewährten mich davor, einseitig in meinem



Walther Schulte vom Brühl, der Verfasser unseres Romans „Weltbürger“.

Stoffgebiet zu werden. Aber als Dichter „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“ griff ich immer gerne einen Stoff aus dem Erlebten und Erschaute. Auch dem Romane „Der Weltbürger“, der in der vorliegenden Nummer beginnt, liegen mancherlei direkt aus dem Leben gegriffene Motive zugrunde. Nicht umsonst habe ich Brüder und Verwandte in aller Welt, nicht umsonst habe ich in meinen Studienjahren sehr viel mit jungen Polen und Russen verkehrt, kenne auch die beschriebenen Ortlichkeiten und Verhältnisse meist aus eigener Anschauung. Längst hatte ich den Plan gefaßt, die Idee des Weltbürgertums einmal in einem Roman zu behandeln. Dem allzu leichten Aufgehen deutscher Kulturpioniere in den fremden Nationen, in die sie Wagemut und Kaufmannsgeist geführt, wollte ich ein gesundes Festhalten am Deutschtum entgegenstellen. Da brach der Weltkrieg aus und gab dieser Idee plötzlich eine verstärkte Grundlage. Der begreifliche Wunsch der Universum-Redaktion, in dieser ernsten und großen Zeit der Leserschaft einen den Verhältnissen angepaßten Romanstoff zu bieten, machte ein äußerst schnelles Arbeiten für mich notwendig. Behagliche, psychologische Kleinarbeit war da nicht zu leisten; hier handelte es sich darum, in kräftigster Al-fresco-Malerei Geschehnisse, Stimmungen aus diesen großen Tagen festzuhalten und ein Zeitgemälde zu geben. Es ist mir nicht gerade leicht gemacht worden. Mit den Nachwehen einer Herzerkrankung kämpfend, mitten in dem Lohwabobu eines Umzugs von meinem Zustulum Wiesbaden an die Gestade des Neckar, wo ich jetzt ein malerisches, altes Patrizierhaus bezogen habe, mußte ich meine ganze Nervenkraft zusammennehmen, um mich vollständig auf die Arbeit zu konzentrieren. Die Scheinwerfer der nahen Festung Mainz trafen mich in tiefer Nacht an meiner Schreibmaschine und unter Tagesläuteten oft genug die Siegesglocken jubelnd in meine Tätigkeit hinein, oder aber es kam die Nachricht, irgend ein guter Freund sei auf dem Felde der Ehre gefallen. In allen diesen Hindernissen und Aufregungen kam ich mir oft vor, als mache ich selber so eine Art Feldzug mit und müsse alle Kraft anwenden, um ihn siegreich zu Ende zu führen. Nun, wenn ich in meiner Romanhandlung dem Gedanken kräftiger nationaler Betonung auch im freien Weltbürgertum überzeugenden Ausdruck verlieh, dann soll es mich nicht kümmern, daß ich diesmal nicht liebevoll ziselierend und behaglich feilend an der Arbeit sitzen konnte, sondern, daß ich in literarischem Sinne das Wort wahrmachen mußte: „Bis dat, qui cito dat“ (doppelt gibt, wer gleich gibt). ☛





# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.



Na, dann können wir nun ja das internationale Tabakskollegium eröffnen," sagte der Kommerzienrat Gehrens, als er eine Anzahl seiner zu einer Maibowle geladenen Gäste in das große, mit dunklem Eichenholz getäfelte Arbeitszimmer seiner vornehmen Villa in der berühmten Bäderstadt entführt hatte.

"Es ist nun einmal das Charakteristikum unseres Bades, daß sich alle Völkerschaften der Welt hier friedlich vereinigen," bemerkte der Professor Keller, der sich in einem bescheidenen Landhäuschen neben der Villa des Kommerzienrats von seiner langjährigen Tätigkeit als Gymnasiallehrer ausruhte und die Freundschaft des Nachbarhauses in hervorragendem Maße genoß, obgleich er sich bei seinen bescheidenen Mitteln in der Nähe des Krösus mitunter etwas gedrückt vorkam.

"Wie lebt es sich bei uns famos!  
Hier trippelt alles durcheinand,  
Russ', Briten, Deutscher und Franzos,  
Der Dreibund und die Triple entent' —"

reimte nun lachend der zu der Maibowle mit eingeladene Kaffee-Importeur Sommerfeld, nikaraguanischer Vizekonsul und Vorsitzender der Schlaraffia. Er war als Witzbold beliebt, und seine besondere Spezialität waren schlagfertige Stegreif-Vierzeiler, mit denen er, wenn er „einen sitzen hatte“, förmlich um sich warf. Und er hatte in der weiten, pflanzengeschmückten Halle der Villa, wo man die Bowle servierte, und aus der jetzt durch die weit offene Tür das Plaudern und Lachen der Damen herüberschallte, dem würzigen Getränk schon reichlich zugesprochen.

"Die Sache klappt nicht ganz, lieber Konsul," meinte der Gastgeber, indes sein Diener Zigarren und Zigaretten herumreichte. "Der Dreibund ist nämlich nicht komplett. Einen befreundeten Österreicher und Italiener habe ich diesmal, trotz unserer so glänzenden Frühjahrstur, nicht aufreiben können. Na, dafür ist die Triple entente desto stärker vertreten. Hier, unser alter Freund Boncourt ist der Vertreter des Erbfeindes."

"Nein, der ist ungefährlich," lachte der Konsul. "Der singt kein wildes Kriegs- und Revanchelied. Ich wette, wir kriegen nachher noch sein Generalleiblich von dem Bonhomme zu hören."

"Wenn es den Herren wird Vergnügen machen, ich werd' es singen," sagte der Franzose, der trotz seiner siebzig Jahre noch eine gute Stimme hatte und die Leidenschaft, kleine Chansons vorzutragen.

"Um den Bonhomme kommen Sie nicht herum,"

rief der Hausherr. "Damit entschädigen wir nachher die Damen dafür, daß wir ihnen zu den Zigarren ausgerückt sind. — Aber, wenn unser Freund Boncourt als ungefährlich gelten soll, so haben wir hier in Mister Brown einen veritablen Engländer, und drei Russen sind auch da."

"Die Zahl ist nicht das Entscheidende," sagte der Professor, der alles ernst nahm und als Vorsitzender des Ortsverbandes im Verein für das Deutschtum im Ausland eine rege patriotische Tätigkeit entfaltete. Man hatte das Empfinden, als könne durch den alten Herrn eine unbequeme politische Note in das leichte harmlose Gespräch getragen werden, und so bemerkte einer der als Russen bezeichneten Herren: "Verzeihung, ich kann nicht als voll gelten. Ich bin nur russischer Untertan, im übrigen bin ich Finnländer."

"Ich befinde mich in einem ähnlichen Falle, wie Herr Hallström," bemerkte ein anderer. "Seit sechshundert Jahren sind die Korffs Deutschbalten, ob sie nun unter polnischer oder russischer Hoheit standen."

Neben der offenen Tür zur Halle wurde ein grasgrünes Kleid sichtbar, und dann streckte seine Trägerin, die dort auf dem äußersten Flügel einer Reihe von Damen in einem Korbsessel lehnte, das schwarzhaarige Köpfchen mit seinem sarmatischen Gesichtsschnitt lauschend gegen das Herrenzimmer vor. Aber drinnen blieb das unbemerkt. Und nun sagte ein anderer der Herren, indem er sich durch seinen langen, schmalen, schon leicht ergrauten Bart strich, in harter, polnischer Aussprache: "Ich möchte mich den Herren Vorrednern anschließen. Ich bin ein Pole. Die Bialy haben keinen Tropfen russischen Bluts in sich."

In dem Augenblick ertönte an der Tür ein helles Lachen, und die Stimme der jungen Dame in dem grasgrünen Kleide rief, gleichfalls in der harten Aussprache der Russen, in das von bläulichen Zigarrenrauchwölkchen durchwogte dunkle Zimmer hinein: "Oh, Herr Hallström, Herr von Korff und Herr von Bialy sind allerdings keine Vollrussen. Es sind nur Muß-Russen!"

"Fräulein Maruschka, Sie haben gelauscht!" bemerkte der Kommerzienrat, unangenehm berührt, auf die junge Dame zutretend.

Sie empfand, daß sie sich von ihrem Temperament hatte fortreißen lassen, daß sie sich eine Blöße gegeben hatte, und so gab sie ihren Mienen einen fast kindlichen Ausdruck und sagte: "Aber entschuldigen Sie, wenn man so nahe an der offenen Tür sitzt, muß man verstehen, sehr verstehen, was die Herren reden. Aber Sie reden ja harmlose Dinge,



Auf der Wacht. Nach einer Habierung von Prof. Franz Skarbina. Mit Genehmigung des Vereins für Original-Habierung in Berlin.

sehr harmlose Dinge, viel zu harmlos für mich. Pah, Politik! Ich werde Kurt Pawlowitsch auffuchen."

"Kurt Pawlowitsch?" fragte der Kommerzienrat, und dann lachte er. "Ach so, Sie meinen meinen Sohn. Hierzulande heißt er Kurt Gehrkens, wie ich Paul Gehrkens heiße."

"Aber bei uns, in Rußland, heißt er Kurt Pawlowitsch, und er ist es nicht anders gewohnt," entgegnete sie, "und er nennt mich Maruschka Nikolajewna. Das ist viel gemüthlicher."

"Aber Fräulein Maruschka von Hertlink klingt doch auch ganz gut, und zur Hälfte sogar ganz außerordentlich deutsch," meinte er.

Da warf sie den Kopf ein wenig zurück und entgegnete: "Meine Familie ist eine russische mit deutschem Namen, wie es sehr gute Deutsche mit französischem Namen gibt. Seit mehreren hundert Jahren haben meine Vorfäter in russischen Diensten gestanden. Einer hat im siebenjährigen Kriege eine Division gegen die Preußen geführt."

"Alle Achtung!" lachte Gehrkens. "Na, ich will's ihm nicht weiter übelnehmen. Und Ihr Herr Papa, der Herr Gouverneur, ist ja gleichfalls ein hochmöglicher Herr, und ich schätze mich glücklich, seine

Freundschaft erworben zu haben. Er hat uns seinerzeit bei der Gründung unserer russischen Filialfabrik in Samak große Dienste geleistet, und mein Sohn erzählt mir, daß er gleichfalls sehr zuvorkommend gegen ihn und seine Wünsche sei."

"Oh, Kurt Pawlowitsch ist wie ein Verwandter in unserem Hause," versicherte sie. "Schade, sehr schade, daß ich durch mein Studium in Deutschland so selten Gelegenheit hatte, ihn bei uns zu Hause zu sehen. So will ich es hier ein wenig nachholen. Ich meine, er sei mit der blonden jungen Dame vorhin dort in den Garten gegangen."

"Ah, mit Fräulein Keller, unserer Nachbarin," sagte er. "Sie ist eine große Blumenfreundin, und der Frühlingsflor, den mein Gärtner herangezogen hat, ist in der That sehenswert."

"Enfin, sehen wir ihn an, den Blumenflor, und die beiden, die ihn bewundern. Und Sie, Herr Kommerzienrat, politisieren Sie weiter mit Ihren Herren," entgegnete sie lächelnd, nickte leicht und schritt davon.

"Verfluchte Heze!" brummte er, ungewiß, ob er sich über sie freuen oder ärgern sollte.

"Wer war doch diese junge Dame?" fragte der Finne, als Gehrkens zu seiner Rauchgesellschaft zurückkehrte.

„Eine, vor deren Ohren man am besten die Pforten zuhält,“ entgegnete der Kommerzienrat und drückte die Tür hinter sich ins Schloß.

„Man kann nicht vorsichtig genug sein, wenn man jenseits der Weichsel wohnt,“ äußerte der Deutschbalte mit einem Zug der Sorge auf der Stirn. „Eine harmlose Äußerung, selbst das bescheidenste Betonen seines eigentlichen Volkstums, kann einen in Teufels Küche bringen. Und auch in diesem gastfreien Lande, wo man einmal so recht aufatmen möchte, ist man vor spähenden Augen und Ohren nicht sicher.“

„Wenigstens sind es schöne Augen und Ohren, die die Tochter unseres Gouverneurs hier aufmacht,“ bemerkte Herr v. Bialy mit düsterem Ausdruck. „Ihr Vater ist mir ein ‚teurer‘ Freund.“ Er betonte das Wort ‚teuer‘ nur kaum merklich, aber der Kommerzienrat bemerkte alsbald:

„Oh, uns ist dieser Vollblutrusse und Deutschenhasser mit dem deutschen Namen wahrscheinlich noch ‚teurer‘. Wenn man in Rußland Geschäfte machen, Fabriken unterhalten will, fühlt man sich von hohen und höchstmögenden, teuren Freunden in fast erdrückender Fülle umgeben und findet oben und unten ‚offene Hände‘, womit ich übrigens nichts gesagt haben will.“

„Wie die Tochter eines so hohen Beamten nur auf die Marotte verfallen kann, im Ausland Medizin zu studieren!“ meinte der Vizekonsul.

„Oh, man soll den Bildungsdrang der jungen russischen Damen nicht unterschätzen. Und dazu vielleicht so etwas wie eine patriotische Mission im Ausland: die Augen offen zu halten und zu — horchen,“ sagte der Finnländer.

„Fräulein von Hertlint hat schon im vorigen Jahr in Heidelberg ihren medizinischen Doktor gemacht,“ berichtete der Kommerzienrat. „Jetzt hat sie zu ihrer weiteren Ausbildung hier im Sanatorium von Geheimrat Hauschild eine Volontärstelle angenommen. Es sind viele erholungsbedürftige Damen in der Anstalt.“

„Soviel ich weiß, auch öfter einmal eine Anzahl deutscher — Offiziere. Die werden nicht umhin können, die junge Dame sehr hübsch und umgänglich zu finden,“ sagte der polnische Gutsbesitzer.

Gespannt hatte der alte Professor diesen Reden zugehört. In seinen Mienen prägten sich Zorn und Unruhe aus. Nun ballte er, indes seine Augen zu funkeln begannen, die knochige Rechte zur Faust, schlug auf die Lehne seines Sessels und leuchtete:

„Die Leichtfertigkeit will’s mir nicht glauben, aber ich sage es wieder und wieder: Wir sind in Deutschland von Tausenden von ausländischen Spionen umgeben. Verraten und verkauft sind wir. Wir müssen erwachen.“

„Aber nun mal ruhig, Professor,“ mahnte der Hausherr und legte dem Nachbar die Hand auf den Arm. „Sie sind ein hitziger Patriot, aber wenn man Ihrer Flottenvereins- und Deutschtumspassion auch vieles zugut halten muß, so sollten Sie doch ein wenig bedenken, daß wir hier eben einen sehr friedlichen, internationalen Klub bilden.“

„Die Herren dürfen mich nicht mißverstehen,“ knurrte der Professor. „Unsern Freund Boncourt kenne ich schon lange. Hier der englische Herr hat mir vorhin drüben in der Halle sehr vernünftige Gedanken über eine englisch-deutsche Annäherung entwickelt, und die drei Herren aus Rußland fühlen sich selber unsicher vor lauschenden Ohren. Ich finde mich hier in einem Kreise von Ehrenmännern, wenn auch verschiedener Nationalität, und da brauche ich kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Ich sage nur eins: wenn der Michel nur erst erwachte und gewahr würde, was um ihn vorgeht. Er hat schon das Zeug dazu, sich seiner Haut zu wehren. Nur im Schlaf soll man ihn nicht überfallen, das soll man nicht, und heiligste Patriotienpflicht ist es, ihn wach zu rütteln, so wach als nur möglich.“

„Na ja, na ja,“ beruhigte der Kommerzienrat. „Aber nur keine unnötige Aufregung. Sehen Sie mal, lieber Professor, ich bin außer an meinen deutschen Stammfabriken an Filialfabriken in Rußland und Belgien hervorragend beteiligt und habe meine Söhne draußen. Aber mir bangt vor keinem Krieg. Man weiß heutzutage gar zu genau, was es heißt, zwischen Großmächten einen Krieg beginnen, und daß die Verluste unter allen Umständen größer wären, als mögliche Gewinne. Daß die Explosion einer so gefährlichen Pulvermine, wie sie der Balkankrieg bedeutet, die Ruhe im übrigen Europa nicht gestört und keinen Weltkrieg entzündet hat, das sagt genug. Nein, nein, trotz aller Rüstungen, die wenigstens das eine Gute haben, daß sie die Industrie beschäftigen: ich bin der festesten Überzeugung, daß die Lage des Kriegsgottes gezählt sind. Daran ändert auch das bißchen Säbelgerassel nichts, an dem manche Leute Gefallen finden. Wie denken die Herren?“

Einige stimmten ihm eifrig zu; Herr v. Bialy aber strich sich einigemal über seinen langen Knebelbart und bemerkte dann:

„Ich meine, wertester Herr Kommerzienrat, daß Sie ein wenig Optimist wären.“

„Na ja, meinetwegen denn,“ rief Gehrrens und deutete auf die Kopie eines behäbigen Zechers von Franz Hals, der aus seinem Rahmen auf die Versammlung niederlachte. „Sehen Sie den da oben, der ist mein Mann, und deshalb hab’ ich ihn mir pinxen und da aufhängen lassen. Der schaut klar und fest und doch voll innigen Behagens in die Welt



22

Russische Mobilmachung. Nach einem Gemälde von R. A. Sawitsky.

23

hinein. So sollten wir es auch tun, ohne Aufregung, friedlich und bewußt.“

„Ja, der Herr Kommerzienrat hat dreimal recht,“ stimmte der Vizekonsul und Schlaraffiapräsident bei, erhob sein Glas und rief:

Was Diplomatenkünste braun,  
Ist uns tout même und ganz egal.  
Auf! trinken wir des Hausherrn Wohl  
Hier als Entente cordiale.“

Und hell klangen die Gläser zusammen.

2.

Kurt Gehrtens durchschritt mit Irene Keller die breiten Wege des Gartens, der sich fast parkartig um die stolze Villa des Kommerzienrats dehnte, nach der einen Seite von städtischem Hochwald begrenzt. Dort zog er sich den Hügel hinan, von dem ein bescheidenes Landhäuschen fast verwundert auf den prächtigen Sitz des Großindustriellen in der Talsohle hinabschaute. Die Abendsonne spiegelte sich in den blanken Fenstern, und das junge Mädchen hob den schlanken Arm, winkte hinauf und sagte:

„Sehen Sie nur, Herr Gehrtens, wie freundlich unser Häuschen herabgrüßt.“

„Es ist ein liebes Häuschen,“ meinte Kurt. „Wenn ich so in der Ferne mitunter in leiser Sehnsucht an das schöne Heim meiner Eltern denke, kommt mir auch oft dies freundliche Nachbarvillchen in den Sinn, und ich sehe es vor mir, wie es, ganz wie eben wieder, mit seinem roten Dach, mit seinem kleinen, von Glycerin umspinnenen Balkon da am Walde auf dem Hügel liegt und neugierig in die weite Welt hineinschaut. Es stand schon so auf der Wacht, es lugte so über seine Obstbaumkronen weg, als Papa sich hier seine Residenz schuf.“

„Damals war mein Vater gar nicht erbaut davon, daß wir eine so stolze Nachbarschaft erhielten,“ gestand sie. „Die schmale Waldwiese, die jetzt die prächtige Villenstraße durchzieht, hatte er so lieb, und er meinte, unser bescheidenes, liebes Heim würde bald wie ein Bettlerkind da oben stehen und in die Gärten des Reichthums hinabbliden. Aber jetzt, wenn wir droben auf unserm Balkon sitzen und sich zu unsern Füßen Ihre herrlichen Anlagen breiten, ist es uns kaum anders, als gehörten sie uns selber.“

Der hochgewachsene Mann, der eben die Dreißig überschritten haben mochte, blickte fast zärtlich auf die schlanke Mädchengestalt an seiner Seite nieder, und es klang sehr warm, als er sagte:

„Es freut mich recht, Fräulein Irene, daß Sie solch ein Gefühl der Zugehörigkeit zu unserer Sache haben. Meine Mutter ist immer ganz glücklich, wenn Sie ihr ein nachbarschaftliches Stündchen schenken, und Papa unterhält sich immer gerne mit dem Herrn Professor, blickt gerne aus seiner Welt der kaufmännischen Kalkulationen und der lauten industriellen Arbeit in das Reich des Gelehrten. Möchte das noch recht lange so bleiben.“

Sie seufzte leise. „Papas Gesundheit macht mir oft Sorge,“ bekannte sie. „Er ist doch schon ziemlich alt. Meine liebe Mutter haben wir hier schon verloren, sogar bald, nachdem wir uns hier ansiedelten. Papa war damals noch im Dienst. Dann kam seine Schwester ins Haus, die Tante Johanna, und auch die ist nun schon fünf Jahre tot. So wandelt sich vieles und nicht immer so, wie man es wünscht.“

„Ich weiß es noch wie heute, als ich Sie zuerst sah,“ sagte er, um sie von bedrückenden Gedanken abzulenken. „Papa hatte hier eben gebaut. Es mögen

anderthalb Jahrzehnte her sein. Ich ging in die Ferien, aus dem belgischen Handelsinstitut, in dem ich damals die Bänke drückte. Hier war noch alles neu, der Garten noch nicht angemachsen. Es war im Frühling. Die Bäume um Ihr altes Häuschen waren wie ein Riesebukett, und vor ihrem Blüten Schnee hob sich der lilafarbene Strauß des Fliederbusches dort in der einen Ecke. Ordentlich stolz schaute das in unsern noch kahlen Garten hinab, und ich stieg an die Grenze, um mir das durch den Zaun einmal näher anzusehen und den Fliederduft zu genießen. Da sah ich Sie zum erstenmal, ein sehr niedliches, blondhaariges Kind, das eine zerzaute und häßliche Puppe zärtlich im Arme hielt. Aus ineinandergesteckten Fliedernägeln hatten Sie ihr ein Kränzchen gemacht, und nun blickten Sie mit großen Augen durch den Zaun auf den fremden Nachbarjungen. „Ihr habt aber einmal herrlichen Flieder,“ sagte ich. „Ja,“ sagten Sie, und dann nahmen Sie die Dolbe, aus der Sie die Blüten für das Puppenkränzchen herausgepickt hatten, warfen sie mir großmütig über den Zaun und sagten: „Da!“ — Ja, da! das waren die ersten Worte, die ich von Ihnen hörte. Aber es war sehr freundlich und tat mir wohl. Dann kam ein größeres Mädchen hergesprungen und holte Sie weg. „Man darf sich nicht mit fremden Jungens unterhalten,“ sagte sie altflug.“

Irene lachte. „Es war meine ältere Schwester. Sie ist Lehrerin geworden, wie ich es auch bin. Ich werde mich doch einmal selber durchbringen müssen im Leben, wenn Papa nicht mehr ist. Ubele ist am Lyzeum in Frankfurt tätig, aber wir werden uns bald hier abwechseln. Dann übernimmt sie die Haushaltung und ich werde mich statt ihrer in der Welt umsehen. Ubele muß doch auch wieder einmal den Segen des Vaterhauses kennen lernen, das ist nicht mehr als recht und billig.“

„Und Sie freuen sich vielleicht darauf, in die bunte Welt hinauszutreten?“

„Nein, ich fürchte mich nur ein wenig, unser Idyll, unser wohliges, geschütztes Heim zu verlassen, in fremde Verhältnisse einzutreten, mir bei anderen mein Brot zu suchen. Aber es muß sein. Für zwei große Mädels ist der Hausstand zu klein und auch Papas bescheidene Pension.“

„Und für mich war es immer nur das Natürliche, unter Fremden zu sein,“ sagte er. „Auf einer Schule des Auslands bin ich vom zwölften Jahre an erzogen worden, dann war ich zwei Jahre als Volontär in einem großen Eisenwerk bei Paris, darauf kam ein heimatisches Intermezzo: mein Freiwilligenjahr in einem Ulanenregiment.“

„Oh, ich weiß noch, wie Sie einmal auf Urlaub hier waren,“ rief sie lebhaft. „Wir waren so begeistert von Ihrem Anblick, und meine Schwester und

ich steckten um die Wette die Nase durch unsern Zaun, wenn Sie hier im Garten mit Ihrer Mama am Arme und dem großen Wolfshund im Gefolge spazieren gingen. Sie kamen uns fast wie der leibhafte Kriegsgott vor.“

„Ja, es ist auch eine schöne Waffe,“ schmunzelte er. „Ich war gerne Soldat, und es war mir ein glückliches Jahr. Nachher habe ich mich eine Weile in der väterlichen Stammfabrik in der bergischen Industriegegend aufgehalten, die jetzt mein ältester Bruder leitet, bin dann fast zwei Jahre zu weiterer kaufmännischer und sprachlicher Ausbildung in England gewesen, habe auch weite Geschäftsreisen in allen möglichen und unmöglichen Ländern unternommen und bin schließlich in Rußland gelandet, wo mein Vater an einem großen Eisenwerk beteiligt ist, das zum größten Teil einem alten, verwitweten und kinderlosen Onkel gehört. Wahrscheinlich werde ich das Werk bald übernehmen, da dem alten Herrn die Sache leid ist.“

„So haben Sie eine große und schöne Aufgabe, geben vielen Arbeitern Lohn und Brot, sind ein Pionier deutscher Tüchtigkeit und des Kulturfortschritts in einem halb barbarischen Lande.“

„Man tut, was das Schicksal von einem erheischt,“ sagte er leicht hin. „Und schließlich hat man auch dort Gelegenheit genug, sich das Leben angenehm zu gestalten. Freilich, ein bißchen einsam kommt man sich manchmal vor, im Klub, auf dem großen Gut, das der Onkel dort hat und dessen Oberverwaltung ich auch übernommen habe, oder in meiner Villa nicht weit von der Fabrik, in der ich mit einigen dienenden Wesen hause. Mitunter, wenn ich dort so abends auf meinem Balkon sitze und meine Importe rauche, auf die Fabrik schaue mit ihren in den Himmel ragenden Riesen Schornsteinen und über den breiten Fluß hin nach den starren, drohenden Festungsbreiten, auf niederen Hügelkuppen, nach den fernen Wäldern, dann packt mich so etwas wie eine Sehnsucht nach hier. Und ich weiß, wenn ich nun drüben bald der Herr, nicht mehr der Angestellte von Onkel und Papa bin, dann wird sich dennoch diese Sehnsucht verstärken, und ich werde mehr als je an die Heimat denken, und wie wir beiden hier so allein zwischen den Frühlingsblumen gewandelt sind, und wie ich die schönste von diesen Fliederdolden hier gebrochen habe, damit Sie die mir zu Ehren an Ihr Kleid stecken, das mir in seiner feinen Schlichtheit so unendlich viel besser gefällt, als dies verrückte Zeug, mit dem sich die jungen und älteren Damen heute verunstalten.“

Hestig errötend nahm sie die Blumen, die er von einem über und über mit Dolden bedeckten, über eine weiße Gartenbank sich neigenden Fliederbusch pflückte.

(Fortsetzung folgt.)

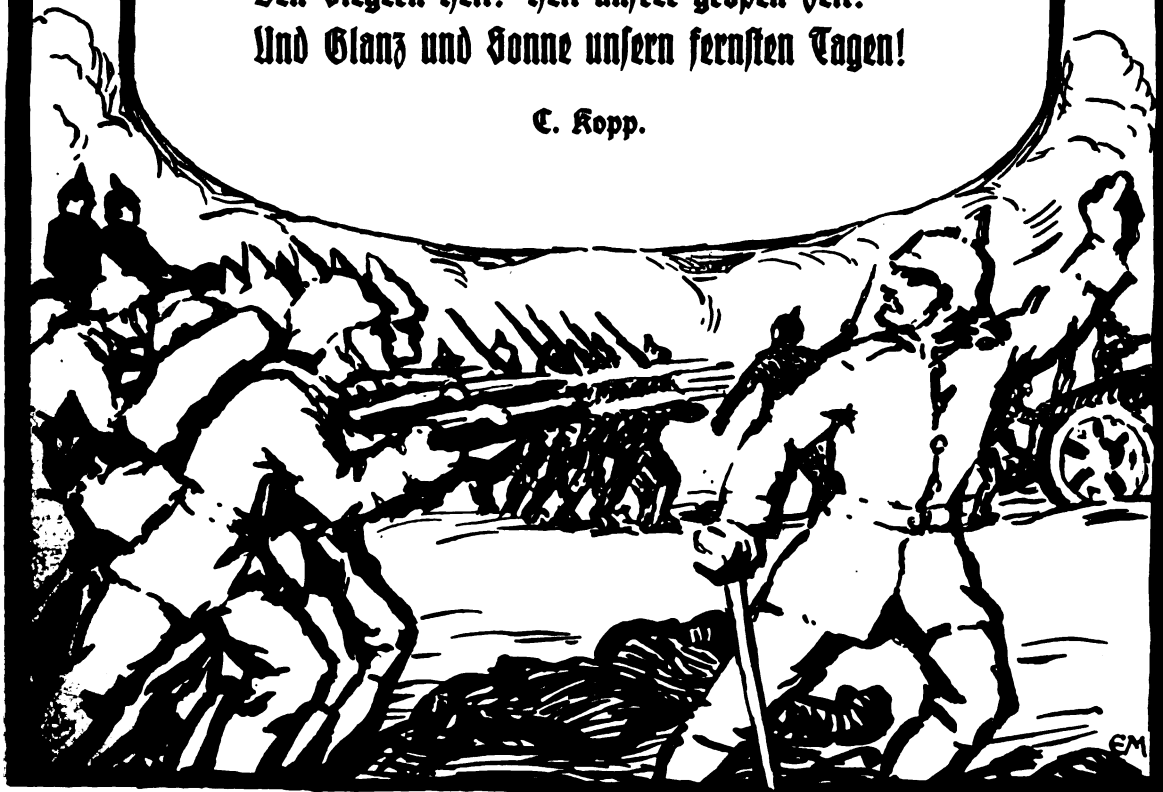
## Wir sind der Sieg!

Wie Meeresfluten brausen wir daher:  
Wir sind der Sieg und wir sind das Verderben!  
Und wäre unser Feind wie Sand am Meer:  
Es fiel ihm nur das schwarze Los: Verderben.

Wir sind die Rache und der Todesmut;  
Selbst unser Hassen loht in heil'gen Flammen!  
Und unsre Schmiedehämmer treffen gut:  
Sie schweißen unsrer Zukunft Glück zusammen.

Aufwärts die Blicke! Aber Not und Leid  
Hinaus soll Dank und Hoffnung stolz uns tragen!  
Den Siegern heil! Heil unsrer großen Zeit!  
Und Glanz und Sonne unsern fernsten Tagen!

C. Kopp.



# Französische Frechheit.

Von Hermann Müller-Bohn. (Zu dem nebenstehenden Kunstblatt.)

Durch die vergitterten Fenster der Conciergerie fällt matt das Licht des Morgens. Ein elendes Feldbett mit groben, durchlöchernten Leinentüchern und verschliffener wollener Decke, zwei Strohstühle und ein kleiner Tisch sind die einzigen Möbelstücke des Raumes, in dem Marie Antoinette die letzten traurigen Tage ihres Lebens zubringt. Durch eine Art spanischer Wand ist der Raum in zwei Teile geteilt, deren einer von den Tag und Nacht hier weilenden Gendarmen eingenommen war. Ihre unflätigen Reden machen nicht halt vor der keuschen Weiblichkeit der Königin. Mit teuflischer Bosheit auf dem höhnisch lächelnden Antlitz wirft ihr der „Bürger Jakobiner“ giftige Schmähreden entgegen, während der im Vordergrund stehende dummdreiste Bursche ihr frech den Rauch seiner Tabakspfeife ins Gesicht bläst. Mit Hoheit und Würde — wie während der ganzen Gefangenschaft — begegnet die Königin der frechen Herausforderung, weiß sie doch, daß diese drei Gesellen hier, deren schamlosen Blicken nicht ihre intimste Weiblichkeit heilig ist, nur elende und traurige Kreaturen jener Schreckensmänner sind, die in dem verblendeten, durch die Revolution verwilderten Frankreich die Herrschaft an sich gerissen haben. Nachdem sie den Herrschern Europas den Kopf des unglücklichen Ludwigs XVI. als Fehdehandschuh vor die Füße geworfen hatten, erschien es ihnen notwendig, durch Hinzufügung des Hauptes einer Königin, einer Erzherzogin von Oesterreich, in der sie die grimmigste Feindin ihrer Sache sahen, die freche Herausforderung noch zu verstärken.

Die Jakobiner ruhten nicht, bis sie ihren Schandtaten noch die Ermordung einer wehrlosen Frau hinzugefügt hatten. Am 3. Oktober erklärte der düstere Fanatiker Willauid-Barennes: „Es muß noch ein weiterer Beschluß gefaßt werden. Eine Frau, die Schmach der Menschheit und ihres eigenen Geschlechts, die Witwe Capet, soll endlich die von ihr begangenen Frevel auf dem Schafott büßen.“ — „Und so geschehe es!“ beschloß der Konvent. Am 14. Oktober 1793 stand die Königin vor jenem Gerichtshofe, dessen Name, von einer roten Blutwolke verdunkelt, stets der Schrecken aller Jahrhunderte bleiben wird. Sie erschien in zerlumptem Kleide, mit grau gewordenem Haar, aber in so heiligtvoller Würde und leuchtender Ergebung, daß selbst das Publikum dieses Tribunals sich einer heiligen Scheu und einer Regung von Mitleid nicht erwehren konnte. Als Staatsanwalt fungierte Fougier-Linville, der unermüdlche Lieferant von „Gebäcken“ für die „Dame Guillotine“. Auf der Geschworenenbank saßen Schneider, Perückenmacher, Schlosser, Handschuhfabrikanten, um über die Enkelin so vieler glorreicher Kaiser, welche die Krone Karls des Großen getragen, den Wahrspruch zu fällen: wahrlich ein Hohn der Geschichte, vor dem die gesamte Menschheit mit derselben Fassungslosigkeit stand, wie vor der grenzenlos dreisten Herausforderung, die die französische Nation dadurch an die übrigen Staaten Europas gerichtet hatte.

Und an solchen Herausforderungen fremder Nationen durch das französische Volk ist die Geschichte Frankreichs nur allzu reich. Das verblendete Volk der Franzosen, das sich stets am wohlsten gefühlt hat in einer Nebelwolke selbstgemachter „Gloire“, hat so oft im Laufe der Jahrhunderte gezeigt, daß es ihm zu jeder Zeit an der klaren Selbsterkenntnis seiner eigenen Kraft gefehlt hat.

Seine Selbsteinschätzung war stets Überschätzung. Das richtige Augenmaß für die eigene Kraft und Leistungsfähigkeit ist diesem sonst so begabten Volke nicht gegeben; das ist schließlich sein Verhängnis geworden. Nur der Starke läßt sich genügen an dem Bewußtsein seiner eigenen Kraft. Er braucht sie nicht künstlich nach außen hin in die Erscheinung treten zu lassen. Ein Volk aber, das, wie das französische, seit Jahrhunderten ein so starkes Ruhmbedürfnis hat, daß es schon die wachsende Kraft eines anderen, still und friedlich für sich schaffenden Volkes als eine Bedrohung seines „Prestige“ betrachtet, mußte notwendigerweise leicht zu Konflikten mit anderen Staaten kommen; auf jede energische Abwehr eines solchen Verhaltens seitens eines Nachbarstaates antwortete Frankreich stets mit einer dreisten Herausforderung. So war's schon zur Zeit des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, der die Herren Franzosen bei Rossbach mit blutigen Köpfen heim schickte, so war's vor allem bei dem Verhalten Frankreichs im Juli 1870, wo die unverschämte Herausforderung bis zur persönlichen Belästigung des greisen Kaisers Wilhelm ging. Ein ähnlich dreistes Verhalten Frankreichs zeigte sich fortgesetzt während des durch 44 Jahre von Deutschland treu gehüteten Friedens in dem stets mit neuer Annäherung erhobenen Anstinnen, Deutschland möge das von ihm 1870 zurückgeholte Elsaß-Lothringen wieder herausgeben, das ihm doch von Ludwig XIV. einst mitten im Frieden geraubt worden war; es zeigte sich vor allem — um zur Gegenwart zu kommen — schon Anfang August 1914 in der über alle Maßen dreisten französischen Zumutung, Deutschland möge seine Mobilisierung einstellen, obwohl es selbst schon vor der offiziellen Kriegserklärung den Angriff gegen uns eröffnet hatte, indem es seine Truppen kompanieweise ins Elsaß hatte einrücken lassen und französische Flieger über deutschen Städten erschienen waren. —

Am 16. Oktober 1793 hatte Marie Antoinette den schlanken Hals unter dem Beil der Guillotine beugen müssen. Am Tage nach der Hinrichtung der Königin speiften Robespierre, Saint-Just, Bardere und einer der Geschworenen, die in dem Prozeß fungiert hatten, bei Venua zu Mittag, wobei Bardere bemerkte: „Das Messer der Guillotine hat da einen hübschen Knoten der Diplomatie Europas durchgeschnitten.“ Worauf Robespierre antwortete: „Wohl, es ist ein bedeutender Schritt vorwärts auf dem Wege der Revolution, aber die Zahl der Feinde ist groß.“ — „Ja,“ meinte zum Schluß Bardere, „das Schiff der Revolution kann, wie es scheint, nur auf einem Blutmeer in den Hafen gelangen.“

Diese kurze Unterhaltung könnte, wenn man für „Revolution“ das Wort „Republik“ setzt, ebensowohl auch in diesen Tagen stattgefunden haben. Das Blutmeer fehlt auch heute nicht; aber wie es auch damals für Frankreich nicht „in den Hafen der Freiheit“ führte, sondern in dem Satyrspiel des 18. Brumaire endete, da Bonaparte das Direktorium stürzte, um an seine Stelle den Despotismus von neuem aufzurichten, so werden auch heute diese Ströme von Blut für Frankreich vergebens geflossen sein; die französische Regierung wird ihre frivole Herausforderung an Deutschland bitter zu büßen haben, und auf dem Wege zum Niedergang Frankreichs wird dieser von ihm leichtfertig heraufbeschworene Krieg nur eine letzte Etappe sein. ☐



**Französische Frechheit.**

**Königin Marie Antoinette und ihre Wächter.**

Nach einem Gemälde von D. Rey.







# Die Deutsche.



Eine Kriegserzählung aus Belgien von Nanny Lambrecht.

„Madaaaaaam!“ halt's aus den Winkelgäßchen der Maas. Ah, der wilde Lütticher Ringelreihen, der „Gramignon“, zur Pfarrkirch gesprungen von Männern, Weibern, Kindern. Hand in Hand zu langer Kette, der Geiger voran.

„Madaaaaaam!“ Und als Antwort der herausgeschrieene Massenruf:

„Ju n' vous nein vos si,  
c'est lu qui court après mi.“  
(Euer Sohn ist nicht mein Begehr,  
er läuft hinter mir her.)

Sirrende Geigentöne, erstickte Jauchzer. Hei, wirbelt die springende tanzende Kette um die St. Pauls-Kathedrale in den Carré hinein, schlängeln in die Häuser ein, treppauf treppab, klapp klapp zerrn die Reihen durch Tür und Tor. Und nach jeder Strophe das tollgejauchzte Gelächter:

... et bumbumbum et lonlonla  
et hia hia hia hia ...

Von der Zitabelle herunter kommen scharenweise die Soldaten, das Käppi schief, mit schlappem Gang, in graublauen gestreiften Leinenhosen. Und einer mit einer Nelke im Knopfloch, Zigarette im Mundwinkel, sie schnell im Takt seiner hingewürfelten Worte. Er stößt einem schwächlichen jungen Mann mit hochgezogenen Schultern in die Hüfte.

„Eh tu, Jean! nehmen wir uns ein kleines Mädel?“

„Greif zu, Henry, greif zu, es sind genug da.“

„Siehst du die drüben an der Passage?“

„O sacrebleu! sie lacht nicht einmal. Laß sie stehen.“

„Grab' die möcht' ich, tonnère!“

„Kennst du sie?“

„Hab' sie ein paarmal auf den Boulevards gesehen, sie führte Kinder spazieren.“

„Als Bonne, wahrscheinlich 'ne Blämsche.“

„Warum meinst du?“

„Siehst du nicht, wie unbeholfen sie steht? So ist keine Lütticherin.“

„Du bist verrückt, Jean!“

„Jfft! man ist also schon verliebt? — Siehst du? sie geht weiter. Lauf ihr nach, Henry, lauf ihr nach!“

„Du bist wahrhaftig verrückt!“ sagte Henry wieder, aber er ist schon quer über die Straße hinüber und tritt nun in die niedrige Passage ein.

Das Mädchen vor ihm dreht sich um, es hört den Schritt des Soldaten hinter sich und eilt weiter.

Da ist er neben ihr.

„Mademoiselle!“ Er grüßt militärisch, reckt sich in den Schultern. „Mademoiselle, wollen Sie nicht mit in den Gramignon springen?“

Sie ist ein bißchen aufgereggt, streicht das hervorquellende Haar unter den Hut, antwortet nicht gleich, muß ihre Worte suchen. Er lächelt auf sie herab. Ein niedliches Ding — eigentlich nicht gerade niedlich, im Gegenteil gut entwickelt, angenehme Fülle. Teufel! man möchte fast glauben, daß sie eine Blämsche ist — na ja, und spricht schlechtes, grundschlechtes Französisch, sie sagt, es sei Zeit, daß sie nach Haus gehe.

„Sapristi! werden Sie geprügelt, wenn Sie ein wenig später kommen?“

Sie lächelt, sie lächelt wunderschön.

„Das nicht, aber —“ Sie sucht wieder nach dem passenden Wort.

Da fragt er gönnerhaft: „Mademoiselle ist Blämsländerin?“

„O nein!“

„Ah sacrebleu! doch nicht —“

„Deutsch, Monsieur.“

Er muß sich gestehen, das küßt ihn etwas ab. Eine Blämsche läßt man sich allenfalls gefallen, aber... Eine Erleuchtung kommt ihm.

„Mademoiselle ist vielleicht eine Muß-Deutsche, eine aus der preußischen Wallonie dicht an der Grenze?“

„Auch nicht, ich bin aus Aachen,“ sagt sie resolut heraus. Und denkt: so, jetzt wird er dich in Ruhe lassen und weitergehen. — Lieber Himmel, nein, das denkt sie nicht, wahrhaftig nicht — schließlich ist er ein schöner schmucker Mensch, ein wenig dreist, aber das sind sie alle in Belgien — und ihr, der Deutschen, gefällt das, aber gewiß gefällt es ihr... Wird er nun weggehen? — Fällt ihm nicht ein, er bleibt. Und jetzt faßt er sie ohne weitere Umstände bei der Hand und zieht sie fort in den Gramignon. Ihre Finger greifen ineinander, pressen sich fest. Die tolle Lust tobt... Hahahaha... Und faßt sie schon um die Hüften und lacht ihr zu, lacht, lacht... sein heißes Gesicht an ihrem... und küßt sie in wildem Lachen...

Ja, und dann kommt er sich jeden Abend seinen Kuß holen. Sie meinen beide, daß sie nun wohl nicht mehr voneinander können. Und erzählt ihr, daß sein Elternhaus ein paar Stunden von Aachen steht — auf der Landstraße, wo der Weg nach Moresnet abzweigt. — Ei, springt das Mädchen auf. Moresnet? Wo am Eichschen das Gnadenbild steht? Wo die Wallfahrtsprozessionen mit wehenden Fahnen hinziehen? Und wohin es auch schon mitgezogen ist durch den Aachener Wald? Und Loblieder gesungen hat's, und Kaffee getrunken hat's in den Wirtshäusern am Eichschen.

Eh bien, in einem Kaffeehause wohnt er ja auch, wenn auch nicht in Moresnet. Und wenn nun seine Dienstzeit zu Ende ist, kehrt er in das Kaffeehäuschen zu seiner Mutter zurück — einen Vater hat er nicht mehr — und wird Landwirtschaft treiben und wird sich eine kleine Frau heimholen, die für die Ausflügler Kaffee kocht. — Und da wird das Mädchen furchtbar rot bis in das dunkle hochgebaufte Haar hinein — und dann wird er plötzlich sehr ernst, sagt, seine Mutter spreche kein Wort Deutsch, da müsse also wohl seine kleine Frau sich anstrengen, um Französisch zu lernen.

In dieser Nacht findet er auf der Zitabelle droben keine Ruhe. Was wird seine Mutter zu der Deutschen sagen? Sie ist noch von altem Schlag, wallonisch bis in die Knochen hinein. Sie kann nur zwei deutsche Worte: „Deutsche Schweinhund.“

Und nun kommt ihr einziger Sohn und sagt ihr: „Mutter, du wirst eine Deutsche ins Haus bekommen.“

Sacrebleu! Sacrebleu! das wird schlimm werden. — Na ja, mag's werden. Er ist verliebt bis über die Ohren, er wird das Mädel heiraten. Abgemacht. Wenn er mal losflucht, wagt auch die Mutter kein Wort mehr zu sagen.

Und der Henry Marait aus Belgien hat so lange geflucht, bis er seine deutsche Frau heimführen durfte.

Die alte schlohweiße Frau hatte sich gewiß nicht zu beklagen. Die kleine Frau Mimi ließ sich glückstrahlend zu einer petite Belge ummodellern.

Verwandte aus Aachen kamen wallfahrten zum Eichschen, sie erzählten von der Mimi Klintenbergs Wunderdinge, sie erzählten, sie habe geradezu ihr Deutschsprechen verlernt, und man könne der Mimi ein großes Kompliment machen, wenn man ihr sage, sie seh' aus wie eine Belgierin. Und erst, wenn Henry erzählte, daß die Deutschen Sauerkrautfresser seien und die Soldaten blöde Tölpel, die sich anschnauzen ließen! So ist's, dachte Mimi, so ist's, man hat früher nie so darüber nachgedacht.

Und mit der alten Frau war sie einmal in Aachen. Da hatte der von Köln kommende Zug sehr Verspätung, und die Menschen auf dem Bahnsteig harrten geduldig.

Ein Herr stand bei dem Stationsvorsteher, sein Gesicht ernst. Mimi hörte ihn sagen: „Es sieht schlimm aus, Rußland will den Krieg —“

„Mère!“ stieß Mimi erschreckt die alte Frau an, „man sagt, daß es in Deutschland Krieg gibt.“

„Daß man die Hunde nur totschlägt!“ Kurz und kalt und gleichgültig. Mimi verzog das Gesicht. Die Hunde? Die Scham stieg ihr heiß. Plötzlich kam ihr das. Merkwürdig. Sie hatte sich doch abgewöhnt, sich als Deutsche zu fühlen, sie war jetzt Belgierin und hat allzeit wacker über Deutschland losgefahren. Aber jetzt — Hunde —? Man könnte doch etwas Rücksicht auf sie haben. O nein, Rücksicht auf sie hat man nie gehabt, auch ihr Mann nicht, obwohl er sie vergötterte. Nun ja, sie hat ja auch keine Rücksicht verlangt. Und schließlich — was geht es sie noch an, wenn Deutschland Krieg führt? Sie wohnt in Belgien.

Sie steigen mit ihren Paketen aus und wandern die Landstraße hinunter dem Dorf zu. Ein Haus mit einem Blechschild über der Türe. Auf dem Schild eine gemalte Kaffeekanne. Ein fremder Mann sitzt bei Henry; er verabschiedet sich, als die Frauen kommen.

„Wer war das, Henry?“

„Ein Kamerad von Lüttich,“ erwidert er ausweichend. Sie möchte auch ihm sagen, was sie gehört hat, daß es Krieg mit Deutschland gibt, aber sie möchte das nicht vor der Frau sagen, sie hat ein hartes Gesicht, die Frau. Aber als sie am Abend in die Kammer hinaufsteigen, sagt sie es ihm. Er reckt die Arme, gähnt, lacht dann übermütig. „Nicht nur mit den Russen, auch mit uns Franzosen werden die Sauerkrautfresser es zu tun haben.“

„Mit uns Franzosen? Wir sind doch —“

„Wir sind Brüder der grande nation! Die grande nation wird uns beistehen, wenn das deutsche Fressmaul das reiche Belgien auflecken will.“

„Will es das?“

„Ah, und wie! Seine ganze Politik geht darauf aus, Belgien aufzuschlucken und uns unter den deutschen Säbel zu bringen. Ah sacrebleu! den ersten deutschen Kopf nagle ich über unsere Haustür.“

„Ach du! Du wirst doch nicht mehr einberufen, du hast aus dem letzten Manöver dein steifes Knie behalten.“

„Desto besser,“ nickt er in verbissener Heimlichkeit, „dann werde ich mit denen im Kittel kämpfen.“

Mit denen im Kittel? Sie möchte fragen, aber eine geheime Angst hält sie zurück. Was geht vor? Was ist bereits geschehen? In grauenvoller Unruhe bringt sie die Tage hin.

Henry Marait geht nicht mehr aufs Feld hinaus, er sitzt daheim und wartet. Er hatte einen Brief ohne Unterschrift erhalten: „Ein Bauer wird zu Ihnen kommen. Führen Sie ihn zu dem Lehrer von ...“

Der Bauer kommt zur Nacht. Schweigend wandern sie. Der Lehrer erwartet sie an der Türe seines Hauses. Er ist schon reisefertig, zeigt ein gleiches Schreiben, das er erhalten, vor: „Zwei Männer werden zu Ihnen kommen. Führen Sie sie zu dem Küster von ...“

Und die drei wandern. Bei dem Küster stoßen andere zu ihnen. Sie kennen sich nicht. Sie fragen nicht, sie tun, was man ihnen sagt. Der Bund der blauen Kittel.

Sie sitzen stumm und warten. Sie warten auf einen, der in der Nacht kommen sollte, der noch nicht da ist, Sollten etwa Ereignisse ...? Da hören sie Schritte im Gang. Der Mann tritt ein, wie sie alle im Kittel, klein und schwächlich, aber überragend, vornehm und gelassen. Er spricht Französisch wie ein geborener Pariser. Er gibt leise und lebhaft seine Verordnungen. Er kommt in Schwung. Sein weißer Spitzbart zittert. Er springt auf. Und alle mit ihm. Er holt das Kreuzifix von der Wand. Sie schwören's ihm auf den Gekreuzigten: Schweigen — bis die Stunde da ist.

Im dunklen Gang händigt jemand ihnen ein Päckchen ein, jedem von ihnen. Sie gehen schweigend von dannen, nach allen Richtungen hin. Sie wissen nichts mehr voneinander. Sie kennen sich nicht.

Mobilmachung in Deutschland. Krieg mit Rußland. „Le Soir“, das Blatt der Arbeiter, schreibt: „Das bedeutet: Frankreich rüstet!“

Und dann ein Haufen des Triumphs durch ganz Belgien: „Frankreich erklärt Deutschland den Krieg!“

Dann las man im „Soir“ und im Brüsseler „Petit Bleu“ in Fettdruck drei Worte: Die Stunde ist da!

Was ist's? Was bedeutet's? Welch furchtbares Geheimnis hinter drei drohenden Worten?

Und stumm wie bisher öffnen die Blaukittel die Päckchen. Flugblätter. Am Morgen findet jeder Bürger unter die Haustüre geschoben das Blatt mit den drei geheimnisvollen Worten:

Die Stunde ist da! Belgier! Der deutsche Erbfeind, der Frankreich das Schwert in die Hand drückt, steht an den Grenzen unseres Landes. Er wird wie eine Horde Raubtiere über uns hereinbrechen, unsere blühenden Fluren vernichten, unsere Frauen schänden und uns unter die deutsche Gewalt zwingen. Darum erhebt euch, Belgier, greift zur Waffe, wer es auch sei, Männer, Frauen, Kinder. Laßt euch jeden Schritt breit abkämpfen! Eine Barrikade sei jedes Haus, jede Hecke! Schwächt den Feind, haltet ihn auf, bis uns die grande nation zu Hilfe kommen kann!

Man fragte, man staunte, man knirschte. Diese maudits prussiens! Diese Diebe, Hunde! Hinaus mit den Deutschen! „Petit Bleu“ meldet, daß man in Brüssel die deutschen Schweinehunde wie eine Viehherde davongetrieben habe. Ihre kranken Kinder habe man ihnen aus den Spitälern hinaus nachgeworfen.

Da stößt Mimi einen Schrei aus, ein herausgeschluchztes Stöhnen:

„Ihre kranken Kinder?“ Preßt ihr Kind an die Brust, preßt es zum Ersticken. Ihr Mann blickt bestürzt auf. Das Gesicht der alten Frau verzerrt sich hämisch:

„Ah — l'Allemande!“ („Ah, die Deutsche!“)

Und weiter nichts. Und geht hinaus. Todstill in der Stube. Nur das schnelle Ticken der Weckeruhr auf der Kommode — schnell und gejagt wie der bange Herzschlag der zwei Menschen, die sich nun in der Stube gegenüberstehen. Langsam kommt Henry zu Mimi. Seine Stimme heiser:

„Nimm dich in acht, halt dich still — sonst kann auch ich dich nicht mehr retten.“ Und auch er hinaus. Die junge Frau sieht sich um, scheu und verängstigt, als lauere in der Ecke jemand auf sie — als sei sie hier plötzlich fremd — und habe sehr zu fürchten. Draußen laufen die Leute zusammen. Eine zweirädrige Pferdebekarre fährt an, eine Kiste wird ins Haus geschafft, schwer und maffig. Im Höfchen hinterm Haus biffnet man sie mit kräftigen Weilschlägen. Und nun geht's in dem Kaffeekessel ein und aus.



Ein belgischer Franktireurüberfall. Für das Universum gezeichnet von K. Winter.

ununterbrochen Schritte durch den Hausflur, Flüstern und Fluchen, Klirren, Knacken.

Mimi steigt ans Dachfenster hinauf, wagt hinunterzuspähen. Eine Waffentüte, wie sie sie öfter in Lüttich beim Transport von Herstall aus gesehen. Schweigend verteilt ihr Mann die Waffen. Halbwüchsige Burschen greifen zu, viele Frauen, auch Kinder, auch kleine Mädchen. Sie lassen den Hahn knacken, probieren kaltblütig die Waffe. Die Männer stecken die Hände voll Patronen, Kugeln in die Rocktaschen. Es sind schwere langläufige Revolver, 12 Millimeter, blank und blitzend, noch nicht

brüniert, noch ohne Kolben und Schäfte, so wie sie unfertig aus der Herstaler Fabrik herausgeholt wurden.

Leise schließt Mimi das Fenster, von Grauen erfüllt schleicht sie hinunter. Henry steht am Tische und lädt einen solchen Revolver, fünf Kugeln.

„Komm her, Mutter!“ ruft er in die Küche zurück, „der ist für dich. Du läßt die Deutschen ruhig einmarschieren — und dann knallst du ihnen eins in den Rücken, verstehst du? Vom Dachfenster aus, und dann schnell Kopf weg, damit sie dich nicht erwischen. Ich lagere mich mit den anderen hinter die Hecken. Fünf stred' ich

auf einen Atemzug hin. Du, Mimi, bist sicherer im Keller. Du wirst also aus dem Kellerloch schießen — hier der Revolver ist nicht so schwer, nur drei Schüsse, schieß blindlings in die Truppen hinein, aber immer in den Rücken. Wenn alles klappt, dann haben wir im Dorf allein ein paar hundert hingestreckt. Da, Mimi — nimm die Waffe.“

Sie weicht bis zur Türe zurück, sie atmet hörbar, ihre Blicke verstört auf ihm.

„Du willst — daß ich schieße —?“

„Hast du Angst, arme Fliege?“

„Ich kann nicht, Henry, ich kann nicht —“

Seine Brauen schnellen auf. „Warum kannst du nicht?“

Da würgt sie es heraus: „Auf die — Deutschen schießen . . . nein!“

Aus der Küche heraus ein höhnisches Aufschauen:

„Aha, l'Allemande!“

Da schnellst das junge Weib auf, da schreit sie es ihnen zu: „Ja! Ja! Ja, die Deutsche! Ich bin's immer gewesen, immer! Aber ihr habt mir's ja vorgeschwätzt, daß ich nicht mehr deutsch wär', und ich hab's selbst geglaubt. Und jetzt — ha, jetzt fühl' ich's, was ich bin, jetzt, wo ihr so schändlich seid und wollt, daß ich auf meine Landsleute schieße! Wie Meuchelmörder wollt ihr sie niederknallen! Henry! Henry!“ Mit ausgebreiteten Armen will sie zu ihm: „Wenn du mich lieb hast —“ Da stößt er sie weg. Sie taumelt auf die Türe zu, tastet sich hinaus, sie fürchtet sich, jagt zu ihrem Kinde in die Kammer, reißt das Kind an sich, bebzt, zittert, horcht.

Kein Laut im Hause. Als säßen sie nun flüsternd beisammen . . .

Die Leute schleichen an dem Kaffeehause vorüber und sehen Henry Marait blaß und finster am Fenster stehen, er starrt und scheint niemand zu sehen.

Dann dreht er sich um, wischt sich über die Augen, seine Lippen kneifen zusammen. Ein Zug von stiller Feindseligkeit. Wie hat er sie lieb gehabt! Jetzt — ein plötzlicher grimmig bohrender Haß. Wenn sie nicht die Mutter seines Kindes wär' . . . Aber sein Kind, sein Engélehen . . . O, er möcht' heulen vor Zorn und Mut über sie. Sie soll ihm aus dem Wege gehen, in die Ecke soll sie sich verkriechen, die verdammte Deutsche. Und wenn sie sein Kind küßt —

ha, sie soll's nicht mehr wagen. — Was will der Bäcker Joseph am Fenster? Er winkt, sein Mund an den Scheiden — die Deutschen hätten von Nachen aus belgisches Gebiet überschritten, sie seien im Anmarsch . . . Hä — war das ein Schuß? . . . Wieder einer? Die Blaufittel schon an der Arbeit? Vive! Los! — Brennt drüben ein Haus? Von den Deutschen zusammengeschossen! Belgier! die Waffen zur Hand! Männer, Frauen, Kinder in den Hinterhalt! Das Mädchen vom Bäcker wird das Zeichen geben. Es wird den Truppen zuwinken und zu trinken reichen — und dann kann's losknallen aus Büschen und Fenstern und Türen. Vive la France! Schlagt die deutschen Hunde tot!

Im Dorf schon die ersten Truppen. Wagen, Pferdegetrappel. Kommandorufe. Wieder ein Schuß. Flüche, Verwünschungen. Ein Reitertrupp die Landstraße herauf — ein lächelndes Mädchen läuft den Truppen entgegen, winkt freudige Grüße . . . Und da stürzt ein junges Weib aus dem Kaffeehause, ein weinendes Kind auf dem Arm — winkt, schreit auf — „Verrat!“ . . . da tosen die Schüsse aus dem Hinterhalt, die Pferde bäumen auf, Reiter sinken ab — ein Tumult von Schüssen und Flüchen und Rufen und Geschrei und scheuenden Pferden. Ein Kugelregen aus den Hecken.

„Zurück, Mimi, zurück!“ gelst ein Schrei an ihr Ohr — da taumelt sie, ein Stoß flog an ihre Schulter — verirrt aus der Hecke heraus . . . sie faßt nach ihrem Kinde — das Köpfchen fällt an ihre Brust — wie geknickt — Blut über ihre Hand hin — Herr im Himmel! . . . ihr Kind! . . . aus der Hecke kam's — ein verirrter Schuß, der ihr Kind traf, durchbohrte — und an ihrer Schulter absprang . . . Henry! Henry! Henry! . . .

Als man den Henry Marait mit der Bande der Franktireurs nach der roten Kaserne in Nachen brachte, um sie dort standrechtlich zu erschießen, riß er den blauen Kittel auf und legte die Brust bloß. Und finster und gewalttätig knirschte er's heraus:

„Nur zu! Treffst gut! Ich habe fünf Deutsche erschossen, und die letzte Kugel traf mein Kind. Sagt meiner Frau: Mit dem letzten Atemzug verfluch' ich sie noch!“ — — — Trommelwirbel . . . Feuer! . . . Sie sanken hin. 2

## Wiegenlied.

Sei ruhig, schlafe, mein Kind!  
Wenn draußen auch Wetter sind.  
Dein Vater steht im Feld;  
Allein bin ich in der Welt.  
Schlafe süß, du Knabe,  
Den ich als Einziges habe —  
Wir beide sind uns gefellt.

Sei ruhig, schlafe, mein Kind!  
Noch bist du den Sorgen blind;  
Noch schläffst du ferne den Wetterern,  
Die Freund und Feind zerschmettern.  
Schlafe süß, du Knabe,

Den ich als Einziges habe —  
Wir beide sind uns gefellt.

Das Feld trägt noch seine Garben.  
Sei ruhig, schlafe, mein Kind!  
Und müssen wir schaffen und darben —  
Du — bist noch dem Elend blind.  
Die Garben, sie werden reifen,  
Die Blitze vorbei dir streifen —  
Sei ruhig, schlafe, mein Kind!  
Den ich als Einziges habe,  
Du, meine seligste Gabe  
In der weiten grausamen Welt!

Albert Geiger.



Die Norddeutsche Missionsstation in Amedzofe.

## Der Einbruch der Engländer in Togo.

Von Dr. Adolf Heilborn.

Mit acht farbigen Bildern nach Gemälden von Fr. Vollbehr.

Der perfide Einbruch der Engländer und Franzosen in Togo lenkt wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese blühende deutsch-westafrikanische Kolonie, die nun gerade ein Menschenalter lang in deutschem Besitz ist. Was in diesen dreißig Jahren deutscher Verwaltung hier geschaffen wurde, wird für alle Zeiten ein Ruhmestitel in der Geschichte des deutschen Kolonialwesens sein. Als im Juli 1884 der Reichskommissar Gustav Nachtigal auf Erfuchen einer größeren Zahl von Ewe-Häuptlingen an verschiedenen Plätzen der Küste Togos die deutsche Flagge hißte, da galt es nur, einigen wenigen Hamburger und Bremer Handelshäusern, die hier im Gebiete der sogenannten Sklaventüste Faktoreien unterhielten und im wesentlichen Produkte der Ölpalme ausführten, den Schutz des Deutschen Reiches angebeihen zu lassen. Im Jahre 1913 betrug der Gesamthandel Togos rund 21 390 000 Mark, wovon fast 10 Millionen auf die Ausfuhr entfallen, und neben Palmkernen und Palmöl spielen Mais, Kautschuk, Baumwolle und Kakao eine bedeutende Rolle; Togo bedarf heut eines Reichszuschusses nicht mehr, und so kann man gerade der Weiterentwicklung dieser Kolonie das

günstigste Prognostikon stellen, ohne der Schönfärberei verdächtig zu werden. Als das Deutsche Reich damals Besitz von dem Gebiete ergriff, dessen Areal nun mit rund 87 200 qkm das des Königreichs Bayern übertrifft und mehr als doppelt so groß wie die Provinz Schlesien ist,

war Togo ein Land unter der Herrschaft zahlreicher habgieriger und brutaler Häuptlinge, die über eine indolente und durchaus unzuverlässige Bevölkerung das Zepher schwangen. Kleine Dörfer, oft nur ein paar armselige Hütten, bildeten ihre Residenz. Heut hat Togo, dessen Bevölkerung mit rund einer Million Seelen eher zu gering als zu hoch eingeschätzt wird, eine ganze Anzahl größerer Orte, wenn schon naturgemäß nur wenige eine solche Ausdehnung erreichen wie Lome, der Sitz der Regierung, eine durchaus europäisch anmutende Hafenstadt von etwa 8000 Einwohnern — im Regierungsbezirk Lome-Stadt beträgt die Einwohnerzahl sogar 11 500 Seelen — mit ihren breiten, von Mandelbäumen eingefassten Straßen, Marktplätzen, stattlichen Regierungs-Gebäuden, Schulen, evangelischen und katholischen Kirchen, Krankenhäusern, einem modernen Schlachthause und so weiter. Lome ist auch der Ausgangspunkt dreier Bahn-



Der Oberhäuptling von Atapame.



pen springen auf, und selbst ernstere nervöse Störungen können gelegentlich ausgelöst werden, wie denn überhaupt Togo klimatisch und gesundheitlich für den Europäer keine sonderlich günstigen Verhältnisse darbietet.

Wir wollen hier nun nicht eine Gesamtskizze von Land und Leuten dieses westafrikanischen Schutzgebietes entwerfen — das ist in Reclams Universum schon von berufener Hand geschehen (vgl. z. B. den Aufsatz des hochverdienten früheren Gouverneurs von Togo, Grafen Zech, in Nr. 43 des Universums, 1912) —, sondern vielmehr

die Entwicklung Togos in den letzten Jahren verfolgen. Geradezu mustergültig darf das Wegenez genannt werden, das unsere Kolonie heute durchzieht und um dessen neuerlichen Ausbau der jetzige Gouverneur Togos, der auch als erfolgreicher Afrikaforscher bekannte Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, besondere Verdienste hat. Bezeichnet doch ein guter Kenner der Kolonie diese Wege, so die Straße von Lome über Atakpame nach Sokode hinauf und die Gebirgsstraße von Palime über Misahöhe nach Kpandu, als geradezu „ideale Automobilstraßen“. Es sind breite Chaussees, auf denen sich lebhafter Wagenverkehr entwickelt hat; neben den von Männern gezogenen Fahrzeugen nehmen Personen- und Lastautomobile im Verkehrsilde einen immer breiteren Raum ein. Zu der Entfernung je eines Tagesmarsches bieten vom Staate unterhaltene Rasthäuser längs der Wege Unterkunft. Bäche und Flüsse sind durch solide Brücken überbaut. Das Wasserneß spielt leider für den



Eine Schule der Norddeutschen Mission in Togo.

Verkehr keine sonderliche Rolle: der im Unterlauf schiffbare Volta mündet auf englischem Gebiet, die Mündung des Mono, dessen Talweg vom 7. Breitengrade südlich an die Grenze zwischen Togo und Dahomey bildet, liegt in der französischen Kolonie; alle anderen Flüsse kommen kaum in Frage. Hoffen wir, daß der siegreiche Krieg die Mündungen der beiden genannten Flüsse in deutschen Besitz bringe! Bei rein tropischen Kolonien wie Togo ist die Er-



Fischerdorf Kwadjowikofe bei Lome.





Sonnenuntergang während der Harmattanzeit bei Lome.

ziehung der Eingeborenen zur Arbeit und Mitarbeit für die Entwicklung der Kolonie eine Lebensfrage. Um ihre glückliche Lösung in unserem Sinne machen sich neben den Regierungsschulen (in Lome, Sebewi und Sokode) namentlich die Schulen der Missionen hochverdient. Von diesen zählt Togo heut 147 evangelische und 181 katholische, zu denen sich noch je eine Fortbildungsschule und ein Lehrerseminar gesellen. Obschon im letzten Jahre in sämtlichen Regierungs- und Missionsanstalten ein sechsjähriger Lehrgang eingeführt worden ist, drängen sich, wie dem Regierungsberichte zu entnehmen ist, nach wie vor die jungen Togo-  
neger zu den deutschen Schulen. Guten Schülern ist nach Absolvierung der niederen Schule, die auf den untersten Stufen zunächst eine gründlichere Ausbildung in der Landwirtschaft anstrebt, Gelegenheit zur Weiterbildung in den erwähnten Fortbildungsschulen gegeben. Hier erlernen sie Stenographie, Schreibmaschinenschreiben, das Abfassen von Berichten, das Rechnungswesen, Buchführung, das selbständige Aufnehmen von Verhandlungen und so weiter, erwerben sie kurzum alle solche Kenntnisse, die sie befähigen,

gen, bei der Verwaltung, der Post, den Zollbehörden, der Eisenbahn und in europäischen Handelshäusern mittlere Stellungen zu bekleiden. Sehr segensreich wirken auch die Handwerkerschulen, mit deren Begründung bereits 1899 die katholische „Steinler Missionsgesellschaft“ in Lome den Anfang machte. Heute arbeitet bereits eine größere Anzahl farbiger Lehrlinge und Gesellen in den Werkstätten der Regierung zu voller Zufriedenheit dieser. Auch mit dem Menschenmaterial der in Friedenszeiten 560 Mann

starken, unter dem Befehl deutscher Offiziere stehenden farbigen Polizeitruppe hat man dank klüglicher Auswahl aus den verschiedenen Stämmen des Schutzgebiets und indem man durch Kleidung und erhöhte Löhnung das Selbstgefühl des Einzelnen und das Ansehen der ganzen Truppe den anderen Eingeborenen gegenüber gehoben hat, bislang die besten Erfahrungen gemacht.

Der gegenwärtige Krieg wird an den bisherigen Verhältnissen wohl kaum etwas ändern; der glückliche Sieg aber dürfte der deutschen Kolonie sowohl eine Gebiets-  
erweiterung wie eine Erhöhung der Machtmittel eintragen.



Die Gouvernementsstation Misahöhe.



Mit Genehmigung des Herrschers Zitiert & Co., Berlin W. 35.

Wilhelm I. nach der Schlacht bei Sedan. Nach einem Gemälde von Angelo Jant.

UNIVERSITÄT  
DUISBURG  
ESSEN



# Die Reichstagsbilder von Angelo Jank.

Ein Vorschlag für das deutsche Volk. Von Paul Westheim.

(Hierzu eine Kunstbeilage.)

Wir „Barbaren“, die wir jahraus, jahrein als „die Friedensstörer“ verlästert worden sind, dürfen jetzt mit einiger Genugtuung die „friedliebende“ Welt an eine Begebenheit erinnern, die sich vor ungefähr vier Jahren abgespielt hat. Es handelte sich bei der Affäre um ein paar Wandbilder oder, wenn man genauer zusieht, um eine Bekundung der übergroßen Friedensliebe des deutschen Volkes, das, solange es nicht herausgefordert war, peinlichst bemüht gewesen ist, sogar die Empfindungen der ihm feindlich gesinnten Völker zu schonen.

Die Bilder, von denen ich spreche, waren von dem Münchener Maler Angelo Jank gemalt und dazu bestimmt, den Hauptsitzungsaal des Reichstags zu schmücken. An der Hauptwand dieses Saales, über der Präsidententribüne, hatte der Architekt Raum gelassen für eine künstlerische Dekoration. Nach einem fehlgeschlagenen Ausschmückungsversuch gähnte die Reichsboten jahrelang eine graubraune Bespannung an, bis die Ausschmückungskommission den Beschluß faßte, Angelo Jank, den Maler der „Eisernen Wehr“ und Schöpfer manch flotten Soldatenbildes, diese leere Fläche ausmalen zu lassen. — Die Größe des alten und die Wiederaufrichtung des neuen Reiches: der Empfang der Gesandten Harun al Raschids durch Karl den Großen, die Unterwerfung der Lombarden durch Friedrich Barbarossa, und in der Mitte die Neuschaffung des Reiches durch die Schlacht bei Sedan, war das Thema, das da zur Darstellung kommen sollte. Als vor vier Jahren diese drei Bilder nach einer Ferienpause in die Wand des Reichstagsaales eingefest waren, gab es in der Hefpresse jenseits der Vogesen, im „Matin“ und den ihm wesensverwandten Organen, die ihren Lesern zwanzigmal täglich das Wort Revanche vorzusetzen pflegten und mit den grellsten Tönen Deutschland als den ständigen Friedensstörer zu denunzieren liebten, ein nicht erdenwollendes Entrüstungsgeheul über die „Provokation“, die der französischen Nation im deutschen Reichstag zugesügt worden war. Diese Provokation, an die bei uns natürlich niemand gedacht hatte und die auch nur eine chauvinistisch überhitzte Phantasie zu sehen vermag, wurde darin gesehen, daß angeblich auf dem Hauptbild eine französische Fahne in den Schmutz getreten wurde.

Der Maler hatte für dieses Mittelbild den Vorgang gewählt, wie am Abend nach der Schlacht von Sedan Kaiser Wilhelm, begleitet von dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke und den anderen Männern seines Gefolges, über das vom Kampf aufgewühlte Schlachtfeld reitet. Soldaten aller deutschen Stämme, Bayern, Württemberger, Sachsen, Preußen usw. und aller Truppengattungen umjubeln ihren siegreichen Heerführer, während tote Krieger, zerfetzte Uniformen, zerstampfte Rümpfe, zerschossene Kanonen, Pulverwagen usw. am Begrab von der Schlacht zeugen, die zu des Reiches Wiederaufrichtung den Grundstein legen sollte. Unter diesem Kriegsmaterial, daß der geschlagene Feind hinter sich lassen mußte, befindet sich am Boden, an der Stelle etwa, auf die der alte Kaiser gerade zureitet, eine der geschlagenen Armee entfallene Trikolore. Als eine „Verletzung der Empfindungen der französischen Nation“, als eine „Provokation ohnegleichen“ wurde dieses Überreiten der Trikolore in der standallüsternen

Boulevardpresse hingestellt. Eine geschäftige, vielleicht von russischen Geldern angefeuerte Macho markierte ein Kochen der französischen Volksseele. Das hätte das deutsche Volk nicht zu berühren brauchen, trotzdem entfernte der Reichstag die Jank'schen Bilder aus seinem Sitzungssaal und verbannte sie in eines der großen Kommissionenzimmer.

Das war ein Akt, der mehr als alles für die große Friedensliebe des deutschen Volkes und seiner Vertreter zeugt. Sie waren Herren in ihrem Hause und hätten den französischen Chauvinismus nach Belieben heulen lassen können. Aber sie wollten dem französischen Volk zeigen, daß wir weit entfernt waren; den Krieg heraufzubeschwören, daß wir um des Friedens und um der Völkerverständigung willen sogar die übertriebene Empfindsamkeit anderer Nationen zu schonen bestrebt waren. Es war die Großmut des Siegers, der im Vollgefühl seiner Macht alles zu vermeiden bestrebt ist, was den geschlagenen Gegner auch nur in der Einbildung kränken und demütigen könnte. Es war eine Tat jener Ritterlichkeit, die seit den Tagen des jungen Siegfried dem deutschen Volk eingeboren im Blut liegt. Und auch heute, wo die deutsche Friedensliebe so schmählich betrogen worden ist, wo eine von der Scheel- und Rachsucht verblendete Menschheit über uns herfallen zu können glaubte, sind wir weit davon entfernt, uns solcher Ritterlichkeit zu schämen. Es war, wie unsere Truppen bei Lüttich, bei Namur, bei Longwy, bei St. Quentin, bei Maubeuge und noch so vielen Orten wohl auch dem schwerhörigsten der Gegner bewiesen haben, alles andere denn Schwäche, was uns damals bestimmte. Wir haben wie in tausend anderen Fällen alles und mehr als alles getan, um den Völkerfrieden zu bewahren, indem wir sogar unberechtigte Empfindlichkeit schonen. Von einer höheren Warte, der Warte der Ethik, aus wird die Nachwelt, die unerbittliche Richterin sein wird über diejenigen, die frevelhaft diesen Weltbrand entzündeten, ein strenges Urteil fällen, und Lug und Trug, die jetzt die Welt gegen Deutschland aufbringen, werden in Nichts zerfallen. Unser Schild ist, das können wir getrost sagen, selbst in so kleinen Dingen rein.

Auf den Schlachtfeldern zeigen unsere Tapferen den Franzosen, Engländern, Belgiern und Russen die andere Seite der deutschen Ritterlichkeit: das Besiegen und Vernichten des Gegners im offenen, mannhaften Kampf. Die Trikolore in den Staub zu schmettern, ist nun eine uns aufgezwungene Parole geworden, eine Parole, in der, wie die täglich neuen Siege im Westen erweisen, deutsche Truppen eine Meisterschaft erzeigen. Nichts ist wohl selbstverständlicher, als daß zur Erinnerung an diese glorreichen Tage der Reichstag jene Jank'schen Bilder mit dem Sieger von Sedan, mit Karl dem Großen und dem alten Barbarossa aus der Vergessenheit ihres Kommissionenzimmers herausholt und ihnen für alle Zeiten den Ehrenplatz in dem Hauptsitzungsaal anweist, für den sie gedacht waren. Vielleicht findet sich sogar hier noch eine Wand, auf der der Maler auch die Laten verherrlichen kann, die jetzt in Ost und West, zu Wasser und auf dem Lande von den deutschen Kämpfern rühmlichst vollbracht werden. ☐



Ein englisches Kulturbild aus The illustrated War News. Es trägt folgende Unterschrift: „Schwarze Truppen, welche für Frankreich gegen die Germanenhorden kämpfen.“

## Des Kriegers letzter Wille.

Ein Wort vom Militärtestament. Von Dr. Hans Lieske, Leipzig.

Schicksalschwere Trennung von unsern Lieben daheim taucht plötzlich jegliches Opfer, jegliche Güte, die uns das Gleichmaß des Alltags als selbstverständliche Gaben gedankenlos nehmen ließ, in das vergoldende Licht jäh aufflammender Erkenntnis dessen, womit hingebende Fürsorge uns umhüllt und erwärmt. Und inmitten der Stimmen stolzer Gehobenheit über die hehren Aufgaben, mit denen uns eine große Zeit beschenkt, ertönt plötzlich schrill und peinigend die Anklage, daß wir vor Eigensucht vergaßen zu vergelten, was opferfroher Sinn, was Liebe und Freundschaft uns getan. Wer aber als Krieger im Felde nicht weiß, ob ihm eine Heimkehr das Versäumte nachzuholen erlaubt, der will im letzten Willen wenigstens seinem Dank Worte verleihen. Unser Recht erweist sich nun gleichsam als Hüterin solchen Bestrebens. Während es im Alltagsleben die Beachtung einer größeren Zahl weise erwogener Vorschriften über die Testamenterrichtung mit nachsichtloser Strenge fordert, sind den Vaterlandsverteidigern von Rechts wegen größtmögliche Freiheiten bei der Kundgabe ihres letzten Willens beschieden.

Das ist die Geburtsgeschichte der seit dem Jahre 1874 gültigen Militärtestamente. Wer darf ein solches Testament errichten? Jeder, der zum aktiven Heere gehört, also auch der Freiwillige. Damit ist aber der Kreis der Bevorzugten noch lange nicht geschlossen. Vielmehr umfaßt es alle, die sich in irgendeinem Dienst- oder Vertragsverhältnis bei dem kriegsführenden Heere befinden: Krankenpfleger, Schwestern vom Roten Kreuz, Marktender, Zeitungsberichterstatter; zu ihnen gesellen sich endlich Kriegsgefangene oder Geiseln während ihrer Gefangenschaft.

Ein armer Verwundeter, den Todesahnungen quälen, leidet schwer darunter, daß er seine geliebte Frau durch letztwillige Verfügung nicht zu seiner Zufriedenheit bedacht hat. Mühselig holt er einen Bleistiftstumpf aus der Tasche, kramt ein Fehzehen Papier hervor und schreibt mit letzter Kraftentfaltung: „Mein Testament: Meine Frau soll die Hälfte meines Nachlasses erhalten; mein Junge die andere Hälfte. Friß Kersten.“ Das Datum, dessen er sich nicht zu entsinnen vermag, läßt er weg, ebensowenig ist ihm der Ort bekannt, an dem er sich befindet. Ist dieser letzte Wille, den jemand drei Tage darauf der vorgesezten Militärbehörde abliefern, wohl verbindlich? Gewiß, denn ein Militärtestament gilt auch ohne Angabe von Ort und Datum, wenn es der Erblasser nur vollständig eigenhändig geschrieben und mit seinem Namen unterzeichnet hat. Rasam ist's freilich für den, der hierzu imstande, Tag und Ort trotzdem zu vermerken.

Ein anderer kann um seiner verwundeten rechten Hand willen kaum mehr selber schreiben. Er bittet deshalb einen

Kameraden um den Liebesdienst, ihm die Schreibarbeit abzunehmen, und buchstabiert dem nun vor: „Mein Testament. Meine Mutter, Aurelia Hertwig, setze ich zu meiner Universalerbin ein.“ Und mit eigener Hand unterschreibt der Verwundete diese Erbauseinandersetzung mit „Kurt Hertwig“. Ein giltiges Testament? Nein. Das Fehlen von Ort und Zeitangabe tut zwar der Geltung keinen Abbruch, wir sahen's an Frist Kerstens letztwilliger Verfügung. Wollte das Gesetz aber selbst von fremder Hand geschriebene und lediglich von dem Erblasser persönlich unterzeichnete Testamente gutheißen, so wäre damit doch schließlich dem Schwindel Tür und Tor geöffnet. Es müssen darum gewisse Garantien gegeben sein, die einem von anderer Feder geschriebenen und nur eigenhändig unterzeichneten letzten Willen Geltung verschaffen. Diese Garantien aber liegen in der Mitunterzeichnung seitens zweier Zeugen oder eines Offiziers oder Auditeurs. Militärtestamente gelten also zweitens ohne Angabe von Ort und Datum und geschrieben von fremder Hand, wenn sie nur eigenhändig unterschrieben und von zwei Zeugen oder von einem Auditeur oder Offizier mit unterzeichnet sind.

Wieder einer liegt im Lazarett und vermag, schwerverwundet, nicht einmal mehr seinen Namen selber zu schreiben. Das Gesetz verlangt in solchen Fällen wieder zwei Zeugen oder statt ihrer einen Offizier oder einen Auditeur. In Gegenwart dieser Urkundspersonen verhandelt ein Auditeur oder ein Offizier mit dem Verwundeten. Was der Kranke dabei erklärt hat, wird dann niedergeschrieben und ihm vorgelesen. Die Zeugen aber haben nebst dem die Verhandlung leitenden Offizier oder Auditeur mit ihrer Unterschrift zu bekräftigen, daß alles richtig und ordnungsmäßig hergegangen ist. Zählt der Verwundete oder Kranke den Militärpersonen zu, so dürfen die Auditeure oder Offiziere durch Militärärzte oder höhere Lazarettbeamte oder Militärgeistliche vertreten werden.

Das Auftauchen von Zweifeln an der Echtheit solcher Testamente ist bei den geringen Formerfordernissen natürlich ebensowenig ausgeschlossen als der Verdacht, der oder jener möchte in nüchternen Erwägung doch einiges anders bestimmt haben, als im Angesicht der Todesstunde. Deshalb soll die Geltungsdauer solcher Nottestamente nicht die Zeit der Bedrängnis lange überleben. Es verlieren infolgedessen Militär- und Marinetestamente die Giltigkeit mit dem Ablauf eines Jahres seit dem Tage, an dem der Truppenteil, dem der Testator angehört, demobil gemacht ist, oder nach Jahresfrist von dem Tage an, seitdem er dem mobilen Truppenteile nicht mehr angehört oder als Gefangener oder Geisel aus Feindesgewalt entlassen ist.

## Nibelungentreue.

**S**ie krochen rings im Dunkeln, sie brüteten Verrat,  
Seit Jahren vorbereitend die üble Freveltat.  
Es stünde längst Europa durch ihren Neid in Brand,  
Hätt' man nicht stets gesehen die beiden Kaiser Hand in Hand.

Sie wollen uns ans Leben, sie schmähten unsre Ehr',  
Wir schlifften unsre Schwerter, wir schmiedeten die Wehr.  
Schon fühlten wir das Drücken des ungeheuren Rings,  
Wir gingen unsres Weges und schauten nicht rechts noch links.

Nun ist es offen worden, nun heult die Meute Nord,  
Sie fassen von drei Seiten, in Ost und West und Nord,  
Jetzt muß das längstgeschliffne, das blanke Schwert heraus,  
Schon schossen sie uns Brände in unsrer Heimat helles Haus.

Noch einer war im Bunde mit uns, ein schwarzer Wicht,  
Der schlich verzagt beiseite. Wir brauchen ihn ja nicht!  
Ob er auch ausgerissen, wir sind ja noch zu drein,  
Es wird an seiner Stelle Gott mit uns im Bunde sein.

An Rönig Egels Hofe, an den sie Süde lud,  
Da standen die Burgunder bis zu den Knien in Blut,  
In Brand und Rauch und Trümmern focht jeder wie ein Leu,  
Es klingt in unsre Tage das Lied von der Nibelungen Treu.

Heiß wurden ihre Waffen von des Gebälkes Blut,  
Da schöpften sie mit Helmen und tranken rotes Blut.  
Sie schlugen viele Tausend, eh' man sie überwand,  
Es rang der Tod den Toten das Schwert erst aus ihrer Hand.

Das sind die neuen Hunnen, sie brachen wild herein,  
Nun Rücken rasch an Rücken, nun schließen wir die Reihn.  
Und fielen damals tausend von der Burgunder Faust,  
So achtet, ob nicht unser Schwert so scharf wie damals faust.

Wir haben all die Jahre an großem Wort gespart.  
Ein Wort des Deutschen Kaisers ist keine Redensart,  
Und sprach er wie ein Seher von Nibelungentreu:  
Wie Hagen und wie Volker, so fechten wir heut aufs neu.

Nur daß nicht Untergehen uns wird in diesem Krieg,  
Sieg kündet jeder Faustschlag, ein jeder Pulsschlag Sieg.  
Und aus dem blut'gen Ringen, da klingt's empor und zieht  
Bis an der Welten Ende: der neuen Nibelungen Lied.

Karl Hans Strobl.





# Briefe vom Kriegsschauplatz.



## Im Feldlazarett.\*)

(Aus dem Brief einer Krankenpflegerin.)

In dem Feldlazarett, dem ich als Krankenpflegerin zugeteilt bin, stürmen so unendlich viele neue Eindrücke auf mich ein, daß es mir unmöglich ist, jetzt Ruhe zu finden, obgleich ich eigentlich schlafen sollte. Meine Gedanken jagen sich förmlich. Bis jetzt hatten wir eigentlich wenig von dem, wie es auf dem Schlachtfelde aussieht, gehört, denn wir haben hier nur Schwerverwundete, die zum größten Teil bewußtlos liegen oder doch so schwach sind, daß sie nicht sprechen können oder dürfen. Seit zwei Tagen haben wir aber einen Mann hier, der nur leichter verletzt ist und daher wohl schon Ende der Woche weitertransportiert wird. Von dem hörten wir nun Näheres. Dieser junge Mann scheint ein ganz besonderes Vertrauen zu mir zu haben, denn als ich ihm gestern mittag einige Handreichungen machte, fragte er mich, ob ich wohl mal an seine junge Frau schreiben wollte, daß er leicht verwundet und hier in guter Pflege sei. Natürlich habe ich es gern getan, denn der arme Mann ist, obwohl seine Wunden schnell geheilt sein werden, so nervös, daß es ihm unmöglich ist, auch nur drei Zeilen zu schreiben. Des Abends bat er mich, ich möchte ein Weilchen bei ihm bleiben. Weil es ihn zu beruhigen schien, und ich mit meiner Arbeit fertig war, mochte ich nicht nein sagen, und er war glücklich, als ich mich bereit erklärte, den Bericht über sein Kriegserlebnis für ihn niederzuschreiben. Er hat folgendes erlebt:

„Bei schönstem Sonnenwetter verließen wir das Dorf, in dem wir kurze Zeit geraftet hatten, um den Feind aufzuspüren und ihn möglichst zu fassen. Voll Kampfesmut und Siegesgewißheit ging's rüstig dahin durch die Mittagstillen, wohl eine Stunde lang. Dann mußten wir eine Anhöhe hinauf, und kaum oben angelangt, bekamen wir den Feind zu Gesicht. Wir versuchten, von dichtem Gebüsch gedeckt, seine Stellung näher zu erkunden, und konnten uns nicht mehr verhehlen, daß es Wahnwitz wäre, weiter vorzugehen, weil unsere Gegner an Zahl uns zu wesentlich überlegen waren. Während wir noch vorsichtig spähten, war mit einem Mal in der kleinen Talmulde alles in Bewegung; man hatte uns entdeckt. Kavallerie stürmte heran, und in größter Eile mußten wir den Rückzug antreten. Wenige Minuten danach trachten hinter uns die ersten Schüsse. Fast wieder in der Ebene angekommen, stolperte ich plötzlich und war wohl so unglücklich gefallen, daß ich mich nicht wieder erheben konnte. Daß ich von einer feindlichen Kugel getroffen sein könnte, kam mir nicht in den Sinn, ich empfand nur einen rasenden Schmerz im Knie und war trotz aller Anstrengung nicht in der Lage, aufzustehen. Geschosse piffen durch die Luft und wildes Kampfgeschrei hallte durch die Stille. Mit einem Mal erhielt ich einen Schlag an den Kopf. Was dann weiter geschehen ist, weiß ich nicht mehr. Als ich aufwachte, war es tiefe Nacht. Totenstille lag über dem Lande, durch das wir am Mittag so fröhlich mar-

schierten. Jrgendwo hörte ich eine Uhr schlagen. Mechanisch zählte ich: eins, zwei, drei, vier, und so fort bis zwölf. Dann wieder Stille ringsumher. Nicht weit von mir vernahm ich qualvolles Stöhnen. Was war geschehen? Ich konnte meine Gedanken kaum sammeln und doch ließ mir das Umherirren der Sinne keine Ruhe. Ich versuchte meine Glieder zu bewegen: meine Arme waren frei, aber aufzustehen war mir nicht möglich. Als ich an meinen Kopf faßte, fühlte ich, daß meine Haare feucht und von Blut zusammengeklebt waren. Dann übermannte mich wieder die Schwäche, lange Zeit lag ich reglos. Immer mehr Klagestimmen schienen sich zu vereinen, aber ohne Verständnis zogen sie an meinem Ohr vorüber.

Gellte da nicht ein Schrei durch die Nacht? Wie von einer unsichtbaren Macht emporgerissen, saß ich plötzlich aufrecht, und da erfaßte mich das ganze Grauen, das mich rings umgab. Nicht weit von mir lagen Tote, drei, vier übereinander, das ganze Feld schien mir mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Was war das? Im fahlen Mondlicht sah ich Gestalten sich bewegen. Einzeln huschten sie von Mann zu Mann, aber keinen trugen sie fort. Also keine Hilfe, sondern Leichenräuber, Mörder. In meiner ungeheuren Erregung hätte ich aufschreien mögen, aber mir war die Kehle wie zugeschnürt, mein Kopf schmerzte, als hielten ihn eiserne Klammern. Fort, fort, war mein einziger Gedanke. Unter Anwendung aller Kraft kroch ich, so gut es ging, ein Stückchen weiter. Bis zu den vier Toten war ich gekommen, da konnte ich nicht mehr. Erschöpft brach ich zusammen, meinen Körper eng zwischen die Leichen gepreßt. Dann war wieder Nacht um mich her. Ob ich geschlafen, ob ich ohnmächtig dagelegen, vermag ich nicht zu sagen. Als ich zu mir kam, graute der Morgen, die Dämmerung warf ihr bleiches Licht auf mich und meine unheimlichen Schlafgesellen, und die leichten Nebelschleier, die über den Wiesen dahinzogen, ließen meine ganze Umgebung noch gespenstiger erscheinen. Das Entsetzliche meiner Lage kam mir mehr und mehr zum Bewußtsein, und mit aller Anstrengung schob ich mich auf der Erde weiter, immer ein kleines Stückchen vorwärts, bis ich endlich die Fahrstraße erreichte, die Gott sei Dank nicht allzu fern war.

Meine Wunden brannten fürchterlich, dazu quälte mich der Durst und der Gedanke an das, was ich erlebt hatte. Aber der Himmel war mir gnädig. Nicht allzulange sollte ich warten, da sah ich in der Ferne ein Gefährt daher kommen. Ob Freund oder Feind, dachte ich, ganz gleich, lieber gefangen sein, als hier elender wie ein Hund an der Straße verkommen. Alle Kraft riß ich zusammen, um mich bemerkbar zu machen — und man hatte mich entdeckt. Ganz in meiner Nähe hielt das heraufsaufende Automobil. Ich kann nicht sagen, wie glücklich ich war, als ich deutsche Stimmen hörte. In kurzer Zeit war ich in dem Wagen untergebracht und dann ging die Fahrt den Weg zurück, bis ich nun hier eingeliefert wurde.“

So weit seine Geschichte. Der arme Mann ist nicht allzu schwer verletzt, aber die seelische Erschütterung, die er erlitten hat, hat ihn schrecklich mitgenommen, alle seine Glieder zittern fortwährend. Es ist ein Bild des Jammers. Und wie vielen mag es wohl so gehen! Ich wollte, dieser grausame Krieg hätte bald ein Ende.

\*) Wir beginnen heute mit der Veröffentlichung von Briefen vom Kriegsschauplatz, die uns infolge ihres Inhalts und ihrer Darstellung besonders wertvoll erscheinen. Unsere Leser und Freunde bitten wir nochmals, uns solche Briefe, die ihnen zum Abdruck in unserer Zeitschrift geeignet erscheinen, freundlichst zur Prüfung zu übersenden. Was wir veröffentlichen, wird nach unseren Sätzen bezahlt: was u. G. nicht für das Unverstum geeignet ist, geht den freundlichen Einsendern wieder zu.



französische Kriegsgefangene bei der Arbeit. Sie befördern das Material zu den Barackenbauten im Sennelager, wo sich bereits 22.000 gefangene Franzosen und Engländer befinden und das infolge großen Andrangs andauernd erweitert werden muß. Die Franzosen, von denen jeder seine Schlafbede bei sich führt, werden zumeist als gutmütig geschildert, während die englischen Gefangenen ein herausforderndes Benehmen zeigen. Holtpet. Ubrich, Kallst.

### Eine Andacht im Feindesland.

(Aus dem Kriegsbrief eines Offiziers.)

Heute sind es vier Wochen, daß wir aus Strassburg auszogen, nicht ahnend, daß uns in kurzer Zeit so schwierige Aufgaben zufallen würden. Und wie weit liegt diese Zeit zurück. Wenn ich an unser erstes Gefecht bei Mühlhausen denke, ist es gerade, als ob es schon ein halbes Jahr her wäre. Alle die vielen Eindrücke werden durch neue abgelöst, und es ist wirklich eine Kunst, alles in der Erinnerung zu behalten. Nun, die ersten vier Wochen sind für mich günstig verlaufen, hoffentlich die nächsten auch. Jetzt sitzen wir mittenlang in Frankreich. Wir sind hier in Gegenden gekommen, die noch nie von deutschen Truppen belegt waren, die aber schon vollständig von eigenen Truppen verwüstet sind. Es ist ja ein kolossal reiches und fruchtbares Land, doch steht man diesem Reichtum der Bevölkerung nicht an: unangenehme, besonders unreinliche Menschen, die in miserablen Behausungen wohnen. Die letzten zwei Nächte haben wir seit vierzehn Tagen endlich einmal unter Dach und Fach zubringen können. Doch war dies keine reine Freude: kleines, häßliches, schnell laufendes sowie stechendes Ungeziefer, das sich auf dem ganzen Körper erging — dies in der ersten Nacht; in der zweiten Nacht ein mörderisches Artillerie-Granatfeuer, das uns nicht schlafen ließ und uns außerdem einige Tote und Verwundete kostete. Was wird uns nun die dritte Nacht bringen? Man lebt ständig in Zweifel und weiß nie, was in den nächsten zehn Minuten passieren kann — c'est la guerre! Aber schön ist doch folgendes: Vorgestern kommen wir nach einem größeren Dorf, wo wir hielten und uns mitgeteilt wurde, daß nach den großen Anstrengungen, die das Regiment seit vier Wochen

gehabt habe, wir nun einmal eine Ruhepause haben sollten. Das Dorf war vollkommen zusammengeschossen und machte einen geradezu erbärmlichen Eindruck. Auch die Kirche sah aus wie ein Warenlager, dort hatten vorher französische Truppen gelegen und alles liegen lassen: Konfervenbüchsen, Brot, Rölche lagen da im bunten Durcheinander. Wir hatten auf einem großen Platze vor der Kirche die Gewehre zusammengesetzt, und die Leute gingen aus Neugierde hinein. Ich stieg auch von meinem guten „Pascha“ und begab mich in das Gotteshaus. Bald entdeckte ich eine Orgel, und ich versuchte einige Choräle, die mir auch gelangen. Nachdem ich ein bißchen gespielt hatte, hörte ich für einen Moment auf und sah mich um: eine von Soldaten vollgepfropfte Kirche! Als bald kam ein Offizier zu mir herauf und teilte mir mit, daß der Divisionskommandeur einen ganz einfachen Gottesdienst abzuhalten gedenke, ich solle mich vorbereiten. Es dauerte nicht lange, da kam er, und ich begann mit dem Choral „Nun danket alle Gott!“ Als dann ließ er uns nach einigen einleitenden Worten ein stilles Vaterunser beten, und ich endigte mit dem Niederländischen Dankgebet. Als der Kommandeur die Kirche verlassen hatte, wartete ich einen kleinen Moment und stimmte dann „Deutschland, Deutschland über alles“ an. Noch nie in meinem Leben hat mich eine so glückliche, feierliche Stimmung getroffen wie an diesem Tage und an dieser Stelle. Eine Andacht, die nicht gekünstelt war, eine Andacht, die aus rauhen Kriegern wieder einen Menschen machte, der der höchsten Führung einerseits und andererseits seiner Lieben in der Heimat gedachte. Ich habe geweint, aber Tränen der Freude, der Dankbarkeit waren es. Wie schön sangen die Kameraden, wie feierlich wirkte die Umgebung. Es war eine unvergeßliche Stunde





# Oesterreichisches Kriegstagebuch.



## IV. Die unsichtbare Schlacht.

**S**taub in ungeheuren Schwaden, weiß wolkte er auf, weiß unsere Kleider, Stiefel, auch das Haar unter der Mütze ist weiß gepudert vom Staub und Sand der galizischen Steppe. Mühsam schaufeln sich die Räder des Militärautos durch den grundlosen Boden, dann ist endlich die Straße da, und nun stellt der junge, rumänische Lenker auf volle Fahrt ein. Es nützt aber nicht viel, Landsturmlente tauchen hinterm Grabenrand auf, winken, bedrohlich glänzen die aufgesteckten Bajonette in der Sonne, wir müssen uns ausweichen, Feldruf und Losung geben, dann heult wieder die Sirene des Wagens, wie ein weidwundes Tier höhnt sie, und wir fahren weiter, immer geradeaus, der Schlacht entgegen, unter deren Donnerschlägen die Erde um Lemberg seit vielen Wochen dröhnt.

Und obwohl uns nun kaum eine halbe Fahrstunde von dem gigantischsten Schlachtfeld der Weltgeschichte trennen kann, fahren wir wie durch den tiefsten Frieden. Es ist wahr, die Bäume der Schauffee hat man sämtlich umgehauen, von anderen starrt nur eben noch das dünne entlaubte Stämmchen wie ein Besenstiel am Straßenrand. Ganze Gehölze, kleine Wäldchen hat man rasieren müssen, um freien Ausschuß zu bekommen, und zum Teil haben das vor den Oesterreichern schon die Russen besorgt, denn nun passieren wir bereits Gebiet, das gestern noch im Besitz des Feindes war und aus dem ihn unsere Truppen in fürchterlichem Nahkampf verdrängt haben.

Und doch, doch Frieden überall, wenn nur nicht jenes fern wütende, windverwehte und dann plötzlich zu erschreckender Stärke aufbrüllende Gewitter der tobenden Schlacht wäre. Noch beängstigender als der Kampflärm ist das atemlose, tödliche Schweigen, gespenstisch rascheln im nahen Buschwerk die welken Blätter, und mit einer seltsamen Erschütterung, über die man sich eigentlich nicht Rechenschaft zu geben weiß, hört man den Klagen, zirpenden Lockruf eines Vogels antwortlos durch das Schweigen irren.

Dann Menschenstimmen, ein Dorf, das schon Russen gesehen hat und heute wiederum österreichisch ist. Und hier stehen, man möchte seinen Augen nicht trauen, Läden offen wie in Friedenszeiten, ein kleiner jüdischer Kommiss verkauft Kriegsausrüstungsgegenstände, Bauern drängen sich um volle Haferfäcke, die zur Bahn müssen; Kisten liegen aufgestapelt am Marktplatz, ein alter Bauerngaul wiehert — niemand weiß, von woher ihn der

Hafer sticht — beinahe lustvoll in das Drängen und Tratschen und Feilschen des aufgeregten Bauernvölkchens, und an der Ziegelschwelle eines völlig ausgeräumten Hauses spielen Kinder, wirklich Kinder, die ein aus einem Baumast geschnitztes Gewehr schultern, einen aus einer polnischen Zeitung gefalteten Tschako tragen.

Der Wagen fährt weiter, weiter, und wieder meldet sich der Krieg, aber jetzt trägt er ein auch dem friedlichsten Landhasen vertrautes Gesicht. Man meint sich in sommerliche Manöverzeiten versetzt (erst gestern schrieb mir ein junger Fähnrich, der jetzt an der Drina steht: „Du glaubst wahrscheinlich gar nicht, wie wenig sich der Krieg eigentlich vom Manöver unterscheidet). Ubertausende von Wagen sind im Feld an der Straße aufgereiht; es ist der Verpflegs- und Munitionsnachschub, der nur auf das Zeichen zum Vorrücken wartet. Überall musterhafteste Ordnung, alles ist in bestem Stand; jeder bereit, sofort aufzubrechen. Drüben steigt der blonde Rauch von Holzfeuer auf; dort sind die Feldbäckereien, mit dem Glase sehen wir, wie unsere braven Burschen, Ärmel aufgestrempelt, blühweiße Schürzen um, den Teig kneten, als ob nicht 20 km weiter vorne der Tod die schrecklichste Ernte besorgen würde. Auch die weiße Fahne mit dem roten Kreuz ist da; Sanitätsoldaten, die Gelben sind, ohne daß man es ihnen immer zugehen wollte, haben augenscheinlich eine kleine Rastpause und benutzen sie, den Kameraden zuzusehen, die quer über das Dach ihres Feldspitals eine große, mit dem roten Kreuz bemalte Holzlatte nageln. Sie soll das Lazarett vor den Bombenwürfen feindlicher Flieger schützen und bewegt vielleicht endlich die russische Artillerie, nicht ausgerechnet diese Baracken zum Ziele zu nehmen. Das ist nämlich schon öfter von diesen Helden versucht worden.

Auch bei den Küchen fahren wir vorüber; blonde, lachende Burschen schwingen grüßend ungeheure Schöpflöffel, vollbeladene Munitionskarren gehen in die Schlachtlinie ab, leere Holpern im Galopp zurück. Immer wieder denkt man, als ob man sich beruhigen möchte: Manöver. Alles scheint hier so ausgerechnet, so unglaublich klappt alles, jede Verrichtung hat sozusagen ihren Parade marsch in sich, daß man sich immer wieder sperrt, an den furchtbarsten, tödlichen Ernst der Stunde zu glauben, deren Grauen uns nun allgemach umfängt.



Vaters Abschied vom Liebling. Phot. Büllinger.



Bundesbrüder: Eine sächsische Pferdekommission beim Pferdeeinlauf in Arad. Im Hintergrund gefangene Russen und Serben.

Verwundete kommen, gottlob auf eigenen Füßen, mit den in der größten Eile angelegten Notverbänden, und sie lachen über das ganze Gesicht, legen die gesunde Hand mit einem derben Scherzwort dem zu Hilfe eilenden „Sanitäter“ um die Schulter und verlangen zuerst und vor allen Dingen „was j' essen“.

Nach einer viertelstundenlangen Ruhe brüllt da, jenseits des mit welchem Strauchwerk belaubtem Sandhügels, ein entsetzlicher Lärm auf. So oft man dies auch gehört haben mag, immer reißt es von neuem an den Nerven, wenn der Sturm neuerdings in die Stille bricht. Dann, mit wiedergefundener Ruhe, macht man sich einen Spaß daraus, aus diesem Höllentonzert einen eigenen Rhythmus herauszufinden.

Abrißens halten wir jetzt, gedeckt durch eine Terrainwelle, die das flache Land unglaublich weit beherrscht. Hier sind die schweren Haubitzen der Österreicher aufgefahren; zehn Schritte von mir speit die Hölle, daß man trachten muß, in diesem erschütternden Krachen nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren. Wellender als das orgelnde Brummen der Haubitzen schlagen die Kanonenschüsse ein; zuweilen glaubt man ganz, ganz fern, lächerlich harmlos, das Knattern der Infanterie zu vernehmen, und nun nimmt auch ein, fünf, zwanzig Maschinengewehre den Kampf auf, und ihr rasendes Tok-tok-tok reißt eigentlich am stärksten an den Nerven. So unerbitterlich hämmert nur die Maschine; hier — fühlt man — ist jeder Widerstand vergeblich vor dem furchtbarsten, blinden, wütenden Mähen des Todes, der reihenweise lebendige Garben umwirft, und wider den die wie Hornissen heraufsaugenden, kleinen, tüchtischen Gewehrflugeln das reinste Kinderspiel scheinen . . .

Plötzlich reißt im schwachsonnigen, von einem feinen, grauen Schleier verhängten Himmel dieser Ebene etwas wie eine jähe Flammengarbe auseinander. Nicht ganz gefaßt, nicht gleich begreifend, starrt man hinauf, da rast und jöhlt und pfeift es wie aus den Entsetzensmäulern einer wilden, lebendigen Horde: ein russisches Schrapnell

ist in der Luft zerborsten. Das ausglimmende Feuer umwölkt sich gleich mit weißem Dampf, und dann jagt, Gott gnade nun jedem, der Streufegel des explodierten Geschosses auseinander. Unten wölkt Staub und braune Erde auf, Splitter haben sich in die abgeräumten Äcker gebohrt, oder eine Granate ist dort explodiert; dies alles aber sieht man eher, als der atemraubende Knall, das jagende Pfeifen und höllische Zischen unser Ohr trifft.

Und nun ist der Tanz erst losgebrochen, vom eigenen Feuer bebzt die Erde, und fern, fern drüben an den Hügeln puffen unablässig die weißen Wölkchen auf, ein entsetzliches Feuerwerk scheint den Himmel selber in Brand stecken zu wollen. So oft hoch oben ein Schrapnell explodiert, hört es sich an wie das Zerreißen eines Seidensekens. In tausend solcher Fehen zerreißt unablässig dieser matte, graublau, dieser unbewegte Herbsthimmel; und wie wütende Hunde und pfauchende Schakals heult Geschos um Geschos daher, trifft auf, schlägt ein, und schon reißt die nächste den Himmel auseinander, der sich gleich wieder sanft, unwissend, blau über dem Schlachten der Millionen wölbt . . .

Wir sind aus dem Auto gestiegen, gebannt stehen wir eine halbe Stunde in dem Tosen, und plötzlich wundert sich einer, deutet auf das leere, unendlich sich deh nende Feld, fährt instinktiv nach einem neuen Knall mit den Händen an die Ohren und fragt — kaum versteht man ihn. „Ja,“ sagt er, „das ist ja schrecklich. Aber wo ist nun die Schlacht?“ Und wieder sieht er zweifelnd über das tödlich leere, kilometerweite Feld, auf dem schlechterdings gar nichts, absolut nichts zu sehen ist.

Sind wir zu weit nach rechts gefahren?  
Aber nein! Wir befinden uns mitten in der Schlacht! Diese unheimlich leere Ebene ist das Gefechtsfeld. In dieser Ödnis klopfen hunderttausend Herzen zum Hals hinauf, aber hunderttausend Hände drücken das eiserne Gewehrzüngel nieder, fieberisch glänzende Augen suchen den Feind, sehen ihn nicht, ahnen ihn kaum, und doch müssen ihre Kugeln treffen; die in feurig langen Flammenzungen

den Horizont absuchenden Garben der Schrapnells schlagen in den unsichtbaren Feind. Die Schlacht ist ein mathematisches Exempel, Berechnung, Ausforschung, Ablauerung, und vom männermordenden Krieg, dessen ganze Schauerlichkeit uns da umtost, sehen wir nichts, nichts als diese da, dort, hier, drüben schwach aufwolkende Erde, leere Kartoffelfelder, zusammengehauenes Gehölz, Steppen unendlichen Staubes, kahle Sandwellen. Aber keinen Menschen! Nicht Mann noch Rosß noch Wagen. Vorhin rumpelten die Munitionskarren davon, wie verschluckt scheinen sie jetzt von der bebenden Erde, über der die Lüfte tosen.

Die Schlacht aber — niemand sieht sie. Kein Glas zeigt sie. Und nun glauben wir, das stärkste Grauen empfunden zu haben, das je ein menschliches Herz mit eiskalten Fingern umklammert hielt: als wir über das leere Feld starren, über dem der Himmel in Flammen und die Luft in Donner zerriß, und über der gespenstisch leeren Scholle ein herrenloses, blutendes Pferd jagen sahen, zusammenbrechen sahen und versinken in der braunen Wolke aufspritzender Ackererde, die ein explodierendes Schrapnell in tiefen Furchen auseinanderriß.

Kein Maler malt dies Grauen.

Weiterhinter der Kampflinie. Blestierenträger schleppen Bahren, Ärzte verbinden den leichter Verwundeten Hand und Fuß; ein abgekehrter, vom Jagen todesmatter Melde-

reiter fällt fast von seinem Pferd, das flankenzitternd sich kaum auf seinen Beinen zu halten vermag; aber der Mann will nur eine Zigarette, ein paar Züge raucht er, wirft sie weg, grüßt, winkt, schleudert sich in den Steigbügel, und Mann und Rosß stieben schon wieder davon in den wolkenden Staub.

Landsturmleute bringen russische Kriegsgefangene, ziemlich abgetriebene, stumpfe Kerls in graugrünen, guten Uniformen, die sich auf den Galgen gefast machen und grenzenlos blöde erschrocken sind, wie ihnen unsere Leute nun Suppe in ihren eigenen Menageschalen anbieten.

Ein junger Sanitätsoldat, abseits im Grabenbuschwerk, bindet mit fraulich zärtlicher Vorsicht einem braunen, ungarischen Korporal das weiße Tuch um die Stirne. Weicher liegt man nicht im Arm der Liebsten, und in der Liebsten Armen entschlüft man nicht sanfter als der braune, ungarische Soldat, aus dessen Wangen alles Blut und alle Farbe still weglöscht . . .

Ein Grab im tiefen Sand. Und noch Gräber, noch Gräber sind zu graben heute nacht; tiefe, lange Schachtlöcher in der Heide, über der Mond und Sterne stehen und das Kerzenlaternchen des Totengräbers im blanken Grabstreich schimmert.

Aber nicht dieses traurige Graben, nicht dies ruhmvolle Sterben ist so grauenvoll und gespensterhaft unheimlich als die im Sonnenglast brütende Ebene, auf der die hunderttausend Unsichtbaren um ihr Leben rangen. Lambert.

## Ehrlichkeit.

Von D. Gottfried Traub, Dortmund.

Es führt nie zu etwas Gutem, wenn man seine Gegner herabsetzt.“ Das ist goldene Wahrheit. Und wo habe ich sie gefunden? In der einzigen Zeitung Namurs: *Ami de l'Ordre*, vom 28. August 1914. Dieses Eingeständnis wird dadurch nicht geringer, daß die Stadt erobert war, als der Schriftleiter den obigen Satz schrieb. Er will den Mut zur Wahrheit haben. Aus Mitleid mit seinem irregeliten Volk verlangt er, daß man die Fähigkeiten seines Gegners kenne, ehe man darüber urteile. Mager durch Schaden klug geworden sein, mich freut es, daß ein belgisches Blatt den Mut hat, so zu schreiben. Lernen wir davon.

„Es führt nie zu etwas Gutem, wenn man seine Gegner herabsetzt.“ Wie oft mußte ich an das Wort denken, wenn ich so die Zeitungen durchblättere. Ich halte es für eine falsche und gefährliche Weisheit, unsere Gegner einfach lächerlich zu machen. Wir sind keine Kinder und brauchen uns nichts vormachen zu lassen. Ich sehe ein Armutzeugnis in dem Brauch, vom Feind nur wie von minderwertigem Kaliber zu sprechen. Unsere Truppen sind ferne von solchen Redensarten, unsere Truppenführer erst recht. Wir wollen aber an Mut nicht hinter denen zurückstehen, die täglich ihr Blut zu vergießen bereit sind. Wir ehren uns selbst, wenn wir auch dem Feind die Ehre der Tapferkeit und des Mutes zuerkennen. Das heißt: siegen.

Das ist keine Gefühlsduselei. Manche halten heute die Ehrlichkeit für Gefühlschwelgerei: sie haben Arndt und Fichte schlecht gelesen. Der zornige Arndt schreibt in seinem Katechismus für den deutschen Behrman „Bescheidenheit ist der Schmutz des Tapferen und Demut die Zierde des Starken, aber die Güte ist des Soldaten Ehrenkleid und die Müde ist fein undurchdringlichster Harnisch.“ So schrieb kein „Weib“, kein „gefühlseliger Schwärmer“, so schrieb der Mann von Eisen, dessen Lieb-

und Wort den Brand von 1813 mit angezündet hat. Darum darf ein solches Wort heute uns begleiten und auch über unseren Zeitungen stehen, als Wahrzeichen, wie Deutsche ihr Volk bedienen, im Unterschied von andern Völkern.

Wir sind stolz auf unseres Volkes Art. Wir sehen seine Herrlichkeit in Tapferkeit und Opferwilligkeit. Es ist Frühling geworden in Herbsteszeit, und wir jubeln über das, was wir erleben. Eben deshalb haben wir es gar nicht nötig, unsere Feinde herabzusetzen. Wo Gemeinheit uns traf, wie von den belgischen Frauenzimmern, die unsere Verwundeten mißhandelten, wo Barbarei niederbrennt, was unschuldig ist, wie in Ostpreußen die Russen es getan haben, wo kalter Krämergeist das mongolische Volk herbeiruft, um deutsche Saat niederzutreten, da reden wir mit deutschem geradem Wort und bezeichnen alles wie es ist. Es wäre häßliche Freigebigkeit, wollten wir hier die rechten Namen nicht wählen und uns und unseren Kindern nicht sagen, daß sie solche Dinge hassen lernen müssen bis in den Tod. Aber mit solchem Ernst und solchem heiligen Zorn haben die andern wenig Gemeinsames, die geschäftsmäßig andere Völker lächerlich machen. Ich fürchte, wir müssen solchen Spott büßen. Von Karikatur und Witzblatt rede ich nicht; dort sucht niemand etwas anderes, und sie sind zur Freude da und nehmen nicht übel, wenn auch über sie ein guter Witz fällt. Aber von uns rede ich, von uns selbst, daß wir uns nicht angewöhnen, das Gute beim Gegner einfach totzuschweigen. Wir sind stark, wenn wir über einen starken Gegner siegen. Faulheit niederzutreten und Morsches zu zerstören, ist keine Kunst. So rede ich aus Stolz auf unser Vaterland, aus Ehrfurcht vor seiner Stärke. Wir können Feinde ertragen und werden mit ihnen fertig auch dann, und erst recht dann, wenn wir sie ernst nehmen. ☐

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.

Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Frieße & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. D. Frieße, Wien I, Bräunerstraße 3. Copyright 1. Oktober 1914 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



# Der Weltbürger.

Ein Kriegsrroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



Wenn es Ihnen recht ist, setzen wir uns hier ein wenig," forderte Kurt Gehrkens Irene auf. „Der Abend ist so schön, und ich denke, wir verjäumen nichts, wenn wir die Unterhaltung der Damen über ihre häuslichen Freuden und Leiden und das Politisieren der Herren ein wenig schwenzen.“

Sie ließen sich nieder, und er beobachtete heimlich, wie anmutig sie dort in der Bank lehnte, wie schön ihr taubenfarbenes Kleid sich von dem Weiß der Bank und dem grünen Laubhintergrunde abhob und wie fein ihr von reichem, aschblondem Haar umrahmtes Gesichtchen war. Trotz der Weichheit der Züge prägte sich eine gewisse Energie darin aus. Sie glich ihrem Vater mit seinem schönen Gelehrtenkopf, aber das Hastige, fast Cholerische in seinem Wesen, das ihn auch zu einem der hitzköpfigsten Patrioten machte, war bei ihr gemildert und verschönt.

Sie fühlte es, wie er sie betrachtete. Ihr Herz klopfte schneller, und in einer leichten Verlegenheit machte sie sich an den Blumen zu schaffen, die er ihr gegeben.

„Ich kann es wohl verstehen, Herr Gehrkens, daß Ihnen die Fremde immer fremd bleiben wird. Man wurzelt doch, oft unbewußt, in der Heimat," meinte sie, um das sie verlegen machende Schweigen zu brechen.

„Das ist es nicht. Eine eigentliche Heimat, die mir so recht vertraut wäre, habe ich ja nicht, da ich doch immer fort war. Es ist etwas anderes, Fräulein Irene. Und ich weiß es, ich werde mich, wenn ich erst ein kleiner König weit drüben in meinem Reiche, dort in Polen, sein werde, recht einsam fühlen. Und ich werde wohl viel, sehr viel an diesen Abend denken, so viel, daß ich mich eines Tages in den Expresszug setzen werde,

um wieder hier zu sein. Sind Sie mir böse wegen solcher Sehnsucht?"

„Wie könnte ich Ihnen darum böse sein," entgegnete sie, heftig atmend. Und dann fügte sie leise hinzu: „Ich bin ja so glücklich darüber, daß Sie in der Ferne so sehr an uns hier zurückdenken.“

Es war ihm, als müsse er sie an sich reißen, aber er beherrschte sich. Er war selbstsicher geworden in der Welt. Es mußte alles seine Ordnung haben. Eines nach dem andern. Erst selbständig, erst Herr sein, dann das größere Glück mit fester Hand packen. Und jetzt nahen auch leichte Schritte auf dem knirschenden Kies, und vor Rasen und Blumenbeeten tauchte ein grünes Seidenkleid auf, so grell in der Farbe, daß der leuchtende Rasen fast grau dagegen wirkte. Und dann rief Maruschka in ihrem harten Deutsch: „Oh, sehr gut, daß ich Sie endlich erwische, Kurt Pawlowitsch. — Aber ich störe wohl?" fügte sie hinzu und musterte Irene argwöhnisch.

„Das glauben Sie ja doch selber nicht, Fräulein Doktor," antwortete der junge Mann mit kaum merklichem Spott.

„Lassen Sie doch diesen Titel," lehnte sie ab. „Ein Fräulein Doktor bin ich nur für den, dem ich eine Portion Morphinum einspritze oder sonst etwas Liebes tue. Für Sie bin ich Maruschka, abends und morgens, mein Lieber.“

„Aber selbstverständlich. Und womit könnte ich Ihnen dienlich sein, Fräulein Maruschka?"

„Schmücken Sie mich mit Blumen, Kurt Pawlowitsch, auch mit solchen Blumen," und sie deutete auf den Gliederstrauß, den Irene an die Brust gesteckt hatte.

„Das ist nichts für Sie," sagte er fast rauh und dann verbindlicher: „Die Farbe paßt nicht zu



Der Zweibund im Sturm. Nach einem Gemälde von Martin Wiegand.

Ihrem Kleide und nicht zu Ihrem Wesen, Maruschka. Sie bedürfen schärferer Akzente. Lassen Sie mich nur machen.“

Er brach eine aufgeblühte Blume eines feuerroten Niesennohns und einige Knospen ab und reichete sie ihr hin.

„Stecken Sie sie mir an, mein Freund,“ befahl sie und neigte ihre Brust gegen ihn.

„Nicht so,“ wehrte er. „Der Saft würde Ihr Kleid beschmutzen. Sie werden sich gut in Ihrem Haar machen.“ Da hielt sie ihm den Kopf hin und er befestigte die Blumen in ihrer Frisur.

„Kurt Pawlowitsch hat Übung, mein Fräulein,“ sagte sie zu Irene. „Und nun das andere. Ich suchte Sie, mein Freund, weil ich mich langweile bei dieser Damenunterhaltung über Dinge, die bei uns Sache der Domestiken sind. Ich möchte lieber ein wenig rauchen.“

„Zigaretten oder Zigarren?“ spöttelte er.

„Beides,“ entgegnete sie lachend.

„Aber dann rauchen Sie doch, Maruschka.“

„Ich fürchte mich, allein in das Rauchzimmer zu diesen politisierenden Herren vorzudringen.“

„Sie fürchten sich vor Herren? Und seit wann?“

„Sie haben recht. Es sind ihrer drinnen, die mich fürchten, die Russin, die Tochter des Gouverneurs von Samak. Hahaha, habe ich die eben erschreckt! Aber kommen Sie, Kurt Pawlowitsch, begleiten Sie mich. — Sie rauchen nicht, mein Fräulein? Sie sind zu wohl erzogen!“ wandte sie sich an Irene.

„Nein,“ entgegnete das junge Mädchen kurz.

„Aber Fräulein Irene wird dennoch mit uns in die Höhle der Raucher vordringen,“ sagte Kurt. „Sie hat eben schon den Wunsch geäußert, sich einmal nach ihrem Herrn Vater umzusehen.“

„Sie scheinen eine gute Tochter, mein Fräulein,“ äußerte die Russin. „Also: Alons denn zur Attacke, zum Einbruch in das Reich der Kannegießer!“

### 3.

„Politische Rechthaberei ist verboten, bei Strafe des Ausschlusses!“ rief der Konjul lachend in die Tabakswolken hinein, denn der Professor wurde wieder hitzig und ereiferte sich darüber, daß so viele fremde Zaungäste mit neidischen Blicken in den Garten der reichen deutschen Kultur und des Wohlstandes hineinschieltten und die Gelegenheit abpaßten, um vereint einen Raubzug nach den mit Fleiß und Mühe großgezogenen Herrlichkeiten zu unternehmen.

„Ich sag's, die Begehrlichkeit wird immer größer, und die Räuber sorgen für Zuzug. Es wird Zeit, sie zu verjagen, gründlich zu verjagen, ehe sie zu mächtig werden. Sie müssen es schmerzlich erfahren, daß wir stark genug sind und willens, unsern Besitz

zu schützen, so friedfertig wir auch sind,“ versicherte der alte Herr.

„Unser guter Professor fühlt immer die Räuberfaust im Nacken, aber man wird schon Ruhe halten,“ meinte der Kommerzienrat. „Unsere Milliarde Wehrbeitrag bedeutet ein kräftiges ‚Hände weg!‘ Alles befehen, aber nichts anrühren! Die nationallistischen Schreier unter den Völkern, so laut sie auch brüllen, sind überall eine kleine Minderheit; die Nationen an sich wollen keinen Krieg, sie wollen sich friedlich entwickeln.“

„Wir wollen haben ein friedliches Wettkampf, oh yes,“ bestätigte der Engländer. Und der alte Boncourt nickte und sagte:

„Wir wollen der Deutschen geben zu trinken unser Champagner und Chablis und nehmen gerne der Vock.“

„So, Biergelüste haben Sie, und bei mir wollen Sie immer Apollinaris trinken, Sie Heuchler!“ rief Gehrkens; aber Boncourt schmunzelte:

„Apollinaris mit eine Schuß Hennessy. Das ist der beste Schuß, besser, als aus der Fusil.“

„Die Haltung Rußlands, seine zweifelhafte, hinterhältige Politik, das ist der Kasus,“ sagte der Professor. „Die Franzosen träumen nicht einmal davon, daß eine romanisch-gallische Hegemonie in Europa möglich wäre. Sie wollen höchstens ihre Revanche, aber das Moskowitertum denkt an nichts, als an eine europäische Herrschaft des Slaventums. Finnen, Deutschbalten und Polen wissen davon zu erzählen; die Balkanstaaten will es zu seinen Vasallen machen und alles mit dem panslawistischen Kitt zusammenkleistern, immer nur in dem heimlichen, konsequenten Bestreben, die Herrschaft der Welt an sich zu reißen. Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter vor dem Moskowiter! Haltet ihm die Tardanellen verschlossen!“

„Wir dürfen da nicht mitreden,“ bemerkte der Walte. Und der Pole sagte:

„Das russische Volk steht nicht hinter der ehrföchtigen und selbstföchtigen Kriegspartei; es ist friedlich bis auf die Knochen, und es ist gut wie ein Kind, ist sehr gutmütig.“

„Wenn es keinen Wotka getrunken hat,“ bemerkte der Finnländer.

„Und Sie, meine Herren, Sie wünschen doch auch keinen Krieg,“ wandte sich der Professor an die drei aus Rußland. „Was könnten Ihre von der Moskowiterhand eingestrichenen Länder bei einem — angenommen für Rußland glücklichen — Kriege gewinnen? Doch höchstens neue Bedrückungen, vollkommenste Ausplünderung, schärfstes Knutenregiment.“

„Als wenn das überhaupt noch schärfer werden könnte,“ sagte der Finnländer leise auf schwedisch vor sich hin. Herr v. Bialy aber strich seinen Bart und entgegnete:



**Ein Todesritt afrikanischer Jäger zu Pferd.** Nach einer Zeichnung von Walter Sgruttschki.

Im südlichen Etsch standen bei dem zweiten französischen Vorstoß nur geringe deutsche Landwehrtruppen den zwei vorbringenden französischen Armeekorps gegenüber. Im Verlaufe dieser Kämpfe, in denen sich die Landwehr heldenmütig schlug, kam es zu einem Angriff von 700—800 afrikanischen Jägern, von dem ein Kriegsberichterfasser folgende fesselnde Darstellung gibt: „Im Augenblick war der Befehl ausgegeben: „Muhig schießen, sicher zielen, immer zuerst auf das Pferd, dann auf den Mann.“ Auch wurde jeder Abteilung ein gewisses Schußfeld zugewiesen. Die Maschinengewehre richteten sich ebenfalls ein. Kaum waren diese Anordnungen getroffen, da dröhnte der Boden von den Pferdehufen, die Waffen der Reiter klirrten und ihr Zärceten gellte. Ruhig lagen die Landwehren hinter ihren Gewehren. Die Maschinengewehre waren eingestellt und begannen zuerst, ziemlich langsam, aber zielsicher, ein mörderisches Feuer, als die Franzosen auf 500 Meter heran waren. Bald darauf setzte das Kleingewehrfeuer ein. Die Wirkung war fürchterlich, der Feuerkampf dauerte höchstens zwei bis drei Minuten. Immer die vorderen Reihen wurden weggeschossen, die hinter den fallenden Pferden jagenden Reiter konnten öfters nicht mehr ausweichen und stürzten mit dem Pferd über das vor ihnen zusammengebrochene Tier. Gelles Wiehern, Nöckeln und drohnendes Stöhnen der abgeschossenen Pferde, die auf dem Boden liegend, um sich schlugen, wieder aufsprangen, zusammenbrachen, zuckten. Und dazwischen das exakte Feuer der deutschen Schützenlinie. Kein Reiter konnte wenden, sie waren zu nahe dem feindlichen Feuer, so war aus dem schönen und starken Bild der vor zwei, drei Minuten zur Attacke heranrappenden Schwabronen eine unjählich traurige Masse geworden, zertrümmert und zertrümmert. Von den afrikanischen Jägern, die diese Attacke ritten, blieben unverfehrt 27 Mann als Gefangene, über die Hälfte war schwer verwundet, die anderen tot.“

„Ich werde hier keine Meinungen und Wünsche äußern, aber ich will nur sagen, was viele denken von den dreißig Millionen Menschen in Kongreßpolen bis an die fernsten Grenzen der Ukraine. Sie denken nur an Krieg, sie hoffen nur auf Krieg, auf einen Krieg mit Österreich und Deutschland zugleich. Siegt Rußland, nun, so ist für sie selber nichts gewonnen, höchstens, daß sie sich vielleicht in ihrem Rassegefühl sonnen, etwa eine slawische Variante machen des stolzen ‚Civis romanus sum‘. Unterliegt aber das Zarentum, so erhoffen sie sich entweder die Befreiung durch die siegreichen Feinde von der Herrschaft der Krute, hoffen auf nationale Selbständigkeit oder wenigstens auf eine zivilisiertere Oberherrschaft mit dem siegreichen Eindringen westlicher Kultur. Wie gesagt so kalkulieren viele in jenen Gebieten.“

„Und Österreich soll ja seit Jahren durch seine Agenten in der Ukraine die Instinkte der Bevölkerung im Sinne einer Befreiung vom Zaren-

joch geleitet haben,“ warf der nikaraguaische Vizekonsul ein.

„Ich fühle mich als Deutscher mit jeder Faser meines Seins,“ versicherte der Professor. „Ich bin auch dafür, mit eiserner Hand das festzuhalten, was wir errungen haben, bin für schärfste Anwendung der Staatsgewalt gegen alle staatsfeindliche Wühlererei bei unseren Grenzvölkern. Aber was mich dennoch immer wieder mit Bewunderung erfüllt, das ist der Nationalitätsgedanke bei den Polen, und ich möchte wohl, daß sie — aus russischem Gebiet — noch einmal einen Pufferstaat zwischen dem asiatischen Moskowitertum und den Kulturmächten des Westens bilden könnten.“

„Sie sind sehr freigebig,“ bemerkte der polnische Gutsbesitzer lächelnd. Der Professor in seinem Eifer aber überhörte den feinen Spott und fuhr fort:

„Es ist eine der stärksten Erinnerungen meiner Ferienreisen, mein Besuch im polnischen Nationalmuseum zu Rapperswil in der Schweiz. Dies schwei-

gende, alte Schloß über dem Züricher See, angefüllt mit den Trophäen polnischer Ruhms aus Glücks- und Unglückstagen. Ich sehe die zerrissenen Fahnen, sehe die prachtvollen Krummschwerter polnischer Freiheitshelden noch im Geiste vor mir, den alten polnischen Herrn, der mich dort umherführte, alles mit Liebe betreuend, und von dem mir nachher der Museumsdiener erzählte, es sei ein ehemaliger Oberst aus dem polnischen Aufstand und er habe gar die Senfemänner bei Ostrolenka angeführt. Ja, es war sozusagen ein starker, historischer Eindruck, ein erhebener Eindruck, den ich dort empfing.“

„Ich danke Ihnen, Herr Professor,“ sagte der polnische Edelmann impulsiv, seine Zurückhaltung durchbrechend und dem alten Herrn die Hand reichend.

„Und dann das von Efeu umspinnene Mausoleum im Schloßhof, in dem das Herz des großen Freiheitshelden beigelegt ist,“ fuhr der Professor fort. „Aber Sie kennen das Museum wohl selber viel genauer als ich, werter Herr?“

„Vielleicht, oder — wahrscheinlich,“ jagte der Pole wieder zurückhaltend und lächelte.

„Man erzählt sich viel von einem polnischen Kriegsschatz, der dort aufbewahrt werde. Aber das ist wohl mehr eine romantische Sage?“ erkundigte sich der Konsul.

„Genau so romantisch, wie die Sage vom deutschen Kriegsschatz im Julussturm,“ sagte Bialy leise erregt, um sich dann zu verbessern: „Aber nein, es wird tatsächlich wohl mehr Sage sein; es wird ja soviel geredet in der Welt.“

„Ich wünschte, Finnland hätte nur die Hälfte des Scarb Narodowy, dieses Polenschatzes, so würden wir den Zaren bestechen können, unser Land wieder frei zu geben von der Knutenherrschaft,“ sagte Hallström leise zu dem Polen. „Die Bestechung ist noch die sicherste Waffe gegen alle Moskowiter.“

„Gefühle, Meinungen, Wünsche, Kombinationen! Das schwebt doch alles nur in der Luft,“ tönte laut die Stimme des Kommerzienrats, der durch das Gelärme in seinen Fabriken naturgemäß dazu gekommen war, immer sehr vernehmlich zu sprechen. „Aber über alle dem, was an derlei Dingen Einzelne oder Gruppen wollen, steht nun einmal das Friedensbedürfnis aller ordentlichen Bürger. Die wollen ihre Arbeit, ihr Brot, ihre Behaglichkeit, ihre Familie. Das ist in letzter Linie doch das Ausschlaggebende, und dann auch die Furcht vor einem Weltkriegsbrande, wenn irgendwo eine Flamme hervorbrennen sollte. Nee, bange machen gilt nicht. Wie schon gesagt, der bisher ungestörte Weltfrieden zwischen den Großmächten, trotz des Balkankriegs, und der Abscheu aller Gesitteten vor den Gräueln, die dort verübt wurden, gibt Bürgerschaft genug, daß wir wieder bei-

seren Zeiten entgegengehen und daß endlich unsere Industrie wieder besser prosperiert. Die ewige Nervosität der Börsen und das Schwanken der Kurse, meist nach unten, ist einfach lachhaft. Darauf geb' ich schon gar nichts mehr.“

„Na, schön ist's nicht, wenn einem seine paar Papiere fortwährend sinken. Durch diese ewige Spannung zwischen Österreich und Rußland sind meine ungarischen Werte stark gewichen,“ bemerkte der Vizekonsul.

„Und ich stecke eben jeden Groschen, den ich flüssig machen kann, in festverzinsliche Russen und Österreicher. Was ich heut für 85 Prozent kaufe, steht in einem Jahre wieder auf 95, und ich lache mir für 10 Prozent ins Hästchen,“ rief Gehrkens, und da in dem Augenblick sein Sohn mit den beiden jungen Damen eintrat, fuhr er fort: „Fragt nur den da, meinen Jungen. Der kennt die halbe Welt.“

„Die überall von Waffen starren,“ jagte der Professor.

„Lassen wir sie starren,“ lachte Kurt. „Hier, diese angenehme Verkörperung des drohenden Ostens hat Sehnsucht nach einer Friedensspitze.“

„Wenn es die Bedeutung haben soll, begnüge ich mich nicht mit einem harmlosen Zigarettchen,“ sagte Maruschka, nahm sich eine ansehnliche ‚Henry Clay‘ aus einem Kistchen und meinte spöttelnd, als sie das entsetzte Gesicht des Professors ob ihres Beginns sah: „Oh, Herr Professor, diese junge Dame hier, ich meine Ihre Fräulein Tochter, hat sich mit Abscheu zu rauchen geweigert. So will ich es für sie mit besorgen. Im übrigen bin ich für Kultur in jeder Form und besonders für Genußkultur, und ich sehe nicht ein, weshalb die Herren allein den edlen Tabak wegrauchen sollen. — Danke, lieber Kurt Pawlowitsch,“ sagte sie, die Zigarre an der Flamme des Feuerzeugs entzündend, das ihr Kurt hinhielt. Dann lehnte sie sich in einen Klubsessel zurück, legte ein Knie über das andere und äußerte, mit großem Behagen den Rauch einziehend: „Das ist sehr gut.“

„Ja, das ist in der Tat ‚sehr gutt‘,“ bemerkte, die Aussprache der Russin nachahmend, der Konsul leise, gegen Irene gewendet, die einen Stuhl neben ihm eingenommen hatte. Alles war starr über Maruschka, nur Kurt schien derlei gewohnt zu sein. Die Russin fühlte wohl das allgemeine Staunen und lachte heimlich über die „Philister“, doch dann fragte sie unbefangen:

„Darf man wissen, über was die Herren geredet haben? Natürlich nicht über schlechte Dienstboten. Aber sicher über schlechte Politik. Oh, ich weiß. Hat man wieder viel über die armen Russen geschimpft?“



**Eine Ruhmestat der Sachsen.** Nach einer Zeichnung von J. Müller-Münster.

Bei der belgischen Ortschaft Bioul, südlich von Namur, erhielt der Kommandeur einer sächsischen Feldartillerieabteilung, der auf der Suche nach einer auf Bioul vorgehenden Kolonne war, von einer Husarenpatrouille die Mitteilung, daß Bioul mit kühnlichen Truppen vollgepfropft sei. Darauf nahm die Artillerie den Ort unter Feuer mit dem Erfolg, daß eine ungeheure Verwirrung unter den feindlichen Massen entstand. Um die Situation auszufundichosten, schickte der Kommandeur seinen Adjutanten mit wenigen Reitern gegen das Dorf, während eine in der Nähe rastende Kompanie zum Angriff auf Bioul bereitgehalten wurde. Darauf folgte der Kommandeur seinem Adjutanten in das Dorf und hatte nach seinen eigenen Worten ein Erlebnis von überwältigender Tragik: Die in Bioul befindlichen Truppen erhoben die Arme und warfen die Waffen weg. So ergaben sich ohne weiteren Kampf die Reste von vier belgischen Divisionen einer deutschen Batterie und einer in Bereitschaft stehenden Kompanie. Das Resultat waren 3100 Gefangene, 50 neue Kruppgeschütze, 500 bis 600 Wagen, 100 Autos und mehr als 2000 Pferde.

„Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete der Kommerzienrat. „Außer Ihnen sind doch noch drei Angehörige des russischen Reiches unter uns; ich selber bin an russischen Fabriken schwer beteiligt. Überdies lebt mein Sohn in Rußland und mein Bruder ist naturalisierter Russe. Da wird man in diesen heiligen Hallen wohl dem heiligen Rußland nicht zu nahe treten. Wir unterhielten uns — na, wovon unterhielten wir uns doch gerade? — ich denke über Nationalität und Internationalität.“

„Ein sehr gutes Thema für eine Stadt wie diese,“ lobte sie. „Beides hat etwas für sich, aber ich bin für das Nationale, natürlich für das Russisch-Nationale. Nicht wahr, Rußland ist sehr groß, groß und stark?“

Der Professor fühlte die nationale Eitelkeit aus ihren Worten heraus und bemerkte:

„Gewiß, mein Fräulein, sehr groß, wie ein Niesenkürbis unter Äpfeln.“

„Ein guter Vergleich, Herr Professor,“ sagte sie, und ihre Augen funkelten ein wenig, als sie hinzufügte: „Wenn ein Niesenkürbis ins Rollen kommt, zerquetscht er die schönsten Äpfel.“

„Wenn nichts dafür getan wird,“ ereiferte sich

der alte Herr. „Aber Rußland verdient Bewunderung. Die genialsten unter seinen Fürsten haben erkannt, was ihm fehlte, und haben hauptsächlich die Deutschen zu seinen Lehrern herangezogen. Und Rußland hat schon viel gelernt, zweifellos.“

„Und wenn man erwachsen ist, stellt man die Lehrer kalt,“ entgegnete sie.

„Mir scheint, dort gerät sich wieder verschiedenes Nationalbewußtsein in die Haare. Ruh' im Haus!“ rief der Kommerzienrat. „Wir sind hier auf kaufmännischem Gebiet. Da hat die Welt ein anderes, ein vernünftigeres Ansehen.“ Und in dem Bestreben, keine Verstimmung unter seinen Gästen aufkommen zu lassen, wandte er sich an seinen Sohn: „Sag' du's mal, Junge, wie man die Welt am richtigsten betrachtet, um sie am besten über alle, oft so närrisch aufgestellten Grenzpfähle hinaus zu genießen.“

„Das ist sehr einfach,“ meinte der junge Mann. „Man betrachte sich nicht als Sohn irgendeines Teilchens der Welt, man betrachte sich vielmehr als Abkömmling der Mutter Erde, als Ganzes, man strebe ehrlich, ein rechter Weltbürger zu sein.“

(Fortsetzung folgt.)





# Verwundetentransport.

Von Dr. Heinz Gräf.



Die Fürsorge im Kriege für Verwundete und Kranke liegt nicht nur im rein menschlichen Interesse, nein, sie wird direkt durch die Rücksicht auf die Schlagfertigkeit der Feldtruppen bedingt. Außerdem hängen von ihr die Heilungsaussichten der Verwundeten ab. Je sorgfältiger nämlich der Verwundetentransport und die Pflege ist, um so rascher erfolgt die Wiederherstellung und desto eher können die Kämpfer zum aktiven Dienst in die Front zurückkehren. Die Berichte Verwundeter sprechen sich sehr anerkennend über den ersten Verband auf dem Schlachtfeld, über den Transport und über die Pflege aus. Es ist auch gar keine Frage, daß die Verhältnisse jetzt gegen früher viel besser geworden sind und daß z. B. unsere Leute ganz anders daran sind, als die Verwundeten im Balkankrieg.

Der Transport der Verwundeten zerfällt in mehrere Abschnitte. Wir haben 1. die Beförderung hinter die Front zum Truppenverbandplatz, 2. die Überführung zum Hauptverbandplatz und 3. zum Feldlazarett. Von da aus erfolgt dann 4. nach Möglichkeit die „Evakuierung“ oder zu deutsch die Verlegung oder der Verwundetenabschub nach einem Lazarett in der Heimat. Die Transportierten sind in der Hauptsache Schwerverwundete. Leichtverwundete sammeln sich hinter der Schlachtklinie auf einem Leichtverwundeten-Sammelplatz.

Das Zurückbringen der Verwundeten aus der Gefechtslinie ist durchaus keine leichte und ungefährliche Sache. Es handelt sich für Krankenträger und Sanitätsoldaten darum, den innerhalb des feindlichen Feuerbereiches befindlichen Verwundeten Hilfe zu bringen und sie zum Truppenverbandplatz und dann zum Hauptverbandplatz zu befördern. Sie müssen sich also vielfach, auf dem Bauche kriechend und die mit Räubern verfehene Trage vor sich herschiebend, unter Benutzung jeder Geländedeckung vorwärtsbewegen und müssen den Verwundeten auf dieselbe Weise zurückbefördern. Das ist oft eine schwierige, gefährliche und zeitraubende Aufgabe. Gelegentlich — bei wenig geschütztem Gelände — wird es sich darum handeln, zu-

nächst einmal an einer einigermaßen sichereren Stelle sogenannte Verwundetennester zu bilden, dort, wenn möglich, den ersten Verband anzulegen und danach erst den Weitertransport zu bewerkstelligen. Unsere Sanitätsmannschaften sind in dieser schwierigen Aufgabe systematisch unterrichtet worden. Das Sanitäts-

personal für den ersten Truppenverbandplatz unmittelbar hinter der Front besteht für jedes Bataillon aus 2 Ärzten, 4 Sanitätsmannschaften und 16 Krankenträgern. Für den Hauptverbandplatz sind an ärztlichem Personal bestimmt: 1 Oberstabsarzt als Chefarzt, 2 Stabsärzte, 5 Ober- oder Assistenzärzte. Sie haben zur Verfügung: 5 Sanitätsunteroffiziere und 8 Krankenträger und an Krankenträgerpersonal 20 Unteroffiziere und 223 Mannschaften. An Sanitätsmaterial gehören dazu 8 zweispännige Krankenwagen mit je 7 oder 9 Krankenträgern mit Verbandmitteltaschen; 2 zweispännige Sanitätswagen; 2 zweispännige Packwagen mit je einem Verbindzelt und ein zweispänniger Lebensmittelwagen.

Mit Hilfe der zweispännigen Krankenwagen erfolgt der Transport der Verwundeten von dem etwa 5—6 km und weiter hinter der Front gelegenen Hauptverbandplatz nach den in Ortschaften in der Nähe des Schlachtfeldes aufgeschlagenen Feldlazaretten. Man rechnet für das Armeekorps zwölf Feldlazarette. Dort soll die Pflege der Verwundeten so lange erfolgen, bis sie zum Transport in die Heimat fähig sind. In unseren dichtbevölkerten Gegenden hat die Überführung nach den Feldlazaretten keine Schwierigkeiten. Wir haben mit Pferden bespannte, gutfedernde Wagen und Automobile für den Verwundetentransport. Im Balkankrieg standen meist nur zweirädrige Ochsenkarren zur Verfügung, und der Transport dauerte oft tagelang.

Gerade das Automobil ist als Transportmittel von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Schon in den Kämpfen um Lüttich sind Verwundete direkt vom Hauptverbandplatz aus mit dem Automobil oder Kraftomnibus (unter Schutz der Jugendwehr!) zu den nächstgelegenen deutschen Städten in das eigentliche Lazarett geschafft worden. Auch in Frankreich hat man im Herbst 1912 eingehende Versuche mit dem Verwundetentransport durch Personenkraftwagen verschiedener Konstruktion und Stärke gemacht.

Auch in der Verwundetenerlegung nach den heimischen Krankenhäusern, Hospitälern und Lazaretten haben sich

die Verhältnisse heute wesentlich gebessert. Im Kriege 1870/71, aus dem unsere Haupterfahrungen stammen, waren die Verwundetentransporte auf dem Schienenwege keine leichte Sache. Man war ohne praktische Erfahrung und hatte noch kein so ausgedehntes Eisenbahnnetz wie heute. Die Wagen der 36 Sanitätszüge, die



Ein Verwundetentransport in Feindesland. Cop. Leipziger Pressebureau.



Ein Operationsraum in einem Verwundetenzug.

damals die deutschen Verwundeten heimwärts befördert haben, waren durchgängig unheizbare Personenwagen der 1. Klasse und Güterwagen. Preußische und süddeutsche, Hamburger und private Lazarettzüge waren verschieden zusammengefaßt, hatten verschiedene Belegung, verschiedene Trageeinrichtungen, verschiedenes Personal usw. Kurz, es trug eigentlich alles den Stempel der Improvisation, und größere oder kleinere Mängel waren fast überall zu verzeichnen.

Damit soll kein Tadel ausgesprochen werden; im Gegenteil verdienen alle Bemühungen die höchste Anerkennung. Daß eben Mängel auftraten, war die Schuld der fehlenden Erfahrung und wohl auch der fehlenden Einheitlichkeit in den Maßnahmen. Heute war schon zu Friedenszeiten in Eisenbahnbahnhöfen alles für den Ernstfall vorbereitet. Viele Personenwagen 3. Klasse und die meisten Wagen 4. Klasse sind mit Haken zum Einhängen von Tragbaren versehen. Es brauchten jetzt also nur einige Bretter aus den Wagen entfernt und die Tragen hineingehängt zu werden, und der Sanitätswagen war fertig.

Die preußischen Sanitätszüge Nr. 1–10 bestanden seinerzeit aus 28 Wagen in dieser Reihenfolge: ein Gepäckwagen, ein Hauptdepotwagen, ein Arztwagen, 10 Krankenwagen, ein Depotwagen, ein Küchenwagen, ein Verwaltungswagen, 10 Krankenwagen, ein Wagen für das weibliche Personal, ein Brennmaterialienwagen. Bei den bayerischen Spitalzügen waren nur 12 Krankenwagen für Liegend zu Befördernde vorgesehen, dafür aber noch 7 Wagen für Stehend zu Befördernde, ferner ein Latrinewagen, ein Kommandantenwagen und ein Dampfheizungswagen. Alle Unterschiede und Einzelheiten wollen wir nicht erwähnen.

Die Rangierung der preußischen Sanitätszüge ist im Prinzip beibehalten worden und mit unwesentlichen, mit den Fortschritten der Technik Hand in Hand gehenden Änderungen in die Kriegssanitätsordnung übergegangen. Die Hauptschwierigkeiten lagen 1870/71 in der Heizung

und Beleuchtung der Züge sowie der Verpflegung der Kranken und in den — bei Güterwagen und Personenwagen mit seitlichem Zugang — vielfach fehlenden Verbindungsgängen zwischen den Einzelwagen. Diese Schwierigkeiten sind inzwischen durch die Einführung von Dampfheizung, Preßgasbeleuchtung, Einbau von Klosetts, Speisewagen und Anbringung der Türen an der Stirnseite der Wagen beseitigt worden.

In einem Lazarettwagen gelangen 12 Kranfentragen zur Aufstellung, je 6 an jeder Längswand. Sie werden in zwei Etagen übereinander angebracht. In der Mitte befindet sich ein genügend breiter Gang für Arzt und Pflegepersonal zwischen den beiden Bettreihen. Die Mitführung von weiblichem Personal auf den Lazarettzügen wird als umständlich zumeist abgelehnt. Die preußischen Sanitätszüge führten einen höheren Offizier als Leiter, einen höheren Eisenbahnbeamten als technischen Berater, einen Chefarzt, 2 Assistentenärzte, 10 Heilgehilfen und 20 Krankenwärter mit sich. Das ärztliche Personal der Züge richtet sich nach deren Länge.

Als wesentlich hervorheben möchten wir noch die Notwendigkeit einer peinlich genauen Auswahl der Verwundeten und Kranken. Dadurch werden viele Unzuträglichkeiten vermieden, und es wird die Verschleppung von Seuchen nach der Heimat verhindert. Ferner muß die Fahrtgeschwindigkeit der Züge auf ein bestimmtes Maß herabgemindert sein. 30–35 km in der Stunde, die Schnelligkeit, mit der die Truppenzüge gegenwärtig fahren, hat sich 1870 als nützlich erwiesen. Die dadurch bedingte längere Fahrtdauer hatte nach Aussage Professor Virchows und anderer Ärzte sogar oftmals einen heilsamen Einfluß auf die Genesenden. Ärztliche Eingriffe während der Fahrt wegen Verblutungsgefahr u. dgl. sind bei richtiger Verwundetenauswahl seltener. Die Oberleitung der Sanitätszüge durch einen höheren Offizier und die Beigabe eines technischen Beraters hat sich bewährt. □

## Die Heizer.

Dem Gegner ins Auge zu schauen, auf der Kommandobrücke, in den eisernen Türmen,  
Im Gefechtsmast oben, hoch überm Verdeck oder an den schlanken Torpedoröhren,  
Ist hinreißende Lust, das Herz jubelt, wenn die gepanzerten Kreuzer über die Bogen stürmen,  
Wenn die Geschosse sich dem Feind in die Flanken bohren.  
Sieg oder Tod! Himmel ist da und Meer; und der Atem geht frei  
In die Unendlichkeit. Aufschwung ist und Jubel oder Gefahrtheit bei Verstümmlung und Wunden,  
Zersplitternde Masten, Hagel von glühendem Stahl, aufgerissene Planken, Kampfgeschrei,  
Sieg oder Tod! Hier preßt sich aller Menschheit erhabenste Kraft in kurze Stunden.

Aber unten im Raum, bei den Kesseln, wo des Schiffes Herz ist, wo sich die Bewegung bereitet,  
Wo Glut sich in Dampf umsetzt, der, strömend in die ganze Verzweigung  
Unendlicher Adern in die entferntesten Räume des Baues verwandelte Kräfte leitet,  
Die untertan sind nach des Kampfes Bedarf des Kommandanten Willen und Neigung,  
Hier unten ist die Hölle! Nackte Menschen stehen vor den Kesseln im engen Raum,  
Triefend vor Schweiß, um ihre Stirne sind nasse Tücher geschlungen,  
Ihre Haut ist versengt, in den Winkeln der gemarterten Augen steht blutiger Schaum,  
Die Lippen bersten, wie Stücke trockenen Torfes liegen im Munde die Zungen.  
Hauchoch vor ihnen die Kessel, Türen kreischen, fliegen auf, Glut bricht hervor,  
Pakt die nackten Menschen mit Flammenhänden, schlägt sie zurück, macht sie taumeln;  
Aber die halb gerösteten Fäuste, von denen zerrissene, wassertriefende Fegen baumeln,  
Packen lange eiserne Stangen und stoßen sie schützend weit einwärts ins Höllentor.  
Bergwerke von Kohlen sind im Bauche der Schiffe; auf langen Geleisen  
Rollten Wagen auf Wagen herbei, aus den Stollen im Kumpf,  
Vor die gierigen Mäuler der Kessel, die unaufhörlich schnappen nach neuen Speisen.  
Sprühendes, über die nackten Schultern rieselndes Wasser mischt sich mit Kohlenstaub zu einem schwarzen Sumpf.  
Zitterndes Eisen, Dröhnen über den Köpfen aus dem Raum, wo die Maschinen im rasenden Schwung  
Den Dampf in die Kolben werfen, daß sich die stählernen Achsen in schwindelnder Drehung erhitzen,  
Träufelndes Öl zischt auf, heiße Tropfen werden umhergewirbelt und spritzen —  
Ein Vulkan ist das Schiff, voll höllischer Glut, die Platten ächzen vor wilder Erschütterung.

Wie flüssiges Blei strömt die Lust in die Lungen der nackten Männer, die wissen:  
Es wird gefochten, zwischen Himmel und Meer tobt die unerbittliche Schlacht,  
Stundenlang schon; nur Signale von der Kommandobrücke dringen in ihre Hölle, schrill und abgerissen.  
Kein Wort zwischen ihnen, aber eines steht fest: solange wir leben, wird Dampf gemacht.  
Es ist Lust und erhabenstes Schicksal, zwischen Himmel und Meer dem Gegner ins Auge zu sehen.  
Aber wer ermüßt der nackten Männer Entfagung, die vor den glühenden Eisenwänden  
Der Kessel, triefend von Schweiß, unermüdet schaufelnd, dem Schiffe die Kräfte spenden,  
Um, wenn es so verhängt ist, in einem Sturme von Schrecken unterzugehen?  
Jeder Augenblick birgt den Tod, entsetzlichen Tod, ausströmend aus geborstenen Kesseln,  
Siedender Dampf, plötzlich aufheulend, der die nackten Körper verbrüht,  
Einschlagende Geschosse, die in den Pulverkammern Explosionen entfesseln,  
Stürze kochenden Wassers, Güsse von Schlacken, wie Lavamasse, die glüht.  
Härteste Arbeit, furchtbarste Gefahr, aus der keine Rettung ist bei des Schiffes Vernichtung!  
In einer Hölle steht ihr und bis zum letzten Atem verdorrender Lungen sorgt ihr für Dampf,  
Ohne euch und eure Hingabe, wie behielte das Schiff da Stosskraft und Richtung,  
Ohne euch und euren entfagenden Mut, wie bestände das Schiff den Kampf?  
Nackte Männer ihr, geschwärzt, triefend, vor euren mörderisch glühenden Essen,  
Heizer, Brüder, die niemand nennt, wer wollte eures schlichten Heldentumes vergeßen?

Karl Hans Strobl.



Hochseetorpedoboote auf der Sturmfahrt. Nach einem Gemälde von Willy Stöwer.





Die Schrecken des Krieges: Das französische Dorf Damvillers nach den Kämpfen. Phot. Aug. Rupp.

## Frankreichs Zusammenbruch.

Französische Prophezeiungen über den Krieg. Von Dr. Adolf Heilborn.

Im Herbst 1907 wohnte der ehemalige französische Major Driant, ein Schwiegersohn Boulangers, als Berichterstatter des „Eclair“ den Kaisermandövern in Schlesien und kurz darauf den Manövern des 15. und 16. Armeekorps in der Pfalz bei. Seine besondere Absicht war, persönlich ein möglichst objektives Bild vom deutschen Heerwesen zu gewinnen, die deutsche Armee besser kennen zu lernen als nur aus Vorträgen, Zeitungen und Büchern. Der Eindruck, den er gewann, war für ihn geradezu niedererschmetternd. Die Vergleichen des französischen mit dem deutschen Heere rang ihm die Worte ab: „Der Optimismus, der nicht mehr vom Glauben unterstützt wird, ist Lüge, und ich habe keinen Glauben mehr an den Wert unserer Armee von heute. Ich habe diesen Glauben verloren, nicht weil ich meinen Abschied genommen habe, wie man mir höchstwahrscheinlich vorwerfen wird, sondern weil ich seit meinem Abschied überall beobachtet, die Augen offen gehalten habe, weil ich auf Reisen Vergleiche anstellen konnte.“ Und weil er der Ansicht war, daß es ein Verbrechen sei, die Wahrheit zu verheimlichen, wenn man sie wisse, so vereinigte er seine Mäanderberichte, indem er das Fazit aus seinen Beobachtungen und Vergleichen zog, zu einem Buche, das er „Einem neuen Sedan entgegen“ betitelte.

Man ist heute, da wir den von Driant prophezeiten Krieg mit Frankreich führen, geradezu überrascht, wie richtig der französische Major geurteilt, wie scharf er beobachtet hat. Das Buch, von dessen deutscher Übertragung binnen kurzem eine neue Auflage erscheinen soll, läßt uns interessante Einblicke in das französische Heeres-

wesen tun, und beinahe alles, was Driant an unsrer Armee darin rühmt, hat sich als wertvolle Überlegenheit bislang bewährt, wie beinahe alles, was er dem eigenen Heere als bedeutame Schwächen vorwirft, uns die bisherigen Ereignisse des Krieges als offenkundige Nachteile bestätigt haben.

Wir können und wollen hier nicht auf Einzelheiten eingehen. Es sei uns aber gestattet, aus der Zusammenfassung Driants das Wesentlichste mitzuteilen. Er sieht in der Manneszucht, in der unbedingten Disziplin des deutschen Heeres ein wesentliches Moment, das uns die Überlegenheit über die seinem Urteil nach demoralisierte französische Armee unbedingt sichern muß. Indem er betont, daß es im französischen Heere heute keinen einzigen Führer mehr gebe, der wirkliche Autorität besitze, der sich des Vertrauens seiner Untergebenen rühmen könne, entwirft er ein Bild von der inneren Organisation der deutschen Armee. „Um von unten anzufangen, ist der deutsche Soldat zwar weniger begabt und weniger gewandt als der unsrige, dafür aber außerordentlich gehellig. Von höchstem Respekt vor seinem Führer durchdrungen, sucht er es diesem in allen Stücken gleichzutun. Über dem Soldaten steht ein Offizierkorps, in dem die Kameradschaft niemals einen Riß erhalten hat, in dem im Augenblick der Gefahr alles wie ein Mann zusammenstehen wird. Wenn diese Offiziere in den unteren Dienstgraden auch scheinbar den unsrigen an Intelligenz und persönlicher Entschlossenheit nachstehen, so hat das ganz allein darin seinen Grund, daß all ihr Tun nach der Richtschnur sich regelt, stets die Persönlichkeit dem System unterzuordnen.

Und wieder über dem Truppenoffizierkorps, das sich seiner Aufgabe weicht, ohne auch nur um Haarsbreite von der strikten Befolgung der Befehle abzuweichen, sehen wir eine Einheitlichkeit des Oberbefehls, die ganz besonders hervorzuheben ist. Das ist das Element, das uns am nötigsten wäre . . . In den Stellungen der Stabsoffiziere und besonders denen der Generale sind uns die Deutschen weit überlegen, da die allerschärfste, einzig und allein vom Interesse für die Armee geleitete Auswahl für die Ernennung in die höheren Stellen maßgebend ist. In betreff der höchsten Leitung, worunter ich den Generalstab verstehe, ist es zweifellos, daß sie, unberührt von dem ewigen Wechsel, der bei uns herrscht, himmelhoch über den Durchschnitt erhaben ist.“ Sehr klar sah Driant voraus, daß im Kriegsfall die politischen Parteien in Deutschland ihren Haß vergessen würden: das ganze Deutschland werde wie ein Mann hinter dem Kaiser stehen. „Wobels Sozialdemokraten liegen mit in den Reihen, den Finger am Abzug, und auch sie denken an nichts andres als an das Heil des Vaterlandes,“ prophezeit er ahnungsvoll. „Wenn man uns heute zu einem Kriege gegen Deutschland heßt, wird es ein Unglückskrieg sein. Wir werden geschlagen werden wie 1870. Ist denn wieder erst eine militärische Niederlage nötig, um den Franzosen die Augen zu öffnen? Wenn erst die preussischen Massen, unwiderstehlich durch ihren festen Zusammenhalt, uns den tödlichen Stoß versetzt haben, dann ist es zu spät zu Tränen und Verwünschungen. Wir werden uns von ihm nicht mehr erholen. Der Ausspruch Bismarcks wird die Devise von morgen werden: „Im nächsten Kriege wird der besiegten Nation der letzte Blutstropfen ausgefogen werden.“

Und nun zum Schlusse das Zukunftsbild, das Driant von der Entscheidungsschlacht in diesem Krieg entwirft, eine düstere, aber in diesen Tagen fast Zug um Zug in Erfüllung gehende Prophezeiung. Es ist am sechsten oder siebenten Schlachttag, heißt es da, und nebenbei bemerkt hat der französische Major sehr richtig erkannt, daß die modernen Schlachten lange Zeit dauern würden: „und dazu braucht man nicht nur Führer mit starken, unerschrockenen Herzen, sondern auch vertrauensvolle, ausdauernde Soldaten, die zu Opfern bereit sind.“ „Es ist am sechsten oder siebenten Tage. Von beiden Seiten sind alle nur irgend verfügbaren Kräfte zum Entscheidungskampfe herangeführt worden. Eine Million Menschen, 2000 Geschütze auf jeder Seite. Aber auf französischer Seite haben schon zahlreiche Desertionen die Reihen gelichtet; unheilverkündende Losungsworte raunt man sich in den dezimierten Regimentern zu. Mit Mißtrauen blicken unsere Soldaten in den zahllosen Laufgräben, in

denen sie den letzten Ansturm des Gegners erwarten, auf ihre Generale, die unsicheren und finsternen Blicks an ihnen vorübergehen . . . Jedesmal wenn eine Tragbahre mit einem röchelnden Verwundeten vorbeigetragen wird, blicken diese Menschen, denen man seit Jahren nur den Kultus des Wohllebens und den Genuß des Augenblicks gepredigt hat, mit dem Zittern eines furchtsamen Tieres auf ihren Kameraden, dem sie vielleicht in jedem Augenblick folgen können. Sie möchten diesen Laufgräben entfliehen. Und da diese Truppen keine Ideale mehr besitzen, sind sie nahe daran, zur Erde zu werden. Da in den Seelen der Soldaten kein Name lebt, der ihnen Vertrauen einflößen und sie in dieser Stunde höchster Erregung begeistern könnte, richten sich ihre Blicke unablässig rückwärts auf das rettende Tal. Wenn der letzte große Ansturm erfolgt, wird man dort vielleicht Zuflucht finden können. Und die unruhig umherschweifenden Augen suchen einander, während der Kanonendonner dort drüben auf den fernem Höhen ohne Unterbrechung die Luft erschüttert. Dort drüben weiß man zu befehlen: jebermann kennt ihn, den germanischen Cäsar; seit zwanzig Jahren hat er gelehrt, begeistert und auf das, was not tut, unermüdblich hingewiesen. Seit zwanzig Jahren hat er zu seinem Volke von dem Gott der Schlachten gesprochen, von den Pflichten des Soldaten, vom Heile des großen Deutschen Reichs. Sein Wille treibt die Massen vorwärts, deren Bewegung man in den Taleinschnitten, den düsteren Wäldern ahnt, und die sich mit unbestimmtem, fernem Geräusch zur Umzingelung zusammenschließen . . . Der Abend bricht über die beiden Armeen herein. Die Lebensmittel bleiben aus. Es wird bitter kalt. Man muß wach bleiben, denn Nachtangriffe sind jetzt gang und gäbe. Und die deutschen Korps setzen ihren Vormarsch auch in der Finsternis fort, die Einschließung zu vollenden. Es dämmert im Osten, die Morgenröte des achten Tages zieht herauf. Die Erschlaffung hat ihren Höhepunkt erreicht, die Spannkraft der Nerven ist erschöpft. Für die Stunde, die nun naht, wäre eine heroische Aufwallung sondergleichen nötig, deren unsere Väter noch fähig waren; aber heutigestags . . . Da plötzlich neuer Kanonendonner, diesmal in der rechten Flanke. Der Soldat fühlt sich umgehen, und mit einem Male läuft durch die Reihen der verhängnisvolle Ruf: Rette sich wer kann! Der Zusammenbruch ist da! Und kein Zola wird ihn mehr beschreiben, weil er das Ende Frankreichs bedeuten wird.“

Zug um Zug erfüllt sich in diesen Wochen die düstere Kassandramahnung des französischen Patrioten. Wie lange noch, und der Zusammenbruch Frankreichs wird aller Welt, trotz aller Lügenmeldungen, offenbar sein! ❧

## Ein Kriegsfreiwilliger.

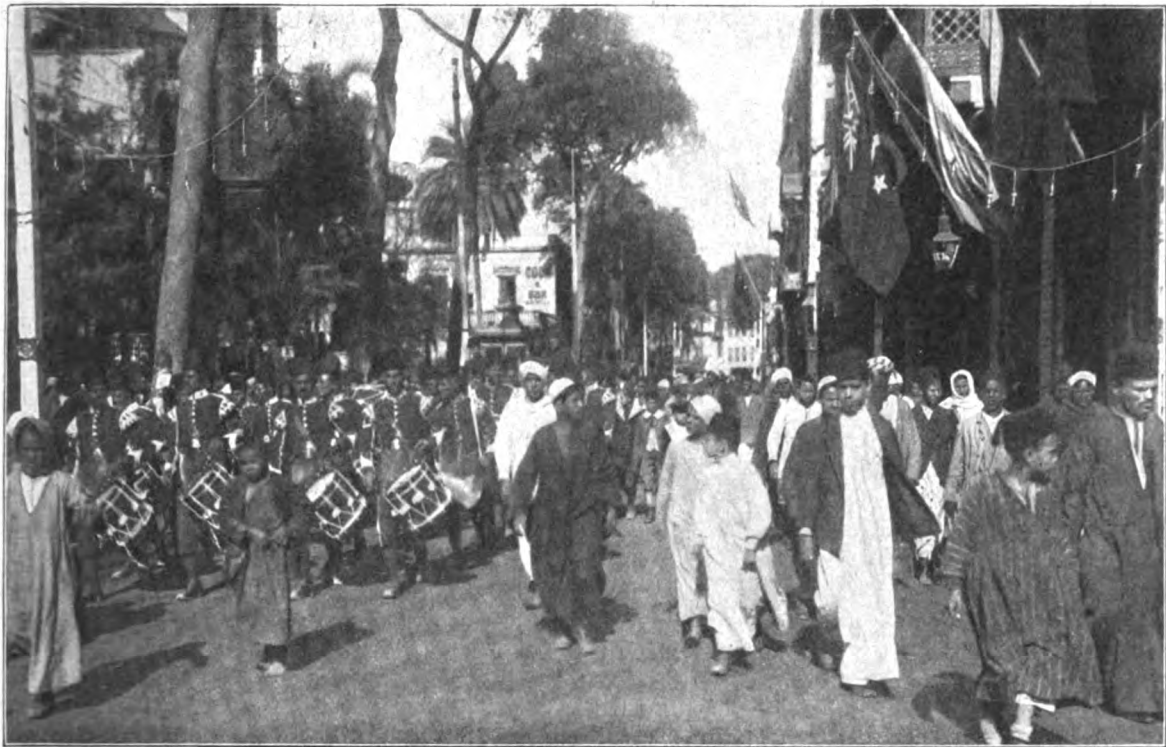
Draußen Geknatter abziehender Schlacht.  
Das Rote-Kreuztuch schlappt well von der Stange.  
Einen Sterbenden haben auf heißem Gange  
Die Samariter herangebracht.

Sie betten ihn sacht in den kargen Schatten,  
Sie nezen die fahlen Lippen mit Wein.  
Da zieht durch sein Antlitz ein Lebensschein,  
Und er öffnet die Lider, die sieberrmatten.

Seine Züge straffen sich jugendlich,  
An die Schläfe zuckt die durchschossene Rechte,  
Und aus dunklem Ringen der Todesmächte  
Tönt es: „Herr Leutnant — ich melde mich . . .“

Starkes Deutschland, wie dürftest du zagen,  
Bedrängten die Feinde dich noch so dicht,  
Wenn deine jungen Helden die Pflicht  
Bis zum letzten Hauch in der Seele tragen!

Alice Frein v. Gaudy.



Englisch-ägyptisches Militär in Kairo. Die Engländer beabsichtigten angesichts der Gärung, die eingeborenen Truppen nach dem Sudan abzuschieben, wogegen die Offiziere und Mannschaften Protest erhoben, da sie nur für Ägypten angeworben seien.

## Ägypten und der Islam im Weltkrieg.

Von Ewald Banse.

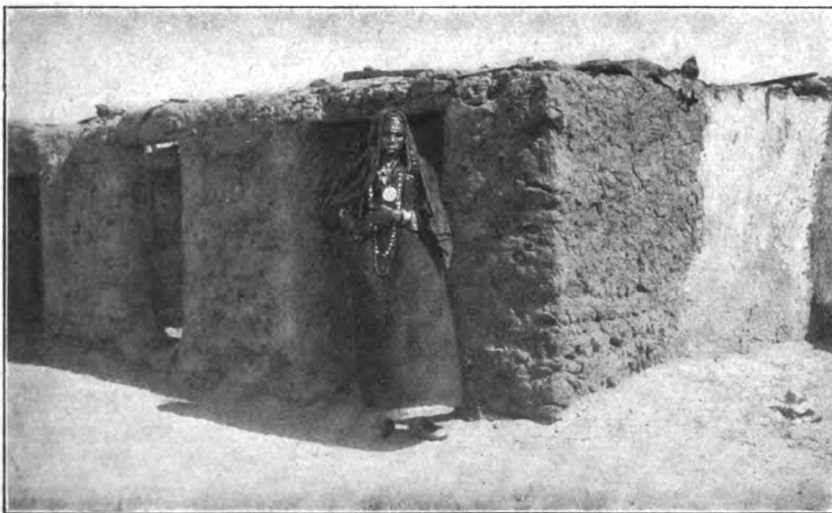
Mit sechs Bildern nach photographischen Aufnahmen.

So schwer es ist, aus dem von England vergewaltigten Ägypten Nachrichten zu erhalten, so viel ist jetzt doch über Konstantinopel durchgedrungen, daß die Eingeborenen ihre Sache selber in die Hand genommen haben, daß der Aufstand gegen die Briten schon begonnen hat und daß von den Engländern das Standrecht verkündet worden ist. Die Bahnlinie Alexandria—Kairo ist zerstört, der Boykott englischer Waren und Firmen organisiert und verschiedentlich sind Engländer erschlagen worden.

Ebenso spezifisch wie ich die Frage von Aufständen in den französischen Atlasländern ansehe, für ebenso aussichtsreich halte ich eine Erhebung des ägyptischen Niltales und des Sudans gegen Großbritannien. Die Unterschiede liegen auf der Hand. Während Tunesien, Algerien und Marokko am

äußersten Rande der islamitischen Welt liegen und schon seit mehr als zwei Jahrhunderten ohne nähere Verbindung mit den mohammedanischen Zentralmächten standen, ist Ägypten das Mittelland des Orients und befindet sich erst seit 1882 unter europäischer Verwaltung; ja, es bildet genau genommen auch heute noch einen Bestandteil der Türkei. Zudem ist wohl kein Volk der Erde wirtschaftlich je so ungeheuerlich ausgebeutet worden wie das ägyptische.

Dies aber sind die Hauptbeweggründe des gegenwärtigen Zündstoffes. Im Jahr 1882 besetzten die Engländer das der Pforte tributpflichtige Vizekönigtum Ägypten unter dem Vorwand, Ordnung in die bankrotten Finanz- und verfahrenen Verwaltungsverhältnisse zu bringen. Die zwar gegen die Fremden aufgeregten, aber durch die jahrelange Aus- saugung ge-



Wohnstätten eingeborener Ägypter in Assuan.





Straßenleben in Kairo.

schwächen Eingeborenen unterwarfen sich den Notröcken ohne erheblichen Widerstand.

Die Engländer versprachen die Räumung Ägyptens, wenn die Ordnung soweit wäre, daß man das Land ohne Gefahr für die Europäer sich selbst überlassen könne: bis ins Unabsehbare. Das Nilreich aber nicht freizugeben, haben die Briten schwerwiegende Gründe. Ägypten ist der einzige Fleck der Erde, in dem die große britische Reichstraße nach Indien Land durchschneidet, nämlich im Suezkanal. Es ist also das meistgefährdete Stück des Indienweges, der Hauptader des englischen Weltverkehrs und Reichtums. Raum war der Suezkanal fertig, so stand es für die englischen Politiker fest, Ägypten in ihre Gewalt zu bringen. Nachdem man 1875 nahezu die Hälfte der Kanalaktien aus dem Besitz des verschuldeten Khediv an sich gebracht hatte, fehlte einzig noch die politische Besitzergreifung.

Nächst der Rücksicht auf die Deckung Indiens lockten den britischen Krämer selbstverständlich auch die natür-

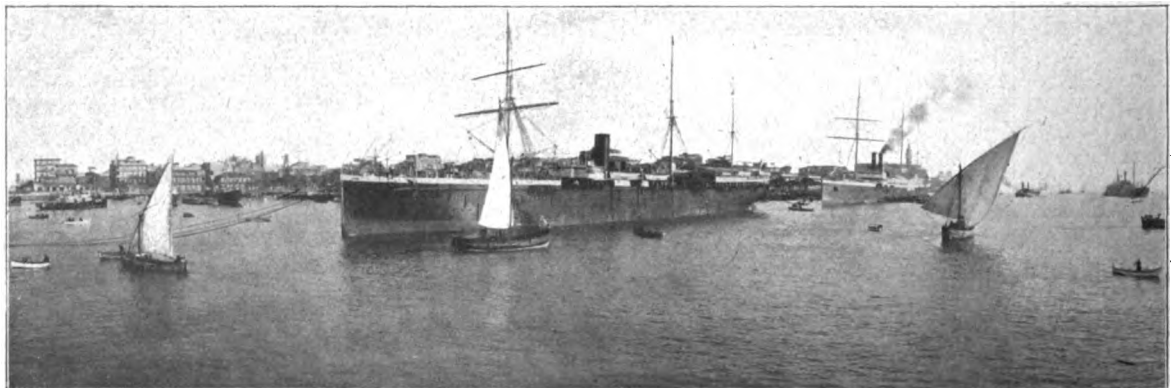
lichen Reichtümer des Bodens, deren Erweckung Milliarden an Gewinnen in Aussicht stellte, und ferner die fetten Überschüsse des Suezkanals. Schließlich handelte es sich ja auch nicht nur um das Land der Pyramiden allein, sondern um das ganze Nilbecken bis weit über den Äquator hinaus. Im Hintergrund gar stieg die verlockende Hoffnung Cape-to-Kairo empor, der Traum eines zusammenhängenden Kolonialreiches, das die ganze Morgen- und Afrika umfassen soll.

Mit altbewährter Übung griffen der angelsächsische Beamte und Kaufmann zu und schufen in kürzester Frist Ordnung. An Stelle des laufenden Kurbatsch traten einschüchternder Wille und Respekt. Der Kleinbauer ward ein wenig gestärkt, damit die Gewinne nicht in einige wenige Hände fielen und in ihnen sich anhäuferten. Die Korruption des Beamtentums ward wesentlich verringert. Der Staatshaushalt begann sich zu heben und sogar Überschüsse zu zeitigen. Das äußere Ansehen des Landes legte sich in ruhigere, saubere Falten. Der Außenhandel hob sich von 400 Millionen Mark (1880) auf 1,7 Milliarden Mark (1912)!

Aber dies glänzende Zahlenergebnis wurde erlangt nur durch eine schlimme Versündigung an der Volkswirtschaft des Landes! Und dann — ja, den Eingeborenen kam eigentlich blutwenig zugute. Sie leben noch ziemlich genau so gedrückt, so unselbständig, so verschuldet, so halbtierisch dahin wie unter dem alten Kurbatsch: mit der einen erheblichen Ausnahme, daß sie heute für Andersgläubige und Fremdrassige schuften müssen.

Dem Engländer lag, genau wie in Indien, nur daran, sich im Ägypter einen Abnehmer für seine sämtlichen Industrieartikel und einen willenslosen Lieferanten für seinen Rohbedarf zu erziehen. Von wichtigsten Roherzeugnissen kann ihm Ägypten aber nur Baumwolle und Zucker erzeugen. Deshalb schränkte der englische Beamte den Anbau von Korn und Gemüse möglichst ein, schränkte den blühenden Tabakbau ein und ließ dafür recht viel Baumwollfelder anlegen; denn die Baumwolle ist einer der wertvollsten Weltartikel und wird daheim in England in Zehntausenden von Spindeln versponnen. So wurde der bäuerliche Grundzug der ägyptischen Gesellschaft gestärkt und die Industrie unterdrückt, damit der braune Baumwoll- und Zuckerbauer seinen Verdienst restlos in englischen Fabrikwaren anlegen muß.

Natürlich erkannte namentlich die Intelligenz unter den Eingeborenen dieses gewinnbringende Wechselspiel und ließ es nicht an weitester Aufklärung darüber fehlen. Der Haß gegen die Ausbeutung, gegen die fremde Rasse, gegen die fremde Religion; die lebendige Erinnerung an alte Kulturhöhen, das Bewußtsein, von Rechts wegen noch



Der Hafen von Port Said, der Einfahrt in den Suezkanal.

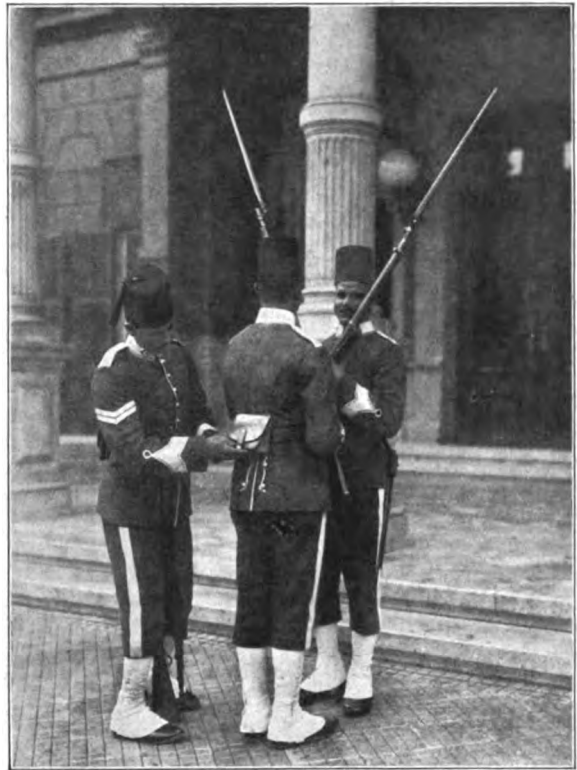
der islamitischen Vormacht, der Türkei, anzugehören und trotzdem von den Eindringlingen als Kolonie behandelt zu werden: das alles frist an dem von Natur ziemlich langmütigen Volke des Nils.

Am zielbewußtesten regt sich der Freiheitsdrang in der Intelligenz, aus deren Kreisen die jungägyptische Bewegung hervorging. Diese behauptet, daß England längst keinen rechtlichen Grund mehr zur ferneren Besetzung habe, vielmehr die Leitung den inzwischen herangebildeten Eingeborenen überlassen solle. Da das nicht geschieht, so sucht sie die breiten Massen zu erwecken und zu fanatisieren, vermittelt Aufklärung und zwar von einer 1908 eröffneten modernen „Universität“ an bis zu leidenschaftlichen Presseartikeln und geheimen Volksreden. Man sieht, daß vieles an die jungindischen Bewegungen erinnert. Doch sind die Ägypter auch dadurch im Vorteil, daß sie schon einen eigenen Herrscher besitzen, der die englische Bevormundung nur schwer erträgt und der außerdem in Wien deutsch erzogen worden ist.

Ich halte es für ziemlich zweifellos, daß die höheren Schichten unter den Mohammedanern völlig reif sind, mit zuiesscherem Bewußtsein die Volkshebung zu leiten und mitzumachen, sowie daß das Volk im ganzen aufgehört genug ist, um in einheitlichem Aufruhr emporzuklammern. Hierbei wird ganz besonders die Hoffnung auf den Beistand der benachbarten Türkei mitreden. Welchem anderen Staate auch sollte Ägypten anheimfallen? Neuere Nachrichten befragen, daß in Damaskus türkische Truppen zusammengezogen worden sind, was natürlich nur auf eine Verwendung in Ägypten gedeutet werden kann.

Man muß sich fragen, welche Aussichten Ägypter und Türken haben, die Engländer aus dem Lande zu treiben. Die britische Garnison betrug noch vor kurzem bloß 6000 Mann, dazu 26 000 eingeborene Soldaten, Polizisten und Küstenwachen. Daß die einheimischen Streitkräfte sich sofort auf die Seite des Volkes schlagen, kann kein Einsichtiger verkennen. Die 6000 Mann sind aber kürzlich durch indische Truppen verstärkt worden, während man vielleicht die ägyptischen Regimenter nach außerhalb schaffen wird. Wie die Indier sich zu der Volksbewegung stellen werden, kann ich nicht beurteilen, man sollte aber meinen, daß die Türken schnell mit ihnen fertig werden müßten. Eine Unterstützung des Aufstandes durch deutsche, österreichische und türkische Kriegsschiffe ist auch nicht von der Hand zu weisen. Außerdem: ein fanatisches Volk von zwölf Millionen gegen 6000 Mann, unter denen ich noch in diesem Frühjahr auffallend viel unterernährte und verstoffene Gestalten sah.

Ägyptens Verlust — wenn auch nur an die Türkei — würde für England soviel bedeuten, wie für den Zufan-



Die Wache vor dem Palast des nach Konstantinopel abgereisten Khediven, dem die Engländer ein Ultimatum zur Rückkehr stellten.   
 teristen die Abnahme des linken Fußes. Der wichtige Brückenpunkt des Indienweges mit dem lukrativen Suezkanal in der Hand einer feindlichen Macht! Die am Nil und im Sudan angelegten englischen Kapitalien größtenteils verloren! Der deutsche Unternehmungsgeist dann an Stelle des englischen Privilegs! Englands Ansehen und Furcht im Islam nahezu völlig ausgelöscht!

Ägyptens Abfall wäre aber nur ein Schritt im Abstieg von glänzender Höhe. Indien dürfte auf diese Nachricht hin keinen Augenblick mehr zögern, seine Engländer im Meer zu ertränken. Was aber ist England ohne Indien und Ägypten? Die Atlasländer würden sich einmütig gegen Frankreich erheben und dort im Westen reine Bahn schaffen. Was aber ist Frankreich ohne den Atlas?

Jetzt erst, in schwieriger Lage, zeigen sich die tönernen Füße von Englands Macht, und nicht einer der geringsten unter ihnen ist Ägypten, das abfallreife Ägypten.   
 ©



Ausshiffung von Truppen in Semailje am Suezkanal.



# Briefe vom Kriegsschauplatz.



## Momentbilder von der belgisch-französischen Grenze.

7 Uhr abends. Unsere Truppen gehen im Eiltempo gegen die Maas vor, ich bin mit den Wagen abgedrängt worden und liege hier. Bevölkerung feindselig. Zu Hunderten ziehen sie mit Sichel und Beilen herum. Der Fluß liegt voll von Gewehren, die wir ihnen abgenommen und ins Wasser geworfen haben. Eben erfahre ich durch Zufall, wo ungefähr an der Maas mein Regiment sein soll. Die Kameraden vorn haben seit vielen Tagen kein Brot, ich muß vor, ihnen helfen. 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends. Das Divisionskommando rät mir wegen der Gefährlichkeit ab. Ich fahre trotzdem los. In rasendem Tempo in die Nacht hinein. Wenn wir durch die Dörfer fahren, kracht's aus den Häusern von allen Seiten. Weiter, weiter! Und dabei keine Karte. Nur eine kleine Skizze über das ungefähre Wohin. 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr morgens habe ich mich zum Regiment durchgefragt. Das erste und dritte Bataillon stehen noch in Reserve in . . . Mein zweites Bataillon, bereits entfaltet an der Maas, baut mit den Pionieren eine Pontonbrücke. Ich reite soweit als möglich allein vor. Die Wagen können nicht mehr mit; ich muß ans Bataillon heran. — Nicht möglich, die Kanonen fangen beim Morgengrauen wieder an zu donnern. Ich komme ins Artilleriefener. Zurück zu den Wagen, zurück mit ihnen, bis ich aus dem Feuerbereich heraus bin. Meine Pferde können bald nicht mehr weiter. Am nächsten Tag war ich um 12 Uhr mittags wieder in . . . Wir haben seit Tagen nichts gegessen, wir essen auch jetzt nichts. Wir fallen um, wo wir stehen, um nur einmal eine Stunde zu schlafen . . .

So, jetzt haben wir uns wieder 2—3 Stunden gestärkt im Schläse und trotzdem keine Ruhe. Wo ist mein Bataillon? Vorn verhungern die Kameraden! Da kommt ein Meldereiter gesprengt. „Wo ist Nr. . . .?“ — „Links von meinem Regiment!“ Also vielleicht dort und dort? Das genügt! Ein Wagen voll Brot wurde geladen. Vier Pferde davor und los in die Nacht. Um uns herum brennen die Dörfer alle. Der ganze Himmel ist rot. Weiter, weiter! Nichts von Truppen ist zu sehen. Und wir fahren schon vier Stunden im Trab. Da endlich ein Posten. Mein Regiment soll an der Maas liegen. — Weiter! Da wieder ein Posten. Hurra! Ein . . . er! Der weiß es schon besser. So geht's weiter bis . . . Hier treffe ich das Bataillon, aber wie! Der erste Posten weiß nur, daß vom zweiten Bataillon Adjutant . . . und Hauptmann . . . tot sind, beide beim Häuserkampf beim Eindringen

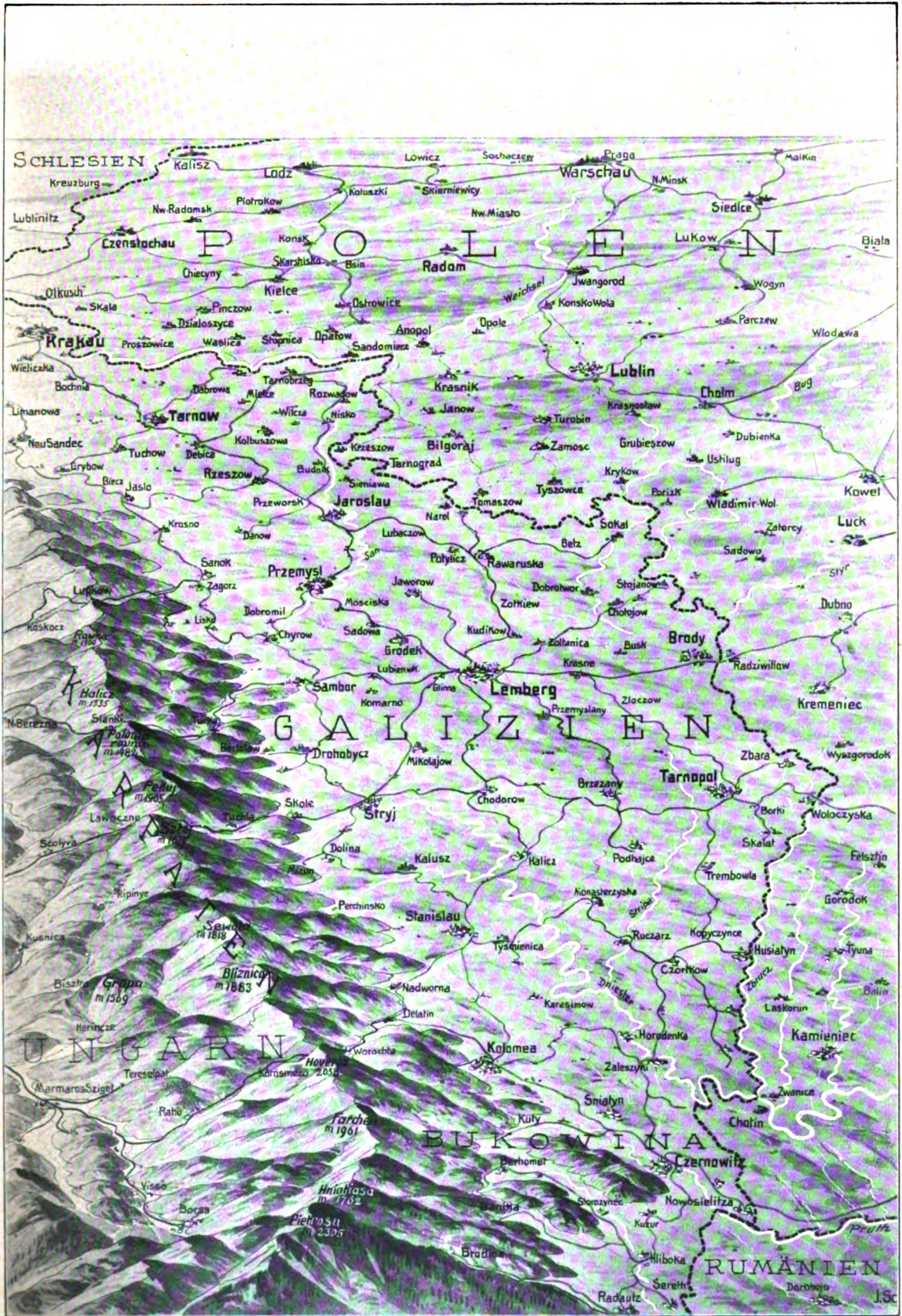
in . . . erschossen. — Da können wir auf der Straße nicht weiter. Es werden die Verwundeten aufgeladen vom zweiten Bataillon: 82 Verwundete und 4 Tote. Ein großer Teil davon durch die Einwohner beschossen. Frauen, Kinder, alles schießt mit. Aus Fenstern, kleinen Lufen, Gärten, Stellern. Unheimliche Stille im Dorfe, kein Mensch ist zu sehen. Wir haben den Wagen zurückgelassen und schleichen von Schritt zu Schritt weiter, immer gewärtig, aus einem Hause angeschossen zu werden. Da treffe ich durch Zufall ein Haus, in dem Licht brennt. Wir dringen ein. Herrgott! Drinnen liegt unsere . . . Kompagnie. Und im Wachtzimmer erfahre ich, daß daneben auch mein Bataillonskommandeur liegt. Ich wecke ihn. Er drückt mir tieferschüttelt die Hand und — bittet mich um ein Brot. Wie mögen die armen Soldaten gelitten haben. Ich lade bei ihm meine 500 Brote ab. Er spricht nicht, sondern drückt mir nur die Hand fest, immer wieder. Fort, fort, wieder zurück, ehe uns die Franzosen oder die Einwohner abschneiden. Früh um 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr sind wir wieder in . . . Als wir ankamen, drängten die anderen sich um uns mit Fragen und Glückwünschen, daß wir heil davongekommen sind.

Am Morgen halten wir wieder in . . . vorn stockt's. Wir dringen in die Schlösser und Willen ein. Alles leer; diese enorme Pracht überall. Weiter geht's in glühender Hitze. All die Ortschaften, durch die wir hindurch müssen, sind bis aufs letzte Haus niedergebrannt, weil die Einwohner auf uns geschossen hatten. In den vielen und großen Orten stand nicht ein Haus mehr. Wir konnten oft vor Hitze kaum durch. Das Vieh steht blökend umher. Von den Einwohnern ist niemand zu sehen.

Wir übernachteten um 2 Uhr nachts wieder auf der Straße. Es ist naß und kalt. Zeit bis 5 Uhr. So lange Zeit! So wohl ist's uns lange nicht geworden. Die armen Pferde sind schon seit vielen Tagen nicht aus dem Geschirr gekommen. An Waschen und Stiefelanziehen denken wir schon seit langem nicht mehr. Weiter geht's! An uns ziehen die geflüchteten Einwohner in Scharen vorüber, Bilder, die einem die Tränen in die Augen treiben. In . . . am Friedhof liegen die Franzosen wie gesät. Wachsbleich die Gesichter, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die meisten den Trauring am Finger. Einen sah ich, der hatte noch ein kleines Bildchen seiner Frau in der zerschossenen Hand, sein letzter Gedanke. — Krankentransporte von uns gehen vorüber; mancher Bekannte auf den Wagen und so viele Offiziere dabei. Was wird mit ihnen werden? Weiter, weiter! Vorn brüllen schon wieder die Kanonen. Ruhelos geht's weiter. ☉



Graf Nikolaus v. Bismarck, der älteste Enkel des Altreichskanzlers, trat als Kriegsfreiwilliger in das deutsche Heer ein. Der Graf ist der einzige Sohn des verstorbenen Grafen Wilhelm; er wurde am 26. Mai 1896 in Königsberg i. Pr. geboren. (verh. v. Bismarck)



Der Kriegsschauplatz in Galizien und Russisch-Polen.



22

Angriff österreichischer Dragoner.

22

## Die österreichischen Löwen.

Von Karl Fr. Nowak. Mit photographischen Aufnahmen und fünf Bildern von Oscar Rejlander.

Sie stehen jetzt auf den galizischen Feldern, Österreichs Söhne aus allen Gauen buntfarbigster Monarchie, stehen gegen dreifache, vierfache russische Übermacht, über die sie zuletzt gleichwohl triumphieren werden. Ob manches auch Überraschung war in den Reihen dieses russischen Feindes, ob er durch heimliche Mobilisierung seit vielen Monaten schon auch seine ganze riesige Kernmacht entbieten konnte, ob seine Artillerie besser, als man erwarten durfte, zu arbeiten vermag, ob neben den Regimentern der europäischen Wilnaer, Kiemer, Warschauer Militärbezirke gleichzeitig auch schon kaukasische Truppen, Tschungusen und mongolische Reiter auf-tauchen: all die Vielen, Vielen und endlich Unab-sehbarer werden dennoch an Österreich-Ungarns Heer zerbrechen. Nicht bloß seine Kanonen, seine kühnen Reiter, seine Bajonette werden dafür sorgen. Sie alle empfangen ihre furchtbarste Schärfe erst durch die eine blizende Kriegswaffe, die alle von Schlacht zu Schlacht begleitet: durch den Geist der Arme...

Von ihm wußten die Janitscharenpaschas schon zu erzählen, wenn sie von österreichischem Boden, kopflos der Flucht, nach Südosten zurückjagten. Er marschierte mit den schwarzgelben Bannern aus, auch wenn sie über Prinz Eugens französische Schlachtfelder siegreich wehten. Und just vor einem Jahrhundert entrang sich auf St. Helena noch Napoleons Lippen die spät nachstau-nende Erinnerung: „Wer die Österreicher nicht bei Aspern gesehen, hat nichts gesehen“ ... Man hat jetzt die Schlacht bei Krasnik, die General Dankls erste Großtat auf dem polnischen Kriegsschauplatz war, das „russische Aspern“ genannt. Man durfte sie in der Ent-scheidung, durfte sie mit Rücksicht auf die Truppen so nennen: der Geist von Krasnik war auch der Geist von Aspern.

Diese österreichisch-unga-rischen Truppen sind ein vielstimmiges, riesiges In-strument, das schon darum nicht genug an Bewunde-rung für sich beanspruchen soll, weil sein Generalstab trotz der Vielstimmigkeit auf ihm als einer unbedingten



22

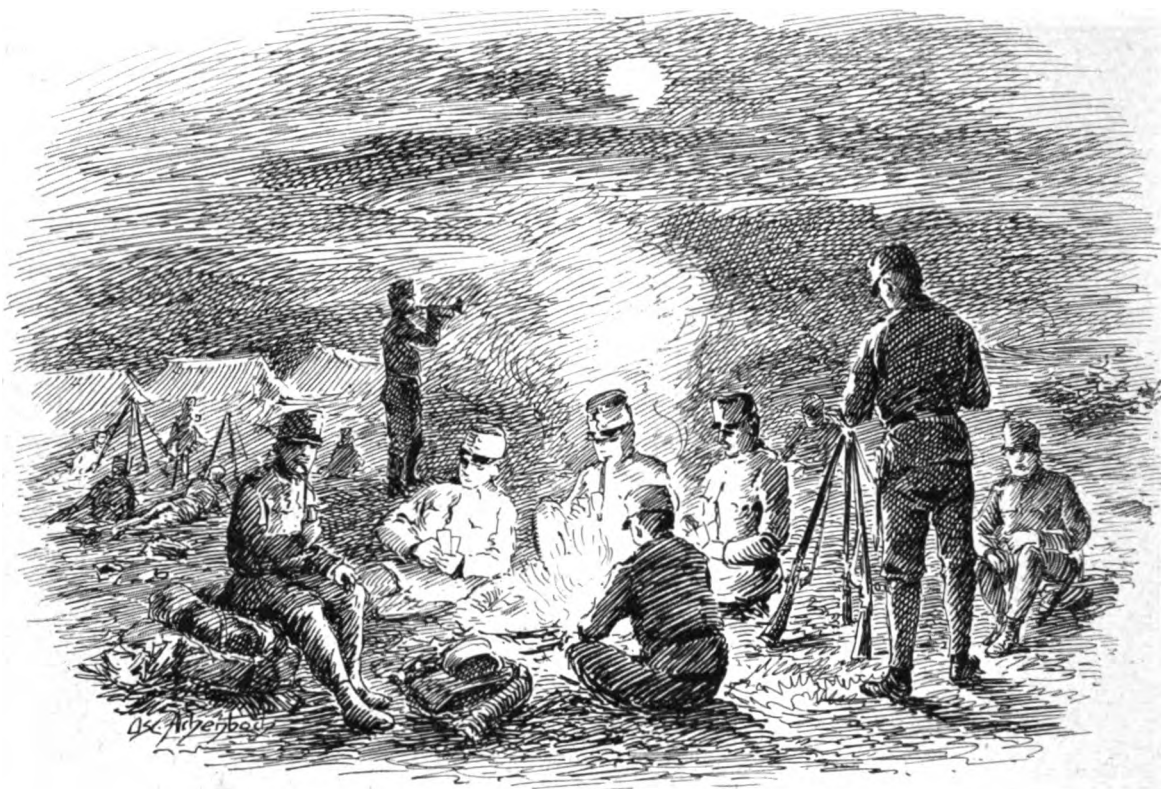
Die Fahrt nach dem Kriegsschauplatz.

22



**Österreichische Gebirgsartillerie auf dem Marsch.**

Nach einer Zeichnung von Oscar Achenbach.



Österreichische Infanterie im Bivouac.

Einheit spielt. Das Deutsche Reich bekriegt seine Feinde mit deutschen Soldaten, die Russen schicken Russen, Frankreich sammelt seine Scharen mit französischem Befehl, der allen klar wird. In der Heimat des Doppeladlers freilich wohnt Stamm um Stamm: der Soldat aus dem Passauer Tal hat anderes Blut, andere Herkunft, andere Sprache als der Infanterist, der aus Rumänien kommt. Den Deutsch-Böhmen scheinen die Kroaten, den Polen scheinen die Steirer fremd. Dies gilt für Österreich, gilt nicht anders für Ungarn. Aber die Armee wirkt Wunder. Die Armee vermischt das Gegensätzliche, verbindet das Fremdeste zur selbstverständlichen Freundschaft. Nirgends wird das Österreichertum als Nation so unbedingt, so überzeugend zur Tatsache, wie in der k. k. Armee, die nach einer Sprache marschiert, in einer Schule gebildet wird, in einer Methode sich schlägt. Vielleicht gibt's keinen glücklicheren Nachweis für solche Behauptung: selbst eine eigene Sprache hat diese Armee geschaffen — das merkwürdige, von allerlei Akzenten leise durchschimmerte, aber von

allen in den Regimentern der Monarchie gleichmäßig gesprochene „Offiziers-Deutsch“ . . . — Aus ihrer engeren Heimat bringen die österreichischen Soldaten verschiedenerelei

Sondereigenschaften mit. Der sehnige Alpler verblüfft durch Marschleistungen, an die er freilich seit Kindertagen in seinen Bergen gewöhnt ist, verblüfft überdies durch seinen Scharfschützenblick, der den Adler über Felsen erspäht und von den Felsen den Adler mit jener Wüchse herunterholt, die gleichfalls seit Kindertagen seine Vertraute ist. So fern vom Alpler der Kroatte wohnt, so ähnlich sind seine soldatischen Tugenden. Auch der Kroatte lebt — im Karstland Dalmatien etwa — zwischen Fels und Berg, auch sein Blick späht nach Steinadlern aus, auch seine Muskeln sind Eisen und Stahl. In Kroatien, im Banat — an der alten „Militär-grenze“ — lebte er überdies von Geschlecht zu Geschlecht in ewigem Krieg. Er war die christliche Wacht gegen die Türkennot. Soldat war der Vater, der Sohn, der Enkel. Rundum die ganze weite „Militär-grenze“ war ein einziges, stets bereites Waffenlager. Dort



Österreichische Manevrepatrouille. Cop. Kilophot, G. m. b. H., Wien.

lebten sie mit Weib und Kind, wachten für den ferneren Kaiser in Wien, fochten für ihn: des Sabzburgerkaisers treueste, zuverlässigste, tapferste und gefürchtetste Soldaten bis auf den heutigen Tag...

Sicherlich bildeten sich in Jahrhunderten Sonderbegabungen der Truppen, vielleicht nach der Landschaft heraus, aus der sie kamen. Die polnischen Dragoner sind an der Seite von Ungarns Husaren die verwegentesten Reiter. Die Söhne der ungarischen Ebene, die Söhne der böhmischen Felder sind die beste Infanterie. Auch hier gibt's noch Unterschiede: beispiellos das Draufgängertum der feurigen Ungarn, vorbildlich die Zähigkeit, die Verbissenheit der Tschechen im Angriff. Die Russen wissen ein Lied von diesen tschechischen Bajonetten zu singen, vor denen sie panikartig auseinander stoben, wenn sie's nicht vorzogen, die Hände hochzuheben... Daß andererseits etwa die Steirer eine musterhafte Gebirgsartillerie dem Heere schenken, ist nicht weiter wunderbar: wo sollte sie zu Hause sein, wenn nicht in Österreichs Bergen...?

Im Anprall der feindlichen Heeresmassen in Galizien hat sich gleich von Anfang die Verschiedenheit der Temperamente, die Verschiedenheit der Kampfbeseeltheit beider Armeen gezeigt. Die Russen zäh, tief in Erde und Schützengräben eingebettet, erwarten den

österreichischen Feind, der als beispielloser Stürmer auf ihn eindrang. Singend marschieren sie von allen Seiten in den Kugelnregen, kaum durch die Kommandoworte ihrer Offiziere zu zügeln. Jeder in dem Bewußtsein, den Feind unter allen Bedingungen schlagen zu müssen, keiner auch auf strategische



Durchmarschierende Artillerie in einem Tiroler Städtchen.

die Tschechen schwärmen von der Tapferkeit der Ungarn, die Honveds singen begeistert von der tschechischen Infanterie, die Steirer wissen nicht genug Helmuten von polnischen Dragonern. Und nur eine Schwer-

schem Rückmarsch mit irgendeinem Gefühl, nach einer Niederlage weichen zu müssen. Und die ganze spartanische Knappheit, mit der die k. k. Armee — die Mannschaft wie die Offiziere — schon in Friedenszeit in den kleinen Städten, in den entlegensten Grenzorten lebt, die ganze rührende Bedürfnislosigkeit, die in der „sparsamsten aller europäischen Armeen“ lebt, wird ohne Zweifel jetzt mit-helfen zum Siege über den Feind. Drei Wochen lagen diese Truppen in Kampf und Feuer, bei Tage un-mittelbar im Gefecht, nachts ohne Schlaf in den Schützengräben oder auf schwerem Marsch durch unwegsamstes Gelände, nur um den Feind an anderer Stelle unver-mutet zu packen. Und am Morgen nach dem Marsch, am zehnten oder zwölften Tage, da der Toruister nicht von ihren Schultern kam: Vorwärts gegen den Feind mit blankem Bajonett!

Von den Lippen aller Verwundeten, die aus der Front in die Lazarette heimkehren, flammt der Geist von Aspern. Sie alle wissen, daß sie siegen werden. Sie alle haben das Bewußtsein, daß sie und die Kameraden brave Arbeit und mehr als brave Arbeit tun. Und

mut umspielt ihre Gesichter: daß sie jetzt nicht mehr in der Front stehen können. Und nur eine Seligkeit verflärt sie: daß der Stabsarzt ihnen sagte, wann sie zur Front wieder zurück dürften. Zur Front soll alles, alles... Die Monarchie hat Generalmarsch geschlagen. Die k. k. Armee läuft Sturm... 2



Aus den Kämpfen in Galizien: Gefangene russische Gardes. Cop. Kllophot, G. m. b. H., Wien.





# Fremdworte auf der Flucht.

Von Karl Paul.



Vom Augenblick an, da Deutschlands Soldaten gegen den Feind in Ost und West auszogen, hat auch die deutsche Sprache dem Auslande den Krieg erklärt: sie hieb auf die Fremdworte ein . . . Auf allen Linien ist damit ein Gefecht aufgenommen worden, das längst eigentlich hätte geführt werden müssen, auf allen Linien hat deutsches Empfinden damit zum Sturm auf einem Gebiete geblasen, das bisher fast eine Art Fremdländinsel mitten in der eigenen Heimat war.

Im Grunde scheint's vor allem Nachlässigkeit und träge Überkommenheit gewesen zu sein, daß so lange Zeit im deutschen Sprachbereich das Fremdwort herrschen durfte. Der Trab des Amtsschimmels, der im achtzehnten Jahrhundert durch die Kanzleien des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ überhaupt lateinisch geritten wurde, mochte noch ein wenig nachklappern. Die Vornehmheit all' jener Völker, die jetzt wehrlose Verwundete veritümmeln, kam hinzu: man ahmte ihre Kleider, ihre Gesellschaftsformen nach, man sprach, wenn's besonders weit hergehen sollte, die fremde Sprache, spickte das eigene gute Deutsch mit fremden Zwischenfäßen, fremden Redensarten, die dann immer häufiger wurden, bis sie endlich blieben, um bestimmten Sinn schneller nach träger Übereinkunft auszudrücken, als das deutsche Wort . . . In der Tat hatte die deutsche Sprache dereinst nicht viel von gallischer Beweglichkeit etwa. Frankreichs ältere Kultur hatte naturgemäß auch die ältere verfeinerte und schlagendere Ausdruckskraft. Aber der Niesenweg, den die deutsche Sprache von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Goethes Tod beschritt, ist unabsehbar. Schon Goethes überreiches, schöpferisch schimmerndes Deutsch war nicht nur dem besten Ausdruck der französischen Schriftsteller seiner Zeit ebenbürtig: ganz abgesehen vom Inhalt dessen, was er gab, schenkte er überhaupt die klare Form seines Jahrhunderts. Seit „Wilhelm Meißner“ und den „Wahlverwandtschaften“ hätte sich sicherlich für jedes Ding ein gutes deutsches Wort finden lassen, wenn's nicht gerade um eine Technik und wissenschaftliche Bezeichnung ging, die auf dem ganzen Erdenrund gemeinverständlich zu sein beanspruchte. Aber die Ausländerei, die alles wertvoller findet, wenn's jenseits des Rheines oder des Kanals geboren ward, gab sich vorerst noch nicht überwunden . . . Und Gedankenträgheit half ihr, bis eben alle auf allen Posten unsanft aus dem Schlafe fuhren. Die große Reinigung setzt ein: auch auf dem Sprachfeld als großer Krieg.

Natürlich wird's nicht richtig sein, in Zukunft alles abzuschwören, was Ausland heißt. Ob auch Verwundetenveritümmelung und Dum-Dum-Kugeln Schande zugleich und Verbrechen bedeuten: französischer Geist wird darum doch nicht aufhören, Kulturwerte, wenn der Haß vertraute, weiter zu schaffen. Shakespeare gilt den Deutschen heute längst schon als ein Heimatsdichter. Soll man aber Sir Edward Gren zuliebe ablehnen, Swift, Milton, Byron zu lesen? Dostojewski in die Ecke werfen, weil kosakisches Raubgesindel plündern will? Oder gedenkt man, wenn ein neuer Byron, ein zweiter Dostojewski erhebt, die deutschen Türen zuzuschließen? Nie war der deutsche Wissensdurst, der deutsche Kulturdrang zu sätigen. Man wird, wenn wieder Frieden über Europa

hinzieht, den selbstverständlichen Ausweg finden: das wirklich Große aus der Fremde bewundernd aufzunehmen, das ebenbürtige Deutsche nirgends hintanzusetzen und Kleinlichkeiten abzustellen, die aus Ausländerei, falscher Richtung bisher so üppig blühten.

Eigentlich ist's ja ganz einfach, daß deutsche Menschen sich mit deutschen Worten verständigen. Ist der Sinn dunkler, wenn man Kraftwagen statt Auto, Flieger statt Aviatiser sagt? Wie leicht es mit einiger Aufmerksamkeit wäre, anstatt durch Fremdes das gleiche durch gutes Deutsch auszudrücken, beweist ein hübsches Geschichtchen, das in diesen Wochen durch ein paar Zeitungen ging: „Das im Auftrage der Wiener Gemeinverwaltung herausgegebene Nachrichtenblatt enthält in einer seiner letzten Ausgaben folgende Mitteilung:

„Korrektur. In der heute ausgegebenen Notiz „Wien im Blumenschmuck“ soll es statt Diplome heißen: Anerkennungs-schreiben.“ Die Wiener Arbeiterzeitung bemerkt dazu, es fehle dieser gutgemeinten Verdeutschung doch an Gründlichkeit; von Rechts wegen müßte noch ein Nachtrag veröffentlicht werden des Inhalts: „Verbesserung. In der gestern ausgegebenen Mitteilung soll es statt Korrektur Verbesserung und statt Notiz Mitteilung heißen.“ Im übrigen heißt das betreffende Nachrichtenblatt noch immer „Wiener Kathaus-Korrespondenz“ . . .“

Jetzt hat freilich, seit der Krieg gegen die germanische Rasse einsetzte, die deutsche Sprache mit unheimlicher Schnelligkeit gegen die Fremdworte in allen Lagern Front gemacht und zum Angriff geblasen. In allen Städten Deutschlands stürzten sie von allen Schildern, von allen Geschäftstafeln flogen sie. Denn die Herren „Cafetiers“ von gestern, die Herren „English Tailors“, die eine plötzliche Herkunftserinnerung daran mahnte, daß sie ja ursprünglich mit deutscher Junge geboren sind, haben ihnen als gut deutsche Kaffeehausbesitzer- und gut deutsche Schneidemeister Beine von einer Flinkheit gemacht, die nur von russischen und englischen Soldatenbeinen übertroffen werden kann. Armeekorps von Fremdwörtern haben in der ersten Kriegswoche schon die deutsche Reichshauptstadt allein geräumt. Man geht dort nicht mehr ins „Picadilly“, nicht mehr ins „Chat noir“, nicht mehr zum „Prince of Wales“ und auch nicht mehr ins „Palais de danse“. Sicherlich klingt „Schwarzer Kater“ nicht minder gut als „Chat noir“, ohne Zweifel klingt „Tanzpalast“ nicht schlechter als „Palais de danse“. Eigennamen kann man nicht übersetzen. Aber kein Stück Tuch wird dadurch auch nur um einen Cent besser, wenn der Tuchhändler seinen Laden großartig „Prince of Wales“ nennt . . .

Schlimm genug ist's ja immerhin noch, daß erst der Versuch eines Vernichtungskampfes gegen deutsche Art kommen müßte, ehe man sich endlich auf sich selbst auch auf diesem Gebiete befaßt. Der gründlichste aller Sprachreinigungsversuche, der je in Deutschland unternommen wurde, war vielleicht des Krieges erster innerer, geistiger Gewinn. Er scheint mit der gleichen Wucht auch hier aufräumen zu wollen, mit der die Deutschen Deere ihre Arbeit tun. Und diesmal, da die Leidenschaft der Verteidigung zur Religion geworden, dürfen wir hoffen, daß kein Rückfall mehr das jetzt so schnell Er-rungene uns wieder schmälern wird . . .

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Wauer in Vienna.

Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friede & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. C. Friede, Wien I, Bräunerstraße 3.

Copyright © Oktober 1914 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



### Reiterattacke.

Nun wohlau und wohlau in die dampfende Schlacht  
Und dem Feind in die Flanke gefahren!  
Der Sonne tiefpurpurne Morgenpracht  
Beleuchtet die dräuende Lanzenwacht  
Und des Kaisers mutige Scharen.

Der Trompeter bläst das Signal, das Signal,  
Hell wiehern die Rosse im Winde,  
Da wälzt sich die Woge gewaltig zu Tal,  
Ein Klirren, ein Rauschen, ein donnern-  
der Prall:  
Die Gegner weichen geschwinde.

Durchbrochen, zerhauen den wirrenden  
Knäuel —  
So blutig deckt es den Rasen;  
Und rückwärts stutet, dem Freunde zum  
Heil,  
Der phalanzerpellende Reiterkeil —  
Fern tönt es, zum Sammeln geblasen.

Albert Korn.

G. Ansmann.



# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walthar Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Das Bemühen, ein Weltbürger zu sein, ist so uferlos, wie der Pantheismus gegenüber einem schönen, heiligen, gefestigten Gottesbegriff," sagte der Professor. „Das ist in letzter Linie eine Verleugnung all der wunderbaren Bande, die uns mit Heimat, Familie, Vaterland verbinden.“

„Sicher nicht, verehrter Herr Professor. Es ist nur ein Sich-frei-machen von den Banden der Zufälligkeit. Zufall ist es, daß ich in Deutschland geboren bin, und daß Deutsch meine Muttersprache ist; Zufall, daß ich ein Germane und kein Slawe oder Romane bin. Wäre ich, wenn's anders wäre, darum einen Deut schlechter? Weiß der Himmel, ich liebe Deutschland und kenne meine Pflichten gegen den Staat, dem ich angehöre, aber soll ich nun kurz-sichtig und prahlerisch in meiner Nationalität das einzig Wahre auf der Welt sehen? Ich wurzle in keiner Scholle. Seit meinem zwölften Jahre habe ich fast ausschließlich im Ausland, in verschiedenen Ländern gelebt, und ich habe bei meinen weiten Reisen immer gefunden, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen, gewiß, oft ganz anders geartet als meine Landsleute, mir vielleicht in manchem unverständlich oder wenig sympathisch, aber im Grunde genommen der eine so gut wie der andere. Und ist einmal eines zurückgeblieben von diesen Völkern und Stämmen, so lag's meist an äußeren Dingen, an schlechten Regierungen, abgeschlossener Lage oder was weiß ich. Bildungsfähig, fortschrittsfähig sind alle Menschenbrüder, und das ist der springende Punkt. Reißen wir doch — nach und nach selbstverständlich — in steter Kulturarbeit die Schranken nieder, diese oft nur eingebildeten Mauern, die Franzosen, Russen, Deutschen, Briten, kurz, alle Völker der Welt heute noch trennen, Schranken, von denen doch schon so viele vor der wachsenden Einsicht und Bildung gefallen sind, betrachten wir uns nicht als Feinde, sondern als Söhne einer Mutter, streifen wir verblendete, nationale Eitelkeiten ab, und die Menschheit wird glücklich sein.“

„Sie sind Kaufmann, überzeugter Kaufmann, Herr Gehrtens," sagte der Pole. „Sie wurzeln in der Tat in keiner Scholle und reden vielleicht vorzüglich — Wolapük. Aber alle Leute können nicht wie ein Kaufmann denken, dessen Vaterland die — Konjunktur ist, gleichviel, wo sie ihm günstig.“

„Sehr richtig bemerkt," stimmte der Professor zu. „Weltbürgertum, und damit ein allgemeiner

Weltfriede und eine stete Blüte aller Dinge, das ist Utopie. Man blicke doch in die Natur. Kampf ist allenthalben die Losung, Kampf nicht nur unter art-fremden Geschöpfen, nein, Krieg, oft wie von größter Überlegung diktiert, unter Artgenossen. Man denke beispielsweise an die Kriege der Ameisen.“

„Oh, der Mensch ist nicht ein Insekt," bemerkte Monsieur Boncourt, der nur hin und wieder noch nach Paris ausbrach, aber sich sehr wohl in Deutschland fühlte und dort in Frieden zu sterben hoffte.

Alles lachte, aber Kurt ergänzte ihn:

„Der Mensch wird um so mehr Mensch, kommt auf eine um so höhere Stufe, je mehr er sich durch seine Intelligenz über die Naturgesetze zu erheben versteht. Überwinden wir Rassendünkel und Rassenkampf, Nationalitäteneitelkeit und Nationalitätenhader als etwas Menschenunwürdiges, so werden wir in einem großen Reich des Friedens überall erfolgreich unserer Arbeit nachgehen können, und alle Fleißigen und Tüchtigen werden zu ihrem Rechte kommen. Mögen dann die Faulen und Dummen ruhig im Reid erstickten.“

„Schön gesagt, aber so spricht und hofft der Kaufmann. Ein Soldat würde wohl anders sprechen," meinte der Pole.

Da fuhr Kurt auf:

„Ich war deutscher Reserveoffizier, Herr von Bialy, bis mich im vorigen Jahr ein Manöverunfall feld-dienstunfähig machte. Staatsbürgerliche Pflichten haben mich zum Soldaten gemacht, und ich glaube, daß ich kein schlechter Soldat war. Aber der Umstand, daß ich im Falle gezwungen gewesen wäre, für Deutschland meine Haut zu Markte tragen zu müssen und dann wacker mitzutun, wie jeder andere Kamerad, dieser Umstand kann mich nicht von meiner philosophischen Überzeugung — oder mag man sie meinet-halben auch eine merkantile nennen — abbringen. Die Erziehung zum freien Weltbürgertum dünkt mir eine höhere und schönere Aufgabe, als die Erziehung zum Franzosen oder Spanier, oder Engländer oder Russen.“

„Oh, und der Deutsche hat es darin schon ziemlich weit gebracht mit diesem Weltbürgertum, denn er siedelt sich überall in der Welt an und hat seinen Vorteil davon," sagte die Russin. „Er schöpft überall den Rahm ab.“

Unwillkürlich stimmte ihr der Engländer lebhaft zu.



**Die Heldentat eines Lokomotivführers.** Nach einer Zeichnung von Karl Winter.

Bei einer Erkundungsfahrt auf einer Lokomotive nach russisch-Polen hinein, bei der der auf der Lokomotive stehende Hauptmann Baber den Helbentob fand, erhielt der Lokomotivführer Beck aus Tarnowig außer Verletzungen durch Eisenplitter einen Schuß durch die Lunge. Trotz dieser schweren Verwundung hat Beck noch vier Stunden lang auf seinem Posten ausgehalten und die Lokomotive glücklich zur Abfahrtsstation zurückgeführt, wo er dann zusammenbrach. Während der Rückfahrt mußte er noch die Lokomotive reparieren und dichten, weil sie durch feindliche Schüsse beschädigt war. Der Deutsche Kaiser hat diese Pflichttreue, Tapferkeit und Selbstbeherrschung mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse belohnt.

„Erst das Nächste, die eigene Nation, dann erst das Weitere,“ meinte der Finnländer.

„hm, hm, ich habe gewiß internationale Neigungen und bin auch Kaufmann von Neigung und Beruf,“ brummte der Vizekonsul, „aber soweit, wie Herr Gehrkens junior, möchte ich doch nicht gehen. Bei Betätigung solcher Meinungen könnte man sonst ja unter Umständen Türke werden.“

„Wie ich Sie kenne, würden Sie dann ein sehr anständiger Türke sein,“ entgegnete Kurt, halb im Scherz.

„Und was sagen Sie zu alle dem, mein Fräulein?“ wandte sich die Russin an Irene. „Sie werden wohl Ihrem Herrn Nachbarnsohne ohne weiteres rechtgeben.“

„Ich bin nie aus der Heimat gekommen, mir fehlt der weitere Blick für diese Dinge. Und alles das sind doch auch nur Theorien,“ wich Irene verlegen aus.

„Nichts da, mein Kind, nichts da! In solchen Fragen wird nicht gekniffen!“ rief der Professor

hitzig. „Ich habe dich in allen Dingen zu einer eigenen Meinung erzogen, du sollst mir auch jetzt nicht hinter dem Berge halten.“

Da blickte das Mädchen fast ein wenig schüchtern und schmerzlich nach Kurt hin und sagte dann leise, aber fest: „So möchte ich es denn mit unserm Schiller halten: ‚Ans Vaterland, ans teure schließ dich an — das halte fest mit deinem ganzen Herzen.‘“

4.

„Politisch Lied, ein garstig Lied!“ rief der Kommerzientrat, als er merkte, wie sehr das so schlicht gegebene Dichterwort der jungen Nachbarin eingeschlagen hatte und alle Beweisgründe seines Sohnes, denen er im wesentlichen beistimmte, plötzlich in ein Nichts verwandelte. Kurt zog sich so gut als es ging aus der Sache, und indes der Professor beglückt und gerührt sein Kind auf die Stirn küßte, sagte der junge Mann achselzuckend:

„Gegen einen Bundesgenossen wie Schiller mag ich nicht ankämpfen, Fräulein Irene, sonst würde ich sagen: Dichterverse sind keine Beweise und sind als Schlagworte oft in den entgegengesetztesten Sachen zu verwenden. Jedenfalls mache ich Ihnen mein Kompliment.“ Er sagte es lächelnd, und sie fühlte, daß er nicht ungehalten war.

„Sie haben mich auch gar zu sehr in die Enge getrieben,“ bemerkte sie und sah ihn dankbar an.

„Aber ich sag' es nochmals: Politisch Lied, ein garstig Lied, und das hat ein mindestens ebenso großer Dichter gesagt, ich meine, der Goethe sei es selber gewesen —“ ließ sich der Kommerzienrat wieder vernehmen. „Da lob' ich mir doch den Bonhomme unseres Freundes Boncourt.“

„Ja, der könnte den Kehraus machen! Es ist an der Zeit, daß man an die Heimkehr denkt,“ bemerkte der Vizekonsul, auf die Uhr sehend, und fügte pathetisch hinzu:

„Man aß, man trank, man hat gewiß,  
Da ziemt sich's, schönsten Dank! zu sagen.  
Das Freucht, das man nun besitzt,  
Kann man getrost nach Hause tragen.“

Alles lachte, der alte Franzose aber zog ein Notenblatt aus der Tasche, faltete es auseinander und sagte:

„Wenn man will noch einmal hören das Lied, wer will mich begleiten?“

„Das wäre Pflicht der verbündeten Nation, bourgeois de France. — Geben Sie her!“ lachte die Russin und nahm dem alten, immer vergnügten Herrn das Blatt aus der Hand, es schnell durchfliegend. „Also, dann los!“ forderte sie auf und schritt zu dem Stuhlflügel im Nebensalon, setzte sich hin und spielte, während sich der Franzose in Positur stellte, aus eigener Phantasie ein glänzendes, rauschendes Präludium zu dem Couplet.

„Doch 'ne geniale Bestie!“ flüsterte der Balte dem Sohn des Kommerzienrats zu. Dann sang Monsieur Boncourt sein Lied, das so ganz auf sein Wesen zugeschnitten schien, dies Lied von dem alten Lebenskünstler, dessen ewig gute Laute alle Fährnisse des Lebens glücklich überfliegt. Er war so bei der Sache, sein gallisches Temperament kam so voll und lebenswürdig zum Ausdruck, sein lebhaftes Mienenspiel, seine Gesten, schlossen sich dem Texte so harmonisch an, daß jedes der sich um die Tür Drängenden seine Freude daran hatte, ihm zuzuhören und zuzusehen. Als er mit dem „Bonhomme vit encore!“ schloß, da beglückten ihn alle mit Beifall, und der Kommerzienrat klopfte ihm auf die Schulter und rief:

„Wir hoffen alle, daß unser lieber Bonhomme Boncourt noch recht lange lebt!“ Lebhaft stimmte man zu; dann verabschiedete sich eines nach dem

andern, dankte für ‚die so sehr vergnügten Stunden‘, klaubte außen an der Tür nach einem Trinkgeld für den Diener und erwischte, wenn er gerade Glück hatte, einen Platz in einem der beiden Automobile des Kommerzienrats, die ab- und zufuhren, die entfernter wohnenden Gäste heimzubringen.

Bald war wieder Ruhe in der großen Villa, nur das Klirren der Gläser und Teller, die die Dienstboten zusammenräumten, ertönte, und die sehr hausfraulich veranlagte Kommerzienrätin in ihrer kostbaren Brokatrobe ging noch ab und zu und sorgte, daß das Aufräumen ordentlich vorstatten ging.

„Jetzt hast du noch allerlei Arbeit und Sorge um geschliffene Gläser und echtes Porzellan, liebe Mama,“ sagte Kurt und küßte die zierliche Dame, die er fast um zwei Köpfe überragte, zärtlich auf die Stirn. „Bei uns in Rußland brauchtest du dir die Sorge nicht zu machen, da räumen die Gäste oft selber auf. Mein Gott, wenn ich noch an den letzten Herrenabend denke, den ich nolens volens geben mußte und bei dem als Glanztürke der Gouverneur selber paradierte — du weißt, der Herr Papa der jungen grünseidenen Dame, nach deren bis zum Knie gehendem Kleiderschlitze du immer so heimlich entsetzt hinschaust.“

„Wie haben denn deine Gäste aufgeräumt, Kurtchen?“ erkundigte sich die alte Dame beflissen. „Sie haben dir doch hoffentlich das Silber nicht gestohlen und das Geschirr nicht mitgehen heißen?“

„Nein, von dem Silber hat nicht viel gefehlt, aber wenn sie ein Glas auf irgendein Wohl ausgetrunken hatten, dann warfen sie es in eine Ecke oder gar gegen einen Spiegel, und schließlich lagen die Kerle meistens zwischen den Scherben am Boden und ich hatte die schönste Last, sie hervorzu suchen und im Automobil nach Hause schaffen zu lassen.“

„Aber Kurt, das ist doch entsetzlich!“ rief die Kommerzienrätin und riß erschrocken die Augen auf.

„Nein, Mama, es ist nur russisch — russische Gemütlichkeit,“ erklärte er lachend.

„Und das in Gegenwart eines so hohen Herrn, wie der Gouverneur?“

„Oh, der war der Tollste einer. Erst hatte er im Spiel fast zweitausend Rubel verloren, nachher zechte er aus Wut über seinen Verlust erst recht. Aber ganz ist er nicht unterzukriegen. Er war noch soweit nüchtern, daß er mich unter den Arm faßte und lallte: ‚Brüderchen Kurt Pawlowitsch, Spielschulden sind Ehrenschulden, und ich bin dem Grafen Krasinsky zweitausend Rubel schuldig geblieben. Ich hab' sie gerade nicht bei mir. Aber du hast ein Scheckbuch in der Tasche. — Aber zweitausend Rubel, Czjellenz,‘ entgegnete ich erschrocken. — ‚Nun, er war betrunken, der Graf. Sagen wir, es wären nur tausend gewesen.‘ Was blieb mir übrig? Ich stellte

den Scheck aus, und er legte ihn sorgfältig in — seine Brieftasche. „Aber Excellenz!“ sagte ich verwundert. „Der Graf liegt doch dort über der Sessellehne. Soll ich ihn wecken? Der Empfang der Anweisung wird ihn vielleicht nüchtern machen.“ Aber die Excellenz wehrte energisch: „Laß ihn schlafen, Brüdern; der Trunkenbold wär’ imstande, das kostbare Papierchen als Fidibus für seine Zigarre zu brauchen. Bei Nikolai Zwanowitsch, bei dem Gouverneur dieser Provinz, ist es besser aufgehoben, ha-hahaha!“ Und er lachte wie besessen, der hohe Herr.

„Das kriegst du gewiß nicht wieder. Eine so hohe Summe,“ klagte die Kommerzienrätin, jedoch ihr Gatte bemerkte: „Derartige Pumpe an hohe oder niedere Staatsbeamte gehen in Rußland bei Werken, wie das unsrige, auf Handlungskostenkonten. Das ist die Dividende für das Wohlwollen ‚stillen Teilnehmer‘.“

„Und daß man bei dir solche Orgien feiern darf, mein Sohn! Du wirfst deine Gesundheit ruinieren. Daß du auch in diesem schrecklichen Lande sein mußt, unter diesen entsetzlichen Trunkenbolden,“ sagte die alte Dame Weinerlich und streichelte ihrem Jüngsten den Arm.

„Tröste dich, Mama,“ beruhigte sie Kurt. „Ich habe an solchen Dingen keinen Spaß, aber ich kann sie nicht immer umgehen. Übrigens war ich der einzige, der nüchtern blieb. Und weißt du, man muß solche Sache objektiv und kaufmännisch betrachten. Ob sich die Kerle dort in Champagner und den raffiniertesten Schnapsmixturen toll und voll trinken,

oder ob ein Bildungsphilister hierzulande still und feixt von abends neun bis morgens ein Uhr am Viertisch sitzt, zehn, fünfzehn oder gar zwanzig Seidel Bier in sich hineinschlemmt und dann, mühsam die Wegsteuer haltend, nach Hause wandt, das kommt schließlich auf eins hinaus.“

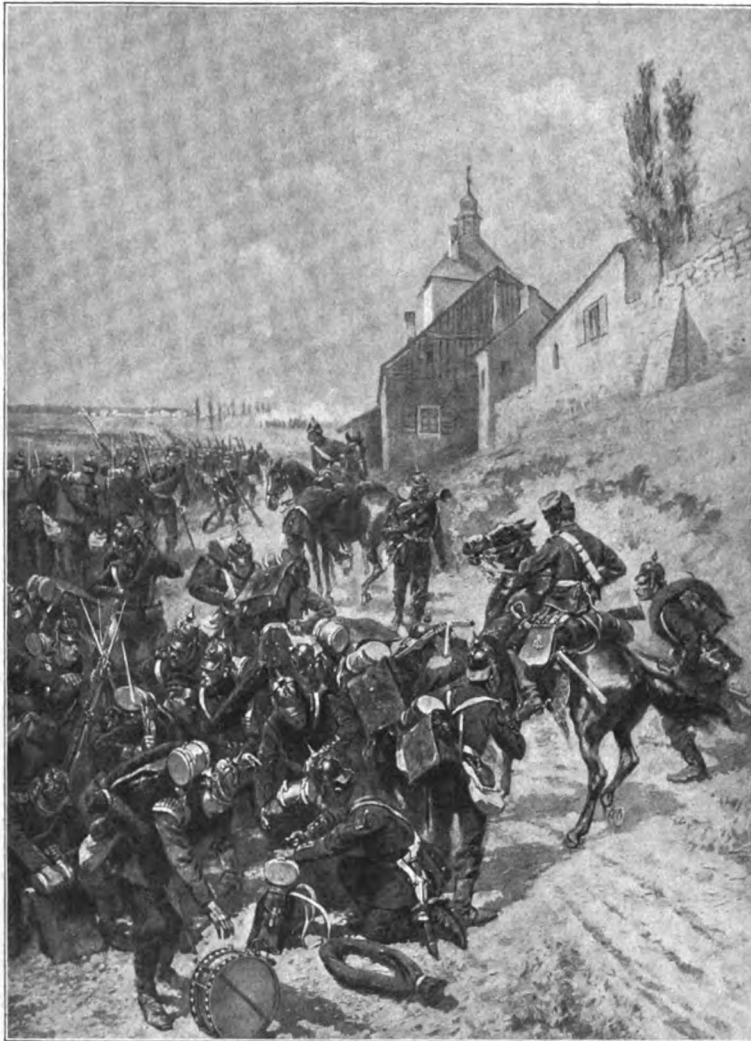
„Aber die hier so was tun, das sind doch nur Ausnahmen und sind doch Landsleute,“ erwiderte die Kommerzienrätin und wandte sich eilig wieder den Aufräumungsarbeiten zu, da es eben in der großen Halle verdächtig geklirrt hatte.

Der Kommerzienrat aber faßte seinen Sohn unter den Arm und forderte ihn auf: „Komm, Junge, wir setzen uns noch etwas in mein Zimmer. Dort finden wir noch ein paar leckere Reste und ein gutes Gläschen, und nachher reden wir bei einer Vock über die andere Sache, wegen der ich dich kommen ließ.“

„Na, fang nur gleich an, Papa,“ drängte Kurt. „Ich kann mir ja ungefähr

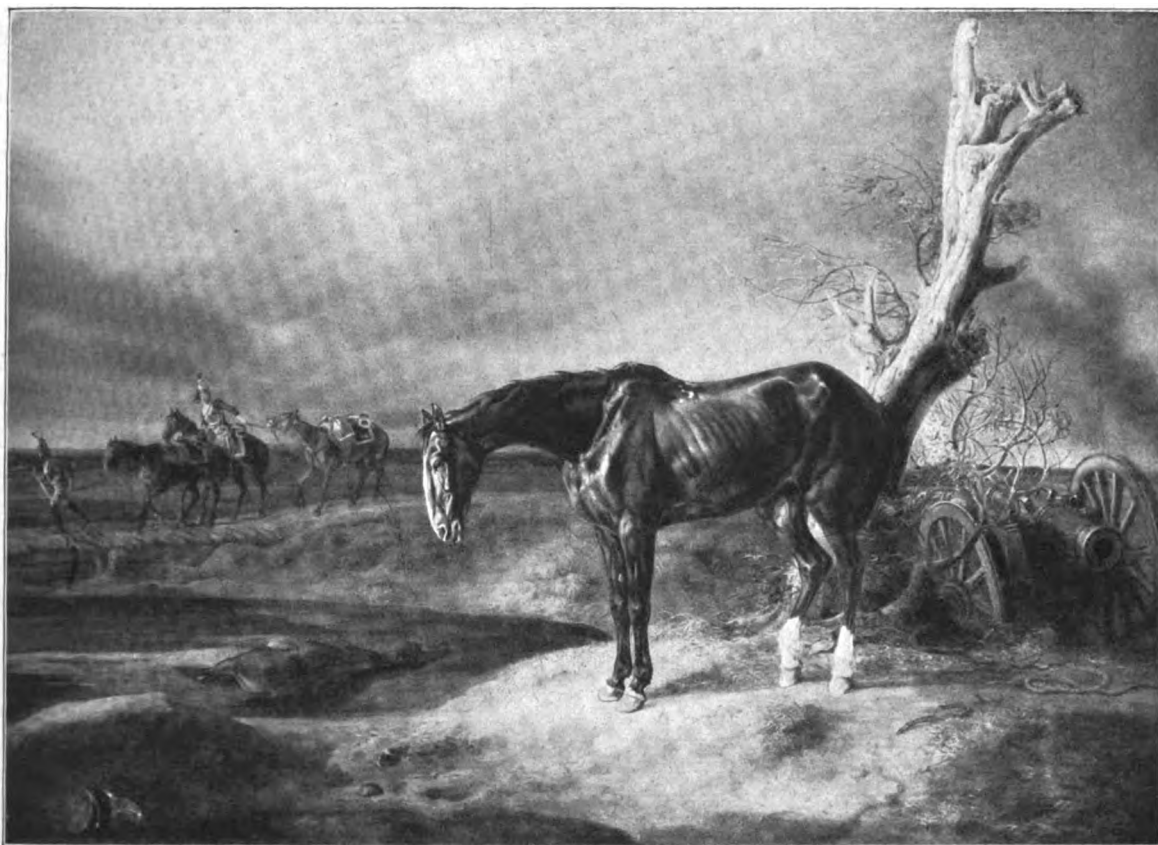
denken, was im Gange ist. Aus dem Angestellten, aus dem Geschäftsführer der Samaker Fabriken soll ein Teilhaber oder gar Besitzer werden, wie’s meine Brüder in Rotkirchen und in Lüttich auch geworden sind, und wie’s vielleicht in der Natur der Sache liegt. Weshalb hältst du denn noch hinter dem Berge? Ich bin jetzt schon acht Tage hier, längere hier müßig herum.“

„Du bist doch nun mal der Mama ihr Bester, und ich wollte ihr gern ein etwas längeres Zusammensein mit dir gönnen. Denn wenn hier das Geschäftliche erledigt ist, rückst du doch gleich wieder aus



Alarm. Nach einem Gemälde von Friedrich Neumann.





Nach der Schlacht. Nach einem Gemälde von Al. Adam.

## Die Kriegskrankheit.

Von Hans Land.

Nicht nur auf den Schlachtfeldern fallen die Opfer des Krieges. Er sucht und findet vielmehr seine Beute auch dort, wo sein Wüten nicht direkt und unmittelbar hingelangt. Die moderne Kulturwelt stellt ein so feinmaschiges Netz eng und fest miteinander verknüpfter Gegenseitigkeitsinteressen dar, daß sogar die Einwohner ferner und fremder Erbteile von den Kriegseinwirkungen nicht verschont bleiben.

Wir sprechen hier nicht von Afrika und Asien, wo englische und deutsche Kolonien direkt in den Völkerkampf hineingezogen werden, wir denken vielmehr an Amerika, an die Bewohnerschaft der Vereinigten Staaten, die trotz der strengen und ehrlichen Neutralität ihrer Großmacht dennoch tief und heftig unter den wirtschaftlichen Einwirkungen des europäischen Weltkrieges leiden. Herrschen doch seit dessen Ausbruch in Nordamerika Teuerung und Arbeitslosigkeit. Beide wirtschaftlichen Heimtückungen machen sich in solchem Grade fühlbar, daß die Vermittlungsbereitschaft des Präsidenten Wilson, die den Kriegführenden schon wiederholt angetragen worden ist, nicht in letzter Linie im Interesse Nordamerikas selbst versucht worden ist. Denn die Vereinigten Staaten sehen den ganzen Apparat ihrer wirtschaftlichen Gebarung durch den gestörten Gütertausch mit der Alten Welt auf das ernstlichste gefährdet.

Aber der Mensch ist nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht nach dem Ausspruch des altgriechischen Weisen ein „politisches Tier“, er ist es in noch weitaus höherem Grade auch in seelischer, in gemütllicher Beziehung. So

oft große Kriege ausbrechen, zeigt sich das mit scharfer Deutlichkeit. Dann geht es wie ein Sturmwind durch die Seelen. Und wie der Frühlings- oder Herbstkorn im Baumwalde fürchterlich Musterung hält und erbarmungslos hinmüht und niederbricht, was morsch im Kern und abgestorben im Gezweige oder in den Kronen ist, so bricht der Völkersturm die Seelen, in denen keine oder nur schwache Widerstände leben.

In meiner Familie erlitt ich als Knabe schon solch einen tragischen Fall.

Eine mir nächst verwandte, hochgeistige Frau verfiel im Jahr 1870 zu Berlin in tiefe Schwermut, als sie Tag um Tag von dem Balkon ihrer Wohnung aus die preussischen Regimenter über die benachbarte Kurfürstenbrücke in den französischen Krieg ziehen sah. Das erschütterte Gemüt konnte den Anblick dieser schlachtbereiten Mannschaft nicht ertragen, und aus der Seelengebrücktheit, die dieses Schauspiel in der Ärmsten erwirkte, entwickelte sich der Wahnsinn. Eine Geisteskrankheit war entstanden, die 30 Jahre währte, in Irrenhäusern verlief und mit einem späten Tode erst abschloß.

Der Krieg will starke Seelen. Er fordert auch von denen, die fernab von den Walstätten ihren Pflichten obliegen, eine trotzig und mutig zusammengerastete Willenskraft.

Wer die nicht aufbringt, bricht eben um.

Wir haben gerade jetzt in Berlin solch ein grausames Beispiel an einem hochragenden Manne erlebt, an dem genialsten Komiker deutscher Zunge, an dem unvergeßlichen Viktor Arnold vom Deutschen Theater.



Die Künstlerseele, die in eingebildeten Affekten formt und gestaltet, ist ein besonders fein und empfindlich gebautes Organ. Sie reagiert sehr gewalttätig auf seelische Eindrücke ungewohnter und stürmischer Natur und zeigt sich nur allzuoft den Einwirkungen und Heimsuchungen der Wirklichkeit gegenüber ganz hilflos und schutzlos.

Der große Menschendarsteller Viktor Arnold wurde von der Kriegspsychose auf das allerheftigste ergriffen. Seine empfindsamen Nerven vermochten den Ansturm des Kriegsgetöses aus Ost und West nicht standzuhalten. Das eisenklirrende Schlachtgerassel entfesselte die Uragst in dieser Bildnerseele, die Uragst, die tief in aller menschlichen und tierischen Kreatur schläft, ein Dämon, den, wenn er erwacht, nur die starke sittliche Kraft niederzuhalten und zu beherrschen imstande ist. Die elementaren Störungen, die die grandiosen Vorgänge auf dem riesigen Welttheater vorübergehend in dem Betriebe der künstlerischen Bühnen verursacht und hervorgerufen hatten, bewirkten in diesem tragischen Komiker eine solche Erschütterung, daß er sich in seinem Angstwahn dem wirtschaftlichen Untergang, dem Ruin überantwortet glaubte, während sein seelischer Niederbruch, von gleicher Angst erzeugt, ihn unfähig machte, weiterhin künstlerisch zu schaffen. Mitten in der Probe zu „Jopf und Schwert“ warf der Fassungslose sich Max Reinhardt zu Füßen und bat, ihn nicht dem Hunger preiszugeben. Wenige Tage darauf trat der Beklagenswerte die Flucht vor den Seelenängsten in das Nichts an und suchte die Ruhe im Tode . . .

Ich führe diesen traurigen Fall hier als ein warnendes Beispiel an. Denn das Drama Arnold ist augenblicklich nicht ohne zahlreiche Parallelen in der Struktur unseres gesellschaftlichen Baues. Während die Kanonen im großen Völkerringen brüllen und die Würfel fallen, die Europas Schicksal auf viele Jahrzehnte, vielleicht auf ein Jahrhundert hinaus bestimmen, fühlt mancher von uns bei der pflichtgemäßen Ausübung seines kleinen Alltagswertes Verzweiflung, wenn ihn die Erkenntnis überkommt, daß er, fernab von den blutigen Walfstätten, seine harte Mühe an ein Nichts verschwendet. Daß er ohne Bewehr oder Schwert in der Faust einen verlorenen Posten bedeutet. Im krankhaft gesteigerten Gefühl seiner Wehrlosigkeit von

einer grenzenlosen Entmutigung gepackt, wird solch ein Mensch schließlich selbst zu der Ausübung seiner an sich durchaus wertvollen, auch in Kriegszeiten sehr notwendigen und für das Ganze unentbehrlichen Friedensarbeit unfähig, nachdem ihn sein Kleinmut sie hatte verachten lassen. Die Uragst würgt diese Seelenmaroden ab und weicht sie dem Untergang. Sie ist die Zeitkrankheit dieser Kriegsperiode, ein Leiden, vor dem nur Selbstzucht und Willenskraft retten.

Vor einigen Tagen telephonierte eine junge Frau und Mutter an mich, ob ich nicht einen Weg wüßte, ihr Zynkali zu verschaffen. Sie müsse ein Mittel haben, um in jedem Fall gegen die Kosaken geschützt zu sein.

Kriegspsychose. Denn als diese Bitte an mich kam, hatte der moderne Marschall Vormwärts, hatte der Blücher vom Jahre 1914, Hindenburg, die Kosaken mit blutigen Köpfen bereits heimgeschickt, Ostpreußen von den Nordbrennern befreit und ihnen den Spaziergang nach Berlin nach Noten versalzen.

Wappnet euch mit Willenskraft, ihr Kleinmütigen!  
 Laßt keine Angstdämonen Gewalt gewinnen über euch!  
 Der große Moment der Geschichte muß auch daheim ein großes Geschlecht finden.

Deutschland führt seine gerechte Sache mit siegreichem Schwert. Ein scharfbewehrter Cherub, ein Rache-Engel, erhob es sich gegen seiner Feinde Überzahl und Ränke und treibt sie jetzt zu Paaren, wo immer sie sein Schwert erreicht.

Da ist kein Anlaß zum Bangen. Da hat die Furcht keine Statt. Da ist Kleinmut Widerfinn.

Macht eure Herzen stark, ihr Kleingläubigen. Zeigt euch des deutschen Namens wert. Wappnet euch gegen das Verzagen, gegen die Schwäche, gegen die seelische Kriegskrankheit. Sie darf in deutschen Landen weitere Opfer nicht fordern. Denn uns bricht jetzt ein Morgenrot an, ein glanzvolles und glorreiches.

Es war ein Prophetenwort, das Deutschlands dritter Kaiser vor langen Jahren schon gesprochen. Es erfüllt sich heute für das große siegreiche Deutschland, das Kaiserwort von damals: „Herrlichen Tagen führe ich euch noch entgegen.“

Mich dünkt, jetzt — jetzt brechen sie an . . . diese Tage . . .

## Mit jedem Tage wächst das Weh . . .

Mit jedem Tage wächst das Weh,  
 Mit jedem Tage wächst die Wut!  
 Nehmt Rache für vergoßnes Blut,  
 Rache zu Land, Rache zur See!

Mit jedem neuen Tage schwillt  
 Der Strom der Tränen stärker an,  
 Und brünstiger der Schlachtrup schritt:  
 Rache für jeden deutschen Mann!

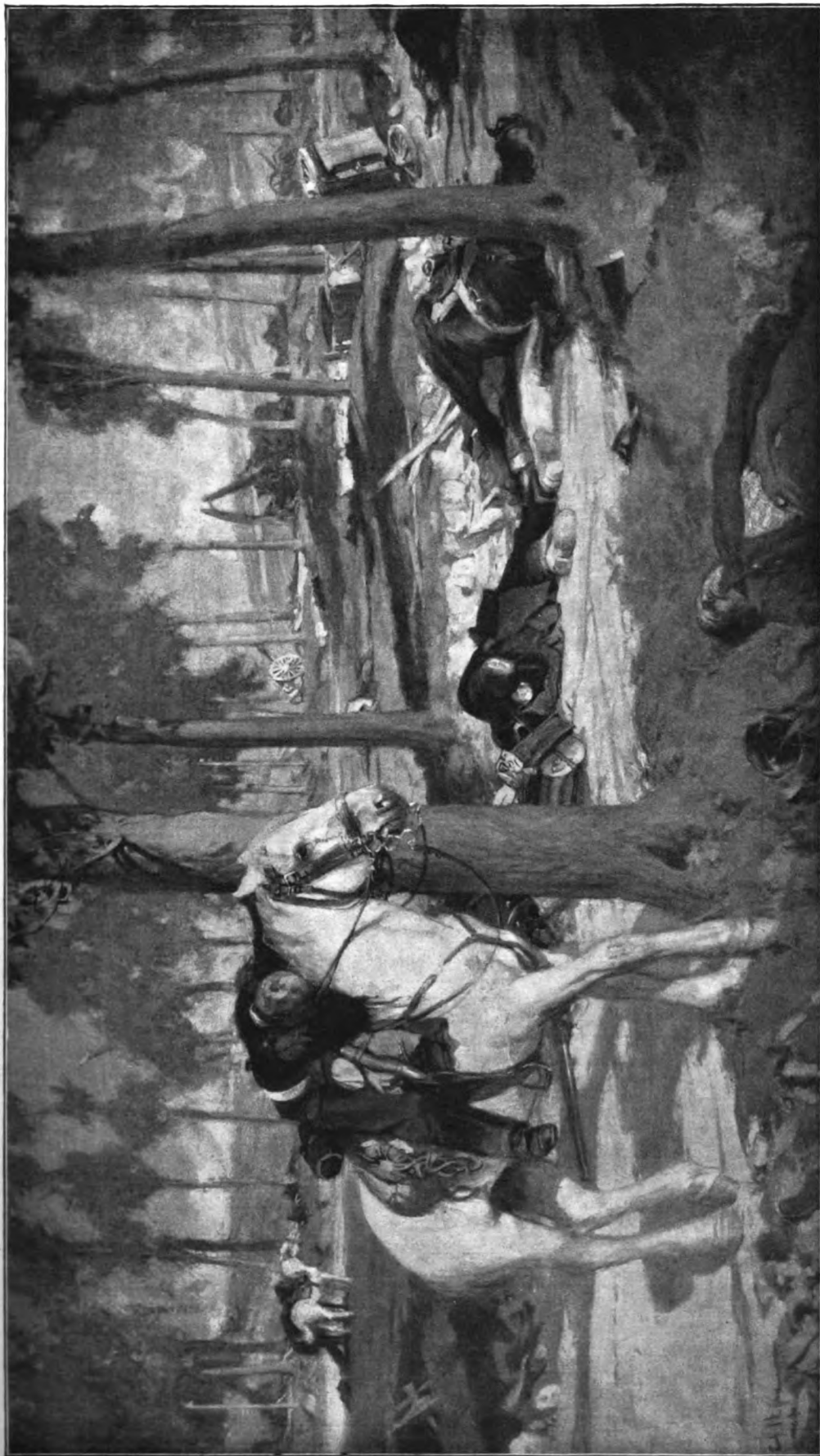
Rache für Lug und Trug und List,  
 Die falsche Freundlichkeit uns bot,

Für Glauben, der verloren ist,  
 Für tausendfache Herzensnot.

Verderben jedem, dessen Hand  
 Von deutscher Helden Blut benezt,  
 Und dessen Kugel Beute fand,  
 Der unser Heiligstes verlegt.

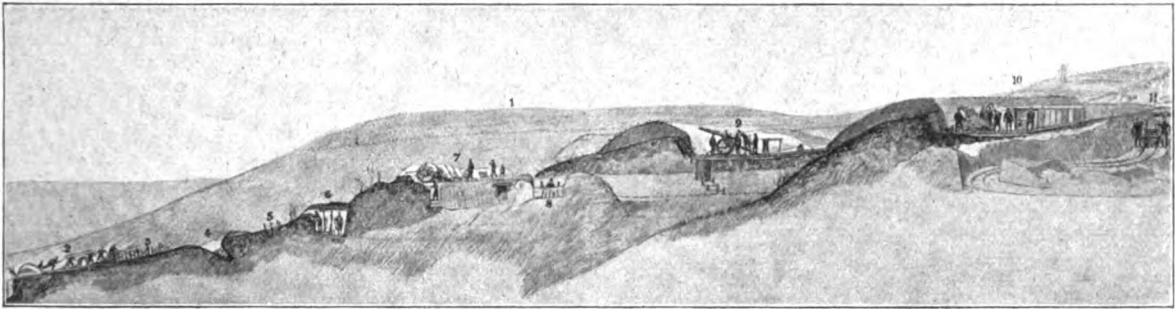
Euch aber Kraft zu Marsch und Schlag,  
 Die ihr das Schwert für Höchstes schwingt!  
 Es dämmert ferne schon der Tag,  
 Der euch die Siegeshymne singt.

E. Kopp.



Das Schlachtfeld. Nach einem Gemälde von Ch. Hoffbauer.





Durchschnitt eines zwischen zwei belgischen Forts gelegenen Zwischenwerkes mit den Verteidigungsmaßnahmen und Hindernissen, die die deutschen Truppen im Sturm zu nehmen hatten. 1. Ein Fort von der Seite gesehen. 2. Sturmkolonne mit Brückbrücken zur Überwindung der Drahthindernisse. 3. Ausgedehntes Drahthindernis. 4. Elektrische Mine, aus der der anstürmende Gegner während des Überdrehens mit einem Stenregen überschüttet wird. 5. Zweites kleines Drahthindernis. 6. Infanterie-Feuerstellung mit Einbedungen und schußfester Unterständen. 7. Zeitgeklärte in ausgebauter Batterie mit Schutzräumen und Munitionsdepots. 8. Plankierendes Maschinengewehr in gedeckter Stellung. 9. Zeitbaubitz-Stellung. 10. Stellung der Belagerungsgeschütze. 11. Verbindungsgraben mit Zufuhrbahn.

## Die feindlichen Festungen.

Betrachtungen über die ersten Festungskämpfe. Von Hauptmann Defele. (Mit sechs Abbildungen.)

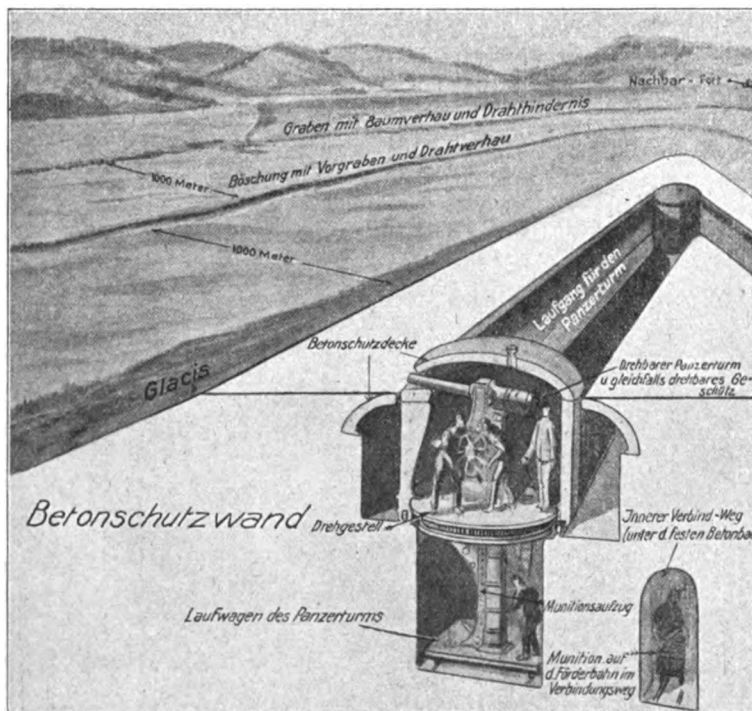
Am 4. August hatten die deutschen Truppen die belgische Grenze überschritten und am 7. August schon war die Festung Lüttich in deutschem Besitz. Eine kleine Truppenabteilung — 6 schwache Friedensbrigaden des 10. Armeekorps mit Kavallerie und Artillerie — hatte unter Führung des Generals der Infanterie v. Gemlich dieses große moderne belgische Bollwerk ohne Belagerung im Sturm genommen. Das war der erste glänzende Erfolg der deutschen Truppen in diesem großen Kriege, eine fast fabelhafte und doch wahre Waffentat.

Lüttich, einer der Stützpunkte der Franzosen für die beabsichtigte Bedrohung des Unterrheins, ist durch einen Gürtel moderner Forts geschützt, die, ebenso wie die Forts von Namur und die Festung Antwerpen, von dem als Festungsbaumeister bekannten und angesehenen belgischen General Brialmont in den Jahren 1888 bis 1892 erbaut worden sind. Die durch die Maas in zwei Teile ge-

nach ihrer Größe aus 200 bis 400 Mann. Dagegen waren die einzelnen Kernwerke nicht durch Zwischenwerke, Zwischenbatterien, verstärkte Infanteriestellungen usw. gestützt. Dadurch war der Verteidigungsgürtel kein geschlossener, der Angreifer brauchte seine Kampfmittel nur zur Bekämpfung der Forts selbst einzusetzen und konnte so den Ring leichter durchbrechen. Aber gerade die rasche Wegnahme der stark und gut gebauten Einzelwerke ist eine Leistung, die bereites Zeugnis ablegt sowohl von der Kühnheit und Entschlossenheit der Führung, wie auch von der unvergleichlichen Tapferkeit der deutschen Truppen und von der gewaltigen Leistungsfähigkeit unserer Kampfmittel.

Der Angriff der Deutschen richtete sich gegen die Forts auf dem rechten Maasufer. Der erste Vorstoß war gegen das nördlichste dieser Werke, gegen das den Anschluß an die Maas bildende Fort Barchon, erfolgt. Im weiteren Verlauf des Angriffes wurde dann noch gegen die zu beiden

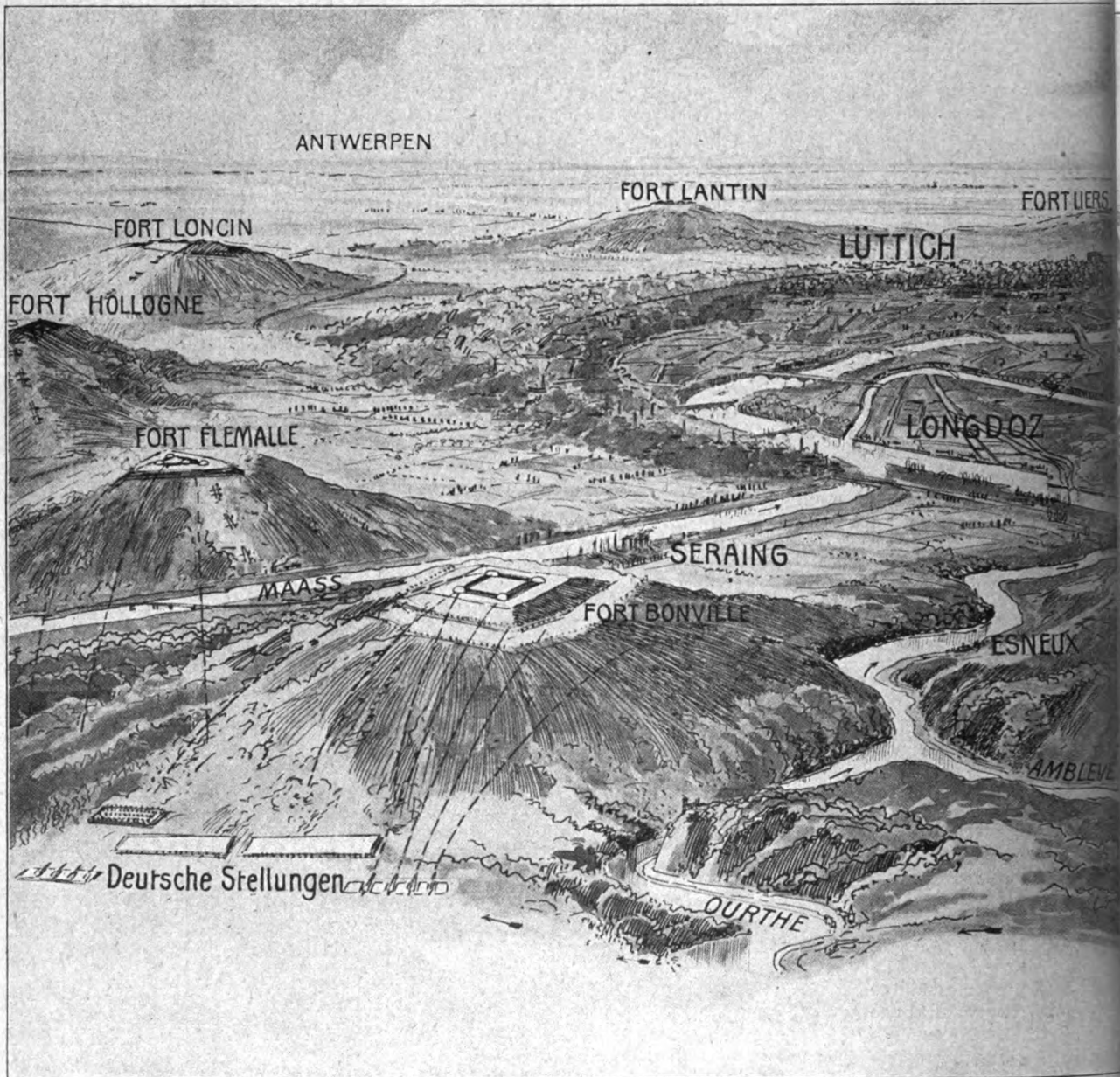
Seiten der Wesdre, eines Nebenflusses der Maas, gelegenen Forts Chaudfontaine und d'Embourg vorgegangen, bis allmählich der Angriff auf die sämtlichen Forts auf dem rechten Ufer der Maas ausgedehnt war. Bei diesem Angriff hatte sich zum erstenmal die große Wirkung des Feuers der deutschen schweren Artillerie gezeigt, das der Infanterie den Weg zum Siege bahnte. Die deutsche Artillerie setzte sich zunächst aus den regulär im Verband des Feldheeres stehenden schweren Kalibern zusammen, von denen schon die 15-cm-Feldhaubitzen und



Durchschnitt eines Panzerforts von Lüttich mit drehbarem Panzergeschütz. Ein solches Panzerfort galt bisher wegen seiner Beton- und Panzerereindeckung wie auch infolge der ausgedehnten Drahthindernisse und hohen Böschungen im Vorfeld als uneinnehmbar.

die 21-cm-Mörser die Forts nach kurzer Beschießung zur Übergabe veranlassen konnten. Die Forts, deren Geschütze in ihrer Wirkung nicht an die der deutschen heranreichten, waren einschließlic der Panzertürme nicht nur in kürzester Zeit zum Schweigen gebracht, sondern hatten durch die gewaltige Durchschlagskraft der deutschen Geschosse auch ganz unerwartete Verwüstungen erlitten. So hatten z. B. im Fort Fléron, das als erstes gefallen war, die deutschen Geschosse mit großer Treffsicherheit den Boden um einen Panzerturm so zermöhlt, daß die Maschinerie zum Drehen bloßgelegt und der Deckel des Panzers aufgehoben und verflammt war, so daß der Turm bewegungsunfähig war (s. die Abb. S. 407 der Weltrundschau). Als die Forts mit einem Hagel solcher Geschosse überdeckt wurden, kam zur materiellen auch noch die moralische Wirkung hinzu, die diese fürchterliche Beschießung auf die Besatzung ausüben mußte. Ganz verheerende Wirkung und bisher unerreichte Erfolge hat aber die deutsche Artillerie durch die 42-cm-

Belagerungsmörser erzielt, die, in aller Stille hergestellt, zur größten Überraschung der Gegner dem Feldheere zur ständigen Verwendung zugeteilt sind. Das mußten besonders die Forts am linken Maasufer verspüren, die mit diesen schwersten Geschützen aus ihren Stellungen am rechten Maasufer aus 12 km Entfernung der Reihe nach zusammengeschoffen wurden. Die von diesen schweren Geschützen beschossenen Forts wurden in wenigen Stunden in Trümmerhaufen verwandelt und mit ihrer Besatzung vernichtet. Von der Überlegenheit dieser schweren Kaliber selbst gegenüber den modernsten Panzerforts gibt die Beschießung des Forts Loncin im Nordwesten von Lüttich einen schlagenden Beweis; die dicken Betonmauern waren vollständig zermalmt, die schweren Panzertürme zerrissen und aus ihren Fundamenten geschleudert, ihre mindestens 25 cm starke Panzerdecke durchschlagen (siehe die Abb. S. 450/451 der Weltrundschau). Neben dieser auf Durchschlagskraft berechneten Geschosswirkung machte sich auch



Der Fortgürtel der Festung Lüttich. Die Außenbefestigung von Lüttich bestand aus 12 Forts mit Zwischenwerken

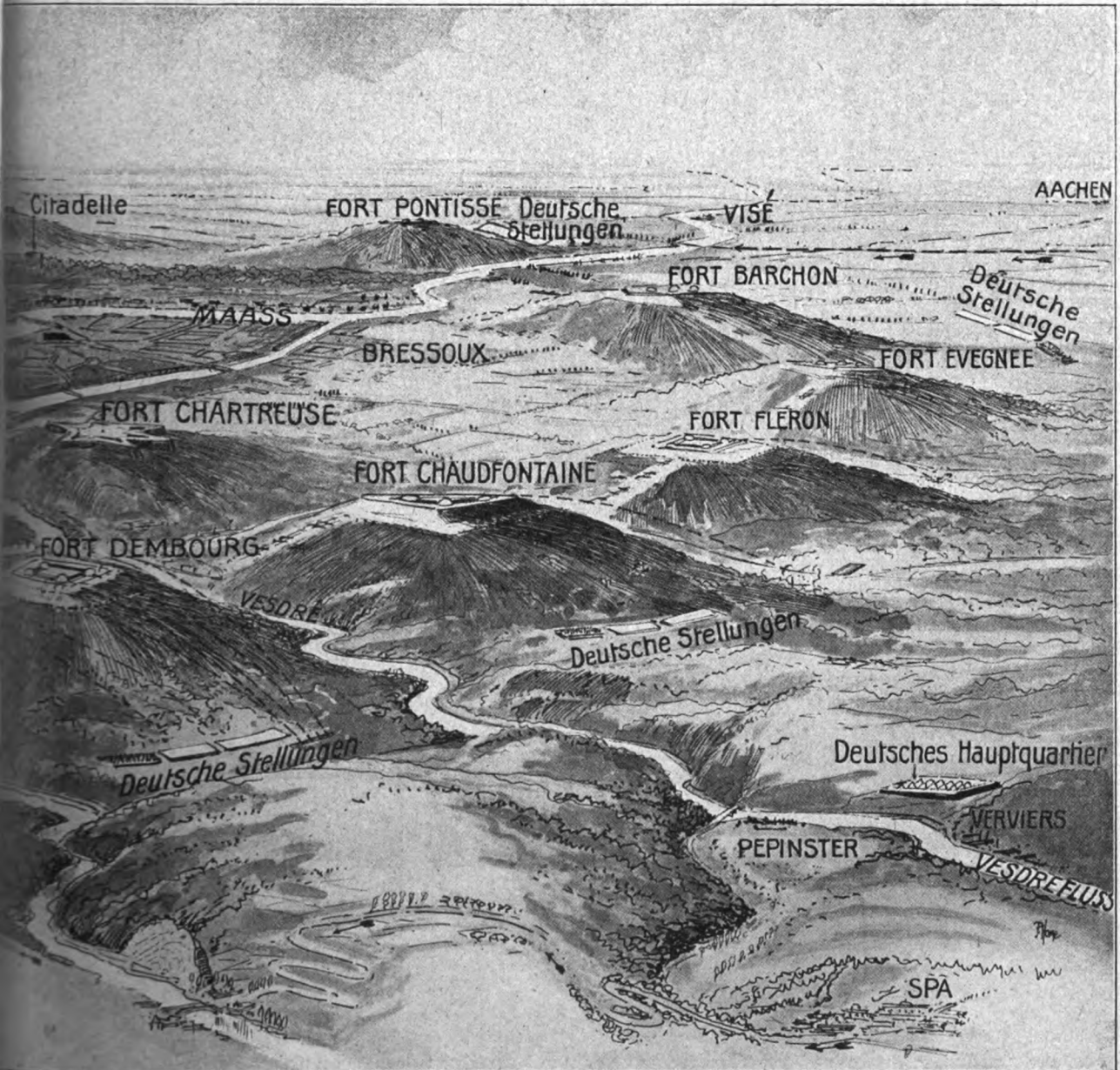
die überraschend hohe Gasentwicklung der einschlagenden Geschosse geltend, die den Mannschaften den Erstickungstod bringt. Doppelt erschütternd war die moralische Wirkung der Beschießung mit diesen Riesengeschossen. So hat sich das südwestlich von Loncin gelegene Fort Hollogne schon nach kurzer Zeit ergeben, nur weil die Besatzung die Vernichtung des Forts Loncin mit angesehen hatte und sich vor dem gleichen furchtbaren Untergang bewahren wollte.

Während der Beschießung der Forts war eine kleine mutige Reiterabteilung in die Stadt Lüttich eingedrungen, um den Kommandanten der Festung gefangen zu nehmen. Dieser hatte sich jedoch im letzten Augenblick gerade noch nach dem Fort Loncin begeben, wo er, nachdem dieses Fort zusammengeschoffen war, bewusstlos aufgefunden und gefangen genommen wurde.

Durch die Eroberung von Lüttich war der Weg auf Namur, die nächste große Festung, die der Besatzung Bel-

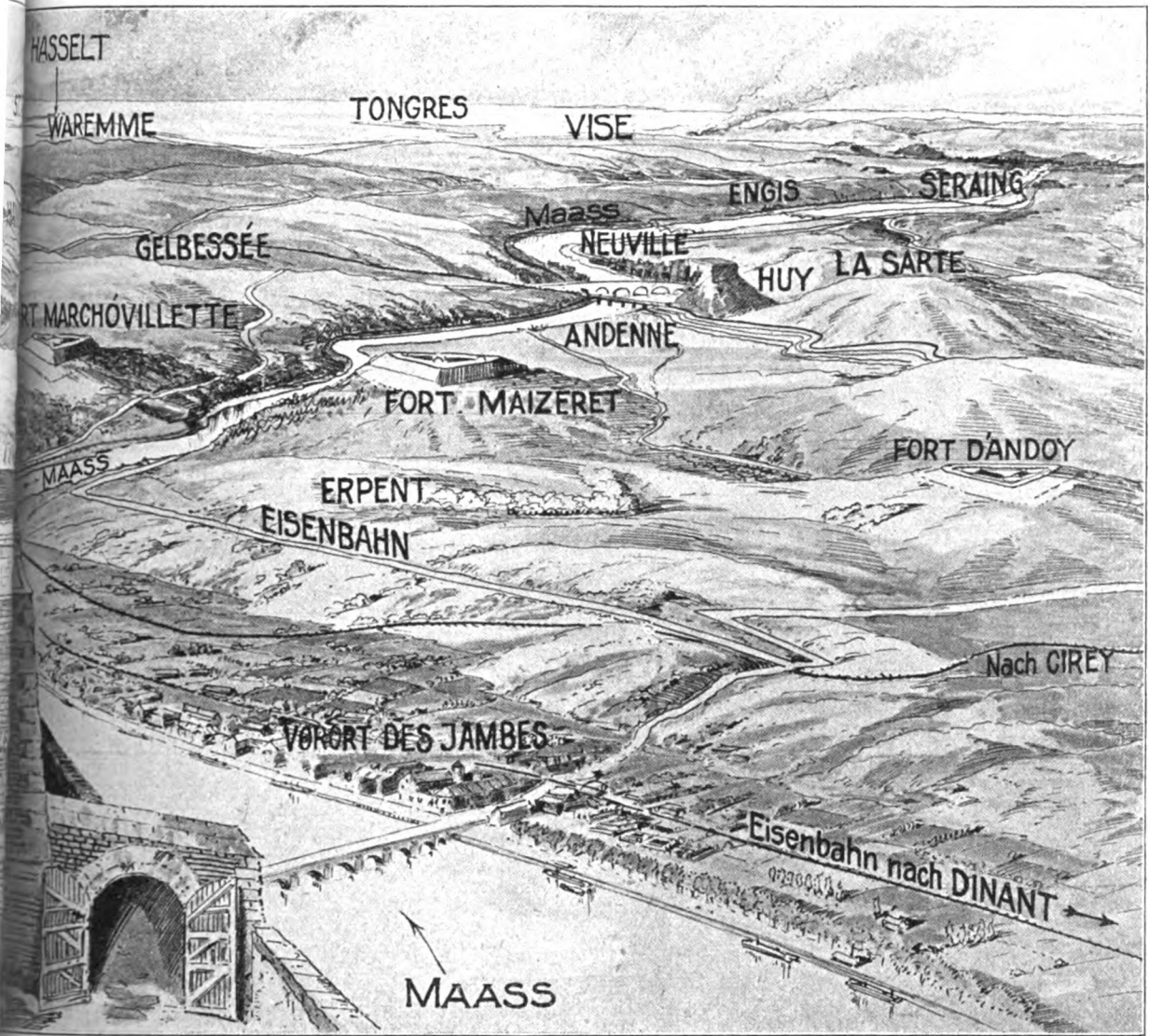
giens hindernd im Wege stand, freigemacht. Auch dieser Stützpunkt mußte genommen werden. Und in der Tat war Namur auch schon am 25. August nach kurzer Beschießung in deutschen Händen. Diese Stadt war, wie Lüttich, nur durch einen Kranz von Forts geschützt und hatte keine Zwischenstellungen. Auch hier wurden die Forts durch die schwere Artillerie mit Feuer übersättet und zerstört, so daß sie sich ergeben mußten.

Den Siegen von Lüttich und Namur folgte die Einnahme der kleinen Sperrfestungen Longwy, Montmédy, Givet und Hirson, der Forts Les Ayvelles (Mezières), La Fère, Laon, sowie des größten und stärksten gebauten, auch mit Panzertürmen versehenen Forts Manouviller, und endlich noch der Festung Mauberge. Die Wegnahme aller dieser Werke, selbst der Festung Mauberge, erfolgte in staunenswerter kurzer Zeit. Es ist aber verfehlt, daraus zu schließen, daß die Eroberung all dieser Befestigungen nur geringe, oder überhaupt keine Schwierigkeiten



Die Zwischenbatterien, die von Süden, Osten und Norden von den Deutschen angegriffen und am 7. August im Sturm genommen wurden.





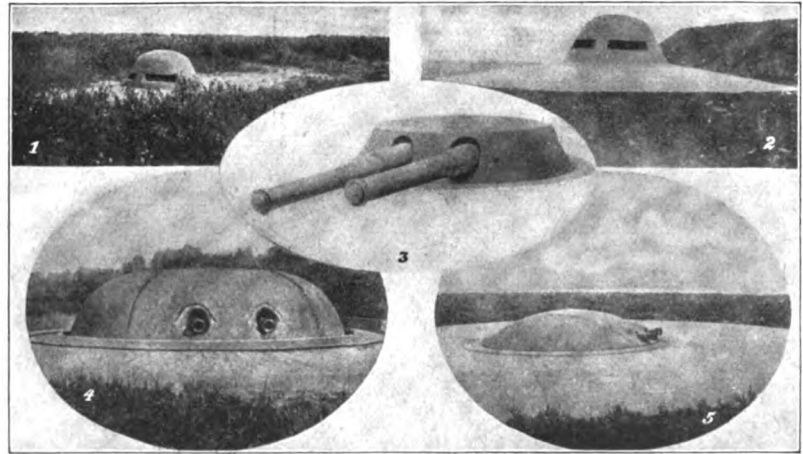
... mit Zwischenwerken bestand. Die Einnahme von Namur erfolgte am 25. August.

mitteln in ganz kurzer Zeit bezwungen werden, während ihre Beschießung und Zerstörung mit den früheren Geschützen mehrere Wochen erfordert hätte.

So konnte das für unerstürmbar gehaltene Sperrfort Manouvillers dem fürchterlichen konzentrischen Feuer der schweren deutschen Artillerie nicht widerstehen. Und auch die Festung Maubeuge, die erste französische Festung, bei der außer den Forts auch eine im Frieden bereits angelegte und gut ausgebaute Zwischenstellung bekämpft werden mußte, unterlag der Wirkung der schweren deutschen Geschütze.

Die Furcht vor dieser Überlegenheit war wohl auch der Grund, daß die Franzosen ohne jede andere Veranlassung die Festungseigenschaft von Boulogne sur Mer und von Lille aufgegeben haben, ob-

wohl gerade die beiden letzten Städte erst nach dem Kriege 1870/71 einen Festungsgürtel erhalten haben.



Vertikale Panzertürme in den belgischen Forts: 1. Ein durch Buschwerk verankerter Geschützturm. 2. Panzerturm. 3. 22-cm-Festungsgeschütze in einem drehbaren Panzerturm. 4. 22-cm-Festungsgeschütze in Panzerung und Betondeckung. 5. Drehbarer Panzerturm mit Schnellfeuergeschützen.





## Briefe vom Kriegsschauplatz.

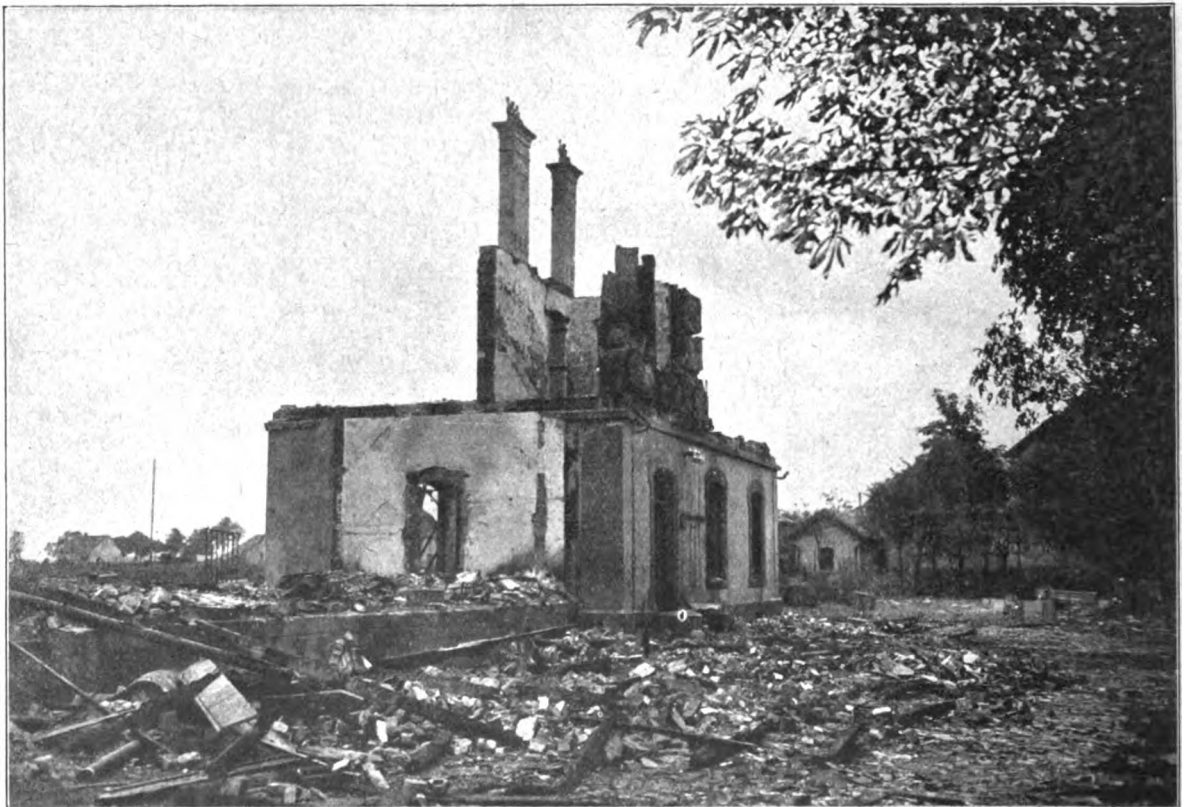


### Im feindlichen Feuer.

(Aus dem Feldbrief eines Offiziers.)

Ich habe viel erlebt, viel Gefechte mitgemacht und wie so viele auch als Lohn dafür das Eisene Kreuz zweiter Klasse erhalten. Zunächst durch Luxemburg und Belgien machten wir es mit den Weinen, und unsere Reserveleute haben hier ganz Unglaubliches geleistet. In Belgien hatten wir wie viele durch die scheußlichen Franktireurs sehr zu leiden. Ich habe Szenen erlebt, die mich noch jetzt, wenn ich daran denke, erschüttern. In Frankreich dann war es viel besser, auch die Leute selbst waren viel anständiger. Unser erstes Gefecht war der Sturm auf... Ich war stolz, mit meiner Kompagnie zuerst die in Trümmer geschossene Stadt stürmen zu dürfen. Den Übergang über die Maas erschwerten uns französische Radfahrertruppen, die meistens in Zivil waren, und Franktireurs. Erhebend war der Moment, als wir mit Hurra das jenseitige Maasufer erreichten. Vor der Maas erhielten wir die Artillerie-Feuertaufe. Das Bataillon ging bzw. mußte durch einen von feindlicher Artillerie bestrichenen Raum hindurch. Sie hatten sich brillant eingeschossen, und wir hatten leider ziemlich starke Verluste. — Die meisten Gefechte haben wir stets Sonntags gehabt und eigentlich immer nach sehr anstrengendem Marsch. Bei... hatten wir das erste schwere Gefecht und zwar gegen französische

Kerntruppen, die wie die Mauern stehen und von Bäumen herab aus Maschinengewehren schießen. Hier verlor ich meinen Freund L..., mit dem ich zusammen 1903 eingetreten war. Auch hier waren unsere Verluste groß, da wir von vorn und in der Flanke gefaßt waren und da uns die Franzosen, wie sie es stets machen, erst nahe herankommen ließen. Kerntruppen sind Turkos, Senegaleger, Alpenjäger und Marinetruppen. Wo sie hingestellt werden, da bleiben sie stehen, bis sie abgeschossen werden. Die schwere Artillerie hat sie dann fast aufgerieben. Nun ging unser geradezu rastloses Vorgehen los. In... verdarben sich die meisten Soldaten, auch Offiziere, den Magen durch den noch völlig jungen Sekt. Dann ging es vorwärts über die Marne, und in zweitägigem Marsch kamen wir an den Grezzerplatz von... Hier ward unserer Division der Auftrag zuteil, die Lücken einer aktiven Division auszufüllen und den Angriff energisch und rücksichtslos zu betreiben. Wir hatten einen 42 km langen Marsch hinter uns bei einer unbändigen Sonnenglut. Pro Kompagnie waren 100—120 Mann wegen Ermattung zurückgeblieben, die Kompagnie war also nur noch 100 Mann stark. Feindliche schwache Infanterie war gemeldet und lag im Feuergefecht mit einem gemischten kleinen Detachement, das wir ablösen sollten. Die ersteren lagen bereits 14 Stunden lang in den Schützengraben. Wir besetzten die Schützengraben bzw. legten uns 100 m dahinter in Reserve und waren



Die Ortschaft Saales im Breuschthal an der elsässisch-französischen Vogesengrenze, wurde in den letzten Tagen des September von den Franzosen zusammengeschossen. Unsere Aufnahme zeigt die Überreste des Bahnhofes. Bild. Nr. 121.



Auf Feldwache vor Antwerpen. Phot. Becker, Berlin.

froh, endlich einmal etwas Ruhe zu haben. Aber wir hatten nicht mit der ausgezeichneten französischen Artillerie gerechnet, die uns sieben Stunden lang beschoss. Sie kannte den Platz in- und auswendig und brachte uns enorme Verluste bei. Wenn <sup>3</sup>/<sub>4</sub> der Granaten nicht versagt hätten, dann wäre nicht mehr viel von uns übrig geblieben. Wir waren erst sehr nervös, dann aber gewöhnten wir uns daran, aßen Schokolade und schrieben Postkarten. Der Einbruch der Dunkelheit machte unserer Situation ein Ende, wir atmeten auf, grachten uns aber vor dem Morgen, an dem dasselbe Theater wieder anfangen würde. Da bekamen wir <sup>1</sup>/<sub>2</sub> 12 Uhr den Befehl: „Die Armee wirft, <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr morgens antretend, den Gegner aus seinen Stellungen und nimmt die feindliche Artillerielinie.“ Wir waren selig, daß wir nun vom Exerzierplatz heruntergingen, nicht ahnend, welches Blutbad wir am nächsten Morgen erleben würden. Zusatz war: „Ohne Tornister, ungeladen und mit aufgepflanztem Seitengewehr!“ <sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr morgens traten wir an und umgingen das Dorf . . ., das schon tags zuvor von unserer Artillerie in Brand geschossen war. Aus dem brennenden Dorfe bekamen wir noch vereinzelt Feuer von zurückgebliebenen Franzosen, wie sie es ja immer machen. Wir wateten durch einen Bach, überschritten die Bahnlinie und hielten etwa 10 Minuten. Inzwischen merkte man meilenweit an dem heftigen Gewehr- und Artilleriefeuer, das in der Nacht besonders laut wirkte, daß der Befehl durchgedrungen war. Meine Kompanie und eine andere waren in Reserve. Plötzlich, als wir links schwanken, um hinter eine Anhöhe zu rücken, überschütteten uns französische Infanterie und Maschinengewehre mit einem Geschosshagel aus 200 m Entfernung, daß uns Hören und Sehen verging, und dazu waren wir — in geöffneter Ordnung — hatten nicht geladen — und das Seitengewehr aufgepflanzt! Die Situation war entsetzlich, rechts und links fielen die Leute. — Ich war froh, meine

Kompanie als Schützenlinie formiert zu haben — und die Leute schossen gut, so daß das feindliche Feuer schwächer wurde —, da ich mich offener Schuß. Ich weiß nichts mehr davon, ein Unteroffizier von mir hat mich umfallen sehen und mich auch weiter beobachtet, er sah, daß ich getroffen war, aber anscheinend nicht tödlich, er legte sich daher direkt vor mich, um mich zu schützen, und brachte mich dann, als der Gegner, nachdem wir tüchtig Verstärkung erhalten hatten, zurückging, in Sicherheit.

Von dem Schlachtfeld (und von dem Feldlazarett in . . .) will ich dir nichts schreiben. Ich ließ mich acht Tage in einem kleinen französischen Omnibus, der für mich als Krankenwagen hergerichtet worden war, hinter der Truppe herfahren. Es ging merkwürdigerweise besser, aber ich litt sehr Kopf- schmerzen, Schwindel und Erbrechen. Am 17. und 18. ging es mir ganz gut, und ich beschloß, am 19. mich aufs Pferd zu setzen. Ich ritt eine Viertelstunde, fiel aber, von einem plötzlichen Schwindel befallen, herunter, ohne mir zu schaden. Nun wurde ich nach Haus geschickt, da eine Gehirnerschütterung festgestellt wurde. Nun kurz mein Heimweg, der nur durch große Glücksumstände so schnell vonstatten ging. Von . . . bis . . . mit dem Auto des Generalkommandos, das zufällig zurückfuhr, von . . . bis . . . (100 km) mit einer Lokomotive, das werde ich nie vergessen, ich war in . . . einfach fertig, von . . . nach Trier in 25 Stunden mit einem Schwerverwundeten- transport, von Trier über Frankfurt nach Dresden durch. Hier muß ich jetzt festliegen, damit ich bald wieder heraus- kann, denn es wird mir niemand verdenken können, daß es mein heißester Wunsch ist, sobald als möglich bei meiner treuen Kompanie und meinen lieben Kameraden zu sein, um mit ihnen bei der großen Hauptentscheidung mit- wirken zu können für unser schönes und großes Vaterland.

Dem Unteroffizier, der, bis ich in Sicherheit war, nicht von meiner Seite wich, habe ich das Eisenerz verschafft.

# Nationalismus und Staatsgefühl.

Von Dr. Paul Rohrbach.

Von den fünf Großstaaten, die in den ausgebrochenen Weltkrieg verwickelt sind, ist nur ein einziger in nationaler Beziehung vollkommen geschlossen: Frankreich. Die Kelten in der Bretagne, die Italiener in Nizza und die wenigen Vlāmen im französischen Flandern an der Nordseeküste kommen als fremdnationale Bestandteile im französischen Staatskörper nicht in Betracht. Für England dagegen läßt sich das von den Irländern nicht sagen. Sprachlich haben sich die keltischen Iren allerdings zum größeren Teil dem Engländerum angeglichen, aber ihr irisches Stammesgefühl, verstärkt durch das katholische Bekenntnis, trennt sie scharf von den protestantischen Angelfachsen. In den achtziger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts war Irland bekanntlich für die Revolution reif, und im Homerulestreit fiel noch unmittelbar vor dem Ausbruch der Weltkrisis auf beiden Seiten das Wort: Bürgerkrieg! Diese Gegensätze scheinen jetzt verschwunden und durch das gemein-englische Nationalgefühl für den auswärtigen Krieg ausgeglichen zu sein. Ob das wirklich so ist, und namentlich ob es auf die Dauer so bleiben wird, darüber wird man Zweifel hegen dürfen. Die Engländer haben zwar zu allen Zeiten die große nationalpolitische Tugend bewährt, daß sie, sobald Gefahr von außen kam, eine einheitliche Front bildeten, aber bei diesem Kriege geht ein Riß durch die öffentliche Meinung in England. Ein großer, vielleicht der größte Teil des Volkes hat den Krieg nicht gewollt, nur die Führer haben in völliger Verkennung der Leistungsfähigkeit Deutschlands die Katastrophe heraufbeschworen. Sobald der Rückschlag kommt, der mit den wachsenden deutschen Erfolgen nicht ausbleiben kann, werden sich auch die inneren Differenzen in England wieder regen, und ob dann die Iren auch noch loyal bleiben, ist nicht so sicher.

Deutschland hat seine Polen und Dänen. Nicht wenige werden vor dem Kriege geneigt gewesen sein, hinzuzufügen: und die Elsaß-Lothringer. An allen drei Stellen hat die große Prüfung den Sieg des Staatsgefühls zustande gebracht. Am schönsten ist er im Reichsland gewesen. Mit Ausnahme der Französisch sprechenden und national französischen Grenzstriche in Lothringen und im Vogesengebiet sind ja die Elsaß-Lothringer Deutsche von Stamm, und wer die Verhältnisse dort wirklich kannte, hat auch vor dem Kriege nie daran gezweifelt, daß der elsässische Partikularismus keine politische Gefahr bedeutete. Die Stimmen derer aber, die sich dort „halb wie in Feindezland“ vorfanden, waren zahlreicher und stärker. Jetzt hat sich gezeigt, wie unrecht sie hatten, wie falsch es war, den Elsaß-Lothringern im ganzen Gegnerschaft gegen das Reich zuzuschreiben. Elsaß-Lothringen hat seine innere Krisis erlebt, und es ist dabei nicht in die Tiefe, sondern nach oben gerissen worden. Die Französlinge in der Mülhauser Bourgeoisie bleiben natürlich ausgeschlossen, aber auf die hat auch im Elsaß selbst niemand gerechnet. Unsere Polen haben das begreifliche Gefühl, daß es nicht nur für Deutschland geht, sondern vor allen Dingen gegen Rußland. Daher erklärt sich ein Stück ihrer Begeisterung. Was aber soll man dazu sagen, daß sogar oben in Nordschleswig der alte Hader verstummt, und daß die nordschleswighen Dänen, ja sogar manche

Dänen im Königreich, frei bekennen: im Lager Deutschlands ist mehr als die Zukunft des deutschen Volkes, mehr als die Zukunft des Deutschen Reiches, ist die Zukunft der germanischen Kultur im ganzen! Dasselbe hört man, wenn man mit Schweden spricht, schwedische Zeitungen liest. Diesseits wie jenseits der Grenzen der Ostsee und Nordmark herrscht jetzt die Erkenntnis, daß das deutsche Staatsgefüge nicht zerstört werden darf, wenn der Zukunft der Menschheitskultur nicht Unheil widerfahren soll.

Am wunderbarsten ist das Bild, das uns die aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzte habsburgische Monarchie gewährt. Ihre beiden Tragpfeiler sind das Deutschtum im Westen, die Magyaren im Osten. Bei diesen beiden Völkern versteht es sich von selbst, daß sie gegen Rußland stehen, denn der Krieg Rußlands ist ein Krieg gegen den deutschen Namen, und wenn dieser fällt, so ist auch kein Gedanke mehr daran, daß die Magyaren der russischen Flut Widerstand leisten können. Sie werden hinweggespült, und der Moskowiter dringt bis an die Adria und an die Ostalpen. So erklärt es sich, daß Ungarn und Deutsche, die sich früher so befehdet und geschmäht haben, jetzt ihre Feindschaft in dem neu aufquellenden gemeinsamen Staatsgefühl ertränken. Bei den Tschechen und den übrigen Slawen stehen die Dinge anders, aber das Endergebnis ist doch ähnlich. Das Tschechentum begehrt keineswegs danach, von Rußland verschlungen zu werden, aber es war ihm sehr bequem, durch die ausgesprochene oder unausgesprochene Drohung, sich an die Russen anlehnen zu wollen, die österreichische Regierung zu allen möglichen Rücksichtnahmen und Zugeständnissen zu nötigen. Mit einem Mal steht aber die russische Gefahr in ganz anderem Sinne als bisher auch vor den Augen der Tschechen. Siegt Rußland, so wird Oesterreich-Ungarn zertrümmert, so kommen Böhmen und Mähren direkt oder indirekt unter die russische Krute. Diese Länder haben keine deutsche Gesinnung, aber sie haben eine vollständig deutsche Kultur, und sie haben teil an dem gemeinsamen abendländischen Kulturgefühl gegenüber dem Moskowiter.

Das ist der Grund, weshalb jetzt auch ihnen der habsburgische Staat als ein Gut erscheint, zu dessen Verteidigung sie bereit sind. Vielleicht steht es unten bei den österreichisch-ungarischen Rumänen und Serben anders. Bei beiden Nationalitäten ist der Untergrund, vor allen Dingen die Masse der Bauern, staatsreu: der Auffassung dieser Schichten entsprechend in der Form der Kaiser-treue. Die Gebildeten verfolgen aber größtenteils das Ideal des politischen Anschlusses an die benachbarten nationalen Königreiche. Man wird auch kaum glauben dürfen, daß diese Elemente aufrichtig den Sieg Oesterreich-Ungarns wünschen. Sie sind aber zahlenmäßig weit in der Minderheit, und was die Hauptsache ist: unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist ihr Einfluß auf die unteren Volksschichten, der früher im Zunehmen begriffen war, verschwunden. Der kroatische Grenzer, der rumänische Landmann in Siebenbürgen und in der Bukowina, er hört nicht mehr auf die nationalistischen Agitatoren, sondern die Stimme, die heute an sein Ohr dringt, ist der Ruf des Kaisers zur Fahne. Millionen, über die die alte

Staats- und Kaiseridee in absehbarer Zeit ihre Herrschaft verloren hätte, wenn die Auflösung und Untermühlung der inneren Zusammenhänge Österreich-Ungarns noch weiter ungeförten Fortgang genommen hätte, sind jetzt aus diesem Einfluß herausgerissen, und sie werden ihn auch noch nach dem Siege schwerlich so leicht wieder zufallen.

Das Gegenbild zu alledem sehen wir in Rußland. In Rußland ist der Westen und Süden des Reichs von sogenannten Fremdvölkern erfüllt. Das stärkste und wichtigste sind die Polen. Nördlich von ihnen wohnen die Litauer, Letten, Esten, Finnländer und zwischenein baltische Deutsche und Schweden. Südlich wohnen die Rumänen in Bessarabien. Eine besondere Stellung nehmen die zwanzig Millionen Kleinrussen ein. Sie sind Russen und wie die Großrussen griechisch-orthodox, aber sie stehen in einer Stammesopposition gegen den Moskowiter, den „Moskal“, wie sie ihn spöttisch nennen. In der Krim gibt es zahlreiche Tataren, im Kaukasus ist

die große Mehrheit des dortigen Völkergemisches nicht-russisch. Mohammedaner, Georgier, Armenier sind mehr oder weniger offen russenfeindlich. Noch weiter, jenseits des Kaspischen Meeres, in Turkestan, herrscht bei den Rußland unterworfenen Völkern vollständig der Islam und mit ihm die Hoffnung auf die Niederlage Rußlands.

Anderes als in Österreich-Ungarn warten alle Stammes- und Rassenverschiedenheiten in Rußland nur darauf, daß die russischen Waffen zu Boden sinken, um danach den Staatsgedanken und das Staatsgefüge zu sprengen. Der innere Grund dafür ist der, daß es keine gemeinsame russische Kultur, keine gemeinsamen Kulturgüter für alle unter dem russischen Zepter vereinten Nationen gibt. Im Gegenteil: das Gemeinsame ist die Herrschaft der Barbarei und der Korruption. Die Feindschaft der Fremdvölker gegen den russischen Staatsgedanken ist der stärkste Bundesgenosse der Gegner Rußlands, die für die Zukunft der Weltkultur fechten. ☐

## Lagarde.

(11. August 1914.)

Die Sonne flammt im Ährenfeld,  
Still reißt die Saat, es sinnt die Welt.  
Da wird es lebendig am einsamen Wald,  
Gewehre blitzen, Kommando schallt.  
Und wo sich die Mäcker noch eben gesonnt,  
Da starren Kanonen in Feuerfront  
Alldeutschland zur Wacht!

Ein Weiler grüßt aus Talesgrund,  
Kein feindlich Zeichen gibt sich kund.  
Die schimmernden Gassen sind menschenleer,  
Ein Falter nur treibt an den Mauern her.  
Da prasselt es nieder, da bricht es hervor  
Aus Loken und Läden, aus Türmen und Tor  
Alldeutschland zum Kampf!

Die Sonne sinkt in Schutt und Qualm,  
Manch Braven deckt der Sommerhalm.  
Werkhelfende Liebe stillt quälendes Leid,  
Mild blinken die Sterne, der Feind ist weit.  
Und über die Gräfte wellt kraftvoll empor  
Ein jubelerfüllter, ein dankbarer Chor  
Alldeutschland zum Sieg!

Albert Korn.



Schwesterheim des Österreichischen Roten Kreuzes in Wien mit Oberin Frau Lucie Höhnel. *Zeichn. v. Grillich.*

## Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

### V. Zwischen den Schlachten.

Regen fällt vom Himmel. Frühherbstlich umwölkt sich die flache, galizische Landschaft, Weiden stehen im Dämmergrau; verschnitten, halbenklaubt, triefend in den Nebeln hocken sie am lehmiggelben Fluß wie ein Zug gebeugter Klageweiber. Wind bläst über die Stoppeln, ein ungarischer Husar führt sein Pferd, langsam, beide sinken tief ein im zähen, schwarz ausspritzenden Morast. Schweigen. Nur der Wind orgelt in den Drähten des Feldtelegraphen. Und irgendwo fern probiert ein österreichischer Hornist den Zapsenstreich. Und der Husar denkt ans Dorf zu Hause, an die Hütte mit dem Dach aus Kukuruzstroh, den Heubüsch der heimatischen Scheuer spürt er; und eine Petroleumlampe blakt unter niedriger Decke, um die Schüssel herum sitzen sie, alle, die Abendglocke des ungarischen Dorfes läutet, und weit, weit, in der Kaserne der Kreisstadt bläst der Trompeter den Zapsenstreich.

Und heute ist Krieg, und Janos, der Husar, drischt nicht Weizen, sondern Rosafenköpfe. Das hat er all die Tage her rechtschaffen getan, nun ist er wohl rechtschaffen müde. Schwer und langsam stapft er neben seinem Pferd durch den Morast; dort im galizischen Dorf ist heute Stroh für ihn aufgeschüttet, zum ersten Male seit — wieviel? — Tagen, Wochen.

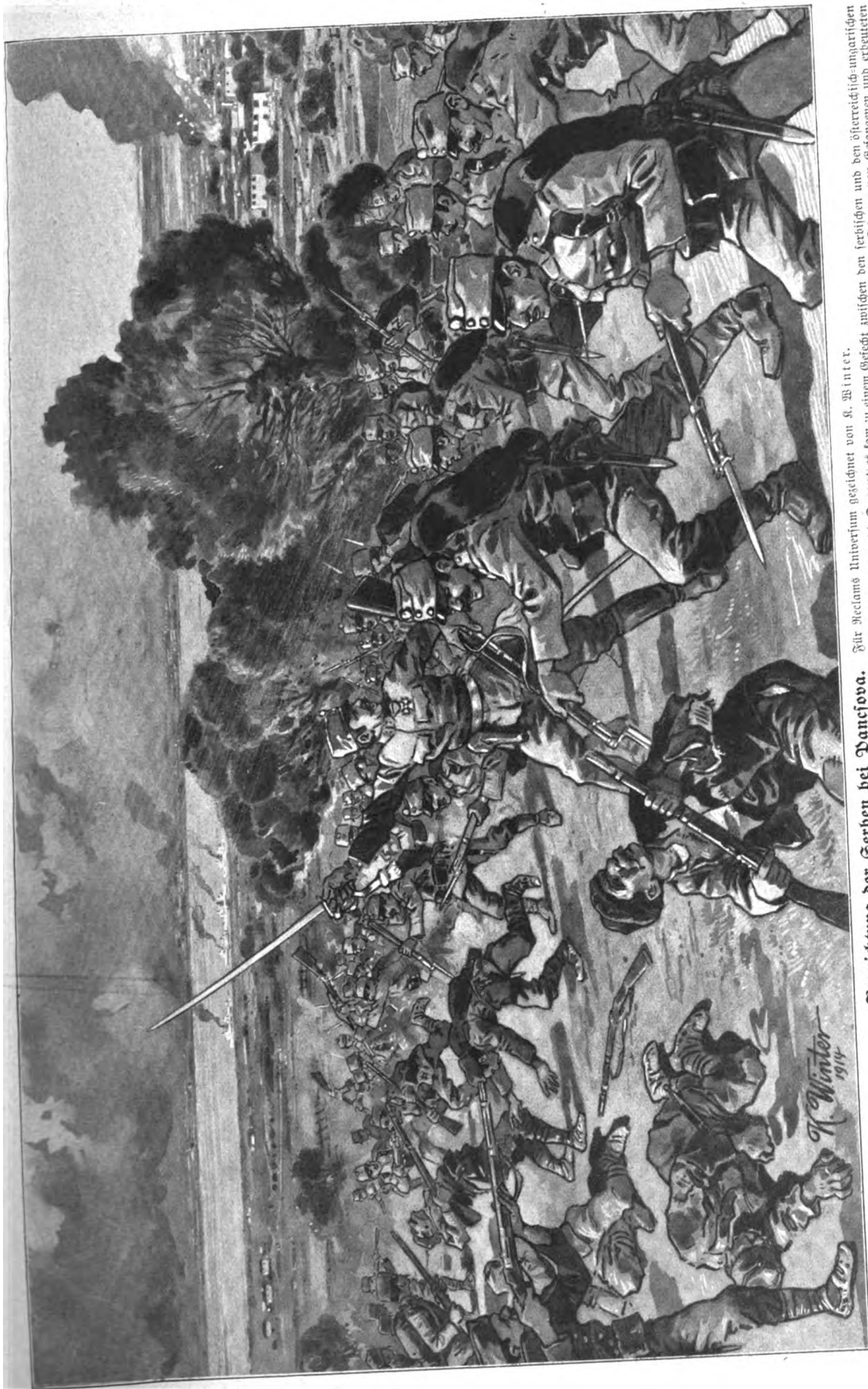
Er geht, geht, dann ist der Lärm des Feldlagers um ihn, im Dorf neben dem Brunnen schlachten sie einen ungeheuren Ochsen, ein Leiterwagen wird abgeladen, ganz hoch mit schwarzem Kommißbrot ist er aufgestapelt. Und Suppe gibt's, brennheiß; unser Husar wärmt die erstarrten Hände an der blaurindenen Bauernschüssel, die randvoll ist; dann schlingt er, im Stehen, die Herrlichkeit in sich hinein, pampft sich voll, schaut, halb schon im Schlaf, nach seinem Pferd, und schmeißt sich mit einem glückseligen Seufzer ins Stroh. Wie ein Stein fällt er um, auf der Stelle schläft er ein, liegt wie ein Sack, schnarcht wie ein

Berferker; grimmig sträuben sich unter seinen schweren Atemzügen die drähtigen, pechschwarzen Schnurrbarthaare, und darunter lächelt, träumend und glücklich, der Mund eines Knaben, den sein fernes Mädchen küßt.

Unterdessen haben die Feldküche ihr Herdfeuer ausgelöscht. Kärntner Buben sind es, blond, mit roten Rindergeßtern, den blauesten Augen. Weiß der Himmel, wie sie mit ihren Feldküchen hier unter die ungarischen Husaren gerieten, und nun sitzen sie auf der Erde einer galizischen Schänkerstube, rauchen und singen das „Dirndle, tief drunt im Tal“.

Der Herbstwind geht über die galizischen Obsteppen. Und die Kärntner singen; ihre Sennhütte sehen sie, die falben und die geschedten Röhre, Burgen überm Fichtenwald und rotausglühend im Abendsonnenstrahl die Mauer des Karawankenzuges. Sie singen, in der rauchigen, galizischen Schänkerstube, hocken auf dem lehmgestampften, schmierigen Boden, und die Augen eines jeden sind blau wie der Wörther See, in dem sich der Himmel ihres heimatlichen Landes spiegelt.

Zwischen den Schlachten. Irgendwo steht ein Sanitätszug bereit, still auf weißem Linnen liegen Verwundete und Kranke; bleicher oft als dieses Linnen ist ihr Gesicht, ein fremdes, müdes Lächeln spielt um ihre Lippen, wenn sich Arzt und Sanitätsfolbat über sie beugen. Jeder hat einen roten Zettel an die Uniform geheftet, auf den der Arzt des Verbandplatzes Art und Grad der Verwundung schrieb. Die Lokomotive steht längst unter Dampf, aber immer kommen noch neue nach, jekt lauter leichter Blefierte; sie tratschen und lachen, einer hänselt den andern, großtuerisch lehnen sie beim Einsteigen jede Hilfe ab und ein ungarischer Infanterist, der gottserbärmlich schwer an einem gegabelten Baumast dahergehumpelt kommt, wird



**Verwichtung der Serben bei Pancsova.** Für Reichs-Lieutenant geschickte von St. Winter.  
 Bei der Donaufahrt Pancsova, die von den Serben, trotzdem sie eine offene Stadt ist, befestigt wurde, überführten 7000 bis 8000 Serben die Donau; es kam zu einem Gefecht zwischen den kaiserlichen und den österreichisch-ungarischen Truppen, in dem die ersteren schwere Verluste erlitten. Die Österreichler griffen die Serben nach einem kurzen Artilleriegefecht mit den Bajonetten an, marschierte sie über den Rücken, machten Schwere von Gefangenen und erbeuteten fast das ganze kaiserliche Artilleriematerial. Nur einen kleinen Rest der Serben gelang es, über die Donau zurückzugehen; sie wurden während des Aufzugs noch von den Donauwächtern befohlen.

faktisch wild und grob, weil man ihm beim Erklettern der Wagenstufen beispringen will. Gerade, daß er die Helfer mit seinem improvisierten Krückstock nicht zu prügeln anfängt; ganz schreckbar fährt er sie an, mit seinen ungarischsten Flüchen, dann zieht er sich ächzend an der Handstange über die Stufen. Der Schweiß perlt ihm über die Stirn, aber nun hat er richtig niemanden gebraucht, allein setzt er sich brinnen zurecht unter den Kameraden, zwirbelt seinen mächtigen Schnauz mit beiden Händen und schaut sich ordentlich stolz im Kreis herum. Das Wein mögen die verfluchten Hunde ihm zuschanden geschossen haben. Aber das sieht uns nicht an. Andere gibt's, die sind kränker als wir. Und der ungarische Held streicht sich den Schnurrbart . . .

Ein Korporal von den Dragonern erzählt: „Also, bitt Sie, fünf von den kosakischen Schweinkerkeln gehn über mich! Schanerl, denk' ich mir, dein' letzte Stund' ist jetzt gekommen. Viere reiten aber wieder davon, der fünfte treibt mich neben seinen Krampen; wie ein Kalbl treibt er mich und fuchtel mit seiner Lanzen umabum, daß ich schon anfang' mich zum giften. Fuchtel' nôt so mit dein' Brotmesser, sag' ich ihm, aber der Hundling schaut mich bloß schief von der Seiten an und stößt mich weiter.

Also können sich denken, Herr, daß ich das nicht friß! Hör' auf mit dem Stöß'n, sag' ich nochmal, und dabei richt' ich mir hamlich mein' Revolver. Auf den haben nämlich die fünf Hundling' total vergessen, ich aber nôt, Herr, i nôt! Also ich wart', bis die vier andern abpascht sind, geh schön stad mit meinem Spezi, und grad' wie er mich wieder mit seinem gottverdamnten Schierhagel stoßen will, denk' ich mir: du stößt nimmer lang, reiß' mein Eisen anßer und schieß' das Manderl wie ein' Spazier vom Pferd awi. Nicht einmal mau hat er g'sagt, Herr, können mir glauben.

Und ich auf den Krampen, aber da fällt mir die Kosakenlanzen ein; die muß' hambringen, Schanerl, denk' ich mir, hol' mir den Speiß und pasch' ab. Die Weinen, wie's den Mann auf dem klauen Pferdler, mit dem Speiß, kummen sehn, glaub'n natürlich: a Kosak. Herr, ich und a Kosak! Na, die haben aber a nôt schlecht g'schaut, wie's mich derfangt haben. Ist das nicht unser Huber Johann, schreit mein Rittmeister, lacht übers ganze Gesicht und gibt mir die Hand.

Meld' g'horsamst, jawohl, jodel' ich, und eine Freud' hab' ich g'habt, Herr, gar nicht zum sagen. Müßt'n S' Ihnen rein selber von so einem Kosaken abfangen lassen, wann S' wissen wollten, wie damisch sich der Korporal Schanerl Huber g'freut hat, wieder bei die Seinigen zu sein . . .“

Da ist eine der kleinsten, eine der gottverlassensten galizischen Städte. Windschiefe Häuser, ein entsetzliches Pflaster, Schnapsbuden, durch offene Fenster sieht man in trübkelige Mauerhöhlen hinein; und über dies alles ist zum Überfluß der Kosak gekommen. Nun hat man ihn vertrieben, aber brandgeschwärtzt starren die Mauern, der halbverbrannte, elende Hausrat galizischer Trödelbuden ist auf die Straße geschmissen. Die Unsern haben das Nest genommen, im Sturm, draußen auf dem kleinen Friedhof ist ein großes, frisches Grab. Brave steirische Soldaten liegen drin, in ihren blauen Mantel gewickelt, und die rosenfarbenen Feldpostarten, die man in ihren Taschen gefunden hat, trägt der fahrende Postzug als letzten Gruß in die steirische Heimat.

Schmutz, Elend, Zerstörung überall. Da gibt es auf einmal Gesang, eine Abteilung merkwürdig junger, fast noch knabenschlanke Burschen prescht daher, und mit ihren

hochgekrempten Burenhüten und der viereckigen Konfederalba bringen sie schnell ein bißchen Romantik in dies ödeste Nest des Grauens.

Polnische Jungschützen sind es. Junge Herren aus Krakau, Lemberg. Gymnastikern gestern. Heute setzen sie es sich in den hübschen, braunen Kopf, Helmen zu sein. Die Locken unter ihren Kappen und Südwestern, der Flaum um die Wange, die etwas eigenwillige, etwas kokette Romantik ihrer Freischärler-Uniform, die rote Fahne, die einer schwingt, und die Lieder, die alle singen — wieviel Jugend, Blut, Feuer und Wildheit! Polen, denkt man, und denkt an Helden, Ritter, unglückliche Könige.

Singend und lachend schwärmen sie durch die armeneligen Gassen, den zusammengerollten Mantel über Brust und Schulter, das schwere Gewehr in Händen; pagenhaft schlank in ihren sehr gut geschnittenen Uniformen. Viele dieser Uniformen werden die ersten Schneider von Lemberg und Krakau geschnitten haben, denn diese polnischen Jungschützen sind nicht zum kleinsten Teil noble, junge Herren, verzärtelte und hochmütige Söhne reicher Väter. Auf dem „Ring“ ihrer Stadt sah man sie spazieren gehen, von einem englischen Tailor kam ihr Rock und Französisch parlierten sie. Müßige, heitere Burschen, dachte man.


Nun rennen sie, singen mit ihren Stimmen, die vor wenig Jahren erst männlich wurden, die alten Lieder dieses alten Reiches, lachen glücklich ihre rote, blutrote Fahne an; und trotz der schwarzgelben Schärpe, die sie um den Arm tragen und die den polnischen Jungschützen als vollwertiges Mitglied der österreichisch-ungarischen Armee legitimiert, ist etwas vom Rausch und Glanz des Abenteuers um sie. Daheim weinen die schönen Polinnen, und Mütter beten, Väter starren mit gefalteter Stirn. Unsere Jungschützen aber rennen, hart spannt sich die Knabensfaust ums Gewehr, frühlingshaft weich ist noch ihr Mund, aber ein Leuchten ist in ihre Augen gestiegen, heiß treibt der Ernst dieser Stunden und Tage das Blut durch alle ihre Adern, und indes man mit Tränen ihrer Jugend nachsieht, schleudern sie ihre Beine im Parade-schritt über das elende Pflaster des galizischen Städtchens, lachen trunken ihre Fahne an und singen das uralte „Noch ist Polen nicht verloren!“

Wie vieles, vieles wäre zu erzählen, von der Woche, da die Schlacht schwieg, und über die Erde, die wochenlang Blut getrunken hat, langsam, leise und traurig die ersten Herbstregen strömten . . .

Die Helden von Krausnik und von Lublin, die von Kamionka, von Lemberg, sie liegen nun in ihren weißen, reinen Spitalbetten, oder sie gehen und lachen schon wieder irgendwo über die Kieswege eines Gartens. Über die Berge und Ebenen Galiziens rücken indessen ihre Mächer heran. Eisern formieren sie sich zur neuen Entscheidung, hunderttausend Augen starren, wo im wallenden Nebel und rieselnden Herbstregen die Lanzen der Kosaken wie die bösen Augen wilder, raubender Tiere glimmen. Gierig wälzt sich diese entsetzliche Übermacht heran, ein wildes Heer, ein reißender Strom. Und während daheim zehnt- und hunderttausend weiche, weiße Hände unsere Verbundeten warten, klammern sich andre hunderttausend Fäuste härter ums Gewehr.

Im Fallen der Nebel brennt das neue, ungeheure Feuer empor. Neue Blitze werden diesen grauerwölkten Himmel zerreißen müssen; der eisern zermalmende Schritt des Schicksals läßt die herbstlich arme Erde wiederum erbeben, und im Donner der Schlachten von morgen schlagen „unsere Herzen zu Gott, die Fäuste den Feind“.

Lambert.



## Deutschland empor! Von Sieg zu Sieg!

Es weht und braust von Turm zu Turm  
Und läßt die Glocken klingen!  
Was ist das für ein heil'ger Sturm,  
Was für ein ernstes Singen  
Hoch über uns in freier Luft?  
Der Gott der Deutschen ist's! Er ruft!  
Den Helm vom Haupt! Das Knie gebeugt!  
Und eure ganze Seele zeigt  
Voll Zuversicht und Hoffen  
Dem Schlachtenlenker offen!  
Dann macht er innerlich euch frei,  
Daß jedermann bereitet sei  
Zu kräft'ger Heldenwehre  
Für unsres Volkes Ehre!

Und nun empor! Hört wie es rauscht  
Voll Macht von Eich' zu Eiche!  
Die Herzen auf! Steht still und lauscht  
Im ganzen Deutschen Reiche!  
Die Herzen auf! Der Kaiser spricht,  
Ein echter Deutscher, stark und schlicht,  
Mit Gottvertraun und heil'gem Mut!  
So fordert er, daß Gut und Blut,  
Daß freudig unser Leben  
Fürs Vaterland wir geben:  
„Ringsum der Feind mit Übermacht!  
Mein deutsches Volk, frisch auf zur Schlacht!  
In Einheit fest geschlossen  
Und Gott zum Kampfgenossen!“

Was jauchzt durchs Reich von Ort zu Ort  
So hell millionenfaltig?  
Was pakt so fest und reißt uns fort  
So gottesallgewaltig?  
Das ist Germanias Schlachtenruf,  
Ist Heldenschritt und Rosseschuf,  
Ist deutschen Heeres Jubelschrei:

„Mein Vaterland, jetzt werde frei,  
Frei wie du nie gewesen!  
Mit starkem Eisenbesen  
Rehr' ich des Reiches Tore rein,  
Kein fremder Reider soll herein!  
Das deutsche Schwert wird richten,  
Den tück'schen Feind vernichten!“

Von Nord und Süd gen Ost und West,  
Was für ein mutvoll Drängen!  
Und keiner jagt und keiner läßt  
Das Haupt in Kummer hängen.  
Es fühlt ein jeder in der Brust  
Des guten Rechtes heil'ge Lust!  
Und wer das Recht zur Seite hat,  
Den führt der Herr den Siegespfad.  
Drum jubelt mit dem Heere,  
Des Reiches stolger Wehre!  
Auf Gott und auf das Heer vertraut:  
Die deutsche Burg ist fest gebaut!  
Das deutsche Schwert wird richten:  
Wir lassen uns nicht knechten!

Bei, wie es stürmt im heil'gen Krieg  
Mit ruhmgeweihten Fahnen!  
Wie's vorwärts treibt von Sieg zu Sieg  
Auf blutgetränkten Bahnen:  
Ein einig Volk — nichts von Partei! —  
Und darum groß und darum frei,  
Mit blankem Schild und scharfem Schwert,  
Das Frevel straft und Recht begehrt,  
Nicht ruhen will und rosten,  
Bis daß von West und Osten  
Die Kunde um den Erdball fliegt:  
„Des Reiches Feinde sind beslegt!  
Gott führte unsre Heere!  
Gebt Gott dem Herrn die Ehre!“

Stiegfried Molke.

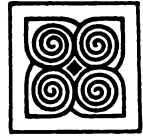




# Der Weltbürger.

Ein Kriegsbroman von Walthar Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



„Über ganz ist die Sache nun doch nicht klar,“ gestand Kurt. „Sieh, der Onkel hat sich in all den Jahren so in Rußland eingelebt, daß er selber so gut wie ein Russe geworden ist. Er ist Mitglied der Stadtduma, verkehrt vertraut in stockrussischen Kreisen, fühlt sich dort wohl und vertritt die Ansicht, daß man Russe sein müßte, wenn man in Rußland soviel Geld verdiene, wie er es getan. Er stellt die Bedingung an die Übergabe der Fabriken, daß auch ich russischer Untertan würde.“

„Alle Hagel!“ rief der Kommerzienrat. „Davon hat er mir nichts geschrieben. „Über der Benjamin hat immer seine Raupen gehabt. Er ist auch mal — 's ist lange her — für ein paar Jahre unter die Pietisten gegangen und wollte uns alle partout befehlen.“

„Im vorliegenden Fall hat er vielleicht nicht so ganz unrecht,“ sagte Kurt ein wenig kleinlaut. „Wenn ich russischer Staatsbürger bin, stehe ich als russischer Fabriksherr ganz anders da, viel weniger ‚gebildet‘, wie als Deutscher, gegen die man doch nun einmal voll Haß, Neid und Mißtrauen ist, besonders seit die ‚Utra‘ (der ‚Morgen‘) so wahn Sinnig gegen Deutschland heßt.“

„Und weshalb tut's das Schandblatt?“ ereiferte sich der Kommerzienrat. „Nur deshalb, weil's die geforderten zwei Millionen Mark Subvention vom Deutschen Reich natürlich nicht kriegte und sich nun im Dienste Frankreichs mit zwei Millionen Frank begnügen muß. Undernfalls hätte es die Triple entente vielleicht schon in die Brüche geheßt und Deutschland wäre dort hoch. Pfui Deuvel!“

„Mit solchen Verhältnissen muß man dort eben rechnen,“ entgegnete der Sohn achselzuckend. „Schade, oder vielleicht schade, oder unpraktisch, daß unsere Karten so offen liegen, daß wir von Reichs wegen uns solche Hilfe, wie die einer so allmächtigen Zeitung, versagen müssen. Na, das nur nebenbei. Jedenfalls habe ich mir über die Bedingung des Onkels noch Bedenkzeit ausgebeten. Ich wollte erst deine Meinung hören, Papa.“

„Ich für meinen Teil würde niemals Russ' oder Kalmück!“ rief Gehrrens lebhaft. „Aber ich bin nicht du und muß nicht in Rußland leben. Wie denkst du denn darüber?“

„Jedenfalls denke ich anders, als ich noch vor einem Jahre gedacht hätte. Damals war ich noch preussischer Offizier des Beurlaubtenstandes, und du weißt, ich war es mit Stolz, Papa. Aber durch das kleine Malheur, diesen Sturz im Manöver mit dem

kleinen Knacks im Knie, bin ich dieser Verpflichtungen ledig. Im übrigen hab' ich ja vorhin hier in der Gesellschaft meine Ansichten entwickelt. Es ist auch zu bedenken, daß ich mir nicht in Deutschland, sondern in Rußland meine Existenz gegründet hab' und wohl noch zwanzig, dreißig Jahre lang dort schaffen muß, ehe ich das Krämmchen dann vielleicht mal meinen Nachkommen überlasse. Man steht in der Frage gewissermaßen vor einer geschäftlichen Notwendigkeit.“

Der Kommerzienrat ging ein paarmal erregt auf und nieder, qualmte seine Havanna, als ob es ein Pfälzer Klimmstengel wäre, und ließ sich dann vernehmen: „Weißt du, Junge, ich bin der einzige von meinen Brüdern, der nicht diesen Zug nach der Fremde hatte, deshalb bin ich auch in unserer bergischen Stammfabrik hocken geblieben. Ich bin ein guter Deutscher. Und meine Wehrsteuererklärung — ihr verdammten Russen habt diese Choje ja auf dem Gewissen — die hab' ich nicht nach unten, sondern nach oben kräftig abgerundet, ohne Geschrei davon zu machen, daß kann ich dir sagen. Aber schließlich, du bist nun mal ein internationaler Mensch, du mußt wissen, was du als Kaufmann zu tun hast und was du vor dir selber verantworten kannst.“

„Es ist ja schließlich nur eine Formsache, Papa. Guer Junge bleibe ich ja doch,“ sagte Kurt gepreßt.

„So werde denn in Dreideuwelsnamen Russ'!“ schrie der alte Herr. „Aber wenn dir der Benjamin solche Bedingungen stellte, stell' ich die meinigen auch. Du sollst da drüben bei den Bären nicht ledigerweise den Fabriksgroßmogul spielen. Das tut nicht gut. Ich wünsche, daß du dich bald angemessen verheiratest, und daß ich xmal Großvater durch dich werde.“

In dem Augenblick kam die Kommerzienrätin herein. „Stör' ich euch in geschäftlichen Fragen?“ erkundigte sie sich.

„Das ist erledigt, Mutter,“ rief Gehrrens. „Der Junge kriegt die Werke in Samak. Aber ein Russ' muß er drum werden. Der Benjamin will es so und auch die Verhältnisse. Was sagst du nun?“

Sie schüttelte den Kopf. „Es mußte wohl so kommen,“ meinte sie. „Aber es will mir noch nicht so recht in den Sinn. Ja, wenn du noch ein Engländer oder ein Amerikaner würdest, aber ein Russ' — ein Russ'! In den Gedanken werd' ich mich nicht so leicht gewöhnen können.“

„Doch eine reine Außerlichkeit, Mama. Ich hab' das schon dem Vater gesagt. Ja, reine Geschäftsache! Und du, du stammst doch aus einem großen



Die Schlacht auf dem Lechfeld. Nach einem Gemälde von R. Götter.

Erporthaus. Deine Mutter war eine Spanierin, der Onkel Karl ist Brasilianer geworden und heißt Carlo und der Onkel Philipp ist Engländer.“

„Aber alles keine Russen,“ beharrte sie. Da rief der Kommerzienrat:

„Laß man gut sein. Wer in Rußland Millionen verdient, kann auch Russ' werden. Aber ich hab' den Jungen verpflichtet, Mutter, daß er sich bei nächster Gelegenheit 'ne Frau nimmt. Da wird ja dein Wunsch erfüllt.“

Sie strahlte auf. „Ach, Kurtchen, wenn du das tun wolltest! Sieh, dann wär' ja alles gut. Aber was Rechtes müßt' es sein, keine so Stepetetene, wie dem Hugo seine, und auch keine solche Forsche, wie dem Franz seine — nein, eine, die ich auch so recht liebhaben könnte.“

„Wenn sie 'ne Million mitbringt, freu' ich mich, und wenn sie ihrer zwei mitbringt, lach' ich mir 'nen Äst, aber wenn sie gar nix hat, aber gut ist und ganz zu dir paßt, dann geb' ich 'nen Extrasegen,“ versicherte der Kommerzienrat.

Blötzlich kam der Kommerzienrätin ein schreckhafter Gedanke. „Junge, du wirst doch nicht gar an diese Russin denken, die heut da war, die mit dem unanständigen aufgeschlizten Kleid?“

„Die mich, beiläufig bemerkt, dieser Tage um dreihundert Mark angepumpt hat. Ihr Vater, der

Gouverneur, könnte es mir nächstens wiedergeben,“ jagte der Kommerzienrat.

„Nee, Mamachen, tröste dich, diese hundert Taler bleiben nicht in der Familie, und auch das nicht, womit ich den Herrn Gouverneur schon in Laune erhielt,“ versicherte Kurt. „Wie kommst du nur auf solche Gedanken?“

„Gott sei Dank,“ atmete sie auf. „So 'ne Schwiegertochter, die die Beine bis zum Knie sehen läßt und Zigarren raucht, das wär' einfach mein Tod.“

„Hast du vielleicht schon eine im Auge, Junge?“ forschte Gehrken's. Kurt lächelte vielsagend.

„Kennen wir sie? Wohnt sie hier herum?“ fragte die alte Dame.

„Ja, ich denke,“ machte er, kraulte sich dann aber ein wenig hinter dem Ohr und meinte: „Om, sie scheint mir ein wenig eng patriotisch erzogen, hat vielleicht nicht das rechte Verständnis für größere, weltbürgerliche Ideen.“

„Wenn sie dich lieb hat, bringst du ihr das schon bei,“ versicherte die Kommerzienrätin. Gehrken's aber schlug sich vor die Stirn und rief: „Zum Henker, denkst du etwa an das Professorentöchterchen, das dir vorhin mit dem Vaterlandszitat so in die Parade fuhr?“

„Die Frene wär' s!“ jubelte seine Frau. „O Kurt, die wär' schon die Richtige für dich. Die kenn' ich von ihren Kindesbeinchen an.“



Der gesperrte Weg. Nach einem Gemälde von H. Trache.

222

„Sie hat ja nichts, aber wir haben es ja Gott sei Dank knüppeldicke,“ schmunzelte Gehrkenz, und seine Frau rief, ihren Sohn unarmend:

„Kurtchen, wenn du die als Frau mitnimmst, dann kannst du getrost ein Ruff' werden.“

„Nur Geduld, Geduld und Diskretion!“ mahnte der junge Mann. „Das Mäd'el ahnt vielleicht noch nicht einmal, wie verdammt gut sie mir gefällt. Und so Hals über Kopf geht's auch nicht. Erst will ich drüben meine Herrschaft angetreten haben, will da im reinen sein, dann komm' ich und hol' sie in mein Königreich, wenn sie mich will.“

„Als ob dich wohl eine ausschlagen könnte, mein Junge,“ sagte die alte Dame voll Mutterstolz.

## 5.

Kurt hatte sich gut in der Gewalt. Auch die Eltern bemerkten nicht, wie sehr ihn im Grunde die eben verhandelten Fragen bewegten. Aber hinter seiner geschäftsmäßigen Kühle verbarg sich ein starkes Temperament, ein kräftiges Fühlen. Und auch jetzt konnte er lange die Ruhe nicht finden. Er wälzte sich, vergeblich den Schlummer suchend, in dem wohligen Bett des großen Fremdenzimmers, und der laute Gesang einer Nachtigall, der das Tal durchhallte,

ließ ihn erst recht keinen Schlaf finden. Und so mußte er immer wieder an den eigentlich ziemlich schnell in ihm erwachten Entschluß denken, sich bald zu verheiraten und mit keiner andern, als mit der kleinen Nachbarin. Irene Keller hatte ihm ja immer gefallen, und bei seinen zeitweisen Besuchen im Elternhause konnte er jedesmal feststellen, daß sie sich sehr angenehm auswuchs, nicht nur in der äußeren Erscheinung, sondern auch im ganzen Wesen. Es war solch eine feine Bestimmtheit in ihr, die ihm ganz besonders gefiel. Und damit hatte sie ihm heute eine Schlappe beigebracht. Er fühlte es noch nach, wie ihr überzeugend angewandtes Dichtervort seine ganze schöne Weltbürgertheorie über den Haufen geworfen hatte, nicht bei ihm selber, aber bei den andern. Doch es kränkte ihn nicht. Es war ihm fast wie eine Wohltat, wie ein leichter Backenstreich von einer lieben Hand. Welches Vergnügen, welche schöne Aufgabe, dies von dem offenbaren, etwas polternden Chauvinismus ihres Vaters angesteckte, kluge Ding nach und nach in Sphären zu ziehen, die ihren Horizont weiteten, die sie hinausführten aus dem Bannkreis der einseitigen patriotischen Ideen, mit der der Professor als Geschichtslehrer fast vier Jahrzehnte lang seine Gymnasiasten berufsmäßig und beflissen

traktierte und wofür er schließlich quid juris den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Stolz eingehemmt hatte. Erst bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen Kurt während seines jetzigen Aufenthalts Irene gesehen und meist nur sehr flüchtig gesprochen hatte, war ihm der Gedanke gekommen, das Mädchen zu heiraten, aber seitdem er zum erstenmal auftauchte, war er immer lebhafter geworden, war zur Klarheit gekommen, als Maruschka, diese glänzende, sichere, frivole internationale Gesellschaftsdame, neben sie getreten war. Da empfand er es so recht in seinem, im tiefsten Grunde doch echt deutschen Fühlen, wie hoch das sittsame, in strengen Anschauungen erwachsene Mädchen über jener stand. Vielleicht würde sie niemals das Haus eines Industriekönigs, sein Haus, glänzend repräsentieren, aber sie würde eine milde, kluge, anmutige Herrin sein, würde ihm dort ferne unter den Russen eine wohlige deutsche Häuslichkeit schaffen, ein rechtes Buen retiro nach den Anstrengungen und Aufregungen seines Berufs. Daß ihm Irene ihre Hand weigern könnte, daran dachte er gar nicht; er hatte das leise, beseligende Gefühl, daß er ihr nicht gleichgültig sei. Aus ihrem Blick, aus leichten Verlegenheiten in seiner Gegenwart hatte er das empfunden, und nun tat es ihm wohl, sich ihr Glück auszumalen, wenn er ihr eröffnen würde, daß sie seine Frau werden solle, daß er sie aus ihren beschränkten Verhältnissen hinausführen wolle in Glanz und Reichthum. Seiner Natur hätte es entsprochen, sich ihre Hand gleich am andern Tage zu sichern, fest und frisch zuzugreifen, wie er das auch in seinen Geschäften tat. Dadurch hatte er immer

die besten Erfolge errungen. Aber nun störte ihn doch ein wenig der Gedanke an seine bevorstehende Naturalisierung. Es wäre ihm peinlich gewesen mit dem heimlichen Entschluß, russischer Untertan zu werden, vor sie zu treten mit ihrem reinen Blick, mit ihrem so schlichten, aber so warmen Deutschempfinden. Das hätte ihn gleich in einen Zwiespalt gebracht, hätte Unklarheit geschaffen. Nein, erst mußte all das „Geschäftliche“ erledigt sein, mußte er ganz als das auftreten können, was er künftig sein würde, ehe er diesen letzten und wichtigsten, abschließenden Schritt unternahm. Mit diesem Entschluß und mit dem, sich nun nicht länger im Vaterhause aufzuhalten, schloß er endlich ein. Schon andern Tages wollte er nach Rußland zurückfahren, dort zu tun, was nun zu tun sei, und um dann sehr bald zurückzukehren und sich die Lebensgefährtin zu holen.

Andern Morgens erwirkte er sich die Erlaubnis des Vaters, aus dessen Gewächshäusern eine Anzahl der kostbarsten, wie ein Schatz gehüteten Orchideenblüten zu entnehmen. Er schickte sie durch den Gärtner in das Nachbarhäuschen hinüber mit einem Briefchen an Irene. Wichtige Geschäfte riefen ihn nach Rußland zurück, so daß er sich nicht einmal mehr Zeit nehmen konnte, von ihr und ihrem verehrten Herrn Vater Abschied zu nehmen. So möge sie als Abschiedsgruß diese langlebigen, exotischen Blumenkinder freundlich aufnehmen. Er hoffe, noch eher zurück zu sein, ehe die Blüten alle verwelkt wären, und ihr dann persönlich noch neue und frische zu überbringen.

(Fortsetzung folgt.)

## Unseren Kindern.

Ihr Kinder, horcht, ich lehr' euch was:  
Das Eisenlied, das Lied vom Haß!

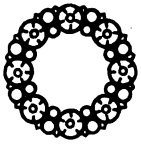
In eurer Kindheit Morgenschein,  
In Märchentraum und Ringelreihn  
Brach Räuberlist und Habichtsflug,  
Brach tückisch unerhörter Trug.  
Es brennt die Welt. In eure Seelen  
Flammt früh das erste große Quälen...

Wir wollten eure Jugend hüten,  
Flaumvögeln gleich und Frühlingsblüten,  
Die blauen gläubigen Augen segnen  
Und nur mit Liebe euch begegnen.  
Da haben sich Ost und West verschworen,  
Da pfeift der Sturmruß in die Ohren,  
Da muß der Stahl im Diebe blinken,  
Da seht ihr Väter und Brüder sinken...

Wenn euer Traum so früh zerbricht,  
Vergeßt es nicht, vergeßt es nicht!  
Und wenn euch einst in stillern Tagen  
Von fremder Größe die Weisen sagen,  
Wenn wieder die Philosophen schwätzen  
Von Brudervölkern und gleichen Befehlen,  
Von allversöhnender Weltkultur,  
Dann sagt: „Wir hassen, wir hassen sie nur.  
Wir danken für eure Kathederdoktrin —  
In Brand und Verrat ging die Jugend uns hin.  
Es lohete die Welt in Verrat und Brand —  
Es fielen die Väter im fremden Land  
Durch traurig entehrtes Piratengeschlecht  
Als einzige Streiter für Menschenrecht.  
Da wurden wir Kinder lebend und hart,  
Wir hassen, wir hassen die fremde Art.“

So lehrt noch Kinder und Enkel das:  
Das Eisenlied, das Lied vom Haß!

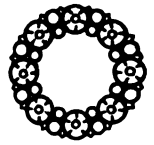
Emil Sabina.



# Pariser Geschmack.

Kritische Betrachtungen. Von Paul Westheim.

Mit sieben Abbildungen.



Zu den großen Bilanzen, die jetzt gezogen werden, kommt auch die von dem Pariser Geschmack. Endlich, dürfen wir sagen, die wir in so langen Jahren von der neudeutschen Handwerkskunst geträumt, die wir um die deutsche Qualitätsarbeit — Qualitätsarbeit im höchsten Sinne, den unsere 42-cm-Gaubigen jetzt aller Welt kundmachen — gekämpft haben. Denn, wie sehr diesen Bemühungen auch der Erfolg beschieden war, wie sehr sie sich auch durchgesetzt haben im rheinischen Industriebezirk ebenso wie in den neuen Bauernsiedelungen des Ostens, an dem großen Wertheim-Haus ebenso wie an der einfachsten Kaffeekeime, die da verkauft wird — es gab doch immer wieder Hemmungen, immer wieder Rückschläge, die ihren Ausgangspunkt hatten in dem, was man so Pariser Geschmack zu nennen pflegte.

Dieser Pariser Geschmack (wie oft habe ich es in dem letzten Jahrzehnt geschrieben) war, was Architektur und Kunsthandwerk anbelangt, nämlich nichts weiter mehr als eine Suggestion, die seit den Glanztagen des französischen Königtums die Köpfe aller Völker benebelte. Paris hat es verstanden, der ganzen Welt, von Australien bis nach Amerika, einzureden, daß es immer noch die Stadt der Eleganz und des exquisiten Geschmacks sei; wie so manche Phrase hat es auch diese den Scharen, die ihm Jahr um Jahr aufs neue zuströmten, entgegenzuschmettern gewußt. Die reichen Leute aus aller Herren Länder, die ja nicht immer die gebildetsten sind und wohl auch nicht immer

das richtige Geschmacksurteil mitzubringen pflegen, haben vor dem, was man ihnen auf den Boulevards anbot, gar nicht mehr zu prüfen gewagt. Sie haben den Pariser Geschmack als etwas Feststehendes, als einen unbezweifelbaren Wert, als den Maßstab überhaupt hingenommen, während man anderwärts, in Deutschland nämlich, nicht nur selbständiger, sondern auch viel weiter und sehr viel kultivierter in der Raumkunst war.

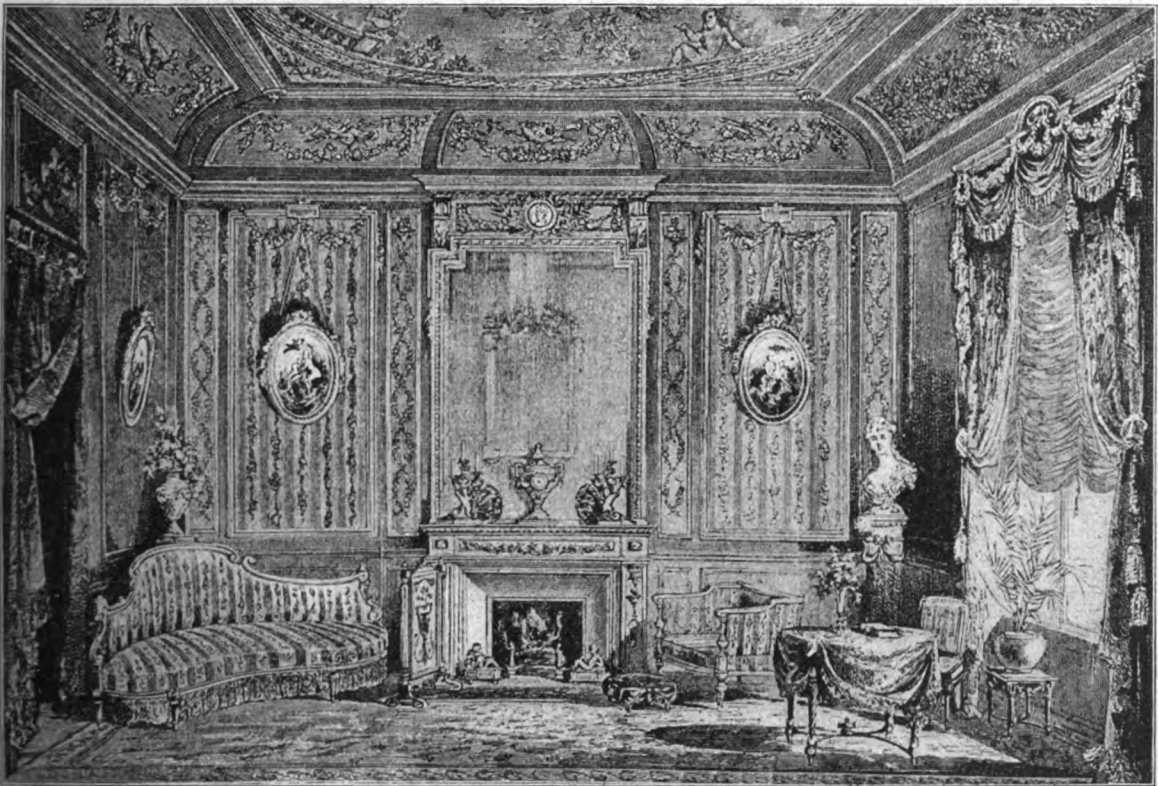
Kein größeres Erstaunen konnte es geben, als wenn man mit einiger Kenntnis von den Leistungen des neudeutschen Kunsthandwerks nach Paris kam. Man war wie aus allen Himmeln gefallen, wenn man den Ruhm des französischen Geschmacks, der einem unaufhörlich noch im Ohr dröhnte, verglich mit der Wirklichkeit, vor der man auf einmal stand. Zunächst, solange man nur durch die Straßen schlenderte und nur auf die Architektur und die städtebauliche Anlage von Paris ein Auge hatte, entsprach alles den Vorstellungen, die man über die Grenze mitgebracht hatte. Es läßt sich nicht bestreiten, Paris ist eine schön angelegte und schön gebaute Stadt. Schlimm, ungeheuerlich schlimm sind nur die neuen Häuser, die in letzter Zeit entstanden sind. Aber es konnte ihnen nicht gelingen, das alte, noch unter Napoleon III. geschickt vervollkommnete Stadtbild zu zerstören — aus keinem anderen Grunde, weil ihre Zahl im Stadtganzen ganz verschwindend ist. Das ist ja die erste Beobachtung, die der Deutsche auf der Fahrt von der Grenze nach Paris macht. Während



Gegenstücke: Links ein französisches Spielzimmer. Rechts ein deutsches Herrenzimmer, entworfen von Karl Bertsch, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Gellerau.



Zimmer der deutschen Frau. Entworfen von Karl Bertsch und A. Niemeier, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Gellerau.

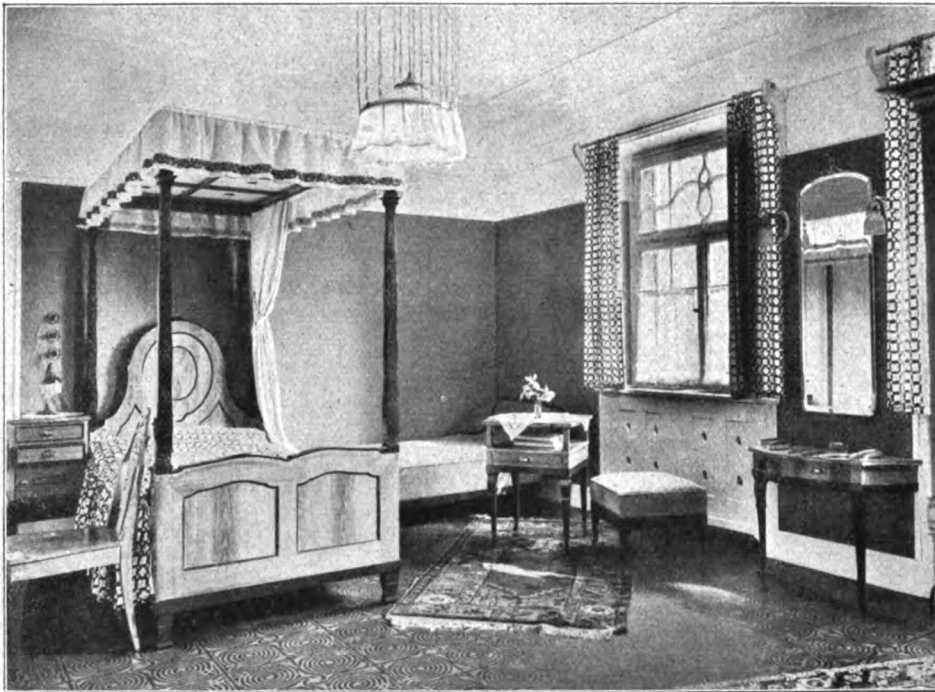


Der Salon der Pariserin.

bei uns Städte und Dörfer sich riesenhaft dehnen, während fortgesetzt neue Straßen, neue Viertel angelegt werden müssen, verschwindet in Frankreich das neue Haus fast ganz im Gesamtbild. Es sind eben keine Menschen da, die neue Unterkunftsräume brauchen, die alten, vorhandenen

reichen beinahe aus. Daher hat sich der Pariser Geschmack an der Architektur nicht entfalten können; Gelegenheiten, sich zu betätigen, hat es für ihn da nur wenige gegeben.

Die Innendekoration war das Feld, das ihm vorbehalten blieb, und mit der er die ganze Welt zu ver-



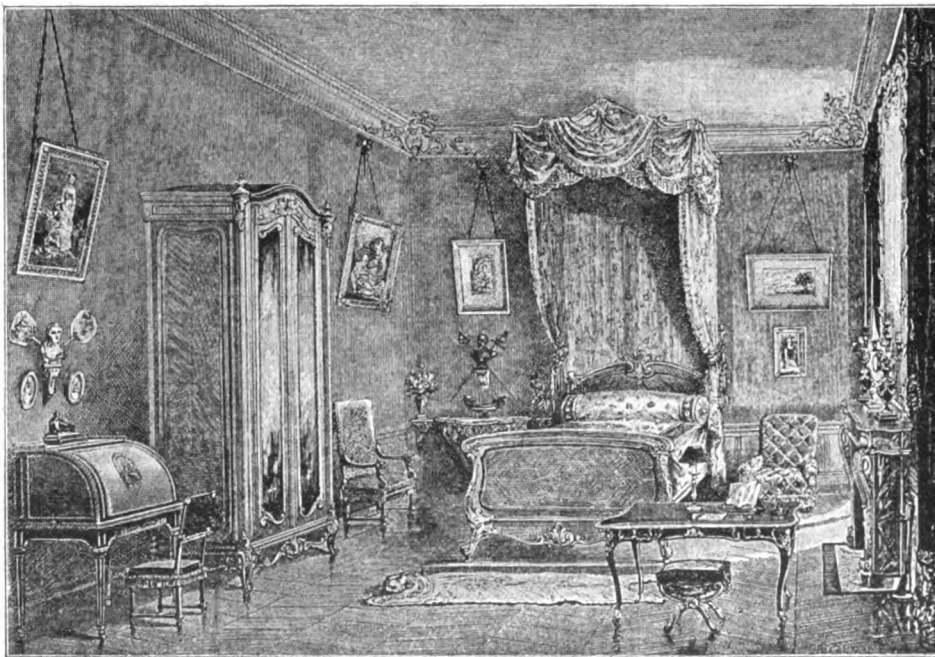
Deutsches Schlafzimmer. Nach einem Entwurf von H. Niernersmib, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Gellerau.

sorgen bestrebt war. Von dieser französischen Innendekoration sich einen Begriff zu machen, ist für uns ziemlich schwer. Man muß sich zurückdenken in die Lage der Plüschfauteuils und der Markardraperien, und muß sich diesen Blunder umgesetzt denken in die alten französischen Königsstile. Denn alles, was dieser französische Geschmack produziert, ist, wie unsere Abbildungen beweisen, eklektisch schätzbare Nachahmung des Louis XV., Louis XVI. oder des Empire. Da ist gegenüber der Opera das den Bummelern der ganzen Welt bekannte Café, das den verheißungs-

aus, wohin man kommt. Die Häuser berühmter Kunstsammler, die die Wände voll der prächtigsten Bilder haben, sind in diesem antiquarischen Tapeziergeschmack ausgestattet. Überall dieses stimmungslose Nebeneinander von Stilnachahmungen aus allen möglichen Zeiten, überall Stuck, Goldbronze und theatrales Ornamentenpathos. In den Gärten der Tuileries und auf den öffentlichen Plätzen steht jenes süßliche Plastikzeug, das von den Ansichtskarten aus den Pariser Salons ja zur Genüge bekannt ist. Im kleinen, in Bronze, sieht man dann in

vollen Namen de la paix trägt. Große Spiegelwände zwischen Stucksäulen, die mit Goldbronze angepinselt sind, davor rote Plüschsofas, über den Lehnen Palmen in Steingutköpfen in einem Jugendstil, der bei uns in dem elendigsten Vorstadtbasar schon zehn Jahre abgewirtschaftet hat. Die Decke überkrustet mit geknetetem Stuck, billige Imitationen von Louis seizo - Ornamentik, und dazwischen gemalte Bildchen, farblose Nachahmungen von Watteau'szenen und dergleichen. So wie in diesem größten Pariser Café sieht es fast überall

den Schaufenstern der großen Boulevards jene gekrümmten Weiber, jenes naturalistische Tierwerk, das jeweils als letzte „Nouveauté“ von den Fremden gekauft oder von den Aufkäufern in unsere „Galanteriewaren-Geschäfte“ verschleppt worden ist. In den Theatern, den Revues der Moulin Rouge wurden Abend für Abend vor den verblüfften Augen Dekorationen entfaltet von jener realistischen Kleinlichkeit und orgiastischen Ritzigkeit, ohne den auch bei uns die Tangel-Tangel und die schlüpfrig-seichten Revue-theater



Ein Pariser Schlafzimmer.



Österreichische Landwehr erobert in der Schlacht bei Szamos eine russische Fahne. Nach einem Gemälde von Prof. Hans W. Schmidt.





nicht auskommen zu können vermeinten. Für die Inhaber dieser Lokale wie für ihre Besucher war eben Paris das „Tonangebende“.

Damit ist schon der Punkt berührt, durch den dieser Pariser Tapeziererprunk so unheilvolle Wirkungen ausüben mußte auf die neuen, in Deutschland allseitig hervorbrechenden Geschmacksbestrebungen. Eine Unmenge recht zahlungsfähiger Leute ist bei uns jahraus, jahrein nach Paris gefahren, und da, wie schon gesagt, sehr viele von ihnen weder so gebildet noch so urteilsfähig waren, um das Wesen dieses ihnen so vielfältig angepriesenen Geschmacks zu durchschauen, so begriffen sie nicht, wie sehr die Pracht, die ihnen da so üppig aufgetischt wurde, Talmi war. Was in Deutschland erstrebt und auch wirklich schon geleistet wurde, war ihnen ja kaum bekannt, während sie ihr Leben lang immer gehört hatten, daß alles Bessere, Vornehmere, Noblere aus Paris komme, daß dieses Paris in Geschmacksdingen eine jahrhundertelange Tradition hinter sich habe. Sie sahen nicht, daß diese Tradition längst schon erschöpft war, daß dieser Geschmack sich karglich nährte von abgestandenen Nesten und billigen Nachahmungen der Zeiten, in denen Frankreich auf dem Gebiet noch schöpferisch gewesen war. Sie wagten so etwas auch nicht zu sehen, weil ihnen ja immer wieder und von allen Seiten dargelegt worden war, daß der Pariser Geschmack eben der der vornehmen Welt wäre. Und wie viele hatten Verständnis genug, und man darf auch sagen, Mut genug, um sich dieser riesengroßen Suggestion entgegenzustemmen. Die Folge ist zweifellos

die gewesen, daß auch sie schließlich in diesem Boulevardgeschmack das Erstrebenswerte erblickten und, wenn sie zurück nach Deutschland kamen, alles, von der Wohnungseinrichtung bis zur Theaterdekoration so haben wollten, wie sie es in Paris gesehen hatten. Madame mußte ein bißchen nachgeäfftes Louis seize im Salon haben, das vornehme Hotel und Weinrestaurant glaubte nicht bestehen zu können, ohne etwas von diesen bronzierten Stuckgirlanden und Stucksäulen. Die Dekorationsgeschäfte und die Kaufhäuser mußten zu jeder Saison ein ganzes Heer von Einkäufern über die Grenze hegen, um nur ja den Schnickschnack der Nouveautés schnell genug für die „anspruchsvollere“ Kundschaft da zu haben.

Derweilen blieben gerade von diesen zahlungskräftigen Kreisen die beträchtlichen Geschmackswerte ungewürdigt, die von unseren Künstlern geschaffen wurden. Trotz aller Mahnungen flossen unaufhörlich ungeheure Summen nach Frankreich — und das alles nur eines längst unhaltbar gewordenen Vorurteils wegen. Jetzt, wo das nationale Erwachen alle Kräfte geeint hat, muß es auch hier aus sein mit dieser absurden Ausländerei. Wir sind ja längst über diesen Pariser Geschmack hinausgewachsen, unsere neue Architektur und unser Kunsthandwerk sind das Bessere und das Vornehmere. Das braucht nur endlich einmal eingesehen zu werden. Lange genug war uns dieser antiquarische Geschmack der Pariser im Wege, jetzt aber soll uns nichts mehr hindern beim Durchsetzen der deutschen Form, eben weil sie deutsch und weil sie so unendlich geschmackvoller ist. ☐

## Jetzt sind sie selber dran.

Sie sahen mit leuchtenden Augen  
Und offnem Munde da,  
Versammelt in traulicher Runde  
Und hörten die herrliche Kunde,  
Was damals so Großes geschah.

Wie konnte der Alte erzählen!  
Er hat eine richtige Schlacht  
Im großen Franzosenkriege,  
Er hat den Raub der Siege  
Von Siebzig mitgemacht.

Und was er da berichtet  
Von unserm großen Heer,  
Von Trommeln und von Fahnen,  
Von blut'gen Siegesbahnen,  
Es klang wie alte Mär.

Wie Mär, die dann verblaßte  
In Alltagslärm und Drang,  
Die Friedensjahre rannen,  
Nur Knabenträume spannen  
Noch um den alten Sang. —

Da gellt ein jähes Schmetter! —  
Der Knabe wird zum Mann.  
Das galt ein rasches Reifen,  
Ein blutiges Begreifen —  
Jetzt sind sie selber dran!

Glück auf, ihr grauen Jungen,  
Ihr habt daselbe Recht,  
Zu siegen und zu sterben,  
Ihr seid die jungen Erben  
Vom alten Kriegsgeschlecht.

Glück auf, ihr grauen Jungen,  
Du Blut vom alten Leu!  
Den Sturm lauf der Berichte,  
Den Erzklang der Geschichte,  
Ihr macht ihn wieder neu.

Es hält das Kriegsgewitter  
Die Welt im blut'gen Bann.  
Wir falten still die Hände,  
Das Träumen ist zu Ende —  
Jetzt sind sie selber dran.

Marie Diers.



## Auf der Flucht aus Paris.

Von einer österreichischen Offiziersfrau.

Genf, im September 1914.  
**B**erehrter Freund! Ja — ja — ja, da bin ich! Da sind wir — und wenn Sie es nicht glauben wollen, so ist es dennoch wahr. — Entflohen! entwichen aus dem französischen Gefängnis — mit heiler Haut, in der freien neutralen Schweiz geborgen! — Ach, was das bedeutet, wer das verstehen will, der müßte mit uns durchgemacht haben, was wir in den letzten Wochen erlebt.

Aber lassen Sie mich zuerst eine Weile ausrasten am Gestade dieses entzückenden, blauen Gewässers. Lassen Sie mich die müden Glieder recken, die herrliche Luft in vollen Zügen einatmen, die goldigen Sonnenstrahlen auffangen und auf meine armen zerrütteten Nerven den ganzen Frieden dieser idyllischen Landschaft einwirken.

Nun also, das wäre geschehen. — Und jetzt soll ich Ihnen erzählen? „Authentisches“, Erlebtes möchten Sie aus Frankreich hören, aus dem armen und dennoch so reichen Lande, das sich in Haß gegen uns verzehrt. Zwar muß ich mich leider kurz fassen; denn, wie Sie wissen, „geht's weiter, immer weiter, mein treuer Wanderstab“. Wie Ihnen bekannt, waren wir auf dem Wege nach Diffabon, als die verschiedenen Kriegserklärungen, Schlag auf Schlag, wie Donner und Blitze am europäischen Horizont zuckten und die Welt in Flammen setzten. Es war ein schauerlich großer Augenblick. Wir wohnten auf dem Lande, bei Freunden in der Nähe von Paris. Die Panik war gleich in den ersten Tagen unbeschreiblich. Es schien, als hätte Frankreich den Kopf verloren, als bräche die Angst hervor, und ein Bewußtsein sickerte durch alles angebliche Selbstvertrauen hindurch: Wir sind nicht bereit — wir sind nicht bereit! — Ein banges, düsteres Brüten durchzitterte diese Nächte — ein fieberhaftes Hasten diese Tage. Hunderte von Automobilen jagten auf der Pariser Landstraße an unserem Kasteil vorüber — Herden von Ochsen und Pferden, dann wiederum traurige Züge flüchtender Bauern, zumeist aus Belgien, zogen dahin.

Da es uns trotz aller Bemühungen nicht gelungen war, mit den ersten Fremdenzügen, deren Abfahrt übrigens immer zu spät verkündet wurde, fortzukommen, und die Bahnhöfe derartig belagert waren, daß 5—6000 Menschen sie Tag und Nacht auf den umgebenden Plätzen blockierten, so blieb uns nichts anderes übrig, als uns in unser Schicksal zu fügen. Unsere Lage, als Österreicher, nötigte uns zur größten Vorsicht; denn wir hatten nur die Wahl, entweder uns als Kriegsgefangene in Nogent-le-Rotron einsperren zu lassen, oder aber auf eigene Faust und Gefahr die Grenze zu erreichen, um über die Schweiz nach Österreich zu gelangen. — Da wir im benachbarten Dorfe ziemlich gut bekannt und als „ces cochons d'Allemands“ faum länger willkommen waren, wurde be-

schlossen, daß wir uns in die Gesandtschaft unseres Freundes und Gastgebers nach Paris begeben sollten, um dort das Weitere abzuwarten. Herr von K. war Geschäftsträger eines neutralen Staates, und wir somit in vollster Sicherheit bei ihm.

Dort verlebten wir düstere, bange, aber doch hochinteressante Tage. — Eine Tragik lag in der Luft, ein banges Ahnen von kommenden, grauenhaften Schicksalen, das man erlebt haben muß, um es voll zu verstehen. Das Bild der Hauptstadt wechselte alle Tage, so wie die Seele selbst dieses lebhaft empfindenden, bald himmelhoch jauchzenden, bald zu Tode betäubten Volkes. — Und dennoch: Paris lachte noch, wollte lachen, wie eine zu Tode getroffene Komödiantin, die in den letzten Zuckungen ihre Rolle nicht aufgeben will. Dann kamen wieder düster schwermütige Stunden, in denen man an die Wahrheit glauben mußte. Es war am fünfzehnten August, einem der größten Feiertage in Frankreich, und zugleich die Zeit unserer großen Siege. Menschenleer lagen die Gassen, Totenstille überall; die Häuser gesperrt, alle Läden verammelt, nur hier und da huschte eine dunkle Gestalt um die Ecke. Aber in den Kirchen kniete eine trauerumflorte, inbrünstig betende Menschenmenge — Frankreich hatte wieder beten gelernt!

Dann plötzlich, kurze Zeit darauf, änderte sich wieder das Bild. Wie unter dem Zauberstabe war das alte Paris wieder auferstanden. Aus allen Ecken und Enden schlüpfen die fein gepuzten Herrchen und Dämchen wieder hervor, lustige Fähnchen flatterten im Wind, und ein Jubel ging durch die ganze buntschillernde, lautstärkende Menge, die sich wie ein Strom über die Boulevards ergoß: „Allons voir le drapeau — allons voir le drapeau!“ hieß es von allen Seiten, oder „Vive l'Alsace — au revoir à Berlin!“ — Es war kurz nach der Besetzung von Mülhausen durch die Franzosen, bei welcher Gelegenheit sie eine kleine unansehnliche Fahne erbeutet hatten, die nun stolz ihre Fesen auf der Place de la Concorde im Morgenwind flattern ließ. Dabei zogen als Eisfässerinnen verkleidete Mädchen einher, die man mit Blumen bekränzte, und die Zeitungsjungen verkauften die zukünftige Karte Europas, wo unser Deutschland und Österreich schon an etwaige Liebhaber verteilt war. —

Aber zur Sache. — Der Boden, wie Sie sich wohl denken können, brannte uns unter den Füßen und wurde immer heißer. Mit unseren Pässen war natürlich nichts anzufangen; wir mußten sie, im Gegenteil, mit anderen kompromittierenden Papieren unter gutem Verschuß am sicheren Ort bei Herrn von K. hinterlegen. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als unter falschem Namen, mit gefälschten Papieren unser Glück zu versuchen. Nie werde ich es vergessen, mit welchem Eifer wir uns ans Werk

machten. Wie drei Verschwörer, denn unser Freund war der geniale Anreger unseres Planes, brüteten wir ihn aus.

Es handelte sich darum, uns als Sekretäre eines kleinen südamerikanischen Staates, zu dem Herr von X. die engsten Beziehungen hatte, Ausweise zu verschaffen und uns wo möglich mit irgendeiner diplomatischen Mission zu betrauen. Unsere eingehende Kenntnis der spanischen Sprache und Verhältnisse dieses Landes, in dem wir längere Zeit gewohnt hatten, dazu der ausgesprochen südliche Typus und Akzent meines Mannes, halfen unserem Plan ganz herrlich auf die Füße. Herr von X. machte sich auf den Weg, und in kürzester Zeit waren wir im Besitz der regelrechtesten Pässe, Polizeipapiere und Empfehlungsschreiben.

O, die Freude zu beschreiben, die ich beim Empfang dieser wertvollen Geschenke empfand — und die Dankbarkeit für unseren so unendlich freundlichen und aufopfernden Beschützer.

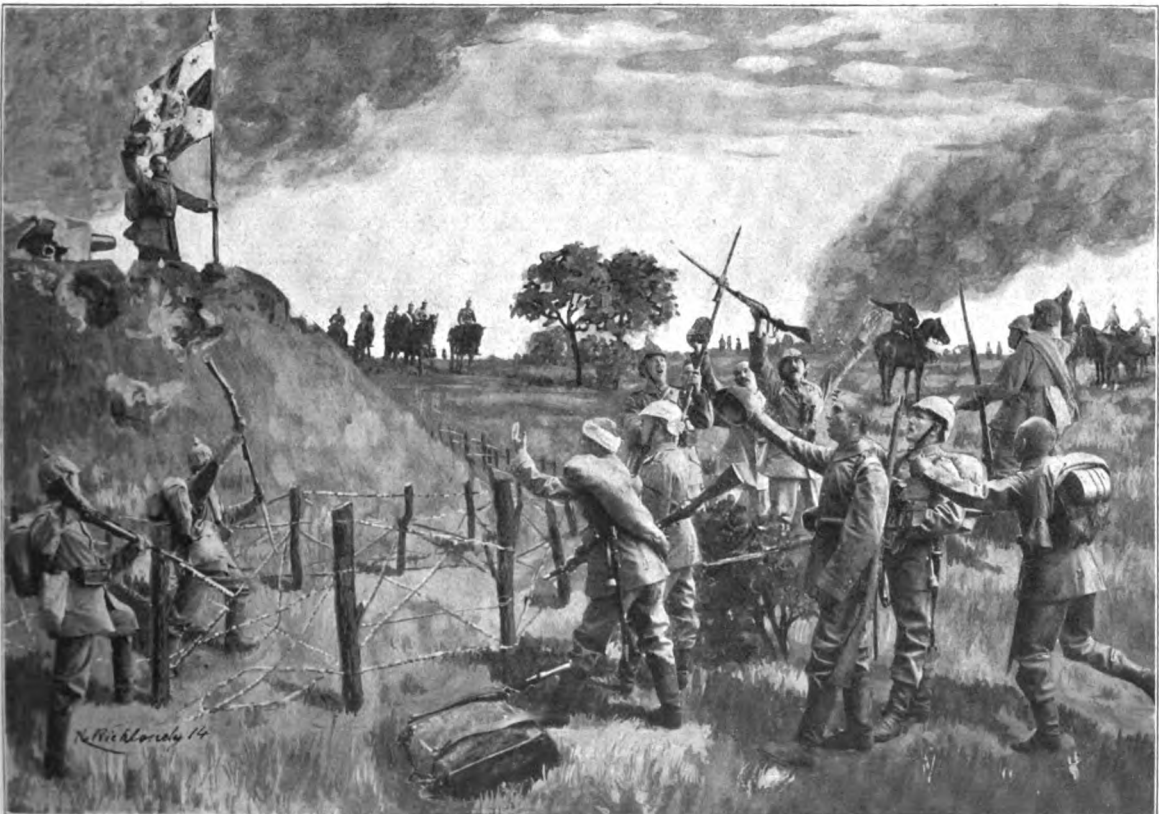
In anderthalb Stunden war das Packen besorgt, das heißt, was sage ich Packen? — das Hineinstopfen möglichst vieler unentbehrlicher Dinge in Handtaschen, Plaidrollen und Picknickkörbe, da von einem Koffer nicht die Rede sein konnte. — Gegen schweres Geld hatten wir uns ein Auto verschaffen können, die nachts nicht fahren dürfen, und nun jagen wir gegen Mitternacht in Begleitung des Ministers durch die totenstillen Straßen der schlaflosen Stadt, der Gare de Lyon zu. Im Ansturm überrumpelten wir die ersten Militärposten; überall mußte die Karte, die uns als „Corps diplomatique“ auswies, vorgezeigt werden, und wenn ein gar zu dienstbeflissener Beamter uns zu lange aufhalten wollte, fuhr ihn Herr von X. herrlich an und befahl: „Weiter!“ So öffnete sich ein Sesam nach dem andern, und nach kurzem Hin- und Herreden, Hin- und Herschleppen auch unserer dreizehn

Gepäckstücke befanden wir uns endlich auf dem Bahnsteig, und zwei Plätze in einem Abteil erster Klasse wurden uns angeboten. Das war mehr als wir erwartet hatten; denn es hieß, man könne nur dritter Klasse reisen; aber der Geschäftsträger war damit keineswegs zufrieden und polterte und donnerte von neuem los, bis der Stationschef uns höflich ein ganzes Abteil zur Verfügung stellte.

Und nun kam der Abschied. Der kurze, etwas bange und doch unsererseits so dankerfüllte Abschied. Viele Worte vermochten wir nicht zu machen; unser Freund gehört nicht zu den Menschen, die sich gerne bedanken lassen. Ein kurzer, kräftiger Händedruck, ein Lüften des Hutes, ein inniges „Gott befohlen!“ und schon war er verschwunden. Ich jedoch winkte ihm noch lange nach, heiß stieg es mir in den Augen empor, und meine Lippen murmelten: „Vergelte es ihm Gott in alle Ewigkeit.“

So, mein verehrter Freund. Dieses war der erste Streich, doch der zweite — ach Gott, der brauchte noch lange Zeit. —

Bis Lyon ging die Geschichte in leidlicher Ordnung. Alle Viertelstunden kam man um einige Meter oder Kilometer weiter — das hatte für uns gar keine Bedeutung, denn in unserem Abteil hatten wir es uns behaglich gemacht, und jedesmal, wenn ein Ruhestörer sich in unsere Nähe wagte, brüllte mein Mann ein so grimmiges „Wagon diplomatique!“ heraus, daß man erschrocken und höflich grüßend alsbald verschwand. Die Aufregungen der letzten Tage hatten uns auch so erschöpft, daß wir in kürzester Zeit in der horizontalen Lage und bald im Reiche der Träume in festen Schlaf versielen. Ab und zu steckte ein Schaffner den Kopf hinein, verlangte zögernd unsere Fahrkarten, gab sie zögernd zurück, und wenn man irgendeine Frage an ihn stellte, war die Antwort stets die gleiche:



Die deutsche Fahne auf einem Vorwerk von Antwerpen.

„Je ne sais pas, je ne sais rien!“ worauf er gewöhnlich vergaß, den Wagenschlag gut zu schließen, so daß in einer Nacht unsere Wagentür zweimal mitten im Felde sperrangelweit aufsprang.

Jedoch, „der Traum war kurz, die Reue lang“. Am Ende des zweiten Tages änderte sich unsere Lage vollkommen. Immer häufigere Stockungen im Verkehr machten sich fühlbar, wir blieben öfter stehen und kamen kaum vorwärts. Überall trafen wir mit Militärzügen zusammen, oder es waren lange, endlose Verwundetentransporte. O des Jammers dieses Anblickes! Lassen Sie mich davon ewig schweigen . . . Stumm und entblößten Hauptes ließen wir diese ganze hilflose, leidende und so geduldige Menschheit an uns vorüberziehen. Und mit einem Mal hatte uns der ganze Greuel des Krieges wie ein Schmerzsojan ergriffen. — Oder es waren die improvisierten Lazarette, die in jedem, auch in dem kleinsten Bahnhofe hergestellt waren, die unsere Aufmerksamkeit fesselten, wo Ärzte und Krankenschwestern, letztere meist aus der besten Gesellschaft, sehr hübsch frisiert und starkparfümiert, herumhantierten. Dann waren es wieder lange Züge mit allerlei Kriegsmaterial, Munition, Fuhrwerken, Geniewerkzeugen und frischen Lebensmitteln — alles bekränzt und beslaggt.

Wir hatten uns also am Ende dieses zweiten Tages — es war irgendwo zwischen Lyon und Bellegarde — auf eine weitere angenehme Nacht vorbereitet, als plötzlich, es ging auf zehn Uhr, der Zug wieder hielt. Bald darauf wurde energisch und von beiden Seiten an Türen und Fenstern gerüttelt, und der laut vernehmbare Ruf ertönte von allen Seiten: „Alle aussteigen!“ Ich rieb mir die Augen, sah meinen Mann blöde an, er betrachtete mich ebenso blöde — aber es half alles nichts. Da standen wir nun in finsterner Nacht auf offenem Felde, und immer heftiger riefen die Schaffner: „Alle aussteigen!“ Schon flogen einige unserer Gepäckstücke aus dem Wagen, da hieß es sich tummeln. Hals über Kopf wiederum zusammenschnallen, zusammenschnüren und stopfen, sei es wie es sei, um nicht einfach herausgeworfen zu werden. Denn wir waren noch nicht ausgestiegen, als schon eine zweite Menschheit, diesmal eine englische, sich auf unseren noch nicht geleerten Zug stürzte und ihn im Sturmschritt von allen Seiten erkletterte.

Ein Chaos entstand dabei, ein unsagbarer Wirrwarr von brüllenden Männerstimmen, jammernden Frauen, kläglich weinenden Kindern, abwechselnd mit schrillen Lokomotivpfeifen, kurzen Befehlsrufen, Hin- und Herrennen der Bahnbeamten, und das alles in stockfinsterner Nacht, unter einem Hagel von Puffen und Hippenstößen, während wir unsere Gepäckstücke auf den rollenden Steinen des Bahntörpers weiterzuschleppen suchten. Endlich gelang es uns aber doch, mit Hilfe eines braven Mannes wenigstens soweit aus dem Gedränge herauszukommen, daß wir außer Gefahr waren, überfahren oder zerquetscht zu werden. — Was sollte das aber alles bedeuten? Was sollten wir anfangen, wir und unsere Leidensgefährten, auf dem geackerten Stoppelfeld, in finsterner Winternacht? „In einigen Stunden würde uns ein anderer Zug abholen; dieser müsse nach Paris zurück mit den aus der Schweiz flüchtenden Engländern,“ hieß es, und unterdessen konnten wir lernen — wie man Kartoffeln pflanzt.

Ach, mein lieber Freund, Sie wissen es ja, nicht wahr, daß Tragik und Komik sich die Hand reichen, und ich versichere Sie, daß trotz alles Argers die Komik unserer Lage mich so erfaßte, daß ich, auf das erste beste Gepäckstück niederstinkend, in ein herzhaftes Lachen ausbrach. — Das rettete uns. Und nun ging ein Treiben und Leben auf unserem

Stoppelfeld los, es entspann sich eine so rührende Kameradschaft unter all diesen Schicksalsgenossen, daß unser Lager von Granada bald nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Der eine bot seine Streichhölzer an, der andere hatte eine Kerze entdeckt, der dritte kochte Tee, das war ich, und der vierte rannte die benachbarten Bauernhäuser ab, um etwas Milch oder Wasser zu expressen. Einer sogar, das war ein Prinz Orsini aus Rom, bot mir sein Eau de Cologne an, um meine Spirituslampe brennen zu lassen. Kurz und gut, soviel Urkomisches, Natürliches mischte sich in die Situation, daß ich immer noch meine Freude habe, wenn ich daran zurückdenke.

Mit schwerem Trinkgeld hatte es mein Mann schließlich doch zuwege gebracht, daß ich in einem nahe liegenden Bauernhof ein paar Stunden auf einem harten Kanapee ausruhen konnte, um wenigstens mich ein wenig vor der Kälte und Feuchtigkeit der Nacht zu schützen. Jedoch auch dies war bald überstanden, und schon graute der Morgen. Es ging auf fünf Uhr. Da plötzlich ertönten wieder Piffe in der Ferne. Eine Lokomotive fauste heran, der Zug hielt schnaubend und fauchend, „alle einsteigen“ hieß es wieder und wieder wurde der Zug erstürmt, als gälte es, eine Festung einzunehmen. —

Und in diesem Stil ging es nun weiter, bis wir endlich nach drei Tagen und vier Nächten die Schweiz erreichten. —

Aber auf eins werden Sie noch neugierig sein und verzeihen Sie, wenn ich es erst jetzt erwähne. Wie sich nämlich die heikle Frage mit unseren falschen Pässen und diplomatischen Missionen löste. — Nun, ganz einfach: und auch das, glauben Sie mir, hätte sich in Deutschland oder Österreich nie und nimmer so zutragen können. „Nous payâmes d'aplomb“, wie der Franzose sagt; wir ließen uns einfach nicht einschüchtern. Natürlich spielten wir vorsichtig unsere Rollen weiter, solange irgendwelche Gefahr war, sprachen krampfhaft Spanisch, sobald wir uns belauscht mußten, und gebärdeten uns überhaupt raffiniert diplomatisch. Und bei jeder Paßprüfung zeigte mein Mann mit so verblüffender Ruhe seine Papiere vor, und brummte dabei so energisch ein „Corps diplomatique“, daß man sie uns regelmäßig und ohne sie nur zu visieren zurückgab. Die Nervosität und Aufregung des Personals war eben so groß, daß es ihnen augenscheinlich nur darauf ankam, keine Störungen im Verkehr zu verursachen. — Aber daß mir das Herz jedesmal bei einer solchen Revision bis zum Halse schlug und wir uns herzlich ins Häuschen lachten, wenn eine Klippe um die andere umschiffte wurde, das können Sie sich denken. Sie wissen ja auch, daß unsere Angst eine gewisse Berechtigung hatte, da wir schon einmal im Verdacht der Spionage standen.

Endlich erreichten wir doch die Grenze. Es war ein Abend so herrlich schön, daß ich es nie vergessen werde. Es wehte uns schon eine würzige Bergluft entgegen, das Abendrot vergoldete die Hänge, und Schafe weideten blökend auf den Wiesen. Eine unbeschreibliche Freude bemächtigte sich meiner, und in meinem Übermut hätte ich am liebsten die braven plumpen Grenzsoldaten umarmt und ihnen ein herzhaftes „Grüß Gott!“ zugerufen. — Das war ja die Freiheit, die Schweiz, ja beinahe die Heimat! — In wenigen Stunden hatten wir das lachende Genf erreicht, wo uns liebe Verwandte auch schon erwarteten.

So, mein bester Freund und Verehrer — denn ein solcher wollen Sie doch hoffentlich sein? — nun leben Sie aber recht wohl! Es lebe Deutschland! Es lebe Österreich, o du mein Österreich! Hoch sollen sie leben, unsere geliebten Kaiser und Heerführer! — Ich reiche Ihnen die Hand über Grenzpfähle und Schlachtfelder und verbleibe in alter Freundschaft Ihre aufrichtige G. v. B. 2



## Kriegs-Humor.

Von Josef Benno Sailer.

Mit acht Abbildungen nach Münchener Kriegspostkarten von E. v. Baumgarten, Josef Frank, P. O. Engelhardt, Dertl und Wallner.

Wie so manch anderer Geschäftszweig, so ist auch die blühende Münchener Ansichtskarten-Industrie durch den plötzlich hereingebrochenen Krieg aufs schwerste betroffen worden. In der gegenwärtigen schweren Zeit ist selten jemand bereit, sein Geld für Ansichtskarten auszugeben, auch wenn sie noch so künstlerisch ausgeführt sind und wenn sie noch so schöne Gegenden vor Augen führen.

Da galt es denn, der durch den vollständigen Umschwung der Verhältnisse hervorgerufenen Lage Rechnung zu tragen und die Erzeugnisse dem kriegerischen Geist der Zeit anzupassen. So wurden die Ansichtskarten verdrängt durch die Kriegspostkarten, und die Künstler griffen sofort mit Eifer nach diesem neuen und, wie sich mehr und mehr zeigt, außerordentlich reichhaltigen und vielseitigen Stoff mit dem Erfolg, daß in der stets wachsenden Zahl der Kriegspostkarten schon die mannigfaltigsten zeitgemäßen Bilder und Gedanken zur Anschauung und zum Ausdruck gebracht werden.

Im Anfange überwog durchaus die ernste Fassung. Die Nibelungentreue zwischen Hohenzollern und Habsburg, die Verbrüderung

von Deutschland und Osterreich, die Kriegsbereitschaft der verbündeten Heere wurde verherrlicht, der Abschied des ins Feld ziehenden Kriegers von der Heimat dargestellt. Einzelne dieser Karten, die sich von den mit Recht angefeindeten Verbündeten freihalten, sind in Entwurf sowohl wie

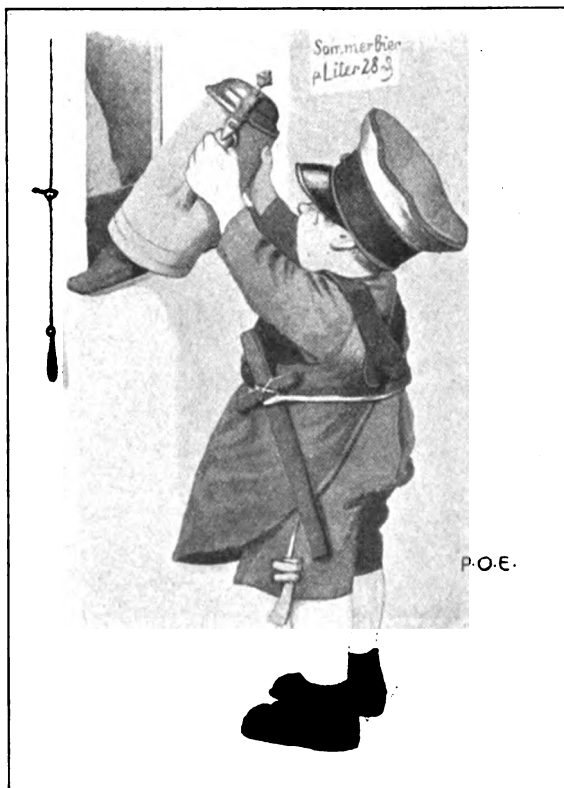
Ausführung kleine Kunstwerke zu nennen. Der Verlag Ditmar Zieher und die Firma U. Hillebrandt, die die Bilder zu unserem Artitel zur Verfügung gestellt haben, zeigen wie auch manch anderer Verlag, daß die Leistungen der Münchener Ansichtskarten-Industrie auch gegenwärtig auf der Höhe sind.

Sehr erfreulich wirkt Wallners Motiv: ein bayrischer und ein österreicher Reservist, die sich voll ruhiger Siegeszuversicht zutrinken und sagen: „Mir zwoa werd'n scho ferti' damit!“

Viel gekauft wird eine Karte, die Kaiser Wilhelm II. als Steuermann zeigt mit dem tröstlichen Begleitvers:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein, Du brauchst nicht zu verzagen, Du hast den rechten Steuermann In diesen schweren Tagen!“

Als schon der Beginn des Krieges zeigte, daß das deutsche Schwert noch die alte Wucht und Schärfe besitzt, da drang auch der



Die letzte Maß für Vatern!



Mad dogs, „tolle Hunde“ nennen die Engländer die Deutschen. Von ihrem Standpunkt aus nicht mit Unrecht.

mit ähendem Spott und Hohn, der vor allem natürlich wieder die Häupter der mit uns in Krieg stehenden Völker trifft, nämlich den Zaren, den Präsidenten Poincaré und König Georg von England, die alle drei auch als „sauberes Kleeblatt“ vorgeführt werden, dann die Könige von Belgien, Serbien und Montenegro und als Letzten im Bunde den Mikado. Auf einem Blatte sind die sieben Bundesgenossen als Raubvögel, auf einem anderen sind John Bull und seine Mitverschworenen als treueste Söhne des Vaters der Lüge dargestellt, unter den Fittichen eines Schwarzen, graufigen Untiers mit einer Schlange als Zunge.

Mit solchen und ähnlichen Liebenswürdigkeiten sind unsere Postkartenkünstler den Herren vom Dreiverband gegenüber sehr freigebig.

anfänglich niedergehaltene Humor und Witz wieder durch, belebend und erheitend, oder auch scharf spottend, wie zahlreiche gelungene Motive beweisen.

Karten harmloser Natur, wie der reizende Dreikäsehoch (von B. D. Engelhard), der in kindlich-militärischer Ausrüstung die „letzte Maß für Vatern“ holt, stehen immerhin ziemlich vereinzelt da. Die Mehrzahl der Zeichnungen überschüttet dagegen unsere Feinde

vom Dreiverband gegenüber sehr freigebig. Eine famose Zeichnung von E. v. Baumgarten, von dem überhaupt eine ganze Reihe der treffendsten Satiren stammt, zeigt die ganze Gesellschaft unserer Feinde auf einer Wagschale der Weltgerichtswage, und siehe da, sie wiegen noch ein Beträchtliches schwerer als alle Dummheit, Gemeinheit und Niedertracht, als Neid, Haß, Meineid und Meuchelmord! Eine weitere Zeichnung des gleichen



Das geführte Albion.



Unsere Feinde und ihre Waffen.

Künstlers läßt einen Blick in vielleicht nicht allzu ferne Zukunft tun, in der England den Geist, den es rief, nämlich Japan, als einen unangenehmen Bundesgenossen empfinden wird.

„Germania fehr' aus und schmeiß' die Bande raus!“ heißen die Begleitworte auf einer Ansichtskarte, auf der Germania rechts und links den Besen schwingt, daß unsere Widersacher nur so in der Luft herumwirbeln.

Humorvoll schaut sich der „Rückzug der belgischen Armee hinter die Maas“ an, und ein französischer Schreibmaschinist, der mit Händen und Füßen an der massenhaften Herstellung von gefälschten Siegesberichten arbeitet, erregt ebenfalls unsere Heiterkeit. Recht anschaulich illustriert eine Karte das neuerfundene Sprichwort:

„Zur rechten Zeit erteilte Giebe Erwecken Vertrauen, Furcht und Liebe!“

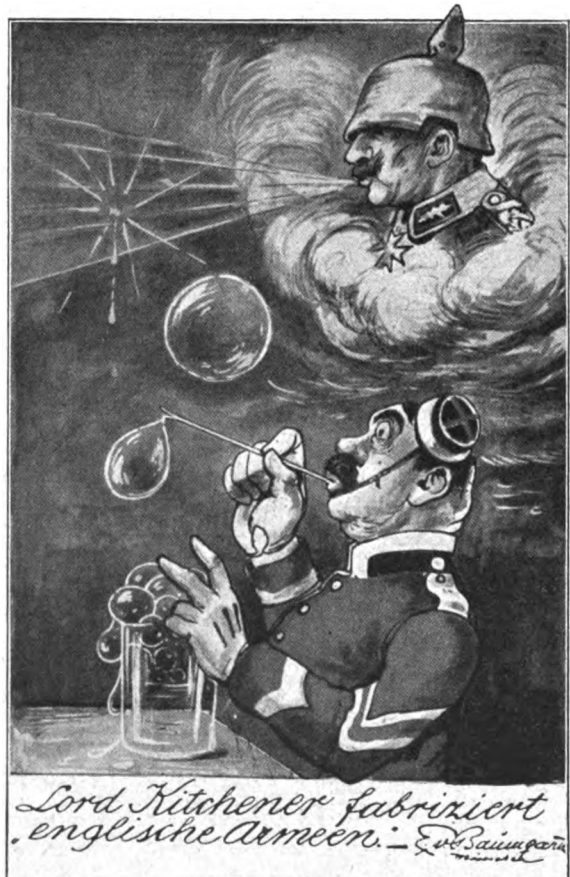
Eine große Rolle spielt im Postkartenhumor natürlich die Furcht unserer Gegner vor den „Zeppelin“; einmal sehen wir einen langgebeinteten John Bull vor dem Lent-



ballon ausreißen und seine Schiffe an einer Schmur hinten nachziehen; ein andermal verbreitet der bombenwerfende „Zeppelin“ solche Panik unter den Feinden, daß sie ausrufen:

„D werft doch nicht so Dinger raus, Wir reißen schon von selber aus!“

Auch die Abrechnung mit unseren Gegnern hat den Stoff zu verschiedenen wirkungsvollen Szenen gegeben.





Eine bezieht sich auf die Schlacht bei Mülhausen; ein Württemberger verabreicht einem Franzosen eine derbe Maulschelle mit dem Motto:

„Sie sind bekant im ganzen Reiche,  
Man nennt sie halt nur Schwabenstreich!“

Mit wahrer Berserferwut aber macht auf einem Blatt ein bayrischer Infanterist den Spruch

„Jeder Schuß a Russ',  
Jeder Stoß a Franzol',  
Jeder Tritt a Brit'!“

zur Tatsache.

Auf einem anderen Bilde geht's womöglich noch wilder zu, da schlägt ein einziger, wild gewordener Soldat die ganze Horde in die Flucht, denn:

„Ein und zwei fürcht' i net,  
Drei und vier aa no net,  
Fünf und sechs mlaffen's sein,  
Aber dann hau' i drein!“

Treffender Humor liegt auch in der Wiedergabe der Wirkung französischer Siegesbepfechen auf das Pariser Publikum. Da heißt es morgens 8 Uhr:

Siegesbepfeche:

„Die Franzosen sind vor Berlin!“

und abends 8 Uhr:

Dementi:

„Die Deutschen sind vor Paris!“

Eine ergötzliche Komödie spielt sich auf einer anderen Kriegsspottkarte ab. Der Oesterreicher verabreicht gerade dem auf der Bank festgeschnallten Serben eine tüchtige Tracht Prügel, rechts kniet heulend der Belgier, der schon sein gehörig Teil weg hat, und in der Mitte steht der

Deutsche mit einem langen Stecken in der Hand und ruft den schimpfend und drohend bei der Tür hereindrängenden anderen Beguern (den Franzosen, Russen, Engländern und Japs) grimmig zu:

„Nur nicht drängeln, meine Herren, es kommt ein jeder dran!“

Der geflügelte Ruf „à Berlin“ hat selbstverständlich so manchen Illustrator zur Verewigung gereizt; wir bringen hier ein Bild, wie sich Kunstmalers Frank die Erfüllung dieses sehnlichsten aller Feindeswünsche ausmalt, nämlich ein Russe und ein Franzose als Gefangene zusammengepfesselt nach Berlin geführt.

Vielfach tauchen die Leidensgenossen England, Frankreich und Rußland mitfammen auf, total abgerissen und verprügelt, trotzdem sie doch miteinander ausgemacht haben, daß sie siegen!

Es ist keineswegs Zufall, daß dem Engländer eigens noch verschiedene Zeichnungen gewidmet sind, er hat sie reichlich verdient, und doppelt bitter ist es, daß alles Unheil, das ihm widerfährt, „Made in Germany“ ist. „Mad dogs“ (d. i. „tolle Hunde“) haben die Engländer die Deutschen wegen ihres rücksichtslosen Draufgehens getauft, und sie könnten schließlich noch mehr von diesem Draufgängertum erfahren.

Köstlich ist ein Entwurf Baumgartens, wie Lord Ritchener neue englische Armeen fabriziert in Gestalt von Seifenblasen, die ihm der Deutsche Kaiser sofort wieder wegpustet! —

So findet sich gar mancherlei Interessantes unter diesen Karten, die zum großen Teil nicht nur als gelungene Gelegenheitszeugnisse, sondern auch als wertvolle Ergänzungen der Geschichte des Völkerkrieges von 1914 gelten mögen. ■

## Die Erhebung Persiens und Afghanistans.

Von Ewald Banse.

Mit neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Schon seit der Entdeckung des ostindischen Seeweges ums Kap wird Iran umgarnt von dem diplomatischen Ränkespiel europäischer Mächte: von den Russen immer im Norden, im Süden naheinander von den Portugiesen, den Holländern und den Engländern. Die Gründe dazu sind in der Lage der drei iranischen Länder Persien, Afghanistan und Beludschistan zu suchen. Diese Lage ähnelt der von Ägypten. Ist das Land des Suezkanals das wichtigste Durchgangsland zwi-

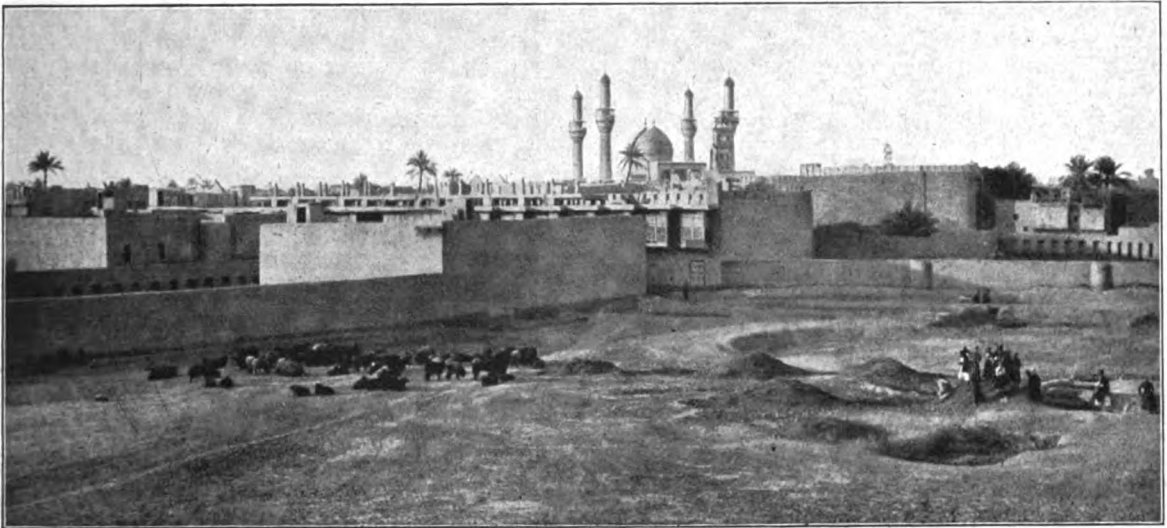
schen England und dessen wichtigster Kolonie Indien auf dem Seewege, so spielt Iran die gleiche Rolle auf dem Kontinent. Das Problem ist aber hier für Eng-

land wesentlich verwickelter. Denn im Norden liegt diesmal nicht ein leicht zu beherrschendes Meer, sondern dort lauern die scharfen Branten des Bären mit der Pelzmütze.

So gibt es für das von Gebirgen umgürtete Hochland von Iran drei verschiedene Standpunkte der Weltansicht. Der englische betrachtet es als eine



Persische Reitercharen, die sich bereits im Kampfe mit den Russen befinden. ■



Die mit goldenen Kuppeln geschmückte Wallfahrtsmoschee Saflimen der persischen Schiiten.

wertvolle Station des indischen Reichsweges und zugleich als ein Schussfeld für die Verteidigung der indischen Kolonie: in doppelter Hinsicht also der Erwerbung wert. Die russische Anschauung erblickt im Iran das Schwungbrett zum Sprung nach Indien und ferner das nächste Tor zu den südlichen Meeren überhaupt.

Beide Weltansichten laufen einander also durchaus feindlich entgegen. Ihr Widerspiel beherrschte denn auch die Politik der beiden Mächte im letzten Jahrhundert. Es führte von 1876 an die englische Befehung Beludschistan zur Sicherung des unteren Induslandes herbei. Es verwickelte Großbritannien in zwei gefährliche Kriege mit den wilden Berg- und Nomadenstämmen der Afghanen. Es verleitete die beiden Großstaaten zu einem oftmals recht unwürdigen Liebeswerben um das Ohr des Emirs von Afghanistan, bei dem zuletzt England die Oberhand behalten hatte.

Der britisch-russische Gegensatz ward erst im vorigen Jahrzehnt vorläufig beigelegt, da beide Mächte sich in einer gemeinsamen Feindschaft gegen einen Dritten fanden, in der Gegnerschaft zu Deutschland. Dies führte sie 1907 zu einem Vergleich, in dem sie sich über Interessensphären einigten. Dabei stellte das vorher so stolze Albion die Hoffnung auf russischen Beistand gegen Deutschland so hoch, daß es dem Zarenreiche den ganzen Norden und die Mitte Persiens als unantastbare Einflußzone überließ, während es sich selbst mit einer wesentlich kleineren und wirtschaftlich viel bedeutungsloseren Ecke im Südosten begnügte. Es mußte auch nichts dagegen zu

sagen, als seit 1909 russische Truppen ungeniert in verschiedene Teile Nordpersiens einrückten und sich sehr häuslich einrichteten. —

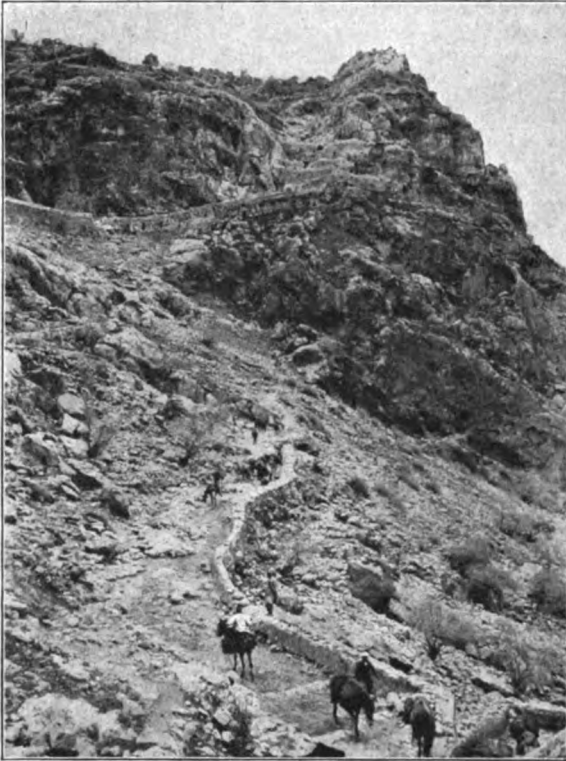
Gegenüber der britischen und moskowitzischen schien die dritte Weltansicht der iranischen Dinge gar nicht vorhanden zu sein: nämlich die der Bewohner, der Iranier selber. Die Entwicklung der letzten Wochen zeigt aber, daß die Herren von der Themse und der Nema das Fell des Sonnenlöwen doch wohl ein wenig zu früh verteilt hatten.

Die über alle, selbst über orientalische Begriffe schändliche Verwaltung Persiens hatte schon seit vielen Jahren die Intellektuellen des Landes auf die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Erneuerung der Regierung hingewiesen. Die drohende Gefahr einer Aufteilung des Reiches, die Besiegung Rußlands durch Japan und seine damaligen inneren Wirren, der Gegensatz der machtvollen schiitischen Geistlichkeit zu der von ihr niemals als rechtmäßig anerkannten Kadscharen Dynastie: diese Gründe führten 1906 zum Beginn einer langen und blutigen Revolution. Volk und Geistlichkeit kämpften um ein Parlament, das sie nach mancherlei Rückschlägen auch durchsetzten.

Die Politik des persischen Volkes strebt gegenwärtig nach einer Befundung der inneren Verworrenheit (diese letztere liegt in Rußlands Interesse), nach Sammlung von Geld und Kraft und nach der Entfernung der Moskowiter vom persischen Boden. Es ist deshalb klar, daß ganz Persien in größter Spannung nach den Schlachtfeldern Europas hinüberhorcht. Seine Führer



Persischer Nomadenhäuptling. Die Ketterscharen Persiens sind bereits in russisches Gebiet eingezogen.



Schwieriger Gebirgspass im südpersischen Randgebirge zwischen Schiras und Abuschehr.

müssen sich bewußt sein, daß jetzt oder nie der Augenblick zur Befreiung gekommen ist. Und in diesem Sinne hat denn auch die Geistlichkeit von Kerbela und Nedeschef, die religiöse Führerin aller schiitischen Mohammedaner, Mitte September eine Rundgebung an alle Perser gerichtet.

Kurdische Reiter Schwärme sind die ersten gewesen, die schon vor einigen Wochen die russischen Posten um den

Urmiassee überfielen und sogar ins russische Armenien bis an den Kaspi vordrangen. Aus der persischen Provinz Chorassan zogen sich die Russen höchst eilfertig zurück und ließen selbst Waffen, Geschütze und Munition im Stich. Es steht zu hoffen, daß die nächsten Wochen größere Unternehmungen regelrechter persischer Streitkräfte bringen werden.

Dabei handelt es sich aber nicht um den Vorstoß gegen Rußland allein, sondern um viel mehr. Die im Norden an Persien angrenzenden Provinzen des Zaren werden meistens von Mohammedanern bewohnt und gehörten früher einmal, wie Armenien und der Kaukasus, zum persischen Reiche. Den trostigen Bergstämmen der Kaukasusalpen wird durch eine Anlehnung an Persien erst eine Grundlage und weitere Aussicht ihrer schon begonnenen Unruhen eröffnet. Und ebenso ist es mit den Moslemin der russischen Provinz Transkaspien und der verstümmelten Emirate Kiva und Buchara. An sie aber schließen sich wieder andere mohammedanische Völkerschaften bis tief nach Sibirien und Rußland hinein.

Man sieht, daß kräftige und weitausschauende Unternehmungen Persiens dem Moskowitertum sehr wohl Abbruch tun können, zumal Schulter an Schulter mit der Türkei und Afghanistan. Diese drei Staaten, unter den alten Verhältnissen schwächliche und verachtete Gebilde — jetzt gewinnen sie an Bedeutung. Erkennen sie die einzige Möglichkeit ihrer Errettung aus bisher so unvermeidlich gescheitener Zertrümmerung, dann müssen sie jetzt schnell handeln, müssen ihren gemeinsamen größten Feind Rußland in den Rücken fallen und sich damit das Tor und die Berechtigung einer würdigeren Zukunft erkämpfen. Unsere Feinde sind ganz genau auch ihre Feinde.

Braucht Persiens Abwehr sich in der Hauptsache nur gegen Rußland zu richten, so muß das ihm benachbarte Afghanistan seine Maßregeln gegen zwei Fronten wenden. In dem Vertrag von 1907 erkannte Rußland Afghanistan als außerhalb seiner Interessensphäre liegend an. Somit muß sich die afghanische Freiheitsbewegung

in erster Linie gegen England in Indien kehren. Der national denkende Halbbruder des Emirs, Nasrullah, der schon 1908 die blutigen Kämpfe der Mohmand gegen die Briten angestiftet hatte, marschiert mit einer bedeutenden Streitmacht gegen Beshawar, das feste Tor des indischen Pandshah. Ein paar glückliche Handstreichs der mohammedanischen Afghanen würden zweifellos den hauptsächlich ebenfalls von Mohammedanern bewohnten Nordwesten Indiens zur Erhebung gegen die Briten bringen und damit eine höchst beachtenswerte Schwächung Englands bedeuten. Eine gleichfalls beträchtliche Streitmacht unter dem Befehl des Thronfolgers hat sich gegen die Russen in Bewegung gesetzt. Zunächst hat sie den



Gebirgspass in Beludschistan.

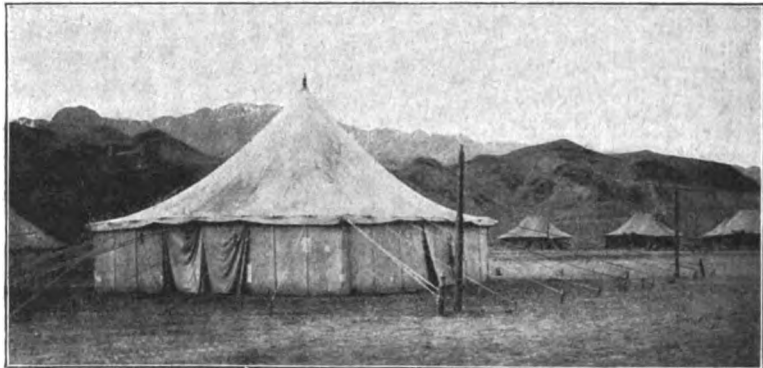
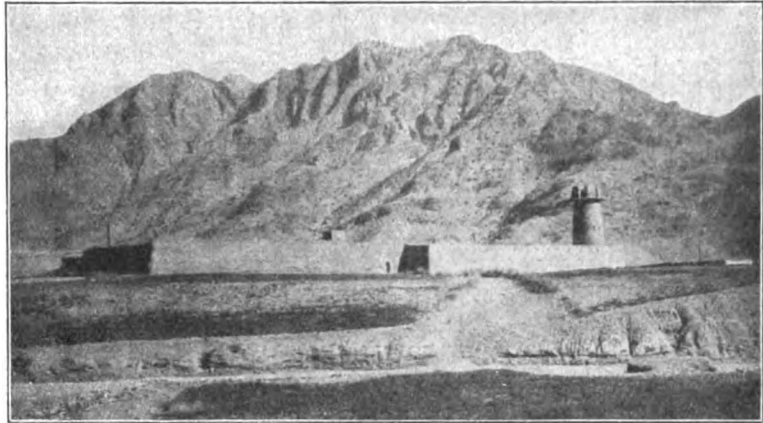
Tunnelbau angegriffen, den die Moskowiter in aller Heimlichkeit von Kusch aus unter der Grenze weg in den Leib des Paropamisos-Gebirges hineintrieben, genau in der Richtung auf die zweite Hauptstadt des Landes, Herat. Der Tunnel soll jetzt zerstört sein, wobei zahlreiche russische Soldaten und Arbeiter umgekommen wären. Die Ziele des afghanischen Vormarsches dürften wohl die Oase Merv und die Amudarja-Emirate sein. Angesichts der Zurückziehung russischer Truppen aus jenen Provinzen sind die Aussichten der Eroberer nicht schlecht.

Und unser Vorteil? Mehr als der Abfall der Atlasländer von Frankreich, mehr als die Erhebung Ägyptens gegen England muß ein Eingreifen der iranischen Mächte uns zugute kommen. Denn jene neuen Kampfschauplätze grenzen unmittelbar an die Kernlande unseres kopfreichsten Gegners. Vom Kaukasus ist's nicht weit nach den Schwarze-Meer-Provinzen, von Turkestan nicht fern bis zu den Wolgagouvernements.

Es ist ja gewiß zweifelhaft, ob die persischen und afghanischen Heerhaufen in jenen Ebenen und in offener Feldschlacht einen gefährlichen Gegner darstellen. Aber ihre Zerstörungskünste und Meheleien müssen unseren Feinden doch unermesslichen Schaden zufügen und Rußlands Heer durch Ablösung einer größeren Truppenzahl empfindlich schwächen; und dies fällt gerade gegenwärtig ins Gewicht, wo die Jarentruppen ihre Hauptkraft anscheinend schon verpulvert haben und wo die neuen Vorstöße seitens Deutschlands und Osterreich-Ungarns eingesetzt haben. Das Einrücken der Afghanen in Indien wird zweifellos die dortige Erhebung beschleunigen und stärken und damit England am wundensten Punkt treffen.

Sind auch all diese Vorgänge keine anschlagentenden Ereignisse auf dem Weltkriegstheater, so sollen sie uns doch willkommen sein als Anzeichen. Als Anzeichen, auf welch tönernen Füßen die uns feindlichen Weltmächte stehen. Als Anzeichen, daß die Kunde unserer Siege doch den Weg um den Erdball macht, trotz Meuter und Haas. Als Anzeichen, daß wenigstens ein islamischer Staat jetzt Ernst macht und der zweite sich anschickt, ihm zu folgen. Möge das Beispiel Afghanistans und Persiens auch die Türkei bald zu Laten mitreißen!

Des deutschen Dankes können sie alle gewiß sein, des Dankes jener einzigen Großmacht, die es verschmäht hat, Stücke mohammedanischer Erde zu nehmen.



Von der indisch-afghanischen Grenze: Von oben nach unten: Lehmsfort im Khabarpass. — Sandi-Rothal, die letzte englische Militärstation an der afghanischen Grenze. — Afghanen im Khabarpass. — Karawanenerei in Meshawar.

# Franz Ferdinands Vermächtnis.

Von Karl Fr. Nowak.

Alles am Schicksal des Erzherzogs Franz Ferdinand, der fast schon vergessen in der verschwiegeneu Artstettner Gruft dem Kanonendonner auf Europas Schlachtfeldern horcht: alles an diesem Fürstenschicksal ohne Vergleichsmöglichkeit mit irgendeinem Beispiel der Geschichte hat sich zu einer heroisch sonderbaren Tragödie geformt, die keine Schatten mehr, die nur Helligkeit und Glanz in fernste Jahrhunderte senden kann. Denn Franz Ferdinand ist mehr, als nur der Anlaß des Weltkrieges 1914. Sein Bildnis ist ein Symbol der Größe, des Zwanges und der eisernen Not jetzt abrollender völkergeschichtlicher Entwicklungen.

Tragisch verhängt scheint zunächst der ganze Umkreis seiner unmittelbaren Persönlichkeit. Ein Prinz voll brennenden Ehrgeizes: von der Thronfolge ausgeschlossen. Mit lautlosem, selbstverständlichem Verzicht hält er sich im Hintergrund, tut Offiziersdienste im kaiserlichen Heer, wie Hauptmann K. und Hauptmann J. nicht anders in kleiner, provinzieller Garnison. Plötzlich grelle, jähe Blitze im Thronhimmel seines Hauses, die unerwartet seine Gestalt in blendendster Tageshelle, den fast Unbekannten in lautesten, vielbesprochensten Vordergrund reißen: der Provinzoffizier wird durch des Kronprinzen Tod dem Thron der Nächste. Erst scheint's nur zweifelhafte Schicksalsgunst. Der neue Thronfolger kränfelt. Jahre vergehen, auf weiten Reisen, unter fremden, tropischen, wundervollen Sonnen, ehe nur der Leib geborgen, die Gesundheit gerettet ist. Jetzt überkommen ihn Pflichtbewußtsein und Verantwortungsbahnung. Er sieht das Zukunftserbe, steht scharf, was schlimm daran ist und bedrohlich, all seine Arbeit, die über den Schouzwang für den Körper triumphiert, gilt dieser Zukunft. Widerstände an allen Enden. Langsam, immer fester, immer zäher dringt er in seines Kaisers Vertrauen ein. Schwierigkeiten in der Burg, keine Zusammenhänge mit dem Volk, das nichts von Franz Ferdinand weiß, keinerlei Anekdoten und Geschichten herumtragen kann, die voll Rührung von der Leutseligkeit und stetig steigenden Beliebtheit des neuen Herrn erzählen. Das Gegenteil der üblichen Thronfolgerlegenden reißt mählich heran. Franz Ferdinand soll barsch und stolz sein, ganz österreichisch verschlossen, viele sagen's offen heraus: Franz Ferdinand ist hart. Selbst die Klugen und Nachdenklichen wissen nicht, wo sie ihn hintun sollen. Er gilt als Tschechenfreund, soll die Ungarn hassen. Spät, an der Todesbahnre erst, erfährt man's, daß alles Phantastik war. Als kommender Kaiser von Österreich, König von Ungarn schließt er eine Ehe, die die Kinder seiner unendlich geliebten Frau von der Thronfolge entfernt. Und die Überklugen, die Neunmalweisen ahnen Staatsstreiche: wer soll's erraten, was Franz Ferdinand einst als Kaiser tun wird...

Allen scheint's, daß er mit seinen Plänen, seinen Absichten durchaus im Dunkel steht. Freilich sicker's durch, daß er vor allem offenbar ein Mann der Arbeit ist. Freilich kommt bald hier, bald dort eine Partei, die ihn als Vorspann nehmen möchte. In drohender Zeit, da Österreichs Truppen nach dem Süden marschieren müssen, gilt er als Kriegswoller. Sowie noch einmal die Wolken verfliegen, steht Franz Ferdinand abermals als das große Rätsel im Volk. Daß er überhaupt jemand war, hat im Aufziehen der Gewitterwolken, hat im ganzen verändert arbeitenden Naderwerk der Monarchie selbst die Schar derer gemerkt, denen er nicht einmal unbequem, sondern nur gleichgültig war. Aber wer eigentlich dieser Jemand ist, dieser Unpopuläre aus einem Fürstenhause, das sonst nur populäre Prinzen abgöttisch verehrter Herrscher hat:

den Sinn, die Wirkung der Erscheinung hat doch noch keiner recht begriffen. Bis plötzlich zu Sarajewo ein zwanzigjähriger Bursch seinen Browning losknallt. Bis Franz Ferdinand, das undurchbringliche Geheimnis, niemals erklärt, im Tode noch unbegriffen, hinüberzuwandern scheint... Drei Wochen nach Prinzips Revolverschüssen marschiert Österreich-Ungarn, diesmal im Ernst... Alte Fanfaren schmettern mit wunderbarlich neuen, halbvergesenen Klängen. Und jetzt erfährt man, wer Franz Ferdinand war...

Alles ist fertig, alles ist da: alles ist musterhaft da. Soldaten in blitzblanken, neuen Uniformen. Proviantspeicher, die vollgeproft von Vorrat sind. In langen Reihen stehen die Militärszüge bereit: auf die Minute pünktlich fahren sie vor, auf die Minute pünktlich gehen sie mit ihren Regimentern ab. Nirgend's Verwirrung, überall Ruhe: ein jeder weiß, wo er hingehört, ein jeder weiß, was seine Aufgabe. Plötzlich ein unerhörtes, tiefes, wunderbares Erstaunen in Nord und Süd, in Ost und West der weiten, weiten Monarchie: all' dies ist gar nicht mehr Alt-Österreich... Eine neue Art, ein neues, ungeahntes Wesen ward geboren über Nacht. Wirklich über Nacht? Und jetzt fällt's jedem wieder ein, jetzt plötzlich dämmert's wieder jedem: daß Franz Ferdinand barsch und stolz war, ganz österreichisch verschlossen, daß viele es offen herausgefagt, wie Franz Ferdinand, der Anekdotenlose und in all' der österreichischen, nicht mehr wirklichen „Gemütlichkeit“ Fremde, einst „hart“ gewesen... Und das Dämmern wird jetzt zum erstenmal im weiten Österreich, im weiten Ungarn die volle Erkenntnis: sein Barfschsein war der unerbittliche Befehl zur Arbeit auf allen Linien, sein Hartsein die Unerbittlichkeit gegen alle, die dem Vaterland nicht nützten... Er wußte, was kommen mußte, er sah vom hohen Berggipfel, indes man in den Tälern immer noch den linderen, bequemen Schlaf suchte, was unvermeidlich war.

Und seit er in der stillen Artstettner Gruft ruht, seither erst ist's taghell und sonnenklar, wie er die Arbeit für Österreich-Ungarn nahm. Kraftvoll steuert und selbstbewußt die Flotte, die Franz Ferdinand schuf. Und längst sind die alten, unbrauchbaren Generale verabschiedet. Man muß sich nur die Köpfe, die Gesichter all' dieser österreichischen und ungarischen Heerführer ansehen, nur das feste ruhige Blitzen ihrer Blicke: Franz Ferdinands Geist in jedem General, in jedem Offizier... Die Führer, die Kämpfer, die musterhafte Wehr sind dieses tragischen Habsburger Prinzen welterschütternder Nachlaß. Vielleicht hat nur ein Einziger, Einsamer ihn im ganzen Umkreis seines unüberwindlichen Wollens zur österreichischen Größe erkannt. Der Einzige und Einsame, der nie und nimmer ihn hätte gewähren lassen, hätte er Franz Ferdinands Geist und Kraft nicht ganz erkannt, der nie so gnädig zu immer stärkerer Macht ihn in immer reinerem Vertrauen gehoben hätte: Franz Joseph.

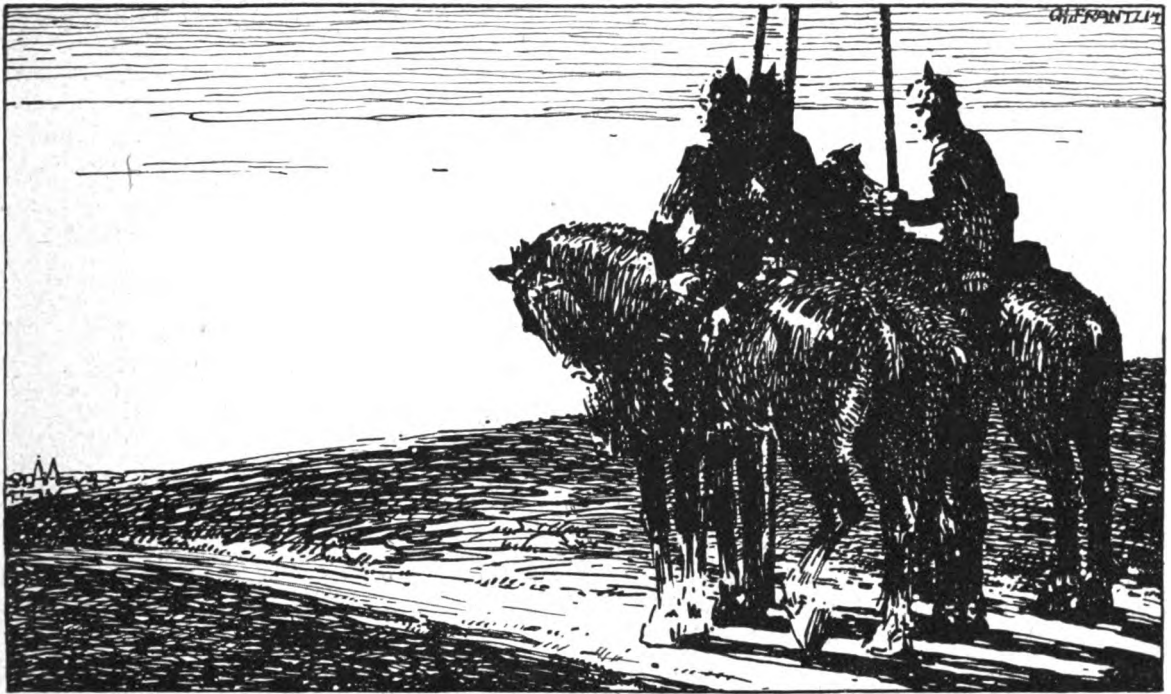
Was immer im Ausland geredet ward von Österreichs Zerfall, vom Auseinanderwollen aller, ist verschollener Spul von gestern. Und sicherlich ist auch die kühne, tatenschlossene Einheit der neuen Monarchie ein Teil von Franz Ferdinands Nachlaß, denn nichts kittet fester als Stärke. Der Tote von Sarajewo lauscht... In die Tiefe seines Artstettner Schlummers muß der Gedanke dringen, daß von seinem Namen, so tragisch dieses Namens erdhast leidensvoller Inhalt war, das leuchtendste Licht, der verklärteste Glanz über Jahrhunderte herausströmen muß.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.

Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Frieße & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Frieße, Wien I, Bräunerstraße 3.

Copyright 22. Oktober 1914 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Digitized by Google



Feindesland. Nach einer Zeichnung von Carl Franz.

## Der Weltbürger.

Ein Kriegeroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Drei Tage später war er auf einer Datsche bei Petersburg, die sein Onkel Benjamin während des Sommers zu bewohnen pflegte, wenn er sich nicht gerade in einem ausländischen LUXUSBAD befand. Er berichtete seinem Gönner von der Abmachung mit dem Vater und teilte ihm seinen Entschluß mit, nunmehr die russische Untertanenschaft zu erwerben. Die Sache könne und solle gleich eingeleitet werden.

„Das freut mich, das freut mich!“ versicherte der Onkel lebhaft. „Du tust dir selber keinen Schaden dadurch und unserm Werk, für das du doch nun einmal eingeschworen bist, einen großen Gefallen. Man wird es zu würdigen wissen, daß ein so bedeutendes Unternehmen nun ein russisches Werk wird. Der steten Heße der ‚echt russischen Leute‘ gegen Juden und Deutsche wird in Hinsicht auf uns der Boden entzogen. Paß auf, ob ich nun nicht Geheimer Staatsrat werde. Und überhaupt, was verschlägt dir der Übertritt zum Russen? Die gebildeten Schichten der Menschheit sind hier ebenso umgänglich als anderswo, und ob der Mob nun lesen und schreiben kann oder nicht, das ist ganz Wurst. Es sind doch immer nur wenige, die die Kultur machen, und es ist verdienstlich, wenn wir von uns aus eine eigene, russische Arbeitskultur schaffen helfen. Es muß doch jede Nation wurmen, wenn's heißt, alles was sie in Handel und Wandel leiste, schafften die Fremden.

Jetzt sollst du mal sehen, wie schnell du als Russe gefeiert wirst.“

„Ich habe gar keinen besonderen Ehrgeiz nach der Richtung, Onkel,“ versicherte Kurt. „Ich wollte nur dir, weil du mir immer so wohl gewogen warst, einen Gefallen tun und zugleich unserm Werk nützen.“

„Na ja, na ja, und nun noch eine stocdrussische Frau aus einer der einflußreichsten Familien, und die Dynastie Gehrrens hat was zu bestellen in diesem zukunftsreichen Lande. Aber such' dir nur ein Vollweib aus, Junge, so eine rechte slawische Rassen-schönheit, daß auch die Kreuzung glücklich einschlägt.“

„Das wäre nun ein Punkt, in dem ich mir von keinem hineinreden lasse, Onkel,“ entgegnete Kurt, peinlich berührt, worauf ihn der alte Herr beruhigte:

„Na gut, mach' das, wie du denkst, Hauptsache ist, daß du nun dem Lande angehören wirst, in dem du deine glänzende Existenz hast. Und wegen der Naturalisation, das laß mich nur betreiben, damit es nicht bureaukratisch auf die lange Bank geschoben wird. Alle Bedingungen sind gegeben. Du bist länger hier, als die Vorschrift erfordert, und ich will nicht Benjamin Gehrrens heißen, wenn du nicht in vierzehn Tagen nach dem Einreichungs-gesuch russischer Staatsbürger bist.“

„Staatsbürger?“ meinte Kurt. „Staatsbürger existieren nur in rechten Verfassungsländern, nicht

aber in den Reichen der schärfsten Willkürherrschaft. Staatsbürger werde ich gewesen sein, um nun ein lumpiger ‚Untertan‘ zu werden.“

„Nur keine Sentimentalitäten, Junge,“ mahnte der Onkel auf die bitteren Worte. „Anpassung an die Verhältnisse, das bedingt die Erhaltung der Art; das ist die Hauptsache im Dasein. Das lehrt uns die Naturgeschichte und das wollen wir doch nie vergessen. Nur immer hübsch gescheit!“

Aber ein gewisses Unbehagen aber kam Kurt doch nicht weg, als er wieder in Samal in seiner schönen, herrschaftlichen Villa neben den Werken saß. Andere Sorgen kamen hinzu. Allerlei Ausstandsgerüchte gingen um. Des Kerns seiner Arbeiterschaft war er zwar sicher, und da die Fabrik schon immer die höchsten Löhne mit gezahlt hatte, durfte er hoffen, daß im Falle eines Streiks der Betrieb aufrecht erhalten werden konnte, und daß schließlich nur die eingeborene Konkurrenz die Geschädigte sein würde. Das war ja ganz schön, aber wer konnte dennoch wissen, wie die Sache schließlich auslief? Ruhige, stetige Arbeit ohne heftige, wirtschaftliche Kämpfe, das war es, was dieses deutsche Werk in Rußisch-Polen in zwei Jahrzehnten so groß, so imponierend gemacht hatte, und es im ruhigen, sichern Fahrwasser zu halten, war auch sein eifrigstes Bestreben. Und nun schien man doch „oben“ mit starken Unruhen zu rechnen, denn die Garnison der Festung war so sehr durch Truppenzug aus dem Innern verstärkt worden, daß sich die Einquartierungslasten empfindlich bemerkbar machten. Die Werke waren auch mit mehr als einer halben Sotnie Kosaken belegt worden, und der Sotnik, ihr Anführer, ließ es sich im Herrschaftshause wohl sein. Kurt mußte bereits am ersten Abend, als er daheim war, Bruderschaft mit ihm trinken. Ohne Gelage, an dem auch die andern Offiziere der Abteilung teilnahmen, ging's auch später nicht ab, und dabei sah es gar nicht so aus, als ob die ungebetenen Gäste bald zurückgezogen würden. Kurt sprach über den Fall einmal mit dem alten Werkmeister Neumann, der schon vor zwanzig Jahren aus dem Rheinland mit herübergekommen war und immer einen hellen Blick für die Verhältnisse, einen „guten Niescher“ hatte.

„Es ist da nicht alles klar, Herr Gehrtens,“ sagte er vorsichtig. „Die Garnison war doch stark genug, mit möglichen, aber noch gar nicht so wahrscheinlichen Arbeiterrevolten hier herum fertig zu werden. Nach meiner Schätzung sind hier und in der weiteren Nachbarschaft mindestens zehntausend Kosaken und noch mehr Fußtruppen zusammengezogen, und ich denke, anderswo ist's nicht anders in den Weichselgouvernements. Das hat mit der Arbeitersache sehr wenig zu tun. Das hängt mit der ruppigen Politik zusammen.“

„Unsinn,“ brummte Kurt. „Die Einmütigkeit der

Großmächte hat doch erst den Balkanbrand lokalisiert, und um Albanien gerät man sich erst recht nicht in die Haare. Der Horizont ist freilich in den letzten Jahren immer ein wenig bewölkt gewesen, aber wir leben im Frieden. Es wird sich um Truppenverschiebungen handeln, die immer vorkommen können. Die Militärbehörden müssen doch was zu tun haben. Ich hab' immer lachen müssen, wenn in unserer deutschen Presse Gerüchte über solche Schiebungen laut wurden und die tollsten Kombinationen wachriefen.“

„Ich sag' nur eins: der Arbeiterbewegung halber geschieht das nicht,“ beharrte der Mann. „Da würde man die Massen schrecken mit den Zahlen der Schießer und Rajaitaschwinger; aber ich weiß es, der Presse ist schärfstes Stillschweigen über die heimlichen Truppenaufgebote auferlegt, und die Zensur, auch die Briefzensur, ist schärfer als je.“

„Sie sehen Gespenster, Neumann. Uns oder Osterreich zu überfallen, was ja dasselbe bedeutet, das wagen sie doch auf keinen Fall, das wär' doch ein gar zu riskantes Spiel. Und daß sie selber überfallen werden — na, sie müßten doch rein verrückt sein, wenn sie davor Angst hätten. Nichts da, um diese Soldatenschiebereien mache ich mir keine Sorgen. Das sind sehr vorübergehende Erscheinungen. Aber froh wär' ich doch, wenn wir die Quartiergäste los wären.“

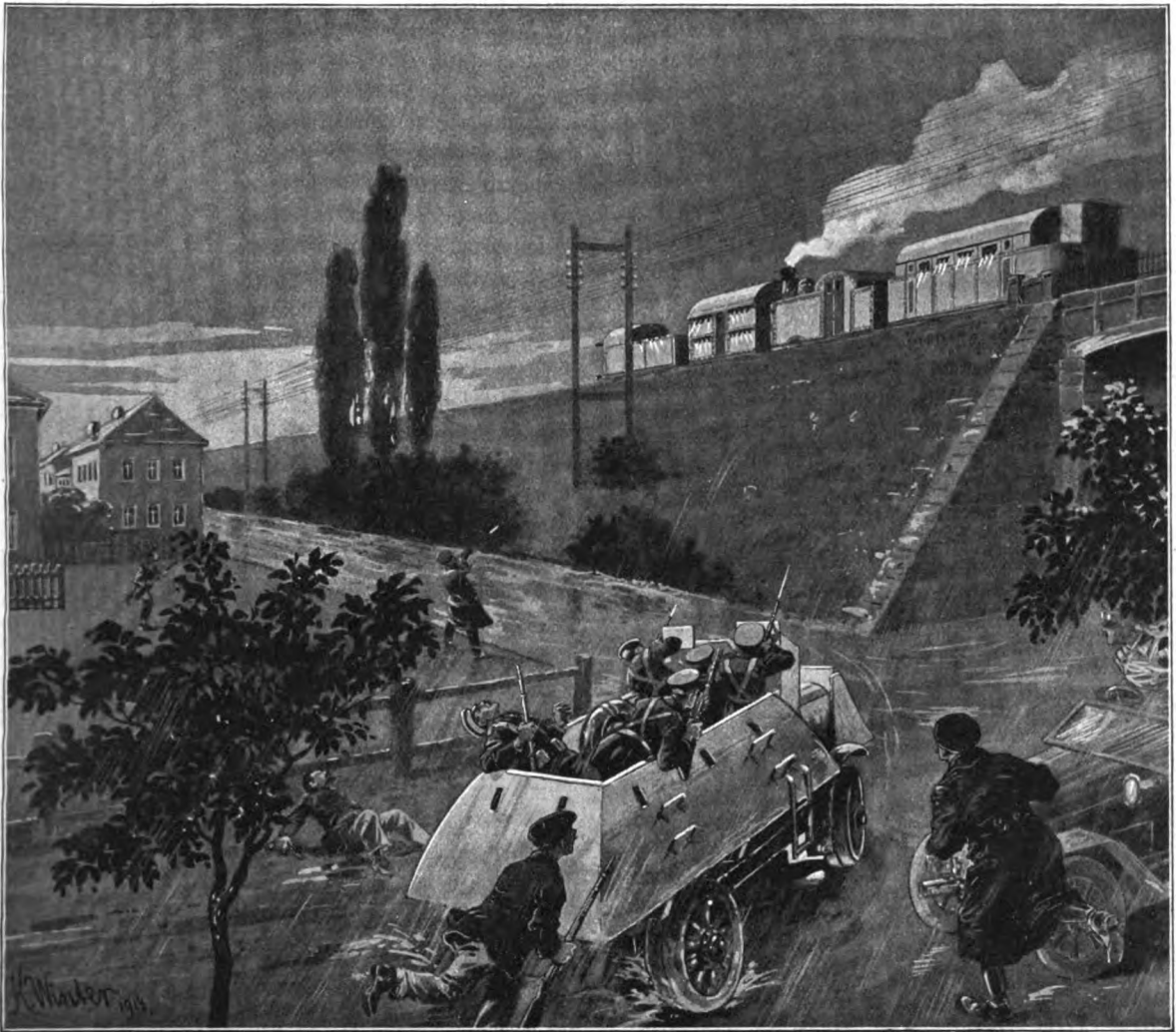
„Wenn sie nur in den Schuppen blieben, die wir für sie aufgeschlagen haben,“ brummte der Werkführer. „Aber sie machen sich überall maufsig. Gestern fanden wir ihrer zwei total betrunken in der Tischlerei. Sie haben dort eine große Bulle mit Spirituslact ausgehoffen.“

„Und in meinem Hause säuft mir ihr Sotnik Löcher in den Geldbeutel und macht mir mein Heim unangenehm,“ seufzte Kurt. —

Am einem der nächsten Tage fuhr der Gouverneur in seinem Auto bei ihm vor. Der gewaltige Mann war äußerst huldreich. Er wolle es sich nicht versagen, seinem jungen Freunde selber die Aufnahmepapiere in die russische Untertanenschaft zu bringen, ihm den Treueschwur gegen den Zaren abzunehmen. Er umarmte Kurt, küßte ihn auf beide Wangen, und seine Augen schwammen wie in Rührung, als er versicherte, wie glücklich er sei, daß gerade in seinem Gouvernement ein so bedeutender Industrieller sich dem heiligen, russischen Reiche zugeschworen habe.

Kurt dankte für die hohe Ehre, daß sich Erzellenz selber bemüht habe.

„Es ist nur, weil ich mich so freue, Kurt Pawlowitsch,“ versicherte der Russe und trank das dritte Glas von dem Champagner, den Kurt hatte servieren lassen. „Oh, und auch Maruschka, mein Töubchen, wie wird es sich freuen, wenn's wieder heim-



Ein deutscher Panzerzug auf einer Erkundungsfahrt. Für Reclams Unterzum gezeichnet von Karl Winter.

Zur Erkundung in Belgien und Nordwestfrankreich werden auf deutscher Seite neben den Luftschiffen und Flugzeugen Panzerzüge verwendet, die durch die feindlichen Vorposten bis weit in die feindlichen Stellungen vorbringen und oftmals sehr wertvolle Nachrichten über die Truppenbewegungen bringen. Auch zur Störung von Bahntransporten und zur Zerstörung von Bahnhöfen und Brücken sowie zur Beschlagnehmung feindlicher Post werden die Züge verwendet. Sie sind durch ihre Panzerung gegen Infanteriefeuer geschützt.

gefliegen ist in unsern Laubenschlag, denn sie muß heimkehren, sie wird heimkehren in die sehnsüchtigen Arme ihrer Eltern. Sie hat ihren wissenschaftlichen Bildungshunger gestillt an den Brüsten der westlichen Gelehrsamkeit, das gute Kind. Oh, es wird sehr schön hier werden, mein junger Freund. Und nun — die Sportelrechnung über das Papier — eine Kleinigkeit — wird Ihnen auf dem amtlichen Wege zugehen. Aber ich darf Ihre Großmut wohl darauf aufmerksam machen, daß prominente Leute ein wichtiges Ereignis, wie dieses, den Erwerb der Staatsbürgerschaft eines Weltreichs, durch einen Akt der Wohltätigkeit feiern. Man pflegt gewöhnlich den Dispositionsfonds des Gouverneurs für diese erhabenen und schönen Zwecke der Menschenliebe um einen beliebigen Betrag zu verstärken.“

„Ich erachte das für selbstverständlich, Excellenz.

Vielleicht darf ich Eure Hochwohlgeboren, die ja stets das einfache Verfahren lieben, bitten, gleich meine Anweisung mitzunehmen.“

„Ganz wie Sie wünschen, Brüderchen,“ sagte der Gouverneur zärtlich, warf einen schnellen Blick auf die Summe, die Kurt in den Scheck eingeschrieben hatte, und als er das Wort „fünftausend“ las, schmunzelte er und meinte: „Quittung über die fünftausend Rubelchen ist wohl unnötig. Jedenfalls meinen Dank im Namen der Bedürftigen. Aber sonst fühlen Sie sich doch wohl, Kurt Pawlowitsch?“

„Sehr wohl. Ich danke Eurer Excellenz! Nur die Einquartierung macht sich ein wenig störend auf unsern Werken bemerklich. Darf man fragen, wozu plötzlich die vielen Soldaten hier nötig wurden?“

Der General zog seine starken Augenbrauen in die Höhe, daß sie fast sein kurzgeschorenes Haupt-



haar berührten, dann strich er sich den langen Bart und entgegnete wichtig: „Böse Zeiten, böse Zeiten, Kurt Pawlowitsch. Kramola, der Geist der Unbotmäßigkeit, des Aufruhrs, dringt unausgesetzt von Westen her in unser heiliges Reich und schürt die Unzufriedenheit und macht friedliche Arbeiter zu Rebellen. Nur zum Schutz des Besitzes sind diese Truppen hier versammelt; auch zu Ihrem Schutze, junger Freund. Die Regierung kann es unmöglich dulden, daß ein Mann wie Sie eines Tages von den eigenen Arbeitern am Tor zu seinen Fabriken an seinem Halse aufgehängt wird. Väterliche Vorsorge der Regierung, Brüderchen, weiter nichts, hören Sie, weiter nichts, womit dieses Thema erledigt sein dürfte.“

„Ich danke gehorsamst für diesen Akt der Vorsorge einer weisen Regierung,“ sagte Kurt gepreßt, und der General verabschiedete sich, indem er den Großindustriellen wieder auf beide Wangen küßte. —

Kurt war nun russischer Untertan, war nur noch geborener Deutscher. Freilich ‚Formsache‘, aber ein unangenehmes Gefühl hatte er doch. Er kam sich plötzlich so fremd, so einsam in dieser Welt vor, in die ihn sein kaufmännisches Schicksal hineingeführt hatte. Er trat ans Fenster und blickte hinaus auf die Stadt, auf die Türme der Kirchen, auf den leuchtenden und doch in seiner schreienden Vergoldung und bunten Bemalung so barbarisch, so asiatisch wirkenden Bau der griechischen Hauptkirche. Dann hörte er Pferdegetrappel und sah den Eskadronchef der bei ihm einquartierten Kosaken einreiten, sah ihn salutieren vor dem eben abfahrenden Gouverneur in seiner etwas schlampigen Generalsuniform. Aber dort vor dem Stadtbild reckten sich wie gewaltige Riesen die Effen der Fabriken, deren alleiniger Herr er nun war. Rauchsäulen stiegen in die Luft, und dumpf hörte man das Stampfen der Maschinen, das Geräusch der Arbeit aus den weit ausgedehnten Gebäulichkeiten. Dort war seine Welt, die Welt zäher deutscher Arbeit, und ein rechter deutscher Pionier würde er bleiben, mochte er zehnmal ein Russe geworden sein. Und alles das Fremde, Unwürdige, Barbarische, das ihm hier entgegentrat, all diese Dinge, mit denen sich der lebenskluge Onkel Benjamin so lächelnd und behaglich abgefunden, die sollten seine Kreise nicht stören. Nun war ja seine Position klar und gefestigt, nun war er ein großer Herr im fremden Lande, und nun wollte er sich die Heimat herholen in sein Haus, nun sollte ihn nichts mehr abhalten, Irene Keller als eine echt deutsche, still beglückende Hausfrau heimzuführen. Er beschloß, andern Tages schon abzureisen, um nun auch dies eine, als das Schönste und Wichtigste, richtig in die Wege zu leiten und zu erledigen.

6.

Maruschka v. Hertlin hatte in Begleitung des Oberarztes den Morgenbesuch bei den weiblichen Patienten des Sanatoriums gemacht.

„Wir haben eine nette Musterkarte nervöser Weiber. Man würde am radikalsten verfahren, wenn man sie sämtlich unter eine kalte Dusche brächte, Herr Professor,“ meinte sie außen auf dem Korridor zu dem berühmten Spezialisten für Nervenkrankheiten.

„Sie haben wohl keine Nerven, Kollegin?“ fragte er halb vorwurfsvoll.

„Nein, wenigstens keine schwachen. Die brauchen keine Duschen,“ lachte sie.

„Aber wohl öfter einen — Prickel,“ spöttelte er, nicht ihr zu und ging weiter seinem Berufe nach.

Sie verließ das Haus, schritt in ihrem weißen Kittel in den weiten, schattigen Garten hinab, zündete sich eine Zigarette an und rauchte mit Behagen. Das tat ihr gut nach alle dem langweiligen Gejammer und Gezeter der Patientinnen über ihre zum guten Teil rein eingebildeten Krankheiten. So durch die Gänge der Anlagen schlendernd, traf sie auf den Leutnant v. Oberbach, der auf einer Bank saß und eine Zeitung las.

„Ah, lieber Leutnant, Sie gönnen Ihren Nerven ein Morgenfrischluftbad mit Zeitungsbeilage,“ lachte sie. „Recht so!“

„Ich fühle mich ganz pyramidal gekräftigt, Maruschka,“ erwiderte er, sie vertraut begrüßend. „Ich werde wohl in einigen Tagen wieder zu meiner Truppe abrücken.“

Sie setzte sich neben ihn. „Um, und ich werde Ihnen nachtrauern in Sehnsucht. Übrigens ist dieser aufreibende Dienst an der Grenze nichts für Sie,“ bemerkte die Ärztin.

„Aber ich möchte ihn doch nicht mit dem langweiligen Gamaschendienst einer behaglichen Garnison im Innern vertauschen. Ich bin mit Freude Soldat und als solcher stets gern so aktiv, als nur möglich.“

„Dann hätten Sie sich von Ihrem Herrn Papa ein kräftigeres ‚Nervenkostüm‘ mitgeben lassen sollen,“ spöttelte sie. „Also, Sie stehen in Thorn. Es soll eine sehr starke Festung sein.“

„Ja, sehr stark.“

„Wohl so eine Art von Hauptstützpunkt für den Aufmarsch gegen Rußland? Haha, dagegen wird wohl schon heftig als gegen einen ‚markierten Feind‘ gekämpft? Nicht wahr?“

Er zuckte die Achseln. „Darüber kann ich nichts sagen, Maruschka. Man tut seine Pflicht.“

„Sie sind ein braver Junge, Oberbächelchen,“ sagte sie und streichelte scherzend seine Wange.

„Und Sie haben den Deuwel im Leibe, Maruschka,“ entgegnete er und sah sie verliebt an.



Franszösische Fliegeroffiziere werfen während eines Erkundungsflugs eine Meldung ab. Nach einer englischen Zeichnung.

„Nun, Leutnantchen, wenn Sie mal dort hinten ausbrechen und in das geheiligte Rußland einbrechen, so winken Sie mir mal einen Gruß nach Samak hinüber. Sie wissen, die Festung ist auch Gouvernementshauptstadt, und mein Papa ist dort Gouverneur. Ich denke dort bald meine Praxis zu begründen. Ein Wiedersehen würde mich freuen. Wir haben da doch den ersten feindlichen Stoß auszuhalten, nicht wahr? Was sich da in Thorn und um Thorn herum versammelt hält, das findet die schönsten Vormarschstraßen gegen mein armes Samak.“

„Man findet in Rußland nur hundsßchlechte Straßen,“ sagte er. „Jedenfalls weiß ich nicht, ob mir das Vergnügen zuteil würde, Ihnen über Ihren Festungsgürtel Rußhände zuwerfen zu können. Ein preußischer Offizier weiß nie was, Maruschka.“

„Beruhigen Sie sich. Ich will ja auch gar nichts von Ihnen wissen, Oberbächelchen. Ich habe gar kein Interesse an dieser friedlichen Kriegsspielerei, die doch rein für die Katz ist. Wer denkt überhaupt heutzutage noch an Krieg? So was können doch nur noch solche zurückgebliebene Narren machen, wie diese Balkanmenschen. Also schlagen Sie sich nur ruhig weiter mit uns armen Russen dort an der Grenze herum — in der Theorie. — Aber was gibt's in der Welt? Sie lasen die ‚Frankfurterin‘.“

„Allerlei Uninteressantes und wenig Interessantes.“

„Und was wäre das Interessanteste des Interessanten?“

„Das Blatt meldet, in Basel habe man ein russisches Spionagenest ausgehoben, von dem starke Fäden nach Deutschland und Osterreich gehen sollen.“

Einen Moment stutzte sie, aber kaum merklich, dann sagte sie mit etwas belegter Stimme: „Was Sie sagen, lieber Freund.“ Und dann rief sie lachend: „Das ist die neue Weitztanzepestemie unter den Völkern, diese Spionenriecherei! Das gehört ins Kapitel der Nervenkrankheiten. Sind Sie auch davon affiziert, mein Lieber?“

„Nein,“ entgegnete er ein wenig zögernd. „Sonst müßte ich Sie doch als verdächtig empfinden, während . . .“

„Sie mich höchstens sehr angenehm empfinden,“ kokettierte sie und lauerte in seinen Mienen. „Was wäre denn auch Verdächtiges an mir armen russischen Nervenärztin?“

„Ihr lebhaftes Interesse an militärischen Dingen, Maruschka. Aber ich bin doch nicht so. Als Sie mich neulich über die Felddausrüstung unserer Soldaten inquireierten und sich gar über die Art, wie wir Stiefelsohlen haltbarer machten, interessierten, sagte ich mir, daß Sie als Ärztin ein hygienisches Interesse an diesen Dingen nähmen.“

„Und dennoch haben Sie sich ausgegeschwiegen, Sie großer Schweiger Sie. Sie sind der Argwohn und die Vorsicht in Person. Pfui, bei einem so harmlosen Angeficht!“

„Dienstpflicht, Kindchen, und wenn die in Ihrem Falle noch so überflüssig erscheint. Aber verzeihen Sie, es ist an der Zeit, den Professor zu erwarten. Vielleicht können wir nachher ein wenig weiterplaudern.“

„Ich unterhalte mich gerne mit Ihnen, Oberbächelchen. Sie wissen, Sie gehören zu den wenigen, die mir gefallen.“

„Und ich möchte Ihnen noch mehr gefallen, Maruschka, zum Verrücktwerden gefallen,“ entgegnete er mit einem heißen Blick. „Aber bleiben Sie noch, bis mich der Professor erledigt hat. Es wird wohl nicht lange dauern. Vielleicht blicken Sie inzwischen ein wenig in die Zeitung.“

„Ach die dumme Zeitung,“ sagte sie verächtlich und schob das Blatt beiseite. „Ich werde einige Zigaretten rauchen, mein Freund, und wenn ich dem Rauche nachblicke, an Sie denken.“

„Ist das eine Schmeichelei oder eine Grobheit, Sie russische Sphinx, Sie? Ob ich Sie wohl noch einmal ergründen werde, Maruschka? Also auf Wiedersehen!“ Er küßte ihr die Hand und dann, den Armel ihres Kittels zurückschiebend, den Arm.

„Menagieren Sie sich,“ lachte sie.

Raum war er hinter den nächsten Gebüschen verschwunden, so griff sie mit nervöser Hast nach der Zeitung, gierig die Zeilen durchfliegend. Jetzt hatte sie gefunden, was sie suchte, jene Notiz über die Entdeckung eines russischen Spionagezentrums in Basel. Ihr Gesicht wurde weiß wie eine Kalkwand, als sie halblaut die Schlüsselzeilen las: „Es soll sich um ein Zentralbureau handeln, in dem die Fäden der russischen Spionage in Deutschland und Osterreich-Ungarn zusammenliefen. Eine Reihe von Verhaftungen dürfte in beiden Ländern bevorstehen, da mit Hilfe eines deutschen Detektivbeamten die Schweiz auf dies verbrecherische Treiben gegen die Sicherheit befreundeter Staaten aufmerksam gemacht wurde.“

Einen Augenblick saß Maruschka da mit fest zusammengekniffenen Lippen, die Blicke noch starr auf die Zeitung gerichtet. Dann atmete sie heftig auf, warf energisch den Kopf zurück und begab sich in das Gebäude der Anstalt, in ihr Zimmer. Sie schloß ein Fach ihres Schreibtisches auf, suchte nach einem Brief, und als sie ihn gefunden hatte, klingelte sie dem Mädchen, zeigte dabei ein aufgeregtes Gebaren und einige Tränen und befahl, sogleich einmal Frau Merkel, die Vorsteherin des Hauses, zu ihr zu bitten.

Gleich darauf erschien die würdige, runde Dame. Maruschka taumelte ihr entgegen, fiel der Erschrockenen um den Hals und schluchzte:

„Oh, meine Liebe, welch ein Unglück, welch ein Unglück! Denken Sie, als ich eben ahnungslos durch den Garten gehe, kommt ein Expressbote von der Post und übergibt mir dies. Da, lesen Sie!“

Sie drückte der Dame den Brief in die Hand.

„Nur Ruhe, Ruhe, mein Kind,“ mahnte die, setzte ihre Brille zurecht und blickte in das Schreiben. „Aber das ist ja Russisch, das verstehe ich doch nicht.“

„Oh, ich vergaß. Ich vergesse alles in diesem Schmerz,“ stöhnt Maruschka, ihr den Brief wieder abnehmend, hineinschauend und wie in tiefster Erregung lesend: „Mein armes Kind! Wenn Du Olga

Nikolajewna, wenn Du Dein altes Mütterchen noch einmal sehen willst, so komm unverzüglich mit dem nächsten Express. Ein hitziges Fieber hat sie befallen. Sie leidet schwer. Der Arzt gibt nur noch Hoffnung für drei Tage. Also eile, mein Täubchen, eile an das Sterbebett unserer heißgeliebten Olga Nikolajewna. Dein verzweifelter Vater.“

Oh, oh, das ist eine schreckliche Nachricht, mein Kind,“ sagte Frau Merkel voll tiefsten Mitgeföhls.

„Aber ich werde nicht mehr weinen dürfen, ich werde den Kopf zusammenhalten,“ erklärte Maruschka, sich einige Tränen fortstupfend. „Sie sehen, ich muß sofort abreisen. Ich denke, in etwa anderthalb Stunden geht ein D-Zug nach Berlin, wo ich bald Anschluß nach Gndtkuhnen zu finden hoffe. Jetzt also heißt's hier: schnell gepackt. Sie sind mir gewiß ein wenig behilflich, Liebste. Dort steht mein Koffer. Oh, Maruschka hat nicht viel. Sie ist eine Gelehrte, eine Ärztin, keine Weltbame. Es wird bald gepackt sein.“ Und schon hatte sie den Koffer geöffnet, aus einem Kleiderschrank das grünseidene Kleid genommen, zusammengewickelt und in den Koffer gesteckt.

„Nein, nein, so darf man das nicht machen,“ rief die ordnungsliebende alte Dame ganz entsetzt. Lassen Sie mich packen.“

„Ja, packen Sie, packen Sie, meine Liebe,“ sagte Maruschka. „Aber eines: man braucht nicht zu wissen, daß ich abreise, und nicht den Grund. Ich kann jetzt hier nicht Abschied nehmen, kann keine teilnehmenden Worte hören. Sie verstehen. Nein, nein, nichts davon. In aller Stille werde ich mich entfernen und Sie werden auch dem Herrn Professor Aufklärung geben, Sie Gute. Ich werde ja nicht zu sehr vermißt werden, bin ja nur Volontärärztin. Überdies werde ich bald wieder zurück sein, eine — Mutterlose.“

Sie schluchzte heftig, machte sich wieder an ihrem Schreibtisch zu schaffen, wo sie ein Kästchen öffnete. Nur ein paar Goldstücke und einige größere Silbermünzen waren darin vorhanden. Maruschka erhielt von ihrem Vater reiche Zuwendungen, wenn sie auch unregelmäßig eingingen. Hätte sie sich einzurichten geruht, hätte sie sehr gut auskommen können, aber es ging ihr wie ihrem Erzeuger selber: ob sie viel oder wenig Geld hatte, es rollte ihr nur so durch die Finger, und ihre Hände waren fast immer leer, trotzdem sie sich vortrefflich darauf verstand, Anleihen aufzunehmen. Und mit den paar Groschen da in dem Kästchen konnte sie nicht weit kommen.

„Keinem werde ich mit meinem großen Leide jetzt lästig werden, von keinem werde ich mich verabschieden. Nur bei Kommerzienrat Gehrens, der ja ganz nahe wohnt, muß ich eben noch vorsprechen, liebe Frau Merkel. Sie haben indes die Güte, den Koffer fertig zu packen. Ich werde gleich zurück sein,“ sagte sie und verschwand. (Fortsetzung folgt.)

# Der Reitersmann und sein Pferd.

Dichtung von Albert Bernheim.

Musik von Siegmund Ehrlich.

Munter und frisch.

**Gesang.**

1 Mein Brauner mein Brauner, das Ohr gespiht! Nun soll es wieder mal sein! — Der  
 2 Mein Brauner, wir waren uns Jahre treu Kein Wort gab's zwischen uns laut! — Du  
 3 Nun ruft uns mein Brauner, das Horn ins Feld Es dringt das Unkraut ans Ohr! — Es  
 4 So Roß und so Reiter mit frohem Mut, bei steht der Feind vor uns her! — Es

**Klavier.**

(4. Str. zurückhaltend)

1 Sat, tel er sieht, das Schwert es blüht! Uns ruft der Vater Rhein! — Der Wel'sche mit seinem  
 2 kann, leßt nicht Scheu, lag ich in Streu dich streichelnd wie eine Braut. — Und sahst du mit stummem  
 3 zütert die Welt, es dröhnt und gellt. Doch Fürmen wir freudig vor! — Wir haben uns durch die  
 4 Koßtet wohl Blut, denn manchmal gut trifft auch des Franzmanns Speer! — Doch strecht uns die Waf-fe

(4. Str. zurückhaltend)

1 Übermut überzog uns frech mit Krieg. Wir doch wir bleiben bei kaltem Blut! Mein  
 2 Ruff' mich an, so verstan den wir uns zwei. Ruff' dich der Kaiser, mein Reitermann, dein  
 3 Sein de-schar und wir lichten mit dem Schwert. Dein Reiter ist ja ein deutscher Husar, mein  
 4 in den Sand, der Sieg ist des Opfers wert! Dann fiel im Felde fürs Vaterland der

ausdrucksvoll

1 Brauner, uns winkt der Sieg! Wir doch wir bleiben bei kaltem Blut! Mein Brauner, uns winkt der Sieg! —  
 2 Brauner ist stets dabei! Ruff' dich der Kaiser, mein Reitermann, dein Brauner ist stets dabei! —  
 3 Brauner sein deutsches Pferd! Dein Reiter ist ja ein deutscher Husar, mein Brauner sein deutsches Pferd! —  
 4 Reitersmann und sein Pferd! Dann fiel im Felde fürs Vaterland der Reitersmann und sein Pferd!  
 noch mehr hervorhebend und langsamer





# Kriegstagebuch.

Aufzeichnungen aus bewegter Zeit. Von Hans Land.



## Hindenburg.

Von diesem General eine Historie, die auf unseren Kaiser ein prachtvolles Licht wirft. Beim letzten Kaisermandöver im Osten gab es eine Meinungsdivergenz zwischen Wilhelm II. und Hindenburg. Dieser nahm verschmüpft seinen Abschied und zog sich nach Hannover zurück. Als die Russen in Ostpreußen wütheten, kam ein Telegramm aus dem Großen Hauptquartier nach Berlin. Dort spannte man eine Lokomotive vor einen Salonwagen, schickte den Zug nach Hannover und holte Hindenburg. Man holte den Rechten . . .

## Sasonow.

Bei Georg Brandes in Kopenhagen schildert ein von Petersburg kommender Deutschrusse folgenden Vorgang: Es war in Petrograd. Ich sitze mit einigen Bekannten in dem vornehmsten Restaurant. Vor anderthalb Stunden war der Ausbruch des Krieges mit Deutschland bekannt geworden. Da wird die Tür aufgerissen, und in einem Schwarm von Zivilisten erscheint Sasonow. Der kleine gebrechliche Mann mit dem Satansgesicht reißt sich die Hände, läßt sich lärmend mit seinen Freunden nieder, grinst teuflisch, läßt Champagner auffahren . . . anderthalb Stunden nach der Kriegserklärung . . .

## Moskauer Straßenszene.

Ein dänischer Maler erlebte in Moskau folgende Straßenszene. Großer Volksauflauf. Ein tolles Gelächter. Zwei Polizisten haben einen Schwerbetrunkenen, der schlafend im Rinnstein gelegen, aufgerüttelt. Jetzt steht der Kerl taumelnd in der Winterkälte da — und plötzlich verliert er die Hosen. Sie fallen auf seine Stiefel herunter. In seiner Blöße steht der Mann. Die Polizisten, die Männer, Weiber und Straßensungen brüllen . . . brüllen vor Lachen. — Rußland! . . . — — —

## Die Gewehrfabrik.

Die königlich preussische Gewehrfabrik arbeitet jetzt fieberhaft. Alle zwei Minuten wird ein Gewehr fertig. Die königlich preussische Gewehrfabrik erläßt im „Vorwärts“ eine große Anzeige: „Fräser werden verlangt.“ „Ich kenne keine Parteien mehr,“ sagte der Kaiser . . .

## Wie das Eisener Kreuz geholt wird.

Ein Bankbeamter, Reserve-Mann, macht seine vorzüglichen französischen Sprachkenntnisse in der Schlacht auf folgende Weise der Erkundung dienstbar. Er zieht französische Kavalleristenuniform an und wechselt in die feindlichen Reiterlinien hinüber. Dort knüpft er ein Gespräch mit einem französischen Kavalleristen an, von dem er die wertvollsten Aufklärungen über die feindlichen Stellungen, Gefechtsstärken und anderes mehr erhält. Beim Vorwärts verschwindet er, kommt glücklich auf die deutsche Seite zurück, passiert die von seinem linken Streiche wohlunterrichteten deutschen Vorposten und bringt dem Kommandierenden die unschätzbaren Nachrichten.

## Nächtliches Erlebnis.

Gegen halb ein Uhr nachts, von Freunden aus der Stadt kommend, sehe ich am Halenseer Ringbahnhof einen alten Offizier Umschau halten. Er kommt auf mich zu. Scheint äußerst erregt. „Verzeihung, mein Herr. Ich

bin hier fremd. Muß ein Telegramm aufgeben. Das Postamt ist schon geschlossen. Was fange ich an?“

„Sie müssen zum Haupttelegraphenam in die Stadt.“

„Ist das sehr weit?“ fragt er.

„Sehr. — Doch halt,“ setze ich hinzu. „Man kann Telegramme ja auch telephonisch aufgeben. Darf ich Sie bitten, mich in meine Wohnung zu begleiten? Ich habe dort Fernsprechanßluß.“

„Tausend Dank! Unendlich verbunden. — Aber so spät darf ich Sie doch wohl nicht stören! Freilich — das Telegramm ist äußerst dringend — äußerst. Erlauben Sie mir, mich vorzustellen: Oberstleutnant K —. Sie müssen entschuldigen. Ich — ich bin so namenlos erregt. Dieses Telegramm hier“ — er entfaltet das Blatt — „dieses Telegramm enthält meine Einberufung. Zwei Söhne hab' ich schon draußen . . . aber, daß ich selbst — ich selbst dieses ungeheure Glück noch erleben darf . . .“ Seine Stimme zitterte. „ . . . Und nun ist es durchaus notwendig, daß ich dem Bezirkskommando noch in dieser Nacht telegraphisch antworte.“

Ich sah ihm scharfer ins Gesicht. Er war sicher ein Sechziger. Ich wiederholte meine Einladung, mich nach Hause zu begleiten. Er dankte unaufhörlich. „Es ist wohl das Geringste, was ich tun kann,“ bemerkte ich.

Nun sitzt der weißhaarige Jüngling lange nach Mitternacht an meinem Schreibtisch mir gegenüber und wirft in festen feilen Zügen das Antworttelegramm an das Bezirkskommando aufs Papier. Prachtvoll steht ihm die ernste feldgraue Uniform. Die breite Brust ist in langer Reihe von Ordensbändern bedeckt. Jetzt ist die Niederschrift vollzogen, und ich besorge die telephonische Bestellung. — Ich begleite dann meinen späten Gast die Treppe hinab. Er dankt unablässig. Unten an der Haustür bleibt er stehen. „Ja — wie — wie soll ich Ihre große Freundlichkeit gutmachen?“ — Da zuckt es über sein scharfgeschnittenes Gesicht: Mit heller Stimme ruft er: „Ich schicke viele — viele Franzosen!“ . . .

Lachend salutiert er — und verschwindet in der Nacht . . .

## Aus einem Newyorker Briefe.

Abend im feinsten Kinotheater in Newyork. Die britische Leibgarde wird im Lichtbilde vorgeführt.

Großer Jubel.

Die englische Flottenrevue bei Spithead.

Jubel.

Parade auf dem Marsfelde vor Poincaré.

Donnernder Beifall.

Kein deutsches Bild. Keine deutsche Sympathiekundgebung. Kein Wort — kein Laut für uns . . .

## Auf der Brücke.

Ich lese am Abend auf der Halenseer Brücke die Zeitung. Ein alter Herr blickt mir über die Schulter.

„Was Neues?“ fragt er.

Ich reiche ihm das Blatt.

„Danke — danke sehr . . .“

Wie diese Stimme bebte. Ich blicke auf, Tränen stürzen dem Mann aus rotgeränderten Augen.

„Zwei Söhne — stottert er — zwei Söhne an der Marne — verloren . . .“

Wir stehen plötzlich in einem langen Händedruck vereint. Erschüttert muß ich mich abwenden . . .



Der Sturm bricht los. Nach einer Zeichnung von M. Baraschudts.





Die deutschen „Barbaren“ in Feindesland. Nach Schilderungen aus Feldpostbriefen gezeichnet von W. Barascaris.

## Was wird aus dem Völkerrecht?

Von Dr. Alexander Elster.

Der Krieg, den wir gegen eine Welt von Hassern und Neidern zu führen haben, hat sich bisher schon in Formen ergangen, die dem Völkerrecht Hohn sprechen. Nicht durch unsere Schuld ist das geschehen und geschieht das weiter. Die Notwendigkeit der Vergeltung ist uns aufgezwungen worden, wenn wir nicht wehrlos unsere braven Truppen dem Meuchelmord ausliefern wollen. Gewiß mag manches von dem, was erzählt worden ist, übertrieben sein; aber fürwahr genug an Scheußlichkeiten und Völkerrechtswidrigem bleibt übrig, und es ist, als ob Kultur und Zivilisation, die im Völkerrecht ihre Geltung für schwere Zeiten festlegen wollten, um Jahrhunderte zurückgeworfen wären.

Die Feinde nennen uns Hunnen und Barbaren — in eben diesem Gefühl Jahrhunderte zurückgeworfener Kultur. Aber sie lügen und heucheln damit ebenso wie mit allen ihren anderen Auslassungen, wollen nur ihre eigene schwere Schuld darunter verschleiern und würben, wenn sie in unserer Lage der Notwehr wären, nicht so anständig kämpfen wie wir.

Es ist erwiesen, daß sie die Zivilbevölkerung zur Beteiligung am Kampfe organisiert haben, daß sie dem Meuchelmord neben dem offenen Kampfe Mitwirkungsrechte verleihen, daß sie Ärzte und Krankenpfleger beschossen, das Rote Kreuz nicht geachtet, die berücktigten

Dum-Dum-Geschosse angewendet, mit der Parlamentärsfarbe Mißbrauch getrieben und Verwundete gemordet und scheußlich, ja bestialisch zugerichtet haben. Weiter darf als erwiesen gelten, daß Belgien sowohl wie England, Frankreich sowohl wie Rußland mit ihren diplomatischen Friedensversuchen, mit Ehrenwort und Telegrammen nur Zeit gewinnen wollten, um ihre Mobilmachung, die länger dauert als die unsere, früher zu beenden als wir. Und das ist auch so geworden. Sie haben gegen uns mobil gemacht zu einer Zeit, als wir noch an Frieden glauben mußten, und die Neutralität Belgiens wurde nur vorgeschützt, während in Wirklichkeit ein Bündnis Belgiens mit Frankreich und England vorlag. Kriegerische Handlungen sind in aller Form von Frankreich wie von Rußland begangen oder mindestens sehr weit vorbereitet worden, ohne daß der Krieg erklärt wurde — und dann — dann! — bezeichneten sie unseren Durchmarsch durch Belgien, den wir den Belgiern in der Absicht des Friedens ankündigten und um dessen Genehmigung unter Ersatzleistung wir baten — als Neutralitätsbruch. — Dies alles ist nach Lage der Dinge also nichts als eine übergroße Heuchelei unserer Feinde! Sie hatten diese „Neutralität“ längst verlehrt, ja wären bereit gewesen, sie (ohne so anständige Garantie, wie wir sie boten) weiter zu verlegen, wenn nicht eben diese „Neutralität“ mit ihrem Wissen



und Willen gar keine Neutralität gewesen wäre! Haben doch weiterhin die Engländer sich nicht geschämt, eines unserer Schiffe in einem neutralen Hafen zu beschleichen!

Das deutsche Botschaftsgebäude in Petersburg hat der Russe zerstört, friedliche Angehörige des Auslandes wurden, namentlich in Belgien, noch vor Beginn des Krieges mißhandelt und gemordet, und weiter bei der Kriegführung wurde von allen unseren Feinden jedes Mittel angewandt, das Verschlagenheit und gemeine Gesinnung entgegen dem Völkerrecht nur erdenken konnte.

Dies alles wird hoffentlich unsere Diplomatie zu gegebener Zeit auf die Generalrechnung setzen. Für uns handelt es sich hier um die Frage, was aus dem Völkerrecht werden soll, wenn es die große Belastungsprobe nicht ausgehalten hat.

Das Völkerrecht ist ein positives Recht, das aus Verträgen hervorgegangen ist. Es steht über den Staaten, hat keinen Gesetzgeber, keinen Richter, keine Zwangsgewalt. Es ist also im ausgesprochensten Sinne ein moralisches Recht; nur Anstand, Ehre und Selbstzucht können es aufrecht erhalten. Wenn einer es verlegt, so hat er es nur dann zu büßen, wenn der Verletzte stärker ist als der Verlezer, und bei dem Stärkeren sind es nur Treue der Verträge, Ehrgefühl, Anstand und Bestehen vor dem allgemeinen Urteil der moralischen Kultur, die ihn vor Verletzungen abhalten. Kein Wunder, daß es Völkerschaften und Staaten gibt, die, wenn Haß und Habgucht sie leiten und wenn sie zu mehreren sind, die unterschriebenen Verpflichtungen des Völkerrechts nicht achten. Dabei bleibt nur das eine merkwürdig, daß es gerade ethische derer tun, die sich sonst für am höchsten zivilisiert (wie die Franzosen) und von unantastbarer Moral (wie die Engländer) halten. Wenn deren Ehr- und Rechtsbegriffe wanken und die ganze zivilisierte Welt in Kriegsbrand gerät, wo ist dann der Richter, der die Verletzungen des Völkerrechts brandmarkt und die Schuldigen zur Rechenschaft zieht? Und wo soll dann, wenn dieser Brand vorüber ist, das Vertrauen zu neuen Verträgen herkommen, die wohl für den Frieden gut sind, aber für den Krieg, für den sie bestimmt sind, versagen? Man ist versucht, mit größtem Pessimismus der Zukunft des Völkerrechts entgegenzusehen und zugleich damit an der Zivilisation der Menschheit zu verzweifeln.

Und doch wäre es verfrüht, daran zu verzweifeln, solange an die gerechten Waffen der Sieg geheftet bleibt. Wir dürfen vielmehr fragen, was geschehen muß, um das Kulturgut des Völkerrechts zu retten.

Mit der Friedenspropaganda ist das nicht getan. Leider hat auch die christliche Gesinnung nicht Männer des hochkirchlichen England abgehalten, das größte Verbrechen der Weltgeschichte zu begehen. Die Schiedsgerichte im Friedenspalast zu Haag sind für kleinere Fragen gut. Vorbeugende Hilfe muß kommen.

Wir sehen ja jetzt deutlich genug, wo die Verletzungen des Völkerrechts entsprungen sind. Aus einer beispiellosen Verhehung, aus einer systematischen Belügung der aufzuwiegenden Völker gegen das allezeit nur allzu gerade und ehrliche Deutschland. Hier ist des Pudels Kern, der Teufel: die Unwahrheit ist es, die bewußte Lüge. Es muß also künftig viel mehr als bisher daran gearbeitet werden, die gemeine Lüge und Verhehung aus dem internationalen Spiel auszuschalten. Dazu brauchen wir neue Rechtsätze des Völkerrechts. Leicht wird deren Schaffung nicht sein, unmöglich aber auch nicht. Ein Entrüstungsschrei war stets sicher zu erwarten, wenn etwa Soldaten eines Landes die Grenze überschritten, vielleicht nur ver-

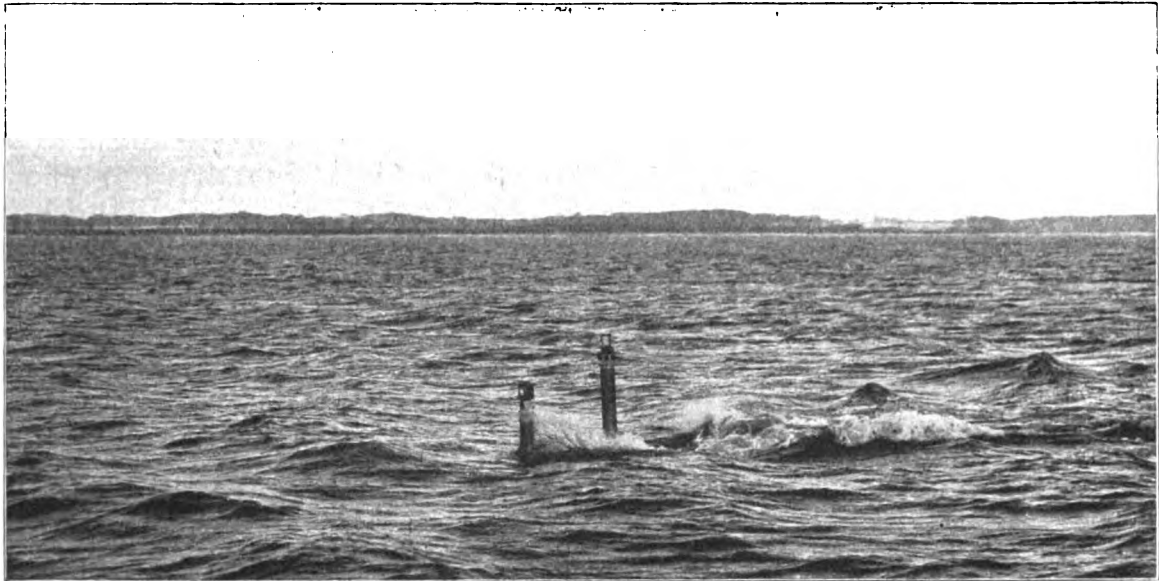
sehtentlich, oder in Folge von Reibereien zwischen den Grenzschutzwachen, oder wenn ein Heeresteil durch ein neutrales Land zieht, und wäre es nur ein paar Kilometer breit. Also derlei äußere „Verletzungen“ würden sofort die schlimmsten Folgen haben und im günstigsten Fall den Protest beim Haager Schiedsgericht hervorrufen. Die dauernde Grenzverletzung aber mit Wort und Schrift, die Aufkegung der Gemüter zu Haß und Feindschaft — die werden völkerrechtlich nichts geachtet, und kein Verlezer kann und darf sich darüber beklagen. Hier aber liegt der Grundfehler der völkerrechtlichen Anschauung, und man sieht nur, wie tief die Lüge in der Brust der Menschen, vieler Menschen, noch als etwas ganz Erlaubtes gelten muß. Wenn das nicht anders wird, gehen wir weiter auf Vulkanen. Wieder wie so oft wird auch hier dem Aukeren ein unverhältnismäßig großes Gewicht gegenüber dem Seelischen und Geistigen gegeben. Ist es nicht etwa Grenzverletzung im ärgsten Sinne, wenn der Nachbar den Nachbar dauernd systematisch verleumdet? Er beschleift ihn mit vergifteten Pfeilen, den Wehrlosen!

Ich meine nun durchaus nicht, daß im internationalen Verkehr Kritik und Bericht, daß Diplomatie und Gegnerschaft ausgeschaltet oder verkümmert werden sollten und könnten. Aber es muß eine Grenze geben, von wo ab die Hezpresse und die Aufwiegelung der Volksseele von einem dadurch bedrohten Staat beschnitten werden können, und dazu muß das Völkerrecht bemüht werden. Es muß in den völkerrechtlichen Abmachungen ein Vertrag geschlossen werden, daß die Verwahrung gegen Hezlügen beim internationalen Schiedsgericht zulässig sein und daß ein Spruch gefällt werden kann, auf Grund dessen die Staatsgewalt, in deren Bereich die lügenhafte Verhehung stattgefunden hat, gehalten wird, die Unwahrheit öffentlich zu berichtigen oder die Hezzer zur Verantwortung zu ziehen oder die Hezpresse zu unterdrücken.

Das wendet sich also lediglich gegen Lügen, die als solche erwiesen werden müssen, und gegen lügenhafte Tendenzen, die als solche glaubhaft gemacht werden müssen. In dieser Form sollte eine Abwehr doch wahrhaftig möglich sein, wenn die Welt nach diesem Krieg wirklich den Frieden will. Und wenn es möglich ist, so wird dadurch kein irgendwie berechtigtes Gut der Freiheit unterbunden; denn die Bestimmung würde gegenseitig für jedes Land gelten, würde freie wahrhaftige Kritik und Meinungsäußerung nicht unterdrücken, könnte überdies geeignet sein, den amtlichen diplomatischen Verkehr zu erleichtern, und würde vermutlich die schlimmsten Auswüchse der Verhehung beseitigen. Denn nur diese sind es, die uns jetzt die unsagbarsten Greuel der Unmenschlichkeit in diesem Kriege eingebracht haben, zum Schaden der Betroffenen und zur Schmach der Väter und ihrer Anstifter.

Ich bin mir wohl bewußt, daß dies kein Allheilmittel ist, daß auch dann nicht die Lüge aus der Welt geschafft und der Frieden gesichert sein würde, aber gebessert könnte dadurch doch vieles werden. Das internationale Gewissen würde geschärft, ein Schritt vorwärts getan in der Kultur; denn schon das Vorhandensein eines Schiedsgerichtshofes, der die ehrliche Absicht hat, der verhehenden Lüge entgegenzutreten, kann und wird Gutes wirken und die schlimmsten Auswüchse beseitigen.

Dann hält man sich vielleicht auch mehr an die einzelnen Vorschriften des Völkerrechts, weil die Heiligkeit seiner Bestimmungen dann wieder in ein etwas helleres Licht gerückt wird. ☛



Unterseeboot in Unterwasserfahrt.

## Ran an den Feind!

Eine Skizze von der Nordsee. Von W. Schreiner.

Sinter jagenden Wolkenseken sank die Sonne blutig ins Meer. Es war am Abend des 21. September. Über der See stand ein steifer Nordnordwest; er peitschte die trägen schmutzigen Wasser der Emsmündung, daß sie mit weißen gischtigen Rämmen zischend und gurgelnd einander überstürzten. Unabsehbar weit sah man sie herankommen, wie ein Heer weißer Reitergeschwader, bis nach der holländischen Küste hinüber, die sich vom letzten Sonnen- glast umglüht scharf gegen den Himmel abhob. Land- einwärts von Emden ging mit grauem Regenschleier eine schwere Wb nieder. Bis zum Außenhafen schob sie sich heran. Schwer klatschten die großen Tropfen auf die zrauen Rücken der sechs U-Boote, die an der Mole ver- taunt waren, und zersprühten zu staubfeinen Spritzern. Das Wasser stieg noch immer, stark schwankten die Stangen- periskope bei jeder neuen Welle, die die Flut glucksend gegen die Schiffswand warf. Unmutig zerrten und sankten die Boote stampfend an den Stahlrossen, die sie an der Mole festhielten. Sie warteten nur auf das Einsetzen der Ebbe, um mit Westnordwestkurs auf Vorposten zu gehen.

Glock acht legt sich die Zolle mit den Offizieren längs, fünf Minuten später kurbeln die Maschinen an, das Wasser teilt sich am Bug, und leise gleiten die Boote, voran das Führerboot U 14, in die schwarze Nacht.

Kein Licht leuchtet in der Fahrstraße, alle Waken und Bojen hat der Krieg hinweggefegt; schwarz und unheim- lich liegt die See. Nur vom holländischen Delfzyl her- über stiehlt sich zag ein zitterndes Licht. Aber je dunkler desto besser; die Dunkelheit ist unser Bundesgenosse. Noch gehen wir im Wasser der Ems, die Boote machen gute Fahrt, denn wir fahren „über“ Wasser. Rechts voraus eine schwarze Masse: die Knoch; vorbei — jetzt sind wir in der See. Wir haben's nicht schwer, hier richtig zu navigieren, weil unsere Boote nur geringen Tiefgang auf- weisen und deshalb nicht gleich auf jeder Untiefe aufstehen.

Solange wir im Wattenmeer sind, ist der Seegang nicht bedeutend, besonders da wir mit der Ebbe fahren; dabei lassen sich bequem 14 Knoten Fahrt halten. Auf dem Führerboot geht eine Leuchtkugel hoch — Sekunden nur später blüht in Steuerbord ein Scheinwerfer auf, Vorkum

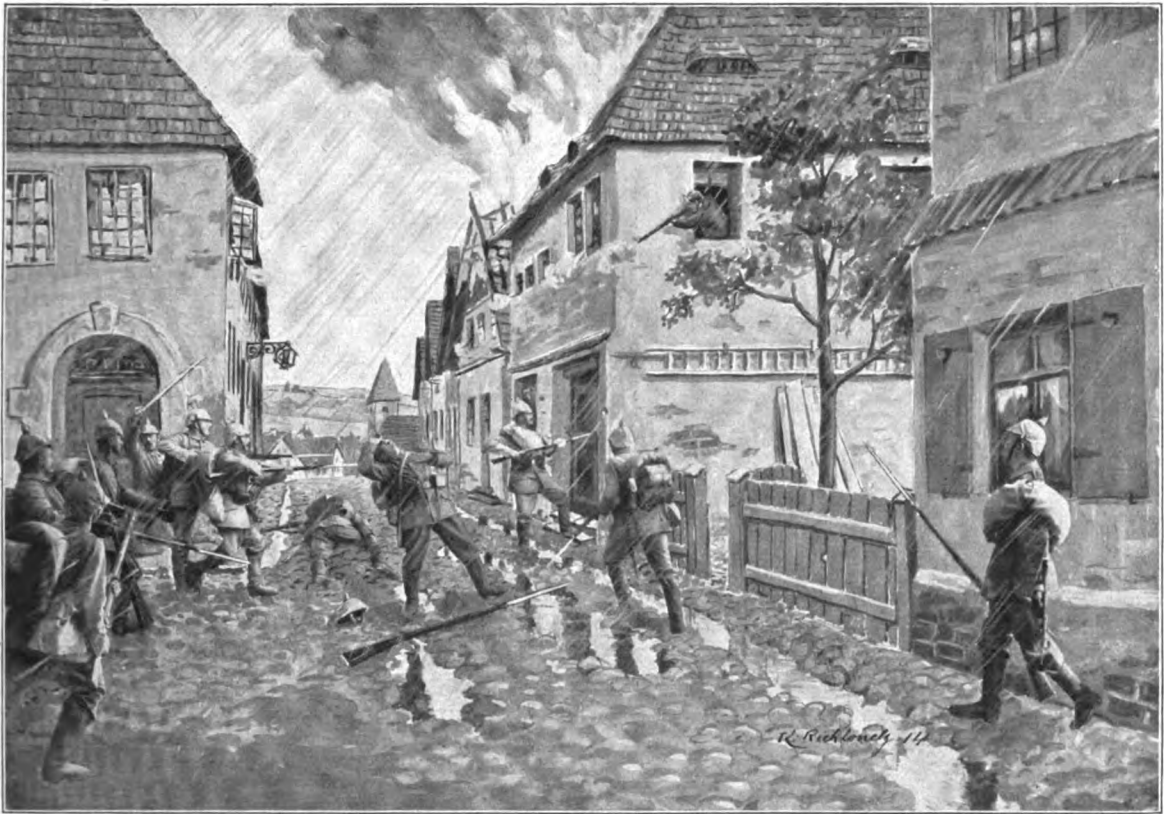
meldet sich; in kurzen und langen Zwischenräumen gleitet sein Licht über die Wogen: lautlose Kunde, die uns so die Lichtmorseschrift zuträgt. Suchend tastet die Lichtgarbe sekundenlang nach Nordwesten, dann verflummt die Sprache der Nacht. Die See liegt finster wie zuvor.

Aber schon signalisiert U 14 von seinem Lurm aus, der nur wenig über der Wasserfläche liegt: unsere ganze Linie dreht einige Strich nach Backbord ab, in dieser Richtung, hat Vorkum gemeldet, stehen unsere äußersten Kreuzerposten für diese Nacht. Abermals blüht es bei U 14: Formationsänderung! Lautlos laufen die achteren Boote dem Führerboot auf, nun fahren wir alle in gleicher Höhe, wir mit U 9 am weitesten westwärts.

In Backbord ein Licht! In ruhigen Pausen flammt's auf — die Wale von Rottum, freilich die Holländer haben ihre Feuer nicht gelöscht. Nun haben wir die letzten Inseln hinter uns, es geht in die freie See, wir spüren's am stärkeren Rollen der See, unaufhörlich kommen Sturz- seen über, der Bug des Bootes wühlt sich, umleuchtet von sprühendem Gischt, schwer stampfend durch die Wogen. Fast lautlos arbeiten die Maschinen, kein Lichtstrahl bringt aus dem Bootsinnern; noch halten wir es aus auf der Plattform des Turmes; unförmig in unseren triefenden Ölmänteln stehen wir da, starren mit brennenden Augen in die Nacht, über die See. Das selbstleuchtende Zifferblatt meiner Uhr zeigt fünf Minuten nach Elf. Ab und zu geht ein Regenschauer über uns, dann wieder blinken ein paar Sterne; unter uns die beim starken Gang der Maschine zitternden Decksplanken und um uns brodelnde, brandende See — so sausen wir durch die Nacht.

Gespenschtig wachsen hart vor uns die massigen Formen eines Kreuzers auf. „Halbe Kraft!“ Geschmeidig pirscht sich unser Boot heran, ein paar Winksignale mit der Blendlaterne und schon knistert vom vorderen Mast der „Leipziger“ der Scheinwerfer in hastender Eile: kurz- kurz, bis U 14 mit Leuchtpatrone von fernher ant- wortet; eine kurze Pause: Achtung! Dann wirft der Kreuzer seine Befehle in Strahlenbündeln in die Nacht hinaus. Hoch gegen den Himmel, damit ja kein verräterischer Strahl auf die Boote fällt. U 9 ist auf Aufweite





Ein belgischer Streikereiberfall.

## Die Barbarei in Belgien.

Von Norbert Jacques. (Mit zwei Bildern.)

Das Dasein des Königreichs Belgien als selbständiger Staat geht auf einen Akt von Zerstörung und Völlererei zurück. Nach einer Aufführung der „Stimmen von Portici“ am 24. August 1830 in Brüssel stürzten die Zuschauer und das Gassenvolk in der Nacht zu der Wohnung des Redakteurs einer Regierungszeitung, zerstörten die Druckereinrichtung und sofften den Weinfeller des Herausgebers aus. Es ging damals gegen die Verbindung Belgiens mit Holland, und die Bewegung, die aus diesem nächtlichen Aufruhr entstand, schuf das Königreich Belgien, dessen Bewohner mit allen erdenklichen Greuelthaten und karnibalistischen Brutalitäten gegen deutsche Soldaten den Krieg des Jahres 1914 begannen.

Die rohe und blutdürstige Charakteranlage der Belgier hat in unserer modernen Zeit schon einmal Europa beschäftigt. Das geschah, als die Mörderieen bekannt wurden, mit denen die belgischen Behörden den Kongostaat kolonisierten. Damals stellte sich England an die Spitze der protestierenden Völker, und der Arger, daß ihm der fette Kongobissen nicht selber zugefallen war, machte seine Empörung flammend. Jetzt, da der belgische Blutdurst sich gegen Englands weiße Vettern und Feinde wendet, kümmert sich England nicht nur nicht darum, sondern versucht die rohen Instinkte seines Bundesgenossen nur noch heißer zu machen dadurch, daß es verbreitet, die deutschen Soldaten hätten sich mit der grausamsten Schonungslosigkeit gegen die Herero und Hottentottenvölker gewandt, und dasselbe Schicksal wie jenen stünde nun auch dem belgischen Volk bevor. Solche Empörung steht gerade dem Engländer sehr gut an. Er hat Weltteile, z. B. Australien, einfach ausgeschlachtet, solange die Ein-

geborenen ihm nicht nützen wollten, und errichtet nun auf dem blutgetränkten Boden seiner Kolonien heuchlerisch durch Missionare sein sonderbares christliches Kreuz. Die Belgier haben in England also einen erfahrenen Lehrer und Unterweiser gefunden auf dem Weg, den sie gingen.

Es ist uns allen aus den flämischen Bildern von Brouwers, Teniers, Rubens, Ryckaert geläufig, daß im belgischen Volk eine Uppigkeit und Triebkraft steckt, die wir angestaunt haben. Diese Triebkraft aber ist das erzeugende Element der Laten, gegen die sich nun unser Abscheu wendet. Denn es ist keine fruchtbare Triebkraft, sondern nur innere Rohheit und das Unvermögen, Maß zu halten. Aus den belgischen Kirmesfesten der Museen hat die Wirklichkeit nun Blutnächte entsetzlicher Art gemacht. Die Horden, die sonst an Weibern und Schnaps ihre rohe Maßlosigkeit befriedigten, haben jetzt aus gesichertem Hinterhalt unsere Soldaten, die ein Zwang durch ihr Land führte, gemordet und verstümmelt. Ich zweifle nicht daran, daß diese Menschen nicht aus Eignem begannen. Ihre Mordgelüste wurden in bestimmter Weise aufgestachelt und organisiert. Die Bewaffnung war leicht in diesem Zentrum der Waffenfabriken. Von wem wurden diese Instinkte organisiert?

Ein Teil der Stadt Löwen wurde zerstört. Darüber, glaub' ich, haben selbst manche Belgier gefrohlockt. Denn aus dieser Stadt ging der Geist hervor, der mit Absicht das Volk im Dunkeln eingesperrt ließ, der verhinderte, daß das Volk innerlich wuchs und sich erzog. Von hier aus wurde der rohe Instinkt gezüchtet, der ein Volk zu den Kannibalentaten fähig machte, in denen die

Belgier sich gegen die Deutschen warfen. Darin hat Löwen ja Geschichte.

Nur eine mangelhafte Volkserziehung vollbringt es, daß einem Volk, das zwischen Holländern, Deutschen und Franzosen eng eingezwängt aufwuchs, die rohen Triebe bleiben konnten, die man auf dem belgischen Land auch bei Friedensverrichtungen überall trifft. Hahnenkämpfe gehörten zum lustigsten und häufigsten Zeitvertreib. Jedes Dorf hat eine Bogenschützengesellschaft. Bei Preischießen habe ich öfter gesehen, daß man lebende Tauben auf eine hohe Stange mit den Füßen annagelte und dann auf sie schoß. Wer die flatternde Taube durchbohrte bekam sie als Preis. Zu diesen brutalen Eigenschaften, die der belgische Volkscharakter bei sich zu Haus pflegt, kommt der Ruf, den er in der Welt als ein Mensch ohne Treu und Rechtheit genießt. Das ist das Erbe seiner Geschichte. Belgien war stets ein Grenz- und Pufferstaat, und Mißtrauen, Untreue und Betrug wurden dadurch als nützlichste Waffen gepflegt. Freilich hätte in den ruhigen Jahrzehnten der letzten Zeit eine ordentliche Volkserziehung dem längst abhelfen können.

Es war so außerordentlich charakteristisch, wie sich die belgische Masse benahm, als das Feuer einen Teil der Brüsseler Ausstellung zerstörte. Auf dem Hügel lag in Asche und Trümmern, was die Anstrengungen von Nationen, von Geistern im Wettbewerb der Welt verrichtet hatten, die Arbeit von Jahren und von Tausenden von Händen war durch eine Katastrophe zerstört worden. Die ganze Welt bewies ihre Teilnahme, war betroffen von dem Unglück, das dies erfolgreiche Unternehmen geschlagen hatte. Aber die Belgier selbst versammelten sich in Herden in „Alt-Brüssel“ zu Füßen der rauchenden Trümmer, und in dieser Sauf- und Dir-

nenanstalt feierten sie in tobenden, brüllenden Festen mit Singen und Trinken die traurige Katastrophe. Die Wucht des Elements hatte ihr rohes Blut entzündet. Maßlos ließen sie ihrem brutalen Instinkt freien Lauf und machten ein ekelregendes tagelanges Gelage aus dem, was die Welt als Unglück bedauerte. Das waren die belgischen Herden. Darin lag die innerliche Unerzogenheit, die fanatische Zuchtlosigkeit, der schafalhaft rohe Gemütsmangel, die lächerliche Kulturlosigkeit, die widerliche Barbarei, denen jetzt so viele deutsche Familien das fürchterlichste Unglück verdanken.

Noch scheint es mir nicht vorbei zu sein. Bis jetzt hatten die Deutschen es nur mit den Wallonen zu tun, freilich mit der selbst in Belgien berücktigten Bevölkerung der Industriegegenden an der Maas, die von jeher als eine Zuflucht für Verbrecher galten. Der Wallone ist ein wenig windig, ohne Ausdauer, während die Flamen kräftiger und trotzig sind. Es ist eine psychologische Erscheinung, daß innerer Roheit und brutalem Drang oft eine leicht zusammenbrechende Festigkeit gegenübersteht. Es ist möglich, daß die stetige Strenge der deutschen Heere vorbauend wirkt. Aber Antwerpen und Brüssel sind Sammelplätze furchtbarsten Menschentums. Und so wie die Katastrophe von Löwen durch die Verbreitung der Nachricht, die Engländer stünden siegreich vor der Stadt, hervorgerufen wurde, so wird Belgien auch künftighin noch öfter die Falschmeldung benutzen können und fatale Wirkungen damit erzielen. Denn auch Belgien lügt in diesem Krieg nicht aus Temperament, wie der Franzose, sondern mit System, wie der Engländer. Ein Mißerfolg der Deutschen, der wohl einmal vorübergehend den sieghaften Sturm lauf durchbrechen kann, wirkt dort wie eine Lunte in der Nähe der Bombe.



Die Teilnehmer an dem Masserüberfall belgischer Stankiteurens auf die deutsche Besatzung in Löwen werden nach Brüssel übergeführt.  
Cop. Vereenigde Fotobureaux.



Die Kaiser Wilhelmstraße in Budapest im Flaggenfeste. Zur Ehrung des Deutschen Kaisers wurde in Ungarns Hauptstadt die bisherige Bocsi-Strasse in Kaiser Wilhelmstraße umgetauft. Die Fahnen, mit denen die Straße aus diesem Anlaß geschmückt wurde, trugen die Inschrift Eljon Vilmos Császár

## Ungarische Brüder.

Von Karl Fr. Nowak. (Mit zwei Abbildungen.)

Im fernsten Winkel Ungarns kammt jetzt der Anteil nicht bloß am Zukunftsschicksal der eigenen Doppelmonarchie: die Zukunft Deutschlands hat in Nord und Süd, von den wilden Spizen der meeräugigen Tatra bis hinab zu den heißen, fruchtschweren Dörfern des Banats, alle Gemüter erfüllt. Niemand quält Sorge, niemand macht ein Bangen unruhig. Stark steht Germania, eisengepanzert und furchtlos inmitten einer Überzahl von Feinden, unantastbar in der Einbildungskraft, in der hellen, vertrauenden Schwärmerei der Magyaren. Kommt irgendwer heute aus dem Deutschen Reich über die Grenzen der rot-weiß-grünen Pfähle, nennt er bloß den Namen einer Stadt mit deutschem Klang, verklären im Augenblick sich alle Gesichter. Fast ist's, als wäre zur Ungarhymne, zur Hymne für Franz Joseph noch ein dritter nationaler Sang gekommen: die „Wacht am Rhein“ . . .

In der Königshauptstadt, zu Budapest, klingen ihre Strophen zu allen Stunden und an jedem Ort. In den Kaffeehäusern siedeln sie die Zigeuner, in den Varietés tritt plötzlich ein Sänger an die Rampe, der nichts weiter bringt, als — heifallüberschüttet, jubelumrauscht — das Lied von „Schwertgeklirr und Wogenprall“ . . . Wunderlich ist die Wandlung, wenn man der Kälte sich erinnert, in der noch vor nicht allzu ferner Zeit die Ungarn allem Deutschen gegenüberstanden, und dann wieder gar nicht wunderbar, wenn man nur der Wandlung Gründen nachgeht. Ritterlich von je, sahen die Ungarn den Deutschen mit einem Schlag von hundert Feinden umringt, sie hätten ihm sicherlich ihre Zuneigung, die Sympathie für den auf heimtückische Art Umringten selbst dann nicht verwehrt,

wenn dieser Deutsche nicht obendrein auch noch ihr Bundesgenosse gewesen wäre. So aber sahen sie, daß er das Schwert ohne Zögern für den Freund zog, den er in Not und Schicksalschwere trotz Katastrophengefahr für's eigene Land und Volk nicht wollte allein stehen lassen. Sie sahen Wilhelms II. ehrlich unermüdliches Ringen, die Weltbrände niederzuhalten, sahen just den Ehrlichen, Aufrichtigen an der Spitze eines großen Volkes in seiner reinsten Absicht betrogen und verraten werden . . . Von jetzt an war „Vilmos Császár“ heilig. Von da an wohnte sein Bild in allen Ungarherzen. Deutschlands Grenzen und die Grenzen der Donaumonarchie weiteten sich zu einem einzigen offenen Tor.

Vilmos Császár kann man zu Budapest in allen Straßen grüßen. Neben Franz Joseph hängt sein Bild in allen Schaufenstern, und selten geschieht's, daß man dies Bild mit Kränzen, Blumen und Schleifen zu schmücken vergaß. Wilhelm II. als deutscher Kürassier, Wilhelm im Gala-kleid seiner Flotte, Wilhelm daheim im Berliner Schloß bei den Seinen, Wilhelm in Jagduniform und im Parade-kleid seines österreichischen Regiments . . . Ihn kauft man auf Postkarten, auf Leetassen, auf Zigarettenboxen. In keiner Karikatur fehlt „Vilmos Császár“: mit einer der schweren, berühmten 42-cm-Ranonen kommt er angefahren und schießt die Welt der Lücke und Hinterlist zusammen, die's nun plötzlich mit dem Schrecken bekommen hat. In den Singspielhäusern ist's der neue, am meisten begehrte Schlager, daß von Vilmos Császár gesungen wird, wie er von dort drüben, von Frankreichs Schlachtfeldern aus das europäische Konzert dirigiert. Und Budapests schönste

Straße, der „Wagzi-Rödrut“, durfte natürlich nicht länger so heißen. Natürlich taufte man ihn unmittelbar nach Kriegsausbruch um: „Wilmos Czásár Rödrut“ heißt die Straße jetzt.

Von Wilhelms Ehrlichkeit, sein Friedenwollen, seine Bundestreue, seine Mannhaftigkeit unter den Ungarn nicht gewonnen hätte, wäre entflammt worden von Deutschlands wunderbaren Siegen vom ersten Augenblick an. Fast weil man weiß, von den Helden der österreichisch-ungarischen Armee her weiß, wie man sich löwenhaft schlägt mit dem Feind, fast darum mußte die Bewunderung für deutschen Waffenruhm, für die Taten in Frankreich, für Hindenburgs Taten in Ostpreußen ins Ungemessene steigen. Auch in Ungarn verschlug der Reigen, verschlug das Tempo solcher Siegesbotschaften den Bundesbrüdern den Atem. Zu der Sicherheit über des Krieges schließlichen Ausgang, zu dem Stolz auf die eigenen Armeen, die mit einer Heldehaftigkeit, mit einer Aufopferung ohnegleichen als eiserne Mauern vor den Russen standen, kam der Stolz auf den Waffengeführten, durch dessen Freundschaft jeder nur selbst sich ehren konnte. Fast spricht man, wenn von Hindenburg, vom Völkchensieger Gmüch die Rede geht, wie von den Generalen der eigenen Armee. Und wirklich sind sie alle, die die deutschen Fahnen zum Siege als Führer vorantrugen, im Gefühl der Menge nur Brüder von General Dankl und General Ruffenberg, den ebendürftigen Helden, die bei Krasnik, bei Komarow und bei Zamosz kämpften . . .

Aber wie zu einem Symbol, das alles überragt, alles überglänzt, wie zu einem übermächtigen Schirmherrn, von dem allein Zukunft und Schicksal abhängig sein könnte, richten sich alle Ungarnblicke stets aufs neue zurück

auf Kaiser Wilhelm als ihres eigenen, edlen Königs nie wankenden Verbündeten. In die Ehrfurcht vor der kaiserlichen Erscheinung mischt sich nicht bloß die Begeisterung für seine selbgrauen, todesmutigen Soldaten: grenzenlos ist die Dankbarkeit, die alles dem Deutschen Kaiser zollt. Mehr als einmal hört man's: „Wir alle müßten ihm die Hände küssen, daß er unserm König, uns allen so zur Seite steht“ . . . Schon aus der Art, wie sie seinen Namen aussprechen, braust ein berausches, jauchzendes „Ejen!“ Natürlich weiß man, daß der Kaiser allein noch nicht Deutschlands Stärke auf allen Gebieten ausmacht, was Deutschlands Stärke auf allen Gebieten ausmacht, wie reich seine Industrien, wie rein seine Kultur, wie groß seine Kunst. Man wird also später, statt der französischen Bücher, deutsche Bücher lesen, statt wie bisher noch häufiger nach Berlin reisen, statt wie bisher nach Paris. Aber vorläufig verblaßt dies alles noch vor dem Krieg, in dem Wilmos Czásár auf Österreich-Ungarns, des Vaterlandes, Seite steht. Käme Wilmos Czásár heute nach Ungarn, sicherlich könnte er nach altem Wort so gut wie Franz Joseph, so gut wie im Schwarzwald, in Ostpreußen oder Bagerland sein Haupt getrost in den Schoß eines Bauern an der Theiß, in den Karpathen, in Kroatien betten. Kein Haar dürfte irgendwer ihm krümmen.

Vorläufig aber hat Wilmos Czásár in Frankreich zu tun . . . Vorläufig steht man dann und wann in Budapest nur seine Soldaten, seine Offiziere, und umjubelt sie, als wären sie der Czásár selbst. Der Oberstadthauptmann von Budapest aber meint, da man von Kaiser Wilhelm spricht: „Wahrhaftig, wir könnten den Kaiser vor Begeisterung, vor Jubel vom Bahnhof keine zehn Schritte weit in die Stadt bringen, wenn Wilmos Czásár jetzt zu uns käme.“



Vom österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz: Ungarische, österreichische und deutsche Verwundete in einem ungarischen Lazarett. Phot. Gebr. Harde.

# Die Engländer und die deutschen Kolonien.

Zeitgemäße Erinnerungen. Von Dr. Adolf Heilborn, Steglitz.

Wie das Reichskolonialamt bekannt gab, haben die Engländer kurz nach Ausbruch des Krieges den Funkenturm von Daresalam zerstört, auf dem Njassa-See den kleinen Verkehrsdampfer „Germann Wislmann“ überfallen und vor allem gemeinsam mit den Franzosen einen Einbruch in Togo unternommen, bei dem leider eine Anzahl braver Deutscher gefallen ist, neuerdings auch Angriffe auf Kamerun und Deutsch-Südwestafrika versucht, sowie Samoa und größere Teile Deutsch-Neuguineas bzw. des Bismarck-Archipels besetzt. Angesichts dieser „Kultur-taten“, deren nicht zu unterschätzende Wirkung auf die Eingeborenen und besonders die Neger noch geschilbert werden soll, dürfte es wohl angebracht sein, sich wieder einmal kurz ins Gedächtnis zurückzurufen, mit welcher niederen Rabalen die Engländer uns beim Erwerb sämtlicher deutscher Schutzgebiete begegneten. Nur die nackten Tatsachen seien hier auf Grund der Weißbücher und Denkschriften des Auswärtigen Amtes wiedergegeben; jede Umschreibung erübrigt sich, denn sie sprechen deutlich und laut genug. Zunächst Deutsch-Ostafrika. Als am 27. Februar 1885 durch kaiserlichen Schutzbrief die von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erworbenen Landgebiete unter die Obhut des Deutschen Reiches gestellt wurden, protestierte auf Betreiben der Engländer der Sultan von Sansibar dagegen. Das nützte ihm zwar nichts; aber in dem deutsch-englischen Abkommen über Ostafrika ward Sansibar der britischen Schutzherrschaft unterstellt, und wir Deutschen mußten sowohl das rechtmäßig erworbene Witugebiet und die Somaliküste, als auch unsere ebenso berechtigten Ansprüche an Uganda abtreten. Freilich erhielten wir dafür Helgoland, das nun wohl berufen sein wird, bei unserer Abrechnung mit den Vetteren jenseits des Kanals ein kräftiges Wörtlein mitzureden. In Togo hetzten englische Kommissare die Häuptlinge der Eingeborenen gegen die deutschen Kaufleute auf, es kam zu blutigen Zusammenstößen, und als das zur Rettung bedrohten deutschen Blutes und Gutes erscheinene Kriegsschiff S. M. S. „Sophie“ die Räubersführer als Geiseln an Bord nahm, mußte es das Haupt der Verschwörer wieder ausliefern, da England diesen „King“ von seinen Gnaden als „englischen Untertan“ reklamierte. Schließlich hetzte der Briten uns noch den französischen Nachbarn auf den Hals; auch mit ihm wurden unsere Kriegsschiffe und unsere Diplomaten bald fertig. In Kamerun bearbeiteten die Engländer, als es mit der deutschen Schutzherrschaft Ernst zu werden begann, die Eingeborenen mit Lügen von der Schwäche des Deutschen Reiches und suchten unter den Duala namentlich dadurch Furcht vor der deutschen Schutzherrschaft zu erregen, daß sie aussprenkten, die Deutschen zwängen alle ihre Freunde, Soldaten zu werden, und sie würden sicherlich auch die Duala in die Montur stecken und gegen Frankreich marschieren lassen. Zu wirksamere Unterstützung ihrer Intrigen bedordneten sie ein Kanonenboot vor Kamerun, und der Kommandant drohte bereits, da er die eingeborenen Häuptlinge nicht zum Vertragsbruche gegen die Deutschen zu überreden vermochte, ihre Dörfer in Brand zu schießen, als S. M. S. „Möwe“ mit dem deutschen Reichskommissar eintraf und den englischen Plan noch durchkreuzen konnte. Aber die Engländer verstanden doch, nach der Besitzergreifung durch das Deutsche Reich von neuem die Ein-

geborenen wider uns aufzuheizen; an diesem Werk beteiligten sich die offiziellen Vertreter der englischen Regierung und selbst die englischen Missionare. Es kam soweit, daß die Neger die deutsche Flagge herabbrissen und besudelten und die Stadt des deutschfreundlich geliebten Häuptlings Bell niederbrannten. In den sich anschließenden Kämpfen, bei denen englische Unterstützung der Eingeborenen in mancher Beziehung deutlich nachzuweisen war, fiel leider eine Anzahl braver deutscher Matrosen. Ihr Denkmal im Gouvernementspark zu Kamerun soll uns jetzt daran erinnern, daß wir auch aus jenen Tagen her mit den Engländern noch eine Rechnung zu begleichen haben. In Deutsch-Südwestafrika ließen sich die Intrigen der Engländer gegen die Erwerbung des Gebiets glücklicherweise gleich im Keime ersticken: Bismarck verstand diesmal keinen Spaß. Einem der genannten Quellenwerke entnehmen wir aber die bezeichnenden Worte: „Die englische Regierung drehte und wand sich nach jeder Richtung und bewegte sich in ausweichenden und widersprechenden Antworten, die ebenso sehr von der Unehrlichkeit der Engländer wie von einer der englischen Diplomatie abgehenden Schneidigkeit Zeugnis gaben.“ Dafür verstanden es später die englischen Agitatoren, uns in die Kämpfe der Hottentotten gegen die Herero zu verwickeln; und später haben sie manchem der eingeborenen Vandenführer und selbst Morenga eine Weile Asylrecht in der Kapkolonie gewährt. In welcher Weise die englische Regierung uns die Erwerbung Kaiser-Wilhelms-Land und des Bismarck-Archipels streitig machen wollte, geht unter anderm klar genug aus dem Erlaß Bismarcks an den deutschen Botschafter in London (1. August 1884) hervor. Da heißt es nämlich: „Für uns kann es nicht gleichgültig sein, wenn diese unabhängigen Gebiete in der Südsee, auf denen sich bisher der deutsche Handel frei entwickeln konnte, plötzlich für natürliche Domänen Australiens und wenn, im Hinblick auf die beabsichtigte Beschlagnahme, schon im voraus alle dort von andern gemachten Erwerbungen für null und nichtig erklärt werden. Es ist daher notwendig, der Verwirklichung dieser maßlosen Ansprüche rechtzeitig vorzubeugen.“ Was endlich Samoa betrifft, so braucht vielleicht nur an das nichtswürdige Ränkespiel der englischen Missionare und an die protokolllarisch verbürgte Tatsache erinnert zu werden, daß die Engländer einerseits die von ihnen auf die Deutschen gehezte Eingeborenenpartei mit Munition versahen, und daß sie andererseits die Spitzen der Granaten, mit denen sie selbst die den Deutschen treugebliebenen Samoaner beschossen, in den deutschen Farben Schwarz-Weiß-Rot angestrichen hatten! Bei der Besetzung Kiautschous (1897) hielt England, das bekanntlich im Verlaufe des berühmten „Opiumkrieges“ (1839—42) — der Vizekönig von Kanton hatte sich der Einfuhr indisch-englischen Opiums als die Volksgesundheit gefährdend widersetzt, was den Engländern Anlaß zum Kriege mit China gab — Hongkong für sich erworben hat, wohl nur deshalb mit einem Proteste zurück, weil es, wie der einstige deutsche Gesandte in Peking, Max v. Brandt, urteilt, „sich zurzeit damit zufrieden geben mußte, seinen Machtbereich zu erhalten“. Dagegen warf uns die englische Presse vor, wir hätten nunmehr offenbar den Anfang mit der beabsichtigten Aufteilung







Ruhestunden, ein Kriegsbild.

## Briefe vom Kriegsschauplatz.

### Grüße aus der Heimat!

Aus dem Briefe eines Grenadiers.

Eine feuchtkalte Octobernacht hatten wir wieder draußen verbracht im Schützengraben, dicht dem Feinde gegenüber, der dann und wann einen dumpfgrollenden Gruß unserer Artillerie erhielt. Im Morgendämmerchein wurden wir abgelöst und waren herzlich froh, die durchfrorenen Glieder durch Bewegung wieder gelenkig machen und das häßliche Frostgefühl beseitigen zu können, das den Körper durchschauerte. Nach kurzem Marsch hatten wir die Unterstände erreicht, die den in der Reserve liegenden Truppen Schutz vor den feindlichen Schrapnell's bieten. Unfreundliche niedrige Höhlungen sind diese Unterstände. Überdeckt mit Baumstämmen, Reisig und Erde, sind sie gerade hoch genug, daß ein Soldat über den anderen hinwegkriechen kann, um dicht aneinandergereiht in halb gekrümmter seitlicher Lage einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Kaum waren wir in den Unterständen angekommen, als ich infolge der Übermüdung in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem mich erst nach einigen Stunden der kalte Wind, der meine Füße erstarren machte, weckte. Es war gegen 10 Uhr morgens. Der größte Teil meiner Kameraden war schon in den nebelseuchten Tag hinausgetrohen. Denn heute kam die Feldpost, um den wochenlang schmachtenden Grüßen und Labung zu bringen. Für viele zu spät! Vierundachtzig Grenadiere sind vorgestern beim Sturmangriff den Heldenod gestorben.

Feldpost! Dies Wort vermag nur der zu würdigen, der, fern der Heimat und der Lieben, wochenlang in wästem Kampfe dem Feinde gegenüberstanden hat und

jeden Gruß und jede Verbindung mit der Heimat entbehren mußte. Lechzend stürzen sich die Aufgerufenen auf ihre Briefe und Pakete, die Liebesgaben aller Art enthalten — vor allem aber liebe, liebe Grüsse von den Lieben daheim. Und bald sieht man in manch trozigem Gesicht, das schon oft furchtlos dem Feinde entgegenging, tränen-glänzende Augen.

Die großen Anforderungen, die an die Feldpaketpost gestellt werden, gestatten eine Rücksendung der für die Gefallenen bestimmten Pakete nicht. Deshalb wird ihr Inhalt an die überlebenden Kameraden verteilt. Und beim Aufruf der Namen der Gefallenen tauchen all die blutigen Schlachtenbilder wieder auf; wie die Wackeren zusammen-sanken, oft noch im Sinken die Weiterstürmenden anfeuernd. Nun liegen sie kalt und starr vor unserer Kampffront, weil der tückische Gegner jeden Versuch, sie zu holen, mit mörderischem Feuer beantwortet. Mancher Verwundete hätte dem Leben erhalten bleiben können, wenn der Gegner menschlicher gewesen wäre.

Und hier liegen ihre Postsendungen, die heißersehnten heimatlichen Grüsse. Aus jeder Gabe, aus jeder Zeile spricht jene echte, unverfälschte Liebe, die im gewöhnlichen Leben sonst so wenig zur Geltung kommt. An die überlebenden Kameraden werden nun diese Gaben verteilt. Aber es wäre uns tausendmal lieber, diese Gaben der Liebe unseren wackeren gefallenen Kameraden bringen, ihnen wieder die Hand drücken und ihnen freudestrahlend zuzurufen zu können: „Liebster Kamerad! Hier ist ein Gruß für dich aus deutscher Heimat! Hier ist Feldpost!“ Die Kameraden suchen einsame Plätze auf. Jeder hängt seinen Gedanken nach . . .

## Von Kulturmängeln und vom Alkohol.

Aus den Briefen eines evangelischen Divisionspfarrers.

... In B... war die halbe, sehr schön auf steilen Felswänden gelegene Stadt ein Trümmerhaufen, die Kirche, in der wir vor drei Wochen Vermundete besuchten, verbrannt und eingestürzt, die Straßen aufgewühlt von ...-Granaten, die Löcher von über Mannstiefe und einem Durchmesser von mehr als 10 m reißten! Am Südrand der Stadt war ein Bataillon unserer ... er eingegraben. Die Truppen lagen in einem Garten, sie hatten die Gräben mit Brettern zugedeckt, etwas Erde darauf getan und Blumen darauf gepflanzt, so daß wir erst an der Stellung vorbeiliefen, so geschickt war alles gemacht. Es geschieht dies, um die Stellungen für Flieger unkenntlich zu machen. Unser Quartier ist eine zu ebener Erde gelegene Stube nach dem Garten zu. Im Marmorkamin prasselt ein helles Feuer von Reisig. An der Fensterwand steht ein langer grober Tisch, an der gegenüberliegenden zwei büfettähnliche schöne Schränke. Vor diesen liegen zwei schmutzige Matrasen, dort schlafen wir beide, der evangelische und der katholische Divisionspfarrer. Außer dem Tisch sind noch zwei Stühle mit geflochtenem Strohsitz da. Die Diele starrt von Schmutz; die Fensterscheiben sind teilweise kaputt und von uns durch Pappe ersetzt. Die Aussicht aus den Fenstern ist nicht erhebend; im Garten sind die Mauern zertrümmert, Betten, Flaschen, Eingeweide von geschlachteten Tieren, Stroh, Felle, zerfallene Stühle und anderes mehr, was aufzuzählen zu unappetitlich ist, liegt da wüst durcheinander. In den Zimmern wimmelt es, wie bisher in jedem Quartier, von unzähligen Fliegen! Sie sind hier in einer Menge, die ich sie noch nicht gesehen, die Heiligenbilder an den Wänden sind schwarz überfät von ihnen. Und dieses Quartier ist noch fürstlich gegen das vorige in D... Unsauberkeit ist hier zu Hause, freilich Ungeziefer trifft man fast nirgends. Einen Kulturmangel muß ich noch erwähnen, es fehlt meist an Klosetts, oder sie sind ganz primitiv, ein kleines Bretterbüdchen mitten im Garten. Die Acker machen einen recht wenig günstigen Eindruck. Die Feldwirtschaft spricht für die Bequemlichkeit der Franzosen, die wohl in Not kämen, wüchse ihnen auf dem guten Boden nicht alles fast von selbst zu. So habe ich z. B. furchtbar mit Disteln durchsetzte Getreidefelder gesehen. Das intensive Bearbeiten des Bodens, wie es unser Landmann macht, kennt man hier nicht. Alles macht den Eindruck: Wohlhabenheit und bequemes Leben sind hier zu Hause.

Über den Geist der französischen und deutschen Truppen, vornehmlich auch über ihre Stellung gegenüber dem Alkohol, habe ich ebenfalls interessante Wahrnehmungen gemacht. Obwohl wir mitten im französischen Weinlande sind, bekommt die Truppe kaum Wein oder Spirituosen. Wo wir hinkommen, haben die Franzosen schon gründlich ausgeräumt. Landeseinwohner erzählten mir, daß die Franzosen pro Mann in jedem Dorf eine Flasche Wein verlangten; und in der Tat, überall wo ich, oft kurz nach Abzug des Feindes, auf den Schlachtfeldern in die französischen Schützengräben kam, ist alles überfät mit Wein- und Schnapsflaschen. Auch die verlassenen Bivakplätze der Franzosen sind durch die vielen herumliegenden leeren Flaschen und Krasser gekennzeichnet. In den Offiziershütten — die Franzosen haben keine Zelte wie wir, sondern bauen mit großem Geschick Laubhütten — herrschen Champagner- und Kognakflaschen vor, zwischen denen verstreut ich oft „Damenwäsche“ fand, ja in einem Schützengraben sogar die Leichen zweier solcher „Damen“!

Im Gegensatz dazu geht es bei unseren Truppen äußerst solid und ordentlich zu. Hier beherrscht der täglich reichlich verabfolgte Kaffee das Lagerbild. Findet sich noch irgendwo in den zertrümmerten und verbrannten oder von der französischen Soldateska gründlich ausgeplünderten Ortschaften Wein, so wird er beschlagnahmt und den Truppen in kleinen Mengen an kalten Abenden zur Bereitung von Glühwein unter Zusatz von viel Wasser überwiesen. Ich habe bisher nicht einen Soldaten gesehen, der etwa den Eindruck der Betrunktheit machte. Die Stimmung unter den Leuten ist eine viel zu ernste und das Pflichtbewußtsein zu groß, als daß sie Lust zu Trinkgelagen hätten. Wir haben also eine durchaus nüchterne Truppe, und das ist sehr erfreulich, zumal unsere Division größtenteils aus Grubenarbeitern besteht, die doch sonst gern Schnaps trinken.

Was die französischen Ortschaften, soweit sie nicht zertrümmert oder verbrannt sind, anbetrifft, so sieht es dort fürchterlich aus. Alle Räume sind voll Unrat, alle Möbel erbrochen, alle Häuser ausgekratzt und nach Wertsachen durchsucht. Was nicht mitgenommen werden konnte, wurde beschmutzt, zerrissen und zertrümmert, und das haben, wie mir die französischen Einwohner mehrfach versicherten und wie unsere Offizierspatrouillen, die erstmalig in die Ortschaften kamen, auf Dienstzeit bezeugten, die französischen Truppen selbst auf ihrem Rückzuge getan. Wie hätten sie da erst bei uns gehaust! Selbst die Kirchen sind oft nicht verschont worden! Freilich müssen wir gewärtigen, daß diese Plünderungen nach dem Feldzuge uns in die Schuhe geschoben werden.

Die Bevölkerung beteiligt sich übrigens lebhaft an den feindlichen Operationen. Mehrfach haben wir Kabel und Telephonstationen in Kellern gefunden, von wo aus der Feind über unsere Bewegungen Nachricht erhielt. Jetzt werden in jedem in der Gefechtslinie besetzten Dorf sämtliche Einwohner für die Dauer der Besetzung in Haft genommen.

## Unsere Offiziere.

Aus dem Briefe eines Artilleristen.

Ich liege in einem kleinen Ort, östlich in Höhe von ... Unser Beobachtungsstand befindet sich in einem kleineren Hause mit der Front nach der Feuerlinie. Die Batterien haben sich vor dem Dorfe tief in die Erde gegraben, ebenso liegt die Infanterie davor in tiefen Schützengräben, die von Zeit zu Zeit mit Schrapnell überfät werden. Gestern abend um 8 Uhr war Kirche, angesichts des Feindes. Eine andächtigere Gemeinde habe ich nie gesehen und wird es auch nicht wieder geben. Beim spärlichen Schein einiger Talglücker saßen wir in der Ortskirche und lauschten den Worten des Feldpredigers. Als wir wieder nach Hause — ich sage „nach Hause“ — kamen, waren Liebesgaben aus Deutschland eingetroffen. Der Major, ein richtiger Offizier, wie er im Buch steht, hatte Lese gemacht, und so wurden die ganzen Sachen verlost. Ich hatte einen Hauptgewinn und zwar eine Unterhose und eine Schachtel Zigaretten. Der Abend hatte unter allen Anwesenden eine wahrhaft weihnachtliche Stimmung geweckt, bis plötzlich neuer Kanonendonner uns zur rauhen Wirklichkeit zurückrief. Heute hatten wir uns Hefe verschafft, wir haben einen Konditor von „Felsche“, der hat fünf kleinere Kuchen gebacken. Das war wieder einmal was, da schmungelte unser Major. Der hat mit uns Kartoffeln geschält, kocht das Essen mit und teilt es aus und so weiter, ebenso die anderen Offiziere. Zwei haben bereits das Eisene Kreuz. Meinen Brief schrieb ich im Pferde stall ...



## Fürs Vaterland. Von Rudolf Herzog.

Soll ich euch künden, was ich erschaut?  
Reicht euch die Hände und spricht nicht laut,  
Ich will geleiten das deutsche Gewissen  
Durch Brüderherzen, von Kugeln zerrissen,  
Durch Schwesterseelen, vom Schmerz verheert,  
Durch Muttergebet, das verzweifelt sich wehrt,  
Durch der Väter Stolz, der den Feinden flucht  
Und doch nur den Jungen, den Jungen sucht . . .

Seht ihr das Feld? Dort tobte die Schlacht!  
Tausende starren in ewige Nacht,  
Zerfehrt von Geschossen, zerstampft von den Hufen,  
Tausend, die heut noch „Heil Kaiser“ gerufen,  
Tausend, die Klingen und Kolben geschwungen  
Und wütend der Deutschen Sturmlied gesungen —  
Aus Wällen von Leibern reißt Hand sich um Hand:  
Für das Vaterland — für das Vaterland.

„Grüß Mutter“ — „Nein, du . . .!“ Und gleich ist ihr Los.  
Einst trug sie der gleiche Mutterschoß. —  
Ein Bursche wie Stahl, und den Tod im Gebein.  
„Mein Mädchen, nun kann ich dich nicht mehr frein . . .“ —  
Ein blutleer Gesicht in bärtigem Rahmen,  
Der zuckende Mund murmelt Kindernamen.  
Ein Landwehrmann ist's, von Kugeln durchschießt —  
„Frau, Frau, ich hab' dich so viel geliebt . . .“ —

Soll ich euch künden, was ich erschaut?  
Reicht euch die Hände und spricht nicht laut,  
Daß ihr die starrende Mutter nicht stört,  
Jetzt, jetzt hat ihr Ohr ihre Jungen gehört,  
Ihren Todeschrei —! Ihr Alter ist leer . . .  
Seht weiter — leise — und weint nicht so sehr.  
Ausschluchzt ein Weib! Und Kinder sehen:  
„Uns hungert; laß uns zum Vater gehen.“

Und doch —: wenn vorüber die quälende Nacht,  
Ist der Schmerz getöbet, der Hunger verlacht,  
Hoch geht der Gang und die Stirnen ragen:  
„Wir dursten fürs Vaterland Wunden tragen,  
So wild unser Weh, so stark unser Stolz:  
Unsr Liebsten, sie waren aus deutschem Holz!  
Das Vaterland rief sie! Wir haben gegeben  
Mehr, mehr als Geld — wir zahlten mit Leben.“

Hörcht auf: ich poche in deutschen Gaun  
An deutsche Gewissen für Kinder und Frau,  
Für die Sieger, die Toten, die Krüppel und Wunden —  
Auch ihr seid teilhaftig der Vaterlandsstunden!  
Auf, zieht in den Kampf für Deutschlands Farben!  
Schlagt nieder die Not! Kein Deutscher darf darben!  
Gesegnet die Schwert- und die Helferhand  
Fürs Vaterland! Fürs Vaterland!

# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Aber als sie in der Villa Gehrrens' in der Absicht, dort einen neuen Pump anzulegen, anlangte, vernahm sie zu ihrer großen Enttäuschung, daß die Herrschaften einen größeren Autoausflug durch das Gebirge machten und wohl nicht vor Abend zurück sein würden. Sorgenvoll kehrte sie heim. Da dachte sie an den Leutnant. Sie mußte es, er war in sie verschossen. Alles konnte sie von ihm haben, außer interneren, militärischen Mitteilungen. Sie traf ihn auf dem bestimmten Platze, stürzte weinend auf ihn zu und schluchzte:

„Oh, mein Freund, wie einem eine Minute die schönsten Freuden verderben kann. Während Sie den Besuch des Professors empfangen, erhielt ich den Besuch eines schlichten Mannes, eines Briefträgers, mit einem Gilbrieft. Da, sehen Sie, lesen Sie. Sie werden als Offizier einer östlichen Grenzgarнизон doch Russisch verstehen.“

„Nur sehr mangelhaft,“ gestand er. „Aber was haben Sie? Sie erschrecken mich!“

„Was ich habe, mein einziger Freund? Ich habe wahrscheinlich schon in diesem Augenblick keine Mutter mehr.“

Der Leutnant legte ihr teilnehmend die Hand auf die Schulter. „Das ist ja entsetzlich. Glauben Sie mir, daß ich die tiefste Anteilnahme für Ihr Leid empfinde,“ sagte er erschüttert, und wie im tiefsten Schmerze lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter und schluchzte heftig.

„Ich soll sofort abreisen. Vielleicht, daß ich die Gute doch noch lebend finde,“ stammelte sie und drückte ihr Taschentuch gegen die Augen. „Aber Sie, mein Freund? Was ist mit Ihnen? Was hat der Professor gesagt, wie lange werden Sie noch bleiben müssen?“

„Mein Zustand ist ja ganz nebensächlich, Maruschka,“ entgegnete er und streichelte zägend ihr Haar. „Der Professor meint, in vierzehn Tagen könne er mich entlassen.“

„Oh, so werde ich Sie noch sehen, mein Freund. Wie glücklich werde ich sein, Sie hier noch vorzufinden, damit ich Ihre wohlthuende Teilnahme genieße, wenn ich vom Begräbnis Olga Nikolajewnas zurückkehre als ein armes, mutterloses Mädchen. Und dann werde ich Ihnen persönlich die zweihundert Mark zurückgeben können, um die ich Sie jetzt leider bitten muß, da ich erst in den nächsten Tagen Geld erwarten durfte. Sie sind mein Freund, mein liebster Oberbach, und Sie sind ein preußischer Offizier, das heißt, ein Ritter.“

„Auch ein Ritter hat nicht immer zweihundert Mark sofort zur Verfügung,“ sagte er klaglich. „Aber wenn ich's hätte —“

„Oh, ich weiß, Sie würden mir freudig das Doppelte dessen geben, was ich mir erbäte, ich weiß! Aber was haben Sie denn, mein Freund?“

„An größerem Gelde in meiner Brieftasche noch einen Hundertmarkschein und in meinem Portemonnaie ein Zwanzigmarkstück. Wenn Ihnen damit gedient ist, Maruschka —?“

„Oh, und wie ist mir gedient, wenn ich zum Totenbette meines Mütterchens eilen muß. Also geben Sie her. Ich werde Ihnen das nie vergessen, nie! Und in zehn Tagen spätestens hoffe ich zurück zu sein, um diese Sache zu begleichen.“

Er holte das Geld hervor und sie steckte es gelassen ein. „Sie werden Maruschka dankbar finden, mein Freund,“ flüsterte sie, „sehr dankbar.“ Dann nahm sie seinen Kopf in ihre großen, aber sehr gepflegten Hände, küßte ihn erst rechts auf die Wacke, dann links und drückte darauf ihre schwellenden Lippen auf seinen von einem jungen Bärtchen beschatteten Mund.

„Maruschka,“ seufzte er beseligt.

„Oberbäckelchen,“ hauchte sie, winkte ihm noch einmal zu und eilte ins Haus.

Leutnant v. Oberbach war ein guter Mensch und ein tüchtiger junger Offizier, aber sein Geist ging nicht über das hinaus, „was man fürs Haus braucht“. Und während er jetzt der Russin nachstarrte, halb verwundert, halb beglückt, bekamen seine Züge beinahe etwas Entrücktes.

„Donnerwetter! Feudales Weib, aber Satansheze,“ sagte er und zwirbelte an seinem jungen Bärtchen.

Maruschka ging auf ihr Zimmer, überschüttete Frau Merkel, die inzwischen den Koffer gepackt hatte, mit einer Flut von Dankesworten und Zärtlichkeiten, machte sich reisefertig, borgte sich noch fünfzig Mark von der Dame und fuhr im Auto zur Bahn. Der Chauffeur brachte ihr den wenig schweren Koffer in die Vorhalle, und sie hieß den Mann einen Augenblick bei dem Gepäckstück harren. Nun ja, er durfte ja wohl noch ein Trinkgeld erwarten, kalkulierte er. Er sah, wie sie an den Fahrkartenschalter trat, wo sich noch mehrere drängten, sah, wie sie in ihrem Portemonnaie herumsuchte. Dann trat sie schnell wieder auf ihn zu.

„Ach, mein lieber Halbertus,“ sagte sie, „ich sehe eben, daß ich zu wenig kleines Geld bei mir habe,



Im Nebelgrau durch Feindesland: Ulanen auf einem Patrouillenritt.

mag meinen Tausendmarkschein hier nicht wechseln, man wird's auch kaum können. Es fehlen mir noch etwa zehn bis fünfzehn Mark. Sie werden gewiß soviel in der Tasche haben. Helfen Sie mir damit, bis ich in zehn Tagen wieder zurück bin. Gute Zinsen natürlich. Sie kennen mich."

Der Chauffeur klaubte das Zwanzigmarkstück hervor, das er im Goldtäschchen seines Portemonnaies zärtlich gehütet hatte. „Das tue ich gerne, Fräulein Doktor," sagte er, und sie nahm das Geldstück und bemerkte:

„Danke schön, das reicht. Und dafür reicht's auch noch." Damit gab sie ihm ein Fünfmarsstück als Trinkgeld und forderte den Schmunzelnden und sich dankbar Verneigenden auf, den Koffer ruhig stehen zu lassen, für den gleich ein Kofferträger da sein würde, und heimzufahren. Er möge nur den Herrn Professor und Frau Merkel hübsch von ihr grüßen, und in acht bis vierzehn Tagen, wenn sie ihr gutes Mütterchen begraben hätte — hier zerdrückte sie wieder einige Tränen — würde sie wieder da sein.

„Nehmen Sie's nicht zu schwer. Alle Menschen müssen sterben," sagte Halbertus mitfühlend und verabschiedete sich. Sie aber holte sich nun mit vieler absichtlicher Umständlichkeit und unter mancherlei Fragen an den Beamten ein Billett zweiter Klasse nach Zürich und ging dann in den Waschraum.

„Ich habe eine lange Fahrt. Da ist's doch schon besser, wenn ich mir meine Frisur etwas bequemer

mache," sagte sie zu der Frau und verschwand in die Kabine. Dort zerriß sie zunächst ihr Billett in viele kleine Stückchen, beförderte es in die Unterwelt und ordnete dann ihr Haar anders, es dicht mit einem Schleier umwickelnd. Als sie aus dem Abteil heraustrat, sagte die Aufwartefrau erstaunt:

„Ach, wie Sie das doch verändert hat, Fräulein, daß Sie sich einen glatten Scheitel machten und die Haare über die Ohren legten. Sie sind gar nicht wiederzuerkennen."

„Schöner bin ich gewiß nicht geworden, aber so ist es praktisch für die Reise," erwiderte Maruschka, ließ sich ihren Koffer von einem Gepäckträger an ein Mietauto bringen, zog sich den Schleier noch dichter ums Gesicht, bewehrte sich auch mit einer bereit gehaltenen, sie völlig unkenntlich machenden Autobrille und befahl dem Chauffeur, sie nach einem, einige Wegstunden entfernten, im Gebirge liegenden Badeörtchen zu bringen. So fuhr sie vergnügt in die Welt hinein, gewiß, daß sie von ihrem nächsten Ziel aus auf Umwegen sicher nach Berlin gelangen könne, wo sie ein Versteck zu finden hoffen durfte, einen sicheren Ort, von dem aus sie dann bei nächster Gelegenheit, unentdeckt von der suchenden Polizei, nach Rußland entweichen wollte. Hatte sie doch ohnehin von ihrem Vater längst eine geheime Weisung erhalten, bald zurückzukehren, denn „es entwidete sich was". —

Maruschka hatte noch keine halbe Stunde das Sanatorium verlassen, als dort ein ernst aussehender

Herr in mittleren Jahren von gemessenem Wesen erschien, um nach der Russin zu fragen. Als ihn der Portier beschied, die Dame sei soeben für einige Zeit verreist, beehrte er sofort in einer höchst dringlichen Angelegenheit den Oberarzt Professor Hauschild und die Vorsteherin des Haushalts zu sprechen.

Er brauchte nicht lange im Empfangszimmer zu warten, so erschien der Professor und fragte ziemlich barsch:

„Mit wem habe ich die Ehre und was soll das heißen: ‚Höchst dringliche Angelegenheit?‘“ Währenddessen kam auch Frau Merkel.

„Kriminalkommissar Neumann“ stellte sich der Herr vor und zeigte seine Legitimation.

„Haben wir vielleicht versehentlich einen umgebracht, Frau Merkel?“ fragte der Arzt lachend, aber der Beamte sagte gelassen:

„Das wohl kaum, Herr Professor, aber Sie haben versehentlich in Ihrer Volontärärztin Maruschka von Hertlink eine der raffiniertesten russischen Spioninnen, mit denen Deutschland so reich gesegnet ist, hier beherbergt.“

„Verflucht!“ brummte Hauschild überrascht, aber die Hausdame zeterete:

„Sie müssen sich irren, mein Herr. So ein herzensgutes Geschöpf trotz ihres etwas freien Wesens! Nein, das ist unmöglich.“

„Die Flucht der Dame, verursacht wahrscheinlich durch sehr unzeitige Presnotizen über die Entdeckung eines Spionagebureaus in Basel, sagt mir genug.“

„Aber das Fräulein ist doch nur abgereist, weil es an das Bett der sterbenden Mutter gerufen wurde. Ich habe den Brief ihres Vaters selber gesehen,“ versicherte Frau Merkel aufgeregt. Der Kommissar zuckte die Achseln und meinte:

„Ich hätte diese Canaille, dem mir zugegangenen Bericht zufolge, eigentlich für gescheitert gehalten, um solchen abgebrauchten Kniff zu gebrauchen. Wann ist sie fort?“

„Seit einer guten halben Stunde,“ schluchzte die Hausdame. „Sie war fast mittellos, Spioninnen haben doch immer Geld. Ich habe ihr noch fünfzig Mark leihen müssen. Oh, sie ist ganz gewiß unschuldig. Sie ist über Berlin nach Rußland zu ihrer sterbenden Mutter gefahren, das arme Kind.“

„Nun, sie wird nicht weit kommen. Dafür lassen Sie mich nur sorgen,“ bemerkte der Kommissar selbstbewußt und wandte sich dann an den Arzt: „Wie lange ist die Dame hier beschäftigt gewesen?“

„Seit etwa einem Vierteljahr. Sie kam von Mainz, wo sie eine Zeitlang in der Frauentlinik volontierte.“

„Das ist mir bereits bekannt. Mainz ist eine Festung, das wollen wir nicht vergeßen.“

„Hier aber ist doch keine Festung,“ entgegnete der Arzt. „Was könnte sie hier wohl zu spionieren gehabt haben?“

„Es befinden sich stets einige Offiziere in Ihrer Anstalt?“

„Allerdings.“

„Nun, dann wird sie schon gewußt haben, weshalb sie Ihnen hier freiwillige Helfersdienste leistete, Herr Professor. Sie hat sich natürlich an die Herren herangemacht, und diese werden sie zum mindesten sehr interessant gefunden haben. Hat sie vielleicht irgendeinen von ihnen bevorzugt?“

„Sie schien mir mit dem Herrn Leutnant von Numero sieben sehr gut zu stehen,“ äußerte Frau Merkel.

„So möchte ich Sie bitten, Madame, mir diesen Herrn von Numero sieben herzuholen. Sagen Sie nichts, als daß ihn ein Herr sehr dringlich in einer sehr wichtigen Sache sprechen wollte. Dann bitte ich Sie, wieder herzukommen.“

„Wenn Sie recht hätten, es wäre mir eine fatale Geschichte, Herr Kommissar,“ äußerte der Professor, als die Hausdame das Zimmerchen verlassen hatte.

„Und ich möchte fast nicht einmal mehr daran zweifeln, daß Sie recht haben. Aber wer hätte das denken können?“

„Beruhigen Sie sich, Herr Professor. Die Sache wird von uns aus einstweilen sehr geheim behandelt werden — aus guten Gründen. Und dann, Sie sind nicht der einzige in Deutschland, der unbewußt mit russischen Spionen in Fühlung trat. Wir sind, das sage ich Ihnen als wissender Beamter, seit Jahren von der ausländischen Spionage förmlich durchsucht. Aber wir werden jetzt endlich einmal anfangen, gründlich aufzuräumen.“

Frau Merkel und der Leutnant, der sich in einem eleganten verschnürten Hausjoppchen befand, erschienen. Der Kommissar hielt ihm mit einer Verbeugung seinen Ausweis vor die Augen und erklärte ohne Umschweife:

„Ich bin erschienen, um hier die russische Spionin Maruschka von Hertlink zu verhaften, aber der Vogel ist ausgeflogen!“

Der Leutnant taumelte fast zurück.

„Sie waren näher mit der Dame befreundet?“ inquirierte der Beamte. „Hoffentlich sind Sie nicht unvorsichtig gewesen, Herr Leutnant?“

„Nein, in der Beziehung halten wir dichte,“ stammelte der junge Offizier fassungslos. „Man hat da seine Instruktionen wegen ausländischer Damen. — Aber das ist ja ganz unmöglich, mein Herr. Ich möchte mich für diese Dame verbürgen.“

„Tun Sie das nicht, Herr Leutnant. Geben Sie mir lieber die Photographie, die Sie von ihr erhielten, ich brauche sie sehr dringend.“

„Sie wissen?“ fragte der junge Mann in höchstem Erstaunen und holte mit einem verlegenen Zögern ein Kabinettbild aus der Brusttasche.

„Danke,“ sagte der Kommissar. „Ich mußte allerdings nicht, aber — ich nahm an. Es tut mir leid, daß ich es Ihnen vom Busen reißen muß, an dem Sie es gewiß treu gehegt. — Um, eine schöne junge Dame — Raffeschönheit,“ schmunzelte er, wandte das Blatt und las laut: „Maruschka Ihrem Oberbächelchen. — Oberbächelchen? Das verstehe ich nicht.“

„Ah, ich vergaß,“ sagte der Leutnant sehr verlegen und stellte sich vor: „Oberbach, Leutnant von Oberbach.“

Der Kommissar verbeugte sich lächelnd, steckte das Bild zu seiner Legitimation und empfahl sich mit der Mahnung, die ganze Angelegenheit verschwiegen zu behandeln. Seine Pflicht rufe ihn jetzt nach dem Bahnhof, aber er würde wohl im Lauf des Tages noch einmal zu weiteren Recherchen vorsprechen. Damit verließ er das Zimmer, und der Leutnant blickte ihm ganz verstört nach.

Als Kommissar Neumann auf dem Bahnhof angekommen war, begab er sich sofort in den inneren Fahrschalterraum und unterrichtete die Beamten über eine junge Dame mit stark

russischem Akzent, die vor kurzem eine Fahrkarte, vielleicht nach Berlin, gelöst habe. Der Beamte am Schalter III für Durchgangszüge erinnerte sich, daß ihn die Russin, die er nach dem Wilde sogleich wiedererkannte, trotz des Gedränges am Schalter mit Fragen belästigte, aber sie habe ein Billett nach der Schweiz gelöst.

„Selbstverständlich. Hab' ich's mir doch gedacht, daß die Heimreise nach Rußland nur eine Finte war. Der sichere Boden der Schweiz lag der Canaille näher,“ brummte der Kommissar und kam sich sehr klug vor. Dann ging er auf das Telegraphenbureau, um die Polizei der größeren Aufenthaltsstationen

der Strecke nach Basel zu benachrichtigen, daß mit dem nächsten D-Zug die Spionin Maruschka v. Hertlink, deren Signalement er gab, passieren würde, und daß man sie verhaften möge.

„Na, das Vögelchen werden wir schon erwischen,“ schmunzelte der Beamte, als er das Bureau verließ.

7.

Es waren noch keine drei Wochen seit der Abreise Kurt Gehrrens' aus dem Vaterhause ins Land gegangen, so war er schon wieder da, plötzlich, unangemeldet. Die Eltern wußten, was es zu bedeuten hatte. Der alte Herr schmunzelte und meinte:

„Junge, das hätt' ich doch nie gedacht, daß du eine so verzehrende Sehnsucht nach uns hättest. Die Mutter aber nahm den Sohn bei der ersten Gelegenheit beiseite und sagte:

„Ach, Kurtchen, ich bin gar zu glücklich. Und wie wird sich die erst freuen, um die du jetzt so schnell die große Reise gemacht hast.“

„Bist du dessen so sicher, Mama?“ fragte er in leiser Erregung.

„Mehr als sicher. Sie müßte doch kein Mädchen sein, wenn ihr keine kostbaren Blumen und dein Briefchen nicht genug gesagt hätten. Es ist seitdem

eine ganz wunderbare Veränderung in ihrem Wesen vor sich gegangen. Du kannst es mir glauben, sie hat dich furchtbar lieb. Es ist ausgeschlossen, daß ich mich darin täusche. Ach Kurtchen, du wirst eine recht liebe Frau in ihr kriegen. Und ich werde sie auch sehr, sehr lieb haben. Sie wird sich niemals über ihre Schwiegermutter beklagen müssen.“

„Und weiß sie schon um die Veränderung in meinen äußeren Verhältnissen?“

„Daß du jetzt selbständig und ein großer Fabrikherr drüben siehst? Ja, das hab' ich ihr gesagt. Nur, daß du ein Russe wurdest, davon hab' ich noch nicht gesprochen. Es gab sich grade nicht so.“



Auf Requisition in Feindesland.



„Oder du hast dich wohl ein wenig gefürchtet? Sag's nur.“

„Es war mehr wegen des Professors. Du weißt ja, wie er ist. Er hat's doch nun mal so auf alles Deutsche gepackt. Man muß sich ja schon ordentlich fürchten, ein fremdes Wort in seiner Gegenwart in den Mund zu nehmen. Neulich sollen sie ihn in einem sozialdemokratischen Blatt als ‚Gottfried der Alldeutsche‘ veripottet haben. Na, es ist sein Steckepferd, und er hat wohl auch die Irene ein wenig angesteckt. Aber darum mach' dir nur keine Sorge. Ich weiß, wenn du ihr das sagst, das wegen deines Russentums, wird sie deine Gründe würdigen. In solchem Falle denkt ein liebendes Mädchen eben nichts, als die in der Bibel, nämlich: ‚Dein Land ist mein Land, und wo du hingehst, da geh' auch ich hin.‘“

„Ich hab' das nun doppelt nötig, Mama: eine Frau, wie Irene sein wird. Weißt du, man gibt doch manches auf, wenn man als Deutscher fremder Untertan wird. Ich will es dir nur eingestehen, denn einem muß ich es doch sagen. Dem Papa brauchst du ja nicht davon zu sprechen. Ich hätte das selber erst gar nicht gedacht, daß einem eine Formalie so nachgehen kann. Man kommt sich da vor, als habe man den festen Boden unter sich verloren. Aber den gewinne ich wieder, wenn Irene an meiner Seite ist, das weiß ich, das fühl' ich. Und jetzt will ich auch nicht länger mit meiner Erklärung zögern.“

„Ja, mein Junge, frisch zugefaßt, und du wirst das Glück und die Heimat in Händen halten,“ ermunterte sie ihn.

So ließ er sich denn wieder einige der schönsten Orchideenzweige aus dem großen, väterlichen Gewächshaus geben und schritt dann das schmale Treppensträßchen empor, das nach der kleinen Nachbarvilla führte. Er hatte doch ein wenig Herzklopfen, als es an der Tür läutete.

Irene selbst öffnete ihm, denn Kellers hielten kein Dienstmädchen. Dazu reichte es nicht recht. Sie hatten nur eine Zugehefrau, die um die Zeit nicht da war.

„Ach, Herr Gehrkens, Sie?“ sagte das Mädchen tief aufatmend und heftig errötend.

„Ja, Fräulein Irene, ich selbst. Und wie ich es Ihnen schon angekündigt habe, bin ich eigens den weiten Weg aus Rußland hergekommen, um Ihnen einen Ersatz für meinen ersten Orchideenstrauß zu bringen.“

Sie nahm die Blumen in neuer Verlegenheit. „Ich habe die andern so gut gepflegt, daß nur wenige verwelkt sind,“ sagte sie leise. „Aber ist es nicht unrecht, daß Sie wegen mir einfachem Mädchen solch kostbare Blumen opfern?“

Er sah ihr voll in die Augen und entgegnete: „Ich bedaure nur das eine, Irene, daß sie nicht

noch viel kostbarer sind, so kostbar, daß sie mir ein wirkliches Opfer erforderten.“

Sie öffnete die Tür zu einem kleinen Zimmer und bat ihn, näher zu treten. Altväterlicher, gediegener Hausrat, sorgfältig gepflegt, stand da umher: ein Tafelklavier, ein Schranksekretär aus hellem, schön gemasertem Kirschbaumholz und eine ihm ähnliche Kommode, auf der unter einem Glassturz eine Uhr aus Goldbrunze stand. Ein Bauernmädchen mit bloßen Beinen saß darauf und blickte auf einen Schmetterling, der ihr auf die Hand geflogen war. Unten ging der Pendel hin und her. Über der Kommode hing eine große, schon ein wenig verblaßte Photographie von Bandels Hermannsdenkmal und daneben in mäßigen Pastellen die Bildnisse der Eltern des Professors.

„Wie mich dies alles so eigen anmutet,“ sagte er.

„Es ist ein wenig altmodisch. Aber soll man sich von lieben und nützlichen Möbeln trennen, weil sich die Leute in Darmstadt oder anderswo plötzlich einbilden, sie erst hätten die richtigen Formen entdeckt? Und bei diesen alten Stücken weiß man doch, daß liebe Hände sie gepflegt haben. Nicht wahr, man würde doch ein Stückchen seiner Persönlichkeit hingeben, wenn man sich von solchen Dingen trennen wollte?“ meinte sie.

Er fühlte es, in diesem Hause wurzelte die Tradition. „Es ist mir, als wenn ich als Knabe in das Staatszimmer meiner Großmutter träte, immer mit einer Art von heiliger Scheu,“ bekannte er. „Unser Fremdenzimmer hat noch viele von Großmutter's Möbeln, aber in die großen Salons unserer Villa drüben paßten sie leider nicht. Das mußte eben alles modern hergerichtet werden.“

„Das ist vollkommen begreiflich,“ stimmte sie zu. „Aber unser altes liebes Landhäuschen hier macht solche Ansprüche nicht, und so sind wir eben altmodisch geblieben. — Aber nehmen Sie Platz, Herr Gehrkens. Vielleicht darf ich Papa rufen?“ Sie sagte es nur, weil sie sich vor heimlicher Unruhe und Erregung gar nicht zu helfen wußte.

„Ach nein, ach nein,“ wehrte er. „Ich möchte um keinen Preis, daß der Herr Professor gestört wird. Ich weiß, er beschäftigt sich literarisch.“

„Ja, er schreibt für einen Verlag eine fortlaufende Reihe kleiner Heftchen: ‚Charakterköpfe der deutschen Nation‘. Er geht ganz auf in dieser Arbeit. Es ist eine schöne, echt patriotische Sache; sie wird gute Saat in junge Herzen aussäen.“

„Um so ungerechtfertigter wäre es, wenn ich ihn stören wollte. Und wenn ich ganz ehrlich sein soll, es war mir darum zu tun, ein wenig mit Ihnen allein zu plaudern, Fräulein Irene.“

Wieder schoß ihr eine heiße Blutwelle bis in den Nacken, und die Erregung packte sie so, daß sie sich



Ausprohrende Artillerie. Nach einem Gemälde von Anton Hoffmann. Verlag der Neuen Photogr. Gesellschaft, Berlin, Steglitz.

setzen mußte. „Mit mir allein?“ kam es angstvoll und zagend über ihre Lippen.

„Ja, gleichsam als Entschädigung dafür, daß wir neulich in unserer Unterhaltung so schmähdlich durch das grüne Kleid gestört wurden.“

„Das die Zigarren rauchte?“

„Ja, und so in allen Dingen das Gegenteil von Ihnen war.“

„Um eins aber muß man sie unbedingt bewundern. Sie spielte großartig Klavier. Ich schämte mich anderen Tages fast, als ich mich hier an das Instrument setzte.“

Er blickte auf das altmodische Gerät. Es war geöffnet. Ein paar Notenhefte standen auf dem Pult. „Jedes nach seiner Art,“ meinte er. „Ich bin überzeugt, Sie werden diesem Instrument hier alles das entlocken, was zu seiner Umgebung paßt, liebe, schöne Weisen, und es fragt sich, wem der Vorzug zu geben wäre, dem oder der geschickten Effekthascherei auf einem modernen Flügel.“

Er saß neben dem Klavier und blickte in die aufgeschlagenen Noten. „Ah, russische Lieder,“ sagte er erfreut. „An Alexis send' ich dich, und hier auf der andern Seite: ‚Schöne Minka, ich muß scheiden.‘“

„Es sind die alten, lieben Lieder, die einst meine Mutter gesungen hat. Dort ist ihr Bild, das über dem Klavier hängt, und ich meine — nun ja, es ist nur so ein Empfinden, als wenn ich ihr eine Freude machte, wenn ich ihr das hin und wieder spielte. Es sind doch auch so schöne Melodien und so poetische Texte.“

„Es ist eine große Poesie in den Liedern des russischen Volkes. Es freut mich, daß Sie das empfinden, wo ich — doch mit Rußland so enge liiert bin. Ich hatte Sie eigentlich im Verdacht, daß Sie das Ausländische nicht immer rein sachlich betrachten — verzeihen Sie.“

„Oh, da sind Sie im Irrtum. Ich interessiere mich sogar sehr für fremde Länder und Völker, und wenn ich Papas Kolonialzeitung lese, wächst meine Sehnsucht nach blauen Meeren und Palmenhainen, und ich verstehe wohl, daß dies ‚Bleibe im Lande und nähre dich redlich‘ für unternehmende Geister heute nicht mehr so recht paßt. Ich möchte auch nicht immer hier sitzen bleiben, und wenn jetzt meine Schwester zurückkommt, um nun statt meiner hier den Haushalt zu führen, dann möchte ich gerne einmal über unsere Grenzpfähle hinaus.“

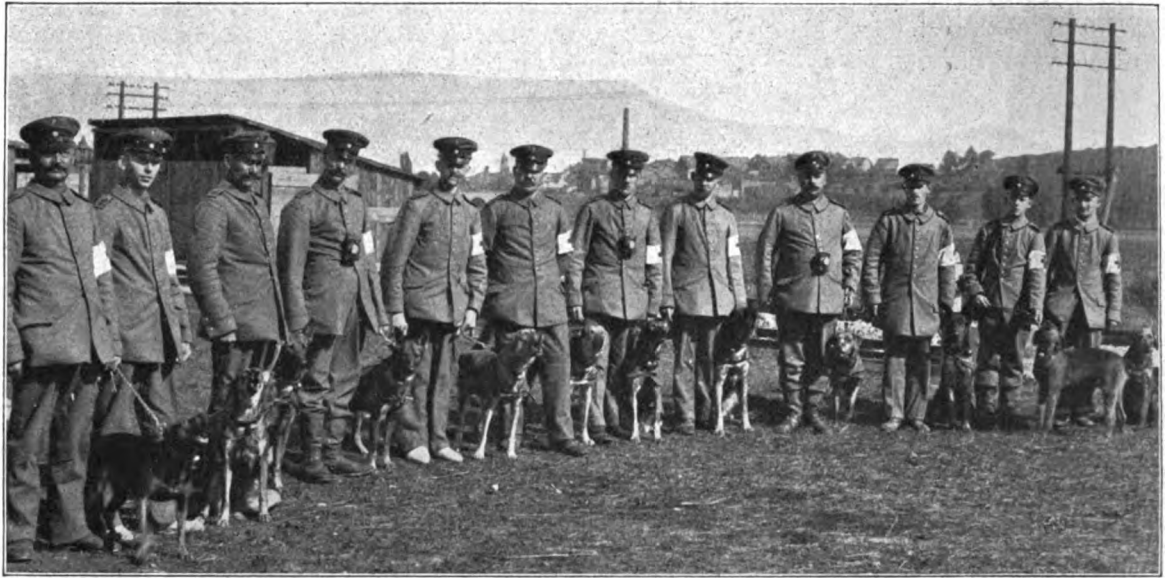
„Das ist recht, das freut mich von Herzen, daß Sie diesem übrigens echt deutschen Drange ins Weite folgen wollen,“ äußerte er, erfreut darüber, daß sie ihm unberuht auf halbem Wege entgegenkam. „Und welche Pläne haben Sie, Fräulein Irene?“

„Oh, es war mir alles noch unbestimmt, aber die Pläne drängen sich von selbst auf. Ich werde vielleicht dahin kommen, wohin ich am wenigsten zu kommen glaubte, ja, nach einem Lande, gegen das ich ganz instinktiv immer eine gewisse Abneigung gehabt habe, obgleich sich dort — sie lächelte ein wenig — ein guter Freund und Nachbar offenbar sehr wohl fühlt. Ich meine — Rußland, oder wenigstens Russisch-Polen.“

2

(Fortsetzung folgt.)

2



Kriegshunde und ihre Führer. Hofphot. Zellmann, Schwegg.

## Die Sanitätshunde.

Von Dr. Ludwig Staby.

Mit einer Kunstbeilage und zwei Text-Abbildungen.

Außer den großen Überraschungen, wie Flieger, Brummer und U-Boote, hat uns der jetzige Krieg auch noch manche andere kleine, aber nicht unwichtige Neuerungen gebracht, wozu eine Errungenschaft im Sanitätswesen, der Hund im Dienste des Roten Kreuzes, in erster Linie zu rechnen ist. Auf den ungeheuer ausgedehnten Schlachtfeldern ist es trotz aller Sorgfalt des Sanitätspersonals beinahe unmöglich, jeden Verwundeten rechtzeitig zu finden, und das Absuchen des riesigen Gebietes, auf dem die Schlacht getobt hat, wird ganz besonders erschwert, wenn die Nacht alles mit ihrem Dunkel bedeckt. Außerdem suchen die Verwundeten, einem ganz natürlichen Triebe folgend, irgendeinen Schutz auf, sie kriechen unter Gebüsch und Gesträuch, in Gräben, Löcher und andere Verstecke, so daß auch aus diesem Grunde ihre Auffindung, besonders in waldigem Terrain, ganz außerordentlich erschwert ist. Die Hauptaufgabe des Sanitätspersonals ist es aber, die Verwundeten so rechtzeitig zu finden, daß sie nicht verbluten oder sich sonstige Verschlimmerungen ihrer Verletzungen zuziehen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß sich unter dem Vorsteh des Herrn Kommerzienrats Stalling in Oldenburg der „Deutsche Verein für Sanitätshunde“ gebildet hat, der die Aufgabe übernommen hat, der deutschen Armee ausgebildete Führer und Hunde zur Verfügung zu stellen, die dem wichtigen Zweck dienen, während und nach der Schlacht die Verwundeten aufzusuchen und sie dem Sanitätspersonal zur ersten Hilfeleistung zu überweisen.

Die Heeresleitung ist erst nach längerem Zögern auf die Verwendung der Sanitätshunde eingegangen, und zwar aus dem Grunde, weil in Friedenszeiten schlechte Resultate erzielt worden sind, was aber nicht an den Hunden, sondern an der Art ihrer Abrichtung und Führung lag. Man hat schon in früheren Jahren zu Übungszwecken bei den großen Manövern Hunde verwendet, machte aber den großen Fehler, diese Hunde mit Verbandzeug und Labelflaschen auszurüsten, was sehr unzweckmäßig war, denn

erstens hindern diese Gegenstände in Gestrüpp und Waldesdickicht die Tiere sehr und dann ist der Hund hauptsächlich nicht für Verwundete da, die sich selbst noch verbinden können, denn diese sind fast immer noch imstande, sich dem Sanitätspersonal allein bemerkbar zu machen. Erst als der Gedanke durchdrang, die Hunde nur auf das Auffinden und Anzeigen der Verwundeten an den Führer abzurichten, war der richtige Weg der Ausbildung gegeben, und auf diese Art ist der jetzige sehr brauchbare Sanitätshund herangezogen worden. Alles Lästige und Überflüssige ist fortgefallen, der Hund trägt nur ein Halsband mit dem weit sichtbaren Roten Kreuz, bei Nacht noch ein kleines Glöckchen, und dann hat er zu seinem Schutz gegen Kälte und schlechtes Wetter eine Decke, die ebenfalls mit dem Roten Kreuz versehen ist. Früher mußte der Hund irgendeinen Gegenstand des Gefundenen, etwa Mütze oder Helm, zum Führer bringen; auch das ist jetzt als durchaus zweckwidrig und unnötig erkannt worden, denn durch das Ergreifen eines solchen Gegenstandes kann der Verwundete nicht nur belästigt, sondern sogar geschädigt werden. Der Hund muß jetzt nach dem Finden des Verwundeten sofort zu seinem Führer zurückeilen und ihm durch Zeichen, leises Anstoßen oder einen kurzen Laut von seinem Funde Nachricht geben. Der Führer nimmt dann den Hund entweder an die Leine oder folgt dem Tier dicht auf den Fersen und wird nun schnurstracks zu dem Verletzten hingeführt. Es ist genau dieselbe Arbeit, die der Verweiser unter den Jagdhunden leistet, der den Jäger zu dem erlegten Wild bringt. Das Verbellern des Verwundeten, das früher auch angewandt wurde, ist jetzt ebenfalls abgeschafft, da dadurch manche Anzutraglichkeiten entstanden, von denen ich nur die nennen will, daß Feinde und Schlachtfeldhähnen der Aufenthalt der Sanitätstruppe verraten wurde.

Von der Verwendung von Jagdhunden hat man abgesehen, da man wohl mit Recht fürchtete, daß diese Hunde nur mit der Nase arbeiteten; das soll der Sanitätshund



## Kriegeshunde.

Nach einer Zeichnung  
von  
Gertrud Rüdiger.

REGIAMS  
UNIVERSITÄT  
LEIPZIG



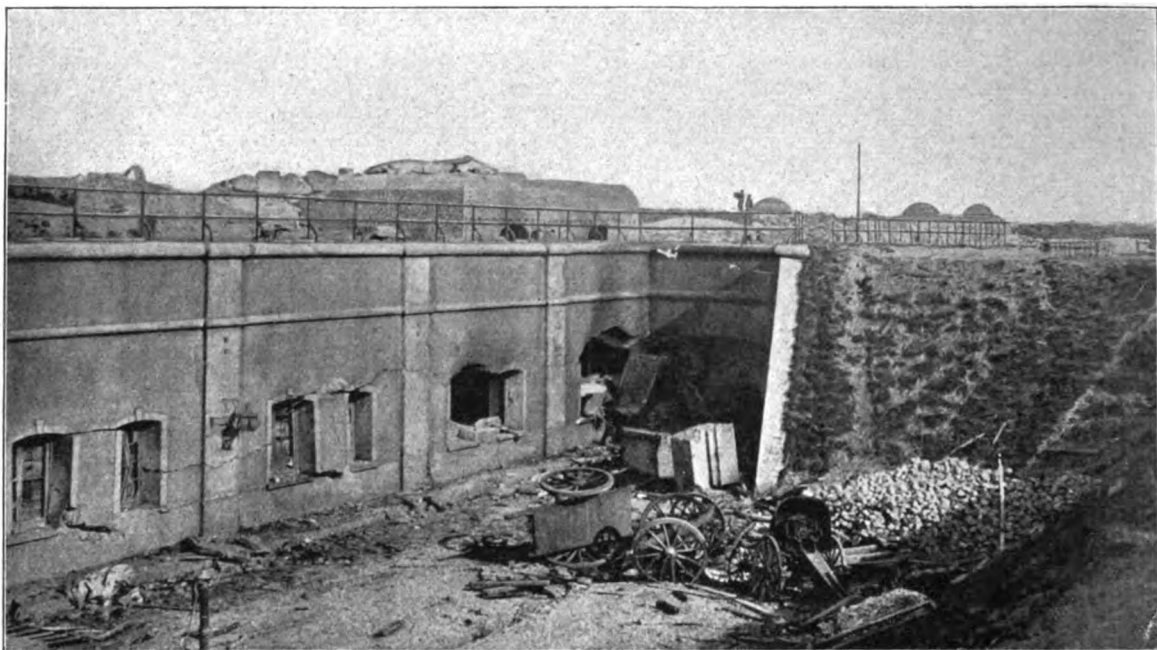
nicht, der soll sich nicht auf seine Nase und auch nicht auf seine Augen allein verlassen, sondern er soll das ganze Gelände absuchen, keinen Quadratmeter undurchsucht lassen und besonders jedes Gesträuch, jeden Graben und jedes andere Versteck sorgfältig durchstöbern. Es sind insfolgedessen nur vier Hunderassen zum Sanitätsdienst zugelassen, und zwar der deutsche Schäferhund, der Dobermanpinscher, der Airedale-Terrier und der Rottweiler. Alle Hunde müssen gesund und kräftig und mindestens ein Jahr alt sein. Die Hauptsache ist, daß sie ihren Herrn und Führer genau kennen und ihm treu ergeben sind. Infolgedessen muß der Führer seinen Hund ganz allein abrichten und mit ihm arbeiten. Den Ruf und Pfiff seines Herrn muß der Hund ganz genau kennen, ihm auf Wort und Wink gehorchen, sich niederlegen und hereinrufen lassen, kurzum, völlig in der Hand des Führers sein. Hierauf erst lernt der Hund das Arbeiten im Felde; zuerst auf kürzere Entfernungen, dann immer weiter muß er das Terrain genau abrevieren und sich eine enge Quersuche links und rechts von dem Führer angewöhnen. Wenn er das kann, nimmt der Führer einen Gehilfen, der den Verwundeten spielen muß. In irgendeinem Versteck legt sich der Gehilfe nieder, und der Hund muß ihn suchen. Er findet den ihm bekannten Gehilfen leicht; wenn er darin ganz fest ist, muß er auch fremde Personen aufsuchen, und bei dieser Arbeit werden ihm immer mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Der Gehilfe verbirgt sich hinter Mauern und Strohhaufen, unter Hecken, im Dickicht, und planmäßig muß nun der Hund alles absuchen. Nachdem diese Übungen bei Tage vollendet sind, werden Nachtübungen gemacht, denn die Hauptsache ist, daß der Hund gerade während der Dunkelheit die Verwundeten findet. Hat er alles dieses gelernt, dann wird

mit mehreren Hunden zu gleicher Zeit gearbeitet. Eine große Anzahl „Verwundeter“ verteilt sich über das ganze Terrain und versteckt sich an den geeigneten Stellen; nun gehen die Führer gleichzeitig mit den Hunden vor. Es muß so eingerichtet werden, daß jeder Hund mindestens vier bis fünf Verwundete findet. Sobald der Hund einen Verletzten gefunden hat, eilt er schleunigst zu seinem Herrn zurück und bringt diesen an Ort und Stelle. Dieses Zurückreisen zum Herrn ist von ganz besonderer Wichtigkeit, es muß dem Hunde in Fleisch und Blut übergehen, damit er nicht in die naheliegende Versuchung kommt, nach dem Finden des ersten Verwundeten gleich den zweiten zu suchen. Ist der Hund fertig ausgebildet, dann kommt er ins Feld. Sein Herr zählt zu den Sanitätsoldaten und trägt auch deren Uniform. Nach der Schlacht wird jedem Führer ein bestimmter Abschnitt des Schlachtfeldes zugeteilt, den er absuchen muß. Das Glöckchen am Halse des Hundes gibt ihm in der Dunkelheit immer Aufschluß über den Aufenthaltsort seines vierbeinigen Gehilfen. Hat der Hund den Führer zum Verwundeten herangebracht, dann winkt oder ruft dieser das Sanitätspersonal herbei, und dieses übernimmt nun den Verletzten, während der Führer seine Suche fortsetzt. So müssen Führer, Hund und Sanitätspersonal Hand in Hand arbeiten, und ohne die direkt folgenden Sanitätsoldaten darf keine Suche veranstaltet werden.

Das deutsche Gardebataillon ist schon vollständig mit Sanitätshunden ausgerüstet, und hoffentlich werden bald noch mehr Hunde ins Feld kommen, damit alle Armeen hinreichend damit versehen sind. Mancher Schwerverwundete wird dann durch die treuen Hunde vor dem sicheren Tode bewahrt, während er sonst vielleicht einsam verbluten müßte. ☐



Ein Kriegshund führt zu einem im Wald liegenden Verwundeten.



Ein feindliches Fort nach der Beschießung durch die Deutschen. Phot. Leipziger Pressebureau.

## Im Sperrfort.

Novelle von Karl Hans Strobl.

François Revol befühlte die Betonmassen, neben denen er sich hinschob, mit spitzen Fingern; er hatte ein Gefühl von erstarrtem Mehl, von einem eisernen Teig, der für die Ewigkeit zusammengebacken ist. Ein Sonnenstrahl sprang in den Kasemattengang, und das war sehr seltsam, wie das Leichteste und Flüchtigste, das Licht, an diesen Mauern von Beton, diesem glatten Gebirge, diesem künstlichen Berg hinglitt. Eisentüren dröhnten, aus der Küche, die eine Galerie tiefer lag, qualmte Fett und Würze — Bohnen waren natürlich dabei —, in den großen Eisentöpfen brodelnd; in der Dämmerung schwamm eine weiße Mähe, eine Stimme, schmalzig und von Wasserdünsten aufgeschwemmt, rief: „François, he, François“ . . .

An den Flanken der hydraulischen Maschinen wand sich die kleine Treppe hinan, eine spiralförmige Ranke aus Eisen. Dann sah man auf den verenkten Panzerturm, diesen Pfropfen aus Stahl, der in das Betongebirge eingelassen war und der sich aus ihm erheben konnte, um aus seinen Riesentankons Schüsse abzufeuern und wieder zu verschwinden.

Ah, ein solcher Panzerturm . . . mochten sie kommen, die Preußen . . . der hob sich aus seinem Betonloch, schoß und war schon wieder fort.

François Revol war ein tapferer kleiner Soldat aus Lyon. Wie einer der drei kleinen Lyoner Soldaten, so ein richtiger Piou-Piou aus den Chansons. Aber tapfer, die Deutschen mochten erst mal kommen, sie sollten sehen! Beton und Stahl und Panzertürme . . . und die französische Tapferkeit, die war noch stärker als alles andere. François Revol's Geist, der, wenn er hätte erscheinen können, die Gestalt eines kleinen, wohlgenährten, wachsamem Hundchens angenommen hätte, wick sonst den großen und gewichtigen Gedanken aus. Ein Lyoner Seidenweber, er hatte guten Verdienst, war fleißig und nüchtern, dann am Sonntag der Bummel auf dem Cours du Midi und am Kai Perrache, ein Schokoladenfrühstück bei Du Tonneau um fünfzig Centimes, mit Rahm und Brötchen siebzig

Centimes, und dann, Freundchen, am Nachmittag mit der Drahtseilbahn zur Fourvière, ah! der Blick auf die Stadt, den Sauf von Dächern zwischen Rhône und Saône . . . und Madelaine lacht, und von ihrem silbernen Armband bimmelt das Herzchen gegen das Glas Bod . . . wie silberne Tropfen springt dieses Geklimper in den Sonnenschein . . .

Du lieber Gott, Lyon!

Großes brauchte man nicht in seinem Kopfe zu wälzen. Es gab keine bedängstigen Fragen. Lyon, der Glanz der Flüsse, die Baumalleen der Kaiser, das Geklingel von Madelaines Armband, dahinter ein Strahlendes, ein Lichtmeer, ein Vulkan von Menschen voll Klugheit und Energie: Paris — dies alles das Vaterland! Dann noch viel Land, aber endlich etwas, das schmerzlich war zu denken: die Grenze und jenseits dann der Feind, lauter Wälder und Sümpfe, ein sauertrautesendes, stinendes Volk, schmutzig und diebisch, ein besonders bössartiger Stamm unter ihnen, die Ulanen, der ritt das Fleisch unter den Sätteln weich und spießte die kleinen Kinder an die langen Lanzen, immer mehrere hintereinander, wie die Lerchen.

Mein Gott, wie einfach! Man würde diese Horden schlagen und durch die Wälder und Sümpfe nach Berlin marschieren, das irgendwo am Rand des Eismereses stak.

Nun, es war auch ganz gut so, wie es die Regierung vorgezogen hatte: den Feind erst ins eigene Land hineinzu lassen, um ihn desto gewisser zu vernichten. So hatte man doch die Freude, auch beteiligt zu sein, aus den guten Kanonen ein paar Schüsse abzugeben. Man hätte sonst während des ganzen Krieges da hocken und Fett ansetzen können. Und dann Madelaines schnippisches Gesicht, die gekräuselten Lippen, wenn etwa einer am Nebentisch erzählte, wieviel Preußen er abgeschlachtet hatte . . . „Oh, François . . . und du hast keinem einzigen Preußen das Licht ausgeblasen . . .?“

François lag oben auf dem Wall, bäuchlings und kraute das kurze Gras. Die gute französische Muttererde kam hinter seine Fingernägel, er hob die Hände und sah

sie blauschwarz hinter dem Horn schimmern, diese Krume des Heimatbodens. Ach, vielleicht brauchte man sich gar nicht einmal zu bemühen, vielleicht empörte sich diese gute Heimat Erde, warf Blasen, die wie Granaten zerplatzten und die Deutschen in der Luft zerrissen. Oder sie tat sich auf und verschlang sie, daß sie mit ihren gottverdammten nägelbeschlagenen Schuhen voran zur Hölle fuhren.

Vielleicht aber träumte man das alles bloß! Vielleicht gab es gar nicht Krieg, wenn man so auf die Ebene hinsah, so konnte man es gar nicht glauben. Man mußte schon sehr gute Augen haben, wenn man die eigenen Infanteriestellungen sehen wollte, die Schützengraben, die verdeckten Batterien auf den Hügelrändern. Nur dies war verdächtig, diese unaufhörliche Erschütterung der Luft. Es schien, als bearbeite man in der Ferne ein ungeheures Kalbsfell mit ganz großen, dicken, weichen Schlägeln.

Louis ging vorbei, er hatte seinen spaßhaften Tag, gab dem liegenden Kameraden einen Tritt auf das weiche Rückenende und sagte: „Du suchst wohl die Mauseldcher aus, in die wir die Preussens jagen wollen?“

François zog ein bedenkliches Gesicht. Ob man wohl Gefangene machen würde? Und ob das anging, daß man sich einen vom Kommandanten ausbat, nur um ihn nach Lyon zu bringen wie einen Bären, und Madeleine vorzuführen?

Unten in der Kasemattkaserne klapperten die Eßschalen. Der Hornist blies, ebenso falsch wie alle Tage. Die Mannschaften reibten sich an die langen Tische, aus den Eßschalen dampften die Fleischstücke und das Gemüse. Kein Mensch hätte gemerkt, daß Krieg sei, wenn nicht Louis, der sich mit einem unerwünscht zähen, häutigen Fleischsegen zu balgen hatte, geäußert hätte, er freue sich schon auf das Preußen-Trikaffee. Ein langer Unterkanonier aus Besançon, der die komischsten Grimassen machen konnte, verdrehte dazu die Augen, rollte sie auf lächerliche Art, daß man bloß das Weiße sah, und stieschte dabei die Zähne wie ein Nußknacker. Es sah wirklich gefährlich aus, als könne er mit dieser Maschine von Zähnen einen Menschen mitten durchbeißen. Dann fuhr er plötzlich mit beiden Armen in die Höhe und bewegte sie zuckend und baumelnd, als würden sie an Schnüren gezogen, eine Art von lebensgroßem Hampelmann, der so um sich schlug, daß ihm seine Nachbarn lachend ausweichen mußten.

Und zu allem Überfluß ließ er nun auch noch ein naturgetreues Gackern aus dem Halse krollern. Louis Gaspard hob ihm die Schöße seines Uniformrockes hoch, um nachzusehen, ob er nicht am Ende wirklich ein Ei gelegt habe. Darauf stülpte ihm der Künstler, der Nußknacker, Hampelmann und eierlegendes Huhn vereinen konnte, die Eßschale auf den Kopf, daß Louis der Gemüsesuppe über das Gesicht rann ...

Ein Hornsignal rief Alarm.

Die lustigen Jungen stießen und pufften sich noch bei der Türe hinaus. Alle Zuschauer lachten aus vollem Hals, und François hatte ein so wunderbar warmes Lebensgefühl, wie es ihm nur ganz selten zuteil wurde. Das war alles so glorreich eingerichtet und hing so fest in den Angeln, daß man keinen Zweifel an seinem Bestand zu haben brauchte. François machte sich keine Gedanken darüber, aber es war so ein Gefühl, als ginge die Achse der Welt mitten durch ihn und durch dieses Fort, das in die Erde gewachsen war. Die Gesellschaft von lustigen Kameraden, die hier die Besatzung bildete, wußte sich die Zeit mit Heiterkeit zu vertreiben.

Noch hing das Lachen in ihm, während der Befehl verlesen wurde, in dem stand, daß sich starke feindliche Kräfte gegen das Fort bewegten und in dem scharfer Dienst angeordnet wurde.

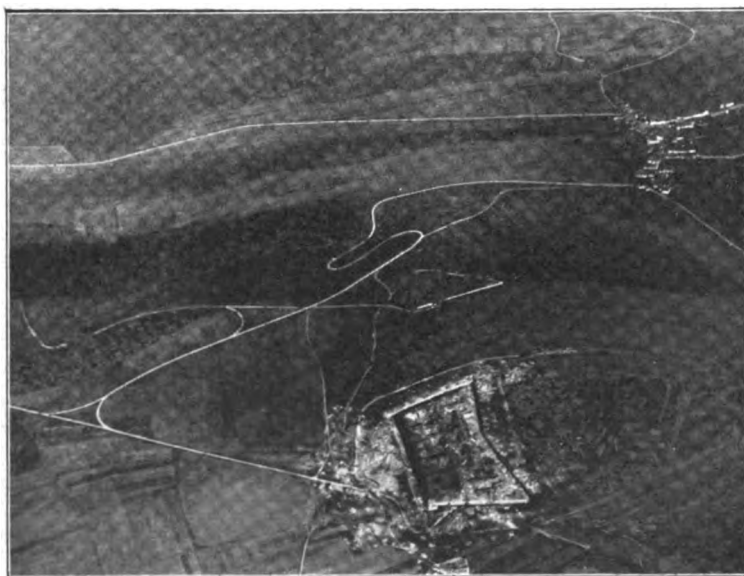
Die armen Jungen von Preußen konnten einem leid tun. Ein Bedauern von obenher slog den kleinen Lyoner an, denn es war doch immerhin zu bedenken, daß die Deutschen in ihren Sümpfen und Köhlerhütten Frauen zurückgelassen haben mochten, Mütter, Bräute und Freundinnen.

Eine Stunde später, während François seine Eßschale wusch, steckte Louis Gaspard den Kopf zur Türe hinein, piß geltend auf zwei Fingern und schrie: „Es geht an.“

Alles lief hinaus. Man hörte in der Ferne ein Gepressel, als würden unendliche Mengen von Bohnenstangen zerbrochen. Ab und zu pläzte irgendwo im Weltraum die Luft. Ein Signal rief die Mannschaften zu den Geschützen.

François trat mit seinem Zug an das Ungeheuer von Kanone, das dunkel und stumm dalag, ein Monstrum von Kraft und Genauigkeit, ein ganzes Wunder, von der Mündung, die nichts ist als Hinausbrüllen der Vernichtung und Zerstörung, bis zum Verschlußstück, zu den feinen Apparaten, die für das ganze Untier zu denken scheinen. Im Ausschnitt vor der Mündung sah er ein Stück des Felbes, das jetzt von Prasseln und Brummen übersponnen war. Über den Hügelrücken paßten kleine Wölkchen ins weißliche Blau, aus dem graugrünen Boden rissen sich bisweilen Säulen von Steinen und Erde los, aus den Wassergräben spritzten Strahlen hoch, Gebüsche schienen plötzlich von einer Riesenhand ausgerissen und

ein Stück durch die Luft geschleudert zu werden. Die ganze Ebene bebte, ohne daß man einen Menschen sah. Es war wie eine hübsche, niedliche Zauberei, die vor Zuschauern aufgeführt wurde, die in ihren sicheren, behaglichen Logen saßen und beinahe vergessen konnten, daß sie doch auch irgendwie daran beteiligt waren. François Revol befah diese Loge aus Beton, dieses Stück härteste Erde, diesen Inbegriff von Festigkeit, von Zuverlässigkeit und Dauer. Er trat einen



Das französische Sperrfort Camp des Romains, aus 2500 m Höhe von einem deutschen Flieger aufgenommen. Es wurde als das erste Sperrfort der Linie Verdun—Toul von den Deutschen erobert.



Schritt zurück und fühlte mit dem Rücken die Stahlwände des Panzerturmes, der regungslos in seiner Betonröhre saß. Aber ein Druck auf einen Knopf konnte ihn steigen machen und sein Feuer gegen den Feind werfen.

Ein heftiges Klingeln riß an François. Auf dem Telephonapparat sprang eine rote Scheibe vor, der Leutnant stürzte auf den Hörer los. Er hatte ein lustiges Kinder Gesicht und war von allen wohlgelitten, selbst von seinen Vorgesetzten, obzwar sie wußten, daß er es mit dem Dienst nicht genau nahm, weil ihn die liebenswürdige Bewohnerin des weißen Schlosses hinter den Wäldern manchmal seinen Pflichten entzog. Jetzt sah man gleichsam, wie durch das Telephon der Ernst der Stunde in seine Miene rann. Die Lippen wurden schmal, die Augenbrauen streckten sich gerade und auf der leicht gebräunten, glatten Stirne warf sich eine Falte auf.

„Kinder,“ sagte er, „sie bringen drüben ihre Geschütze in Stellung. Ein Flieger ist eben herein. Es sind diese großen Mörser dabei, von denen man erzählt hat . . .“

Louis Gaspard warf einen kühnen Blick auf das Stück Welt vor der Mündung des Geschützes: „Sie sollen nur ihr Maul aufreißen,“ lachte er, „wir wollen es ihnen schon stopfen. Wir schießen auch nicht mit Hundekuchen.“

Draußen schwoll der Arm zu einem unwilligen Summen an, immer häufiger spritzte die Erde in Säulen hoch. Ein Krachen schlug herein. Wo eine der verdeckten Batterien gestanden hatte, quoll eine dicke weiße Wolke zwischen dem Buschwerk. Wie eine Rose Karfiol stand sie, mit vielen nierenförmig ineinander verschnittenen Wölbungen, die sich am Rand scharf gegen den bläulich-weißen Himmel absetzten. Plötzlich waren Menschen auf der Ebene, es waren viele Menschen, die aus dem verzauberten leblosen Boden plötzlich aufgesprungen waren. Menschen in roten Hosen, sie liefen auf das Fort zu, und jetzt erst sah man, daß auch hinter ihnen sich etwas bewegte, eine Kette graugrüner Punkte, aus der Geschrei herüberwehte.

Ein Hieb gegen François' Ohr warf ihn gegen seinen Nebenmann und beide zusammen an die Wand. Aber die Wand war lebendig und schleuderte sie wie mit einem Gegenstoß zurück. Sie sahen einander verwundert an, und dann entdeckten sie, daß die Hälfte der Kameraden auf dem Boden lag; noch ein Augenblick der Betäubung, dann sprang alles auf.

„Zu kurz,“ rief der Leutnant und deutete hinaus. In dem mit Stacheldrahtverhauem kreuz und quer übersponnenen Glacis war ein Trichter in die Erde gewühlt, ein Krater von bedeutendem Umfang und nicht abschätzbarer Tiefe, der Rasen und Erde ausgeworfen hatte. Die Stacheldrähte starren wirt durcheinander.

Es klingelte. Die rote Scheibe sprang vor.

Man gab von oben Richtungspunkt und Entfernung an. Jetzt machte jeder seinen Handgriff an dem Geschütz, und in einem Augenblick war es auf sein unsichtbares Ziel eingestellt. Die Mannschaft wich in die äußersten Ecken des Raumes.

Es klingelte wieder. Eine grüne Scheibe sprang vor. Der Leutnant hob den Arm. Dann war dieses schreckliche Moment, in dem der Körper zermalmt zu werden schien und das Krachen die Knochen auseinander trieb. Sogleich aber warf sich die Mannschaft wieder auf das Geschütz, nur ein härtiger Reservist, ein ziemlich bejahrter Mann, lehnte den Kopf gegen die Wand und erbrach sich andauernd.

Ein Stöhnen und leises Keuchen ging durch den massigen Leib der Festung. Man sah, wie sich die Stahlröhre des Panzerturmes aufwärts hob, an den glänzend geschweiften Streifen des Stahles sah man es, die zwischen den Betonblöcken hinanglitten. Gleich darauf war es,

als schlage die Decke herab, über den Köpfen der Mannschaft war das Riesengeschütz des Panzerturms abgefeuert worden, und schon sank er schnaufend und leuchtend wieder in seine Deckung hinab.

Dieses Wunder von Genauigkeit und spielend leicht bewegten Riesenkraften belebte die Männer. Es war keine Rede davon, sich zu verständigen, denn von allen Seiten brach jetzt das Krachen und Bersten der Geschosse herein, aber sie winkten einander zu, mit leuchtenden Augen, und mit einem tanzenden Übermut bemühten sie sich um ihre Kanone. Der Leutnant lächelte über dem Visierapparat, Louis Gaspard tätschelte die harten, gewölbten Flanken des Geschützes wie die Mundungen eines Frauenzimmers, dann brüllte er François in die Ohren: „Mir scheint, den Sauerkrautfressern ist das Schießen schon vergangen . . .“

In dem ungeheuren Getöse ging das Klingelzeichen unter, aber der Leutnant sah die grüne Scheibe und hob den Arm. Der Druck des Schusses warf die Männer wieder durcheinander, wieder ging das Knirschen durch die Knochen, und um die Schädel spannten sich heiße Eisenreifen. Dem Leutnant rannen zwei dünne Blutfäden aus der Nase in den hübschen schwarzen Schnurrbart, der alte Reservist war gänzlich zusammengesunken, sein Kopf lag auf den Knien. François stand platt an der Betonmauer und seine Hände suchten mit ausgestreckten Fingern aus dem glatten, fugenlosen, erstarrten Teig das Gefühl der Sicherheit zu gewinnen.

Plötzlich stieß ihn die Mauer von sich, etwas brüllte, siedendheiß zerriß etwas in François, sein Mund war wie von Sägemehl erfüllt, er hatte den seltsamen Eindruck, seinen Leutnant mit aufwärts gedrehten Beinen, den Kopf nach unten, über dem Rohr des Geschützes zu sehen, er selbst flog vornüber in ein Hammerwerk, in einen Orkan von Heulen und Donnern. Für einen Augenblick glaubte er, aus seinem Körper gelöst zu sein, er war ein Nichts, eine Feder, umhergewirbelt von einem Gewitter des Entsetzens. Die Welt war in Atome zerstoßen, Schwärze rauschte um ihn, von Blutströmen zerfressen, eine Säge setzte in seinen Leib, der zwischen zwei Pole gespannt war.

Plötzlich, während er, ein armseliges Bündel Fleisch und Haut, in den brüllenden, knirschenden Walzen der Vernichtung steckte, inmitten dieses Sturmes von Brechen und Bersten, flog ein Bild in sein Hirn: der Abend auf der Fourvière, der von der Rhône umwundene Anmarsch und Tanz der Dächer, ein lustig im Grünen gleitender Wagen der Drahtseilbahn und das goldumranderte, wie ein Blumenkelch aufgebogene Glas Bock, gegen das Maledaines silbernes Herzchen bimmelte.

Gleich darauf schwoll sein Körper wieder an, jedes Glied war ein gedunsener Schlauch, er warf sich aus Angst vor dem Ersticken aus einer Welle glühender Luft, die über ihn hinschlich.

Das Ganze dauerte endlos lange, er rollte durch einen Abgrund von Zeit. Langsam setzte sich die zersplitterte, in Atome zerstoßene Welt wieder zusammen, mit Mühe öffnete er die verklebten Augen, deren Lider versengt und ineinander verfilzt waren. Er sah einen schwarzblauen, unförmigen Klumpen, einen zerquetschten Ballen Fleisch und Knochen, von dem Streifen Haut herabgingen, Andeutungen von Fingern, etwas, das einmal eine Hand gewesen sein mochte; sie hing an einem verbrannten, zerrissenen Armel, der nach einer Biegung den Weg zu François' eigener Schulter nahm.

Aber dieser Anblick entsetzte ihn nicht einmal so sehr — vielleicht war er von dem fürchterlichen Geschehen auch zu sehr durcheinander gerüttelt, um ihn unmittelbar auf sich zu beziehen — als etwas anderes, das in derselber



In den Trümmern eines Forts nach der Beschließung durch die deutschen Geschütze. Phot. Boedeker.

Entfernung vor seinen Augen lag, wie der schwarzblaue Klumpen Fleisch.

Es waren ein Paar Stiefelsohlen, die den größten Teil seines Gesichtsfeldes erfüllten, und in einer von ihnen war ein ziemlich breites Loch mit einer zusammengeknüllten, zerquetschten, schmutzigen Zeitung verstopft. Er hörte Louis, den lustigen Louis Gaspard: „Die Japs wollen uns doch Winterkleider aus Papier schicken, warum soll man seine Schuhe nicht mit Papier sohlen . . .?“ Der gefrige Abend war wieder da. Louis saß auf der Bank, hatte das eine Bein herausgezogen und auf das Knie des anderen gelegt, socht mit dem zerrissenen Schuh und einer Nummer des „Matin“ in der Luft und schrie: „Wenn wir kein Leder haben, so sohlen wir unsere Schuhe mit dem Blech, das die Zeitungen schreiben . . .“ Wie eine furchtbare Vision standen zwanzig lachende Gesichter in der Luft.

Und als würden die Buchstaben, diese armseligen, zerschundenen Zeichen des Geistes, die ein Übermütiger in seine Schuhe gestopft hatte, durch eine böshafte Macht vergrößert, als drückten sie sich mit einer ungeheueren Kraft in seine Augen, so war François gezwungen, ein paar Worte, die sich ihm darbieten, zu lesen: „... niemals dulden, daß der heilige Boden Frankreichs entweiht . . . denn wir kämpfen im Namen der Kultur . . .“

Ein schrecklicher Gedanke zitterte wie ein befiederter Pfeil in François' Kopf. Er richtete sich auf dem linken Arm auf. Die Schuhe, die Louis gehörten, staken noch an den Füßen ihres Besitzers, und die Füße liefen in die Beine über, und die Beine sah man bis zum Knie. Aber dann war der Mensch zu Ende. Das ganze Übrige, das sich Louis Gaspard genannt hatte, fiel unter einem ungeheuren Block von Beton, der zackig und scharfkantig in einem Bergsturz von Beton lag.

Jetzt erst merkte François die Veränderung in seiner

Umgebung. Er lag unter freiem Himmel. Über seinem Kopf und um ihn herum war nicht mehr die feste, undurchdringliche Masse der Gewölbe und Mauern. Irgend etwas Unbegreifliches war geschehen, er befand sich auf einer anderen Seite des Forts, inmitten einer Trümmerhalde von Beton und Stahl. Ein Geschütz war neben ihm in den Beton gerammt, wie ein Streichholz, das spielende Kinder in weichen Lehm stecken. Eine weite, mitten in die Mauer gerissene Spalte trennte es von einem anderen, das sein machtloses Maul wie in dummer Verwunderung zum Himmel reckte. Etwas Buntes klebte dort, ein Mensch, hingeworfen und in einer seltsamen Gliederverrenkung zu plötzlicher Erstarrung festgehalten.

Und das dort drüben, diese ungeheure, verbogene Blechdose in dem Gewirr der Blöcke, dieses verbeulte, zerfetzte Gefäß, dessen Seiten aufgerissen waren . . . das war . . . Himmel, das war der Panzerturm, auf den François so stolz gewesen war. Nicht anders lag er da wie ein durchlöcherter, unbrauchbarer Topf auf den Abfallhaufen vor den großen Städten.

Noch regte sich Leben in den Trümmern des Forts, noch war der Geist der Tapferkeit nicht aus ihm gewichen. Drüben, auf der anderen Seite, krachte ein Schuß.

François wollte sich erheben, etwas sehen, aber zum erstenmal überfiel ihn der Schmerz. Aus der zerschmetterten Hand sprang er ihm in Kehle und Hirn. Er schrie auf und fiel zurück, und zugleich wußte er, daß der Schuß, auf den er stolz gewesen war, den Feind herausfordern mußte.

Und wirklich, da kam es schon. Heulend und kreischend zersprang der Himmel, die Trümmer bäumten sich auf und schoben sich knirschend übereinander. Der Boden schien in Wellen auf und ab zu schwanken, man konnte meinen, das Fort sei ein Schiff. Einen Augenblick lang

hatte François die Erscheinung seines Leutnants. Er kam in der aufgerissenen Planke des Panzerturms zum Vorschein, mit blutüberströmtem Gesicht, blind tappte er sich längs der stählernen Wände. Ein Geschloß schlug in den Turm, ihn nach anderen Richtungen verbiegend und zerreißen. Der Leutnant war fort . . .

Anweit von François kroch etwas zwischen den Betonblöcken. Es war der lange Spasmacher aus Besançon, der irgendeinem Ziele zustrebte.

Aber François hatte keine Zeit, ihn anzurufen, denn in diesem Augenblick ereignete sich wieder jenes Unbegreifliche. Die Welt versunkerte sich in ein Gewölk von Gelöse, stürzte in sich selbst wie in einen dunkeln Trichter, spritzte in Blöcken und Klöcken von Stahl aus ihm empor . . .

Und wieder war alles anders, als François die Augen öffnen konnte. Er lag am Rand eines Loches, durch das man in ein Mannschaftszimmer sehen konnte, in dem eine kleine dunkle Flamme langsam an einem Holztisch fraß. Ein Mann lag regungslos unter dem Tisch, mit dem

Kopf in einem Waschbecken, als ob er, abgehetzt, lechzend, einen unerfättlichen Durst nach Art eines Hundes aus ihm stillen wolle.

Jemand sang . . . wer sang? War das ein Singen, dieses Krächzen und Gurgeln? Da war einer . . . mein Gott, der lange Mensch aus Besançon . . . das halbe Gesicht war ihm weggerissen, eine breite Masse . . . aber er stand aufrecht, tanzte hin und her und fuhr mit beiden Armen in der Luft herum, bewegte sie zuckend und baumelnd, als würden sie an Schnüren gezogen, eine Art von lebensgroßem Hampelmann. Und plötzlich kollerte ein fürchterlicher Laut aus seiner Kehle . . . das Gackern einer eierlegenden Henne . . .

Als die Deutschen das Fort besetzten, fanden sie nur Tote und Verwundete und unter diesen einen Menschen mit zerschmetterter Hand, der den Kopf an einen Betonblock gelegt hatte, lächelte und tonlos vor sich hin lallte.

Seine Augen waren leer und spiegelten nur den Schein der Dinge. Seine Seele hatte das Verstehen der Welt und ihrer selbst verloren. ■

## Berlin im Krieg.

Von Karl Fr. Nowak.

Mit zwei Abbildungen nach Zeichnungen von A. Jarosy.

Freilich sehen unsere Grenzländer dem Kriege am unmitttelbarsten ins Schreckliche, grauenhaft verzerrte Antlitz. Sie sind der Gefahr am nächsten, daß dies unerhörte Völkerringen nicht bloß vom Hörensagen an ihre Türen tritt, sie müssen gefaßt sein, daß an die Türen auch die Gewehrkolben der Feinde pochen. Und wenn's da oder dort auch nur für ein paar Stunden war, daß russische Reiter absaßen, die dann Hals über Kopf Reißhaus nahmen vor dem Anmarsch der deutschen Feldgrauen: der Krieg selbst war dennoch da in aller harten Wirklichkeit . . .

Im Reiche aber, bei den Müttern und Töchtern, die ihre Gatten, ihre Söhne an jenen Grenzen haben, geht nur das Hörensagen um. Was Deutschlands Heldenjugend Tag um Tag vollbringt, klingt ehern aus den knappen Sätzen, die der Generalquartiermeister niederschreibt. Der Krieg äußert sich zunächst stilistisch: die Phantasie hat auszumalen, was hinter den knappen Sätzen steckt. Und gleichwohl hat der Krieg auch das Antlitz all unserer Städte vollends verwandelt . . . Sie haben andere Bewegung, anderes Gepräge, anderen Inhalt, andere Menschen bekommen. Und vor allem das große Berlin, Deutschlands Kopf und Deutschlands Herz, hat längst verschollenen Friedensart gewechselt.

Die Reichshauptstädte sind die empfindlichsten Kriegsbarometer. Sie sind noch mehr als nur dies: das Ziel aller marschierenden feind-

lichen Armeen. Die Feindearmee hofft dem schließlichen Siege sich nah, wenn's nur erst gelänge, dem Gegner ans Herz zu greifen . . .

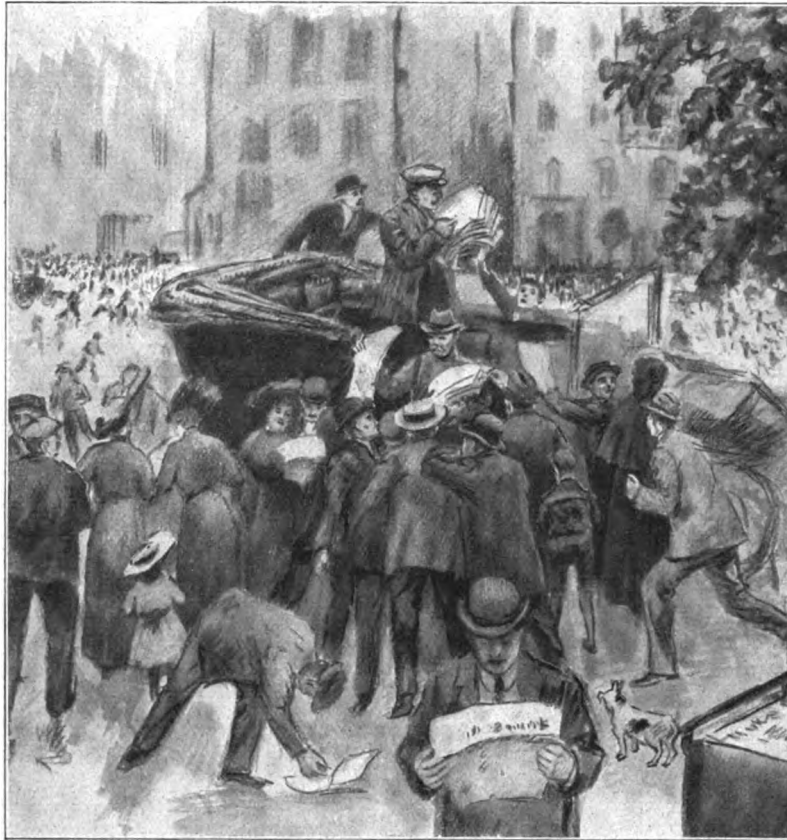
Das deutsche Herz schlägt zuversichtlich und hell von Anbeginn. Alles an Berlin seit den Julitagen 1914 ist kaum erkennbar, wenn man noch jüngste Vergangenheit gegen sie hält. So vertrauensvoll die Viermillionenstadt in die deutsche Zukunft blickt: vier Millionen Menschen haben die Sehnsucht, die sie im Frühling etwa noch erfüllte, ganz und gar vergessen, ihre Wünsche umfliegen andere Brennpunkte, ihre Gedanken umflattern andere, ungewohnte Kreise—just, wie die Berliner Straßen und Plätze andere Kleider angezogen haben.

Schon in den Mobilisierungstagen war's natürlich eine fremde Reichshauptstadt! Ihre Bewegungslust aus Friedenszeit hatte sich millionenfach multipliziert, sie war Bewegungsrausch und Bewegungszwang geworden. Kein Haus hielt den Bürger in seinen Mauern: der Drang, so schnell wie möglich das gemeinsame Schicksal zu erfahren, hatte alle gleich einer einzigen, unabsehbaren Familie auf die Straße, auf die sumrende, sprechende, jubelnde Straße geführt. Sie selbst änderte sich von Stunde zu Stunde. Zunächst begann eine verblüffend schnelle Abwanderung: Luxus und Bequemlichkeit, die Vermöhntheit empfahl sich. Die stolze, freie Brunowalder Heerstraße jagten keine Vergnügungs-



Die Not der Zeit: Der elegante Zeitungsverkäufer. ■

autos mehr zur Rennbahn hinab: schrill zischten, in rasendem Tempo, die Automobile — Grau in Grau, wie die Insassen — der Militärs vorbei. Und sonst die Hauptfuge der Stadt, die Bewegung der vier Millionen zu erleichtern, ward immer mehr Nebensache: der Riesenschritt der See- resleitung überdröhnte alles. So musterhaft der Verkehr aufrecht erhalten wurde, so beispiellos jeder Beamte mit kühler und unbeirrbarer Überlegung an seiner Stelle stand: das tolle, in Lebenslust überfäulende Berlin von einst war doch über Nacht in seiner Ein-



Eine Siegesbotschaft: „Extrablatt! Extrablatt!“

schränkung zum Kriegs-Berlin geworden. Und wurde es fast von Minute zu Minute mehr. Die Litfasssäule streifte ihre Buntheit ab. Nichts mehr von der Heiterkeit der Künste, nichts mehr von der Lockung zu übermütigen Stunden, die sonst die Fremden rief: die Litfasssäule wurde plötzlich eintönig, hatte weiße Anschläge und hatte rote Anschläge, die immer wieder nur von einer Angelegenheit sprachen, vom Krieg. Und gleichzeitig mit dem Berliner Tag hatte die Berliner Nacht sich verwandelt. Geheimnisvoll ruhte mit einem Schlage die hellste Stadt der Welt im tiefsten Dunkel. Die Glühmännchen auf allen Dächern, die brennenden Pfeile und schnurrenden Feuerräder, die über den höchsten Firsten bald Zigaretten, bald Halsbinden, bald Schokolade angepriesen hatten, sie alle waren jäh verlöscht.

Alles hatte sich verändert. Als über die „Linden“, von denen die übereleganten Bummler schleunigst verschwunden waren, die Reservistentrupps nicht mehr zogen, kamen andere, fremde Typen. Junge, unermüdete Damen mit großen Büchsen für kleine Gaben: von Schritt zu Schritt erfuhr man's, daß es in naher Zukunft Verwundetennot zu lindern, Hungernde zu sättigen galt. Und in ruhigem Gleichmaß gehen, wie sonst, die Elektrischen durch alle Straßen. Aber auch sie erzählen vom Krieg: Schaffnerinnen, mit Toppe und Kappe, verabreichen die Fahrscheine statt ihrer Männer, die jetzt im Felde Fahrscheine ins Jenseits aus dem Rohrlauf knallen.

Nicht nur Außerlichkeiten sind's, die die deutsche Reichshauptstadt verändert haben. In Friedenszeit geschieht es freilich nicht von Sekunde zu Sekunde, daß erregte Gruppen zusammenlaufen, die summenden Menschenhandel immer dichter werden, daß bald dies, bald jenes Raffeehaus von der Aufregung der Menge dröhnt, daß

plötzlich der Anführer, der das Fieber unter die Gäste trug, auf das Marmortischchen springt und Ansprachen hält... Daß irgendwo an sonst wenig beachteter Brückenüberführung oder gar zwischen Brunnbauten am „Zoologischen Garten“ ein vornehmer alter Herr, der sonst zwischen Büchern seine stille Gelehrtenzeit verbringen mag, mit der Flinte über der Schulter auf gern übernommener, ernst besorgter Wache steht...

Als das ist der Krieg, der Reflex des Krieges und seine Farben auch für die Reichshauptstadt. Aber er wirkt über

solcherlei Außerlichkeiten weit hinaus. Nicht nur die Straßen, die vom Ausruf der Siege auf fernen, blutgetränkten Schlachtfeldern widerhallen, nicht nur die Plätze, über die langsam und ernst die Kolonnen der Verwundeten kommen, nicht nur der Stadtrahmen, auch die Menschen selbst sind gewandelt. Die Verweidlichen sind wieder hart, die Leichtsinrigen wieder ernst, die Gedankenlosen wieder nachdenklich geworden. Nicht nur der Klang der Zeitungen, die zu den verschiedensten Tagesstunden, Nachstunden die Stadt durchrauschen, ist neu und ungewohnt, nicht bloß der Inhalt hat sich gegenüber den Friedensorgen von gestern und vorgestern geändert. Man muß sich auch die Zeitungshändler ansehen... Vornehme junge Herren stehen am Straßenrande, noch in dem kühn geschwungenen Rock, mit dem sie vor sechs Wochen das Vergnügen besuchten. Über Nacht haben sie ihre Lebensweise abgeschwören müssen, über Nacht ist manches arm geworden, was gestern reich war und verschwenderisch. Und mancher, der als Trinkgeld nachlässig das Goldstück weggab, sammelt es jetzt, „Sechser“ um „Sechser“, als Verkäufer von Extrablättern...

So übt der Krieg seine Wirkung auch auf die Reichshauptstadt stärker als nur durch phantastische Ausmalung der Kriegsberichte. Das Leben ist strenger geworden, gebieterischer in der Forderung von Pflichten und Ernst, die Stände sind einander näher gerückt in gemeinsamem Schicksal, die Unterschiede sind verwischt. Der Krieg ist auch nach Berlin als ethischer Erzieher gekommen. Und seine Lehren werden unvergessen auch dann noch sein, wenn die jetzt trotz aller Zuversicht so ernst gemessene Reichshauptstadt wieder nach fröhlicheren, unbedrückteren Rhythmen leben darf — wenn durchs alte „Brandenburger Tor“ die deutschen Truppen feierlich einziehen durften...

# Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

## VI. Serbisches Abenteuer.

In Salzburg. Weiter weg vom Krieg kann man unmöglich sein. Traumhaft verschollen muten alle die steinernen Paläste an, der Glockenschlag vom Dom hallt schwermütig über die italienisch engen Gassen, Tauben fliegen ab und zu in der Herbstsonne, gelbe Blätter fallen und die salzburgischen Marktweiblein stopfen einem verwundeten Soldaten die Taschen mit gelben Birnen und grünen Weintrauben voll.

Und wie vor und eh spielt mit jedem Stundenschlag die Glockenuhr irgendeines der uralten, halbvergessenen österreichischen Lieder. Das von der Treu und Redlichkeit „bis an das kühle Grab“, und das Raimundsche Hobelied, zu Mittag um elf „Gott erhalte Franz den Kaiser“. Wenn man aber wissen will, daß draußen, weit, Kanonen dröhnen und eine Welt in Wehr und Waffen aufeinander stürzt, muß man in den Mirabellgarten gehen. Dort stehen steinerne Göttinnen auf bemoosten Sockeln, Nymphen schämen sich und Daphne verwandelt sich in einen Lorbeerbaum, vermittelte Puttis mit Löchern in den Pausbacken jagen sich im Fangenspiel. Aus den herbstwelken Kronen der Kastanienbäume fallen die grünen, stacheligen Früchte und fallen Soldaten in den Schoß, die auf den Steinbänken in der Sonne sitzen, träumen, von ihren Spitalbetten aufgestanden sind und jetzt den Krieg verschmerzen, aus dem sie als Blesserte heimgekehrt sind. Sie tragen noch die weißen Verbände um eine sonnerbrannte Stirn oder haben den Arm in der Binde, und neben ihnen liegt der Stock, auf den gestützt man sie über die stillen, leeren Kirchenplätze und Kleinstadtgassen Salzburgs schlenbern sieht. Eine Kugel kam geflogen... und nun sitzen sie unter den hundert Jahre alten Bäumen des Bischofsparkes von Mirabell, füttern Tauben, füttern Spazier und Goldfische, Daphne im Gebüsch und der steinerne Neptun mit dem Dreizack sieht zu und ein noch etwas blaffer Bursch in der hellblauen österreichischen Felduniform erzählt im Frieden von Salzburg Geschichten vom Krieg.

An der Drina. Und Regen, Regen. Schwere Nebel, eine Bärenkälte dazu, aber das ginge am Ende noch an bei einem österreichischen Soldaten, der vor zwei Monaten salzburgischer Holzknecht war. Nur... das Warten macht ihnen allsamt das Herz schwer. Loß möchten sie mit dem aufgesteckten Bajonett, dreinwettern mit dem umgekehrten Gewehr; statt dessen aber müssen sie

Schanzen aufwerfen und stunden-, tagelang im Schützengraben liegen, müssen sie lauern, horchen, Geduld haben, parieren dem blutjungen Leutnant, der akkurat so abgeschmiert wie sie alle bei ihnen im lehmigen Dreck sitzt und jeden, dem der Finger am Gewehrjüngel zuckt, wie ein jüngerer braver Bruder tröstet: „Nur a bissel wart' noch, Hias; und du, Zugsführer, wirst es wohl auch noch erwarten können, han? Uscheit sein, Leutel, um Gottes willen; Befehl ist Befehl! Unser Stund' kommt schon auch noch.“

So der Leutnant im Schützengraben, und der Zugsführer versorgt sein schon aufgestecktes Bajonett in der Scheide, und der Hias seufzt herzbeweglich: den Krieg mit den Serben hat er sich wie eine Kirchtagstrauferei vorgestellt, und jetzt muß er warten, kuscheln, still sein — Befehl ist Befehl.

Einmal, nachts, kommt das Zeichen zum Aufbruch. Schon den ganzen Tag hörten sie, erzitternd vor Lust und Sehnsucht, Artilleriefreuer. Krachend schlug es irgendwo drüben im Nebel ein, wie böse Sternbilder plagten fast zu ihren Häupten die serbischen Schrapnell's. Jedem im Graben schlug das Herz bis zum Hals hinauf, nun kam also die Erlösung von diesem dreckigen Dasein, und ihr Leutnant witterte in die Luft hinaus, ob noch keiner mit dem Befehl „Loß“ zu sehen ist.

Spät in der Nacht marschierte das Regiment. Die Salzburger spuckten in den Graben zurück: Loch, schmieriges, mich derstiechst nimmer! Als Nachtmahl hatte es einen

Konserverkaffee gegeben, und Kommissbrot, was jeder von der letzten Fassung vor acht Tagen im Tornister hatte, also ungefähr nichts. Dafür aber ging's nun vorwärts, erst durch morastige Acker, deren Lehmscheiben sich zentnerschwer an die Sohlen hingen, dann, ansteigend, über Fels, mühsam durch karstiges Geröll; durch die vom tagelangen Regen aufgeweichten Schuhe stachen die spitzen Steine, aber die Buben keuchten brav vorwärts, und der Hias sang sogar, was ihm seit Schulbankzeiten noch nicht passiert war. Das Lied vom Morgenrot und frühen Tod sang er, oder grunzte es vielmehr gottserbärmlich in den paar schauerhaft falschen Tönen, die so eine tabatverbeizte Holzknichtgurgel herzugeben imstand ist. „Gestern noch auf stolzen Ho—offen, heute durch die Brust gescho—offen, morgen i—in das kühle Grab!“ Aber natürlich dachte der Hias nicht entfernt an das kühle Grab,



Oesterreichische Verwundete in der Kapelle des Wiener Augartenpalais, das zu einem Reservelazarett eingerichtet wurde. Phot. Klopfer, G. m. b. H., Wien.



Eine Kavalleriepatrouille auf dem Österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz.

sondern stellte sich mit inniger Wollust im Gemüte vor, wie er den ersten Serben „aber scho plöschén“ würde, zur Vergeltung für das ausgestandene Warten.

Ein Wald, dann Felder, fern ein Fluß, und im zerstampften Kukuruz steht eine Hütte. Ihr zuderhutförmiges Strohdach geht fast zur Erde hinunter, eine Tür ist da, aber es sind nur ein paar elende Bretter, und bevor noch der Zugsführer zum Anklopfen mit dem Gewehrkolben kommt, steht ein Mädchen da, schwarzhaarig, zerraut, glüht die Salzburger Buben mit ihren dunklen, seltsam heißen Augen an und hockt sich stumm ins Stallstroh zu ihren grunzenden Ferkeln. Die Soldaten kehren das serbische Schmutznest von unterst zu oberst, nichts Verdächtiges, und schon wollen sie weiter — da kommt von vorne Weisung: „Warten, dableiben, eine Patrouille zum Fluß, es sollen Wanden in der Nähe sein.“

Komitatschi. Die Patrouille geht ab und der Leutnant nimmt die Serbin noch einmal ins Gebet. Der Zugsführer Tafel und der Gias stehen ihm bei, das heißt, sie helfen dann und wann mit einem nicht gar argen, mehr scherzhaften Puff nach, aber die Serbin sitzt verstockt im Strohhalm und läßt sich seelenruhig gefallen, daß die Salzburger Buben vor ihrer Nase schreckbar mit dem Bajonett herumfuchtelten. Die Hütte ist unterdes von den andern nochmal abgesehen worden, nichts Verdächtiges zu finden. Nach einer Stunde kommt die Patrouille zurück, von Wanden keine Spur, und das vorausmarschierte Regiment schickt Nachricht: „Ausbruch vier Uhr. Direktion Wald.“

Bis vier Uhr früh sind noch gut drei Stunden, und der kleine Leutnant hat einen Einfall: die Serbin soll einen Kaffee kochen. Sie ist auch gleich bereit; die Soldaten machen ihr auf der Trümmerstätte, die einen Herd vorstellen soll, Feuer, bringen ihre Kaffeeconserven und schon brodelt das heiße Wasser im Kessel. Die Ferkel quieken,

neben und unter ihnen sitzen Soldaten, soviel Platz haben, die andern draußen unterm Strohdach; die Serbin schenkt fleißig Kaffee ein, und der kleine alpenländische Leutnant, der jetzt acht Wochen unter seinen wilden, braunen, bärtigen Kerls ist, spürt auf einmal so etwas wie ein Herz in der Brust und gibt dem serbischen Weibsbild ein paar freundliche, lustige Worte, die sie freilich nicht versteht. Aber sie steht den blonden, schmalen Jungen mit einem Blick an, der ihm das Blut in die Knabenwangen treibt. Er will fesch sein, denkt sich: mit Weibern führen wir keinen Krieg, und schenkt ihr galant seine halbe Schale Kaffee. Der Zugsführer gröhlt; das gefällt ihm, daß der Herr Leutnant der Serbin schön tut. Wie lang ist's her, daß auch er keine weiche, weiße Patschhand in seiner Bärenpraxe gehabt hat! Und er schenkt der „Feindin“, was ihm eigentlich selber zum Kaffee geschmeckt hätte, nämlich ein letztes Stückchen Zwieback, das er im Brotbeutel findet. Die Serbin trinkt und ist, neben ihr den Männern wird's in der Herdwärme ein bißchen duffelig, sie sitzen, starren in die rotglühenden Aschenreste, der Leutnant schaut auf seine Uhr und schickt den Zugsführer, nach den Leuten zu sehen. Der Gias, der eben erwog, ob nicht eines der runden, roßigen Ferkel bis morgen mittag im Tornister Platz hätte, ist unter diesen schwierigen Überlegungen — „auf einen Schnarcher“, sagt er — eingeschlafen. Der junge Leutnant schreckt aus seinem Dämmern auf, schiebt sich verwirrt die Kappe aus der Stirn: die Serbin neben ihm ist aufgestanden. Er erwischt sie noch unter der Tür. „Wohin?“ fragt er. Wie eine Kage schmiegt sie sich aus seinem zupackenden Arm und steht draußen im Mondlicht. Die Nebel sind gesunken, schwarz starrt der Wald, kahl die Steinschroffen. Sterne glänzen fremd und grell über den Zacken. Schwach graut es im Osten, es wird Tag. Der Leutnant steht auf seine Uhr und holt die Leute





Österreichische Infanterie an der bosnisch-serbischen Grenze. Phot. Kloppeh. G. m. S. S., Wien.

Leute hinschicken, aber da zeigt sich, daß es eine durch das Schießen aufmerksam gemachte Patrouille ist, die ihnen zu Hilfe kommt. Zwanzig Mann nur, aber mit ihrer Hilfe läßt der Leutnant nochmal durch den Wald schwärmen, niedermachen, ohne Pardon, was von diesen Banditen unter Bajonett kommt.

Später, glühend steigt die Sonne über die Talnebel, rallieren sich die Leute. Totenstill ist's im Wald geworden, die Österreicher haben der Gesellschaft ordentlich heimgeleuchtet. Sie selbst sehen abgerissen und tüchtig außer Atem aus — „wie nach an Fußhaken“, lacht der Hias, der sich sein blaugetupftes Taschentuch um eine Schramme am Handgelenk wickelt. Der Leutnant erinnert sich an den Zugführer, dessen Gewehr er noch in der Hand hält, er will Befehl geben, ihn zu suchen, da bringen sie ihn schon und ist ihm nicht mehr zu helfen. Sein grober, wilder Bauernbart hängt struppig um den ein ganz klein wenig verzogenen, ein bißchen traurigen Mund, seine blauen Augen stehen weit offen, seine Hände sind zu zwei harten Fäusten verkrampft, und die legen ihm nun seine Leute schön über die Brust und stechen mit zwei Spaten am Waldbrand das Grab für den Zugführer Tafel aus. Von Birkenästen band der Leutnant ein Kreuz zusammen, und aus rosenroter, letzter Erika, die zwischen den wei-

ßen Steinen blühte, banden sie ihm schnell einen Kranz. Noch am selben Mittag erreichten die Leute ihr Regiment. Gegen Abend trieb eine Gendarmenpatrouille eine Schar gefangener Komitatschi vorüber. Man wandte kaum den Kopf nach ihnen, nur der Leutnant von heute früh, der seine Soldaten durch jenen Wald geführt hatte, starrte tief atmend der vorbeitrampelnden Horde nach. Verlumpte, wildbärtige Riesenters waren es, vertiert blickende, schmierige Banditen, und unter ihnen, im zerrissenen Zwischittel, das wirre, schwarze Haar unter einem grellen Tuch — die Serbin.

Der Soldat, der diese Geschichte erzählt hat, sitzt, leicht müde von der Anstrengung des ungewohnten Redens, auf seiner Bank im Mirabellgarten. Um ihn ist der Himmel blau, beinahe wie im Frühling, friedsam spaziert die Sonne über das alte Palastdach, gelb und rot verfärbt leuchten die Kastanien, und wie Blut brennen Georginen im Gartenbeet. Der Mann steht auf, ein Schwarm aufgeschreckter Tauben flattert weg: „Das!“ — sagt der verwundete Soldat, „das verdriest uns am meisten dort unten, daß es noch nicht geschafft ist, wenn wir mit den Männern fertig werden. Mit Weibern auch noch Krieg führen, Herr, das ist meiner Seel' die zuwiderste Arbeit für unsere blauen Buben an der Drina...“ Lambert.

## Der Panflawismus.

Von Hofrat Universitätsprofessor Dr. Artur Kleinschmidt.

Die germanische Welt sieht sich vor einen Feind gestellt, der sich mit dem Schilde „Panflawismus“ deckt. Was will dies Wort sagen? Seit wann beschäftigt und beunruhigt es Europa?

Der Gedanke der Slavophilen fand sich zuerst bei den Tschechen, z. B. 1806 bei Dobrowski, und eine literarische Vereinigung aller Slawen regte der Slowak Johann Kollár an; sie fand zumal bei den Tschechen großen Anklang.

Der Panflawismus ward das Einigungstreiben aller slawischen Völker und Stämme, um sich bei ihrer Zerrissenheit in verschiedene Staaten wenigstens einen geistigen Mittelpunkt zu geben, und seit 1815 verfolgten hervorragende Köpfe dies ideale Sammelziel. Die erste Manifestation des Panflawismus war der Prager Slawenkongreß im Juni 1848, wo unter dem Voritze Palackýs über dreitausend Tschechen, Polen, Slowaken, Serben u. a.



zusammenkamen, doch konnten sie sich über keinen Hauptpunkt einigen und stoben auseinander; der in Prag kommandierende tatkräftige Fürst Alfred Windischgrätz ließ einen panlawistischen Aufstand nicht zum Erfolge kommen. Agitatoren schürten in Osterreich. Als einziger selbständiger slawischer Staat, der auch die meisten Slawen umfaßte, warf sich Rußland in Presse und Vereinen zum Protektor aller Slawen auf. Die Slawophilen priesen die Vergangenheit Rußlands, die sie romanhaft verbrämten, unbekümmert um Wahrheit und Geschichte; voll Haß auf die Reformen Peters des Großen betrachteten sie Rußland als durch ihn verschlechtert und um seinen Nerv, um seine Originalität betrogen; Schewyrew nannte Westeuropa, von dem der Prometheus Rußlands, Peter der Große, das Licht geholt hatte, „den verfaulten Westen“. Die orthodoxe Kirche als „Synthese der Einheit und Freiheit in der Liebe“ wurde als einzig wahres Christentum verherrlicht, der Dialektiker Chomjälow schuf diese theologische Grundlage des Panlawismus, und Iwan Afkafow begründete sie historisch, wobei er den „Mir“, die Bauerngemeinde mit gemeinsamem Grundbesitz, als weiteren Vorzug des Altrussentums vor dem Westen hinstellte.

So erschien der russische Staat, allein unter allen Staaten, begründet auf der freiwilligen Berufung des Warägerfürsten Rurik, auf einem freiwilligen Bunde von Herrscher und Volk, Peter aber als der Zerstörer dieses idealen Verhältnisses. Darum galt es: Zurück zur alten guten Zeit! Die Aufhebung der Leibeigenschaft durch Alexander II. im März 1861 wurde von Jurii F. Esamarin und anderen Panlawisten sehr betrieben, und die nationale Partei glaubte, die Zeit sei nahe, um alle westliche Bildung auszurotten und unter einem rein slawischen Himmel zu leben; sie wütete gegen Iwan S. Turgenjew, der dies alles für blauen Dunst erklärte.

Als am 20. September 1862 in Nowgorod vor dem ganzen Zarenhause der tausendjährige Bestand Rußlands pomphaft gefeiert wurde, nahm Alexander II. die Miene an, als sei er der Primas der einen großen slawischen Völkerfamilie, und verlieh, was in Wien sehr verstimmt, vielen hervorragenden Slawen aus Osterreich Orden. Der als Panlawist bekannte Großfürst Konstantin gab im Juli 1862 seinem Sohne den Namen Waclaw, weil Böhmens Patron St. Wenzel ist. Die Regierung liebäugelte mit dem Panlawismus, und der Reichskanzler Fürst Gortschakow, Osterreichs Feind, näherte ihn, um Osterreich zu spalten und so seinen wichtigsten Gegner im Orient zu lähmen. Die Kierner Bruderschaft der Heiligen Kyrrill und Methodius widmete sich immer ausschließlich dem Panlawismus, der voll Neid auf die Einigung Deutschlands und Italiens blickte und nicht einsah, warum nicht auch alle Slawen sich einigen sollten. Die im Mai 1867 in Moskau stattgefundene Ethnographische Ausstellung wurde zu einem Slawenkongresse, auf dem die Slawen aus Osterreich demonstrativ gefeiert wurden; zahlreiche Deputationen slawischer Stämme kamen, nur Polen nicht. Iwan Afkafow und Michail Katfow öffneten der panlawistischen Idee Tür und Tor und schürten den Haß gegen alles Deutsche. Zum Katechismus der Slawophilen wurde die Schrift Danilowstis „Rußland und Europa“ (1869); er forderte geradezu die Vertreibung der Türken aus Europa, die Aufteilung Osterreichs, die Gründung einer allslawischen Konföderation unter Rußlands Führung und Konstantinopel als russisches Zentrum.

Mehr und mehr griff die Idee vom „Kaiser aller Slawen“ um sich, die Tschechen suchten bei ihr Anhalt, die Slawen des Orients schauten voll Hoffnung auf den Zaren, die Moskauer Wohltätigkeitsgesellschaft trieb panlawistische Propaganda; alle Welt pries den Mir. Die Panlawisten riefen unablässig nach der Befreiung der slawischen Brüder vom Türkenjoch, wühlten durch ihre Emisäre unter der slawischen Bevölkerung in der Türkei und zwangen die Regierung 1877 zum Kriege. Dann waren sie außer sich über Bismarcks Eingreifen auf dem Berliner Kongresse, über den Berliner Frieden, den sie als Beschimpfung Rußlands bezeichneten, wollten vom Dreikaiserbündnisse nichts hören, trieben zum Bruche mit Deutschland und zu dem absolut widersinnigen Bündnisse der Autokratie mit der demokratischen Republik Frankreich. Afkafow mit seiner „Moskauer Zeitung“, Katfow, Ignatjew, Skobelew waren ihre Bannerträger.

Am 16. Februar 1882 drohte Skobelew, der populärste General Rußlands, in einer Pariser Rede an serbische Studenten direkt mit Krieg gegen Osterreich-Ungarn und Deutschland und forderte ein Bündnis aller Slawen mit Frankreich. Giers, Gortschakows Nachfolger, ging auf die panlawistischen Intrigen nicht ein und hatte viel mit ihren Führern zu kämpfen. Böllinger meinte schon Ende 1887, Deutschland habe sich von Rußland des Schlimmsten zu versehen, da Alexander III. leicht von einer mächtigen Strömung hingerissen werden könne. Und tatsächlich wurde Alexander der nationale Zar, der Feind der westeuropäischen Kultur, der Freund Pobedonoszews und des Priesters Johann von Kronstadt; dabei verbrüdete er sich mit Frankreich, ließ die Marfeillaise vor seinen autokratischen Ohren erschallen.

Fanden unter Nikolaus II. anfangs der Panlawismus und sein Lieblingskind, die großserbische Phantasie, keine Unterstützung und wurden General Komarow und andere Schreier vom Throne aus gemahregelt, verkündete das theatralische August-Manifest Nikolaus' II. von 1898 der ganzen Welt den ewigen Frieden als Ziel der russischen Politik, so hat sich dies nun gründlich geändert. Graf Bobrinski, der Urentel Katharinas II. im Ehebruche mit Orlow, durfte ungestraft seine Brandreden gegen Osterreich-Ungarn und gegen Deutschland halten; Ignatjew, „der Vater der Lüge“, hatte Schule gemacht, und um die serbischen Neuchler des erst im Grabe vollerkantten grandiosen Reformators der Donaumonarchie Franz Ferdinand vor der Strafe zu schützen, erhebt der Zar das trügerische Schild des Panlawismus, ruft alle Slawen zum Kampfe für den orthodoxen Glauben und für das Slawentum auf. Die Briten, Frankreichs alte Feinde, verbünden sich widersinnig mit den Franzosen, Belgiern und mit den Russen und wollen Rußland in seinem Ringkampfe gegen das Germanentum, dem sie selbst angehören, helfen; die Religionen von Rom, Wittenberg und Genf sollen zerstört werden, um Rußland zur Weltherrschaft zu verhelfen, ihm Konstantinopel und den ganzen Orient zu verschaffen. Die Briten und die Franzosen, zwei Kulturvölker, wollen Europas heiß errungene Kultur in die asiatische Barberei zurückschleudern, das Frelicht des Panlawismus soll an die Stelle der Kultursonne treten. Das Weltgericht wird diesen Widersinn verhüten, die deutschen und österreichisch-ungarischen Bajonette werden Russen, Serben, Belgier, Franzosen, Briten zu Paaren treiben und den Panlawismus zu den Toten werfen. ■



# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walthar Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



„Was, Sie wollten nach Rußland?“ rief Gehrrens freudig erstaunt.

„Wenn's dazu kommt. Da ist nämlich dieser Herr von Bialy, ein polnischer Patriot und echter Edelmann. Mein Papa lernte ihn bei Ihrem Herrn Vater kennen. Dem Herrn tat es wohl, daß Papa soviel historisches Interesse an den polnischen Freiheitsbestrebungen nahm. Wir haben nämlich einmal, Papa und ich, bei einer Schweizerreise das polnische Nationalmuseum besucht und dadurch ein besonderes, fast möchte ich sagen bewunderndes Interesse gewonnen. Herr von Bialy war also öfters hier. Er will hier noch die Kur für seine rheumatischen Leiden fertig gebrauchen, dann wird seine Familie aus der Schweiz eintreffen, und sie werden nach ihrem großen Gute in Polen zurückkehren.“

„Oh, ich kenne Naparstek, Haus Fingerhut, wie das Gut wegen der Form eines alten Turmes genannt wird, sehr gut. Es ist dem Gute meines Onkels benachbart. Daher auch die Bekanntschaft mit Herrn von Bialy. Es ist noch nicht gar lange her, daß er sich wieder in den Weichselgouvernements auf seinem väterlichen Gute ansiedeln durfte. Nach dem Polenaufland in den sechziger Jahren hat der polnische Adel Schweres durchzumachen gehabt. Patriotisch, das heißt polnisch, ist er geblieben, aber seine Neigungen sind mehr platonischer Art, und die Regierung fürchtet ihn nicht mehr allzusehr. Das Schreckensregiment eines Gurko wirkt noch nach. Es hat viele gefährliche Reime erstickt.“

„Diese politischen Dinge kümmern mich weniger. Ich weiß nur, daß Herr von Bialy ein vornehmer Charakter ist, und ich gehe wirklich stark mit dem Gedanken um, seiner Einladung zu folgen und als

Erzieherin seines zehnjährigen Töchterchens, das bisher eine französische Gouvernante hatte, mit nach Polen zu gehen.“

„Aber wenn Sie nach Polen gehen wollen, Fräulein Irene, so gehen Sie nicht mit Herrn von Bialy, sondern — ja, gehen Sie mit mir!“ rief er erregt. — „Ja Irene, kommen Sie mit mir,“ bat er, ihre Hand ergreifend. „Ich weiß es oder ich ahne es, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin. Und Sie? Seit Wochen ist keine Stunde, selbst in meinem Bureau keine Stunde vergangen, in der ich nicht voll Sehnsucht an Sie gedacht hätte.“

„Oh, Herr Gehrrens!“ seufzte sie in Glück und Scham und drückte unwillkürlich leise seine Hand.

„Ich biete Ihnen ein glänzendes, ein beneidetes Los,“ fuhr er erregt fort. „Ich bin ja so glücklich, es Ihnen bieten zu können. Aber Sie, Sie bringen mir ja viel, viel mehr. Sie werden mir die verlorene Heimat mitbringen dort in das ferne, fremde Land, ja — mein ganzes, verlorenes Vaterland.“

„Das verlorene Vaterland?“ fragte sie. „O nein, das wird nie verloren gehen. Das bleibt seinen treuen Söhnen an der fernsten Küste. Aber dem Manne, den — den ich liebe, das deutsche Heim in die Ferne zu tragen — oh, das wäre mir die schönste Aufgabe, Kurt,“ sagte sie leise und innig.

Er streichelte ihre Hand. „Verstehen Sie mich recht, Irene,“ sagte er in einem Ton, als wolle er ein schweres Bekenntnis ablegen. „Die äußeren Umstände haben es erfordert, das Wohl und Wehe des großen Riesenwerkes mit seinen zweitausend Arbeitern, das ich als Herr regiere, machen es nötig, daß ich — meine Nationalität aufgab, daß ich — russischer Untertan wurde.“

Einen Augenblick schwieg Irene. Es war ihr, als



Der Adler und die Schlange. Eine Kriegsplastik von Otto Richter.

zerreiße etwas in ihrem Herzen. Dann sagte sie leise, tonlos: „Sie wären ein Russe geworden, Herr Gehrkens?“

„Wenn Sie's so nennen wollen. Ich weiß, Leute, die von den Schwierigkeiten keine Ahnung haben, die einer deutschen, geschäftlichen Macht — und eine solche bin ich — im neidischen Ausland in den Weg gelegt werden, zucken vielleicht aus Unverstand die Achseln über solchen Schritt. Auch Ihr Herr Papa in seinem stürmischen Nationalempfinden wird ihn vielleicht bedauern, doch er war notwendig, zum mindesten praktisch. Aber was braucht sich darum eine Frau den Kopf zu zerbrechen? Also, wenn Sie mich ein wenig liebhaben, Irene, so kommen Sie mit mir als mein Weib, als die Herrin meines Hauses, und nie werden Sie es zu bereuen haben. Wir wollen uns ein echt deutsches Heim im fernen Lande gründen und deutsche Art und Sitte wie eine Fackel jenseits der Weichsel aufstecken.“

Leise entzog sie ihm ihre Hand. „Wie wäre das möglich, wo doch die Flamme schon ausgeblasen ist, diese heilige Flamme nationaler Zugehörigkeit, ausgelöscht um äußerlicher Vorteile willen? Und wer ein Russe geworden ist, der hat doch die Pflicht, russische und nicht deutsche Art zu pflegen.“

Der schmerzliche Ton in ihrer Stimme machte ihn betroffen.

„Tausende sind Russen geworden, mußten es werden, weil sie dazu gezwungen wurden, aber sie haben sich deutsche Art durch Jahrhunderte erhalten, in den Baltischen Provinzen und auch tief im Innersten des Reiches, wo deutsche Kolonien eingesprengt liegen und deutsch geblieben sind. Warum sollte es bei mir anders sein und zumal, wenn ich ein so echt deutsches Weib an der Seite hätte, wie Sie, Irene.“

Sie schüttelte den Kopf. „Freiwillig haben Sie die Brücke zu Ihrer Nation abgebrochen, Herr Gehrkens,“ sagte sie leise und schmerzlich. „Freiwillig sind Sie auf die Seite derer getreten, die für unser germanisches Kulturempfinden Halbastaten, ja rohe Barbaren sind. Gehen Sie einen Schritt weiter, und Sie werden auch der orthodoxen Kirche beitreten, und es wird Ihnen vielleicht von Vorteil sein, wenn Sie einem Popen die Hand küssen. Mir aber ist dieser Nützlichkeitsstandpunkt fremd, ich würde ihn nie begreifen.“ Sie sprach es in steigender Erregung, es klang bitter und schmerzlich zugleich. Und als sie leiser mit den Worten schloß: „Sie haben viel, viel zerstört, Herr Gehrkens, in mir und in sich selber,“ da bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und schluchzte bitterlich.

„So verbeißen Sie sich doch nicht in Vorurteile, die wie Schatten verschwinden werden, sobald Sie als Herrin in meinem Reich der Arbeit und des

industriellen Fortschritts, in meinem schönen Heim walteten,“ hat er eindringlich. „Wenn Sie mich wirklich liebhaben, Irene — und Sie haben mir darin nicht widersprochen —, so sind diese Fragen doch nur Nebensachen und Sie werden schnell, sehr schnell darüber wegkommen. So seien Sie doch vernünftig.“

„Nie, nie würde ich darüber wegkommen, daß ich eine Deutsche war und eine Russin wurde, eine Angehörige des Landes, das uns haßt und in dem man stetig rüstet, um einmal über uns herzufallen. Nein, Herr Gehrkens, das kann niemals sein, meiner selbst willen und auch meines alten Vaters wegen nicht.“

„Der Vater ist's, der aus Ihnen spricht. Na ja, er möchte ja schon jeden umbringen, der einmal ein Fremdwort gebraucht,“ bemerkte er bitter.

„Lassen Sie den Vater, Herr Gehrkens,“ wehrte sie. „Dem Deutschen, den ich liebte, wäre ich bis ans Ende der Welt gefolgt, aber einen Russen kann ich nicht heiraten. — Leben Sie wohl, Kurt, leben Sie wohl! Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir durch Ihren Antrag angetan haben, für das Glück, das Sie mir bereiten wollten.“ Sie sprach es leise, sich mühsam beherrschend. Dann aber sank sie in den Stuhl zurück und schluchzte wieder herzzerbrechend.

„So hätte ich hier nichts mehr zu sagen, nichts als das eine: Sie opfern eine schöne Zukunft und opfern auch mein Glück einer Marotte. Leben Sie wohl,“ sagte er bebend. —

Er verließ das kleine Haus und kehrte zurück in das stolze Heim der Eltern. Sie saßen in der großen Halle und erwarteten ihn, überzeugt, daß er nicht allein kommen würde.

„Sie hat ihn ja so gern; ich hab' es aus allem gemerkt,“ sagte die Kommerzienrätin hoffnungs- freudig.

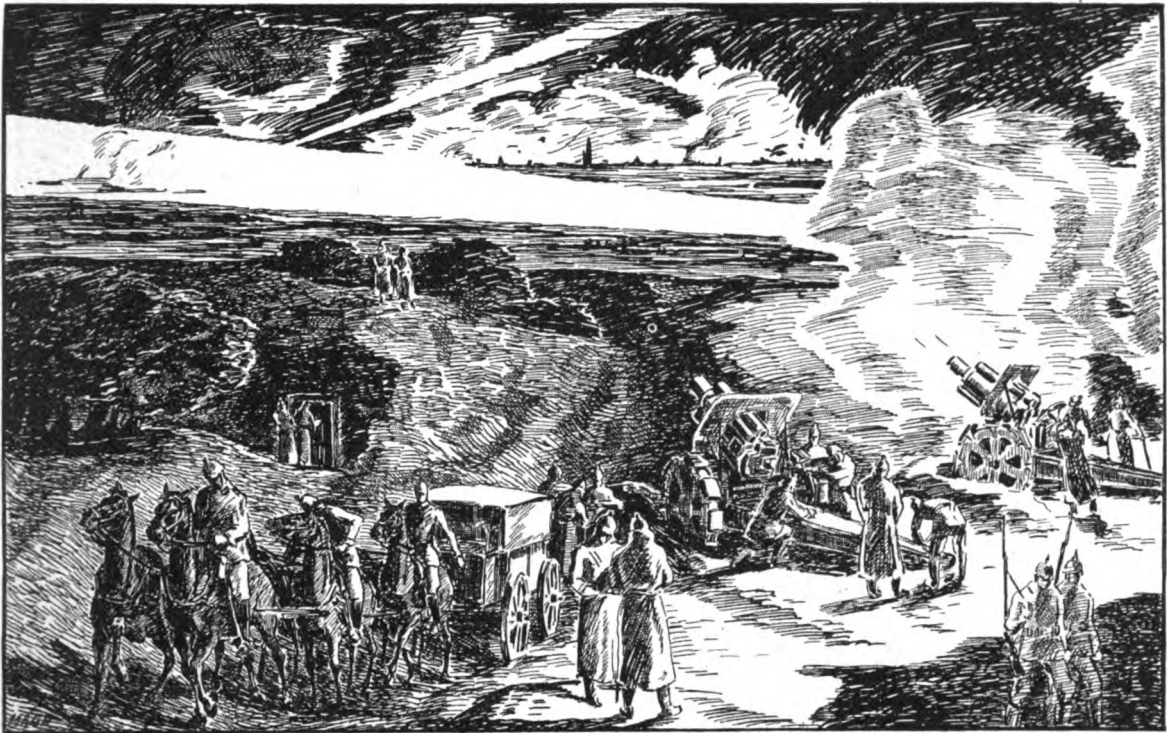
„Mir ist's recht, dreimal recht, obgleich sie nichts hat,“ bemerkte Gehrkens in einer leichten, nervösen Erwartung. „Ja, sie wär' schon die Richtige. Aber ihr Köpfchen hat sie, verlaß dich darauf. Die läßt sich auch von unserm Jungen nicht wie ein Lappchen um den Finger wickeln. Sie hat Charakter, die Kleine, und das macht mir Spaß.“

Da trat Kurt in die Halle. Die Kommerzienrätin eilte ihm entgegen, aber dann blieb sie zaudernd stehen, als sie den Ausdruck seines Gesichtes sah.

„Was ist, Kind?“ fragte sie mit belegter Stimme.

„Was soll sein?“ entgegnete er barsch, und dann lachte er bitter auf: „Sie will keinen Russen heiraten.“

„Wenn man es sich recht überlegt, kann man es ihr eigentlich auch nicht übelnehmen,“ äußerte der Kommerzienrat trocken. Dann trat er an den Sohn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und



Die nächtliche Beschießung von Antwerpen. Nach einer Zeichnung von Hans Mägr.

sagte: „Laß dich die Schlappe nicht anfechten, Junge. Wenn's nicht die ist, ist's eben eine andere. Es gibt ja der Mädchen so viele, wie's in dem Liede heißt.“

Kurt lächelte, aber sein Lächeln wurde Grimasse. „Ja, du hast recht, Papa,“ antwortete er tonlos. Dann ließ er sich schwer in einen Sessel nieder, und indes die Kommerzienrätin voll mütterlichen Verständnisses zu ihm trat und die Hände um seinen Kopf legte, preßte er die Rechte gegen seine Augen und seiner Brust entrang sich ein schwerer, schluchzender Seufzer.

8.

Dr. Baranek, seines Zeichens Volkswissenschaftler und seit Jahren in Berlin ansässig, seit er aus irgendeiner Stadt in Rußisch-Polen aufgetaucht war, saß im Dämmer des Sommerabends auf dem Drehstuhl vor dem Schreibtisch seines Arbeitszimmers und unterhielt sich mit seinem Neffen, der erst vor wenigen Tagen aus der Schweiz eingetroffen war.

„Also dein Vater hat dich mir vollständig zur Verfügung gestellt, Henri,“ tönte seine etwas verschleierte Stimme durch das Halbdunkel. „Weißt du, was das heißt, weißt du, daß es Gefahren birgt und ein großes Maß von Selbstaufopferung erfordert?“

„Ja, Onkel,“ klang es fest zurück.

„Und daß es ein ungeheures Vertrauen meinerseits bedingt, wenn ich dir gewisse Arbeiten zuweise?“

„Ich bin oft, sehr oft nach dem Schloß am Bü-

richer See hinausgefahren, das unser aller Höflichstes birgt, Onkel,“ sagte der junge Mann. „Der Geist, der dort umgeht, lebt in mir.“

„Es kann nicht anders sein, Henri, oder dein Blut müßte nicht so rein polnisch sein, wie es ist. Ich vertraue dir.“

Sie reichten sich die Hand mit festem Druck.

„Weißt du denn überhaupt schon, wer ich bin, was der unauffällige, stille Gelehrte aus Polen eigentlich ist, Henri?“ fragte der Doktor nach einer Weile.

„Der Vater verehrt dich, Onkel. Er hat dich den Spiritus rector unserer heiligen Sache genannt. Das genügt mir.“

„Wenn du mir ein Gehilfe sein willst, ein Gehilfe an dieser heiligen Sache, so mußt du alles wissen.“ Und flüsternd fuhr der Doktor fort: „Ich bin der Vertrauensmann aller Polen, die frei werden wollen als Volk, frei vor allem von der Herrschaft der russischen Knute, frei von diesen moskowitischen Wölfen.“

Er zischte es hervor in Haß und Ingrimm, und erregt fiel der junge Mann ein:

„Ich weiß, du bist der Stolz und die Hoffnung der Liga Morodowa, Onkel.“

„Ich bin der Doktor Baranek,“ flüsterte der polnische Gelehrte. „Nebenbei bin ich ein — Hauptspion für Rußland und stehe in gleicher Eigenschaft sowohl in deutschen als in österreichischen Diensten. Im speziellen bin ich noch ein Hauptwerkzeug der mos-

komitischen Kriegspartei. So, was sagst du nun, Henri?"

Henri Baranel atmete schwer. Dann antwortete er:

"Wenn du so ein gefährliches Doppelspiel treibst, Onkel, so wirfst du wohl deine Gründe, und gewiß deine edlen Gründe haben."

"Allerdings, und du sollst sie erfahren. Also höre. Auf Utopien lasse ich mich nicht ein. Ich bin Real- und Opportunitätspolitiker. Ich träume einstweilen nicht davon, daß unsere Brüder in Preußen und Osterreich frei werden könnten. Nun, mit einiger Einschränkung läßt es sich ja auch für sie aushalten. Sie stehen eben unter der Herrschaft zivilisierter Mächte. Frei werden, frei zu einem großen starken Reiche aber muß und soll alles, was Rußland von Polen geraubt hat. Und diesem Ziele sind wir näher, als die Welt denkt. Die Frucht jahrelanger beschwerlicher und gefährlicher Arbeit fängt an zu reifen. Die Schnitter machen sich bereit."

"Wie soll ich das verstehen, Onkel?" fragte der junge Pole heftig erregt, und seine grauen Augen glänzten förmlich durch das Dämmerlicht.

"Es kann und wird nicht ausbleiben, daß sich die beim Balkankriege noch gebändigte Spannung zwischen den Großmächten, zwischen Dreibund und Triple entente, entladet. Wir stehen vor einem Weltkrieg, wie er nie dagewesen, solange sich die Erde um die Sonne dreht."

"Es wäre furchtbar, es wäre entsetzlich," stöhnte Henri. Aber der Ältere mahnte:

"Nur keine Sentimentalitäten, mein Sohn. Rommen mußte es sowieso, dazu bei diesem wahnsinnigen Wettbewerb der Rüstungen. Also mag es geschehen, solange es für Polen noch vorteilhaft, solange Aussicht vorhanden ist, daß das Reich des Niesen mit den töhernen Füßen in Stücke zerbricht. Ja, und das beste Stück wird das neue Polen sein."

"Deutschland und Osterreich wollen keinen Krieg. Sie sind friedlich bis auf die Knochen, Onkel. Daran ist doch nicht zu zweifeln."

"Eben deshalb müssen sie überfallen werden, eben deshalb muß der furchtbare, teutonische Zorn dieser friedlichen Kulturarbeiter erweckt werden, eben deshalb müssen sie zum Schlagen kommen, ehe ihre Feinde in Ost und West so schlagbereit sind, wie sie selber. Mag dann Blut fließen, daß man hindurchwaten muß, und mag die Landkarte nachher Grenzverschiebungen erleiden, wie sie wolle, eines wird bestimmt geschehen: die Herrschaft des Moskowitertums geht furchtbar in die Brüche. Krieg, Revolution, Hunger und Pestilenz werden unsere Wehrdrücker zuschanden machen, und auf den Trümmern wird sich stark und glänzend das neue polnische Reich erheben, unter der Patenschaft seiner zivilisierten

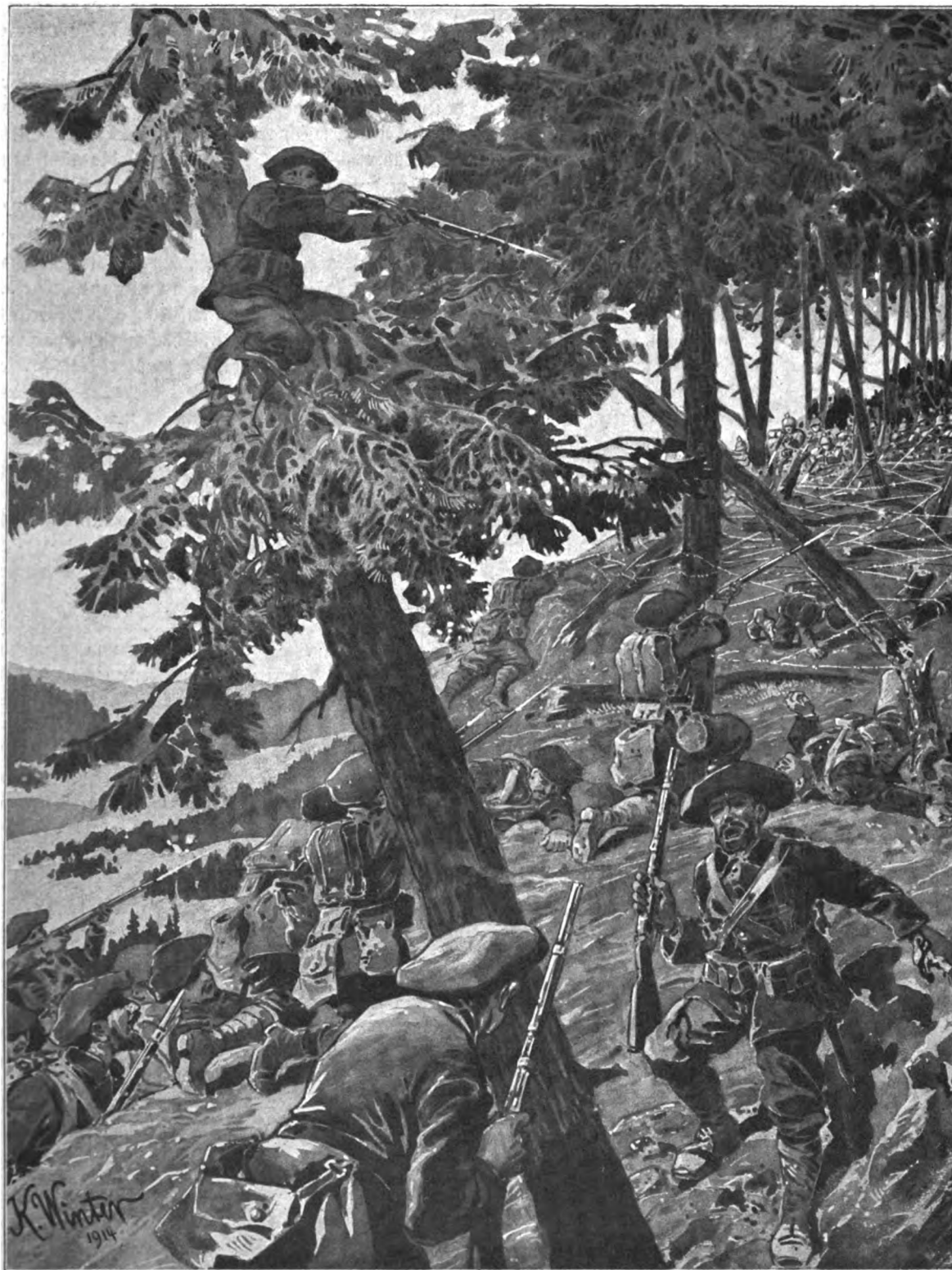
Nachbarn, der Zentralmächte, flankiert und gestützt von den polnischen Brüdern an den Grenzen Osterreichs und Deutschlands, ein notwendiger Pufferstaat zwischen der östlichen und westlichen Welt, wie ihn schon Napoleon I. geplant hat. Junge, Junge, hörst du, wie der weiße Adler Polens sein Gefieder schüttelt?"

"Wenn es wahr wäre, wenn es kein Traum wäre," rief der junge Pole und sprang empor, begeistert und erregt.

"Ruhe, Ruhe! Vorsicht!" mahnte der Doktor. Und dann sprach er, sich zu dem Niesen neigend, weiter im Flüsterton: "Um dieses herrlichen Zieles willen, um Polens willen, treibe ich dies gefährliche Spiel, und mache mir diese verdamnte Maxime zu eigen: Der Zweck heiligt die Mittel. Denn der Zweck ist groß und heilig, Henri. Wenn das Moskowitertum am Boden liegt, dann erst wird die Zivilisation des Westens ihre höchste Blüte erleben, und wir, wir Neu-Polen, wir werden teil daran haben. Oh, wir werden die Vorstufen des goldenen Zeitalters noch erleben! Und darum dies Handwerk deines Onkels, Kind, dies intrigante Handwerk. Die Fäden der russischen Spionage laufen in meiner Hand zusammen. Ich Sorge schon, daß keine Nachrichten an die Niewa gelangen, die unserm stärksten Bundesgenossen, diesem Deutschland, allzu gefährlich werden könnten. Aber Deutschland wird besser von mir bedient, so gut, daß es im Falle weiß, wo der Niese am verwundbarsten ist. Und auch Osterreich kommt nicht zu kurz."

"Onkel, Onkel, eines Tages muß dies Doppelspiel kund werden, und du wirst als Opfer unserer großen Sache fallen," sagte Henri Baranel besorgt und erschütterter.

Der Ältere schüttelte den Kopf. "Mir bangt nicht, Henri. Das Vertrauen derer jenseits des Njemen ist unbegrenzt. Eben jetzt erwarte ich einen Herrn Paliz, einen ganz simplen Herrn Paliz, der von mir sehr bald eine möglichst zahlenmäßig begründete Denkschrift wünscht, darüber, wie schwach und von sozialistischen Tendenzen durchwühlt im Grunde genommen dies gefürchtete deutsche Heer, und wie zweckmäßig es sei, es gerade jetzt anzugreifen, ehe die Folgen des Wehrbeitrags sich in Grenzsicherungen für Rußland unbequem bemerkbar machen. Dieser brave Herr Paliz hat in Paris allerlei besondere Ehren genossen und sich, trotz seiner robusten Moskowiternatur, halb frank amisiert. Er trägt erneut die Versicherung von Frankreichs unbedingtem Mitgehen in der Tasche, und will hier nur noch auf seinem Wege nach der Niewa die ihm so wichtige Versicherung über die Hohlheit der deutschen Rüstung mitnehmen, um beides zusammen dem Väterchen und Vetterchen Zar erneut unter die Nase zu reiben, diesem 'Friedenszaren'."



**Die Kämpfe in den Vogesen.**

Ein Angriff französischer Alpenjäger bricht unter dem deutschen Schützenfeuer zusammen.

Nach einer Zeichnung von Karl Winter.

„Und wer ist dieser Herr Paliz, Onkel?“

Der Doktor lachte, neigte sich zu dem Ohr des Neffen und sagte: „Dieser Paliz ist, ihm unbewußt, meine rechte Hand, ist mein Generalwerkzeug zur Befreiung Polens. Es ist der schärfste Hezer der Kriegspartei am russischen Hofe, es ist der Großfürst — na, der Name tut nichts zur Sache. Er ist der, der sich von einem Kriege mit dem westlichen Nachbarn hier keine Siege erhofft, wohl aber in seinem teuren Heimatlande einen so gründlichen Kuddelmuddel, daß das erbärmliche Väterchen-Vetterchen unversehens im Staube liegt, und dann hofft er, sich die Zarenkrone aus dem Dreck holen und aufs Haupt setzen zu können. Haha, dieser brave Paliz wühlte schon, als der famose Bügelsalten- und Kofotten-Eduard, dieser englische Generalbandy, wie ein Handlungsreisender an den Höfen umherreiste und in seinem blöden Deutschenhaß seine Einkreisungspolitik betrieb, für die er selbst an der Seine nicht soviel begeisterte Zustimmung erfuhr, wie an der Nema. Ha, diese Narren im Westen und im Osten, sie glauben zu schieben und sie werden geschoben, jetzt und allezeit, mein Junge. Und bei dem Schieben tut dein Onkel auch mit, aber gründlich. Magst ihn dir nachher ansehen, diesen Herrn Paliz, wenn er erscheint. ‚Splumatschka‘ wird er dem Diener sagen, und ‚Splumatschka‘ wird der Diener antworten und wissen, daß er den Braven ohne weiteres einlassen darf. Ein schönes Kennwort, dies ‚Splumatschka‘, dies — Spucknapf. Ich habe es eigens gewählt, um damit das ganze Moskowitertum zu bezeichnen, obgleich man dort auf die Erde spuckt. Also sieh dir nachher nur den Kerl an, Junge, es ist gar nicht unmöglich, daß er bald schon eine Zarenkrone auf dem Kopf trägt, wenn auch eine mit ausgebrochenen Steinen.“

„Du scheinst mit seltsamen Persönlichkeiten zusammen zu kommen, Onkel. Darf ich auch wissen, wer eigentlich diese Russin ist, die den Tee mit uns einnahm? Maria Nikolajewna nanntest du sie. Darf man nicht mehr erfahren?“

„Doch, mein Junge. In Wirklichkeit ist es Maruschka von Hertlink, die Tochter des Gouverneurs von Samak, eines ursprünglichen Deutsch-Balten, der aber russischer als russisch wurde und den der kommende Krieg hoffentlich gründlich aus dem Sattel wirft. Er wandelt in den Fußtapfen Gurkos. Er ist ein grimmiger Deutschen- und Polenhasser und Räuber. Und seine Tochter, die Medizin studiert hat, gefällt sich darin, aus Sensationsjucht, Nervenfigel und, was weiß ich, den Spionensport mitzumachen. Sie hat aus Mainz, wo sie ärztlich tätig war, einiges beigebracht, hat auch ein paar Offiziere ausgehorcht, ist aber vermutlich von ihnen zum besten gehalten worden. Sie kriegte es mit der Angst, als

die Sache mit Basel herauskam. Auf meine Anweisung hatte sie nämlich ihre Nachrichten dorthin gelangen lassen. Sie hat einen heillofen Respekt vor der deutschen Justiz, die sich nicht bestechen läßt, und so hat sie eine ziemlich raffinierte Flucht bewerkstelligt und wähnt sich bei mir sicher. Laß dir nicht den Kopf verdrehen. Sie ist nichts als ein Blender.“

„Und warum schaffst du sie nicht fort, Onkel?“

Der Doktor lachte. „Es macht mir Spaß, ihre Nerven mit eingebildeten Gefahren zu schrecken und ihnen um sie besorgten Vater ein wenig zu schröpfen. Haha, gestern erst ging mir auf Umwegen ein nettes Sümmchen zu, damit seinem Täubchen nichts passiere und ich es bald irgendwo sicher über die Grenze schaffe. Ich sammle wie eine Biene, Henri, im kleinen und im großen.“ Und er machte lachend die Bewegung des Gelbzählens.

„Ich denke mir, du hast große Einnahmen, du wirst bei dieser Tätigkeit ein großes Vermögen gesammelt haben. Man trägt seine Haut nicht umsonst zu Markte.“

Der Doktor wurde ernst. „Ich bin ein armer Mann geblieben, mein Sohn. Wer sich einer großen Aufgabe widmet, muß für sich selber selbstlos und bedürfnislos sein. Ich habe in den nun vierzehn Jahren, während deren ich der Vertrauensmann so machtvoller Faktoren bin, mehr als viermalhunderttausend Rubel eingestekt.“

„Nun, so bist du doch ein sehr vermöglicher Mann.“

„Dieses ganze Geld mit Ausnahme dessen, das ich zu meiner bescheidenen Existenz gebrauche, ist in den nationalen Kriegsschatz abgewandert, Henri. Es liegt bereit für die großen Tage der Erhebung, es hat sich zum Teil gewandelt in gute Waffen, die in sicheren Verstecken ungeduldig ihre Stunde erwarten.“

„Onkel!“ rief der junge Pole mit tränenerstickter Stimme und küßte dem Doktor die Rechte. Dann sagte er leise: „Nun erst hast du in mir einen Gehilfen gefunden, der mit dir geht durch dick und dünn und sich nicht mehr scheuen wird, dich in diesem leidigen Spionenwerk nach allen Kräften zu stützen.“

Ein tackendes Geräusch, wie ein Signal, ertönte irgendwoher vom Schreibtisch. „Vorsicht, es naht jemand auf dem Korridor,“ mahnte der Doktor und drehte das elektrische Licht an. Und wie in harmlosem Gespräch saßen die beiden Polen, als nach leisem Anklopfen Maruschka v. Hertlink das Zimmer betrat.

9.

„Störe ich?“ fragte Maruschka.

„Eine Dame, wie Sie, eine so tapfere Vorkämpferin für unsere große, slawische Sache, stört niemals, kann uns niemals stören,“ entgegnete der Doktor verbindlich und rückte ihr einen Sessel zu-

recht. Sie „goß“ sich anmutig hinein, blickte mit einigem Wohlgefallen den jungen Polen an und bemerkte:

„Sie können Ihre Verwandtschaft mit dem Herrn Doktor nicht verleugnen, Herr Henri. Diese selbe festgewölbte und hohe Stirn unter dem aschblonden Haar, dies Stählerne im Blick und dieser energische Zug um den Mund. Das gefällt mir.“

„Alles dies ist nicht mein Verdienst, gnädigstes Fräulein,“ erwiderte der Neffe des Doktors, ein wenig ablehnend.

„Sie sind sehr bescheiden,“ lachte sie. „Aber es ist nett, daß Sie gekommen sind, denn es war hier zum Sterben langweilig, der Doktor immer beschäftigt, und ich dort oben in meinem Mansardenversteck. Ich habe mich aus lauter Verzweiflung wieder einmal auf das Studium der inneren Krankheiten geworfen.“

„Und für Ihren äußeren Menschen haben Sie doch auch etwas getan, Verehrteste,“ bemerkte der Doktor mit kaum merklichem Spott. „Sakra, wenn ich noch denke, in welcher Verfassung Sie hier ankamen, wie Sie sich zurechtgemustert hatten! Das Haar à la Cléo de Merode, ein Kleid à la Büxerin,

das Ganze mehr die verzweifelte Unschuld, als die verfolgte Spionin.“

„Spotten Sie nur, mein Freund,“ schmollte sie. „Aber war ich nicht ein geheitztes Wild? Oh, es hätte mir gar keinen Spaß gemacht, der suchenden Polizei in die Hände zu fallen. Ich habe diese Spionageprozesse wohl verfolgt. Mein Gott, zehn, fünfzehn Jahre Zuchthaus. Aber bedenken Sie doch.“

„Wären Sie erwischt worden und bei diesen gespannten Verhältnissen wäre etwa plötzlich der Krieg ausgebrochen, so wären Sie nicht so billig weggekommen. Man würde Sie gegen eine Mauer gestellt und erschossen haben, ohne Rücksicht auf Ihre Schönheit und auf die hohe Stellung Ihres Herrn Vaters.“

„Aber Sie hätten dann doch den einen Vorteil gehabt, daß Sie nicht wie bei uns unter dem Ausnahmezustand dem Fenster überantwortet wurden und Ihren schönen Hals der Schlinge hätten darbieten müssen,“ ergänzte Henri.

Ihre Augen weiteten sich vor Entsetzen. „Ich bitte, reden Sie nicht von solchen Dingen,“ bat sie.

(Fortsetzung folgt.)



## Kriegerheimkehr.

Wie sind sie hinausgefahren  
Mit brausendem Jubelklang —  
Nun kehren sie heim in Scharen,  
Doch ohne Sang . . .

Nun liegen sie, matt von Schmerzen,  
In dumpfen Wagen gereiht,  
Ihre tapferen deutschen Herzen  
Sind schwer von Leid.

Ihre jungen, blühenden Glieder  
Ließen sie vor dem Feind:  
Die gibt kein Arzt ihnen wieder,  
So treu er's meint!

Als Krüppel das Leben ertragen,  
Vielleicht bei lagem Brot —  
Viel besser, vom Feind erschlagen!  
Viel besser tot! . . .

Vom Bahnsteig Trompetengeschmetter  
Und Stimmen: „Seil Kaiser dir!“

Das zündet wie flammendes Wetter:  
„Der Kaiser hier?!“

An die weißen Bahren der Wunden  
Tritt er mit göltigem Wort,  
Da sind die Qualen geschwunden,  
Die Sorgen fort . . .

Es ist den fiebernden Kriegern  
Beim Drucke der Kaiserhand,  
Als danke den herrlichen Siegern  
Das Vaterland!

Und alle, ob schwach und leise,  
Stimmen begeistert ein  
In die heilige deutsche Weise,  
Die Wacht am Rhein . . .

Da zucken des Kaisers Wangen,  
Erschüttert grüßt er sie.  
Das Lied, das sonst Tausende sangen,  
So klang es nie!

Alice Freiin v. Gaudy.





# Im Klubfessel.

Betrachtungen über den englischen Kriegssport. Von Dr. Friedemann.



Das bisherige Ergebnis des Krieges ist der Erweis der ungeheuren Stärke Deutschlands. Gleichzeitig sind die Deutschen nach Frankreich vorgebrungen, haben Belgien überrannt, in Ostpreußen die Russen geschlagen, das Heer der Verbündeten bis zur Marne getrieben, nach dem Rückzug an die Aisne erneuten Widerstand geleistet und die Belagerung Antwerpens eingeleitet . . .“

„Wir bewundern die sportliche Leistung des deutschen Unterseebootes U 9.“

„Die Fahrten des Kreuzers ‚Emden‘ verdienen Bewunderung. Wir können die Tapferkeit und Sporttätigkeit der Offiziere und Mannschaften um so mehr anerkennen, als der Kapitän stets Ritterlichkeit bewiesen hat . . .“

Das sind Äußerungen englischer Blätter über den Krieg und über die Deutschen. Nicht weil ihr Inhalt schmeichelhaft für uns ist, sind sie an die Spitze dieser Betrachtung gestellt, sondern weil ihre Aufrichtigkeit eine Kriegsauffassung verrät, wie sie nur eben bei Engländern möglich ist. Daß der Soldat den Gegner, der ihm Schaden zufügt, lobt, wäre allenfalls nichts Auffälliges, und als Seemann empfindet der Engländer (auf seine Weise) soldatisch. Befremdend für unser Gefühl ist nur die Kaltblütigkeit, mit der die Sachleute in englischen Blättern den Landkrieg, und in diesem Kriege die jeweiligen Ausfichten ihrer Verbündeten, beurteilen. Als sachlich unbefangene Äußerungen haben diese Berichte oder Kommentare etwas Mustergültiges; oft kann man sie mit Nutzen neben den deutschen Berichten verwerten, und es geschieht auch; sie sind, nicht selten, die zuverlässigsten — neutralen Aufschlüsse über die Lage . . . Erfolge, mit denen unsere vorsichtigen Generalstabsberichte noch zurückhalten, erfahren wir aus englischen Blättern, die Wahrscheinlichkeit eines französischen Rückzugs wird mit beispiellosem Gleichmut erwogen, daß in Joffres Heer die Widerstandskraft allmählich erlahme, stellt man kaltblütig fest. Noch sachlich ruhiger, höchstens einmal durch Schadenfreude leise getönt, sind die englischen Berichte vom östlichen Kriegsschauplatz.

Wie ist eine so unbeeirrte Sachlichkeit möglich? Sie müßte den englischen Kriegsbeurteilern Bewunderung eintragen, wenn man glauben könnte, daß sie gegen eine leidenschaftliche innere Anteilnahme erzwungen sei. Sie ist es nicht. Überall, wo nur von fern her ein Unternehmen England aus Leben zu gehen droht, verwandelt sich die sachliche Kühle in besinnungslosen Haß, die Einsicht in Verworrenheit, die Gerechtigkeit in Wut, die persönliche Wahrheitsliebe, die trotz alledem den Engländern nicht abzusprechen ist, in rücksichtslose Ausnutzung jeder Art von Lüge. Die Furcht kehrt eben alle schlechten Eigenschaften der Menschen und Völker heraus und betäubt ihre guten. Auch die englische Nervendisziplin bleibt nur unter zwei Bedingungen wirksam. Die eine ist der Mangel an Verständnis für das Wesen des Krieges; die andere die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal der Bundesgenossen.

Der Engländer, der kluge wie der einfältige, begreift den Krieg nicht. Das gilt sogar für den Kampf auf den Meeren. Gewiß ist der Engländer Seemann, und die Eigenschaften, die er als solcher entwickelt, sind die sympathischsten an ihm. Er hat das stärkste Gefühl für die Macht und Größe eines seebeherrschenden Volkes und ist für seine Flotte nicht nur zu Geldopfern bereit. Der

„preussische Militarismus“, der in den Köpfen der sonst unbefangenen Engländer spukt, hat, wie man bei uns wiederholt mit Recht betonte, sein Gegenstück in dem mindestens so starken englischen „Marinismus“. Dennoch verleugnet sich der kriegsabgewandte Sinn des Briten nicht einmal hinsichtlich der Seemacht. Auch auf dem Wasser ist er zunächst einmal Seefahrer und dann erst Soldat. Reichtum, persönlicher Mut und Sportgewandtheit, das macht, nach englischer Auffassung, die Überlegenheit dieses Inselvolkes zur See. Gewiß weiß auch der englische Seemann sein Leben einzusetzen: aber er tut es in ungefähr gleicher Weise, ob er ein Kriegsschiff, ob er eine Segeljacht führt. Das Wesentliche für sein Gefühl ist die Leistung: der Sport.

Vollendet zeigt sich diese Auffassung beim Landkrieg. Zu ihm fehlt dem Engländer tatsächlich jede innere Beziehung. Wenn es durchaus nötig ist, drillt er Rekruten, wirbt Söldner an, erlernt die ihm ungewohnte Kampfweise und schlägt sich nicht schlecht. Im Innersten aber hält er den Krieg für ein großes Fußballmatch. Er kann nicht anders. Sein eigenes Standhalten, seine Gerechtigkeit im Urteil, seine Fähigkeit im Ausharren ist einzig in dieser Auffassung begründet. Hat der Gegner besseres Geschütz als er: sportliche Leistung. Rückt er selber vor: Sporterfolg. Muß er zurückweichen: sportlicher Fehlschlag. Man darf sich durch die oft so treffenden Äußerungen der Sachverständigen nicht täuschen lassen: sie wissen wohl zu beurteilen, wie es im Kriege zugeht, und erwägen die Möglichkeiten für Freund und Feind mit sachlicher Ruhe. Was aber der Krieg ist, haben sie niemals begriffen. Gerade darum sind sie ja sachlich. Wo der Engländer als Angehöriger seines Volkes, als Kriegführender im nationalen Sinne empfindet, ist er ungerecht, gehässig, verständnislos; wo er aufrichtig ist, da hat er es eben nur mit der Technik des Krieges zu tun, die er mit der beherrschten Ruhe des Sportmannes würdigt. So schwer es für einen Deutschen nachzuempfinden ist, so wahr muß es sein: gerade der Sport, für uns eine Herabziehung des Krieges, macht ihn dem Engländer erträglich. Es ist die Rechtfertigung eines sonst etwas unwürdigen Handwerks. Die Sportähnlichkeit adelt den Krieg. So denken nicht nur die gutgekleideten Soldaten, die sich jeden Morgen im Schützengraben, unter feindlichem Feuer, sorgfältig raffen: so denken in England die kultiviertesten Geister. Will man ein Beispiel? In seinen „Helden“ stellt Bernhard Shaw dem theatralischen Krieger den echten gegenüber, den sachlich prosaischen, wahren Helden des Shawschen Lebensideals. Dieser vorbildliche Soldat aber ist ein — Söldner. Ein Landsknecht, der selbst bekennt, er habe im serbisch-bulgarischen Kriege sich den Serben nur angeschlossen, weil eben Serbien näher an seinem Wege lag. Das ist die englische Kriegsauffassung, wie sie leibt und lebt, und ein Zeichen, wie sehr der unermüdete Verspotter britischer Vorurteile in diesem Punkt ein Engländer blieb.

Vielleicht würde das alles zur Erklärung der englischen Gelassenheit nicht genügen, käme nicht noch ein anderes hinzu. England fühlte sich, trotz der Armeekorps des Feldmarschalls French, bis zum Erscheinen der Deutschen an der Kanalküste noch außerhalb des Krieges. Solange Calais noch nicht bedroht war, solange nicht Zeppeline



Kriegsgefangen. Nach einem Gemälde von Anton v. Werner.

Wirklichkeits der Kunststadt Remond & Zehn, Aachen a. S.



und deutsche Flieger über London erschienen, solange, trotz gelegentlicher Verluste, die Flotte in Sicherheit und die Handelschiffahrt nicht unerträglich gefährdet war, empfand England die Schicksale seiner Bundesgenossen auf dem Kontinent nicht als seine eigenen. Der Krieg brannte ihm immer noch nicht auf der eigenen Haut. Nur die ersten Nachrichten über die allgemeine Kriegslage, die Urteile über die Kriegsgründe und über deutsche Zustände handelten von Dingen, die England nahe gingen; infolge dessen leisteten sie an Hysterie und Unwahrhaftigkeit das mögliche. Aber die kriegstechnischen Betrachtungen, die Erwägungen über die Erfolgsaussichten der Franzosen und gar der Russen wurden im Klubstessel angestellt. Welch Schauspiel! Aber doch ein Schauspiel nur...

Es brannte ihnen noch nicht auf der Haut. Kommt es jetzt soweit, dann ist es mit der englischen Sachlichkeit auf immer vorbei. Die Deutschen werden wieder Hunnen sein, die Kriegsnachrichten wird greller Wahnsinn ersinnen — und auch die tüchtigste „Sportleistung“ deutscher Unterseeboote oder Luftschiffe wird keinen höflichen Unparteiischen mehr finden...

Es brannte ihnen noch nicht auf der Haut. Kommt es jetzt soweit, dann ist es mit der englischen Sachlichkeit auf immer vorbei. Die Deutschen werden wieder Hunnen sein, die Kriegsnachrichten wird greller Wahnsinn ersinnen — und auch die tüchtigste „Sportleistung“ deutscher Unterseeboote oder Luftschiffe wird keinen höflichen Unparteiischen mehr finden...

## Die deutschen Barbaren.

Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatz. Von Erich Röhler.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Dr. Hans Böhm.

Auf der Etappenstraße, die von Sedan zu den einzelnen Generalkommandos der vierten Armee führt. Die Chaussee, prachtvoll wie alle in dem klassischen Lande des Automobilismus, ist dicht besetzt. Autos mit Liebesgaben und von militärischen Behörden jagen vorüber, ein Reservebataillon marschiert schweißtriefend und schon gründlich verstaubt, aber sehr vergnügt der Front zu, zwei Ulanen stieben als Patrouille vorbei, eine Munitionskolonnen wälzt sich schwer und langsam vorwärts, kurzum, jedes Fleckchen der Straße ist so gründlich besetzt, daß wirklich die stramme militärische Ordnung der deutschen Leitung dazu gehört, um den Verkehr ungehindert sich abwickeln zu lassen. Und doch — plötzlich stockt der Zug. Man späht, man fragt, man schimpft und flucht schließ-

lich, weil das erfahrungsgemäß im Felde am meisten hilft. Diesmal freilich versagt auch dies Mittel, nur ganz langsam geht der Zug um irgendein Hindernis herum vorwärts, bis man dann das Hindernis selbst sieht. Eine Patrouille hat eine Kuh requiriert und führt die Beute stolz und froh der Feldküche zu. Unterwegs aber besinnt sich das Kindvieh auf seine französische Gesinnung und streift. Es legt sich nieder, um sich auszuruhen, weil es müde ist. Und seine Führer, die „Hunnen“, schlagen nun nicht etwa auf das Vieh los, um es weiter zu treiben, sondern der Verkehr muß sich eben nach ihm richten. Lachend und behäbig stehen die beiden Musketiere neben dem Vieh, und langsam passieren Autos und Bagagewagen, Patrouillen und Munitionskolonnen an der fried-



„Die deutschen Barbaren“: Französische Flüchtlinge in Autry werden von den Deutschen gespeist.



Soldaten gemildert. An den Feldküchen sammeln sich in all diesen Drecknestern der Ardennen und Argonnen, deren Zustand im Vergleich mit deutschen Bauerndörfern blickhell den Unterschied zwischen den beiden Völkern zeigt, Scharen von Frauen und Kindern, die regelmäßig die Überreste empfangen, und mancher deutsche Landsturmmann mag sich wohl in Erinnerung an Weib und Kind daheim einmal nicht ganz satt essen, um einem kleinen Französchchen ein paar Bissen in den ungewaschenen Schnabel stecken zu können.



„Die deutschen Barbaren“. Unsere Aufnahme zeigt im Vordergrund zwei Häuser in Austry, die wegen eines Franktireur-überfalls niedergebrannt wurden, während die ganze übrige Ortschaft, die sich friedlich verhielt, unangestastet blieb.

Dieses „Hunnenrum“ versagt selbst den grauenvollsten Schrecken des Krieges gegenüber nicht. In Austry, einem Ortchen im Gebiet der Aisne, genau in der Mitte der großen Schlachtfrent, empfing ich den schauerlichsten Eindruck meines Lebens. In der Kirche war die Zivilbevölkerung des Ortes und der Umgegend zusammengepfercht. Dreihundert Menschen jedes Alters und Geschlechtes lagerten hier im engen Raume, in einem Dunst von Verwesung, in mattem, nebligem Licht, alle zu Boden gedrückt in einem furchtbaren Schweigen, das doch durch die Dämmerung des Gewölbes zu heulen schien. Draußen jauchzte die leuchtendste Oktobersonne über die hohen Kastanien und malte um das romanische Tor der Kirche schimmernde Reflexe. Ihr Tagesglanz drang nicht über die Schwelle des Jammers. Dann schlug die Mittagssunde, und nun zog über diese Schwelle ein graufiger Zug des Elends, Kinder, Greise, Kranke und Frauen und mitten drin der alte Curé, der bis dahin vor dem Sanftuarium gefesselt hatte, scheu in eine Ecke gegen das Eisengitter gedrückt. In der Mittagssonne stehen jetzt dampfende Kessel vor der Kirche, und unter der Aufsicht der deutschen Feldgendarmen erhält jeder Einwohner sein Essen. Die

deutschen Barbaren bekämpfen ihre Feinde und sind streng, wenn die eigenen Interessen es erfordern, aber sie lassen sie nicht verhungern. Und als ein altes Mütterchen vom Kartoffeltopf sofort beiseite schleicht, stößt ein Gendarm sie freundlich an und weist sie auf den Fleischtopf. Es zuckt in seinem energischen Gesicht, als ich ihm die Antwort der Alten erkläre, die das Fleisch für die Kinder lassen will: „pour les enfants“.

Nach dem Essen wankt der Zug der Dorfstraße zu, um weiter zu wandern hinter die Front. Ihre eigene Sicherheit fordert, daß man die Leute aus den Dörfern in der Schutzlinie entfernt. Aber die deutschen Barbaren



Die französischen Einwohner verlassen auf Veranlassung der deutschen Truppen den Ort Austry, weil die Ortschaft in der Weichselinie liegt und daher bedroht ist.

muten den Kranken und Schwachen nicht zu, zu Fuß ihren Weg zu suchen. Leiterwagen stehen bereit, und während die Hüftigen wandern, sind auf den Gepäckstücken Plätze für die Alten und Mäuden vorbereitet. Ich entfinne mich, wenige Tage zuvor in Sedan die Bekanntmachung der französischen Regierung vom 1. August gelesen zu haben, die den Angehörigen der feindlichen Staaten befiehlt, bei Gefahr der Gefangenschaft bis zum Abend des nächsten Tages das französische Gebiet zu verlassen, ihnen aber gleichzeitig die Benutzung von Eisenbahn, Automobilen oder anderen Wagen untersagt!

Doch unsere Truppen achten nicht nur Weib und Kind der Feinde, sie ehren auch den Feind selbst, wenn er ihre Achtung verdient. Zwischen Sedan und Metzères, wo ich in den Gassen des Fabrikstädtchens die Arbeiterbevölkerung sich hungernd zu den deutschen Brotausgabestellen drängen sah, liegt das Sperrfort Les Anvelles, das den Übergang über die Maas decken soll. Die deutschen Batterien, die von den Höhen der Ardenennen gegenüber schossen, haben ein rasches Werk getan. Mit weniger als dreihundert Schuß haben sie das Fort in einen Trümmerhaufen verwandelt. Die Besatzung floh, der Kommandant aber gab sich selbst den Tod. Deutsche Soldaten fanden ihn, und zwischen den Kiefern eines kleinen Wäldchens, von dem aus man weit hinaus blickt in die gefegnete französische Landschaft, haben sie ihm ein Grab geschaufelt. Darauf haben sie ein Kreuz gesetzt, zierlich geschnitz und

schlicht gemalt, das die Inschrift trägt: „Hier ruht der tapfere Kommandant. Er vermochte den Fall der ihm anvertrauten Festung nicht zu überleben. R. J. P. Mit diesem Holzkreuz schlicht ehrt auch der deutsche Soldat in Dir den Held der Pflicht. 2. Landw. Pion. Komp. VIII. Armeekorps. Sept. 1914.“ Und nie versäumt der Landwehrmajor, der jetzt hier gebietet, dem Besucher das Kreuz für den Feind zu zeigen.

Die Angriffe, die gegen deutsche Gefittung und Kriegsführung erhoben werden, haben auch vor dem Kaiser nicht haltgemacht. Auch von seinem Hummentum kam ich ein Stückchen erzählen. Bei Sedan liegen zwei Häuser, die jedem Deutschen heiliger Boden sein müssen: das Weberhäuschen an der Chauffee nach Donchery und Schloß Bellevue. Das Weberhäuschen, in dem Bismarcks erste Begegnung mit Napoleon stattfand, ist ein bescheidener Bürgerbesitz und ohne Anreiz für Diebe. Daher steht es heute noch wohl erhalten, und Tausende Namen deutscher Soldaten sind neben dem Fenster eingegraben, von dem Napoleon den Abschiedsblitz auf sein Kaiserreich tat. Schloß Bellevue aber ist ein herrschaftlicher Sitz, und französische Plünderer haben arg darin gehaust. Da suchte Wilhelm II. Ende September die großen Erinnerungstätten seines Volkes und seines Hauses auf. Und als er sah, daß Schloß Bellevue der Plünderungslust der französischen Marodeure ausgesetzt war, gab er Befehl, Schloß und Park für jeden Besuch zu sperren. So achtet der „Kaiser der Barbaren“ die Erinnerungen auch des Feindes.

## Deutsche Flieger.

(Eingeweise: Ich geh' durch einen grasgrünen Wald )

Es fliegt eine Taube nach Frankreich hinein  
Mit ausgeklafferten Schwingen,  
Sie kommt vom Rhein, vom deutschen Rhein,  
Ihr Atem ist Rauch und Stahl ihr Gebein,  
Und drohender Zorn ist ihr Singen.

Ihr habt gehezt, ihr habt uns bedroht,  
Ihr habt uns gehaßt ohne Wanten;  
Ich bring' euch den Krieg, ich bringe die Not,  
Den Schrecken, das Elend, die Pest und den Tod:  
Ihr habt es gewollt, ihr Franken!

Es schwingt sich ein Falke ins Ruffenland,  
Dort braut es von giftigen Wettern,  
Er kommt von Preußens heiligem Strand,  
In seinen Fängen lodert ein Brand,  
Sein Ruf ist ein klirrendes Schmettern.

Ihr habt uns begiert mit wüstem Geschrei,  
Nun will ich euch Antwort geben:  
Wir werden euch stampfen zu blutigem Brei,  
Daß hunnische Wut und Barbarei  
Nie wieder ihr Haupt erheben!

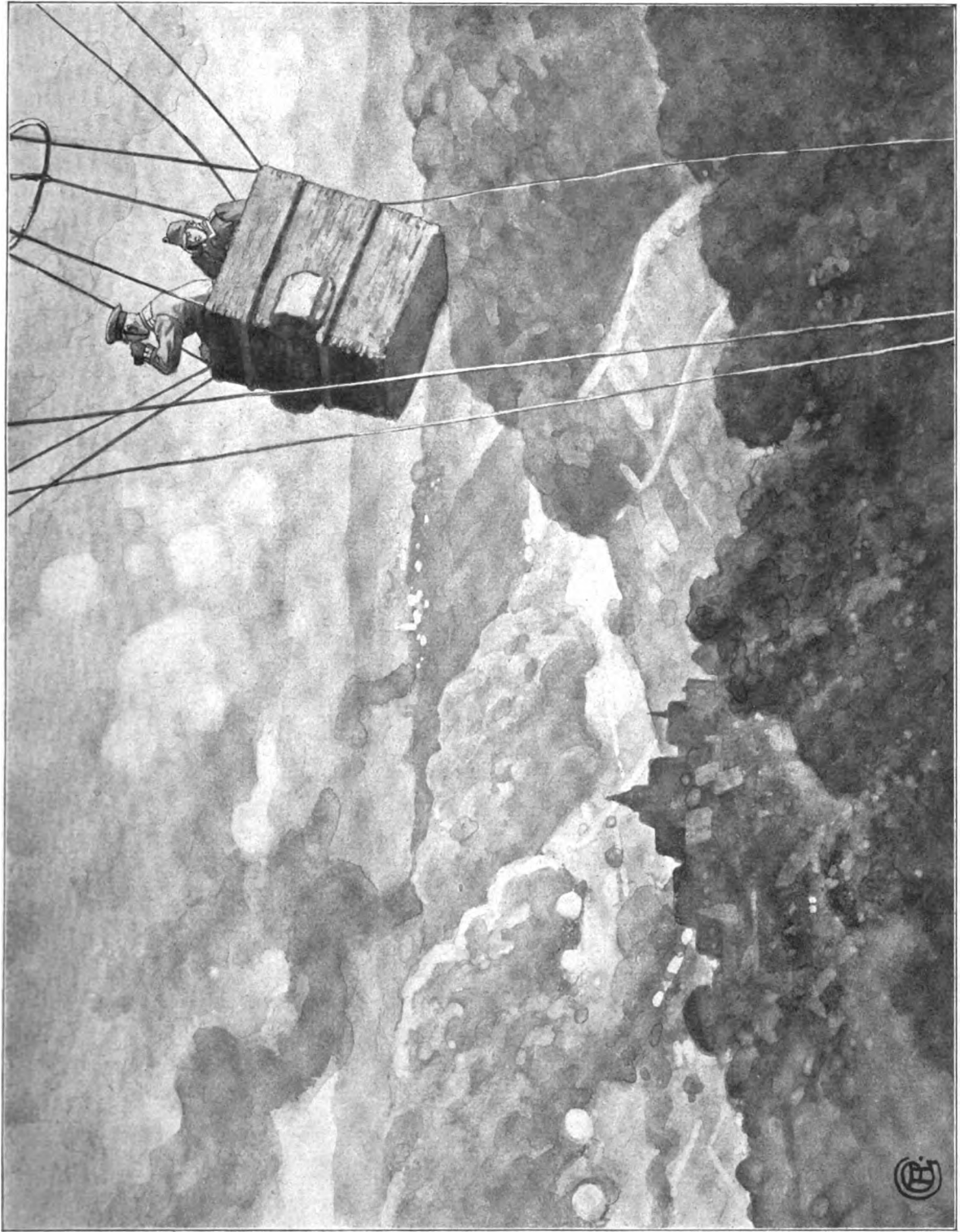
Es stößt ein Habicht hin über die Flut,  
Die Federn gestäubt vom Grimme:  
Er trägt nach Britannien seine Brut,  
Und wo sie einfällt, da prasselt die Flut,  
Und Donner ist seine Stimme.

Vom Neid zerfressen, säumtet ihr nicht,  
Uns tückische Schlingen zu schürzen:  
Gott selber rief uns zu heiliger Pflicht,  
Nun gehn wir mit euch ins letzte Gericht,  
Um euch auf ewig zu stürzen!

Es schwebt ein Adler weit über die Welt  
Und zieht gewaltige Bogen,  
Und über ihm blaut das himmlische Zelt  
Und unter ihm blüht das blutige Feld  
Und ruhig atmen die Wogen.

Er hält des Reiches blitzendes Schwert  
In seinen eisernen Klauen,  
Weh jedem, der nach dem Kriege begehrt,  
Weh, wer sich wider den Frieden lehrt!  
So hält er die Wacht im Blauen.

Ewald Gerhard Seeliger.



## Artillerielampf und Sesselballon.

Für Reclams Antivertium  
geschichtet von  
O. Adolf Cloß.

Aus einem Feldpostbrief:  
Fürchtbar aufregende Tage,  
die meine Nerven aufs  
höchste anspannen, liegen  
hinter mir. Unsere Feld-  
artillerie-Abteilung hatte  
einen heißen Kampf mit  
dem Feinde zu bestehen.  
Anschließend rollte der Ka-  
nonendonner. Da die feind-  
lichen Artilleriestellungen  
zum Teil nicht bekannt wa-  
ren, erblitz unsere Abtei-  
lung den Auftrag, diese zu  
erfunden. In Eilmarsch  
ging es nach ... und inner-  
halb einer Viertelstunde  
befand sich der Sesselballon  
500 m hoch. Der Feind hatte  
sich rasch auf uns einge-  
schossen, und die Situation  
wurde so gefährlich, daß  
wir eiligst mit dem Bal-  
lon zurück mußten. Dieser  
wurde nun auf 700 m ge-  
bracht. Nach kurzer Zeit  
hatte sich aber die feindliche  
Artillerie wieder verartig  
eingeschossen, daß der Bal-  
lon noch einmal zurück-  
genommen werden mußte.  
Die kurze Zeit hatte jedoch  
genügt, um die feindlichen  
Stellungen aufzuklären.  
Die Meldungen gingen so-  
fort telephonisch weiter,  
und bald darauf ver-  
stummte das feindliche Ar-  
tilleriefeuer — die Batta-  
lien waren gedeckt. Ich  
habe nicht geglaubt, heil  
aus diesem ersten feindlichen  
Kreuzfeuer hervorzugehen.





# Briefe vom Kriegsschauplatz.



## Erlebnisse in Feindesland.

(Aus dem Feldpostbrief eines Ordonnanzoffiziers.)

Wir haben es hier in Französisch-Lothringen furchtbar schwer in dem waldigen, gebirgigen Gelände. Wir müssen buchstäblich jeden Schritt Boden erkämpfen, wir rücken vor, und doch kann man keine großen Siege melden. Wie froh können wir alle sein, daß wir den Krieg in Feindesland getragen haben. Das Elend der brennenden Dörfer, der Jammer der Heimatlosen ist furchtbar. Oft glaubt man abgestumpft zu sein, aber plötzlich sieht man eine Szene, die einen bis ins Mark erschüttert. So ritt ich gestern an einem brennenden Hause vorüber. Da gewahrte ich eine Frau, die daneben saß, ihr kleines Kind im Schoß. Sie saß da zusammengebogen, völlig gebrochen, teilnahmslos, den stumpfsinnigen Blick in die Flammen gerichtet. Ein leeres Grauen in den Augen. — Ein andermal mußte ich bei einem Ordonnanzritt in einem Gutshof haltmachen, da vor mir noch ein heftiges Gefecht tobte und ich nicht durchkonnte. Der Hof war von seinen Bewohnern verlassen, und wir hörten das Brüllen des Viehs in den Ställen und das Klirren der Ketten, an denen die armen, hungrigen Tiere zerrten. Der Mann, den ich bei mir hatte, war ein westfälischer Bauernjunge — ich sah seinem guten Gesicht an, wie nah ihm das Jammern der Tiere ging. Wir begannen zusammen zu füttern und Wasser zu schleppen, auch die Hühner bekamen Futter. Bald war es still in dem Gut und man hörte nur das Mahlen der Riesen und das befriedigte Schnauben. Hoffentlich sind die Leute abends wiedergekommen, nachdem sie die Furcht vor den „Prussiens“ überwunden.

Unsere Leute halten sich im allgemeinen gut gegen die Bevölkerung. Aber oft ist ihre Wut auch kaum zu zügeln, da sie begreiflich und verzeihlich ist. So zum Beispiel als wir einige Verwundete von uns fanden, denen diese Bestien die Helmadler auf die Brust genagelt hatten. In solchen Momenten möchte man den Furor teutonicus nicht dämpfen, selbst wenn man es könnte. Oft frage ich mich: wie mag ein Krieg, der schon so grausam beginnt, erst enden!?

Gegen Abend, als der Stab zusammenstand, schlug eine Granate in nächster Nähe ein. Der Schok war fürchterlich, man ist einen

Augenblick wie betäubt. Als ich mich befann, sah ich etwa 20 Schritte von uns S... am Boden liegen. Er war tot. Er war ein lieber Kamerad. So dicht an unserer Seite ist er gefallen, ohne ein letztes Wort. Abends wollten wir ihn begraben. Auf einer kleinen Anhöhe lag ein winziges Dorf, vor der Kirche ein armseliger Friedhof. Dorthin wurde er getragen. Wir waren noch ununterbrochen im Granatfeuer. Als wir unter einer Buche ein Grab gegraben hatten und den Toten gerade hineinlegen wollten, traf eine Granate in den Friedhof. Wir taumelten, aber wir waren unverletzt, nur der Tote war noch einmal von einem Sprengstück schwer getroffen worden. Graufiger Zufall! Nun steht ein rohes Holzkreuz auf seinem Grab, sein Helm ist darauf gestülpt und ein Strauß Heideblumen daran gebunden. Wer wird der Nächste sein...?

Seit 14 Tagen sind wir ununterbrochen im Gefecht, oft sind wir todmüde, aber meistens steigt der gute Humor, ich wundere mich, wie rasch die Menschen schwere Einbrüche abschütteln und nur noch an das Nächstliegende denken. Ich sah kürzlich zwei Infanteristen an einem frischen Grabe beten und weinen wie die Kinder. Sie hatten den Tambour ihrer Kompagnie, ihren Freund, begraben. Zehn Minuten darauf gingen sie vergnügt pfeifend die Straße hinab ihrer Kompagnie nach. Das ist keine Frivolität, es ist nur der wilde und starke Drang der Ereignisse, die Übermacht des Augenblicks, die alles mitreißt.

Am Sonntag hatten wir Feldgottesdienst. Es war so feierlich und still, eine Wohlthat, mal einen Augenblick keinen Kanonendonner zu hören. Ich wollte mich gerade sammeln und an die Heimat denken, da krachte plötzlich eine Salve. Ich fuhr herum. Etwa 200 Schritt von uns waren vier französische Soldaten erschossen worden, die man in Zivilkleidern abgefaßt hatte. Eine halbe Stunde später wurde ein französischer Hauptmann in Zivil erschossen. Man hatte ihm Bedenkzeit gegeben, seine Personalien einzugehen, die Totenmarke auf seiner Brust hatte ihn verraten. Aber er leugnete hartnäckig und erklärte, er wolle für sein Vaterland sterben. Für sein Vaterland! Ich möchte jedem dieser armen Männer zurufen: „Wißt ihr denn nicht, daß ihr euch für England verblutet?“ Ich möchte dann, daß ihr letzter Seufzer ein Fluch für diese schmachvolle Sippe wäre.



Der Feldpostbrief. Phot. Dr. Hans Böhm.



Nachrichten aus der Heimat. Vbet. Dr. Hans Böhm.

### Kavallerie vor!

(Aus dem Feldpostbrief eines Kavallerieoffiziers.)

Vom ersten Ehrentage des . . . Regiments will ich erzählen. Morgens gegen 3 Uhr kam der Befehl: „Das Regiment klärt auf und gehört zur Vorhut. Die Artillerie kämpft die feindliche Artillerie nieder.“ Dies gelang ihr jedoch nicht so rasch. Unsere ganze Division mußte durch ein Defilee, das vollständig unter feindlichem Artilleriefeuer lag. Infolgedessen konnte die Infanterie nicht in Kolonnen durch, ebenso war es für die Artillerie äußerst gefährlich. Nun mußten wir ran. Denke dir die Situation: die Höhen von der feindlichen Artillerie besetzt, die die Straße bestreicht, rechts und links Stacheldrahtzäune, die in dieser Gegend die Aufklärung erschweren. Schön war die Aussicht nicht. Der Kommandeur befahl „Galopp marsch!“ Mit Abständen von etwa 200 m jagten nun die einzelnen Schwadronen auf der Chaussee vorwärts. Wir erhielten sofort heftiges Schrapnellfeuer, das aber kaum Schaden anrichtete. Die Jagd ging weiter in einem rasenden Tempo. Wir entwickelten eine dichte Staubwolke, die der Gegner stark beschloß, doch gottlob traf er stets dahinter. So gelangten wir durch zwei Dörfer galoppierend in ein drittes. Da erhielt die vorderste Schwadron aus nächster Nähe Feuer. Es sausten eine Unmenge Geschosse um uns herum. Ich mußte zurücktreten, um die etwas zurückgebliebenen Schwadronen heranzuholen. Dann saßen wir zum Gefecht zu Fuß ab. Wir warfen die feindlichen Schützen aus dem Dorf, sie gingen über einen Fluß zurück und besetzten jenseits die Brücke, die stark verbarrikadiert war.

Unsere Pioniere kamen nun heran und begannen eine Kriegsbrücke zu bauen. Am späten Abend erkämpften wir den Flußübergang. Als der Divisionskommandeur das erfuhr, sandte er uns folgende Mitteilung: „Ich beglückwünsche das Regiment zu der schönen Waffentat. Hoffentlich sind die Verluste nicht groß.“ Am anderen

Morgen ging es weiter vor. Wir kamen an einer Windmühle vorbei, die vor einem Dorfe lag. Ich sagte im Vorüberreiten: „Hier wäre so ein gelegener Ort für einen Frontireurüberfall!“ Und richtig! Als unsere Spitze das Dorf erreicht hatte, wurde sie mit einem lebhaften Feuer empfangen. Es staubte wahnsinnig auf der Chaussee, so daß man kaum sehen konnte. Wir trabten vorerst zurück. Da hörte ich am Bachübergang einen Mordsradau, lautes Fluchen. Ich dachte, der Rückweg wäre uns durch gespannte Drähte abgeschnitten worden.

Die Sache klärte sich rasch auf. Es waren Küchenwagen gefolgt. Als die ersten Reiter zurückjagten, prallten sie auf die Wagen. Diese machten auch kehrt und standen nun quer über der Straße, als die nächsten Reiter ankamen. Es lag alles drunter und drüber, und wären wir in diesem Augenblick angegriffen worden, hätte es leicht ein Unglück geben können, aber die Franzosen haben selten den Schneid, nachzudrängen. Es ging alles bis auf verletzte Pferde leidlich ab.

Unsere Infanterie ging nun in breiter Front auf das Dorf vor, nach kurzem Gefecht war es gefäubert, Dorf und Mühle wurden in Brand geschossen. Ein großer Teil der Einwohner wurde füßliert. Das Füßlieren ist überhaupt das Schrecklichste am ganzen Kriege. Aber das Spionagesystem ist bei unsern Gegnern auch geradezu genial ausgebildet. Zum Beispiel entdeckten wir einmal einen Offizier, der in einem Keller eingemauert war und mit einem unterirdischen Kabel seiner Artillerie Nachrichten über unsere Stellungen gab. Sein Loß kannst du dir denken. Soldaten in Zivil fangen wir täglich ab. Ihr Militärhemd verrät sie meist. Den armen Kerls ist gesagt worden, daß wir alle Gefangenen erschließen, und die wahnwitzige Angst verleitet sie dann zu diesen Dummheiten.

Ein eigenartiges Erlebnis hatte ich noch. Denkt euch, das Band zu meinem Eisernen Kreuz nähte mir eine französische Frau ins Knopfloch. Seltsame Fügung!

# Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

## VII. Unsere Bundesbrüder jenseits der Leitha.

Die Leitha ist eines der kleinsten Flüsschen der europäischen Landkarte, aber der Oesterreicher älteren Schlags brachte es fertig, seine österreichische Welt an diesem Ufer mit Brettern vernagelt zu finden. Jenseits des bescheidenen Gewässers liegt Ungarn, und wo die rotweißgrünen Grenzpfähle begannen, hörten unsere österreichischen Väter auf, sich zuständig zu fühlen. Die Söhne sind ja dann ein wenig kosmopolitischer geworden. Sie entdeckten das gelobte Land Tirol, erinnerten sich, daß wir irgendwo unten im Süden eigentlich so etwas wie ein Meer haben; der k. k. österreichische Orient, genannt Bosnien und die Herzegowina, wurde gelegentlich von einem besonders Unternehmungslustigen in sein Rundreiseprogramm aufgenommen; Istrien und vor allem die verschollene Märcheneinsamkeit Dalmatien kam für acht Ferientage um Ostern beinahe in die Mode . . . kurzum, wir belehrten uns zur Ansicht, daß man notgedrungen auch anderswo als im Schatten des Stephansturmes über die schlechten Zeiten und ein mangelhaftes Wirtshausbierfleisch lamentieren kann.

Die Entdeckung Ungarns haben wir uns bis zuletzt aufgehoben. Das Wasser des idyllischen Grenzflüsschens war durchaus nicht zu tief, aber wir konnten trotzdem nicht zusammenkommen; die leidige Politik ließ es nicht zu, daß Ungarn und Oesterreich ein herzlicheres als das staatsrechtlich festgelegte und mit Paragraphen verschickerte Respektsverhältnis eingingen. Zwar war, hier wie drüben, Boden der Heimat. Aber der Oesterreicher, der vor 15 Jahren einen Ausflug nach Budapest machte, vermißte an der ungarischen Donau mit patriotischem Herzweh das Wiener Schnitzel und die österreichische Gemütlichkeit — und der Ungar predigte auf unserer Ringstraße mit tausend heimatlichen, also ausgiebigen Leibflüchchen, daß es nur ein Glück hienieden gibt: in Szegebin oder Debreczin sein unsäglich papriziertes Gulasch zu bestellen und im Besten Stadtwäldchen im Himmel zu sein.

In den letzten Jahren hat dann unsere Freundschaft ja einige Anläufe zur Herzlichkeit genommen, und als der Budapester Bürgermeister seinen Kollegen in Wien besuchte (oder war es umgekehrt?), feierte man das als ein sozusagen historisches Ereignis. Dann kam der große Gleichmacher „Krieg“ und hämmerte in ein paar Wochen in unsere Herzen, was wir schmollend und grollend durch Jahre vergessen hatten: daß jenseits der Leitha auch Brüder wohnen, und Ungarn nur ein anderer Name für Oesterreich ist.

Seither spielen sie in Wien den Rakoczy-Marsch, und unsere Leute jubeln, anstatt darin ein Majestätsverbrechen zu finden; und es brennen in Budapest die ungarischen Herzen, wenn die Söhne der rotweißgrünen Erde zu den Klängen des österreichischen Maderky-Marsches in ihren und unseren Krieg ziehen.

Man fährt von Wien mit der Elektrischen Bahn in 2½ Stunden in die ungarische Stadt Pozsony, zu deutsch Preßburg. Uralte Burgruinen spiegeln sich im breiten, von Almäldern eingefassten Donaulauf; den Preßburger Stadthügel krönt selbst so ein breitflächig hingelagertes Schloß, das längst mehr pittoresk als bewohnbar ist.

Diese ungarische Grenz- und alte Krönungsstadt ist alles in allem noch sehr österreichisch. Ihre Bürger sind

vollwichtige Ungarn, was nicht hindert, daß sie ein papriziertes Wienerisch sprechen. In der altertümlichen Judenstadt hört man das unverfälschte Deutsch, das uns schon in irgendeiner Budapester Orpheumgesellschaft fröhlich stimmte. Und der Ziater, der uns von der Artilleriekaserne hinaus aufs Schießfeld fuhr, hätte mit seinem „Stöber“ und den karierten Hosens auf dem Wiener Graben wahrscheinlich auch keine üble Figur gemacht. In jener schönen, merkwürdigen Morgenfrühe übrigens, da die ungarischen Artilleristen ihre Granaten und Schrapnells auf hölzerne Zielscheiben und Schwarmlinien aus blau angestrichenem Pappendeckel schleuderten, habe ich mir nicht erst den Kopf über die Unterschiede ungarischen oder österreichischen Wesens zerbrochen. Junge Leute marschieren heran, hundert, tausend, tragen die graue Felduniform des Jahres 1914 und waren frisch eingestellte Rekruten, ganz grün, mitten in der Ausbildung, mit runden, vollen Bubenwangen. Lauter starke Leute, die in Friedenszeiten die ungarische Erde bestellen und seit vier Wochen des Königs Ruck (in Ungarn gibt's nämlich beileibe keinen Kaiser von Oesterreich) angezogen hatten. Auch Landsturm war ausgerückt, verwetterte, tiefgebräunte Gesichter, und, am lustigsten, etliche Hundert ganz schmale Knirpse, Sechzehn- und Siebzehnjährige aus einer Infanteriekadettenschule. Ungarn und Oesterreicher durcheinander, propre, gutgehaltene Knaben, die ihre erste Zigarette noch nicht hinter sich haben und die man in den Osterferien oder zu Weihnachten auf dem Korso von Wien oder Ring oder Budapest und Preßburg, mit Mama oder einer zärtlichen Tante bewaffnet, spazierengehen sieht.

Dann blitzten und frachten die Haubigen, rollend kam aus den Donauwäldern das Echo zurück, unterm regenverhängten Morgenhimmel zogen die Schrapnells ihre laufende Bahn, und Frischausgemusterte, Landstürmler und Kadetten reckten die Hälse, suchten die weißen Zielscheiben an der Waldlisiere — ein Jubelruf brauste zu uns herüber: der „Feind“ war verschwunden, die markierten Geschütze glatt vom Boden rasiert, über die aufgeweichten Ackerfollen raste eine wilde Jagd zu den Schwarmlinien aus blauem Pappendeckel. Auch dort sah es „gesund“ aus, die Füllkugeln hatten die armen Russen schauderhaft mitgenommen, umgeworfen lagen sie im Feld, und ihr gemalter Kommandant konnte einem leid tun, so durchsiebt von oben bis unten war er.

Der Hornist blies zum Antreten, im Augenblick waren auch schon wieder die Jüge formiert, und vorbei an den braven ungarischen Bäuerlein, die mit ihren Plachewagen vom Preßburger Markt kamen, marschierten die Jungens in ihre Kaserne. Gehend natürlich. Singend werden sie nach Rußland gehen.

An Musik fehlt es auch im Budapest der Kriegstage nicht. Steigt man, von Wien kommend, dort zum erstenmal aus, kann man sich schwer einer gewissen Verblüffung erwehren. Die österreichische Hauptstadt sieht um ihre Bahnhöfe herum weit kleinstädtischer als dieses Budapest aus. Hier marschieren schon am Bahnhof die riesigen, fünfstöckigen Zinsburgen auf, breit und voll von Menschen sind die Straßen, vom Erdgeschoß bis zum Dachstuhl und darüber hinaus klettern die Lichtreklamen, Autos fliegen

mit einer Geschwindigkeit vorüber, die man in Wien nur aus Verhandlungen vor dem Bezirksgericht kennt. Es ist Nacht, nicht viel fehlt bis zur wienerischen Sperrstunde, aber man geht in Budapest später als in Wien schlafen, und der Boulevard, über den mich eine drängende, lachende, flirtende, nach Extrablättern gierige Menge schiebt, liegt taghell in den Lichterfluten der riesigen Cafés. Hier herrscht ein Überfluß von goldgerahmten Spiegeln, Lüstern und Palmen, zartbemalten und hochtoupiereten Büfettfräuleins, die nur sehr wenig beim Büfett zu tun haben. Dazwischen der ungarische Kellner in Smoking und der weißen Schürze. Vor allem aber sind wir hier in der Heimat der Zigeunerkapelle. Notbefragt, schütteln die Pustaföhne, die aber meistens keine Pusta gesehen haben, ihren nationalen Mähnenüberfluß, zücken den Fiedelbogen, schauen glühend den Dirigenten an. Der wirft mit einer Grobergebärde, die ihm kein Napoleon nachmacht, seine beiden Arme in die Höhe, die Geigenbogen rasen, der Hammer bricht ins Zimbal, so ungefähr stelle ich mir eine Attacke ungarischer Husaren vor. Und schon nach den ersten Tönen springt ringsum alles elektrifiziert in die Höhe, Gläser klirren, Stühle schmettern zu Boden, wunderschöne Mädchen klatschen verzückt und himmeln einen fabelhaft schneidigen Oberleutnant an, junge Rekruten mit Sträußen auf den Hüften umarmen sich und singen sich die Seele aus dem bebend gestrafften, ungarisch sehnigen und schlanken Leib. Wild, dunkel und glutvoll schwillt die Melodie; nirgends in Europa musiziert man so, unerhört wäre im blutloseren Westen dieser ungezähmte Sturm von Tönen und jedes europäische Ohr müßte übrigens auch verzweifeln, ein Wort des Textes zu verstehen. Denn Ungarisch — jeder Ungar schwört es stolz — Ungarisch lernt keiner, den nicht eine ungarische Mutter gebär.

Und man versteht in der ersten Viertelstunde, daß unsere vom wienerischen Bachhändlerzeitalter und dem milden Wein ihrer Nebenberge sanft beduselten Väter nichts übrig hatten für diese glühende, wilde, prachtvoll lebendige, so überaus junge Stadt. Versteht, daß im ungarischen Wörterbuch die österreichische Gemütslichkeit fehlt. Das

schmale Grenzflüßchen scheidet zwei Hälften der Donanmonarchie und zwei Welten des Gefühls. Dort die bravere Beschaulichkeit, die temperierte Fideleität, die aus blauen Augen lachende Lebenslust. Und hier hat jeder irgendein Fieber im Blut, feurriger ist der Wein, dunkler und glühender die Schönen, wilder strafft sich der Mut, härter ballt sich die Faust, und so heiß schlägt kein europäisches Herz.

Und nun kommt über dieses Volk, das in lauter Superlativen lebt, der Krieg. Wir hörten die österreichischen Kriegsklieder singen, standen erschüttert, als sich das Wien der heiteren Beschaulichkeit und einer Lebensfreude, die „ihre Ruh“ haben will, zum bitteren Ernst aufreckte. Aber was ist dies alles gegen den ungarischen Rausch! Gegen die Jubelstürme, die dies heiße Volk unter seine alten habsburgischen Fahnen trieben! Man darf sich den Ungar von heute nicht gestiefelt und gespornt denken, er ist kein romantischer Wildling, der sich ins 20. Jahrhundert verirrt. Im Gegenteil, er hat mit seinem prachtvollen Temperament so ziemlich alle Stufen zum völgiltigen Weltbürger im Sturm genommen, dafür legt allein schon dieses amerikanisch-berlinische Budapest Zeugnis ab. Wer nun aber die jungen ungarischen Studenten und die grauen Kaufleute, Arbeiter, Advokaten, Ärzte,

die Landwirte und die Bauernknechte, die Schreiber aus den Ämtern und die Hirten und die Bauern und den Budapest Korsojüngling in die Kasernen und aus den Kasernen in den großen Krieg stürmen sah, fühlt sich versucht zu sagen: nirgends machte das Unglück so prachtvolle, so adelig selbstverständliche Kräfte frei wie auf der Erde, über der die rotweißgrünen Fahnen wehen.

Anderstwo ist der Krieg die schwere Notwendigkeit, der bittere Ernst, die härteste Pflicht. Hier? Man rede mit dem nächsten besten, an der Straßenecke aufgegebelt „Baka“, wie hier der Infanterist heißt. Hier ist der Krieg die Erfüllung der ungarischen Sehnsucht.

Jung ist dieses Volk.

Übrigens dieser „Baka“! Er ist der Mann der Stunde, ein kleiner Mann nur, aber die Herzen von Ungarn gehören ihm. In Friedenszeiten maß er uns vielleicht die Schuhe an, bediente uns hinter dem Ladentisch, reparierte das Telephon



Vor den Ruinen des Schlosses Závada. Das Schloß, das von den Russen barbarisch verwüstet und mit seinen reichen Kunstschätzen niedergebrannt wurde, ist Eigentum des Fürsten Fojatorsky; es liegt an der russisch-galizischen Grenze zwischen Lemberg und Jaroslau. Phot. Klopoff. G. m. b. S., Wien.



eine Zeile rauchgeschwärzter Ruinen, an jeder Budapester Straßenecke sah man die verhärmten, bleichen Gesichter der Flüchtlinge, und im wilden Karpathenwald schlugen sich Husar und Baka bitter und todverachtend mit dem eingedrungenen Feind. Sie haben ihn glücklich wieder hinausgeworfen aus den rot-weiß-grünen Grenzpfählen. Aber unter den herbstwelken Urwaldbäumen ist manches traurige Erdbügelchen aufgeworfen, ein Kreuz aus zusammengeagelten Ästen oder Ristenbrettern steckt darauf — die tapfern „roten Teufel“ schlafen da einen langen Schlaf, und mancher kleine Baka liegt, warm in seine feldgraue Infanteristenuniform gewickelt, in der hartgefrorenen Erde und träumt von den Zeiten, da er kein Feld war und,

statt Russen zu erschlagen, eine Budapester Mehlspeife- köchin Sonntags ins Stadtwäldchen „ausführte“.

Die Schrecken des Krieges — ganz oben an seiner Ostgrenze hat sie auch Ungarn erfahren müssen. Wohlhabende sind verarmt, Kinder verwaisten, Mütter weinen um ihre Söhne. Aber dies Land ist jung und ist stark; es wird alles Unglück überstehen, wie es zwischen Tränen ja immer noch den Mut zu einem Lächeln fand. Und wie keinem Jammer der Trost fehlt, möge dies die Tränen ungarischer Mütter trocknen: im Krieg lernten wir Oesterreicher ihre Söhne wie unseren Bruder lieben, und Ungarn liegt nicht mehr an anderen Ufer der Leitha, sondern in jedem österreichischen Herzen. Lambert.

## England, Deutsch-Südwestafrika und die Buren.

Von Dr. Adolf Seilborn (Steglis).

Ungemach beginnt es an allen Ecken und Enden des britischen Weltreichs zu bröckeln: England erntet jetzt an reif gewordenem Hass, was es an heuchlerischer Liebe gesät hat. Noch haftet ja in aller Gedächtnis, wie es um die Wende des Jahrhunderts das kleine Burenvolf in Südafrika vergewaltigte und mit erdrückender Übermacht schließlich zu Boden zwang, in einem Kriege, der durchaus Raubkrieg war, und von dessen Greueln der Generalkommandant des Burenheeres J. C. Smuts damals an Martin Steijn, den Präsidenten des Oranje-Freistaats, wörtlich schrieb: „Ich glaube nicht, daß man seit dem Dreißigjährigen Kriege und der Zerstörung, die durch die Truppen Tillys und Wallensteins angerichtet wurde, ein solches Bild vollständiger Vernichtung gesehen hat.“ Gerade ein Duzend Jahre ist das jetzt her, ein großer Teil der damaligen Burenkämpfer lebt noch, und eben diese Buren, die es wider alles Menschenrecht überfiel und knebelte, ruft das in seiner Ländergier schier unerfättliche Albion heute zum Kampfe gegen uns Deutsche auf, die wir den stammverwandten Buren in ihrem Ringen um die Freiheit durch Wort und Tat mehr als einmal offenkundig unsere Sympathien gezeigt haben. Wie zu erwarten stand, hat denn auch (den Meldungen aus Südafrika zufolge) ein großer Teil der Buren den Engländern jetzt die Heeresfolge verweigert und rundheraus erklärt, in einem Angriffskriege gegen Deutschland und zumal Deutsch-Südwestafrika, das dank seinem Aufblühen der englischen Eroberungspolitik längst ein Dorn im Auge ist, Gewehr bei Fuß verharren zu wollen. Soweit sich das übersehen läßt, ist die Südafrikanische Union in zwei starke Par-

teien gespalten und steht vor einem Bürgerkriege, dessen Folgen — in jedem Falle — für England keine erfreulichen sein werden.

Um den Gegensatz zwischen Buren und Engländern in seiner ganzen Tiefe zu verstehen, gleichzeitig aber auch zu begreifen, daß eine gewisse Partei in der Union sich in diesem Streite tatsächlich auf die Seite Englands zu stellen scheint, ist es angebracht, einen kurzen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung des englisch-südafrikanischen Staatengebildes zu werfen. Im Jahre 1651 gründeten die Holländer am Südrande der Tafelbai als Stützpunkt für ihre nach Ostindien gehenden Schiffe das heutige Kapstadt. Das milde Klima und die Möglichkeit, Ackerbau und Viehzucht zu treiben, lockten bald zahlreiche Anstiedler aus den Niederlanden an, zu denen sich 1689 eine größere Anzahl aus Frankreich geflüchteter Hugenottenfamilien gesellte. Etwa hundert Jahre nach der Gründung Kapstadts beherbergte das Land rund 4000 europäische Kolonisten, von denen freilich fast die Hälfte im Dienste der holländisch-ostindischen Kompanie stand; daneben gab es damals schon ungezählte Farbige — nach Theal sogar mehr als Weiße! — Gottentotten, Neger und besonders Malaien, die als Sklaven den „Burgers“ fronten. Die meisten Kolonisten saßen noch in der nächsten Umgebung Kapstadts; ein Teil aber begann allgemach in das Hinterland vorzudringen und in ständigen Kämpfen mit Gottentotten und Buschmännern, mit denen letzteren man als unverbesserlichen Viehräubern kurzen Prozeß machte, Südafrika bis zum Oranje in Besitz zu nehmen. So lagen die Verhältnisse, als um die Wende des 18. Jahrhunderts die Eng-



Der Burengeneral Delarey (rechts), der sich im südafrikanischen Parlament als einer der ersten Burenführer scharf gegen eine offensive Beteiligung Südafrikas am Kriege aussprach. Er wurde auf dem Weg zu einer öffentlichen Versammlung, in der er das Volk in seinem Sinne aufklären wollte, von einem Polizisten angeblich im Ueberreifer erschossen.

länder das von Holland nicht mehr gedeckte Kapland zu annektieren begannen. Im Wiener Frieden (1809) ward England denn auch das Kapland als Besitz zugesprochen, und nun zwang es planmäßig die Buren zum Aufgeben ihrer Siedlungen. „Mit Weib, Kind und Vieh, den Hirtenstab in der einen, die Büchse in der andern Hand,“ schildert Nembert v. Münchhausen, „zogen die Buren in Scharen über die Berge nach Nordosten, unter neuen Kämpfen mit den Eingeborenen sich den Weg bahrend, aber stets gefolgt von den sie verdrängenden britischen Ansiedlern.“ Nachdem sie unter teilweise recht tragischen Geschehnissen über den Oranje und Vaal nordostwärts zurückgewichen waren, setzten sich die Buren in diesen neuen Gebieten fest und gründeten hier die Oranje- und Transvaalrepublik, die schließlich 1852 bzw. 1854 von den Engländern als unabhängig anerkannt wurden. Die englische Regierung sprach damals aus, daß sie „die mutigen Buren als festen Damm zwischen den eigenen Besitzungen und den räuberischen Eingeborenen nötig habe und in ihnen die Vorkämpfer für Entdeckung, Handel und Zivilisation sehe“. Die reichen Goldfunde und die Entdeckung der Diamantensfelder in den burischen Freistaaten führten jedoch bald genug zu einer Annektierung zunächst Transvaals (1877) durch die Engländer. In einem für die Buren ebenso ruhmreichen wie für die Engländer schmachvollen Kriege (1880/81) gelang es dem kleinen Transvaal noch einmal, das Joch abzuschütteln; aber es war damals schon aller Welt klar, daß England, dessen



Christian de Wet. Porträtbüste nach dem Leben von Franz Soris. Der weltbekannte Burenführer hat sich aufs neue an die Spitze der Oranje-Buren gestellt und ist zum Angriff gegen die Engländer übergegangen.

Streben nach dem großen zentralafrikanischen Seengebiet immer deutlicher jutage trat, vor dem Wall der Burenrepubliken schwerlich haltmachen würde. Ein Anlaß zum Kriege war bald gefunden. Zweiundeinhalb Jahre lang wehrte sich das heldenhafte Häuflein Buren gegen die mehr als zehnfache Übermacht Albions: im Frieden zu Pretoria ward 1902 England dennoch Herr des ganzen südlichsten Afrika bis auf jenes Gebiet im Westen, das inzwischen Deutschland rechtmäßig in Besitz genommen und zu kolonisieren begonnen hatte. In zweifellos geschickter politischer Taktik gab England dann 1909 durch eine Parlamentsakte den einstigen Burenstaaten, sie mit Kapland und Natal zusammenschweißend zur „Südafrikanischen Union“, eine gewisse Selbständigkeit — nur der Generalgouverneur wird von der englischen Krone ernannt; Senat und Unterhaus aber wählen die Bürger der „Vereinigten Staaten von Südafrika“ selbst. Sicherlich hat die englische Regierung damit gerechnet, durch solches Entgegenkommen die Buren endlich für sich zu gewinnen, und in der Tat hat es ja unter diesen auch manchen Überläufer gegeben, allen weit voran den einstigen General Botha, der zum Dank dafür nunmehr Ministerpräsident der Union wurde. Die große Mehrheit der Buren aber, für deren stilles, verschlossenes Wesen man in England niemals das

rechte Verständnis gehabt hat, vermag bis zur Stunde den wirklichen Verlust ihrer Freiheit nicht zu verschmerzen. Daß dem auch heute noch so ist, verraten uns die Vorgänge im Parlament der Südafrikanischen Union zur Genüge. Obschon Botha, der einst für die „stammverwandten Buren“ Hilfe heischend und Selber sammelnd Deutschland durchzog, inzwischen jedoch die echt englische Waffe der Lüge und Verleumdung meisterhaft zu führen gelernt hat, den vorliegenden Berichten aus Kapstadt zufolge in den Parlamentssitzungen und Volksversammlungen der letzten Wochen die „deutsche Gefahr“ und die zu erwartenden Repressalien Englands gegen die Union seinen Landsleuten in den schwärzesten Farben ausmalte, ist es diesem verschlagenen Renegaten doch nicht gelungen, die Mehrheit der sehr nüchtern denkenden Buren für den englischen Plan einer Invasion nach Deutsch-Südwestafrika zu gewinnen. Im Gegenteil sind die alten Wunden wieder aufgebrochen und alle Schmerzen wieder erwacht. Dem burischen Empfinden nach sind die Kaplande noch immer eine englische Eroberung und keine britische Kolonie. Der erste, der in die Tat umsetzte, was die anderen zunächst nur in Worten kundgaben, war der Oberst Maritz. Einer angesehenen Kapburenfamilie entstammend, hat Maritz Deutsch-Südwestafrika und die deutsche Schutztruppe aus eigener Anschauung während unseres Feldzuges gegen die Herero bereits kennen gelernt. Er spielte damals eine Rolle bei der Anwerbung und Beaufsichtigung des

Treiberpersonals. In englischen Blättern aber war — allzu durchsichtig in der Absicht — zu lesen, der Oberkommandierende der Schutztruppe habe den „Burengeneral“ Maritz in seinen Stab berufen, um „nach dessen Anleitung die Operationen gegen die Eingeborenen durchzuführen“. Wie weit sich der Einfluß des sehr energischen Burenkommandanten erstreckt, läßt sich von hier aus nicht übersehen; er scheint jedoch zum mindesten den Stein ins Rollen gebracht zu haben. Denn schon hat auch der jetzt 60jährige Christian de Wet, zweifellos der begabteste der Burenfeldherren und, was noch mehr sagen will, der populärste Mann in der ganzen Union, sich offen an die Seite des „Hochverrätters“ gestellt und gleich ihm das „Banner der Empörung“ entrollt. Ihm gesellten sich auch Männer wie Beyers und Herzog zu. Es wird alles darauf ankommen, ob es diesen von den Engländern mit Recht gefürchteten „Wechtgeneralen“ gelingt, sich wie damals eine leistungsfähige Truppe zu schaffen, was wohl zu erwarten steht. Aber selbst wenn die Mehrheit der Buren nur den Kriegstreiberien Englands passiven Widerstand entgegensetzen sollte, wäre schon unserem Deutsch-Südwestafrika heute gebient. England aber dürfte aus den Vorgängen in der Südafrikanischen Union wieder einmal sehen, daß ein Unrecht noch nicht vergeben ist, wenn es äußerlich vergessen scheint. ☉

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.

Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Frieße & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. O. Frieße, Wien I, Bräunerstraße 3. Copyright 12. November 1914 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

## Totentag.

Schweren Schrittes gingen blutige Tage ins Land,  
Wand ein jeder viel tausend Kämpfern das Schwert aus der Hand,  
Hemnte ein jeder viel tausend Herzen den freudigen Schlag,  
War ein jeder, ein jeder von ihnen ein Totentag.

Durch die bangen Nächte schluchzt dumpf das Leid.  
Hunderttausende gehen im schwarzen Trauerkleid,  
Sehnen in Jammer und Heimweh die Seele sich wund,  
Doch das Grab ihrer Lieben nennt ihnen kein Mund.

Irgendwo draußen deckt fremde Erde sie lieblos zu,  
Und der Geschütze eherner Donner schreckt ihnen die Ruh',  
Unsre Liebe schmückt keinem dankbar und zärtlich das Grab,  
Keine Tränen tauen versöhnend darauf herab.

Weh einem jeden, der so viel Jammer und Elend beschwor,  
Aller Toten Seelen singen ihm heute den Rachechor,  
Aller Lebenden Herzen treibt Haß heut zu stärkerem Schlag,  
Bringe Blut und Vergeltung über sie: Schmerzentag!

C. Ropp.





# Der Weltbürger.

Ein Kriegerroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Sie können jetzt darüber lachen, Verehrteste. Sie sind hier absolut sicher. Ihre geniale Flucht hat die Polizei auf eine falsche Fährte gelenkt. Man vermutet Sie in der Schweiz, vielleicht in Frankreich, nicht aber in Berlin. Sie könnten hier ruhig mit Ihrem falschen Paß unter den Linden spazieren gehen. Und nächstens wird sich Gelegenheit finden, Sie über die Grenze zu bringen," sagte der Doktor.

"Ich werde vor Angst sterben, Doktorchen," versicherte Maruschka. "Man wird eine Photographie von mir entdeckt haben, man wird mein genaues Signalement kennen; man könnte mich drei Schritte von der rettenden Grenze Rußlands verhaften und alles wäre aus. Aber hier fühle ich mich in der Tat so sicher, daß ich wohl Lust hätte, diese Stadt ein wenig zu studieren. Man muß als Ärztin doch auch in die sozialen Verhältnisse Einblick gewinnen."

"Das heißt, Sie wollen weniger Berliner Kunst genießen, als vielmehr studieren, wie die deutsche Kapitale lebt und wie sie sich amüsiert. Oh, das Nachtleben ist hier sehr interessant."

"Ich war einmal acht Tage lang in Paris und früher öfter in Petersburg, dort aber behütet und beschützt von meiner Tante. Sonst kenne ich nur kleinere, solidere Städte: Zürich, Heidelberg, Mainz, Wiesbaden. Es würde mich in der Tat interessieren, einmal das Genußleben einer Weltstadt kennen zu lernen, das heißt, zu beobachten. Man ist ja kein Pensionsmädchen."

"Sie sind eine Dame von Welt und sind eine Ärztin. Ihr Wunsch ist nichts als natürlich. Ich würde mich Ihnen auch gerne als Führer zur Verfügung stellen, aber ich bin wahrscheinlich unerfahrener als Sie, habe anderes zu tun und möchte meine Frau nicht in Sorge versetzen. Sie ist kränklich und ich muß ihr jede Aufregung fernhalten."

"Ich begreife vollkommen und dispensiere Sie ohne weiteres. Aber ich weiß, Ihr Herr Neffe wird gerne den Kavaliere machen, nicht wahr, Herr Henri?"

"Vielleicht in den nächsten Tagen, meine Verehrte," antwortete der Doktor für den jungen Mann. "Wir sind eben in der eiligen Fertigstellung wichtiger Dokumente. Sehen Sie hier" — und er deutete auf einen Stoß von Zeitungen — "hier ist das Material, das ich seit einem Jahre zum Thema Soldatenmißhandlungen, Spionage, Veruntreuungen im deutschen Heere sammelte. Es muß gesichtet und richtig zusammengestellt werden, denn es ist äußerst lehrreich für uns."

"Pah," machte sie, "es würde doch höchstens beweisen, daß es auch im deutschen Heere vereinzelt rohe und bedenkliche Elemente gibt. Es wäre einfach unnatürlich, wenn es nicht so wäre. Was sagt das?"

"Oh, es sagt sehr viel, wenn man will," erwiderte er mit feinem Lächeln. "Nein, Henri kann ich Ihnen einstweilen nicht ablassen, aber jeden Augenblick kann hier ein Herr eintreten, der sich jedenfalls ein Vergnügen daraus machen wird, Ihr Kavaliere bei Ihrer Entdeckungsfahrt zu sein. Er nennt sich Paliz, und ich kann Ihnen versichern, daß er den allerersten Gesellschaftskreisen angehört. Überdies ist er ein intimer Freund unserer großen, allslawischen Sache."

"Das spricht jedenfalls für ihn."

"Er ist in der Welt, in der man sich amüsiert, außerordentlich zu Hause, sowohl in Paris, in London, in Berlin, wie in Petersburg. Einen besseren Führer könnten Sie gar nicht finden."

"Aber Paliz — Paliz — den Namen habe ich nie gehört. So kann jeder heißen."

"Eben deshalb nennt er sich auch so."

"Ah, ein Pseudonym. Das ist interessant."

"Nun wohl, wenn Sie Diskretion gegenüber dem Herrn wahren wollen — so mögen Sie Ihrem Herrn Papa, dem Herrn Gouverneur, nachher erzählen, bei dem Doktor Baranek verkehrten gar verkappte — Großfürsten. Aber, wie gesagt, vollste Unbefangenheit dem Herrn gegenüber. Machen Sie sich meines großen Vertrauens würdig."

Maruschkas Augen funkelten. Ihre Eitelkeit, ihr Ehrgeiz schnellten jählings empor, aber sie suchte sich zu beherrschen. "Trösten Sie sich. Ich gehöre nicht zu denen, die vor einem Großfürsten gleich platt im Staube liegen. Das Geschlecht der Hertlinks ist älter als das der Romanow," sagte sie kühl.

"Diesen berechtigten Stolz brauchen Sie nicht zu entfalten, meine Gnädigste," bemerkte der Doktor. "Sie dürfen im Falle nicht vergessen, daß Sie es in dem Herrn Paliz nur mit einem einfachen Mitglied der Gesellschaftsklasse zu tun haben, der Sie angehören, dürfen um keinen Preis verraten, daß ich aus der Schule plauderte. Es war nur, um Ihnen mein Vertrauen zu zeigen. Vielleicht ist der Herr gar ungehalten, daß er Gesellschaft bei mir vorfindet."

"Nun, ich bin nicht neugierig. Ich werde gehen und die gewünschten Auszüge und Zusammenstel-



Bebet für die Toten in der Künstlerhauskapelle in Wien. Phot. Altophet., G. m. S. S., Wien.

lungen machen, Onkel," jagte der junge Mann, sich erhebend.

„So Sorge nur, daß diese Dinge in eine möglichst grelle Beleuchtung treten. Das ist der Zweck dieser Sache," mahnte der Doktor noch leise, und dann verließ Henri Baranek, die Zeitungen an sich nehmend, mit einer Verbeugung gegen Maruschka das Zimmer.

„Da müßt' ich mich denn auch wohl drücken?" fragte sie zögernd.

„Bleiben Sie nur," antwortete er. „Ich wollte Ihnen doch einen Kavaliere für die so heiß erwünschte Exkursion verschaffen; vielleicht auch nimmt Sie der Herr Paliz nächstens ungefährdet in seinem Extrazug mit über die Grenze."

Indes sie scheinbar noch einige Bedenken erhob, ertönte wieder das leise, tadelnde Signal auf dem Schreibtisch, und dann erschien der Diener des Doktors und nannte leise den Namen Paliz, einen fragenden Blick gegen die Russin werfend.

„Ich lasse bitten," sagte der Doktor, und der Fremde trat ein, ein großer, starker Mann mit leicht schiefstehenden Augen und breiten Backenknochen, die untere Gesichtshälfte von einem Bart umrahmt, der sich aber hauptsächlich die Gurgel ausgesucht hatte. Ungeföge Kraft sprach aus der Gestalt, eine gewisse Rohheit und Verschlagenheit aus dem Gesichtsausdruck des Ankommenden, der in der ganzen Erscheinung den Vollblutrussen nicht verleugnen konnte.

„Ich hoffte Sie allein zu treffen, Gaspadin Doktor," sagte der Fremde herrisch und scharf zu dem Doktor, der sich tief verbeugte.

„Entschuldigen Sie, Gaspadin Paliz," bat der Pole, „aber die Dame ist eine gute Freundin unserer Sache und fühlt sich von der preußischen Polizei verfolgt — wegen ihrer erfolgreichen Neugier in gewissen, uns wichtigen Dingen. Sie wird sich sogleich entfernen." Dann stellte er beide vor.

„Iwan Iwanowitsch," erklärte der Russe und musterte Maruschka mit einem schnellen Blick, darauf sagte er um vieles freundlicher, gegen die Russin gependet:

„Ich möchte Sie durch meine Gegenwart nicht vertreiben, gnädiges Fräulein. Es hat noch Zeit, was ich mit dem Doktor abzumachen habe. Oh, ich würde mich ja sonst selber berauben."

„Sie sind auch ein Freund unserer Sache, Iwan Iwanowitsch?" sagte sie, doch ein wenig befangen von der Gegenwart des verkappten Großwürdenträgers.

„Ich müßte kein Russe sein," antwortete er. „Aber größer als mein Verdienst ist es, wenn sich so viel Jugend und Schönheit in den hier im Ausland neuerdings wirklich sehr gefährlichen Dienst unserer heiligen Aufgabe stellt."

„Maria Nikolajewna ist die Tochter des Gouverneurs von Samak. Da liegt ihr patriotische Aufopferung im Blute," bemerkte der Doktor. „Wir unterhielten uns übrigens soeben über andere Dinge. Das Fräulein ist Ärztin. Sie schaut auch gern in die Seelen der Menschen, wo so viele Wurzeln zu den Krankheiten des Leibes schlummern. Sie möchte den Aufenthalt in Berlin benutzen, um einen Ein-

blick in das nächtliche Genußleben dieser Riesenstadt zu gewinnen. Ich war in Verlegenheit, wie ich ihr dies vermitteln sollte. Ich habe mich immer nur mit andern Dingen befaßt."

"Aber ich bitte sehr, mein gnädigstes Fräulein, so verfügen Sie doch über mich, verfügen Sie ganz über mich," rief der Russe sehr zuvorkommend. "Ich kenne mich ein wenig aus in diesen Sachen, habe sie sozusagen wissenschaftlich studiert. Es ist ein interessantes Studium, sehr interessant. Und Sie sind eine Dame von großen Gesichtspunkten, sind Ärztin. Nichts begreiflicher als Ihr Verlangen. Vielleicht darf ich Ihnen heute schon als Kavaliere und Cicerone dienen. Meine Unterredung mit dem Herrn Doktor wird bald zu Ende sein, dann stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung."

"Ich weiß doch nicht, ob ich das annehmen darf?" sagte sie noch halb unentschieden, aber der Doktor ermunterte sie:

"Zwan Zwanowitsch ist ein Kavaliere, er entstammt den besten Gesellschaftskreisen. Er weiß durchaus, was er Ihnen schuldig ist. Sie dürfen sich ihm anvertrauen."

"Nun denn, wenn Sie die große Güte haben wollen, mein Herr, so werde ich mich bereit machen," erklärte sie. "Aber ist es nicht peinlich, etwa in einem Nachtcafé oder in einem Ballhause gesehen zu werden?"

"Wenn Sie Ihre Schönheit vor neugierigen Blicken verstecken wollen, so empfehle ich einen dichten Schleier," lachte Herr Paliz. "Hoffentlich grauen Sie sich nicht vor mir, wenn ich so aussehe." Damit griff er in die Tasche und setzte sich eine Brille mit großen, grauen Gläsern auf, die ihn fast unkenntlich machte.

"Die Hauptsache ist, daß die Herrschaften von sich selber wissen, daß sie unverkleidet eine gute Figur machen," äußerte der Doktor. Dann verschwand Maruschka, um sich zur Entdeckungsfahrt zu rüsten.

Der Russe aber wandte sich gnädig an den Polen:

"Sie sind zu gebrauchen, Baranek. Sie hatten die Absicht, mich mit dieser Schönheit bekannt zu machen?"

"Ein freundlicher Zufall, nichts als das, Herr — Herr Paliz," bemerkte der Doktor.

"Nun wohl, ich werde mich für diesen artigen — Zufall dankbar erweisen. Doch nun zu unserer Sache. Haben Sie das Memoire fertig, das ich unserm Gottesgnadenmännchen unter die Nase reiben will?"

"Es ist fertig. Nur einen knappen Anhang, der die Durchrechnung der deutschen Armee mit sozialistischen Elementen, die beim Kriegsausbruch versagen werden, auf das deutlichste klarlegt, und eine Statistik der Mißhandlungen und dergleichen sollen noch bis morgen geliefert werden."

"Wenn Ihre übrigen Informationen auf einer so schwachen Grundlage beruhen, sieht's böse mit ihnen aus. Aber es ist gut so. Haben Sie auch betont, daß die ganze Armee ihre Schuhsohlen verloren haben würde, noch ehe sie an der Grenze sei?"

"Nein, Kaiserli . . . , Zwan Zwanowitsch, dies habe ich unterlassen, mit gutem Grunde unterlassen. Diese Lüge wäre gar zu handgreiflich und könnte skuzig machen."

"Na, meinnetwegen denn; aber der — er verschluckte ein kräftiges Schimpfwort — glaubt alles, wenn man es ihm eindringlich klarmacht. Und jetzt muß er endlich mit, er muß — oder —"

"Wenn doch die Zügel des Reiches in einer festeren Hand lägen, es wäre besser bestellt um unsere große slawische Sache," meinte der Doktor.

Da hielt ihm der Russe seine großen, haarigen Hände vor das Gesicht und lachte: "Meinen Sie solche, Doktor?"

"Ja, solche und keine anderen."

"Sie sind ein Mann von Einsicht," lobte der Besuch. "Auch Ihre Informationen sind gut. Sie begreifen, daß bei Ihrer merkwürdigen Doppelstellung das Kriegsministerium doppelt scharf nachprüft. Die Stellen, an denen wir ungehindert einbrechen und das Land mit unsern Kosaken überflutet werden können, haben Sie mit großem Scharfsinn herausgefunden."

Der Doktor verbeugte sich und dachte bei sich: Damit euch die preußischen Armeekorps nachher dort wie mit Zangen umfassen können.

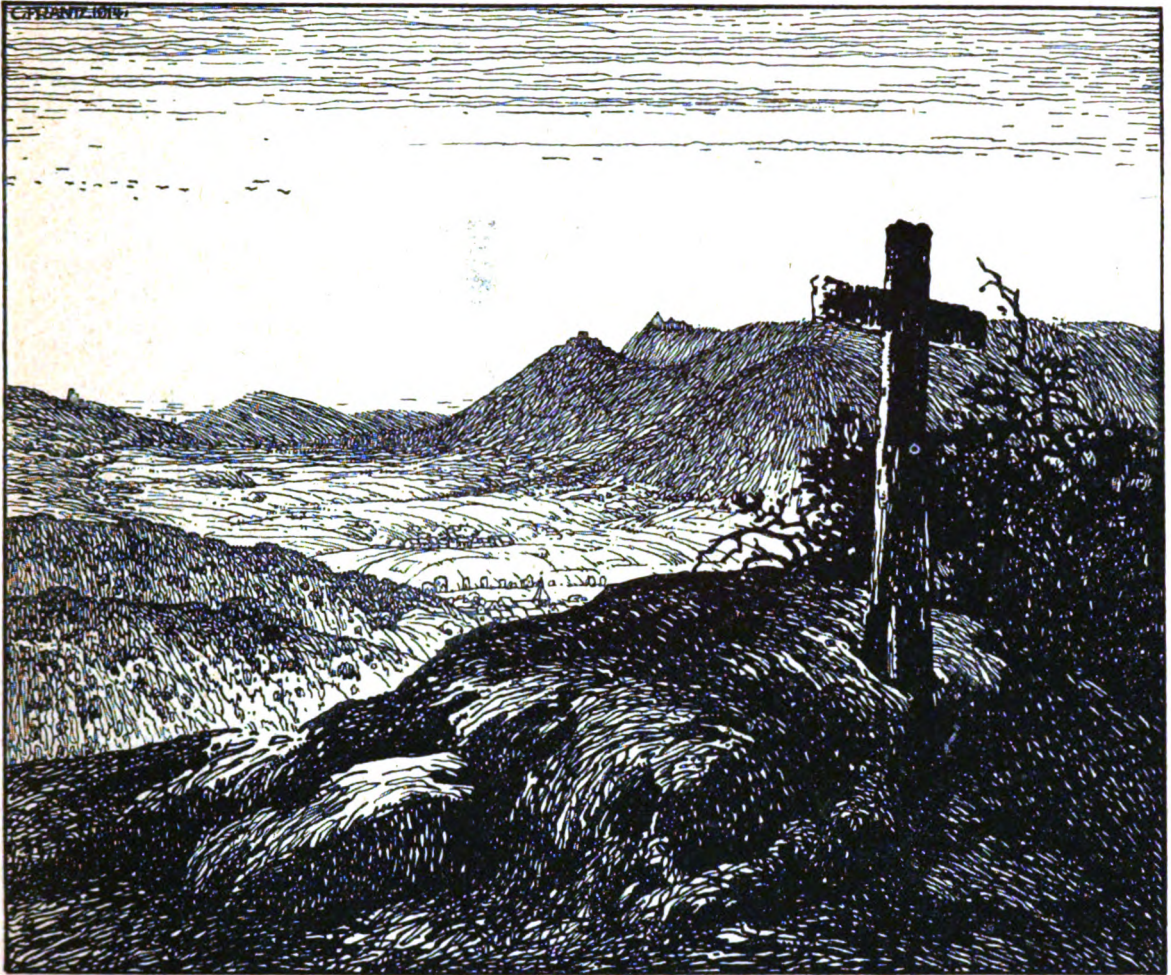
"Geben Sie das Memoire her," befahl der Russe.

Baranek übergab ihm ein mit der Schreibmaschine hergestelltes Heft in russischer Sprache.

"Es enthält alle Gesichtspunkte," sagte er. "Es entwickelt mit den denkbar überzeugendsten Gründen, daß der Augenblick für die europäische Vorherrschaft Rußlands unwiederbringlich dahin ist, wenn sich der preußische Festungsgürtel von Posen und Westpreußen nach dem ungezügelten Ostpreußen hinüberzieht, wozu nächstens der Anfang gemacht wird. Der Wehrbeitrag wird bald aktiv. Weiteres Zögern unsererseits wäre Verbrechen."

"Hahaha, und wir sind keine Verbrecher," lachte der Russe. "Aber ich werde seine Mutter zu meiner Dirne machen, wenn er sich jetzt noch weigert!" Er sah fürchterlich aus, als er diesen Schwur leistete. Es war, als konzentrierte sich die ganze Barbarei des Moskowitertums in ihm. Dann griff er in die Brusttasche und schleuderte ein mit Banknoten gefülltes Portefeuille auf den Tisch. "Da, du Schuft, das ist für deine Arbeit. Es wird auch reichen für den Kuppelpeß."

"Ich danke alleruntertänigst," sagte der Doktor und steckte das Geld ein. "Möchten Eure Hochwohlgeboren einen vergnügten Abend haben."



Kriegergrab mit Blick ins Weiltal und auf die Hohlkönigsburg. Für Reclams Universum gezeichnet von Karl Frank.

Maruschka kehrte zurück. „Ist mein mir vom Himmel geschneider Kavalier bereit?“ fragte sie.

„Mehr als das, schönste aller Bojarentöchter des heiligen Rußlands,“ sagte Herr Paliz schmunzelnd und ließ seine Blicke an den Linien ihrer vollen schlanken Gestalt niedergleiten. „Kommen Sie, mein Auto wartet nicht weit von hier.“ Er reichte ihr den Arm, grüßte den Polen mit einem fast verächtlichen Kopfnicken und verschwand mit Maruschka.

Baranek blickte ihnen nach, als könne er durch die geschlossene Tür schauen. „Hundebande!“ zischte er. „Eines des andern würdig! Und so was vermißt sich, die Herrschaft der Welt an sich reißen zu wollen und die Zivilisation zu vernichten. Aber wartet, wartet nur!“ Und drohend hob er die Faust.

Andern Morgens, als er sich mit seiner kränklichen, schüchternen Frau zum Frühstück niedergelassen hatte, erschien ihr Logiergast. Maruschka schien sehr mißlaunig.

„Haben Sie nicht gut geschlafen?“ fragte er heuchlerisch. „Was gibt es für Wetter?“

„Schlechtes,“ gab sie ärgerlich zurück und rührte heftig mit dem Löffel in ihrem Tee. Dann konnte sie nicht mehr an sich halten und zischte: „Ich muß Ihnen noch für den Kavalier danken, den Sie mir mitgaben, diesen — diesen Herrn Paliz! Hahahaha!“

„Wieso, Gnädigste? War er nicht comme il faut, der Herr Paliz?“

Sie ballte die Faust. „Erst war er unverschämt. Na, dafür war er ein Mann. Aber nachher, dann hat er sich wie ein Schwein betrunken und dann“ — sie weinte vor Zorn — „hat er Maria Nikolajewna, hat er die Tochter des Gouverneurs von Samak wie eine Dirne behandelt.“

„Oh, oh!“ rief die Doktorin und hob wie beschwörend die Hände.

„Ich bin ihm natürlich fortgelaufen,“ berichtete Maruschka weiter. „Ich habe mir ein Auto gesucht und bin allein hierhergefahren.“

„Sie sollten sich nicht wundern, Maria Nikolajewna,“ sagte der Doktor gelassen. „Sie wußten doch, daß es ein waschechter Moskowiter war, der Sie begleitete.“

Es war Sonntag. Der Professor war zur Kirche gegangen, im schwarzen Gehrock, mit glatt gebürstetem Zylinder, das Gesangbuch mit dem goldenen Schnitt unter dem Arm. Es war eigentlich nicht mehr Sitte in der Stadt, in dieser altväterischen Weise den Gottesdienst zu besuchen, aber der alte Schulmann hielt darauf. Er tat es nicht nur aus eigenstem Empfinden, sondern auch zu Ehren seines Vaters, der Pastor einer Landgemeinde gewesen war, und nimmer hätte er sich dazu verstehen können, das dickleibige, großgedruckte Gesangbuch etwa mit einem eleganteren Büchlein zu vertauschen, das sich bequem in der Tasche verstecken ließ.

Zrene war daheim geblieben; der Haushalt machte das nötig. In ihrem hausfraulichen Tun wurde sie durch den Besuch ihrer Schwester überrascht.

„Papa ist natürlich zur Kirche,“ sagte Hedwig, „und es ist gut so, so können wir uns doch ungestört aussprechen. Es ist wegen des Wechsels im Haushalt.“

„Nun, das ist doch alles klar,“ meinte Zrene. „Ich denke, du hättest deine Stellung gekündigt und würdest mit Anfang des neuen Semesters hier mein Amt übernehmen.“

„Ja, so war es bestimmt, und ich war wirklich nicht traurig darum. Wenn man fünf Jahre lang angestrengten Schuldienst hinter sich hat, dann sehnt man sich einmal nach einer ordentlichen Unterbrechung, das kann ich dir sagen. Aber wenn ich nun so bedenke, daß du hier all die Zeit dem Papa die Wirtschaft führtest, daß du alle seine kleinen Wünsche genau kennst, daß ihr euch miteinander eingelebt habt in dieser kleinen, netten Idylle, dann kommt es mir ordentlich roh und häßlich vor, daß ich nun hier auftreten soll, dich fortzustoßen aus dem Vaterhause, in neue, fremde, dir vielleicht unangenehme Verhältnisse, und daß ich es mir hier wohl sein lasse. Wirklich, das geht mir gegen das Empfinden, und so hab' ich denn gedacht: die Ferien stehen vor der Tür, da wirst du dich daheim und bei einer Ferienreise mal wieder recht erholen und nachher, na, dann gehst du halt wieder tapfer ins alte Geschirr. Es ist dein Los. Nun, was sagst du zu dem Vorschlag?“

Zrene fiel der Schwester weinend um den Hals. „Ach, Hedwig, daß du so gut zu mir bist, so gut und so tapfer.“

„Nun, reg' dich nur nicht auf. Du bist doch nun mal unsere Jüngste, und ich bringe dir das Opfer mit freudigem Herzen. Also abgemacht.“

„Es muß doch bleiben, wie es abgemacht war, Hedwig,“ sagte Zrene wehmütig. „Du mußt hier an meine Stelle treten, und ich — ich gehe weit, weit fort. Gestern hab' ich es abgeschlossen. Ich komme als Erzieherin eines lieben Mädchens auf

ein Gut in Ruffisch-Polen, in die Familie des Herrn von Bialy, von dem du ja weißt.“

Hedwig schüttelte verwundert den Kopf. „Da hab' ich dich doch nicht richtig taxiert, Schwesterchen. Ich dachte mir, du würdest meinen Vorschlag mit Freuden annehmen. Weißt du, ich kann mir eigentlich gar nicht recht denken, daß du dich mit Begeisterung in ganz neue Verhältnisse stürzest und aus deinem hausmütterlichen Idyll in die fremde Welt hineinkläufft. Und wo du doch so sehr an Papa hängst.“

„Es muß sein, Hedwig. Es ist das beste für mich,“ antwortete die Jüngere. Der schmerzliche Ton machte die Lehrerin stutzig. Sie sah, wie es in den Mienen Zrenes kämpfte, wie sie dem Weinen nahe war. Da zog sie die Schwester zu sich in den Sessel, umarmte sie, streichelte ihr die Wange und sagte:

„Hier ist etwas nicht in Ordnung, Kleine. Komm, schütte mir dein Herz aus, sag' mir alles, was dir fehlt, sag's mir, als wenn ich die Mama wär.“

Lange konnte Zrene vor Schluchzen und Stöhnen keine Worte finden, aber endlich beruhigte sie sich unter der liebevollen Zusprache der Schwester etwas und dann erfolgte, immer noch unter bitteren Tränen, das Geständnis ihrer Liebe und ihres Entschlusses.

„Du Armes,“ sagte Hedwig in tiefstem Mitgefühl. „Daß du aber auch gar so strenge in dieser Frage denken mußt. Das sind doch eigentlich Sachen, die man die Männer allein mit sich abmachen lassen soll.“

„Nein, nein,“ entgegnete Zrene heftig. „Nie wäre ich darüber weggekommen, daß er äußerer Vorteile halber sein Deutschtum aufgab, und jedes russische Wort aus dem Munde meiner Kinder würde mir wie ein harter Vorwurf gewesen sein. Nein, nein, nie werde ich bereuen, daß ich so und nicht anders handelte, und wenn ich darüber zugrunde gehen sollte. Hier ist nur die eine Frage: Bist du eine Deutsche oder bist du es nicht? Und ich bin eine Deutsche und werde es immer bleiben.“

„Ja, ja, das sind so Geschichten,“ äußerte Hedwig, „du lebst halt ganz in den Ideen Papas. Gewiß, es sind ehrwürdige Ideen, nur vielleicht ein wenig zu hart und starr.“

„Nein,“ sagte Zrene, „ich fühle mich gänzlich frei von jedem nationalistischen Fanatismus und kümmere mich nicht um alles das, was man darüber theoretisieren kann und mag. Es ist mir fast mehr Empfindungs- als Verstandesache. Ich konnte einfach nicht anders, mußte so und durfte nicht anders handeln, oder ich wäre an dem innern Zwiespalt zwischen Liebe und Vaterland zugrunde gegangen.“

„Und nun willst du wirklich fort von Papa?“  
„Ich muß. Schon dies Peinliche, das nun so zwischen uns und dem Nachbarhause liegt. Die schöne,



Bismarcks Grab im Sachsenwald.

freundschaftliche Harmonie, die seit alle den Jahren bestanden hat, ist gestört. Es ist schon das beste so, daß ich fortgehe.“

„Aber warum nun gerade dorthin, wo doch auch Gehrkens lebt? Mußt du nicht fürchten, mit ihm zusammenzutreffen?“

„Ich denke nicht. Das Gut des Herrn von Bialy liegt weit ab von Samat. Und wenn auch, ich habe mir doch nichts vorzuwerfen. Im Gegenteil, es ist mir darum zu tun, dort, wo er seine Nation aufgab, zu zeigen, wie man sein Deutschtum in der Ferne vertreten soll. Und es ist mir sympathisch, in das Haus eines Mannes zu kommen, der ein stilles Vorbild dafür ist, wie man unter Not, Bedrückung und Gefahr an seinem Volkstum festhält. Ich werde seine Ideen auch in das Herz meines Bögling's senken. Oh, ich freue mich darauf, dorthin zu kommen.“

Hedwig streichelte zärtlich ihren Arm. „Kind, Kind, ich glaube fast, daß da ein Stückchen Trost mit unterläuft,“ meinte sie. „Dein Herz ist schwer verwundet, und nun willst du dem, der es doch ganz unabsichtlich verwundet hat, zeigen, wie fest und sicher du stehst. Bedenke dir die Sache vorerst noch ein wenig.“

„Da ist nichts weiter zu bedenken. Ich habe Herrn von Bialy zugesagt und mag mich nicht

schwankend und unentschlossen zeigen. In acht bis zehn Tagen reist die Familie ab, und ich reise mit. Bis dahin haben deine Sommerferien angefangen und du kannst hier in meine Stelle einrücken. Die Schulbehörde wird für die Zeit nach den Ferien bis zum Herbst schon einen Ersatz für dich finden.“

Hedwig zuckte die Achseln. „Du mußt schließlich wissen, was du zu tun hast. — Hast du Papa alles gesagt, ich meine das mit Herrn Gehrkens?“

„Nein. Er denkt nur, daß es sich um irgendeine kleine Verstimmung handle.“

„Und warum hast du nicht gesprochen? Er würde deinen Standpunkt doch nur loben können, würde sich freuen, daß du so — so stark warst.“

„Das eben wollte ich vermeiden. Sein Lob würde mir wehe tun. Begreifst du das nicht? Meine Sache geht doch wohl über alle nationalen Theorien und Empfindungen weit hinaus. Nein, nein, nein, ich möchte nichts, nichts hören, weder Lob noch Tadel.“

„Sag' mal, Kleine,“ frug die Lehrerin sanft, „du hast ihn, den du abgewiesen hast, wohl sehr, sehr gerne?“

Da warf ihr Irene die Arme um den Hals, vergrub ihr Gesicht in ihrem Busen und weinte herzzerbrechend. —

(Fortsetzung folgt.)



# Die Verluste im Krieg.

Von Peer Otto.

Ist es nicht nutzlos, während des Krieges die Toten zu zählen? An den Ereignissen ändert keine Betrachtung etwas, und das Auge des Einzelnen sucht in den langen Verlustlisten ja doch nur nach den wenigen Namen derer, die es dort nicht zu finden hofft. Was sind den Müttern, Gattinnen, Schwestern, die um das Leben eines Einzigen zittern, die Zahlen? Kann die vergleichsweise Geringfügigkeit eines Gesamtverlustes denen ein Trost sein, die es getroffen hat, oder eine vielsellige Ziffer denen etwas sagen, die aufatmend feststellen, daß an ihnen das Schicksal vorüberging?

Es muß dennoch von den Verlusten gesprochen werden. Wär' es auch nur, um dem ungreifbaren Schrecken einen Damm entgegenzusetzen; der Phantastik der Phantastelosen, die mit apokalyptischen Zahlen und Bildern die helle Zuversicht unseres Volkes gefährdet. Diesen blutigen Nebel zu teilen, ist nur eine vorurteilslose Wahrheitslichkeitsrechnung angetan.

Ein Volk in seiner Gesamtheit ist unverwundbar. Es mag besiegt sein, als Staat aufgelöst, als Einheit aufgehoben, wirtschaftlich geschwächt und politisch vernichtet; seine Menschen bleiben ihm. Kein Krieg, und wäre er zehnmal blutiger, als er nach den Erfahrungen unseres Zeitalters sein kann, ist imstande, in den Menschenbestand großer Völker Bresche zu legen oder auch nur den Zuwachs für längere Zeiten aufzuhalten. Für die Bevölkerungsstatistik, daß ist ein im voraus sicheres Wissen, hat der Krieg so gut wie gar keine Bedeutung. Im Jahre 1870 verloren die deutschen Heere auf dem Schlachtfeld oder durch Krankheiten 43000 Mann: das entspräche heute dem Bevölkerungszuwachs von zwei bis drei Wochen. . . . Der mandchurische Krieg erhöhte während seiner Dauer die Sterblichkeit des russischen Volkes um 0,7 Prozent, also kaum um das Ausmaß einer Zufallschwankung: ein zu heißer Som-

mer kostet durch Erhöhung der Kindersterblichkeit weit mehr Menschen als dies außergewöhnlich blutige Ringen. Während damals, vor etwa zehn Jahren, im russischen Gesamtreiche täglich etwa 12000 Menschen starben, fielen während der Riesenschlachten im Tagesdurchschnitt etwas mehr als 1000 Mann: selbst auf diesen Gipfelpunkten des Kampfes erhöhte sich also die normale Tagessterblichkeit nur um ihren zehnten Teil. So machtlos sind die Feldgeschütze und Maschinengewehre des Krieges wider das gleichmäßige Fluten von Geburt und Tod. Selbst ein Verlust von 100000 Menschen würde die natürliche Zunahme des deutschen Volkes nur um anderthalb Monate verzögern; träte durch die mittelbaren Wirkungen des Krieges (zeitweise Verminderung der Geburtenzahl) ein Bevölkerungsausfall von mehreren Hunderttausenden ein, so wäre auch dann noch in einem Jahre die deutsche Volkszahl größer als vor Beginn des Kampfes.

Es ist selbstverständlich, daß solche Erwägungen über die Größe der Opfer nicht trösten können und unsere Trauer um die Toten nicht verringern. Gerade deshalb

aber ist es nötig, das Maß des Möglichen zu umgrenzen. Wie der Weltkrieg, solange er Zukunftskrieg war, in den Vorstellungen der Menschen überhaupt mehr als ungeheuerlicher Spuk denn als umgrenzte Wirklichkeit lebte, konnten sich in sinnlosen Schätzungen der Verluste die Zahlenfremden gar nicht genug tun. Was konnte man vom ersten Mobilmachungstage an nicht alles hören! „Die erste Million kehrt nicht zurück“ . . . Und was des Unsinns mehr ist. In Wirklichkeit sind 3 Prozent Tote von der Gesamtzahl der Mitkämpfer schon ein überaus schwerer, 5 Prozent ein riesenhafter Verlust. Erinert man sich der Kriege, die durch ihre zeitliche Nähe noch allenfalls vergleichbar sind, so ist zu erwähnen, daß während des Krimkrieges in Schlachten 10000 Franzosen fielen, bei einer



Totenfest 1914. Nach einer Zeichnung von Hans Mayer.



Zum Totenfest 1914. **Trauer.** Von Hans Dammann.





Heeresstärke von 300 000. Ebenfalls 10 000 Mann verlor Frankreich im italienischen Krieg: der Gesamtverlust erreichte 3 3/4 Prozent der aufgebotenen Kriegsmacht. Im Jahre 1864 hatte das preussische Heer, bei einer Stärke von 39 000 Mann, insgesamt etwa 1000 Tote. Im Kriege 1870/71 erreichte unser Verlust annähernd 4 Prozent der eigentlichen Mitkämpfer, 3 Prozent der insgesamt bereitgestellten Heeresmacht. Im ostasiatischen Kriege hatten die Japaner 86 000 Tote (58 000 durch Verwundungen vor dem Feinde), die Russen nur halb so viel.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Kriegsgeschichte der letzten Jahrzehnte auch höhere Verlustziffern kennt. Die Zahl der 1870/71 getöteten oder an Krankheiten verstorbenen Franzosen beträgt nach mäßigen Schätzungen 90 000. Man muß aber bedenken, daß es sich hier um eine geschlagene Armee handelt. Es gibt, mit so großen Opfern im einzelnen der Erfolg auch erkauft werden mag, im ganzen nichts Menschensparenderes als den Sieg. Wenn, wie wir dessen gewiß sind, der kriegerische Erfolg auch ferner den deutschen Heeren treu bleibt, so werden auch die Verluste nicht größer, sondern viel geringer sein als die meisten von uns vermuten.

Noch ein Weiteres ist zu erwägen. Im Krimkrieg verloren die Franzosen, wie gesagt, nur 10 000 Mann auf den Schlachtfeldern, 85 000 dagegen an Typhus, Pocken und Cholera. Während des amerikanischen Sezessionskrieges starben an Krankheiten doppelt soviel wie durch feindliche Waffen; ebenso stand es bei den Österreichern während des Krieges von 1866. 1870 dagegen verloren wir nur noch halb soviel Leute durch Krankheiten wie durch den Tod auf dem Schlachtfelde. Das gleiche Zahlenverhältnis gilt auf japanischer Seite für den ostasiatischen Krieg; auf russischer Seite ward wenig mehr als der fünfte Teil der Verluste durch Krankheit verursacht (9300 von 43000). So grauig also die Zahl der Seuchenopfer auch wirkt, so sicher verringert sie sich im Laufe der Zeit. Sie ist in den letzten Kriegen weit

geringer als in früheren, in kultivierten Ländern geringer als in unkultivierten, beim siegreichen Heere geringer als beim geschlagenen, beim gut ausgerüsteten und disziplinierten geringer als beim schlechtgeführten. Alle diese Vorteile treffen beim deutschen Heere zusammen. Wir führen den Krieg im wesentlichen in kultivierten, an Hilfsquellen reichen Gegenden, wir haben eine Mannszucht, die eine strengste Überwachung der Heeresgesundheit verbürgt, wir haben einen vorbildlichen Sanitätsdienst und reiche Mittel der Pflege. Auch die Gefahr der Ansteckung durch Seuchen aus dem feindlichen Lager ist heute nicht allzu groß. Während im Europa der Revolutionskriege und des napoleonischen Zeitalters Millionen innerhalb eines Menschenalters den Kriegsfeuchen erlagen, kann man heute zum mindesten für das deutsche Heer annehmen, daß der Krieg nicht erheblich mehr Opfer fordern wird, als die auf den Schlachtfeldern sterben.

Auch deren Zahl braucht deshalb nicht größer zu sein, weil der Weltkrieg ungeheuere Massen in Bewegung setzt. Die modernen Waffen sind in dem Maße weniger mörderisch, je vollkommener sie werden. Eine Truppe, die nicht, wie russische Kosaken es zuweilen taten, ungedeckt in die Maschinengewehre läuft, hat auch in einem harten Kampfe vielleicht viele Verwundete, aber unter ihnen nur einen geringen Prozentsatz von Toten. Hinzu kommt, daß heute die Kunst der Ärzte Unzählige am Leben erhält, die früher ihren Verletzungen erlegen wären. Und ist nicht die schon im Anfang dieses Krieges erfolgte Eroberung von Lüttich, Namur, Maubeuge, Longwy, die mit schwerer Artillerie zusammengeschossen wurden, ein Beispiel für den menschenersparenden Wert moderner Waffen?

Es ist, um zum Schlusse doch eine Zahl zu nennen, möglich, daß der große Krieg das Leben von Hunderttausend deutscher Männer fordert. Möglich; aber nicht wahrscheinlich. Wahrscheinlich ist, daß zu den vielen Überraschungen des Weltkrieges auch die vergleichsweise geringer Verluste kommt.

## Totenfeier. Von Joseph v. Lauff.

Den Tambour her! — Er darf nicht fehlen;  
Doch laßt gedämpft die Trommel gehn.  
Der heil'ge Tag, der Tag der Seelen  
Läßt sein vergrämtes Antlitz sehn.  
Die Fahne — still soll sie sich senken!  
Aufs Grab das Fahnentuch gepreßt!  
Der Toten wollen wir gedenken,  
Die Toten haben heut ihr Fest.

Die feiern's, die auf lichtem Pferde  
Und doch auf blutgetränkter Bahn  
Den König Himmels und der Erde  
Im Schlachtendonner reiten sahn,  
Die noch, bevor sie sanft entschliefen,  
Von roten Rosen überdeckt,  
Nach Weib und Kind und Mutter riefen  
Und dann sich lächelnd hingestreckt.

Die feiern's, die in blanker Wehre  
Dem Kaiser freudig sich gestellt,  
Und so für Deutschlands Ruhm und Ehre  
Sich opferten im breiten Feld;

Die sterbend und vom Blei umpfiffen,  
Mit letztem Blick und letzter Kraft  
Noch einmal siegesfroh umgriffen  
Das heil'ge Tuch am Fahnenstaf.

Ihr aber, die euch noch das Leben  
Mit frischem Atemhauch umweht,  
Laßt eure Blicke aufwärts schweben —  
Mit Gott denn: Helm ab zum Gebet!  
Gedenkt der toten Kameraden,  
Denkt selber auch an euren Tod;  
Vielleicht schon bald auf heißen Pfaden  
Grüßt euch das letzte Morgenrot.

Jetzt aber... frische Tannenreifer  
Steckt auf die Helme, Schar um Schar;  
Gebt Gott, was Gottes und dem Kaiser,  
Das, was von je des Kaisers war.  
Tambour, schlag an! — und angetreten...  
So und nicht anders will's der Krieg!  
Denn nach dem Trauern und dem Beten  
Geht's wiederum in Schlacht und Sieg.



# Der Lump.

Skizze von Luise Westkirch.



Das Dorf lag im Nordosten, dort, wo zwischen endlosen schwarzen Tannenwäldern blanke Seen wie freundliche Augen schimmern. Hart an einen dieser Seen schmiegte es sich. Nach Osten führte eine Brücke über das Gewässer, wo es am schmalsten war, eine schlichte Holzbrücke, aber brauchbar für Wagen wie Fußgänger. Gegen Norden umzog weit ausladend der See die Siedelung. Und wer etwa hoffte, aus dem dichten Wald von der Südseite her das Dorf zu erreichen, sah sich getäuscht, denn heimlicher und tückischer nur, aber nicht gangbarer als die ehrliche Wasserflut, streckte sich hier ein ausgedehnter Sumpfstich hin. So lag die Siedelung mit ihrem blühenden Ackerland wie in einer Wasserburg. Nur nach Westen zu gab's ein schmales Stück ehrlichen Bodens, durch das eine breite Landstraße auf die etwa eine Stunde weit entfernte Eisenbahnstation führte. Hart arbeitende Leute wohnten in den Häuschen, anspruchslos, zäh, derb, echte Ostpreußen. Mit dem ganzen Deutschland waren sie vor wenigen Wochen aufgestanden, hatten ihre Männer, ihre Söhne zur Fahne gefandt, mit Begeisterung sich der ersten Siege gefreut. An diesem Sommerabend aber standen sie sorgenvoll vor ihren Türen, starrten nach Osten, bange Fragen tauschend, ob der russische Feind näher rücke? ob er bald das stille Dorf überschwemmen und von der Erde fegen werde, was von ihnen in jahrelanger Arbeit geschaffen worden war? Einzelne Männer, die noch zur Arbeit in Fabriken benachbarter Städte gingen, hatten das wilde Gerücht mitgebracht, die deutschen Truppen zögen sich zurück und die Kosaken wären im Anmarsch.

Während nun aller Augen, brennend von der Anstrengung, nach Osten starrten, wanderte auf der Landstraße von Westen her zögernden Schrittes ein junger Bursch. Dunkelblondes Haar fiel ihm unter der Mühe hervor bis auf die Augenbrauen. Die blanken Augen, in denen sonst hundert Schalksteufelchen blitzten, schauten verdrossen. Mit dem Fuß stieß er mißmutig die Steine aus seinem Weg und verlangsamte seinen Schritt in dem Maße, wie er den Häusern näher kam. Endlich stand er doch auf der Dorfstraße. Aus einer der Gruppen löste sich eine Frau, fager, eckig, mit verarbeiteten Zügen. Wie in Schreck erlöschend starrten ihre Augen den Burschen an.

„Der Paul! — Bengel! Wo kommst du her? Was hast du ausgefreissen? Warum bist du nicht bei dem Herrn Baron?“

„Er hat mich weggejagt,“ sagte der Bursch trozig.

Die Frau hob ihre knochigen Arme gen Himmel. — „Weggejagt! Jetzt, wo jedereiner unserem Herrgott auf Knien danken möcht', wenn er ein Unterkommen hat, ein Dachchen überm Kopf und Brot in dieser schrecklichen Zeit! Da läßt der Taugenichts sich wegzagen! Mein Mann und drei von meinen Jungchen stehn im Feld! Und der vierte, der seiner Mutter eine Stütze sein könnte in ihrer Verlassenheit, läßt sich wegzagen! — Was hast du wieder verbrochen, du Unnütze? Lump! Tagedieb! Heraus mit dem Bekenntnis! Ich will's wissen!“ Sie packte ihn in ihrem Zorn bei den Schultern und schüttelte ihn.

„Nichts hab' ich verbrochen,“ beteuerte Paul. „Dem gnädigen Herr sein Cäsarchen hab' ich geritten. Über ein Zäunchen bin ich gesprungen mit dem Pferdchen. Da hat der gnädige Herr die Peitsche genommen. Ich hab'

sie ihm aus der Hand geschlagen. So hat er mich weggejagt.“

Die Frau rang die Hände. „Aus der Hand geschlagen die Peitsche, Seiner Gnaden! So ein Unflat! Es is ja gar nicht möglich, daß du so viel Gnaue kriegst, wie du verdienst.“ Schreiend vor Verzweiflung hielt sie ihm sein Sündenregister vor. Beim Vorsteher hatte er sich nicht gehalten. In der Ziegelei war er frech geworden. Als Hütejungen hatte die Gemeinde ihn nicht gebrauchen können, weil er das Vieh auf die Acker laufen ließ, während er sich Pfeifen schnitzte oder gottlose Bücher las. Was sollte sie denn nun anfangen? Wie sollte sie mit dem Mariechen durch die schwere Kriegszeit kommen?

Paul unterbrach. „Wenn du mir ein Brotchen jeben wolltest, Mutter. Ich hab' seit dem Morgen nichts jessen.“

Darauf antwortete die Frau gar nicht. Sie hatte eine Nachbarin am Armel gefaßt und schrie ihr ihren Jammer ins Ohr. Alle, die auf der Straße angstvoll harrten, traten aufhorchend herzu, und der Vorsteher sprach die tröstenden Worte:

„Ich hab' es Jhr doch von Anfang jesagt, Schlabizen, Jhr jüngstes Jungchen wird ein Lump.“

Als seine Mutter ihm keine Antwort gab, war Paul ins Haus gegangen. Das Mariechen saß drin allein und das begrüßte ihn mit einem Freudenstrei. Das sprang ihm entgegen, schlang die Arme um den Hals und drückte sein angefeuchtes Gesichtchen zärtlich an des großen Bruders Brust.

„Paul! Paulchen! Mich wieder wegjehn! Immer bei Mariechen bleiben!“

Und da es sah, daß der Bruder das Brot im Schrank suchte, kletterte es geschäftig auf einen Stuhl. „Wart', Paulchen. Mariechen weiß, wo Mutter die Wurst versteckt hat!“ Und langte sie hinter dem Schrank hervor und brachte sie strahlend dem Bruder.

Paul zog das Kind auf seine Knie. „Morgen schneid' ich dem Mariechen ein Pfeisichen aus den Weiden am Bach.“

Jhm wurde wieder wohl. Es war, als strichen die streichelnden, schmeichelnden Kinderhände ihm allen Verdruß und alle Sorge von der Seele.

Als er gegessen hatte, ging er hinaus, nicht die Dorfstraße voll Menschen entlang. Er schlich sich an den Gärten her. In ihrer Bohnenlaube saß Jda, die Tochter des Schenkwirts, und strickte an einem Soldatenstrumpf.

„Pü! Jdchen!“

Er hatte gehofft, sie zu überraschen. Aber die Kunde war schon zu ihr geflogen: „Der Paul ist wieder da! Der Paul Schlabiz! der Tunichtgut! Der gnädige Herr hat ihn auch weggejagt.“

Paul schwang sich über den Zaun. „Wunderst du dich denn gar nicht?“

„Daß du dich nicht schämst, darüber wundere ich mich. Oder nein! Eijentlich wundere ich mich bei dir über gar nichts mehr.“

„Schabbere nicht, Jdchen. Ich werd' schon mein Plätzchen in der Welt finden. Hauen lass' ich mich nicht. — Bekomm' ich kein Handchen, Jda? Sie haben zeitlebens alle auf mir herumjehackt im Dorf, bloß du nicht. Du und das Mariechen, ihr seid jut zu mir jewesen. Darum hab' ich euch beide so lieb.“



Kosakenpatrouille. Nach einer Zeichnung von Paul Casberg.

Sie richtete sich hoch auf. „Wenn ich jut jejen dich jewesen bin, dann ist mir das bitter leid.“

„Jdchen, wie bist du nur heut! Denkst du jar nich mehr an das, was du mir versprochen hast im Frühjahr, als du mich jeküßt hast unter den dunklen Linden?“

„Neuen tut mich das Wort und daß ich dich liebjehabt hab'. Ich bin's müd, verstehst du, daß ich, wenn alle Marjellen prunken und prahlen mit ihren Schätzen, mich verhöhnen und verlachen lassen muß wegen deiner. Einen Lumpen heißen dich alle. Darum muß es aus sein zwischen uns.“

„Jda! — Jda! Nein, willst auch du nicht länger zu mir halten?! Auch du nicht?“

„Nein! — Und damit du bejreisst, daß es janz un jar un wirklich aus is: — dem Mathias Dominshy hab' ich mich versprochen, bei den Ulanen in Lyck, damit daß ich auch stolz sein kann auf meinen Schah.“

Er sah sie noch einen Augenblick an mit wildem, irrem Blick, wartend, daß sie das Unfassbare widerriefe. Aber sie stand wie zusammengefroren aus Troß, Verachtung, Abwehr. Da schloß er die Lippen, die sich lautlos, zitternd bewegt hatten, wandte sich ohne ein Wort, schwang sich über den Zaun und tat ein paar Schritte auf dem Wiesenweg hinter den Gärten, unsicher, benommen. Er hatte die Jda sehr lieb gehabt. Ihre Absage schmerzte ihn tiefer als alles, was ihm bisher widerfahren war.

Da kamen zwei Bursche ihm auf dem Pfad entgegen, zwei lustige Vögel, die arbeitslos ihrer Einberufung zum Heer entgegenharrten wie er. Und er biß die Zähne zusammen und richtete den Kopf hoch auf. Wenn sie alle ihn aufs Herz traten, er wollte nicht zeigen, daß es blutete. Er lachte der Welt, die ihn verachtete, in die Zähne. In der Tasche fühlte er noch ein paar Mark von seinem Lohne. Er hatte sie seiner Mutter bringen wollen. Aber

nun sollte die Mutter sie nicht haben. Pießen sie ihn alle einen Lumpen, ei nun, so konnte er ein Lump sein! Er rief die Burschen an.

„Kommt zum Wirt. Ich hab' Geld. Ich zahl' euch die Zechen.“

Die zwei ließen sich nicht lange bitten. Und von denen, die noch immer angstvoll lauernd auf der Straße standen, brachten bald einige Mutter Schlabig die Kunde: „Gur Paul, der Laugenichts, der Lump! stht in der Schenke beim Kartenspiel und läßt sein Letztes draufgehen.“

Aber die entrüstete Frau und die teilnehmenden Nachbarn behielten nicht Zeit, ihre Empörung in Worte zu kleiden, denn über die Brücke nach Osten kam in der einbrechenden Abenddämmerung eilig laufend ein Mann, winkte mit beiden Armen und schrie leuchend:

„Rettet euch! Die Kosaken!“

Sie stürzten ihm entgegen, sie fragten durcheinander, alle in Todesangst.

Er stotterte, er rang nach Luft. „Ja, ja! Die Kosaken! Die Russen!“ Zwei Stunden von hier waren sie noch beim Plündern, beim Sengen gewesen. Sahen die Leute nicht die feurige Lohne hinter dem Walde? Nun kamen sie hierher, eilends! eilends! Er war vorausgelaufen zu warnen. Und sie sollten auch rennen. Um das Leben! Nur um das Leben! Mehr als das nackte Leben würde niemand retten — viele vielleicht auch nicht einmal das. Er hatte Dinge gesehen —! Er hielt sich nicht damit auf, sie zu erzählen. Aber sein Entsetzen redete. — Zur Station! Zum Zug! Man würde sie mitnehmen. Es war die einzige Rettung. Er rannte weiter, nach Westen.

Ein Wehgeschrei erhob sich, wälzte sich die lange Waffe hinunter, hallte bis in die Wirtsstube, in der die drei Burschen saßen, die drei allein. Sie warfen die Karten hin, sie ließen die Krüge stehen. Sie mengten sich in den

Knduel der Verzweifelnden. Eltern suchten ihre Kinder, vor Entsetzen irre Weiber rissen Bettstücke aus den Betten, oder wertlose Bilder von den Wänden, packten Kisten voll Hausrat, viel zu schwer, um sie tragen zu können.

Da kam schon ein zweiter in wilden Sätzen über die Brücke gestürzt.

„Sie kommen! Dicht hinter mir kommen sie! Verbergt mich! Verbergt euch! Im Sumpf, im Wald! Sie lassen nichts heil! Sie lassen niemand lebendig! Fort!“

In diesem Augenblick fühlte der Vorsteher, der eben den Sparstrumpf sich um den Leib band, seine Schulter berührt. Paul Schlabitz stand vor ihm, ein neuer Mensch, wie gewachsen, schlank und rank, mit blitzenden Augen.

„Laßt anspannen, Vorsteher! So viele Pferde noch im Ort sind. Frauen und Kinder und Geld auf die Wagen! Das Vieh heraus aus den Ställen! Und fort zur Station!“

Der Vorsteher dachte in seiner Not nicht daran, daß Paul Schlabitz, der Lump, diese verständigen Worte sprach.

„Uns bleibt ja nicht Zeit,“ antwortete er ratlos und deutete nach Osten. Kaum wahrnehmbar in der grauen Abenddämmerung froch jenseits des Sumpfs am Waldestrand schon die Schlange der Reitertruppe heran.

„Zwei Stunden Zeit, Vorsteher — wenn nur die Brücke weg ist, wenn sie um den See herum müssen. Zur Bahnstation ist's nur eine Stunde.“

„Die Brücke weg?“

„Ich mache das. Der Karl, der Heinrich schleppen schon Stroh und Holz. In zehn Minuten brennt sie. Ich säge auch die Stüßbalken durch. Ich bleibe und schüre das Feuer. Sorgt für Mutter und das Mariechen!“

Der Vorsteher begriff: was Paul Schlabitz plante, war die einzige Rettungsmöglichkeit.

„Wirst du's auch durchführen?“ rief er dem davoneilenden Burschen nach. Da wandte sich Paul im Lauf. „Bis heut hab' ich mit dem Leben gespielt, Vorsteher. Aber — ich bin kein Lump! Sagt das denen im Dorf. Über die Brücke kommt euch keiner nach.“

In weiten Sprüngen flog er zum Ufer. Der Vorsteher rief in den vor Furcht tollen Menschenwirbel:

„Anspannen! Frauen und Kinder auf die Wagen! Zur Bahnstation! Paul Schlabitz verbrennt die Brücke hinter uns.“

Die neu aufflammende Hoffnung brachte Ordnung in das planlose Hasten. In wenigen Augenblicken standen die Wagen bespannt, war das Vieh losgekettet. Die noch Stücke Hausrat zusammenklauben wollten, wurden von den anderen mitgerissen. Wahrlich, da lohten schon die Flammen hoch auf der Brücke. Gott war gnädig! Man würde dem entsetzlichen Tode entinnen.

Aber Mutter Schlabitz rannte von den bereitstehenden Wagen zurück zum Ufer. Sie hatte sich in Verwünschungen gegen den ungeratenen Sohn heiser geschrien. Nun faßte sie flehend seinen Arm. „Komm mit uns, Paulchen, Jungchen! Du bist so jung auf dieser Erde. Ist denn da keiner, keiner außer dir, für solch ein schweres Werk?! Und sieh, dein Feuerchen brennt ja! Das Brückchen brennt! So komm mit Mutter.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich muß das Feuer in Brand halten. Die Stüßbalken müssen weg! Fort, Mutter, fort! Sollen die Kosaken unser Mariechen aufspießen?!“

Da rannte die Frau schluchzend zurück.

Der Vorsteher brachte seine Büchse und ein paar Schachteln Patronen. „Tamt, daß du nich ganz wehrlos bist, Junge!“

Paul Schlabitz hielt nicht ein im eifrigen Auf- und Niederziehen der Säge. „Schönen Dank, Vorsteher. Willig sollen sie mich nicht kaufen! — Macht's gut, alle!“

„Du auch, Jungchen!“ Dem Vorsteher standen Tränen in den Augen. Er wußte: der blieb zurück auf verlorenem Posten. Aber einer mußte es machen für alle. Er selbst stellte sich an die Spitze der Flüchtenden. Die sicher hinwegzubringen zur Eisenbahn, das war seine Aufgabe.

Als der Zug der Flüchtlinge eben den Ort auf der Landstraße nach Westen zu verließ, bogen von Osten her die ersten Reiter auf die Brücke ein. Sie heulten auf beim Anblick der brennenden Brücke, der flüchtenden Beute. Einen kurzen Aufenthalt gab es. Ein Reiter stürmte zurück. Der Anführer erschien. Plötzlich spornten die Vordersten ihre Pferde. Die Brücke war lang. Falls sie früh genug kamen, gelang es vielleicht noch, das Feuer zu löschen, den Übergang zu erzwingen.

Jetzt nahen die Ersten dem Feuer. Mit ihren Lanzen versuchten sie die brennenden Scheite auseinander zu reißen, in den See zu schleudern.

Paff! Ein leiser Knall. Der Erste stürzte. Noch ein Knall. Der Zweite fiel. Gedeckt vom Brückenkopf stand Paul Schlabitz und lud des Vorstehers Büchse neu.

Die Nächsten kamen herangebraust ohne abzusteigen. Paff! In die Brust getroffen stürzte das erste Pferd, das zweite über das erste. Ein Knäuel von Pferden und Menschen wälzte sich. Flüche, Geschrei schallten herüber. Und nun galoppierte ein eng gedrängter Haufen heran. Die Brücke dröhnte unter den Hufen. Im Karriere stürmten sie auf das Feuer zu. Aber die angefangen, durchsägten Balken brachen unter der Wucht zusammen. In die Tiefe stürzten Mann und Roß der ersten Reihe, in die Tiefe die zweite, dritte Reihe, die den rasenden Galopp ihrer Pferde nicht schnell genug zügeln konnten. Zugleich mit ihnen versank das hochflammende Feuer, erlosch zischend. Nur am Rand tauchten noch dünne Flämmchen, zeigten die breit klaffende schwarze Lücke in der Brücke — die rettende Lücke. Über sie reichte keines Rosses Sprung. Sie ließ sich auch in Stunden nicht ausfüllen. Denn drüben gab's nur Sumpf und hohen Föhrenwald. Diesseits aber stand im letzten Flammenzüngeln noch erkennbar ein Mensch, ein Schatten — Paul Schlabitz. Zwei Sekunden stand er. Im Reiterhaufen blinkten Pistolensäufe auf. Ein knatternder Geschosshagel segte herüber. Da versank der Schatten auf dem Brückenrand.

Mit wildem Schrei riß Frau Schlabitz, die hoch aufgereckt auf dem Wagen gestanden hatte, das Mariechen an sich. „Für dich! Für mich stirbt er! — Mein Jungchen! Mein liebes Jungchen!“

Der Vorsteher faltete die Hände. „Gott sei seiner Seele gnädig. Schlabitzen, ich nehm' mein Wort zurück. Oft zeigt die Not erst, aus was für Stoff ein Mensch gemacht ist. Euer Sohn war aus Gold. Die Gemeinde, die er gerettet hat, wird ihn nicht vergessen.“

Scharf knallten die Peitschen durch die Lust. Während drüben am Ufer aufgeregte Reitercharen durcheinander wogten, beutelüstern den nächsten Weg zum Einfall in die lockende Siebelung berieten, jagten in raschem Trab die Wagen mit den Flüchtenden auf der Landstraße nach Westen, von wo die Lichter der noch von deutschen Truppen geschützten Bahnstation ihnen rettend entgegenleuchteten.

Auf dem letzten Wagen saß eine junge Dirne, das tränenüberströmte Gesicht in der Schürze vergraben.

„Paul! Paul! — Wenn du mich hören möchtest! Auf nichts in der Welt bin ich ja so stolz, als daß du mich liebhabst hast!“

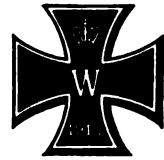
Der, dem die Klage galt, lag auf den Brückenbohlen, der Walfstatt, die er mit seinem Blut erobert hatte, ein Siegerlächeln auf den blassen Lippen. Er hatte seinen Platz in der Welt gefunden, einen Platz unter den Feldern, die glorreich fallen für ihre Heimat und ihr Vaterland.



Ein deutsches Kriegergrab in den Weinbergen der Champagne. Phot. Aug. Rupp.



## Von Tausenden eine . . .



Mein Sohn gefallen! – noch fall' ich's kaum,  
Ich starr' auf das Blatt, als wär' ich im Traum:

Mein lieber Junge, mein froher Gesell,  
Seine blauen Augen lachten so hell.

Er sah mich an so voll Stolz und Glück:  
„Sei tapfer, Mutter, ich komm' ja zurück!

Wie lange kann's währen? Vielleicht ein Jahr,  
Dann kehren wir heim, eine siegreiche Schar.

Dann hab' ich den goldnen Lorbeer gepflückt,  
Die Bruft mit dem Kreuze von Eisen ge-  
schmückt.

Dann darf kein Feind mehr die Heimat be-  
drohn,  
Das Vaterland, Mutter, braucht deinen Sohn!

Von Tausenden eine – gib dich zur Ruh,  
Viel tausend Mütter leiden wie du.

Millionen Söhne trieb es hinaus,  
Sunderte bluten und löschten aus – –“

Mein lieber Junge, mein froher Gesell,  
Deine blauen Augen lachten so hell!

Nun sind sie geschlossen, die Lippen erstarrt,  
Du selbst bist in fremder Erde verstickt.

Das Kreuz von Eisen, wie du's gewußt  
Und brennend gewünscht, auf durchschossener  
Bruft.

Wie sprichst du? – „Sei tapfer und weine  
nicht mehr,  
Von Tausenden eine – ein Tropfen im Meer.“

Gertrud Triepel.



2 Auf dem Feld der Ehre gefallen: Offiziers- und Massengräber bei Lagarde in Lothringen, dem Schauplatz der Kämpfe am 11. August. 2

## Der Heldentod.

Gedanken und Tatsachen. Von Theodor Kappstein.

In dem preußischen Soldatendrama von Heinrich v. Kleist „Der Prinz von Homburg“ hat der Hellscherblick des Dichters in die Seele des Helden geschaut. Man kann den Inhalt dieses während unseres deutschen Weltkrieges 1914 wieder hoch zu Ehren kommenden Bühnenwerkes in den Satz zusammenfassen: Der Todesverächter reißt in harter Schule des Schicksals zum Todesüberwinder. In der Mitte zwischen jenem Ausgangspunkt und diesem Zielpunkt steht sein offenes Grab.

Damit ist das Problem des Heldentodes gestellt. Es gibt einen Grad von Ausgefülltsein mit dem Leben, mit brausender Gegenwart, mit der Verteidigung der lieben Heimat, damit der fernen oder nahen Angehörigen im Schutz ihres Hauses, Herdes, unangestasteten Da-seins, mit dem Eisenwall fürs Vaterland im Existenzkampf gegen Neider und Beutejäger — daß darüber der Tod zu einem ohnmächtigen Nichts einschrumpft. Das Leben saugt dem Tode das Blut aus den Adern, wenn man paradox so sagen darf; oder: das Leben packt den Tod mit nerviger Faust und schüttelt ihn, daß ihm alle Knochen knacken, daß das bleiche Gerippe zu einem Häufchen Unglück zusammenfällt. Der Heldentod bekundet sich als Nichtbeachtung des Todes, als seine Geringschätzung oder spöttisch-mitleidige Verachtung. Man hat Besseres zu tun; nebenbei stirbt man auch noch, doch was will das besagen gegenüber dem hereinflutenden Leben, dessen Licht alles überglänzt?!

Der Held stirbt nicht einsam, die Kameraden sind um ihn. Gemeinsam stürmen sie an, die Fahne weht ihnen voran, das Feldgeschrei und der Trommelwirbel tragen sie wie Adlerflügel — so stoßen sie auf die gesicherte Beute. Fällt einer rechts und ein anderer links inmitten der Reihe, so ist solch Tod eingehüllt in Leben. Der Blitz trifft die Eiche im Sturmesstosen, daß den Wald durchbrüllt; stumm sinkt der gespaltene Stamm nach halb verwundertem

Auffstöhnen zu Boden und wühlt den schweren Leib in die aufgerissene Erde ein. Die Waldkameraden schließen die Kronen über dem Mitkämpfer um so dichter; sie schirmen den Waldbestand, bis das Gewitter die Luft gereinigt hat und das dunkle Gewölk der verjüngt leuchtenden Sonne die Strahlenbahn wiederum freigibt.

Unter diesem zwiefachen Gesichtspunkt erscheint der Heldentod als Fülle des Lebens und als Weihe der Gemeinschaft — als Todesüberlegenheit. Man stirbt, doch man kommt nicht um; man geht von dannen, doch man geht nicht unter: Abiit, non obiit.

Karl v. Clausewitz, der Klassiker unter den Militärschriftstellern vor Moltke, sagt in seinem hinterlassenen Werke vom Kriege (1832): „Fragen wir uns, welche Art von Verstand dem kriegerischen Genies am nächsten angehört, so wird uns sowohl der Blick auf den Gegenstand als auf die Erfassung sagen, daß es mehr die präzeden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe sind,



Das Grab des tapferen Kommandanten des französischen Forts Les Angelles an der belgischen Grenze. Das Grabkreuz wurde dem Kommandanten, der sich erschoss, weil er den Fall des Forts nicht überleben wollte, von deutschen Landwehrruppen errichtet; es trägt folgende Inschrift: „Hier ruht der tapfere Kommandant. Er vermochte den Fall der ihm anvertrauten Feste nicht zu überleben. R. J. P. Mit diesem Holzkreuz schlicht ehrt auch der deutsche Soldat den Held der Pflicht. 2. Landw. Komp. VIII. A.-R. September 1914.“ So ehren die „deutschen Barbaren“ ihre gefallenen Feinde.



Am Grab eines auf dem Feld der Ehre gefallenen deutschen Leutnants: General v. Steuben erweist dem gefallenen Kameraden die letzte Ehre.



Deutsche Soldaten besuchen am Allerheiligentag die Gräber ihrer Kameraden auf dem Friedhof von Chaillon. Phot. verpst. Verlagsbureau.

□ □ □ Deutsche Heldengräber in Feindesland. □ □ □



denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen möchten.“ Der kriegerische Genius gestaltet den Kriegshelden mit seinem Mut gegen die persönliche Gefahr und dem Mut gegen die äußere und innere Verantwortlichkeit. Der Krieg und die Ungewißheit, der Krieg und der Zufall sind Brüder, wie der Krieg und der Tod. Die Götter des Krieges sind daher der Blick für den entscheidenden Moment und die Entschlossenheit, ihn zu nutzen. Der Genius des Krieges spürt, schaut, wittert, was sein wird und was sein muß, ehe der Durchschnitt der Mannschaft etwas davon ahnt. Der durchdringende militärische Verstand gesellt sich der Geistesgegenwart als der Nähe und Schnelligkeit der notwendigen Hilfe. Sonst ist die Energie des Handelns wie die Energie des Zuwartens und Schweigens unterbunden. Jeder Kriegsheld ist mit Kleists General Rottwitz davon durchdrungen: „Und sprächst du: ‚Rottwitz, du hast den Kopf verwirrt, so spräch‘ ich: ‚Das wußt‘ ich, Herr, da nimm ihn hin, hier ist er. Als mich ein Eid an deine Krone band mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus.‘“ Und jeder Held denkt sich mit unserem heroischen Gouverneur von Riantschou, den das Räubervolk von Japan umstellte, unter seiner „Pflichterfüllung bis aufs äußerste“ die Bezahlung des eigenen Kopfes in der Treue fürs Vaterland mit zehnfachem feindlichen Entgelt.

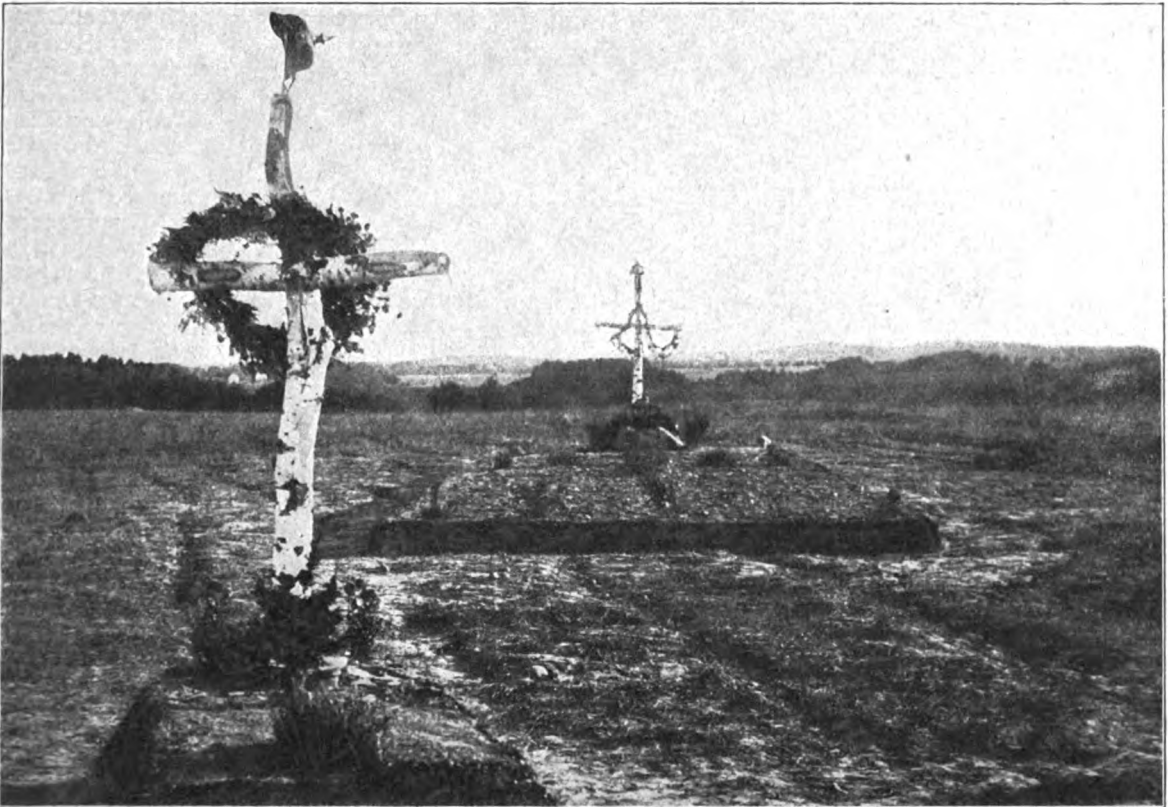
In jeder Sekunde stirbt auf unserer Erde ein Mensch, in jeder Stunde sterben rund 3500 Menschen, an jedem Tage 84000, in jedem Monat rund 2½ Millionen, das Jahr hindurch 30 Millionen. Das ist sozusagen der Friedensstand der Dinge. Jeder Krieg erweitert diesen Etat gewaltig. Das Ungewöhnliche des Todes in der Schlacht und durch den Krieg ist jedoch der jähe Abbruch des Daseins in den Jahren strahlender Manneskraft, während sonst die Natur ihr Werk im Alter mählich

abbaut, oder eine akute Krankheit und die Katastrophe eines Unfalls oder Überfalls als Ausnahmeerscheinung den Lebensprozeß abbricht. Halten wir uns aber gegenwärtig, daß den Toten auf den Schlachtfeldern das Mehrfache ihrer Ziffer in solchen Verwundeten daheim nachfolgt, die unmittelbar und mittelbar den Verletzungen und Strapazen des Feldzuges erliegen, oft erst nach Jahren elenden Siechtums. Diese Menschen alle genießen nicht das rauhe Glück des süßen Heldentodes, ausgefüllt vom Leben und gedeckt von der Gemeinsamkeit ihrer Mitstreiter — sie gehen hindurch durch die Enge, Dürftigkeit und Nüchternheit des Sterbens, das sie schrittweise auf sich jutappen hören. „Neapel sehen und sterben“, davon schwärmen verjüchte Italiener, und romantische deutsche Reisende flöten es ihnen nach; den Sieg der eigenen Waffen rauschen hören, das Vaterland siegen sehen und sterben — es ist das zweithöchste Glück nach dem reinen Glück: es siegen sehen und leben! Doch nicht jedem wird es zuteil; neben der Poesie des Heldentodes steht ernst und ehern schweigend die Prosa des Heldentodes.

Der Heldentod kann furchtbare Formen annehmen, Schrecken und Greuel sind die Hochzeitbitter der Todesbraut für ihren Erlorenen. Ich lasse, da die Geschichte des Weltkrieges 1914 noch nicht vorliegt und die schon veröffentlichten zufälligen Stimmungsskizzen bekannt sind, den Kompagniechef George Julius Hauch v. Benzen sprechen, der nach der Schlacht bei Schleswig an seine Eltern schrieb: „Das Bataillon, in dem ich stehe, gehört mit zur Avantgarde, so mußten wir sofort vorwärts, den Preußen entgegen. Der Vormarsch ging über ein fast grundloses Moor, wo wir auf den passierbaren Stellen zuweilen bis zum Nabel einsanken. Hierauf mußten wir in höchster Eile die ungeheuren Wälle und Hügel beim Dannevirke besteigen, so daß wir, als wir endlich den Ramm erreichten, so ermattet und durchnäßt waren, daß es gerade nicht



☉ Auf dem Feld der Ehre gefallen: Ein Massengrab in Kurzweiler, in dem 16 Deutsche und 43 Franzosen ruhen. Phot. G. B. Schreiber. ☉



Die Befreier Ostpreußens: Deutsche Kriegergräber auf dem Schlachtfeld von Tannenberg, wo in den letzten Tagen des August die russische Narewarmee vernichtend geschlagen wurde. Ein Feldpostbrief entwirft folgendes Stimmungsbild von den dortigen Gräbern: „Hohe Kreuze aus Birkenstämmen, von verdorrten Feldblumengewinden umweht, ragen empor. Weiß stehen die Stämme vor dem dunkelschweren Himmel und dem schon halb nächtlichen Wald drüben am See. Zwei Gräber liegen hier — ein großes, langes Massengrab, davor der kleinere Hügel eines höheren Offiziers. Beide sind mit Liebe und Sorgfalt geformt und mit jungen Kiefern, Heidekraut und Wacholderbüschchen seltsam ergreifend geschmückt. 99 Kameraden steht schlicht an dem Querholz des einen; auf dem Grabe des Offiziers ruht sein Helm. Der Wind raschelt in den weissen Gewinden, von den tief ziehenden Wolken fällt seines Geriesel; eine ungeheure Verlassenheit liegt über der schweren, dunklen, einsamen Landschaft. Wir empfinden das dunkle Grauen des Krieges — und zugleich seine tiefenhafte Größe.“

die vorteilhaftesten Umstände waren, unter denen unsere Geschütze weiterrücken und dem Feinde die ersten Kugeln entgegenschenden konnten . . . wir mußten uns über daselbe furchtbare Moor zurückziehen, über das wir vorgedrückt waren, und verloren dadurch viele Leute, die es aus Mattigkeit nicht passieren konnten, und viele ertranken. Leute, die bis zu den Armen im Moore steckten und nicht weiter kommen konnten, wurden von anderen als Stütze gebraucht, auf die sie traten, so daß diese mit Saß und Pack unterlanten, ohne irgendeine sichtbare Spur ihres Daseins zu hinterlassen.“ Sich als Pfeiler einzurammen in den Moorgrund, wie um einen Pfahlbau zu fundamentieren: das ist Heldentod in heroisch-antiker Größe! Die 300 Spartaner im Engpaß von Thermopylae fallen, „wie das Gesetz es befahl“, ebenso die Helden von Tjingtau.

Napoleons namhafter Militärarzt Larrey beschreibt medizinisch den Rückzug der geschlagenen Franzosen aus Rußland mit den erschütternden Worten: „Wir waren alle in dem Grabe niedergeschlagen und abgestumpft, daß wir kaum einander mehr kannten, wir marschierten in grabestütem Schweigen. Die Sehkraft war so geschwächt, daß man nur mit Mühe die Richtung, und die Muskelkraft so schwach, daß man kaum das Gleichgewicht halten konnte. Dgleich ich einer der Kräftigsten war, konnte ich nur mit Mühe Wilna erreichen. Hier war es aus mit meinen Kräften und meinem Mut. Ich war dem Umfallen nahe, um mich nicht mehr zu erheben, wie ich es von so vielen anderen Unglücklichen gesehen hatte, die vor meinen Augen gestorben waren. Der Weg nach Wilna war mit Leichen bedeckt. Bevor diese Unglück-

lichen starben, sah man ihr Gesicht blaß werden und einen idiotischen Ausdruck bekommen; sie konnten kaum sprechen, ihre Sehkraft war geschwächt, einige waren sogar ganz blind. Etliche marschierten trotz dieses Zustandes dennoch eine Zeitlang mit, auf ihre Kameraden oder Freunde gestützt; sie wurden immer erschöpfter, schwankten auf ihren Beinen wie Betrunkene, zuletzt fielen sie um, und man merkte an bestimmten Zeichen, daß sie tot waren. Andere wurden von einem qualvollen Schlafheitszustande überfallen, dann stumpfsinnig, bewußtlos, und in wenigen Augenblicken hatten sie ihr trauriges Dasein beendet.“ Das ist kein Heldentod. Doch ist's herzschmerzlicher Heldentod, mit dem 1896 unser Kanonenboot „Jltis“ bei der Schantungshalbinsel dem Taifun erlag, als Kommandant und Besatzung mit einem Hurta auf Kaiser und Reich in die Wogen sanken.

. . . Und mitten durch der Stürme Tosen  
Und durch der Wogen weißes Heer  
Tont aus den Kehlen der Matrosen  
Ein letztes Grüßen übers Meer,  
So kräftig, wie in frohen Tagen  
Es einst daheim beim Becher klang.  
Ein Rud — ein Sturz — die Wellen schlugen  
Zusammen über Schiff und Sang —  
Wir sahn euch nicht für immer scheiden,  
Wir senkten euch nicht still hinab,  
Der Schatten deutscher Trauerweiden  
Fällt nicht auf euer Heldengrab.  
Kann Liebe nicht zum Grabe wallen,  
Als letzten Gruß den Kranz zu weihn,  
So soll ein Held, im Kampf gefallen,  
Im Herzen uns unsterblich sein.



Der Kirchhof von Saarburg. Auf Saarburgs Kirchhof ruhen in langen Reihen nebeneinander gebettet Hunderte von Deutschen und Franzosen, die zum Teil ihren Heldentod auf Saarburgs Schlachtfeld starben, zum Teil ihren schmerzlichen Bunden in den Lazaretten erlagen. Mit Blumen und Kränzen waren am Allerheiligentag die Gräber geschmückt, und ernste Menschen pilgerten zu der Stätte, wo so viele Tapfere fern von der Heimat ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Als Schlachtenheld vor anderen gilt in der Weltgeschichte der Schwedenkönig Gustav Adolf. Wie starb er 1632 bei Lützen? Jeder Gefahr sich preisgebend, antwortete er seiner ihn warnenden Umgebung: „Könige sterben selten in der Schlacht oder bei Belagerungen.“ Eine Musketenkugel traf ihn in den Hals und blieb

Der Heldentod, dessen Prosa wir würdigten, kann auch Poesie sein. Aus einem älteren Kriege (gegen Preußen) hören wir: „Ich kam durch einen Irrtum mit meiner Batterie ganz nach vorn. Plötzlich fuhren Kugeln und Granaten mitten unter uns, ich dachte: der Teufel soll alles holen, und war nicht sehr froh. Doch mit einem



Das Grab einer Kraftfahrerkolonie bei le Pavé in Frankreich. Eine deutsche Kraftwagenkolonne wurde an dieser Stelle von einer im Walde versteckt liegenden feindlichen Kabfahrercompagnie überfallen. Den bei der heldenmütigen Verteidigung der Wagen gefallenen Deutschen wurde von den nachkommenden Kameraden ein Grab bereitet, das mit den Überresten der zerstörten Autos umgeben wurde.

zwischen den Schultern stecken; der Arm wurde so erschüttert, daß der König glaubte, eine Kanonenkugel habe ihn weggerissen, das Blut quoll ihm aus Nase und Mund. Man bat ihn, sein für Reich und Volk kostbares Leben zu schonen; er meinte, nicht so unentbehrlich zu sein, im Vertrauen auf Gott, der Schweden nicht vergessen und ihm nach seinem Tode einen anderen Verteidiger geben werde. Er spornte die Soldaten an, bis er nicht mehr konnte, dann äußerte er leise auf französisch zum Herzog von Lauenburg: „Ich habe wohl genug bekommen.“ Ein letzter Schuß warf den Helden sterbend vom Pferde.

Male ergriff ich mit jeder Hand einige Pferde, zog sie mit mir hinaus und kam im Augenblick zum Schuß. Und dann ging alles von selbst. Eine Kanonenkugel tötete einen Mann neben mir auf meinem rechten Flügel; einen Augenblick darauf riß eine andere Kugel einem den Arm weg, der mir gerade ins Gesicht flog, das war nicht angenehm. Alles geht Schlag auf Schlag; bald richtet man eine Kanone, bald das Fernglas vor, dann soll man Munition schaffen oder den Verwundeten und Toten aus dem Feuer helfen, da hat man keine Zeit an etwas anderes zu denken.“

In der Schlacht bei Fridericia (1849) fragte General Bülow, wie spät es wäre. „Sieben.“ lautete die Antwort. Man hatte von Tagesgrauen an gekämpft und gestegt bis 7 Uhr abends. „Wie,“ rief der General und sah nach der tiefstehenden Sonne, „schon Abend?“ Dem Glücklichen, der ganz ausgefüllt ist von einer hohen Empfindung oder heiligen Aufgabe, schlägt keine Stunde. Im deutsch-französischen Kriege fanden unsere Ärzte nicht wenige Leichen in der Haltung erstarrt vor, die sie noch lebend mit ganz bestimmtem Ziel eingenommen hatten, mit dem Gesichtsausdruck aus dem letzten Augenblick ihres Lebens. Auf der Höhe von Beaumont traf ein Arzt sechs Franzosen, eine Granate hatte sie zerrissen; ihr Gesicht zeigte ein frohes Lachen — die Schädeldecke war weg. So schnell trug der Granatsplitter den Heldentod herbei. Bei Sedan stürzte ein Pferd im Augenblick eines Sprunges; die anderen toten Pferde hatten die Beine steif vorgestreckt, dieses lag in Springstellung, die Vorderbeine gekrümmt, die Hinterbeine stark gespannt, obwohl es auch auf die Seite gefallen war, wie seine vierbeinigen Kameraden. Solche Befunde machen gewiß, daß der Tod mit samt der Leichenstarre rasch wie der Blitz den Soldaten antreten kann — der letzte Zeitteil des Lebens und der erste des Todes reichten sich die Bruderhand, zwischen ihnen fiel kein trennender Schatten zur Erde. Ein jugendlicher Held von 18 Jahren, der durchs Herz getroffen war,



Ein Kriegerbegräbnis in Feindesland. Unser Bild zeigt die schlichte Beerdigungsfeier deutscher Infanteristen in Saint Benoit. Die Kameraden haben ein einfaches Holzkreuz geschnitten und Kränze und Sträuße von Feldblumen ans Grab gebracht. Einem Feldpostbrief entnehmen wir folgende stimmungsvolle Schilderung eines solchen Soldatenbegräbnisses: „Wir treten vor die etwa 1,75 m tiefe Grube, die nun die zerlöste Hoffnung von Müttern, Frauen und Bräuten aufnehmen soll, die vielleicht jetzt noch Briefe an ihre Lieblinge schreiben. Es liegt unsäglich Trauriges über unserer einfachen Zeremonie. Die Soldaten legen möglichst sanft und behutiam die Toten ins Grab, einen eng neben den andern, die Hände über die Gesichter. Dann befehlt ein Kamerad: „Welm ab zum Gebet! Und während auf dem Felde unsere schweren Artillerien donnern, werfen wir den toten Kameraden drei Hände voll Erde ins Grab. Der Donner der Haubitzen ist die großartigste Grabmusik, die stille Ergriffenheit der Kameraden die ehrenfste Trauer, die wohl einem Mann unserer Generation und unserer Gegenwart zuteil werden kann . . .“ Phot. Weisiger Pressebureau.

stand aufrecht, als man ihn fand, die Rechte, fest den Säbel umklammernd, hoch über seinem Kopf, das Gesicht blaß, ein Lächeln umspielte die Lippen. Indem er seine Kameraden zum Angriff anfeuerte, segnete ihn der Heldentod.



Wie die „deutschen Barbaren“ ihre Gegner ehren: Besetzung eines im Feldlazarett gestorbenen französischen Offiziers durch deutsche Soldaten. Ein deutscher Feldgeistlicher hält am Grab die Trauerrede. Phot. Gehlert & Girt.

Bei den Griechen erhielten ganze Kriegerscharen, die im Kampfe gefallen waren, schon früh die Ehren eines heroischen Kultus. Perikles sprach es aus von den beim Zug gegen Samos Gebliebenen, sie seien unsterblich geworden wie die Götter, und Demosthenes rief in dessen Grabrede: „Wie sollten wir nicht alle die für glücklich halten, die man billig als Weisiger der Götter der Unterwelt und als des gleichen Ranges betrachtet mit den früheren Helden auf den Inseln der Seligen?“ Der Glaube erwachte, bei Kriegen stünden die Helden aus ihren Gräbern auf, um ihrem Volke zu sekundieren. Die Asche ihrer Gebeine nahm man wohl abergläubisch mit in die Schlacht.

Laut erhalte daselbst Wehklag' und Frohlocken der Helden, Worten und Sterben geschah, und es schwamm vom Blute der Boden. Der Heldenkampf und -tod verbürgt den Ruhm; Hektor denkt an die zukünftig durch den Hellepont Fahrenden, die das Denkmal des von ihm zu Erlegenden sehen und den Ruhm des Siegers erhalten werden. Dem Griechen, der erfolgreich die Troer auspähen würde, wird himmelhoher Ruhm verheißen; auch der Besiegte mehrt den Namen des Siegers. Der Heldenobit ist ein Sang den Künftigen. Doch fehlt daneben nicht die Spottfigur des plautinischen Miles gloriosus, des Bramarbas, der auch bei den griechischen Truppen seinen prahlenden, ausschweifenden, unedlen Kameraden aufwies. Haben doch die Griechen neben ihrer Tapferkeit ebenso stets verstanden, den Sängern als Herold ihres Heroismus hinzustellen, der es uns ausmalt: der schon leidende Held eilt für sein bedrohtes Vaterland in den Kampf und stirbt

mitten im Siege zu Pferde mit dem Wort: Welch schöner Tag!

Im Schlachtgewühl, so pries Tacitus seinem sinkenden Rom die Germanen, gilt als Schande für den Fürsten, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, und als Schande fürs Gefolge, hinter des Fürsten Heldenmut zurückzubleiben. Aber auch der Heerführer war mehr Vorbild als Befehlshaber. Immer auf dem Platz, immer rüstig, immer an der Spitze — so herrschte er durch die Achtung, die er einflößte. Als größte Schande galt das Preisgeben des Schildes, Feigheit und Fahnenflucht ahndeten sie wie Widernatürliches: mit schimpflichem Tode. Ehrlos ward, wer ohne seinen Fürsten vom Schlachtfelde wiederkehrte. Zur Mutter und zur Gattin ging der Krieger mit seinen Wunden; diese zählten und untersuchten sie ohne Zagen. Sie bringen den Ihren Nahrung und Zuspruch ins Gefecht. Fällt der Held auf der Walfstatt, so geleiten ihn die Walfürin zu den ergiebigen Freuden nach Walfhall.

Die Seele des Todes ist die Furcht vor dem Tode. Denn der Tod selber ist nur eine neue Form von Leben, er stellt uns auf die andere Seite des Lebens. Der Heldenobit ist die Todesverachtung und Todesüberwindung durch die Verachtung und Überwindung der Todesangst. Liebe das Leben, lebe deine Liebe — zum Vaterlande, zur Freiheit, zur Hilfe und zum Dienst, zu Wissenschaft, Kunst oder irgendeinem Ideal —, so wirst du den Tod töten, indem die vollendete Liebe die Furcht austreibt. Jeder Heldenobit ist die Krönung eines wahrhaft freien Lebens. ☉

## Deutsche Gedächtnisfeier für gefallene Helden in Montmédy.

### Aus einem Feldpostbrief.

Sonntag ist's, Allerheiligen, wolkenloser Abendhimmel breitet sich über die Landschaft, nur in der Richtung Verdun am Horizont ziehen sich matte Wolkenstreifen am immer mehr sich verdunkelnden Firmament. In endloser Zahl lenten Militärpersonen aller Grade und Gattungen, Ärzte und Sanitäter ihre Schritte nach dem vor der Stadt gelegenen Friedhof. An der gesprengten Brücke, die durch eine Holzbrücke ersetzt ist, staut sich die Menge etwas, doch bald bin ich am Tor des Friedhofes. Dort sehe ich auch viele einheimische Franzosen, die scheinbar mit Interesse der erhabenen Feier beiwohnen, die hier abgehalten wird. Auffallend ist es mir, daß keines der privaten Gräber mit Lichtern geschmückt ist.

Im Lichterglanz, umsäumt von Tausenden deutscher Militärpersonen, Schwestern, Sanitätern, Eisenbahnern und Postbeamten, liegt das große Massengrab. Über und über mit Grün und Herbstzweigen geschmückt, ruhen hier in fremder Erde ungefähr 475 Helden. Beide Enden des Hügelns sind durch je eine Tanne flankiert, in denen elektrische Lichter brennen, während das 25 m lange Grab durch unzählige Kerzen und Dunkellampen beleuchtet ist. Die Mitte schmückt ein großes, schlichtes, mit Grün umwundenes Birkenkreuz, zu dessen Seiten zwei große eiserne Kreuze dargestellt sind. Dieses Bild, vom Mondschein magisch beleuchtet, wirkt besonders in dem Rahmen des dunklen bewaldeten Höhenzuges, der sich unweit des Kirchhofes ausbreitet und weiter rechts durch die Schattensilder der in scharfen Linien sich vom Abendhimmel abhebenden hochgelegenen Festungswerke und Türme von

Ober-Montmédy. Ein erhebendes Bild, würdig von Künstlerhand verewigt zu werden. Doch noch erhabener ist die Feier selbst. Sie ist nicht katholisch, nicht evangelisch, sondern beides und urdeutsch. Deutsch und tiefgehend dringen auch die ergreifenden Worte eines evangelischen Geistlichen in schlichter Sanitätsmanns-Uniform und die des katholischen Geistlichen an das Ohr der sichtlich ergriffenen Menge. Lautlose Stille während der Gedächtnisreden, nur dumpfer schwerer Kanonendonner von Verdun her, summt ein herzergreifendes Grablied. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren: Wie viele deutsche Jünglinge und Männer werden auch heute wieder Frankreichs Erde mit ihrem Blute tränken, wie viele liegen wohl sterbend, nach einem Wort oder Blick von Vater und Mutter, Weib und Kind sich sehnd, in dieser Abendstunde auf dem Felde der Ehre. Eigentümliche, nicht wiederzugebende Stimmung packte die andächtig Laufschenden, und ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir, wie wohl allen, die diese Feier miterlebten, Tränen über die Wangen rollten. Auch hier bei den Toten die gewaltige Schlachtenstimme der Feuerschlünde, es ist dies so fremd, so erschütternd. Ein von LandsturMLEUTEN eines württembergischen Landsturmbataillons zusammengesetzter Gesangschor sowie ein Chor von Sanitätern brachten die bekannten Grablieder „Wie sie so sanft ruhn alle die Seligen“ und „Es ist vollbracht“ wundervoll zu Gehör. Diese Feier zum Gedächtnis deutscher Helden in Feindesland war ein Beweis dafür, daß sie unvergessen bleiben, die ihr Blut und Leben dem Vaterland geopfert haben.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mauer in Leipzig.

Zeit. Österreich-Ungarn Herausgeber: Friele & Vogl, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. C. Friele, Wien I, Bräunerstraße 3.

Copyright 19. November 1914 by Philipp Reclam jun., Leipzig.

Leare stubfore No. 9.



„Der Kaiser, hurra!“ Ein Besuch in der Gefechtslinie. Nach einer Zeichnung von Walter Syrtis.

# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Das alles stand vor Maruschka, schien ihr fast sicher zu sein, denn sie fühlte es wohl heraus, daß er Interesse für sie gewonnen hatte, daß er warm geworden war. Und es hätte ja auch seltsam zugehen müssen, wenn das nicht der Fall gewesen wäre. Sie war sich ihrer Vorzüge wohl bewußt, und was die nicht allein vollbrachten, nun, das würde ihre Koketterie vollenden. Nur eines fürchtete sie noch — von der wachsamem, preußischen Grenzpolizei im letzten Augenblick erwischt zu werden. Dr. Baranek hatte ihr die Gefahr des Grenzübergangs in den grellsten Farben ausgemalt, und manches bange Stündchen kam über sie, in dem sie sich ausmalte, wie sie vor dem Forum eines deutschen Gerichts stände und zu vieljährigem Gefängnis verurteilt würde, so daß sie vielleicht gar erst als alte Frau seine Mauern verlassen würde, ein schlechter Lohn für alle das aufgewandte Raffinement, mit dem sie sich in Mainz einen genauen Plan der Festungsanlagen verschafft hatte. Er würde Sorge tragen, daß sie dafür von Frankreich das Kreuz der Ehrenlegion erhalte, hatte ihr der Baseler Vertrauensmann zu wissen getan, aber sie hatte davon bis jetzt noch nichts gesehen und nur diese furchtbare, nervenzerrüttende Sorge um ihre Freiheit geerntet. Sie machte, immer auf der Geschichte von dem in der Markose gebliebenen Kaspar Butterweck fußend, ihrem Begleiter kein Hehl aus ihrer Angst. Er schlug ihr vor, Eydtkuhnen mit seinem lebhaften Grenzverkehr zu meiden und sich zu Schiff nach Rußland zu begeben, doch sie liebte das Wasser und den Schiffsteergeruch nicht und fürchtete sich vor der Seekrankheit. Da schlug sie im letzten Augenblick, als sie schon in der Bahnhofshalle standen, vor, den Übergang an einem entlegenen Ort zu suchen, wo die Kontrolle weniger scharf sei. Statt in Wirballen den heimischen Boden zu begrüßen, könne man es vielleicht in dem Badeörtchen Polangen, nördlich von Memel, tun. Er zeigte sich sehr mit diesem Vorschlag einverstanden. „Auf die Art können wir doch noch einen oder zwei Tage länger dies allerliebste Beieinandersein genießen,“ sagte er. Und sie blickte ihn herausfordernd an und flüsterte:

„Es macht mich glücklich, mein Freund, daß Sie meiner nicht überdrüssig werden.“

„Überdrüssig, Maruschka?“ entgegnete er mit leichter Erregung. „Sie haben so etwas an sich, daß Sie mir von Tag zu Tag immer begehrenswerter macht.“

12.

So fuhren sie dann nach Memel und mit der Kleinbahn nach Deutsch-Krottingen. In einem mäßigen, mit zwei der leichten litauischen Pferde bespannten Wagen ging's durch das flache Land auf Nimmerfatt zu, vorbei an dunkeln, von Weiden umstandenen Lümpeln, Merkzeichen einer einstigen Vergletscherung des Landes, und an den niedern Bauernhütten, denen oft noch der Schornstein mangelte, und aus denen sich der Herdrauch seinen Weg aus einem Loch im Siebel suchte. Der Kutscher meinte, mancher der Bauern, die da in diesen dürftigen Wohnstätten haupsten, wüßte nicht, wie reich er sei.

„Was würden die wohl sagen, wenn sie meine Arbeiterhäuschen in Samaf vorgeführt kriegten,“ sagte Kurt mit einigem Stolz.

Schließlich gelangten sie auf die wohlgehaltene, feste Kreischauffee, die von Memel aus zur Grenze führt, und grüßten das zwischen den Kiefern der Innendünen durchlugende Meer, das, in der Ferne tiefdunkel, in der Nähe des flachen, sandigen Strandes eine wunderbare Smaragdfarbe annahm. Dann raselten sie durch Deutschlands nördlichstes Dorf Nimmerfatt, hörten aus den offenen Fenstern eines sehr schlichten Schulhauses den litauischen, trotz der hellen Kinderstimmen ziemlich ungefüge klingenden Gesang der Schuljugend und machten eine Erfrischungspause in dem gut gehaltenen Gasthof zum Kurhause. Herr Kreowsky, der Wirt, bediente sie selber. Er erwieß sich, trotz seines slawischen Namens, auf dieser äußersten Warte Germaniens als ein rechter deutscher Kulturpionier.

„Mög's Ihnen wohl bekommen, ehe Sie zu den Russen hinübergehen, Herr,“ sagte er, ein schäumendes Glas Königsberger Bier vor Kurt hinstellend, dann eilte er hinaus, um eine Rotte rotblufiger, russischer Bauern, die neben ihren riesigen, mit kleinen Ponys bespannten Holzfuhrn vor dem Hause herumsehrien, mit dem begehrten Schnaps die stets trockene Gurgel zu nehen.

„So, der frische Trunk hat mir Mut gemacht, Maruschka,“ lachte Kurt. „Jetzt können wir ja den Kampf mit der Grenzpolizei aufnehmen. Wenn's sein muß, trage ich Sie auf meinen Armen ins rettende Zarenreich hinüber.“

Es war ihr doch nicht wohl zumute, und sie wurde ganz still, als sie nun auf der Straße weiterfuhren und den Grenzbarrieren näherkamen. Zwei hohe Steinobelisken, der nächste mit dem deutschen, der



Gefangenenaustausch in Asien. Nach einem Gemälde von Franz Roubaud.

andere mit dem russischen Adler in Bronze geschmückt, standen sich da gegenüber.

„Sie sehen sich ordentlich drohend an,“ meinte Kurt. Maruschka blickte nur scheu nach dem sauberen Häuschen der deutschen Grenzwache zur Linken und dann, als sie neben dem preußischen Grenzstein einen Gendarmen erblickte, kniff sie ihren Begleiter vor Erregung in den Arm und flüsterte:

„Ein Polizist! Wie er mich mustert!“ Aber der Beamte legte nur grüßend die Hand an den Helmrand.

Noch klapperten die Hufe der Pferde auf der harten Chaussee, dann ging es jählings einen breiten, unbefestigten, von Radspuren tief durchwühlten Weg hinein.

„Jetzt sind wir in Rußland,“ sagte Kurt. „Einen jähren Übergang hätte es gar nicht geben können.“

Ein Grenzkosak, der eine mächtige Plempe an einem gelben Lederbandelier trug, kam in seinen hohen Stiefeln auf das Gefährt zu, blickte die Insassen finster an und deutete stumm und herrisch mit dem Daumen nach einer Gruppe aneinandergeklebter, ziemlich verfallener Holzhütten, vor der eine Anzahl gefattelster, ruppiger Kosakenpferde mit hängenden Köpfen stand.

„Warum sagst du nicht, Dobryja utra? Warum wünschst du uns nicht guten Morgen, Sohn einer Sünderin?“ schrie Kurt den Soldaten an und blickte ihm drohend in das wüte Gesicht. Da riß sich der Mann ordentlich zusammen, salutierte, als wenn er vor einem General stünde, und geleitete das Gefährt

nach dem Mittelbau der Hütten, über dem ein Schild mit dem russischen Adler prunkte. Maruschka aber wandte sich gegen die Grenze zurück, machte gegen den dort stehenden, preußischen Gendarmen eine lange Nase und streckte ihm die Zunge heraus.

„Kindskopf,“ mißbilligte Kurt ihr Gebaren. „Na, jetzt sind Sie ja sicher, aber ich will Ihnen nur wünschen, daß Ihnen der Geist des unglücklichen Kaspar Butterweck nicht über die Grenze folgt.“

„Die Kosaken sollen ihn mir mit ihren Najaikas in sein Deutschland zurüctreiben,“ lachte sie.

Die Paßrevision und die Gepäckuntersuchung gingen glatt von statten. Ein Rubel in eine offene Hand sorgte dafür.

„Aber nun im Wagen weiter auf diesem entsetzlichen, ausgefahrenen Wege?“ fragte Kurt. „Ich denke, der Kutscher kann unser Gepäck in den Ort hereinfahren, und wir gehen das halbe Stündchen durch den Wald zu Fuß.“

Sie war ganz damit einverstanden, und bald wanderten sie zur Seite der Straße auf einem sandigen Fußpfad zwischen hohen Kiefernstämmen eines Waldes, in dem Krähenschwärme häßlich herum-schrien, dem Kurort entgegen. Als sie an einem Trupp barfüßiger Bauerndirnen in schlampigen Jacken und hellen Kopftüchern vorbei waren, die ein schwer-mütiges litauisches Lied sangen, das sich mit dem Krächzen der Krähen seltjam vermischte, blieb Maruschka stehen.

„Ach, Sie glauben nicht, wie froh und frei ich mich nun wieder fühle auf dem Boden Rußlands,“



sagte sie aufatmend. „Sie waren mir ein rechter Kavaliere, mein Freund. Ich hätte keinen bessern finden können. Hier, die erste Abschlagszahlung auf Maruschkas Dank.“

Sie warf ihre Arme um seinen Hals, drückte sich fest an ihn und küßte ihn heiß auf den Mund.

„Donnerwetter, Sie Heze!“ rief er, aber ihr Feuer ließ ihn kalt. Es lag tief in seiner Natur, daß er um Frauenneigung werben wollte, daß ihn nur seine, scheue Zurückhaltung dauernd reizen konnte, daß ihn aber frei gebotene Gunst ernüchterte. Jetzt erhob sich nicht weit von ihnen ein wüstes Gebrülle. „Das ist das Geschrei des neidischen Schicksals. Es mag uns die Idylle dieses schönen Spaziergangs nicht gönnen,“ sagte er. Da bogen zwei Kosaken, zu Fuß daherkommend, um eine Waldecke und kamen auf sie zu.

„Eine feine Soldateska!“ spottete er, während sie sich ängstlich an seine Seite drückte. Immer weiter brüllend zogen die Kerle an ihnen vorbei, starrten sie feindlich an aus nackten, mongolischen Augen, doch Kurts herrischer Blick hielt sie ab vor Rüpeleien. Aber kaum waren sie vorbei, so wurde ihr wilder Singang von lauten, klatschenden Schlägen begleitet, und als sich das Paar umwandte, sah es, wie die Soldaten ihre Säbel gezogen hatten und nun im Takte zu ihrem Lied wild mit der flachen Klinge auf die Kiefernstämmе am Wege einhieben.

Ein Durchblick tat sich zur Rechten vor dem Orte auf und ließ auf freies Feld schauen. Da sah man eine ansehnliche Schar Kavallerie üben.

„Ich verstehe nicht, was das Militär hier so dicht bei der Grenze zu tun hat,“ äußerte Kurt. „Hier in Polangen hat doch nie welches gelegen. Meines Wissens liegt das nächste Kavallerieregiment, Dragoner, mindestens 80 Werst von hier in Miästa. Und das da scheinen Kosaken zu sein.“

„Aber mein Lieber, was gehen uns die Soldaten an,“ sagte Maruschka beflissen. „Es wird sich um Übungsmärsche handeln.“

Es beschäftigte ihn doch, und er dachte daran, welche starke Truppenvermehrung auch in Samak stattgefunden hatte. Nun tauchten die ersten Landhäuschen Polangens auf, einige noch schmutz und neu, zum Teil mit frischer roter Bemalung des litauischen Gebälks, aber die meisten in der üblichen Verwahrlosung, mit faulendem Holzwerk und zerrissenen Strohdächern. Ein Pavillon aus dem weiten, wohlgehaltenen Park des Grundherrn, eines polnischen Grafen, blickte weißleuchtend hinüber nach dem Verfall, dann zeigte sich das Kurhaus gegen die See hin. Die Musik spielte und auf den Wegen promenierten die Gäste oder saßen auf den Bänken umher.

„Sollen wir hier einkehren?“ fragte er, aber sie wehrte:

„Ach nein, Kurt Pawlowitsch, es wäre möglich,

oder gar wahrscheinlich, daß uns hier Bekannte aus dem polnischen Adel erkennen würden. Ach nein, wir wollen ganz für uns bleiben, nicht wahr? Wir wollen in unser Hotel gehen. Es ist ja das erste im Orte, und wir werden uns dort behaglich fühlen, bis wir morgen weiterfahren.“

Das Hotel sah äußerlich einigermaßen stattlich aus, überragte, unfern der pomphaften Kirche liegend, die herumliegenden schmutzigen Häuschen der Bernsteinarbeiter und kleinen, jüdischen Gewerbetreibenden bedeutend. Aber als Kurt den vor dem Hause haltenden Kutscher entlohnt hatte und mit seiner Begleiterin eintrat, fanden sie sich in einem häßlichen, grau gestrichenen, kahlen Raume wieder, in dem der jüdische Wirt hinter einer mit nassen Ringen und Lachen bedeckten Theke hantierte, indes auf hölzernen Bänken schnapstrinkende, rauchende und durcheinander schreiende Bauern saßen.

„Ich sag's und sag's noch mal, wenn ihrer genug da sind, dann gehen sie über die Grenze, hui, wie ein Wind gehen sie über die Grenze,“ schrie einer laut. Sie ließen sich auch nicht stören, als die vornehmen Fremden eintraten.

„Hier sind wir doch wohl falsch,“ meinte Kurt angewidert, aber schon nahte ihm der Wirt mit kriechender Freundlichkeit.

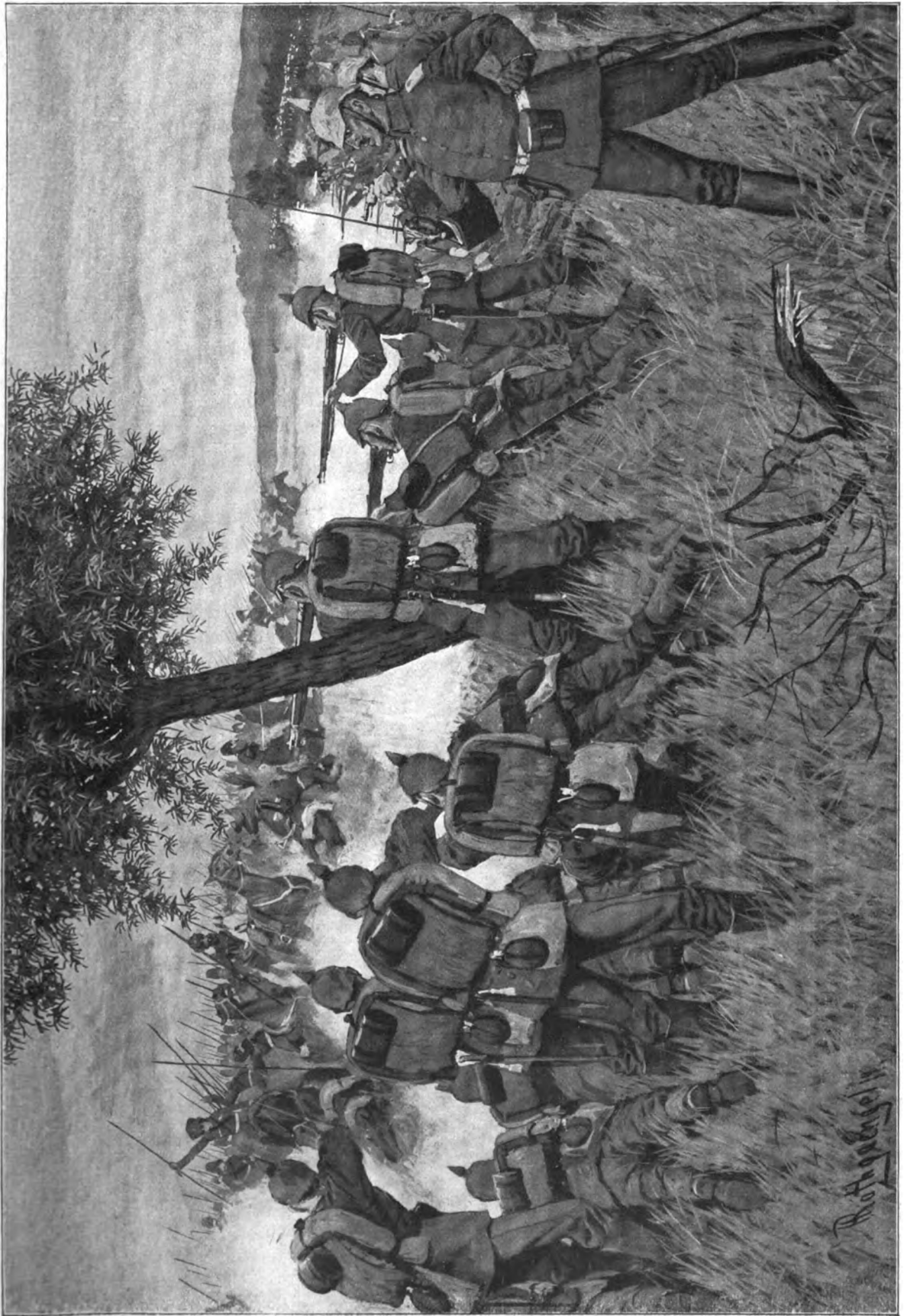
„Dies ist nicht das Zimmer für meine vornehmen Gäste,“ sagte er, führte sie unter Komplimenten aus der schrecklichen Bude und über einen dumpfen Korridor in ein größeres Zimmer, nach russischer Sitte mit zwei Betten bestellt, damit schwer benebelte Zecher dort bequem ihren Rausch ausschlafen konnten. Ein Schränkchen mit einigen schlechten Porzellanfiguren, eine Vase mit verstaubten, gemachten Blumen stand darauf, und an der Wand hingen einige Heiligenbilder und ein schlechter Öldruck des Zaren. Die Farbe war ganz ausgezogen, nur seine Augen blickten starr, fast unheimlich aus dem verblichenen Gesicht, das von einem dunkleren Bartgestoppel umrahmt war, und einen Schnurrbart nach Art einer See-robbe zeigte.

Kurt bestellte Tee und Kuchen, und der Wirt verschwand.

„Wie ist das hier häßlich. Es fällt einem ordentlich auf die Nerven,“ sagte er, sich umsehend. „Das Väterchen da an der Wand sieht aus wie ein Gespenst. Ich möchte wetten, es hat sich eine Kolonie Wanzen hinter ihm und den Heiligen angesetzt. Und dann dieser muffige Geruch.“

„Ach gehen Sie, Sie sind ein Genüßling,“ lachte sie. „Was gehen uns die Environs an. Aber so ein Deutscher will immer seinen ‚stimmungsvollen Rahmen‘ haben, sonst ist er nicht glücklich.“

Die Wirtin, eine rundliche Polin, erschien und brachte das Gewünschte.



Ein russischer Kavallerieangriff gegen deutsche Schützenlinien. Nach einer Zeichnung von S. Rothgangel.

„Schön, schön“, brummte Kurt, „aber die vielen Fliegen da um Kuchen, Zucker und Marmelade habe ich nicht bestellt.“

„Ach ja, Euer Hochwohlgeboren,“ zeternte sie, „sie sind sehr zahlreich in diesem Jahr, diese elenden Muchkas, zahlreicher noch als die Kosakenschwärme, die über diese friedliche Gegend gekommen sind. Man sagt, es gäbe Krieg. Oh, es ist etwas zu holen, bei den Pruski, viel zu holen.“

„Unsinn,“ brummte Kurt. „Mit den Pruski bindet man nicht so leicht an.“

„Lassen wir die Kosaken und Fliegen und Deutschen. Der Tee scheint ja gut zu sein,“ mahnte sie und setzte sich an den Tisch, auf dessen schmutzige Wolldecke die Frau ein Tablett mit den Erfrischungen hingestellt hatte. Sie rückte, als sich das Weib entfernt hatte, ihren Stuhl dicht neben den seinen, packte ihre weiche Rechte auf seine Hand und sagte: „Ach, Kurt Pawlowitsch, ist es nicht köstlich, daß wir beiden hier so miteinander sitzen, hier in diesem fernen Winkel, so als wenn wir auf einer einsamen Insel wären?“

„Na, ganz so schlimm ist es wohl noch nicht, Maruschka. Jedenfalls hat die Situation trotz allem manche Reize.“

„So, so, empfinden Sie das wirklich?“ fragte sie leise und sah ihn halb lächelnd an. „Nun ja, wir sind ja aus guten Bekannten zwei recht gute Freunde geworden, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß.“

„Und da Sie nun mal angefangen haben mit der Freundschaft, möchten Sie auch wohl weiter darin gehen?“ fragte sie weich. „Ihre Brücken haben Sie hinter sich abgebrochen, sind russischer Untertan geworden, eine ganz andere Welt tut sich vor Ihnen auf, die Sie sich zum Teil neu erobern müssen. Es war klug von Ihnen, daß Sie sich nun ganz uns anschließen wollen. Ich würde glücklich sein, Ihnen helfen zu können, wie Sie mir geholfen haben. Sie sind mir so nahe getreten in diesen Tagen, daß ich kein Geheimnis mehr vor Ihnen haben möchte. So mag auch das Märchen wegen dieser verunglückten Markose fallen. Wegen anderer Dinge fürchtete ich festgenommen zu werden, wegen — sehr patriotischer Dinge!“

„Das verstehe ich nicht. Oder haben Sie sich vielleicht an nihilistischen Untrieben beteiligt, die Sie als patriotisch betrachten? Wollen Sie irgendeinen Großfürsten oder den Zaren selber in die Luft sprengen?“

„Nein, in solchen Dingen sehe ich kein Heil für Rußland. Ich — habe nur ein wenig spioniert.“

„In dem Lande, in dem Sie Gastfreundschaft genossen?“ fragte er überrascht und unangenehm berührt.

„In dem Lande, das für uns die stärkste Gefahr bildet, das mit unserm schlimmsten Feinde, mit Österreich, verbündet ist, das uns durch seine Stärke hindert, die Sperre der Dardanellen zu durchbrechen, das unsere Politik in hundert Dingen lahm legt und Europa seinen Willen diktieren möchte. Und ich tat es für das Land, das Ihnen eine zweite Heimat wird, dem Sie nun angehören, in dem Sie Macht und Ansehen haben werden, mein Freund. Kommen Sie, denken Sie nicht klein, nicht beschränkt in diesen Dingen.“

„Sie sind eine Russin,“ sagte er achselzuckend.

„Ja, Gott sei Dank! Und Sie sind doch nun auch ein Russe. Sie müssen es aber doch recht eigentlich erst werden. Sie müssen nun alles Alte hinter sich werfen, entschlossen, zielbewußt. Vielleicht ist das nicht so ganz leicht. Aber ich würde glücklich sein, ich würde das als eine schöne Aufgabe betrachten, wenn ich Ihnen das alles leichter, angenehmer machen könnte, mein Freund,“ sagte sie weich und neigte sich ihm ein wenig zu.

Das klang wie eine Verheißung, klang wie ein Werben. Ihre weichen Worte umschmeichelten ihn, er sah sie neben sich in all ihrem Reiz, und der feine Duft ihres Haares umwehte ihn. Es kam wie ein Nausch über ihn, aber nur für einen Augenblick. Dann stieg das Bild derer vor ihm auf, die ihn zurückgewiesen, weil er sein Vaterland verleugnet hatte, es war ihm, als schaue ihn Irene an, groß und vorwurfsvoll, und ein Schmerz wurde wach in seinem Herzen.

„Nun, mein Freund?“ sagte Maruschka leise, verwundert.

Da war er wieder Herr seiner selbst, erkannte die lockende Verführung, sah die hinterlistige Feindin seines Landes in ihr, die Spionin, das raffinierte Weib, das ihn untreu machen wollte an seiner ganzen Vergangenheit, um ihn hinüberzuziehen in das andere Lager. Und doch war sie die Tochter eines Macht-habers, dessen Gunst ihm Vorteile bringen, dessen Feindschaft ihn vernichten konnte. All dies jagte sich in seinem Hirn. Und dann legte er mit einem Gefühl leisen Schauders seine Hand auf die Schulter des schönen Weibes und sagte:

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundschaft, Maruschka. Glauben Sie mir, daß ich sie zu würdigen weiß. Aber lassen Sie mich noch ein wenig zur Ruhe kommen, mich selber finden in alle dem Neuen und dem, was noch an mir hängt.“

„Das ist wohl unter anderm auch ein blondes, deutsches Jungfräulein,“ entgegnete sie. Es mißte sich ein zorniger Klang in ihre Worte, und in ihren Blicken funkelte es. Dann aber lachte sie: „Sie müssen erst reif werden für Rußland, Sie deutscher Romantiker. Kommen Sie, trinken Sie Ihren Tee.“



Gischlein deck' dich! Eine Momentphotographie vom Kriegsschauplatz in Frankreich.

13.

Als Kurt Gehrkens und Maruschka auf dem Bahnhof in Samak anlangten, bot sich ihnen ein buntes, militärisches Schauspiel. Der ganze Platz vor dem langen, nüchternen Gebäude war von wartenden Soldaten angefüllt, die da herumlungerten.

„Es scheinen große militärische Übungen in der Gegend stattzufinden. Die Leute sollen wohl mit der Bahn ins Übungsgelände gebracht werden,“ jagte Maruschka und sah ihn lauernd an.

„Nun, wir haben ja auf unserer ganzen Strecke diese Truppenanhäufungen beobachten können,“ entgegnete er. „Man kennt sich da nie aus. Jedenfalls fallen die Manöver in diesem Jahre sehr früh, spielen sich sehr nahe der Grenze ab und bringen ein ungewöhnliches Soldatenaufgebot. Aber was geht's uns an?“

Er hatte sich angewöhnt, vorsichtig in diesen Fragen gegen sie zu sein und den Harmlosen zu spielen. Seit dem Eingeständnis ihrer Spionage kam sie ihm vor wie eine lauernde Schlange, und es kostete ihn große Selbstüberwindung, den freundschaftlichen Ton gegen sie zu wahren, den die Klugheit erheischte.

Maruschka hatte ihre Ankunft telegraphisch den Ihrigen angezeigt. Sie fand das Auto des Gouverneurs vor dem Bahnhof vor. „Der Vater scheint sehr beschäftigt, sonst würde er es sich nicht haben nehmen lassen, mich abzuholen,“ erklärte sie.

„Und Ihre arme Frau Mama liegt ja in den letzten Zügen,“ spöttelte er, auf die Ausrede bei ihrer Flucht aus dem Sanatorium anspielend. Sie hatte ihm das alles mit einem gewissen Stolz erzählt, und es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß er sie ein geniales Mädchen und eine „geriffene Krabbe“ genannt hatte.

„Olga Nikolajewna wird sich inzwischen wieder vollkommen erholt haben. Sie wird sich freuen, den Ritter ihrer gefährdeten Tochter sehr bald bei sich zu sehen und ihm zu danken,“ sagte Maruschka. „Und wir beiden, Kurt Pawlowitsch? Ich denke, wir sind recht gute Freunde geworden.“

„So denke ich auch, Maruschka.“

„Und ich möchte Ihnen nur wünschen, daß Sie bald einmal in eine rechte Patsche kämen, damit ich Gelegenheit fände, Ihnen zu helfen.“

„Ich danke Ihnen für diesen freundlichen Wunsch.“

„Also ich rechne darauf, daß Sie bald, hören Sie, recht bald im Gouvernementspalast vorsprechen und sich nach mir umsehen.“ Er küßte ihr die Hand, und sie fuhr, ihm vertraut zuwinkend, davon.

Er sah sich nach einer Droschke um. Es war so seine Art, plötzlich daheim zu erscheinen, wenn er von einer Reise zurückkehrte. So hatte er denn nicht nach seinem Auto depeßchirt. Nun dauerte es eine Weile, bis er ein Gefährt fand. Es schien, als habe das Militär fast alle Verkehrsmittel für sich in Anspruch genommen. (Fortsetzung folgt.)



# Soldatenerzählungen.

Von Karl Fr. Nowak.



Ihr Inhalt ist Weltgeschichte: millionenfache, unabsehbare Strophen jenes Epos, das völlig klar und auf das Wesentliche, auf das einheitlich Große gebracht, vielleicht in einem Jahrhundert erst historische Überlieferung der Geschlechter geworden sein wird. Jetzt aber schwirren die Kriegslieder von den Lippen unserer Soldaten, unserer verwundeten Helden aus Ost und West zurück ins Volk, aus dessen unerschöpflichen Tiefen die Kriegskräfte an alle Grenzen strömten, stellen Weltgeschichte dar von Mund zu Mund, Kapitel von rauchendem Blut und klirrendem Eisen, ein heroisch schimmerndes Mosaik, dessen Steinchen zu ordnen eine der ersten Friedensarbeiten bedeuten wird.

Sicher hat der moderne Krieg auch das Heldentum vervielfacht. Millionen stehen Millionen gegenüber, jeder Mann nur ein winziges Mädchen in der großen Maschine der Furchtbarkeit, jeder Mann indes zur Aufbietung aller Möglichkeiten im Individuum, aller Nerven angestachelt, zur restlosen Hingabe und Fähigkeit auf seinem Posten, wenn in allen das Gefühl sein soll, daß alle im Verein zum Siege schreiten. Aber das Heldentum auf hervorgehobenem Platz, die sichtbare Bravour altsoldatischer Schlachtenüberlieferung, die Heldenschaft greifbarer Siege ist — ob auch die Heldenschaft selbst nur wuchs — doch seltener für Mann und Mann geworden. Man kennt die Schlachten nicht mehr, die im Morgenrot zum Sturm riefen und im Abendglanz den Sieger bestrahlten, der auf der Walfahrt seine Fahne kränzte. Vielleicht war's manchmal noch 1870 so . . . Aber das Kriegsjahr 1914 fand die Schlachtenanfaren geändert. Bei Krasnik ging das Kämpfen fünf Tage lang. Die Schlachten bei Lemberg übertrafen an Erbitterung, Furchtbarkeit und Zeitdauer den russisch-japanischen Austring bei Mukden, und blieben schließlich doch nur wieder abgebrochene, in der Entscheidung verschobene Schlachten. Und selbst Lemberg ward wieder übertroffen, als in fast unmittelbarer Ablösung das Ringen von der Mosel bis zur Nordsee anhub . . . Und auch alle Begriffe von Front und Kampflinie hatten sich gewandelt. Eine Ebene — mochte sie noch so groß und unüberschaubar sein — eine Ebene an sich war kein Kampffeld mehr. Man hatte Fronten von 200, 300, 400 km Gefechtsausdehnung. Nicht eine Armee focht gegen eine Armee. Ein halb Duzend Heere focht gegen ein halb Duzend Heere. Eine Masse von Helden, aus deren Blut nur manchmal ein Name tauchte, stand im Kampf. Noch nie war der Soldat solch ein winziges Mädchen wie diesmal . . .

An all' seine Tugenden, seine Marschfähigkeit, an seinen Mut, an seine Genügsamkeit werden Anforderungen gestellt, wie nie zuvor. Aber der Gefechtsradius, in dessen Kreislinie er mit dem Feinde ringt, ist klein. Was der moderne Soldat in offener Feldschlacht sieht, ist kaum mehr als ein Ausschnitt. In den Erzählungen von hundert, von tausend Soldaten, die verwundet vom Kriegsschauplatz heimkehren, wird's bestätigt. Was sie berichten, bleibt stets das gleiche: nur Schattierungen gibt's für heftigeren, für minder heftigen Kampf und für die damit verbundene Gefahr. Jeder schildert's, wie das Pfeifen und sonderbare Zischen der ersten Schrapnells ihn zuerst verwirrte, wie dann mit dem Bewußtsein, innerhalb der Feuerlinie gegen Schrapnells keine Deckung, kein Ausweichen finden zu können, die Bewöhnung, die Ruhe, ja, Unbekümmertheit sich einstellt. Oft genug kehren Episoden wieder: wie ein paar Mann eine Übermacht von Kosaken

singen; wie eine verschwindende Zahl einen wichtigen Ort gegen zehnfaches Aufgebot bis zu dem Augenblick hielt, da der Besitz des Ortes seine Absicht erfüllt hatte. Oder ein kaltblütiger Kamerad läßt sich's auch im prasselnden Schnellfeuer nicht nehmen, den verwundeten Kameraden auf sein Pferd gelassen heraufzuholen und dann erst zur Truppe zurück in Sicherheit zu jagen. Dann wieder wird einem Schnellfeuergeschütz all' seine Bedienungsmannschaft abgeschossen, der Hauptmann aber — obgleich auch er schon verwundet — bleibt auf dem Hügel, zielt und schießt selbst, tut so lange Pflicht und Soldatenarbeit, bis auch ihn die längst bereite, bewußt erwartete Kugel hinstreckt. *Al'* das hat gleiche Farbe, gleichen Klang, all' das ist tausendfaches, multipliziertes Heldentum, das Schulter an Schulter kämpft und die Entscheidung bringt: wenn die Größe vor den Generalstabstischen, wenn die Schachmeister vor den Plänen die Notwendigkeit des Sieges erzwingen . . .

Material der Weltgeschichte, das um so wertvoller freilich ist, je vergeistigter, je selbständiger der Riesenmasse kleinste Teilchen sind . . .

Nie kennt der moderne Soldat seiner Schlacht kühn entworfenen Gefüge, selten ahnt selbst der ihn befehligende Offizier den äußersten Sinn der Linien, die seiner Truppe Arbeit eng begrenzen. Sie alle machen zwar Weltgeschichte: gleichwohl nur Mittel, nur ausführende Hände. Was aber die ganze, weite Heeresmasse von Soldat zu Soldat und von Schritt zu Schritt erfährt, was aus allen Mannschaftsberichten, allen Offizierserzählungen einheitlich sichtbar und von ihnen am eigensten Leib verspürt wird, sind die Kulturgeschichtskapitel, die der Krieg vor ihnen mit grauenhafter Härte niederzuschrieb. Immer wieder erzählen es die österreichischen Soldaten, wie niedrigster Verrat ihre Kameraden ins Verderben riß, wie der Verrat der ruthenischen Bauern sich die undenklichsten Zeichen ausstamm, um die Tapferen den Russenfugeln entgegenzutreiben. Man sah eine Kuh einsam den Abhang eines Hügels hinaufgetrieben werden . . . Und achtete nicht darauf. Der Feind aber wußte: eine Kuh — hier lagert eine Kompagnie . . . zwei Kühe waren zwei, drei Kühe drei Kompagnien, usw. Oder eine größere Truppenabteilung bezog ihr Bivak. Sofort flammte rechts davon und links davon ein kleines Gehöft auf. Noch ehe der Morgen tagte, schlugen die Schrapnells ein: der Feind hatte festgestellt, wohin er zu zielen hatte . . . Und Kulturgeschichte wird lebendig in den Soldatenberichten, wenn sie von den Gefangenen sprechen, die das Gewehr fortwerfen, weil sie lieber gefangen sein als hungern wollen . . . In ihren Schilderungen werden die verbrannten Dörfer, die zertretenen Acker wieder erkennbar. Sie wissen's unbefstetlich, ob sie's mit anständigem Gegner zu tun haben, ob mit einem grausamen Mordgesellen. Was immer der Krieg bringt, an Edlem und Heroischem, an Grausamem und Entsetzlichem: nur die wissen's, die draußen standen. Nur wenige hohe Generale haben die Strategie dieser unerhörten Schlachten von 1914 erlebt und vor allem geschaffen — alle übrigen erlebten die Methode. In allen Spitälern klingt von Soldatenlippen nur eine einzige, verklärte Tragödie, nur ein einziges Martyrium der Hoheit: wie sie alle zu jeder Stunde alles taten, was des Vaterlandes Heil von ihnen begehrte, ohne einen einzigen Seufzer, wenn ihr Heldentum durch Schuß oder Stich zu Todesnähe, Schmerz und Verstümmelung wurde . . .



## Deutschlands Jugend bei Langemarck.

Der feind lag unangreifbar stark  
sicher verschanzt bei Langemarck.

Drei Tage, fiebernd im Schützengraben,  
unsre lebensprühenden deutschen Knaben,  
zuckend vor Ungeduld, kaum noch zu zügeln!  
Alle Schranken wollten sie überflügeln,  
hinein in Granaten und Pulverdampf,  
hinein in den Kampf  
und die schneidigen Siegfriedschwerter schwingen!  
Ihre Reihen durchschüttert ein Singen,  
ein gewaltfam verhaltenes . . .

Drüben der Tod,  
tausendfach lauernd . . .

Sie lechzen nach lösendem Sturmgebot:  
Wider den feind!

freiwillig hat sie der Schwur vereint  
zur Vernichtung des Riesenbrandes,  
Schützer des heiligen Vaterlandes..

Näher betäubendes Schlachtentoben.  
Posten werden vorgeschoben.

Kurze Befehle, dort und hier.

Glühendes Drängen: „Wann wir? . . . Wann wir?“

Endlich Kommando: „Sturmangriff! Los!“

Da schwellen sie aus dem Erdschoß  
unaufhaltsam, ungebändigt,  
eine flutwelle, die nichts aufhält noch endigt —  
mitten hinein in das Kugelfausen,

den Schlachtenlärm übertäubt vom Brausen  
himmelan flammenden Liederschalles:

„Deutschland, Deutschland über alles!  
Dein unsrer Herzen begeistertes Klopfen,  
dein unsres Blutes letzter Tropfen!

Stemmt sich des feindes Übermacht:  
wir zwingen die Schlacht!

Deutschland, deine Jugend kämpft hier,  
deine Zukunft, aufleuchtend aus blutigem Ringen:

Deutschland, wir siegen! Es muß gelingen!

Gott ist mit uns! Gott ist mit dir!

Herrlich der Tod für deine Ehre . . .

Unüberwindlich Deutschlands Heere!“

Von den Höhen des erstürmten Walles  
Jauchzen: „Deutschland über alles!“

Alice freiin v. Gaudy.





Eine russische Landstraße zur Regenzeit.

## Das russische Straßen- und Wege-Elend.

Zu den Kämpfen in Russisch-Polen. Von X.

Um den Laien und den zahlreichen deutschen Zivilstrategen einen kleinen Begriff von den gewaltigen Schwierigkeiten zu geben, die dem Vormarsch einer Armee mit ihrem Gepäckpark, dem Train und den Reservefuhrwerken in Russisch-Polen im Wege stehen, haben wir einen außerdeutschen Fachmann, der ein genauer Kenner des russischen Wege-Elends ist, um nachstehenden Artikel gebeten.

Rußland, der an Rauminhalt größte Staat in Europa, hat die schlechtesten Wege, und dieses russische Wege-Elend in Rußland ist ebenso alt wie berüchtigt. Dem Ausländer, der aufmerksam beobachtet, wird dieses bereits klar, wenn er das typische russische Bauerngespann sieht. Es mutet wie ein Kinderspielzeug an, doch hat es seine wohlbegründete praktische Entwicklung durchgemacht und mit hin vollste Daseinsberechtigung, allerdings nur im großen Zarenreiche. Die Urba des Südens, der Tarautas im Zentrum und die Tseljega des Nordens werden wohl so bald noch nicht verschwinden.

Die härteste Nuß, die der Krieg Deutschland zu knacken gibt, sind die russischen Wege. Eine Parallele wäre vielleicht, den australischen Busch in der Regenzeit zu forcieren. Es gibt in Rußland Gegenden, die ihren einigermaßen geregel-

ten Verkehr eigentlich nur im Winter haben können, wenn lange Perioden von Kahlfrösten Sumpf und Morast glas hart gefroren haben und ungeheure Schneemassen, die ihrerseits wieder an der Oberfläche hart frieren, einen Ausgleich aller Unebenheiten geschaffen haben. Das ist die Jahreszeit, wo der russische Bauer sein Getreide zur Stadt fährt und wo aus meilenweiten Wäldern Holzvorräte, die im Sommer geschlagen und gefügt worden sind, ausgeführt werden können. Aber — es ist nicht selten —

ein milder Winter macht gar zu häufig alle wirtschaftlichen Berechnungen zunichte und richtet so in Rußland mitunter größere Schäden an als ein kalter Sommer.

Wege in Rußland? „Das sind gar keine“, haben häufig Ausländer gefagt, die mit eigenen Augen solche kennen gelernt oder gar, was treffender ist, am eigenen Körper erfahren haben.

Wer in der Welt kann überhaupt von Rußlands Gefilden und allen Einzelheiten der Zustände sich ein klares Bild machen, wenn er selbst nicht dort gewohnt hat und häufig über Land gefahren ist? — In Rußland machte man sich über Deutschlands Vorrücken nicht



Wie Landwege in Rußland aussehen.

die geringste Sorge. Die sollen erst einmal den russischen Herbst mit seinen grundlosen Wegen kennen lernen, dann vergeht ihnen bald die Lust zu weiterem Vormarsch! Das sind so die Ansichten des Weltpolitikers im Lande des Slawentums, und wer die Wege in Russisch-Polen kennt, wird doch zum wenigsten ihre Einwände ernsthaft in Erwägung ziehen. Im großen betrachtet, kennt man in Rußland eigentlich nur drei Kategorien von Landstraßen: die



Spätherbststimmung auf einer russischen Landstraße.

Chaussee, den Landweg und den — Feldweg. Letzterer ist eigentlich weiter nichts als ein von den kleinen Bauergefährten eingefahrenes Geleise. Ein Fahrzeug, das nicht in die Spur paßt, wird ihn wohl nur in seltenen Fällen passieren können, zumal in Polen sumpfiges und lehmiges Gelände vorherrscht. Hunderte von Gräben, tiefe, flache, schmale und breite durchschneiden das Land. Die Brücken darüber sind in westeuropäischem Sinne ebensowenig solche, wie dieser Weg eine Straße. Hierzu kommt noch, daß diese Art Wege hauptsächlich nur im Hochsommer irgendeine Rolle als Verkehrsader spielen und — im Winter. Im Herbst getraut sich selbst der Einheimische nicht auf diese Wege. Wo Balken lagen, um als Brücken zu dienen, sind sie fortgespült, und im allgemeinen Morast ist der Weg kaum, vielfach überhaupt nicht, vom umliegenden Gelände zu unterscheiden, was Perspektiven aller Art eröffnet. Riesige Wälderkomplexe an vielen Orten, wo solcherart „Waldwege“ sich hindurchschlängeln, überwuchert von allerhand Gewächsen, bieten neue Hindernisse und stellen gewaltige Feuchtigkeitsreservoirs dar, so daß selbst in relativ trockenen Herbststimmungen von einigermaßen passierbaren Wegen nicht viel gesprochen werden kann.

Diese Art Wege lassen sich mit den dünnen ausladenden Ästen eines Baumes vergleichen, wenn man die Chaussee als Stamm betrachtet; von ihr, der einzigen zuverlässigen Straße — die aber vielfach überhaupt noch fehlt — zweigen sich die Landwege ab. Nun und diese? Sie sind weiter nichts als breite Feldwege, denen man etwas Pflege, soweit es gerade notwendig und bequem möglich ist, angedeihen läßt.

Sind es Sandwege, so sind sie stets schwer passierbar, entweder eine trockene, lockere und tiefe Masse mit eingefahrenen, durcheinander laufenden, tiefen Geleisen, in die kein westeuropäisches Fahrzeug hineinpast, oder ein Morast mit knietiefen Pfützen. Sind es Lehmwege, was häufig ist, so ist das der beste Vogelkeim für alle Fahrzeuge, deren Räder einfach in kurzer Zeit so verkleistern, daß sie wie ein großes undefinierbares Etwas aussehen. Bei Landwegen durch sumpfiges Gelände aber kann nicht mehr von „knietief“ gesprochen werden, sondern allenfalls von „bis über die Achsen“, wenn man schon den Ausdruck „grundlos“ vermeiden will.

Das sind nun gar nicht verschiedene abseits belegene, ausnahmsweise schlechte Wege, sondern das ist das Allgemeine, jedenfalls soweit es Wegeverhältnisse im Herbst und in Polen betrifft.

Im Winter friert vorerst die Straße gerade in dem Zustande steinhart, in dem sie sich vor Eintritt des Frostes befand, und wird dadurch vollends unpastierbar für alles, was nicht genau in die Spur hineinpast und schwerer ist als das leichte russische Bauerngefährt.



Eine Straße im russischen Walde.



Bis sich dann nach tüchtigen Schneefällen erst einmal eine Schlittenbahn ergibt, die passabel zu nennen wäre, vergeht wieder eine gute Zeit. Was man übrigens in Rußland eine gute Straße für Schlitten nennt, ist es auch nur für den Bewohner, sein Pferd und sein Fahrzeug. Der Fremde, der auf den hochgetürmten Schneewällen (metertief) oder dem spiegelglatt gefrorenen unebenen Terrain umherfahren wollte, wird häufiger umschlagen, als er Wertpfosten oder genauer Brücken zählen kann. Brücken? Wenn Rußland mit seinen schlechten Straßen eine vorzügliche Waffe im Felde hat, so ist sie um so wirksamer, als nicht nur das Fehlen von tragfähigen Brücken überhaupt, sondern auch die besonders im Herbst vorhandenen, fast unüberwindlich erscheinenden Hindernisse selbst dann schwer in die Waagschale fallen, wenn Brücken geschlagen werden konnten.

Dem russischen Militär können diese Wegezustände nicht das geringste Hindernis bieten. Der Soldat kennt sie von Jugend auf und weiß ganz vorzüglich mit ihnen fertig zu werden, sei es nun, um die Proviantzufuhr

über solche Wege zu leiten oder schwere Geschütze durchzubringen. Es sind für den russischen Soldaten vertraute Dinge. Er trägt ferner nicht umsonst seine hohen Schaftstiefel, die man in Westeuropa so viel belächelt hat.

Daß die deutsche Armee tüchtig ist und die erste der Welt, daran zweifelt man auch in Rußland nicht, und man unterschätzt seinen Gegner keinesfalls. Doch hier ist er vor eine Aufgabe gestellt, die mehr als Kriegskunst, glänzende Feldverfassung und vorzügliche Organisation verlangt. Eine Armee im Kriege in ständiger Kampfbereitschaft, eine moderne Armee mit ihrer gewaltigen Anzahl von Leuten, Trains und schweren Artillerie über die polnische Wegelosigkeit in Feinbesland vorwärts zu bringen, dürfte eine der schwersten Aufgaben sein, die die neuzeitliche Kriegskunst kennt. Auch in dieser Hinsicht begegnet der russische Krieg selbst außerhalb Deutschlands lebhaftester Aufmerksamkeit, und die gesamte Kulturwelt sieht mit angespanntem Interesse dem Ausgang des Titanenkampfes entgegen. ☺



## Schon' ihn nicht!

Spelt, Kanonen, spelt Verderben  
Über Englands Lügenbrut,  
Großen Namens kleine Erben,  
Schacherer mit Gut und Blut!  
Schont sie nicht, die sich gestohlen  
Frech ihr Weltenreich zusammen!  
Alle soll der Teufel holen.  
Spelt, Kanonen, spelt Flammen!

Deutsches Schwert, aus deiner Scheide!  
Blanker Stahl in fester Faust,  
Kräftig auf der fränk'schen Heide  
Auf des Briten Kopf gesaut!  
Schon' ihn nicht, der alle Rassen  
Fest auf dem Erdenrunde,  
Mähe seine Söldnermassen,  
Deutsches Schwert, die falschen Hunde!

Spiele, Dreschmaschine, Spiele  
Deine Donnermelodien;  
Malm' in Trümmer deine Ziele,  
Bis die Briten heimwärts fliehn.  
Schon' ihn nicht, der mit Barbaren  
Als ein Feigling sich verbunden;  
Spiel', bis er zur Höl' gefahren,  
Dreschmaschine, Stund' um Stunden.

Flamme, deutsche Flamme, lodre  
Auf zum hehren Gottesthron,  
Glühend deine Rechte lodre:  
Glück sei deiner Reinheit Lohn!  
Rein steigt aus dem Weltenbrande  
Deutsches Reich, dein Aar hervor:  
Deinen Feinden Trug und Schande!  
Deutsche Flamme, wall' empor!

Arthur Obst.



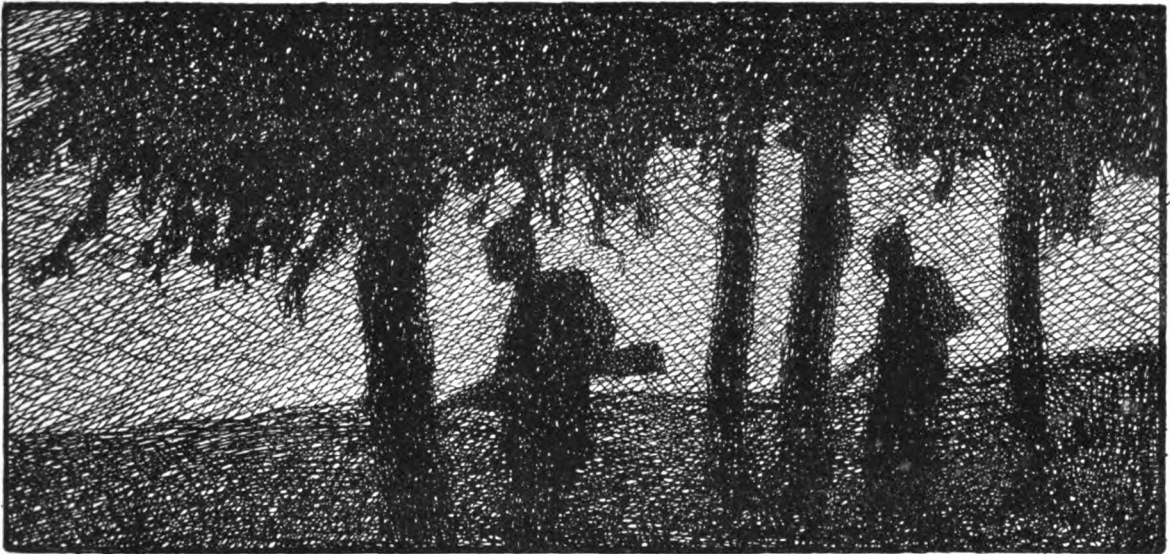


Auffahrende Artillerie. Nach einem Gemälde von Anton Hoffmann.

Anton Hoffmann München  
Verlag Kunst- u. Photograph. Gesellschaft, Berlin-Stralitz.

REKLAMEN  
UNIVERSAL  
1872/18





Patrouille. Mit Genehmigung des Verlags H. C. Ulvert in Warburg aus dem Fejientunitalende.

## Mein Zug.

Von Leutnant Hans Schoenfeld, zurzeit verwundet in einem Feldlazarett in Flandern.

Das waren einst ganze achtzig Mann, zehn volle sechsstärkste Gruppen und darüber. Ein Zug, der beim Exerzieren spielend arbeitete wie ein wohlerprobtes Instrument; der seine Feuerdisziplin und Marschtaktik kannte wie einer.

Heute sind wir noch sechs Gruppen und eine halbe. Mit zweimaligem Ersatz. Kriegsfreiwillige vom Oktober darunter, die gleich der Not ins kalte, bleiche Gesicht sehen lernten, da oben um Lille.

Wir sechzig aber, wir sind nun ein Ganzes. Eisern, schmerzhaft verbunden durch gemeinsames Kämpfen und Sterben und die wenige gemeinsame Freude, als deren größte die gilt, daß wir mit einem eindringlich starken Trostgefühl wissen: wir gehören zusammen und sind so eine Macht. Allein unter diesem dreimal verwünschten klaren Vollmondhimmel liegen, allein gegen den tödlichsten Feind stehen zu sollen, das wäre ein Zustand, dessen bloße Vorstellung schon die Hand krampft und den Nacken frösteln macht. So aber stehen wir einer zum andern — der Offizier für seine Leute und jeder rechte Mann für seinen Offizier. Seinem Wort, seinem Tun lauschen sie in dieser schweren Zeit mit fast ängstlicher Aufmerksamkeit. Er hat eine Macht über ihre Herzen gewonnen zu der längstgewohnten Gewalt über ihre Körper. Lacht er, so lachen sechzig Paar Augen und Lippen mit. Seufzt er, dann lassen seine Gruppen den Kopf tiefer auf die Brust sinken. Sind ja so weich, die Männer, so heimatvoll. Je schöner diese milden Herbsttage, je sehnsüchtiger wird ihnen nach ihrem Gebirge, ihrem Flachland. Nur einen kurzen gemächlichen Spaziergang mit Weib und Kind oder der Liebsten am Arm!

Das schneidet dem Zugführer wohl ins Herz, denn ihm geht's ja auch so; aber er darf nicht ausdenken, geschweige aussprechen, wovon jenen der Mund übergeht. Er muß in die Ode solcher Dissonanz mit einem frischen, positiven Trumpf drauf! Schwamm drüber! eingreifen und hilft sich und seinen Sechzig, die's ihm danken.

Das zieht sie wohl am stärksten zu ihrem Zugführer, daß sie täglich ganze vierundzwanzig Stunden sehen, wie er sich ebensowenig waschen und pflegen kann wie sie, der doch in Friedenszeiten so geschmiegelt und verwöhnt war.

Daß er so gut wie sie bis zum Abend auf die erste warme Kost der getreuen Feldküche warten muß — wohl auch vergeblich, wenn's ein starkes Gefecht gibt; daß er dann mit seinem treuesten Begleiter, dem Burschen, der ihm im Kampf die Entfernung schätzt, der ihn, hat's einen Treffer abgegeben, mit seinem Leibe deckt, ihn rückwärts schleppt, wie er selber seinem Braven tun würde, erlaubte es der Gang des Gefechtes, für dessen Vorangänger mit einzustehen hat, aus einem Feldkessel zufrieden seine Gemüsesuppe löffelt. Die größte Genugtuung für Zug und Führer ist und bleibt es aber, zu teilen. Wenn der Wunderinhalt des unter steter Gefahr bis in die Schützengräben beförderten Postfasses — geht's gut, tagtäglich — vor den staunenden Augen liegt, dann hebt das große Teifen an. Und treulich kriegt der Leutnant vom Brautkuchen, den Feldzigarren ab. Er würgt das altbackene, säuerlich gewordene Zeug, das drei Wochen Reise- und Lagerzeit hinter sich hat, so scheinbar beglückt hinter, wie der innerlich ebenso enttäuschte Geber, und nimmt Biß und Brand der oft naßgewordenen Krautstrünke so willig in Kauf wie der Besitzer, der mit einer Sechspfenniggigarette als Gegengabe nicht schlechter fuhr.

Das einzige, was er im Schützengraben vor den Leuten voraus haben könnte (bei kürzerem Aufenthalt wenigstens) ist der Unterstand, der mit seinen unmöglichen Holzverdecken Schutz gegen Nässe und einschlagende Gewehrgeschosse bietet. Aber so genau sich die Kameraden sonst auf die Finger sehen — den Zugführerunterstand finden sie höchst nötig. Man sieht sie öfters unaufgefordert daran herumbasteln, Zugen verstopfen, neu Stroh aufschütten.

Dafür erwarten sie aber auch von der Universalität ihres Führers alles, und die harte Notwendigkeit entfaltet in manchem Leutnant Fähigkeiten, von denen er selber sich nichts träumen ließ; deren er sich wohl sogar geschämt hätte. Nichts mehr und weniger soll er seinem Zuge sein als Vorleser, Prediger und Briefdichter. Das haben sie hier draußen über alles lieben gelernt, die Älteren und die Jungen: das Zuhören und Sich-erzählen-lassen. Über Lage, im Abenddämmer, wenn nun die Gruppenwachtposten scharf am Gewehr nach vorn beobachten, blüht die alte gutdeutsche Kunst des Geschichtenerzählens. Da muß,

wer nicht auf den Mund gefallen ist, irgendein Stück aus seinem Leben aufzischen oder sonst etwas Merkwürdiges. Das Seltsame, Übernatürliche treibt und webt hier draußen, so eng im Schoße der Natur, seine wunderlichen Fäden. Da wird nach dem Hundegeheul abends oder vor Morgen grauen prophezeit, ob es einen bösen Tag gibt oder nicht. Da kündigt einer mit gewichtiger Miene an: Von Zwölfe bis Einsen nachts ist kein Gewehr schuß gefallen, da geht's nach Sechse in der Früh' feste los. Oder sagt einer: Na, heute scheinen sie drüben en britischen Feiertag zu haben, da is schußfrei heute, so treffen strafende Blicke den vorlauten „Heraufbeschwörer“ und Soundsoviele klopfen nach dem alten guten Brauch dreimal unter sich.

Der Zugführer hört sich die Mären an und schweigt dazu. Die Leute würden's ihm verdenken, tut er wenigstens nicht so, als ob auch er und gerade in dieser tiefsterregenden Zugangelegenheit auf Wiegen und Brechen mitfühle. Aber ein seltsamer Bann uralter deutscher Märe und Volkspoese raunt und winkt aus diesem Gerede und Gehabe wunderlichen Volkes, das bei Verlust eines Trankrings fest an den Tod des Verlierers glaubt und alle Hebel in Bewegung setzt, zur raschen Beschaffung eines neuen Eheringes.

So tief wie der Aberglaube, so tief sitzt jetzt auch der Glaube in einem deutschen Zuge. Man bekennt freudig, daß Gott der einzige Anker ist. Wenn Sonntags in der

Früh deutsche Glocken daheim zur Kirche rufen, dann sitzt, soweit der enge Schützengraben und die Feuerbereitschaft dies gestatten, die Mannschaft nahe ihrem Zugführer, der den jetzt so vielgebeteten, wunderbar stärkenden 91. Psalm vorliest und wohl auch das alte Truglied „Ein' feste Burg“ antimmen läßt, so daß drüben das schlitzgängige Volk buddhistisch-lamaistischer Tibet, groß-ängiger Jnder aufhorcht und zu feuern beginnt.

Reißt der Tod durch tückisches Granatstück, Schrapnellkugel und die giftige Wolke der Maschinengewehrgeschosse einen aus der treuen Gemeinschaft heraus — der Zugführer empfindet es gewiß so schmerzhaft wie der treue Freund, der nun den liebsten Kameraden vermisst, und was der Führer dem toten Waffenbruder — am Grabe sagt, das kommt so echt aus tiefem Herzen wie die wenigen Sätze eines Trauerbriefes an die Hinterbliebenen durch den Zugführer ihres entschlafenen Kämpfers. Sieghaft rein und echt leuchtet, von allen Schlacken befreit, im läuternden Feuer von Blut und Eisen, über alle Grauel dieses furchtbaren Krieges das stolze Gefühl wahrhaft reiner Menschlichkeit und lauterer Deutschtums.

Mein Zug und ich, wir haben uns zugeschworen, miteinander durchzuhalten auf Not und Tod und fröhliche Heimkehr. Darüber hinaus aber, so es der gnädige Gott gebe, auf ein treues deutsches Zusammenhalten in schöner, seliger Friedenszeit.

## Junge Helden.

Eine Kriegsskizze. Von Helene Christaller.

Sie standen einander gegenüber mitten in den hohen gelben Kornfeldern, über die der Wind mit spielender Hand strich. Auf den langen rotblonden Köpfen des Mädchens glühte die Sommer Sonne, daß es aussah, als lohten Flammen um das junge ernste Gesicht. Ein knappen weißes Kleid ließ Arme und Hals frei, ihre Hand hielt lässig einen Strauß Kornblumen.

„Wie gut von dir, daß du noch einmal kamst,“ sagte das Mädchen und senkte verlegen die Augen vor dem leuchtenden Blick des jungen Soldaten.

„Ich konnte doch nicht so in den Krieg, ohne das liebe Dörfchen noch einmal gesehen zu haben — und dich. Eigentlich nur dich, Waltraut,“ bekannte er nach einer Pause.

Sie sahte schen nach seiner Hand. „Helmut, ich bin so stolz, daß du als Freiwilliger gehst.“

„Das Notabitur will ich auch noch machen.“ Er rechte seine schlanke Jünglingsgestalt in der grauen Felduniform. Das bartlose Gesicht sah noch so jung und knabenhaft aus, fast verträumt. „Wenn der Krieg zu Ende ist, studiere ich Musik; hoffentlich schießen mir die Kerle nicht die Weigenhand kaput.“

Waltraut schrak zusammen. Leise strich sie über seine Linke. „Nein, das dürfen sie nicht,“ sagte sie mit bebendem Munde.

„Ich werde mich schon wehren,“ lachte er sorglos.

„Ist dir gar nicht bang?“

Er schüttelte verwundert den Kopf. „Mir ist zumut wie vor einer großen abenteuerlichen Wanderfahrt in fremdes Land. Etwas Neues ruht verborgen.“

„Etwas Schreckliches.“

„Mag sein, aber ich kann mit ihm kämpfen. Du — du — du weißt ja nicht, wie das ist!“ Er jauchzte es fast.

Stauend blickte sie ihn an. Was war aus ihrem Jugendkameraden geworden? Es wehte sie etwas Heißes, Starkes aus ihm an. Ein Neues drängte ihr entgegen und griff nach ihrem Herzen, daß der Atem ihr stockte.

„Helmut!“ Der Name rang sich fast klagend von ihren Lippen.

Er beugte sich zu ihr herunter. „Tut es dir leid, daß ich gehe?“ fragte er leise. Sie nickte heftig mit dem Kopf. „Möchtest du, daß ich daheim hinter dem Ofen bliebe?“ „Nein, o nein! Nur —“ Sie drehte sich fast trotzig von ihm ab; sie schämte sich.

Da strich eine heiße Jungmännerhand zage über ihren kühlen Nacken. Sie regte sich nicht.

„Ich hab' dich lieb, Waltraut.“

Sie hörte sein Herz in der Stimme klopfen, und es wurde ihr so bang, daß sie zurückwich und hilflos zu weinen begann.

„Ich bin zum letztenmal hier, Waltraut, was du mir heute nicht gibst, kannst du mir vielleicht nie geben,“ bat er stürmisch.

Langsam drehte sie sich um und sah ihn an. Ihre Augen hingen an seinen, als wollte sie bis in die Tiefe seines Wesens hinuntertauchen. Fremd und doch vertraut schien es ihr, nie gekannt und doch voll Sehnsucht geahnt.

„Ja, ich hab' dich lieb,“ sagte sie schlicht und legte die Arme um seinen Hals. Da küßte er sie.

Über die Kornfelder schossen die Schwalben mit schrillen Jubelschrei. Drüben auf den Wiesen luden sie Korn trotz des Sonntags. Kein Tag und keine Stunde durfte verloren gehen, damit die Ernte geborgen wurde; auch das war Vaterlandsdienst. Pfadfinder und Wandervogel halfen den Bauern; man hörte ihr Singen und Lachen.

Vom Haus hinter den Pappeln her kam ein suchender Blick. Eine Mutter stand in schweren Sorgen. Sie sah die zwei jungen Menschen, die sich umschlungen hielten, als gebe es nichts, das sie trennen könnte. Sie schüttelte leise den Kopf. Eine weltliche Vernunftstimme sprach trockene harte Worte zu ihr. Diese zwei, so blutjung, noch Kinder fast, und so arm beide, und das Brot des Künstlers so hart und unsicher . . .



Der Schnitter Tod. Nach einem Gemälde von Walter Crane. Cop. 1903 by Photographische Gesellschaft.

Die beiden kamen langsam näher. Sonnengold lag über ihren Häuptern und segnete ihre junge Liebe. Sie gingen über Gras und Blumen, als schwebten sie, und die Ähren zu beiden Seiten des Weges neigten sich vor ihnen.

Da verstummte die häßliche kalte Weltstimme und schämte sich in dieser großen Zeit, daß sie noch reden konnte und Worte hatte.

Die Jungen traten in den Pfarrhof, und ihre Hände lösten sich auch nicht, als sie die Mutter erblickten. Ein warmer Schein ging von dem sanftesten alternden Gesicht aus.

„Dieser Tag ist euer Tag,“ sagte sie gütig. „Die Zukunft gehört euch nicht, und sie ist dunkel; was einst war, ist vergangen für euch. Aber heute — freut euch heute von ganzem Herzen — —“ Sie brach ab und lächelte schüchtern. „Fast fange ich an zu predigen wie der Vater. Geht in den Garten, ich habe euch Obst und Butterbrot in die Laube gestellt.“

Sie gingen durch die schmalen Gartenwege, dicht nebeneinander. Die Rosenbüsche griffen nach des Mädchens Kleidern, als wollten sie es necken, weiße Schmetterlinge wirbelten über den Kohlbeeten, aus den blühenden Blumenrabatten quoll der süße, keusche Duft der Reseden.

Und von Westen tönte wie ferner Donner das dumpfe Rollen der Belagerungsgeschütze von Verdun.

„Junge Regimenter drangen mit großer Tapferkeit westlich Langemarck vor und stürmten unter dem Gesang von ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ die feindlichen Schützengräben.“

Jubelnd lag es Waltraut vor. „Da war er dabei, Mutter, dort steht sein Regiment. Ach, ich sehe ihn wie er vorwärts stürmt und wie er dabei singt, das ist so ganz Helmut. Ob sein blondes Haar wohl wieder gewachsen ist? Ich meine immer, es müßte beim Sturm um seine Schläfen gestogen sein.

Kannst du dir vorstellen, wie er aussah? Er hat nicht an Tod und Blut und Wunden gedacht, sondern nur, daß es vorwärts gehen muß zum Sieg. Und an sein Vaterland. Daß man ein Volk, ein Land so lieben kann!

Mutter, ob er wohl auch an mich gedacht hat in diesem Augenblick?“

Die Mutter lächelte leise und schmerzlich, und schwieg.

Am Jferufer ist es Nacht. Sachte rauschen die Wellen und schlagen plätschernd ans Land. Sie glänzen silbern im Mondlicht und sind klar und rein, obgleich manches Tapferen Blut mit ihnen dem Weltmeer zufließt. Im Osten steht ein roter Brand am Himmel, der aufloht und abbläht wie ein Nordlicht, und in kurzen Abständen murren schwere Kanonen in der Ferne.

Da weht ein Seufzen auf aus der Heide und ein Stöhnen. Wo die entblätterten Birken schwarz gegen den Himmel stehen, liegen die jungen Helden dicht beieinander, in Reihen vom Maschinengewehr dahin gemäht. Hier und da regt sich noch eine Hand, ein Fuß. Ein graustruppiger Kriegshund mit der vollen Feldflasche am Halsband schnuppert am Boden und hält an, als eine matte Hand nach ihm greift.

Dann eilt er zurück zu seinem Führer.

In der Ferne bewegt sich ein Licht und kommt näher.

Etwas abseits von den Kameraden liegt ein junger Soldat, von den Jüngsten einer. Das blonde Haar läßt die Stirne frei, der Helm ist ihm entfallen, sein Bajonett ist rot von Blut. Auf den hartgeschlossenen Lippen liegt das jubelnde Bekenntnis: ‚Deutschland, Deutschland über alles‘.

Junge Regimenter stürmten mit großer Tapferkeit die feindlichen Schützengräben.

O ihr jungen Helden, ihr unsere Söhne!



Schweizerische Gebirgsartillerie.

## Die Neutralität der Schweiz.

Von \* \* \*

Ein englisches Fliegergeschwader hat unter grober Verletzung der schweizerischen Neutralität das schweizerische Gebiet überflogen und von dort aus einen rechtzeitig abgewehrten Angriff gegen die Zeppelin-Werft bei Friedrichshafen unternommen. Angesichts dieser Mißachtung der strikt innegehaltenen schweizerischen Neutralität dürfte der nachstehende Artikel, der einen angesehenen Schweizer zum Verfasser hat, besondere Beachtung finden.

**N**eutralität — das Wort hat vielleicht keinen so guten Klang in einem Land, das unter Anspannung aller seiner Kräfte einen großen Krieg um seine Existenz mit einer Begeisterung und Opferfreudigkeit führt, die selbst das Ausland bewundernd anerkennt. Ein Urteil über die Mehrzahl der neutralen Staaten zu fällen, mag zurzeit schwierig sein. Ueber das Verhalten der Schweiz aber hörte man bisher fast nur anerkennende Stimmen, von deutscher wie von anderer Seite.

Worauf beruht die Neutralität der Schweiz? Zunächst natürlich auf der Garantie der europäischen Großmächte. Dann aber wohl ebenso sehr auf der Ausbildung und Stärke ihres Heeres, einer Armee, die der Deutsche Kaiser vor kurzem gleichzeitig mit dem General-Pau kennen lernte und über die er sich, wie wir Schweizer glauben, nicht nur aus Höflichkeit recht anerkennend äußerte. Diese Armee ist unterstützt durch die natürlichen Vorteile, die unser Land insbesondere einer Verteidigung bietet. Eine weitere und wohl nicht die unwichtigste Stütze unserer Neutralität beruht sodann in dem festen Willen eines ganzen Volkes, neutral sein zu wollen und seine Unabhängigkeit im Notfall nicht nur mit großer Tapferkeit, sondern auch gut gerüstet zu verteidigen. Diese moralische Neutralität kommt hinzu zur militärisch-politischen. Die Schweiz ist mit Ernst neutral. Sie schießt nach keiner Seite. Ihre Truppen stehen an allen Grenzen. Bündnisgedanken hat sie nie gehabt, und Geheimbünde sind bei ihrer staatlichen Organisation unmöglich. Auch die Zusammensetzung der Bevölkerung aus drei verschiedenen Nationalitäten mit verschiedener Sprache und verschiedenen Sympathien und Neigungen erlaubt nie eine einseitige Parteinahme und bildet mit einer Gewähr für die schweizerische Neutralität.

Sicherlich erhebt sich aber unter einem im Kampf begriffenen Volk die Frage, wie es insbesondere den sprachverwandten Nachbarn möglich sein kann, neutral zu bleiben in einem Kampf, der die halbe Welt bewegt. Da muß nun eben bedacht werden: neutral sein heißt nicht gefühllos, sympathielos sein. Auch der Schweizer hat Sym-

pathien, aber er weiß, daß er diese dem Befehl seines Vaterlandes unterordnen muß, dessen Aufgabe in dieser Zeit ist, zu helfen, daß der Friede wenigstens in einem Teile Europas gewahrt bleibt; daß der Friedensgedanke doch nicht ganz untergeht in einer Zeit unabsehbaren Kriegs. Ist dies nicht auch eine hohe Aufgabe für ein Land? Wir decken den kämpfenden wenigstens auf einer Seite den Rücken, wir halten friedlichem Handel und Wandel wenigstens einen Weg offen. Für Deutschland ist dies zweifellos von nicht geringem Wert. Die öffentliche Anerkennung, die dieses Land der Neutralität Hollands und der Schweiz bezeugt, zeigt, daß es die Opfer zu würdigen versteht.

Denn es ist auch nicht leicht, neutral zu sein. Wirtschaftlich leidet unser Land beinahe wie ein kriegführendes. Unsere Männer liegen an der Grenze, die Fabriken stehen teilweise still, der Handel stockt, der Fremdenverkehr ist fast eingestellt. Und bei all diesen Schäden ist für die Schweiz nichts zu gewinnen. Das müssen unsere Nachbarn ansehen: Auch neutral sein ist ein Kampf, der Opfer fordert, denn es bringt der Krieg viel Not auch über uns. Die Schweiz ist aber neutral nicht nur für sich, sie ist es für Europa. Sie wird auch nach dem großen Krieg wieder ein Bindeglied sein, um die sich jetzt hassenden Völker aufs neue zu einer Kulturgemeinschaft zu verbinden.

Im einzelnen ist es ja oft nicht leicht, in der Durchführung der Neutralität es allen recht zu machen, und es hat an einzelnen Entgleisungen darin auch nicht gefehlt. Schweizer Künstler haben sich hinreißen lassen, einen Protest gegen die Beschießung der Kathedrale von Reims zu unterzeichnen, und es ist ihnen das von deutscher Seite nicht mit Unrecht verübelt worden. Weniger gerecht war es, den Schweizer Zeitungen vorzuwerfen, daß sie ihre Spalten allen Telegraphenagenturen und Meldungen öffnete. Denn das erforderte die Neutralität. Es ist um so gefährlicher, als eine Irreführung durch Lügenberichte bei einem so ruhigen, überlegenden Volk nicht leicht möglich ist. Hören aber möchten wir alle. Der Grad der Wahrheit der Meldungen läßt auch die Gerechtigkeit und Ehrlichkeit einer Sache beurteilen! Deutschland hat im neutralen Ausland viel Sympathien, vielleicht mehr als es denkt. Doch darf es jetzt nicht verlangen, daß man sie über die erste Aufgabe des Landes stellt: peinlich neutral zu sein. Jedem zum Nutzen, niemand, besonders Deutschland nicht, zum Schaden.



# Briefe vom Kriegsschauplatz.



## Schleierdienst.

(Aus dem Feldbrief eines Grenadiers.)

Sternklare Mondnacht! Unter Geflüster sammelt sich ein Zug und ein Halbzug unserer Kompanie in den etwa 1000 m vom Gegner entfernten Unterständen, um näher an den Feind heran einen Schützengraben auszuheben. Während der eine Zug, mit Schanzzeug versehen, bestimmt ist, die Schanzarbeit zu verrichten, hat unser Halbzug die Aufgabe, etwa 150 m weiter vorzudringen, auszuschwärmen und als sogenannte Schleier die arbeitenden Kameraden vor etwaigem Überfall zu schützen. Lautlos nehmen wir unsere Stellung ein und legen uns auf den harten, spärlich bewachsenen Boden nieder, unter scharfer Beobachtung der uns gegenüberliegenden Waldstreifen, die der Feind besetzt hält.

Kein Laut durchbringt die feierliche Stille. Nur dann und wann huscht ein aufgeschreckter Vogel an uns vorüber, ein Warnungssignal, die Aufmerksamkeit aufs äußerste anzuspannen. Da plötzlich das scharfe Stechen und Hacken unserer Kameraden, die ihre nächtliche Arbeit beginnen, um den in vorderster Linie stehenden Kämpfern eine schützende Stellung zu errichten. Wegen der gefährlichen Nähe des Gegners ist es unmöglich, solche Arbeit am Tage zu verrichten. Es muß die an und für sich schon spärliche Nachtruhe geopfert werden.

Auf der uns gegenüberliegenden Landstraße fährt ein Wagen vorüber, dessen Knarren verrät, daß er schwer beladen ist. Bringt er unseren Feinden Nahrungsmittel? oder Geschosse, deren unheimliches Pfeifen morgen die Luft erschüttern wird? Wir hören deutlich die anfeuernden Rufe des Wagenführers. Auch der Klang eines Hornes mischt sich dazwischen. Dies gibt der Landschaft ein so friedliches Gepräge, daß unwillkürlich die Gedanken zu den Lieben in der Heimat schweifen. Wie friedlich mögen sie daheim jetzt ruhen und schlafen, ohne zu ahnen, daß wir hier, wenige Schritte vom Feind entfernt, die sternklare, aber kalte Octobernacht auf dem Boden liegend durchwachen müssen.

Der Tau macht Boden und Kleider naß. Ein Frostgefühl durchrieselt den Körper. Wie glücklich sind die hinter uns arbeitenden, von uns beschützten Kameraden. Sie können sich bewegen, können sich warm arbeiten, während wir hier frei und ungedeckt auf dem naßkalten Boden stillliegen

und unsere ganze Aufmerksamkeit dem feindlichen Gegenüber zuwenden müssen.

Langsam schleicht die Zeit — endlich ist es 11 Uhr. Ein leises Flüstern hinter uns. Es ist eine Patrouille, die gegen die feindliche Stellung abgeschickt wird, um das Verhalten des tagsüber im Anmarsch beobachteten Regiments zu erkunden.

Mit einem schlichten „Macht's gut!“ verabschieden wir die wackeren Kameraden, als wenn es sich um einen Spaziergang handele. Bald sind die drei Gestalten — drei deutsche Familienväter — unseren Blicken entschwunden. Werden wir sie wiedersehen? Einen Augenblick mag diese Frage wohl unsere Herzen streifen, aber bald ist sie wieder vergessen. Ein jeder hat augenblicklich mit sich selbst zu tun. Das Auge sucht das Dunkel zu durchdringen, das über der feindlichen Stellung lagert, von der Tod und Verderben droht.

Träge fließen die Stunden. Immer unangenehmer macht sich die Kälte bemerkbar. Gegen 2 Uhr morgens heben sich von dem rechts liegenden Waldbrand dunkle Gestalten ab. Ein scharfer Knall erschüttert die Luft, und die Gestalten sind wieder verschwunden. Der Schuß löste hüben und drüben immer stärker werdendes Gewehrfeuer aus, das sich bis nahe heran an unsere Stellung rollt. Diese Abwechslung läßt uns für einige Zeit die empfindliche Kälte vergessen, die unsere Körper quält. Den Kolben an der Wange, erwarten wir den Augenblick zum Gebrauch der Waffe. Es ist befohlen, nur im äußersten Notfall zu schießen, um unsere Stellung

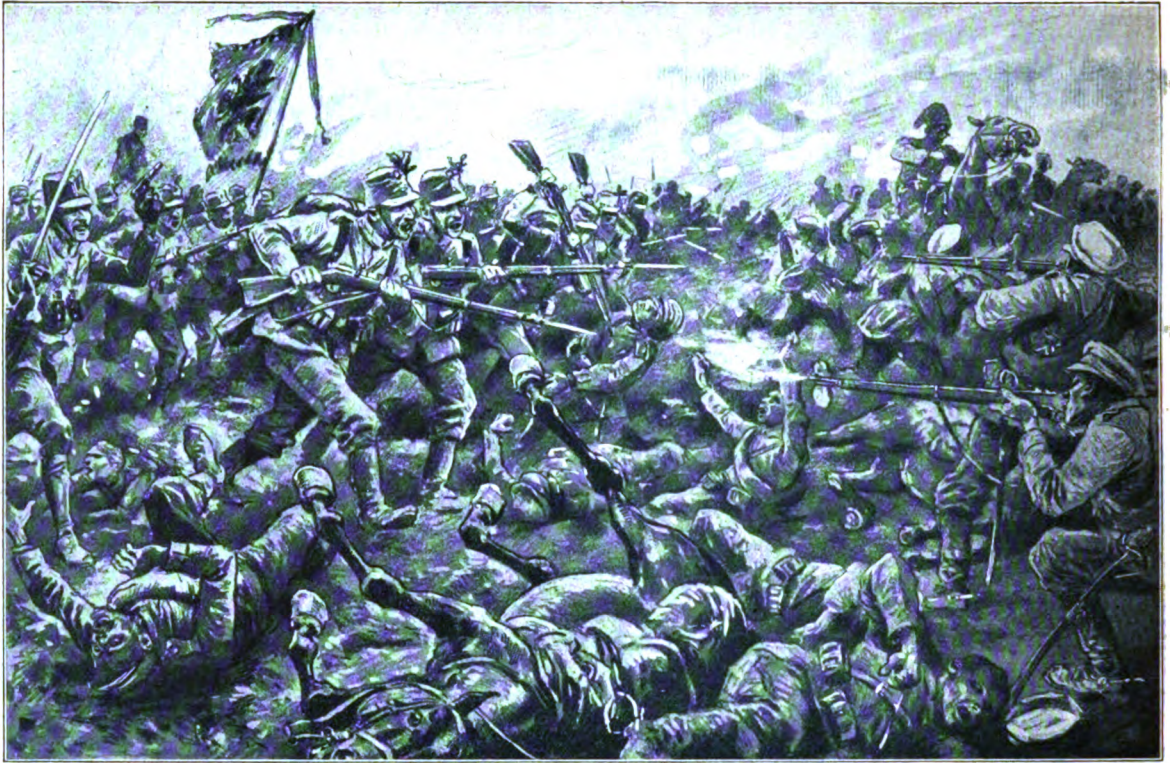
nicht zu verraten und damit unsere Arbeit zu vereiteln. Wie ein kochender und brausender Segentessel liegt das Tal vor uns, bis endlich die wuchtigen Schläge unserer Artillerie mit ihren pfeisenden Granaten Ruhe gebieten, ohne daß wir gezwungen waren, zu feuern.

Totenstille tritt wieder ein, die nur von einem herzzerreißend klagenden „Monsieur camarade docteur!“ wieder und wieder unterbrochen wird. Ein verwundeter französischer Soldat sendet die klagenden Rufe hinaus in die Nacht, ohne daß ihm die ersehnte Hilfe zuteil werden kann, weil er mitten in der Feuerlinie liegt. Sie tönen bis in den eisigen Morgen hinein, um, schwächer und schwächer werdend, mit Tagesanbruch gänzlich zu verstummen. — Ein Kämpfer weniger, eine unglückliche Familie mehr!



Kriegskameradschaft. Ein Husar schreibt für einen verwundeten Matrosen eine Feldpostkarte. Cop. Vereingde Fotobureaux, Amsterdam.





Österreichischer Bajonettangriff in den Kämpfen in Russisch-Polen. Nach einer Zeichnung von Fritz Bergen.

## Österreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

### IX. Wenn man Pech hat . . .

Zu Anfang des November war es, da stiegen unsere Wiener Hausmeister auf die Dachböden, holten die Fahne hervor, die dort hübsch eingerollt zwischen Haufen alten Gerümpels schlief, rieben den goldbronzierten Knauf glänzend, alle unsere Dachluken standen schon erwartungsvoll offen zur schwarz-gelben, rot-weiß-grünen, schwarz-weiß-roten Fahnenfeier — da wurde sie abgefagt.

Damals gingen die Österreicher von Zwangorod, die Deutschen von Warschau zurück. Nicht geschlagen zwar, aber immerhin, sie gingen zurück. Geseigt hatte einzig die Brutalität der Zahl, der plumpe Kolos einer sich stumpf und dumm heranwälzenden Übermacht, die Rußlands einziger Aktivposten in diesem Kriege ist. Die Verbündeten wichen aus, die russische Walze gewann den verlorenen Boden wieder, allerdings nur, um sich nach drei Wochen zu überzeugen, daß dieser stumpfsinnig erzwungene Vorstoß vielleicht schlimmer als eine Niederlage war. Denn die Hindenburger reiten schnell, das Blatt begann sich zu wenden, und der Petersburger Fanfarenjubil erfror in der Siegestrompete, die man in Väterchens getreuester Hauptstadt immer ein wenig vorschnell zu blasen liebt.

Übrigens, die Fahnen von Wien flogen doch im ersten Novemberschnee. Die Siege in Serbien waren wenigstens eine kleine Abschlagszahlung für Zwangorod und Warschau, die nun eben ein bißchen später in unserem Siegeskalender stehen werden. In der Mathematik des Krieges, den österreichische Herzen und deutsche Fäuste führen, wird die gehirnlose, prophig, asthmatisch sich blähende Zahl durchaus nicht bis zuletzt ausschlaggebend sein. „Wir standen“, sagte ein österreichischer Heerführer zu den Journalisten, die ihn um Siegesnachrichten sekkierten, „wir standen zu den Russen ursprünglich im Verhältnis drei zu eins. Seit Hindenburg, Lemberg und Przemyśl hat

sich das auf, sagen wir: zwei zu eins gebessert. Nun wollen wir geduldig und fleißig arbeiten, bis eins zu eins erreicht ist.“

∞

Aber ich wollte von einem erzählen, den vorläufig keine hindenburgische und keine hözendorfsche Strategie darüber tröstet, daß er bei Zwangorod — also ungefähr zwei zu eins — Pech gehabt hat.

Es ist noch nicht lange her, daß er, Leutnant i. d. R. bei den Feldkanonen, ausrückte. Die Brust voll Hoffnungen, Blumen auf dem Tschako, einen zerlesenen Liebesbrief eingenäht in den Waffenrock, und um den Hals, seiner alten Mutter zuliebe, ein silbernes Medaillon der heiligen Barbara, die auch im Krieg der 42-cm-Mörser die Schutzfrau jedes braven Artilleristen geblieben ist.

Er kam gerade recht zum Sturmmarfch auf Zwangorod. Als wir ihn noch in den Karpathen glaubten, ritt er schon durch Galizien, und als wir ihm nach Przemyśl schrieben, antwortete er aus Polen.

Dann lange nichts, und als die Telegramme über den Vormarfch der verbündeten Heere um einen Ton weniger zuversichtlich zu werden schienen, griff die alte Mutter unseres Helden „i. d. R.“ mit zitternder Hand nach den Verlustlisten, deren grobes, graues Papier die Rehrseite auch des glänzendsten Sieges ist.

Zu schrieb, schon mit ein wenig gepreßtem Herzen, eine der hübschen rosenroten Feldpostkarten an den Freund in irgendwo: „Was ist, wo bist du, und schreib doch in Dreiteufelsnamen der alten Frau eine Zeile . . .“

Fünf Wochen nach seinem Ausrücken kam die Antwort, seine Hand, aber . . . aus Prag. Vier Zeilen, nach jenem heroischen Schema, das in Ungarisch, Böhmisf, Polnisch und Deutsch dem „steinernen“ Deutsch des Ge-



Ein Feldgeistlicher hört die Beichte eines verwundeten Soldaten an. Fhet. Ritterhet. O. n. b. G., Wien.

neralquartiermeisters nicht nachsteht. Der Reserveleutnant schrieb: „Ich liege in einem Prager Hilfsspital. Bekam vor Zwangorod einen Schuß ins Knie. Die Mama soll nicht flennen, es geht mir eh schon ganz gut.“

Es ging ihm natürlich gar nicht besonders gut, aber eigentlich nicht so sehr von wegen des zerschossenen Knies,

sondern weil er die deutsche und österreichische Taktik des „Sich-Verfammelns in einem günstigen Abschnitt“ als eine ausgerechnet ihm aufgesparte Infamie erklärte.

„Hast denn du eine Idee, wie fesch wir dort oben vorwärts gekommen sind!“ sagte er und drehte sich mit seinem bandagierten Bein ätzend auf die andere Seite. „Ihr könnt's leicht reden, daheim, von Strategie und



Vom Österreichisch-ungarischen Kriegshauptlag: Ein Feldlazarett. Fhet. Ritterhet. O. n. b. G., Wien.

Taktik und Defensiv und daß der Krieg ein Schachspiel ist. Aber hau' du einmal einem ekelhaften Kerl, der dich sekkiert hat, seit du auf der Welt bist — hau' du dem eine Saftige hinein, und wie du erst ordentlich und mit Genuß ein zweites Mal ausholen willst, fällt dir einer von hinten in den Arm und sagt: Nicht jetzt, ein anderes Mal!"

Ich schweige und denke, erschüttert, was der Hindenburg nun zu dieser „Manöverkritik“ meines kleinen österreichischen Reserveleutnants sagen würde. Er ist jetzt übrigens im Ernst böse. „Du,“ sagt er gereizt, „also mir scheint gar, du lachst. Aber schind' du dich fünf Wochen für nichts und wieder nichts und lehr' dann um und erzähl' den Leuten: nig war's...“

Ich weiß ja genau so gut wie du, daß wir vorläufig da oben nicht aufkommen wären. Aber glaubst du, daß tröstet einen, da in dem ekelhaften Bett zu liegen, Pech gehabt zu haben und sich denken zu dürfen: die Nächsten werden es schon richten?

Ich seh' mich schon, wie ich in sechs Wochen auf der Ringstraße herumhatschen werd', mit dem Stock, und wenn ihr mich frag's, was ich eigentlich gemacht hab', darf ich sagen: „Danke der Nachfrag'“; bei Zwangorod war ich, aber das erstemal, wie wir haben abspaschen müssen."

Das nimmt mir keiner weg, mein Lieber. Was hab' auch ausgerechnet ich dabei sein müssen, wie dort oben noch zehn so russische Kerle auf einen Österreicher gekommen sind. Grad nur ein bisschen auspußen haben wir dürfen, dann adieu, Schluß, Feierabend und marsch ins Bett. Das ist dir was, du, so ein verhindertes Feld von Zwangorod, der dann, wenn die Unseren das verfluchte Nest doch nehmen werden, mit einem Umschlag bei den Karboldragonern liegt und an sein Pech denkt. Denn das ist doch ein Pech: vier Wochen sit' ich pumpergesund auf meinem Gespedten, als Aufklärer; ich glaub', nicht im Manöver kommst du so glatt weiter, wie wir damals in Polen. Jeder Tag ist dir wie ein Glück, die Russen haben wir immer nur von hinten gesehen, dann und wann ein Lechtelmechtel, aber zu Mittag war immer das frische Gullasch da. Und wir fesch vorwärts!

Zwölf Kilometer vor Zwangorod! Wie wir das gewußt haben, ist jedem das Herz in der Brust stehen geblieben. Vor Freud', vor Überraschung, und dann gewiß auch ein bisschen, weil jeder von uns gewußt hat: so, allein mit dem Kadeks-Marsch, kann das nimmer lang weiter gehen. Es ist auch so nicht weiter gegangen, ich kann dir schon sagen: Kinderräder waren das nicht, mit denen die Russen jetzt zum Schießen angefangen haben.

In der Nacht, der letzten vor Zwangorod, schickt man mich vorwärts. Nachschau, die feindliche Artilleriestellung auskundschaften, so schnell als möglich. Ich häng' mir Karten, den Trieder um, den Schnaps, denn es war schon höllisch kalt; mein böhmischer Lacker, der Wenzel, reitet hinter mir auf seinem Lampel. Ganz einfach war die Geschichte grad nicht, hinter uns bimsen die Österreicher, vorn die Russen, dazu schießt jetzt auch schon die russische Infanterie Löcher in die Nacht. Esju, sffjuu pfeift es vorbei; die Luft ist mit diesen Lndern gepiekt wie ein Guglhupf mit Weinbeeren.

Bei einem Stadel seh' ich dann, daß es jetzt nicht mehr gut weitergehen wird, werf' die Zügel dem Wenzel zu, kriech' hinauf unters Dach und das Herz springt mir in den Hals: hinter dem kleinen Wald vor mir brennt und blickt es auf. Die russischen Kanonen! Schöner hätt' ich sie gar nicht erwischen können, reiß' meine Karten heraus,

den Bleistift, zeichne die Stellungen an — da schlägt es über mir mit Blitz und Donner ein; der Stadel fängt an wie Zunder zu brennen, ich, fertig, tapp' mich zu der Bodenleiter hin, ruf' den Wenzel, da kracht es in den Schindeln, ein paar Splitter fahren mir in das Gesicht, auf meinen Fuß — „Wenzel“, schrei' ich — auf meinen linken Fuß kracht etwas herunter wie ein riesiger eiserner Kofferdeckel, mir wird ein bisschen schwarz vor den Augen, aber der Wenzel ist da schon die Leiter aufkralt, holt mich, wie einen Mehlsack schleppt er mich hinunter, aber so bringt er mich ja natürlich nicht weiter. „Wenzel, Liebling“, sag' ich, „einen Gulden kriegst, wenn du jetzt ausnahmsweise gescheit bist und die Taschen da ordentlich heimbringst.“ Unsere Leute müssen die Zeichnung kriegen, das kapiert der Kerl zwar nicht gleich, will mich acht oder — ich weiß nicht — zehn Kilometer auf seinem Buckel davon schleppen, na aber du kannst dir schon denken, daß ich ihm Fuß' gemacht hab'...“

Er fährt ab und ich lieg', schau' meinem Stadel abbrennen zu, wart', bis unsere Batterie wieder schießen wird, und den' mir: mit dem Fuß tanzt du nicht mehr im Sossensaal.

So eine halbe oder ganze Stund' schicken die Russen schon noch ihre höllischen Konfetti grad über mein Bett, das mir der Wenzel gemacht hat. Du, aber dann haben dir meine Leute zum Bimsen angefangen! Nicht drei Lagen haben sie abgefeuert, sind die Russen stad geworden; das war meine letzte Freud' vor dem Einschlafen. Merkwürdig, drei Nächte hab' ich auf dem Pferd geschlafen, mit offenen Augen, fünf Minuten, und hab' dabei schon ungeheuer komplizierte Träume gehabt. Und jetzt, mit dem zerhossenen Knie, über mir die feschen Paketen der Österreicher, bin ich eingeschlafen wie in einem Gitterbett.

Ich weiß noch: von der Palme zu Haus hat mir geträumt, die unser Stubenmädels nie abstauben will. „Sie, Marie,“ sag' ich...“

„Ich bin nicht Marie,“ grinst mir da wer ins Gesicht. „Bin ich Wenzel,“ grinst er und hat einen polnischen Bauernkarren mitgebracht, packt mich ins Stroh, ich lieg' und mir ist, als ob der Wenzel meinen linken Fuß mitzunehmen vergessen hätte. Am Verbandplatz seh' ich einen von meinen Leuten, Schulterfuß; no, hab' ich euch das gestern vielleicht nicht fein aufgezeichnet, kann ich noch fragen, dann wird auch schon wieder alles grau, und ich muß mich über unsere Marie giften, die die Palme natürlich noch immer nicht abgestaubt hat.“

Im Spital in Prag hat dann der Reserveleutnant die Zeitung verlangt und hört, daß es damals nichts war mit Zwangorod und Warschau. Seither schimpft er wie ein Rohrspatz über sein „damisches“ Pech, und es tröstet ihn kaum, wenn ihm die Schwester Katinka in ihrem schönsten Pragerdeutsch einen Spezialkursus in der Taktik Hindenburg und Högendorf gibt.

„Das ist ja alles schön und gut, Schwester,“ sagt er, „aber wann Sie jetzt auch noch so lieb böhmakeln: zu Haus werd' ich bis ans Ende der Welt erzählen müssen, daß ich dabei war, wie wir bei Zwangorod lehr'-euchmarsch gemacht haben.“

Stell'n Sie sich bittschön vor,“ schreit er, schlecht aufgelegt, „daß Sie grad dabei waren, einem ekelhaften Kerl, der Sie schon ewig sekkiert hat, eine hineinzu —“ „Ich stell' mir's schon vor,“ lacht Katinka, die Liebliche. „Aber jetzt, Herr Leutnant, werden Sie schlafen!“  
Lambert.



Ein österreichisch-ungarischer Kavallerieangriff auf dem serbischen Kriegsschauplatz. Nach einem Gemälde von Fr. Stenmayer.



# Der Weltbürger.

Ein Kriegerroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



Der schmierige Kutscher, ein hebräischer Mann mit schön gedrehten Schläfenlocken und einem Käppchen auf dem Scheitel, begrüßte Gebraken mit freundlichem Lächeln.

„Besser ssu fahren, als ssu gehen ssu Fuß, Herr Grof,“ meinte er. „Ssu Fuß tritt uns der Herr Soldot auf de Fieß oder der Herr Kosak reitet einen über den Hauf.“

„Was sollen denn nur die vielen Truppen?“ fragte Kurt. Da zog der Hebräer die Schultern bis an die Ohren, wedelte mit den Händen aus den Achselhöhlen und entgegnete:

„Was weiß der Isidor Pinkelès, ssu was se sammeln de Herren Soldoten. Se sind halt do, de Soldoten — nebbich!“

Dann rumpelte das Gefährt stoßend und schwankend über die mit tiefen, schlammgefüllten Löchern gesegnete, holperige Pflasterstraße, die rechts und links von prächtigen Läden und öffentlichen Gebäuden flankiert war. Ihre lange Zeile wurde übrigens öfter von einem jämmerlich verwahrlosten Hause unterbrochen. Und vor den Schaufenstern lungerte junges und altes Gefindel herum, meist barfußig. Soldaten mischten sich darunter, ihrer Gesichtsbildung nach oft tief aus den Steppen kommend. Wild und begehrtlich musterten sie die ausgestellten Herrlichkeiten, an denen sie sich nicht vergreifen durften. Aber ihre Offiziere hatten ihnen gesagt, jenseits der Grenze, da gäbe es noch viel schönere Dinge, die sie dann als Beute betrachten dürften. Und der stumpfe Sinn dieser Halbwilden träumte nun von nichts, als von Morden und Plündern drüben, in dem andern Lande, wo man damit umginge, das hei-

lige Rußland zu übersallen, um das Väterchen Zar abzuzecken, einen neuen, heidnischen Glauben einzuführen und andere Schandtaten zu begehen.

Nie hatte Kurt den Gegensatz zwischen der Ordnung und Sicherheit in Deutschland und dieser kaum übertünchten barbarischen Verlotterung Rußlands so empfunden wie jetzt, als er so in der schäbigen Kalesche durch die Straßen fuhr, vor sich den unkultivierten Kutscher, dessen Peies rechts und links des kleinen Tuchmüschens im Winde wehten. Er fühlte sich geradezu angewidert. Und nun noch die Bedenken über diese Massenanhäufung von Soldaten, die sich hier kaum zwei Tagemärsche von der Grenze stauten. Das deutete auf nichts Gutes.

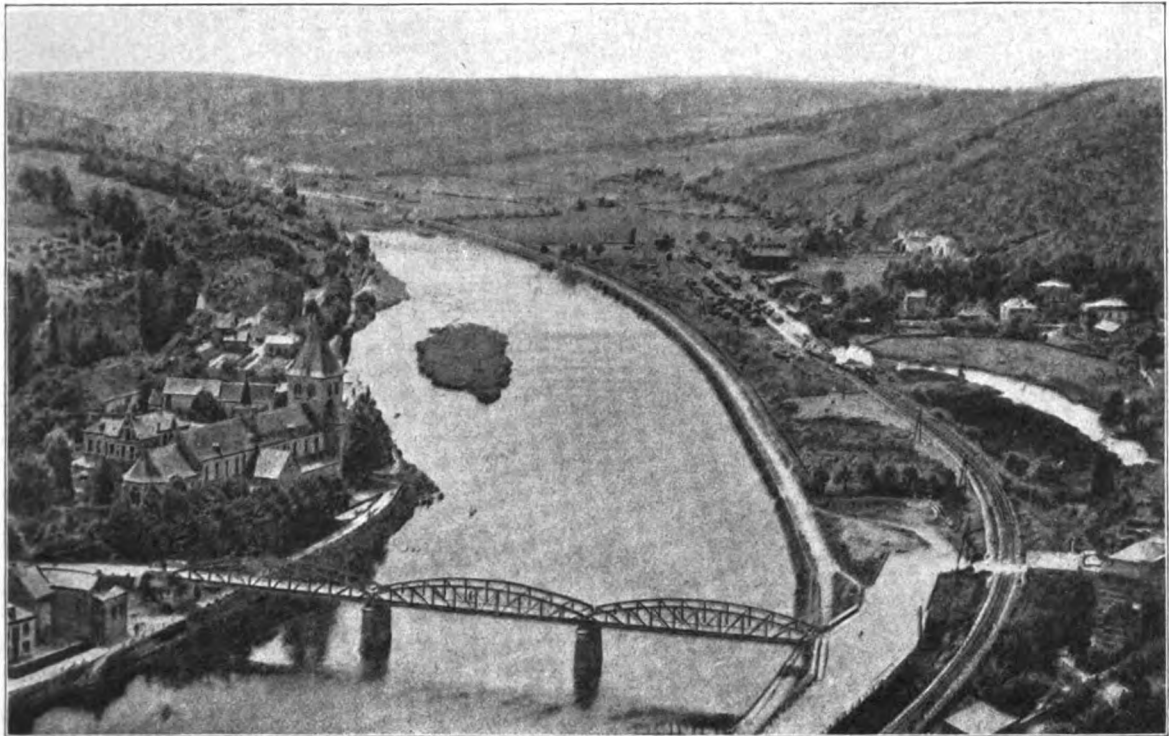
Jämmerlich ratterte und schwankte der Wagen, drohte öfter gar umzukippen, und der Kot spritzte, wenn's durch eins der Schlammlöcher hindurchging. Ein halbtrunkener Kerl in roter Bluse kriegte unversehens solchen Spritzer ab. Er hob seinen Knüttel drohend gegen Kurt und gröhnte: „Wart' nur, du deutsches Schwein! Euch wollen wir's noch eintränken!“

Was bedeutete das alles? Zäh schien sich die Volksstimmung seit den wenigen Wochen, die er in Deutschland verbracht, geändert zu haben, denn der truzigen Gesichter, die ihm, den hier fast jeder kannte, herausfordernd nachblickten, sah er viele. Nun fuhr der Wagen durch Seitenstraßen dahin. An einer hohen Mauer, von einem finsternen Gebäude überragt, ging es vorüber. Ein Gebälk wie eine riesige Teppichstange ragte darüber hervor. Dort baumelte in grauem Sünderhemde ein Gehentker.

Schaudernd wandte sich Kurt ab vor dem entsetzlichen Schauspiel.



Der deutsche Michel. Nach einem Gemälde von Martin Wiegand.



Blick auf das Tal der Maas bei Hastiere im Süden von Namur. Das schöne Tal, das die Schrecken des Kriegs gleich nach Kriegsausbruch kennen lernen mußte, bildete eine der deutschen Vormarschlinien gegen Oivet und Reims. Es war der Schauplatz fanatischer Franktireurüberfälle auf die deutschen Truppen, und die blühenden Städte und Dörfer mußten zum Schutz der Deutschen größtenteils in Trümmer gelegt werden.

„Was mag der Unglückliche verbrochen haben?“ fragte er den Kutsher.

„Was wird er haben verbrochen; Herr Graf? Püh, was wird er haben verbrochen? Er wird haben verbrochen, was viele verbrechen, wo man nicht läßt machen bammel bammel an den Balken vons Gefängnis, nu, wo man macht seine Knickjen und sagt: Untertänigster Diener, Hochwohlgeborene Eure Erzcellenz. Aber er hat nix gefogt, der Jsidor Pinkeloz, nix hat er g'fogat. Nebbich!“

Er zog die Schultern wieder hoch und trieb seinen Klepper an. Durch ärmlichere Straßen der Vorstadt ging's, dann ragten in der Ferne hoch über die niederen Dächer die schlanken, gewaltigen Gassen der Gehrlens-Werke gen Himmel. Dann kamen freundlichere Straßen, die von den hübschen Arbeiterhäuschen der Fabrik besäumt waren. Meist lagen sie hinter kleinen Vorgärtchen. Fruchtbehängene Bäume und mächtige Sonnenblumen lugten über den Zaun. Es war, als täte sich eine andere Welt auf, eine Welt, in der deutsche Tatkraft, deutscher Ordnungssinn und großzügigster Unternehmegergeist die Zügel führten. Und waren es auch russische und hauptsächlich polnische Laute, untermischt mit dem originellen Jiddisch der kleinen Hebräer, die aus den Scharen der sich auf der Straße tummelnden Kinder hervorschallten, es war doch, als habe hier gegenüber der Scheinzivilisation, die sich sonst überall breit machte, wohin moskowitische Knutenherrschaft ihren

Fuß gesetzt hatte, eine echte Zivilisation ihre segensreiche Herrschaft angetreten.

Kurt fuhr an seinem vornehmen Herrschaftshause vor. Wie eine Insel lag es mit seinen schönen, wohlgehaltenen Anlagen schloßähnlich zwischen dieser rauchenden, lärmenden Welt industrieller Arbeit. Hier hatte der Onkel Benjamin lange Jahre wie ein kleiner König gefessen, hatte elne großzügige Gastfreundschaft geübt, hatte sich dadurch und durch seine offene Hand großen Anhang unter der russischen Gesellschaft erworben und war so nach und nach selber zum Russen geworden, das Prototyp eines anpassungsfähigen Deutschen, der in der Ferne den vielleicht klugen, aber nicht sonderlich herrischen Spruch wahrmacht: „Man muß mit den Wölfen heulen.“ — Sonst hatte der Onkel Benjamin freilich seine nationalen Eigenschaften bewahrt, und wenn er in der Familie daheim in Deutschland immer nur „der Russ“ genannt wurde, so hatte man doch eine gewisse Hochachtung vor ihm, zumal er es auch verstanden hatte, viel Geld zu machen. Nicht zum wenigsten während des russisch-japanischen Feldzuges hatte er durch bedeutende Armeelieferungen viele Millionen verdient, so viele, daß er nachmals ein wenig lässiger wurde im Geldverdienen und sehr zufrieden war, daß ihm Kurt mehr und mehr und schließlich gänzlich diese Sorge abnahm, so daß er seinen Lieblingswunsch, aus der schmutzigen Provinzstadt nach dem glänzenden Petersburg überzufiedeln,

endlich ausführen konnte. Nun war Kurt alleiniger Herr der ausgedehnten Fabriken und Herr auf diesem wunderbaren, mit allem Luxus ausgestatteten Sitze, und ein Gefühl des Behagens kam in ihm auf, als er an der Rampe vorfuhr.

„Mein Ißig fühlt sich sehr geehrt, daß er hat fahren dürfen den allergeheimsten Herrn Großen Kommerzienrat vor sein Haus, was ist wie die Burg Davids zu Jerusalem,“ sagte der Kutscher, schmunzelnd seinen reichen Lohn einstreichend. Dann ratterte das Gefährt wieder davon, das in seiner Armseligkeit einen so krassen Gegensatz zu der Villa mit ihrem säulengetragenen Portikus bildete.

„Alles in Ordnung, Friedrich?“ fragte Kurt seinen herbeieilenden Diener.

„Ja, im Hause ist alles in Ordnung, Herr Gehrens. Aber wie es sonst hier aussieht, das werden Sie wohl bemerkt haben. Man wird sich ja seinen Vers dazu machen können.“

„Und welchen Vers macht man sich dazu?“

„Daß wir dicht vor dem Krieg stünden, daß man es auf Deutschland abgesehen habe. Und weiter südlich in Polen soll's gerade so aussehen. Da geht's gegen die Österreicher.“

„Einschüchterungsversuche, damit Österreich nicht zu schlimm mit der heißgeliebten serbischen Mörderbande ins Gericht geht. Sie werden einen Krieg nicht riskieren. Es stünde denn doch zuviel für sie auf dem Spiel. Na, wir müssen halt abwarten, bis dies Säbelgerassel wieder aufhört,“ bemerkte Kurt.

Er durchschritt die weite Halle und ging die Marmorstufen zum Innern des Hauses hinauf. Da überkam ihn in verstärkter Gewalt das Gefühl der Einsamkeit, das ihn so lange schon bedrückte. Und die, die es ihm verschleichen konnte, die dies schöne Heim erst mit Licht und Wärme erfüllen sollte, die hatte ihn fortgeschickt. Sein Traum, daß ihre anmutige Gestalt hier einst neben ihm wandeln würde, war dahin. Irenes Vorurteil, das ihm eine so bittere Lehre gab, würde zur Folge haben, daß er den Spuren des Ohm Benjamin folgte, daß er unvermählt blieb und das Leben nicht in schöner Harmonie mit einem geliebten Weibe genießen würde. Gewiß, Hunderte deutscher Mädchen würden ihm mit Freude in die Ferne folgen, ohne nationale Bedenken, würden glücklich sein, in eine „glänzende Position“ zu kommen, aber das fühlte er jetzt, daß ihn Anmut, Bildung, liebenswürdiges Wesen und gute Familie bei einer Frau allein nicht mehr reizten. Er wollte mehr haben: Charakter, eine starke Lebensauffassung, so, wie sie Irene gezeigt hatte, mochte ihr Standpunkt noch so vorurteilsvoll sein. Er brauchte jemand neben sich, der ihm in seiner Art ebenbürtig war, eine tapfere, feste Kameradin. Und immer wieder mußte er, trotz aller Bitterkeit, die

ihn dabei erfüllte, an die Tochter des Professors denken. Der Gedanke, den der Onkel Benjamin vertrat: zur Verstärkung seiner russischen Sache eine Russin zu heiraten, kam ihm schon gar nicht mehr. Maruschka war ja der Typ einer Russin und hatte sicherlich viele Vorzüge, aber in den wenigen Tagen ihres Zusammenseins hatte er es tief empfunden, welch eine gewaltige Kluft gähnte zwischen deutschem Fühlen und Denken und der Art, wie die russische Frau der höheren Stände das Leben auffaßt. Dem Geschmack abzugewinnen, hätte er ganz Bohemien sein müssen, und er war alles andere als das. Ordnung und Pflichtgefühl, innere Gediegenheit waren ihm doch zu sehr von Hause überkommen, als ein unveräußerliches Erbteil aus der bescheidenen, aber gediegenen Welt der kleinen Leute, aus der seine Familie hervorgegangen war, aus der sie sich erst in stetem Ringen herausgearbeitet hatte.

Aber jetzt konnte sich Kurt nicht lange mehr mit diesen Stimmungen und Erwägungen befassen. Sie waren schon abgeschüttelt, als er seine Gemächer betrat. Andere Fragen wurden jetzt an ihn gestellt, und es hatte ganz den Anschein, als ob seine Tatkraft, seine Entschlossenheit, seine kaufmännische Dispositionsgabe nun vor ihre höchsten Aufgaben kämen. Und wenn er auch nicht daran glauben mochte, daß Rußland wirklich einen Krieg riskierte, diese Soldatenwirtschaft und diese Truppenzusammenziehungen mußten doch schwere Unzuträglichkeiten für die Werke mit sich bringen.

Unverzüglich ließ er seinen Prokuristen zu sich bitten, und bald darauf stand das kleine, verwachsene Männchen mit den listigen Augen vor ihm. Der Onkel hatte den Jakob Hammesfahr vor zwei Jahrzehnten vom Niederrhein mitgebracht. Damals war er noch ein bescheidener Kommis, aber Benjamin Gehrens verstand es immer gut, sich die rechten Leute auszusuchen, die er für die Fabrik brauchen konnte und die so sicher und wacker arbeiteten, daß er sich, wenn es ihm gerade paßte, unbehindert von geschäftlichen Sorgen Tage oder Wochen seinen Liebhabereien, besonders der Jagd, widmen konnte. Und auf den Hammesfahr konnte er sich am allermeisten verlassen. Der kleine Mensch wuchs sich nach und nach zur eigentlichen Seele des Geschäfts aus, so sehr, daß ihn Kurt, nachdem er die Vertretung des Onkels übernommen hatte, öfter ducken mußte, wenn er mit einem gewissen Eigensinn auf seine Majordomus-Stellung in der Fabrik pochte, und unter Umständen gar in seinem bergischen Dialekt dem jungen Herrn gegenüber erklärte:

„Dat han ech geseit, und wat ech geseit han, dat is reiht.“ Aber schließlich hatten sich die beiden doch ineinander gefunden, und Kurt lernte die absolute Zuverlässigkeit und das geschäftliche Genie des Kleinen



Englische Darstellung eines Autoüberfalls französischer Afrikaner gegen deutsche Infanterie. Das Bild ist ein typisches Beispiel dafür, wie sehr sich die englische illustrierte Presse wider besseres Wissen bemüht, auch durch ihre in aller Welt verbreiteten Abbildungen die deutschen Truppen als ungeschickt und wenig mutig darzustellen.

so sehr schätzen, daß er täglich dem Onkel recht gab, der immer behauptete:

„Der Raubes hat zwei Verstände, einen in seinem Kopp und einen in seinem Puckel.“

Nun stand der Prokurist vor seinem jungen Herrn und piepste: „Et war höchste Zeit, dat Ihr zurückkamt, Herr Gehrrens. Hier stinkt et in der Fectschul' und dat nit zu knapp.“

„Na, dann steckt Euch dagegen mal diese Estremadura Regalia Superiora Extrafinia ins Gesicht, Hammesfahr,“ entgegnete Kurt und hielt, der einzigen Leidenschaft des Angestellten Rechnung tragend: eine gute Zigarre zu rauchen, das Etui hin, gab ihm auch eigenhändig Feuer, nachdem der Prokurist die Spitze der Importe mit seinen bemerkenswert großen und guten Zähnen abgebissen und ausgespuckt hatte. Dann tat er mit großem Behagen einige Züge und bemerkte:

„Die Zigar' is gut, dagegen is nix zu sagen Herr Gehrrens, aber dat Stinken in der Fectschul', dat bleibt eso, und ich wollt' von Herzen, ich könnt' jetzt die ganzen Gehrrens-Werke auf den Puckel nehmen und in den Wupperbergen oder im Siebengebirge, oder sonst an einem sichern Ort abladen. Et wird bös, Herr Gehrrens, et wird verflucht bös. Der Hammesfahr hat et Euch gefagt.“

Kurt runzelte die Stirn. „Ich mag und kann nicht daran glauben,“ sagte er. „In den neunziger

Jahren — na, ich konnte damals ja noch nicht mitreden und plagte mich noch mit der Regelbetri herum — soll man ja noch weit mehr mit dem Säbel gerasselt und ein Duzend Armeekorps an die Grenze geworfen haben. Das sagt gar nix. Nichts als ein Bluff, um die Österreicher wegen Serbien ein wenig einzuschüchtern!“

„So? Meint Ihr? Aber et sind da doch so allerlei Symptome, die sehr zu denken geben. So ist beispielsweise seit acht Tagen die Zensur dermaßen verschärft, daß wir keinen einzigen Brief mehr aus Deutschland gekriegt haben, auch keine Zeitung. Von Ihnen hab' ich dat letzte Schreiben vor zehn Tagen erhalten, und seitdem weiß die Fabrik nit, ob Sie leben oder tot sind.“

„Ich denke, ich bin noch sehr lebendig,“ brummte Kurt. „Aber diese Sachen gefallen mir allerdings nicht. So schlimm hatt' ich mir das nicht gedacht. Und wegen der Briefe, da muß ich doch mal vorstellig werden.“

„Da können Sie höchstens eine freche Antwort kriegen, denn selbst die, die immer die Hand aufhielten und so taten, als wenn sie unsere dicksten Freunde wär'n, machen uns schäbige Gesichtchen. Und da die Blätter über die auffälligen Truppenanhäufungen das Maul halten müssen und auch scharf unter dem Ausnahmezustand stehen, so hezen sie schlimmer als je gegen die Deutschen.“



„Um, unter diesen Umständen war es ja ganz politisch, daß ich dem Wunsch des Chms Benjamin gefolgt bin und mich naturalisieren ließ.“

Der Kleine zuckte die Achseln. „Getaufte Juden und naturalisierte Deutsche, das kommt den ‚echt russischen Leuten‘ auf eins heraus,“ bemerkte er.

„Das wollen wir doch mal erst abwarten. Jedenfalls werde ich fortan meine Forderungen und Wünsche nicht mehr als geduldeter Deutscher, sondern als russischer Untertan durchdrücken. Ich versteh‘ eigentlich nicht, Hammesfahr, weshalb Sie nicht auch den Verhältnissen Rechnung trugen. Ich denke, Sie sind doch unserm Werk für immer zugeschworen, werden hier leben und sterben.“

„Sterben, dat weiß ich noch nit, Herr Gehrrens. Ich dachte so daran, in den alten Tagen mal wieder meinen Morgenspaziergang im Burgholz zwischen Cronenberg und Elberfeld zu besummeln, und nachher dat Sterben in der Heimat zu besorgen. Na, und wegen dem Leben hier in der Ferne, da mein‘ ich, wer so ‘nen Tornister mitzuschleppen hat, wie ich, der müßte auch den Mut haben können, dat zu bleiben, wat er is, nämlich ein Deutscher. Aber dat mag jeder halten, wie er et für richtig hält.“

Kurt biß sich leicht auf die Lippen. „Ja, ja, das ist einem jeden seine eigene Sach“, entgegnete er.

„Auf Rosen werden wir wohl nit gebettet werden,“ fuhr der Profurist fort. „Gestern kam ein Befehl vom Festungskommandanten, innerhalb vierundzwanzig Stunden eine genaue Liste aller in den Fabriken beschäftigten Deutschen einzureichen, das Alter anzugeben, und auch, ob der betreffende Mann deutscher Heerespflichtiger wär. Im übrigen weiß ich, daß wir bereits heimlich kontrolliert werden. Na, sie sollen nur kontrollieren. Ich hab‘ et doch fertig gebracht, auf weiten Umwegen über Schweden an die richtige Stelle eine Warnung zu schicken, wie dat hier aussieht. Man weiß doch, wat man seinem Vaterland schuldig is, wenn sie ‘t überfallen wollen.“

„Mensch, das kann Ihnen Sibirien eintragen, unter Umständen gar das Leben!“ rief Kurt erschrocken. — „Aber hier riecht es ja wirklich brenzlicht.“

„Ja, wie gesagt, dat tut et. Und dann sollten Sie mal die Tiraden der Zeitungen lesen, daß Rußland unter keinen Umständen dulden könne, daß Österreich das heldenmütige serbische Brudervolk überfiele, ja, sogar die verleumderische Beleidigung, als stäke dies Brudervolk mit den Mördern unter einer Decke, dat müßte schon blutig gerochen werden. Bestellte Arbeit!“

„Haben Sie das Verzeichnis der bei uns beschäftigten Deutschen schon abgesandt?“

„Natürlich, ich mußte ja wohl. Ihren Namen hab‘ ich weggelassen, Herr Gehrrens, denn Sie gehören ja in diesem Sinne nicht mehr zu uns.“

Wieder biß sich Kurt auf die Lippen. „Es ist selbstverständlich, Hammesfahr, daß ich durchaus für alle meine deutschen Angestellten eintrete. Ich denke, darin sind wir doch vollkommen solidarisch. — Um, die eingeforderte Liste bedeutet schließlich nur eine der üblichen Quälereien, die weiter keinen Zweck hat, als uns die Herren zu zeigen. Aber immerhin! Haben Sie sonst irgend etwas getan oder angeordnet — in Anbetracht etwaiger Überraschungen?“

„Als ich gar keine Nachrichten von Ihnen bekam, habe ich an Euren Herrn Onkel telegraphiert. Vielleicht hat’s ihn noch getroffen. Er wollte ja nächster Tage seine Petersburger Datsche mit einem Hotel in der Schweiz vertauschen. Ich hab‘ noch keine Antwort gekriegt. — Stußig hat et mich auch gemacht, daß die Bank mit allerlei Schwierigkeiten kommt, wenn wir von unserm Geld abheben wollen. Et sieht so aus, als könnt‘ et uns wohl passieren, daß man uns die Sache sperrete. Unser Kassenbote, der Neumann, will gehört haben, wie der Kassierer zu einem andern leise sagte: ‚Na, nächstens werden die Deutschen was ganz anderes kriegen als Geld.‘ Unter diesen Umständen hab‘ ich von den eingehenden Geldern soviel als möglich zurückzuhalten gesucht und hab‘ sie nit auf die Bank tragen lassen. Sie sind auch nit in unserm Trejors, Herr Gehrrens. Sie sind an einem sichern Ort. Man kann nit wissen.“

Kurt faßte den Krüppel an der Schulter. „Mensch!“ rief er, „Sie waren immer ein kühler Kopf und keine Vangebür, und nun fangen Sie wohl gar schon an, Geld und Schmuck zu vergraben, wie ein altes, ängstliches Weib. Ist es denn wirklich so schlimm?“

„Ja, Herr Gehrrens, so schlimm is et und viel leicht noch viel, viel schlimmer.“

Kurt ging aufgereggt im Zimmer auf und nieder. „Nein, nein! Dieser Wahnsinn kann nicht übermächtig werden. Die Welt würde ja in Flammen ausgehen,“ sagte er dumpf.

„Seit wann hat denn hier einmal die Vernunft regiert? Dat is lange her,“ bemerkte Hammesfahr. „Hier geschieht ja doch nit, wat dat Männeken auf dem Thron will, sondern dat, wat ein ehrgeiziger Großfürst, ein paar wütige Weiber und ein Händchen voll Kriegsheker wollen. Und der allgemeine, künstlich geschürte Deutschenhaß, der Neid auf unsere Leistungen und Erfolge, machen dat Stückken fertig. Wir haben gute Zeiten erlebt, Herr Gehrrens, nu kommen die bösen, die ganz bitterbösen. Nu heißt et, die Ehren steif halten, wenn sie uns nit abgeschnitten werden von diesen Halunken.“

„Ja, Hammesfahr, bis zuleht auf dem Posten bleiben, das ist die Sache!“ rief Kurt und schüttelte seinem Angestellten die Hand. „Aber schließlich, was können sie wollen? Hier bei uns handelt es sich um die Sache eines russischen Untertanen und darum,



Dom Österreichisch-ungarischen Kriegschaplaß: Ein Feldgottesdienst nach einem Begräbnis. Phot. Klopfer, G. m. b. H. Wien.

zweitausend Arbeiter in Brot zu halten. Die arbeitslos zu machen, das hieße Revolution.“

„Ne, Herr Gehrrens, das hieße nur ein kleines Einzelrevolütionschen. Und dafür sind ja mehr Kosa-fen hier herum, als nötig.“

„Also arbeiten wir, arbeiten wir weiter! Das andere wird sich dann alles finden,“ sagte Kurt entschlossen.

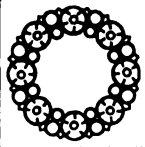
„Ja, wat könnten wir anderes machen? Also arbeiten wir,“ stimmte der Krüppel zu, bat um Feuer für seine bei der Unterredung ausgegangene Zigarre, sagte trocken: „Dann adjüs, Herr Gehrrens!“ und schlurfte auf den dünnen Spinnenbeinchen aus dem vornehmen Junggesellen-Arbeitszimmer.

14.

Der Weltbrand war angefacht. Heimtückisch und feige hatte der Moskowiter noch versucht, die Flamme, die er, wenn auch unter Sträuben auf Drängen der Kriegspartei, angezündet, vor den spähenden Augen zu verdecken. Heuchlerisch veranlaßte er noch den Deutschen Kaiser zu Verhandlungen, nur um für die längst vorbereitete Mobilisierung seines Heeres einige Tage Zeit zu gewinnen, Zeit, um die Nachbarn desto wirksamer überfallen zu können. Ein Wut-schrei über die russische Tücke ging durch das deutsche Volk, aber noch höher loderten die Flammen der Empörung, als es deutlich wurde, daß der willen-lose, schwache Mann auf dem Sarenthronen nur der Geschobene war, daß England, das seit alters her gerne im trüben fische, den Gipfelpunkt seiner sprich-

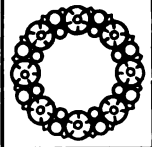
wörtlichen Perfidie erklettert hatte. Der Zorn auf die französischen Revanche-schreier trat fast zurück gegen diesen großen heiligen Zorn über die Schänd-lichkeit Rußlands und Englands. Und für all den lodernnden Zorn der Nation fand der Kaiser das befreiende Wort: „Jetzt aber wollen wir sie dreschen!“ Im Handumdrehen war das friedlichste, arbeit-samste Kulturvolk der Welt das kriegsfreudigste, schlagfertigste, das je die Welt sah, und mit der Präzision eines Uhrwerks vollzog sich in Ost und West des Reiches der Aufmarsch der gewaltigen deutschen Armeen, die bewunderungswürdig gerüstet waren. Die Abschiedstrauer wurde fast niedergehalten von der hohen, freudigen Siegeszuversicht, und indes die Armeen ins Feld rückte, drängten sich noch Mil-lionen Militär-freie, alt und jung, stürmisch heran, um als Kriegsfreiwillige eingestellt zu werden. Un-ausgesprochen hallte der Ruf: „Zu den Waffen!“ durch jede Brust, und der Schmur: „Wir wollen siegen, wir müssen siegen!“ straffte jede Faust. —

Kommerzienrat Gehrrens kehrte heim aus der Stadt; er kam zu Fuß, obgleich er sich, ein wenig gichtisch, des Gehens etwas entwöhnt hatte. Eins seiner Autos war für Kriegszwecke erworben worden. Es machte ihm wenig Sorge, daß er nur die Hälfte der Summe dafür erhielt, die es ihn vor nicht langer Zeit gekostet hatte. Das andere Auto war ihm ver-blichen, aber es konnte ihm nichts nützen, da der Benzinbezug gesperrt und auch sein Chauffeur zum Militär eingezogen war. (Fortsetzung folgt.)



# Die Lichtreflamme.

Zeitgemäße Betrachtungen. Von Dr. S. Friedemann.



Weiß man noch, wie es damals vor dem Krieg in den Großstadtstraßen, vor allem aber in den Straßen der Reichshauptstadt aussah, sobald die Dunkelheit anbrach? Eine andere, bizarre Welt flammte aus der Nacht. Riesenbuchstaben, weiße, goldfarbene, rote, grüne, bildeten sich auf den Dächern. Sie glommen auf und erloschen. Sie wechselten verwirrend ab, und waren immer neue Schriften. Flammen liefen gefräßig an ihnen auf und ab, die glimmenden Wortzeichen krümmten und wanden sich, wie von schmerzhaftem, nervösem Leben. Ein Wind schien durch die Straßen zu spielen und die Lichter bald auszulöschen, bald anzufachen, ruhelos. Alles flammte und schrie, wand sich und züngelte, neckte und überraschte, betäubte und blendete, daß die ruhigen Lichterreißen der Straße von der Unruhe mit erfasst wurden und die nächtliche Helle wie in Verlöhrtheit flackerte.

Seit dem Krieg ist es anders geworden. Das bunte Feuer spiel ist erloschen, die Straßen liegen wieder unter ihrem ernsthaften, sachlichen Licht. Sie spiegeln das Wesen der Zeit, die in allen Dingen der Arbeit und des wirtschaftlichen Beharrens eine nie gehoffte Festigkeit zeigt, dafür aber auf den spielerischen Überfluß freiwillig und ohne Bedauern verzichtet. Oder es doch im Anfang des Krieges tat. Denn allmählich glimmen hier und da die Lichtbuchstaben wieder auf. Die wirtschaftliche Ruhe hat ihnen Mut gemacht. Besser wäre es freilich, sie verharren in ihrem Schlaf und kämen auch in der Friedenszeit nicht wieder. Von der falschen Lebendigkeit, die sie in die nächtliche Straße bringen, der Unruhe, mit der sie das Beleuchtungsbild allenthalben zerstören, der Säßlichkeit, mit der sie nachts die Linien der Häuserfronten und tags den Dachfirst verderben, von ihrer üblen Wirkung auf Auge und Nerven des Großstädtlers hat man in letzter Zeit gesprochen; ich sage darin nichts Neues. Aber gegen diese Art der Reklame gibt es noch Einwände, die über die Ästhetik hinausgehen.

Der Krieg hat so vieles erzwungen, dessen Wirkung unter der wiederkehrenden Formel steht: „Es geht auch so“... War uns die Lichtreflamme nötig? Und wenn man eine solche Fragestellung ablehnt, ließ sich ihre Art noch lange, noch ins Ungemessene fortsetzen! Zwei Wege gab es. Entweder man verzichtete darauf, den Leistungen Newyorks und Chicagos gleichzukommen, und schränkte die Lichtreflamme wieder ein; dazu gab es schon Ansätze. Oder man überamerikanerte die Amerikaner, steigerte das Ausrufertum des Lichtes ins Riesenhafte, bis diese Art der Straßenbeleuchtung die Alleinherrschaft, das Stillose durch seine Übermacht wieder Stil hatte... auch dafür gab es Ansätze.

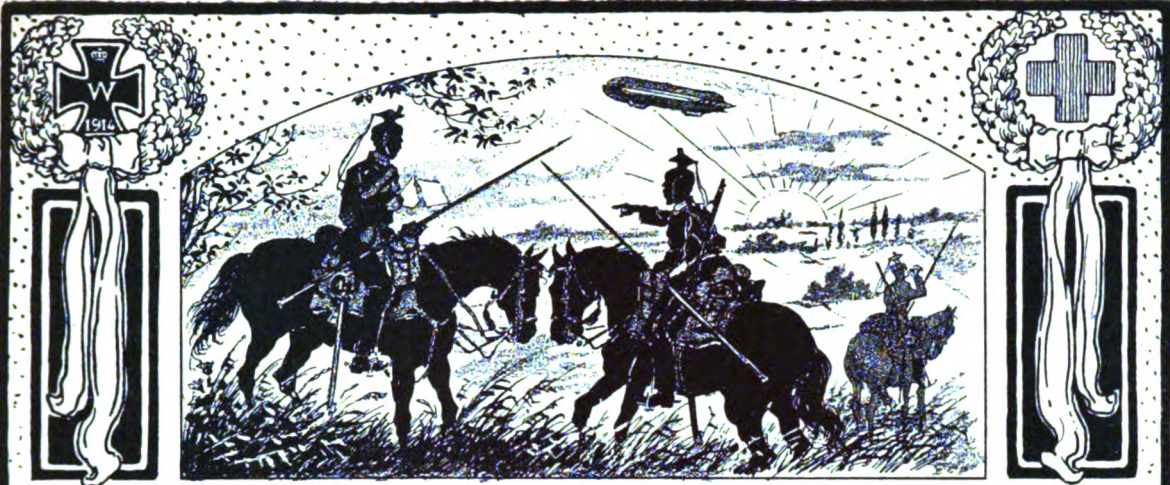
Man verkennet nicht, daß eine solche Entwicklung möglich wäre; ebenso gewiß aber ist es, daß sie in ihrem Endeserfolg sich selbst wieder aufheben müßte. Die Lebensbedingung jeder Reklame ist: sich zu unterscheiden, vor den anderen herausgehoben zu sein. Nur unter dieser Voraussetzung erreicht sie ihren Zweck, Aufmerksamkeit zu erregen. Wer aber liest eine Glühlampenschrift, die auf das Auge längst nur noch als ein Lichtkörper innerhalb der übrigen Stadtbeleuchtung wirkt? Sind alle Fassaden von Lichtschnüren eingerahmt, alle Portale von Lichtflächen überdeckt, alle Dächer mit Lichtbuchstaben garniert, so wird man die Flammenschrift nicht anders sehen, als eine Bogenlampe. Sie fällt nicht mehr auf;

ja, nicht einmal daß es Buchstaben sind, auf die ihre Leuchtkörper verteilt sind, bringt noch ins Bewußtsein. Was bleibt der Lichtreflamme übrig? Sie setzt ihre Flammenschrift, die in Ruhe wirkungslos blieb, in Bewegung. In möglichst verblüffende, springende, nervöse — peinigende Bewegung. Sie darf nicht anders. Der Vorübergehende muß mit Lichtreizen gezüglicht werden, bis er nachgibt und liest. Wunderliche Umkehrung des Sinnes aller Selbstanzeige: sie wirkt durch Erregung von Unlustgefühlen. Anstatt zu schmeicheln und zu locken, rechnet sie darauf, daß der unfreiwillige Betrachter den Anlaß seines wiederholten Unbehagens im Gedächtnis festhält: wie etwa die Kinder, die man bei neugelegten Grenzsteinen zu verprügeln pflegte.

Es ist natürlich, daß, wer auf sich aufmerksam machen will, lauter zu schreien versucht als die anderen. Aber dies Bestreben hat seine Grenze an der Allgemeinlichkeit. Jenseits dieser Grenze wird es nicht nur quälend für die Gesamtheit, sondern unpraktisch für den Einzelnen. Das entscheidet. Das ohrenbetäubende allgemeine Getöse würden wir ertragen müssen, könnten die Veranstalter sich weiterhin einen Erfolg davon versprechen. Hat jedoch das Geräusch einen gewissen Stärkegrad erreicht, so verschwendet der Rufer nur seine Lunge. Er begreift, inmitten der Angestrengtheit, daß er's anders machen muß. Der gute Sprecher, der seinen Zuhörern Leidenschaft und Eindringlichkeit vermitteln will, brüllt nicht, sondern senkt seine Stimme, und das leise gesprochene Wort bringt aufwühlend in alle Winkel. Sollte denen, die der Lichtreflamme nicht glauben entraten zu können, diese Erfahrung fremd sein? Im allgemeinen Stimmenlärm redet am lautesten die Stille.

Die Moral der Reklame ist ihre Sachlichkeit. Sie darf gewiß auffallend sein; sie darf, in Bildern und Worten, über die Trockenheit der Anzeige weit hinausgehen. Aber: Anzeige muß sie bleiben. Die Mittel, mit denen sie wirkt, müssen Beziehung haben zu den Dingen, die sie anpreist. Gerade das ist der Lichtreflamme in ihrer Fortentwicklung nicht möglich. Man kann von einem Künstler ein drastisch-witziges Bild entwerfen lassen, in Flug gewählten Farben, mit eindrucksvollen Linien, das auf die Vorzüge einer Tinte aufmerksam macht. Welche Beziehung aber hat ein Lichtstrom zu einer Stiefelwische? Die Lichtreflamme ist ihrem Wesen nach unsachlich und verfehlt darum ihren Zweck.

Hinzu kommt die wirtschaftliche Erwägung. Keine Art der Reklame steigert ihre Kosten so maßlos und unabwendbar wie die Lichtreflamme. Wir haben Lichtapparate erlebt, deren Montierung allein, in einer Anzahl von Städten gleichzeitig ausgeführt, Hunderttausende kostete. Und diese Spesen stehen nicht nur zum ästhetischen Wert der Anlage, sondern auch zum praktischen Erfolg in umgekehrtem Verhältnis. Es gab eine Zeit, da kreisende Feuerräder tatsächlich ein Erzeugnis ins Gedächtnis der Massen hineintrieben. Aber sie war. Jetzt erregt die mühsam erdachte, mit einem Vermögen ins Werk gesetzte Veranstaltung im besten Falle ein stumpfes Erstaunen, das bald in Gleichgültigkeit übergeht. Hier ist kein Weg mehr. Mit dem, was der unschöne Mißbrauch des Lichtes kostet, läßt sich ein Kunstwerk bezahlen. Und viel mehr erreichen. Vielleicht bewirkt der Krieg, daß man die Schlußfolgerungen daraus zieht. 2



## Reiterlied.

Wir reiten schweigend durch den Wald,  
 Das Herz ist heiß, der Wind ist kalt,  
 Wir reiten schlanken Trab;  
 Bald ruft der Trommel dumpf Gedröhn,  
 Wie war der Sommer kurz und schön —  
 Die Blätter fallen ab,  
 Die Blätter fallen ab.

Wir reiten durch die Mondesnacht,  
 Wir reiten in die rote Schlacht  
 Wohl auf dem blut'gen Feld.  
 Komm' ich nicht heim, mein Herzgespiel,  
 So sage stolz und klag' nicht viel:  
 Er starb wohl als ein Held,  
 Er starb wohl als ein Held!

Wir reiten in den Tod hinein —  
 Mein fern weißhaarig Mütterlein,  
 Halt fest dein Herz, halt fest!  
 Um seine Heimat reitet er,  
 Um seine Lieben streitet er,  
 Der nicht sein Schwert verläßt,  
 Der nicht sein Schwert verläßt.

Wir reiten schweigend durch den Wald,  
 Das Herz ist heiß, der Wind ist kalt,  
 Wir reiten schlanken Trab;  
 Bald ruft der Trommel dumpf Gedröhn,  
 Wie war der Sommer kurz und schön —  
 Die Blätter fallen ab,  
 Die Blätter fallen ab.

Helene Brauer.



# Französischer Vandalismus.

Zur Zerstörung der prähistorischen Siedlungen im Bezèretale. Von Dr. Ad. Heilborn.

Die anthropologische und im besonderen die prähistorische Wissenschaft hat durch den Vandalismus französischer Fanatiker einen wohl nicht mehr zu ersetzenden Verlust erlitten. Wie der bekannte Schweizer Prähistoriker Otto Hauser, der hochverdiente Entdecker der Urzeitmenschen von Le Moustier und Aurignac, der wissenschaftlichen Welt in berebter Anklage soeben mitteilt, wurden kurz nach Ausbruch des Krieges alle die Merkmale seiner großangelegten und mit außerordentlichen Kosten seit einer Reihe von Jahren durchgeführten prähistorischen Topographie des Bezèretals von Grund aus zerstört und damit eine Arbeit vernichtet, die zu den bedeutendsten und erfolgreichsten der anthropologischen Forschung unserer Tage gehörte. „Der wissenschaftliche und materielle Verlust“, bemerkt Hauser hierzu, „ist allen denjenigen klar, die in den letzten Jahren meine Grabungen an Ort und Stelle studiert haben: alle die vielen deutschen Fachmänner und Gelehrten, die mich in meinem mühevollen Ringen unterstützten, sie wissen, was damit verloren ging.“

Um dem Leser die rechte Vorstellung von den hohen wissenschaftlichen Werten zu geben, die hier sinnlos zerstört wurden, scheint es zweckmäßig, zunächst in Kürze die prähistorischen Entdeckungen im Bezèretale, diesem „diluvialen Pompeji“, wie man es treffend genannt hat, und zumal die epochemachenden Erfolge der Hauserschen Grabungen und Forschungen, zu schildern. Die Wissenschaft vom „fossilen Menschen“ ist noch verhältnismäßig jung. Erst in den Jahren 1829–33 unternahm der Deutsch-Belgier Schmerling die ersten auf eine Entdeckung irgendwelcher Beweisstücke für die Existenz eines Menschen „vor der Sintflut“ abzielenden Ausgrabungen in Belgien, fand jedoch mit seinen Bestrebungen damals keinerlei wissenschaftliche Anerkennung. Auch dem Franzosen Boucher de Perthes, der Schmerlings Idee aufnahm und ausbaute, erging es anfänglich nicht viel besser. Erst als zwei Jahrzehnte später ihm in dem Engländer Christy und dem Franzosenartetkenntnisreiche Mitarbeiter am Werk erstanden, gelang es ihm, seiner durch mannigfache glückliche Funde gestützten Anschauung, die aus der Erde gehobenen, „roh zubeauenen Steine seien trotz ihrer Unvollkommenheit nicht minder sichere Menschenspuren als ein ganzes Museum“, zum Siege zu verhelfen. Schon Boucher erkannte übrigens sehr richtig, daß nur das Auffinden an der ursprüng-

lichen Stätte und in unberührter geologischer Schicht für das Alter eines Fundes wirklich beweiskräftig sein könne. „In den geschichteten Diluvialformationen“, betonte er, „ist jede Periode scharf abgegrenzt. Die horizontal übereinander liegenden Lager, die verschieden gefärbten und aus verschiedenartigen Stoffen gebildeten Schichten zeigen uns in grandiosen Schriftzügen die Geschichte der Vergangenheit.“ In schneller Folge mehrten sich nun solche prähistorischen Funde, Zufallsfunde zumeist von Steinwerkzeugen mancherlei Art und Form, doch auch von körperlichen Überresten der diluvialen Menschheit, und bereits ausgangs der sechziger Jahre konnte so Gabriel de Mortillet eine Art Chronologie des Diluviums nach Form und Art der steinernen Werkzeuge und unter Berücksichtigung der Hauptfundorte entwerfen. Schon in dieser Mortillet'schen Chronologie spielt nun das Bezèretal eine besondere Rolle: zwei Ortschaften an diesem Nebenflüßchen der Dordogne, Le Moustier und La Madelaine, gaben als wichtige Fundorte ihren Namen zur Bezeichnung von diluvialen Kulturepochen her. Immer neue wertvolle Funde lieferte auch weiterhin dieses landschaftlich heut außerordentlich reizvolle Tal, das einst die Schmelzwasser der Gletscher des altvulkanischen französischen Zentralplateaus, zu wilden, strudelnden Gießbächen geeint, in die Kalkfelsen gruben, hier tiefe Höhlen, dort flachere Unterwaschungen in das wenig widerstandsfähige Gestein freffend. Nacheinander den verschiedensten Menschengeschlechtern ungezählte Generationen hindurch Behausung, in seinen Wäldern Wildbret, in seinen Wässern Fische zur Nahrung bietend, stellt das Tal der Bezère gegenwärtig wohl die „großartigste Sammel-



Der Schweizerische Vorgeschichtsforscher Otto Hauser, der hochverdiente Entdecker des Urzeitmenschen von Le Moustier und Aurignac.

stätte diluvialer Kultur in der ganzen Welt“ dar. Kein Wunder, daß Verusene und weit mehr noch Unberusene solchen Reichtum auszumünzen trachteten, daß im Laufe der Zeit eine wilde Schatzgräberei hier Platz griff, die manches kostbare Gut zutage förderte, in ihrer Unwissenheit leider aber auch viel wissenschaftlich unschätzbar Wertvolles für alle Zeiten vernichtete. Es ist nun das gar nicht hoch genug zu veranschlagende Verdienst Hausers, in diesen Verhältnissen, soweit das möglich war, Wandel geschaffen zu haben. Der bewährte Baseler Archäologe und Prähistoriker begann im Jahre 1898 in Südfrankreich zunächst in kleinerem Maßstabe Ausgrabungen zu unternehmen, die von guten Erfolgen gekrönt waren, vor allem aber eine neue Arbeitsmethode schufen, jene eigene planvolle Methode, der wir letzten Grundes



Die Fundstelle des Homo mousteriensis Häuseri in Le Moustier in der Dordogne, die nach Kriegsausbruch von den Franzosen vernichtet wurde.

die großartige Entdeckung des Moustier- und des Aurignac-Menschen verdanken. Vom Jahre 1905 an verlegte Häuser sein Arbeitsfeld in die Dordogne und vornehmlich das Tal der Vézère und ging daran, indem er die in Frage kommenden Terrains von der französischen Regierung zu diesem Zweck pachtete, die berühmten Stationen der älteren Steinzeit mit Hilfe eines Stabes geschulter Arbeiter ganz systematisch zu durchforschen. Die Besonderheit der Häuserschen Arbeitsmethode soll hier nicht näher geschildert werden. Wohl aber muß betont werden, daß die berühmten, oben erwähnten Skelettfunde, die bislang die bedeutendsten vorgeschichtlichen überhaupt und glücklicherweise jetzt vor allen Wechselfällen dieses Weltkrieges im Berliner Völkerkunde-Museum zur Genüge gesichert sind, lediglich der echt wissenschaftlichen, für die Zukunft geradezu vorbildlichen Forschungsmethode des Schweizer zu danken, also keine Zufallsfunde sind. Die Wissenschaft, zumal die deutschen Anthropologen und Prähistoriker, haben diese besonderen Verdienste Häusers um die vorgeschichtliche Forschung stets neidlos anerkannt und, indem sie jene für die Entwicklungsgeschichte des Menschen unschätzbaren Überreste mit seinem Namen beibenannten, dem Schweizer Forscher die höchste Ehre erwiesen, die die Wissenschaft überhaupt verleihen kann. Die Franzosen freilich sahen in den letzten Jahren die Erfolge der Häuserschen Arbeiten mit gemischten Gefühlen an. Ja, eine gewisse Clique von dunklen Ehrenmännern begann im Jahre 1910 eine heftige, von den deutschfeindlichen Blättern natürlich lebhaft unterstützte Propaganda gegen Häuser und verlangte von der Regierung ein Ausfuhrverbot für derartige prähistorische Funde. Der Krieg gab diesen Dunkelmännern durch einen Akt unerhörten Vandalismus, was sie auf gesetzlichem Wege bis dahin vergeblich erstrebt hatten. Häuser, der Bürger der neutralen Schweiz, mußte, langjähriger Spionage zugunsten Deutschlands verdächtig — hatte er doch seit Jahren mit deutschen Gelehrten korrespondiert! —, als „Prassion“ und „espion“ in den ersten Tagen Hals über Kopf und nur das nackte Leben rettend flüchten. Nur wenig später vernichtete dann eine Horde

aufgehetzter Fanatiker alle die Arbeitserfolge und Grabungsmerkmale so vieljähriger, gewissenhafter Forschung. „Und das alles“, schreibt Häuser, „so nahe am hart erstrittenen Ziele: zwölf Tage vor der geplanten Übernahme und Veröffentlichung meiner letzten großen Entdeckung, die kulturhistorisch die früher gefundenen Menschenskelette weit überragt!“ Über diese Entdeckung, die bereits für ein großes deutsches Museum bestimmt war, und die uns völlig neue Einblicke in das Geistesleben der diluvialen Menschheit eröffnet, wird eine Publikation des Schweizer Forschers demnächst Aufschluß geben. „Es ist keine Übertreibung“, heißt es in der Anlagenschrift Häusers weiter, „daß gerade 1914 die Profile der Grabungen ein Bild der Entwicklung boten, wie altsteinzeitliche Forschung sie nie geschaut. Die deutschen Gelehrten, die unmittelbar vor der Weltkrisis noch bei mir waren, werden mit mir darin einig sein, daß kulturhistorisch bedeutendere Resultate kaum denkbar sind. Wichtig ist auch meine Aufindung des ersten paläolithischen Holzes, und zu alledem lagen ganz untrügliche Anzeichen für einen Fund wie 1909 (Skelett des Aurignac-Menschen) vor.“

Das alles wurde ganz sinnlos zerstört; die gesamten Aufzeichnungen des Forschers hat man laut Bericht des schweizerischen Gesandten zu Bordeaux als „Spionagematerial“ beschlagnahmt, und es hat überdies nicht an höhnischen Zuschriften gefehlt, die rundheraus erklärten, es würde sich schwerlich nochmals eine so gute Gelegenheit bieten, all das Häusersche Material, das, von der wissenschaftlichen Bedeutung ganz zu geschweigen, einen bloßen Geldwert von 450 000 Frank besitzt, „kostenlos zu übernehmen“.

„Das Schicksal, das mich geschlagen“, schließt Häuser seine Ausführungen, „trifft nicht sowohl meine Einzelperson als die deutsche Wissenschaft schwer. Mein hart erkämpftes Lebenswerk liegt zerschmettert hinter mir; ich bleibe aufrecht. Brutalität war stärker als Recht. Das heilige Gefühl lebt in mir, daß ich auf meinem einsamen, bescheidenen Posten mich bemühte, der deutschen Wissenschaft ein treuer Diener zu sein.“

# Der Seekrieg in allen Weltmeeren.

Von Konteradmiral z. D. A. Meurer.

In meinem Ende Oktober d. J. in Heft 4 von Neclams Universum erschienenen Aufsatz über den „Kampf um die Seeherrschaft“ habe ich darzulegen versucht, wie die allgemeine strategische Lage beide Hauptgegner auf dem Meere in diesem Kriege, Deutschland und England, dazu veranlaßt hat, der letzten Schlachtentscheidung, dem Kampfe um die Seeherrschaft, noch auszuweichen. England hat damit schon von vornherein auf das verzichtet, was man gemeinhin Seebeherrschung nennt, denn das, was es an seine Stelle zu setzen versucht, Vernichtung des deutschen Handels über See, ist in Wirklichkeit nichts anderes, als eine kleinliche Politik der Belästigungen und der Nabelstiche wider den Seehandel der Neutralen. Diesem wird in jeder Hinsicht das Leben schwer gemacht durch Verschleppen der Schiffe nach englischen Häfen zur Durchsuchung nach Waren für deutsche Bestimmung, durch Nötigung der Schiffe, bestimmte Fahrstraßen wegen angeblicher Minengefahr zu meiden, durch peinliche Handhabung des Konterbandenrechts u. a. m. Alle diese Maßnahmen bedeuten eine lange Kette von Verstößen wider verbrieftes und geltendes Völkerrecht, deren Folgen heute noch nicht abzusehen sind. Nicht nur insofern, als man in Zukunft nun weiß, was von einem von England beschworenen „Völkerrecht“ zu halten ist — man hätte eigentlich aus der englischen Geschichte längst wissen müssen, daß für die Handelsherren an der Themse Recht immer vor Recht ging —, sondern auch insofern, als diese unerhörten Vergewaltigungen, wie schon einmal zur Zeit des amerikanischen Befreiungskrieges vor 140 Jahren, schließlich zu einem Zusammenschluß der neutralen Seemächte gegen die Übergriffe der sogenannten „ersten Seemacht der Welt“ führen könnten.

Wer die Geschichte kennt, weiß, daß in allen bisherigen Seekriegen, an denen England beteiligt war, „die Unterdrückung des neutralen Seehandels für England allmählich aus einem Kampfmittel ein Kampfziel wurde“ (v. Beez-Dehn, „Englands Vorherrschaft“, Bd. I S. 317), und daß hiernach das Kennzeichen der langen Seekriege während der ganzen Napoleonischen Epoche das Glend der neutralen Seemächte war, weil, sobald England im Spiele war, noch immer das Völkerrecht an der Seegrenze haltgemacht hat. So war es früher, so ist es bis heute geblieben, und kein Kenner der treibenden Kräfte, die in der englischen Politik wirksam sind, wird sich darüber

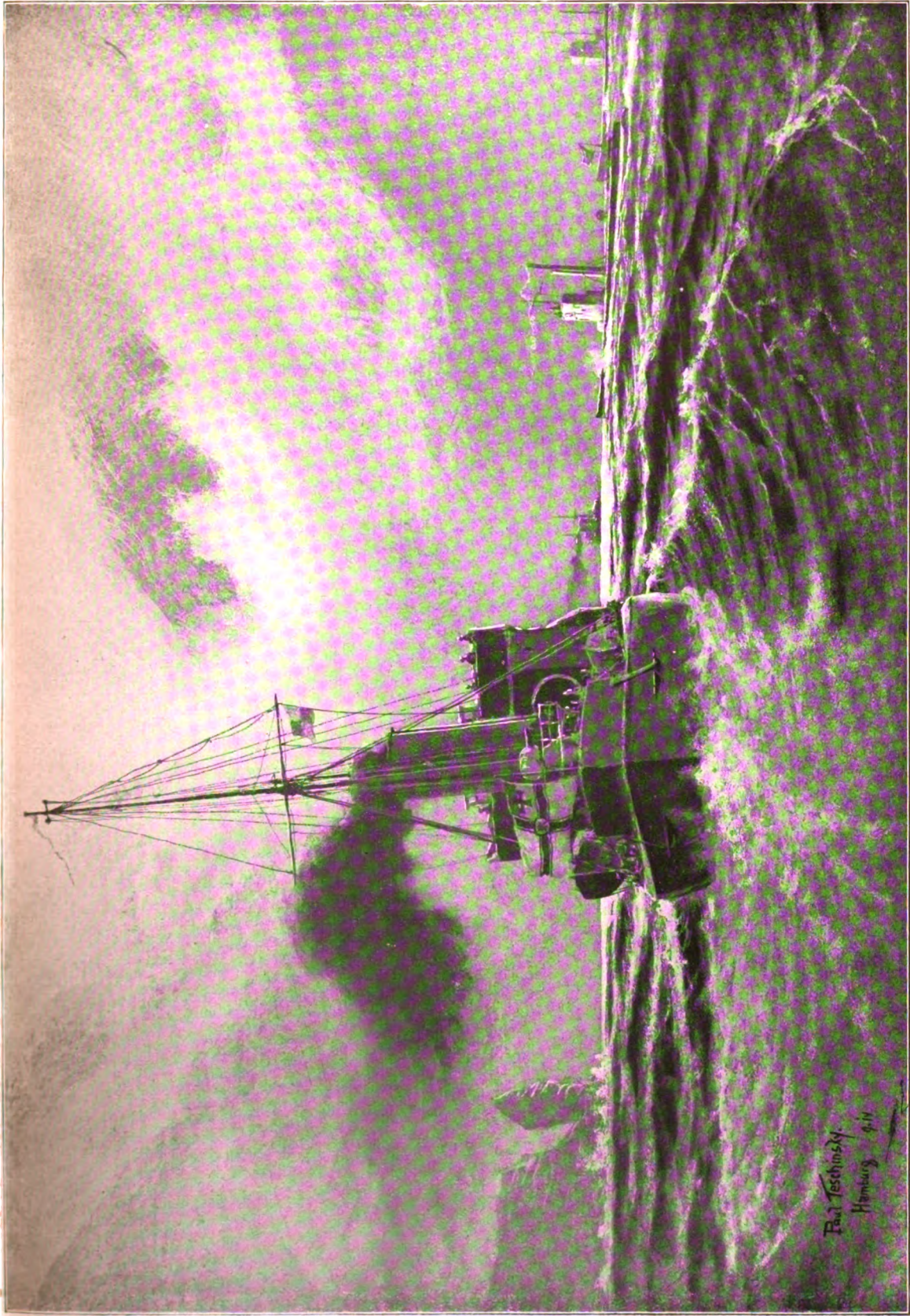
wundern. Noch aber ist in diesem Kriege nicht mit Waffengewalt entschieden, daß England tatsächlich berechtigt ist, die Oberherrschaft auf allen Meeren auszuüben, die es so unverfroren zum Schaden des neutralen Seehandels sich anmaßt. In diesem Kriege ist daher Deutschland im wahrsten Sinne der Vorkämpfer für die Freiheit der Meere wider die Knechtung des Seehandels durch die angemessene Oberseeherrschaft Englands, der Vorkämpfer für das Recht aller seehandelntreibenden Völker, auch Frankreichs und Rußlands, unserer heutigen Feinde, wider Englands monopolistische Seepolitik.

Die letzte Entscheidung in diesem gewaltigen Widerstreit kann freilich nur die Hochseeschlacht bringen; solange sich die englische Flotte diesem Kampfe entzieht, spielt sich der Krieg mehr auf der hohen See als in den europäischen Gewässern ab. Mit wagemutiger Kühnheit haben sich inzwischen die deutschen Kreuzer „Emden“, „Königsberg“ und „Karlsruhe“ auf den feindlichen Seehandel im Indischen und Atlantischen Ozean gestürzt und ihm empfindlichen Schaden beigebracht, so empfindlichen, daß die Versicherungen bei Lloyd's in London reißend in die Höhe schnellten. Duzende von großen und kleinen Kreuzern, sogar Linienschiffe, machten wochenlang vergeblich Jagd auf die wenigen, aber vorzüglich geführten deutschen Schiffe, die ohne Stützpunkte, ohne Kabelverbindungen, ohne Zufuhren, ganz

auf ihre schwachen eigenen Kräfte angewiesen, trotzdem glänzende Beute machten. Es mutet wie eine Erinnerung aus den großen Tagen der Segelschiffszeit an, wenn man die Fahrten und Taten dieser Schiffe im Geiste verfolgt. Wie einst in den englisch-französischen Kreuzerkriegen des 17. und 18. Jahrhunderts sich einzelne besonders schneidige Kreuzerführer, wie Jean Bart, der größte Sohn Dünkirchen's, monatelang auf der hohen See halten und dem feindlichen Handel schweren Schaden zufügen konnten, so gelang es der „Emden“ immer noch, den Verfolgern zu entgehen — bis auch dieses tapfere Schiff schließlich das unvermeidliche Schicksal erreichte und es am 9. November in ehrlichem Kampfe dem überlegenen englischen Kreuzer „Sidney“ bei den Kofos-Inseln, mitten im Indischen Ozean, unterlag. Fast an demselben Tage mußte sich S. M. S. „Königsberg“ vor weit überlegenen feindlichen Streitkräften (einem Linienschiff und zwei Kreuzern) in die Rufidji-Mündung in Ostafrika zurückziehen,



Vizeadmiral Maximilian Graf v. Spee, der siegreiche Führer des deutschen Geschwaders, das bei Coronel an der chilenischen Küste die englischen Schiffe vernichtend schlug. Er ist 1861 in Kopenhagen geboren, gehört seit 1878 der deutschen Marine an und begleitete im Jahre 1897 den Prinzen Heinrich bei der Westergreifung von Klaufschou.



**Auf Vorposten bei Selgoland. Nach einem Gemälde von Paul Teschinsky.**







die darauffhin vom Feinde durch ein versenktes Schiff gesperrt wurde. Nur die unermüdlische „Karlsruhe“ einzukreuzen, ist dem Feinde bisher noch nicht gelungen, denn immer von neuem hört man von ihren erfolgreichen Beutezügen gegen die englische Schifffahrt im Atlantischen Ozean.

Die Taten und Kämpfe dieser kleinen Kreuzer können freilich auf den Gang des Seekrieges im großen, mögen sie nun glücklich oder unglücklich verlaufen, keinen Einfluß haben. Anders aber steht es mit einer weiteren Ruhmesstat deutscher Seestreitkräfte auf fernem Weltmeere, die eine größere Bedeutung beanspruchen darf, nicht nur, weil sie uns mit gerechtem Stolz erfüllt, sondern auch aus anderen, tieferen Gründen. Am 1. November gelang es dem deutschen Kreuzergeschwader (zwei Panzerkreuzer und zwei kleine Kreuzer), unter Führung des Vizeadmirals Grafen v. Spee, ein englisches Kreuzergeschwader (zwei Panzerkreuzer und ein kleiner Kreuzer) bei der Insel Santa Maria an der chilenischen Küste zum Kampf zu stellen und es in der Abenddämmerung bei stürmischem Wetter vernichtend zu schlagen. Eine gewisse artilleristische Überlegenheit war wohl auf deutscher Seite vorhanden; daß aber der vernichtende Schlag ohne die geringste Beschädigung der deutschen Schiffe erfolgen konnte, ist eine Tatsache, die wohl niemand vermutet hätte, und die daher von außerordentlich weittragender Bedeutung ist. Die taktische Geschwindigkeit beider Gegner war dieselbe, trotzdem gelang es dem deutschen Geschwaderchef, die bessere Wetter- und Sonnenseite dem Feinde abzugewinnen. Das Überraschendste aber ist, daß auf den Entfernungen, auf denen der Kampf anscheinend ausgefochten wurde (6000 bis 4000 m im laufenden Gefecht), die englische Artillerie sich überhaupt als wirkungslos erwies, und daß insbesondere ein Schiff wie das englische Flaggschiff, das mit 23-cm-Geschützen ausgestattet war, auf diese Entfernungen keinen einzigen Treffer erzielte, vielmehr außerhalb eigener wirksamer Schußweite so zusammengeschossen wurde, daß es sank. Ebenso erging es dem etwas schwächeren Panzerkreuzer „Monmouth“ und wahrscheinlich auch dem kleinen Kreuzer „Glasgow“. Selbst auf diese großen Entfernungen hielt mithin der englische Seitenpanzer von 150 mm dem deutschen 21-cm-Panzergeschloß nicht stand. Was beweisen diese mindestens überraschenden Tatsachen? Sie zeugen einmal von einer ausgezeichneten Schießausbildung der deutschen Schiffe, weiter aber auch von der großen Treffsicherheit, und vor allem von der ausgezeichneten

panzerbrechenden Wirkung unserer schweren Geschütze. Die von unseren Feinden vielgeschmähte Kruppische Artillerie hat sich wieder einmal glänzend bewährt; daß bei uns bevorzugte leichtere Geschloß von größerer Anfangsgeschwindigkeit und damit auch größerer Schußweite, hat sich dem englischen verhältnismäßig schwereren überlegen gezeigt. Dies sind Tatsachen von weittragender Bedeutung. Viel wichtiger noch ist aber die moralische Wirkung dieser ersten englischen Niederlage im freien Wasser seit weit über 150 Jahren. Denn darüber soll man sich doch keiner Täuschung hingeben: Mögen im Kleinkrieg, meist gegen schwere Übermacht, auch schon Verluste deutscherseits eingetreten sein, mögen ein paar Kreuzer wie ein zu Tode gehehtes Wild schließlich vom Feinde gestellt worden sein — der seit Jahrhunderten sorgfältig gehegt und selbstgefällig immer wieder betonte Wahn von der Unbesiegbarkeit der englischen Waffen auf dem Meere ist dahin! Die deutsche Flotte hat gezeigt, daß sie nicht nur U-Boote zum Angriff anzusetzen, nicht nur schneidig und geschickt den Kreuzerkrieg zu führen und, wenn es sein muß, bis zum bitteren Ende zu kämpfen weiß, sondern daß sie auch im Geschwaderkampf glänzend zu siegen versteht. Wo bleibt da die „gottgegebene“ Überlegenheit der Engländer auf dem Wasser — wo die angemaßte Oberseehegemonie Englands auf allen Meeren?

Nicht einmal an der eigenen Küste, geschweige denn in der Nordsee, ist diese Seeherrschaft mehr vorhanden. Oder kann man es auch bei bescheidensten Ansprüchen noch Seeherrschaft nennen, wenn am 5. November bei Yarmouth an der englischen Ostküste die Geschütze eines deutschen Geschwaders donnern und wenn am 12. November dicht vor Dover ein englisches Kanonenboot einem unserer unermüdlischen U-Boote zum Opfer fällt? Sieht das noch nach Beherrschung der eigenen Hoheitsgewässer aus? Als der bisherige Erste Seelord der britischen Admiralität Prinz Ludwig Battenberg vor kurzem öffentlichen Anfeindungen weichen mußte und Lord John Fisher, mütterlicherseits ein halber Malaie, auf den man in London die größten Hoffnungen setzt, an seine Stelle trat, erinnerte man sich in England, daß dieser Admiral, der erst vor vier Jahren aus derselben Stellung ausgeschieden war, einmal geäußert haben soll, England würde nicht eher Ruhe haben, als bis die deutsche Flotte auf dem Grunde des Meeres liege! Die Antwort auf diesen freundlichen Wunsch ist bei Santa Maria erteilt worden, an demselben Tage, an dem der Lord sein neues Amt übernahm.

## Der Brite war es...

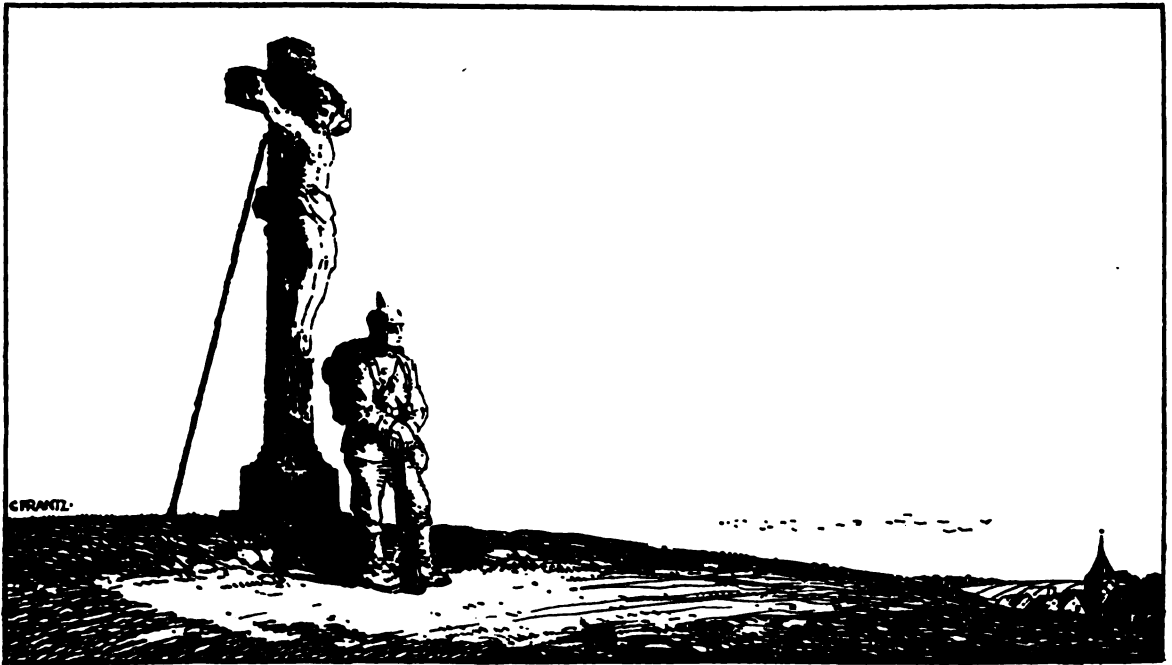
Die Dahlien blühen, der Wald ist rot,  
Der Wind pfeift Kriegsballaden;  
Ueber die Felder stapft der Tod  
Und mäht gewaltige Schwaden.  
Nie war für ihn die Ernte so reich,  
Wie heuer im Westen und Osten,  
Nie kam er bei jedem Hippenstreich  
Wie jetzt auf seine Kosten.

Die Saat ist jung, die er niedermäht —  
Halme sind's, ungebrochen,  
Ueber jedem wohl zittert ein Gebet,  
Das Mutterlippen gesprochen.

Und liegt die Mahd, unreif und bleich,  
Auf Stoppelfeld oder Brache,  
Steigt wie ein Hauch aus dem Geisterreich  
Das Verlangen auf nach Rache.

Fragt einer, wer den Tod bestellt,  
Wer ihn rief in unsre Mitte —  
Gibt Antwort das weite Leichenfeld:  
„Der Brite war es — der Brite!“  
Da fährt wie ein Blitz mit grellem Schein  
Hernieder auf diese Erden  
Der Nachspruch Gottes: „Die Rache ist mein!“ —  
Wart', Brite, auch dir wird sie werden!

August Hagedorn.



Am Kreuz. Nach einer Zeichnung von Carl Frank.

## Der Erste.

Kriegsstizze von Else Höffer.

Die Sonne war eben im Begriff, hinter der Vogesenkette unterzugehen, und vergoldete die sanfte Silhouette, die sich am Himmel hob. Von fern grüßte die Hohkönigsburg von ihrem vorgeschobenen Wachtposten aus zum Kaiserstuhl herüber. Der Pfisterer Klotz leuchtete im Süden noch einmal auf, und dann huschten die ersten Schatten der Dämmerung über die Rheinebene. Friedlich lag das Elsaß, und über seinen zahllosen Dörfern schwebten die Wölkchen der Schornsteine. Die Leute kochten ihre Abendsuppe. Vom Fenster meiner Kaserne aus konnte ich einen weiten Ausschnitt aus dem Landschaftsbild sehen.

Aber ich mußte ja herunter und im Kasernenhof die neuen Rekruten in Augenschein nehmen. Ich sah sie schon von weitem in ihren Zivilkleidern stehen, sie standen auf einen Haufen gedrängt, verlegen, ein wenig bekümmert, einige wenige bereits forsch und stramm, mit der deutlichen Absicht, angenehm aufzufallen und zu imponieren. Als mir der Feldwebel meldete, richteten sich alle Augen auf mich, als könnten sie in meinen Zügen kommende Schicksale lesen.

Ich sah sofort, daß einer etwas abseits von den anderen stand, durch einen kleinen Luftraum getrennt, losgelöst, oder noch nicht der Herde angegliedert. Es war eine etwas windschiefe Gestalt mit langen Armen und zu dickem Kopf. Er war in Hemdärmeln und hielt in der Hand ein Bündel, um das ein grellrotes Taschentuch geknotet war.

Als ich musternd an der Reihe der neuen Rekruten entlang ging, kam ich zuletzt zu ihm und blieb bei ihm stehen. Da sagte der Feldwebel: „Um den hat sich keine Kompagnie gerissen.“ Und er lachte ärgerlich, wobei er seine breite Brust herausdrückte, auf der zwischen dem dritten und vierten Knopf das Notizbuch prangte.

Ich betrachtete das jämmerliche Gesicht des Rekruten, in dem zaghaft ein scheues Grinsen aufglomm. Dumm war er, das war sicher, aber er hatte etwas Hilfloses,

das mich rührte, und in seiner Abgetrenntheit von den anderen etwas traurig Vereinsamtes.

„Wir behalten ihn schon,“ sagte ich. „Sagen Sie mir nur, Menschenkind, warum haben Sie Ihren Rock nicht an, es ist doch kühl!“

„Jo n'en ai pas!“ sagte der Mann lächelnd und ganz unbefangen.

Der Feldwebel übernahm die Erklärung. „Er ist nämlich aus einem gottverlassenen Nest oben an der französischen Grenze, er kann fast gar kein Deutsch. Er war Ruhhirt auf einer Ferme und ist noch nie von da oben heruntergekommen. Und einen Rock hat er noch in seinem Leben nicht besessen!“

Durch die Reihen der Rekruten ging ein Murmeln, alle Augen funkelten neugierig und maßlos erstaunt den Mann an, der fast kein Deutsch konnte und noch nie einen Rock besessen hatte. Wie die Kinder drängten und schubsten sie sich und hatten nur noch ein Interesse, diesen seltsamen, rätselhaften Menschen von allen Seiten zu betrachten.

„Sorgen Sie dafür, daß der Mann nicht gehänselt wird!“ sagte ich zum Feldwebel. Und dann fragte ich noch, was er in seinem zusammengeknöteten Taschentuch habe.

Da strahlte sein trübes Gesicht auf, und er wickelte mit froher Hast eine Ziehharmonika aus dem Tuche und hielt sie mir hin. Und wieder ging ein Murmeln durch die Reihen, und alle Gesichter waren verständnislos. „Das ist aber famos,“ sagte ich, um ihn nicht zu kränken, doch er mußte mich mißverstanden haben, denn plötzlich begann er zu spielen. Er legte den Kopf auf die Seite, und sein häßliches Gesicht wurde ganz still und innig im Ausdruck. Ich hatte noch niemals so schön Ziehharmonika spielen hören.

Ich hörte ihn noch oft spielen. Abends auf der Stube, am Sonntagnachmittag, in jeder freien Stunde spielte Blaise seine Ziehharmonika. Er war der schlechteste

Soldat der Kompagnie, er machte alles erst sechsmal falsch, ehe er es richtig begriff, er stellte allen unglaubliche Geduldspuben. Er sah übrigens auch in Uniform noch windschief aus, und kein Gesichtsausdruck wurde nicht schlauer. Er war stets der Gegenstand des allgemeinen Spottes, aber er machte sich gar nichts daraus, denn er wußte genau, daß selbst die ärgsten Spötter verstummten, wenn er zu seiner Harmonika griff. Dann war er auf einmal die Hauptperson, dann war er der Beherrschende, und die festen Kerls vermöhten ihn und liefen ihm nach, nur um ihn spielen zu hören. Allmählich lernte er auch besser Deutsch, aber meist sprach er sein seltsames Gemisch von Patois und Französisch.

Und als der Krieg kam, als Blaise später als die andern begriffen hatte, um was es sich handelte, packte er heimlich und verstohlen seine Harmonika ein und schmuggelte sie aus der Kaserne heraus, und draußen im Felde tauchte sie auf. Im Bivak spielte er uns die trotzigsten Lieder, deren Sinn und Text er nur halb verstand, aber deren Melodie er fühlte und wiedergab wie kein anderer.

Wir hatten den Grenzschutz in den Vogesen. Wir kannten jeden Fußbreit Boden von zahllosen früheren Gebirgsübungen, und anfangs hatten wir alle die Empfindung, als ginge es ins Manöver.

Bis drüben vom Grenzkamm die französischen Geschütze das Gespräch eröffneten — da merkten wir, daß der Ernst kam. Als die erste Granate weit hinter uns einschlug, sah ich zufällig Blaises einfältiges Gesicht neben mir. Er blinzelte erstaunt zum Grenzkamm hinauf.

„Na, Sie haben doch keine Angst?“ fragte ich ihn.

Da schüttelte er heftig den Kopf und sagte: „Nacht mir nig. Wenn ich meine Hände nig verlier' und nur Harmonika spielen kann.“

Und am Abend, als wir in einen Schuppen unterzogen, spielte er wieder schöner und inniger als je zuvor.

Und dann kamen schwere Tage. Tag und Nacht lagen wir in den Schützengräben, hinter uns der dunkle Hochwald, in dem kein Laut lebendig war — es schien, als hätte alles Getier sich bang verkrochen — vor uns das grüne Tal, in dem zwei kleine Dörfer friedlich eingebettet lagen.

Unaufhörlich knatterten die Gewehre diesseits und jenseits des Tales, und von Zeit zu Zeit mischten sich die Geschütze hinein, die am Grenzkamm eingegraben waren. Dann antwortete unsere Artillerie, die hinter uns in den Felsentrümmern des Berges verborgen war.

Unsere Kompagnie hatte noch keine Verluste. Die Stimmung blieb immer vergnügt, wenn auch zuweilen die Müdigkeit

sie dämpfte. Es waren wunderbare, sonnige Tage. Die Rheinebene dehnte sich im goldenen Dunst, man sah die Türme der Stadt leuchten und die Fenster der großen Fabrikgebäude blitzen. Aus den Vorbergen lugten hier und da die alten Burgen. So friedlich war alles noch — nur der Donner der Geschütze zerriß die stille Luft.

Es war ja Krieg — wir lebten immer noch in dem seltsamen Zwischenstadium, das uns noch von dem völligen Begreifen des Todesernstes trennte.

Und dann kam er uns plötzlich ganz zum Bewußtsein.

Am einem hellen Nachmittage bemerkten wir, wie die Artillerie drüben sich immer besser auf uns einschob. Und plötzlich hatten sie uns gefaßt —

Ich kann den Augenblick nicht schildern. Wir bekamen einen furchtbaren Stoß und verloren auf Sekunden das Bewußtsein. Eine Granate hatte unseren Schützengraben getroffen.

Als ich die Augen öffnete, sah ich blasse, verfürzte Gesichter, in allen Augen Grauen —

Und dann sah ich einen am Boden liegen. Es war Blaise.

Ich ging zu ihm und beugte mich über ihn. Er hatte sein hilfloses, törichtes Lächeln, das über sein totenblaßes Gesicht irrte.

Und plötzlich sah ich, daß sein linker Arm fehlte. Es stieg mir heiß in der Kehle empor, und ich kämpfte gegen einen jähen Schwindel an.

Der Sanitätsunteroffizier kniete bereits neben ihm und versuchte ihm den Kopf auszuziehen. „Wenn wir ihn nur dort hinter die Felsen bringen könnten!“ murmelte der Unteroffizier.

Da nahm Blaise sich zusammen mit Aufbietung aller Kraft, richtete sich auf, stand auf den Füßen, ehe jemand ihn anfassen konnte, und auf den Sanitätsmann gestützt, ging er taumelnd nach hinten.

Auf einmal blieb er stehen.

„Meine Hand“ — sagte er kläglich wie ein Kind. Da sah er, daß die Augen der Kompagnie an ihm hingen, er sah das Entsetzen, das furchtbare Grauen in den Blicken.

Da ging in seinen Augen ein heller Schein auf, und er lachte wie er noch niemals gelacht hatte. „Nacht mir

gar nig!“ sagte er laut und nickte den blaffen Gesichtern zu. „Wenn ich nicht mehr Harmonika spielen kann — aber tanzen kann ich noch.“

Und er piff ein paar grelle Töne, einige unsichere Takte, und er machte einige taumelnde Tanzbewegungen.

Dann stürzte er der Länge nach zu Boden. Der Sanitätsmann hatte ihn nicht mehr halten können. ☉



Der Kompagniemusikant. Nach einer Aufnahme vom Kriegsschauplatz.



# Briefe vom Kriegsschauplatz.

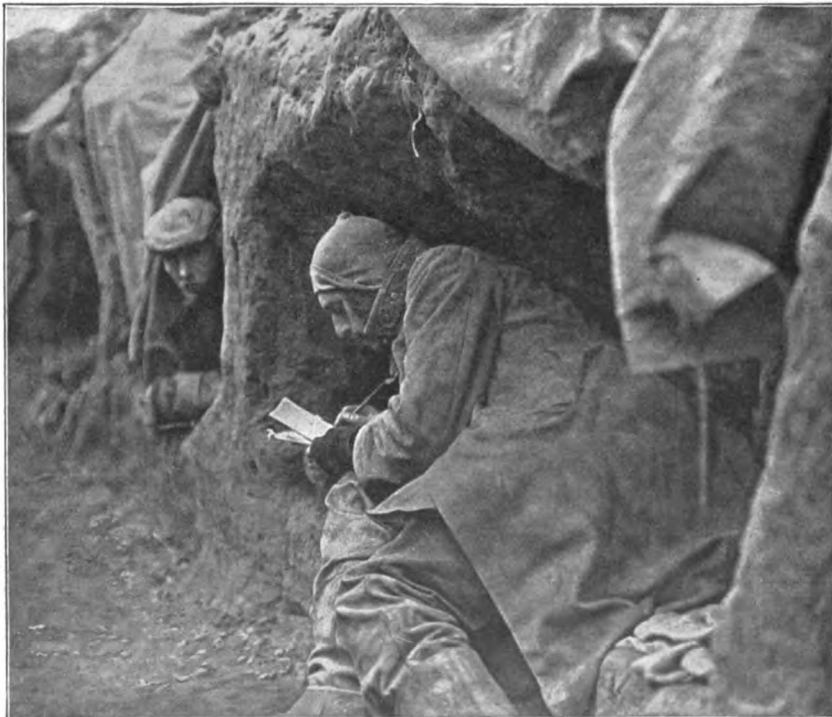


## Die Schrecken des Schlachtfelds.

(Aus dem Feldpostbrief eines mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Zugführers.)

Wir befanden uns hinter einer mit Hafer und Weizen bepflanzten Anhöhe, als der Hauptmann zunächst die beiden ersten Züge entwickelte. Ich mußte mit der Fahne zunächst bei der Reserve liegen bleiben. Raum hatten die beiden ersten Züge die Anhöhe überschritten, als wir die ersten Kugeln pfeifen hörten; rechts von uns fuhr eine Batterie unserer Artillerie auf, die sofort das Feuer eröffnete. Wir waren uns nun alle darüber klar, daß es jetzt bitterer Ernst werden würde. Das feindliche Feuer wurde immer stärker; wir drückten uns platt an den Boden an; die Kugeln pffien dicht über unsere Köpfe weg. Bald nahm auch die feindliche Artillerie das Feuer auf, und die ersten Granaten plakten in unmittelbarer Nähe von uns. Der Zustand, wenn man hilflos daliegt und sich nicht wehren kann, ist einfach schrecklich, und dabei zischen, sausen und brummen die Geschosse um uns herum. Viele, die im Leben nie an Betten gedacht haben, haben es hierbei gelernt. Trotz allem benahmen sich die Leute muster-gültig, sogar Wixe hörte man hin und wieder. Fünf Minuten später entwickelte ich meinen Halbzug und ging ebenfalls vor. Gleich hinter der Höhe lagen die ersten Toten und Verwundeten in ihrem Blute — der Anblick war schrecklich. Die meisten waren gefaßt, teilweise schrien und jammerten sie. Der Gefechtslärm wurde immer stärker, namentlich als der Gegner mit schwerer Artillerie zu schießen anfang. Wir merkten bald, daß wir gegen eine große Übermacht kämpften. Dazu hatte der Gegner große Feldbefestigungen angelegt, wäh-

rend wir im freien Gelände lagen. Als ich mit dem Halbzuge in der Schützenlinie ankam, hörte ich, daß der Hauptmann schwer verwundet und der Feldwebel tot sei. Die Jäger benahmen sich ohne Ausnahme muster-gültig, sie schossen so ruhig wie auf dem Scheibenstand. Während der Gegner immer neue Verstärkungen erhielt, wußten wir, daß wir allein waren, hinter uns war nur die Kavallerie,



Ein Feldbrief nach der Heimat während einer Ruhepause im vordersten Schützengraben.

von der wir keine Hilfe erwarten konnten. Das Schlimmste war, daß wir bald Munitionsmangel hatten, außerdem litten die Leute fürchterlich unter Durst. Einzelne wurden wahnsinnig, andere waren taub. Die feindliche Artillerie kämpfte mit großer Übermacht und vor allem mit schweren Geschützen. Bald wurde auch unser Artilleriefeuer immer schwächer. Die Verluste wurden größer, Hilfe kam nicht; trotzdem schossen die Leute mit äußerster Ruhe. Wir waren in einen richtigen Hengstessel geraten. Hinzukam, daß wir vom Gegner in seinen verdeckten Stellungen nichts sahen, während wir ihm ein vorzügliches Ziel boten. Als der Gegner aus seiner Stellung einen Vorstoß wagte, wurde er unter ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen; die Franzosen lagen wie gefaßt. Wir hätten uns sicher bis zum Abend in unserer Stellung behauptet, wenn nicht der Befehl zum Rückzug gekommen wäre. Ich mußte diesen Befehl mehrere Male wiederholen, ehe die Leute zurückgehen wollten. Herzzerreißend war hierbei der Schrei der Verwundeten, wir möchten sie mitnehmen. Im stärksten Feuer gingen wir vollkommen geordnet zurück. Die feindliche Infanterie war auch so geschwächt, daß sie nicht wagte, nachzudrängen, sonst wären wir sicher aufgerieben worden, da wir alle vor Aufregung und Durst dem Umsinken nahe waren.

Die Batterie, die zuerst rechts von uns stand, war von der schweren feindlichen Artillerie vollständig aufgemengeschossen. Außer einem Unteroffizier, der auch verwundet war, waren alle Offiziere, Mannschaften und Pferde tot oder verwundet. Zwei Geschütze mußten stehenbleiben, weil die Räder zerschossen waren. In dem Kampf verlor unser Bataillon 236 Mann, also etwa ein

Viertel von den Leuten, die im Gefecht waren. Wie die französischen Zeitungen selbst zugegeben haben, hatten sie 1000 Mann Verluste. Man kann aber 1500 annehmen. — Eins kann ich Euch sagen: Wenn Ihr Euch den Krieg schrecklich ausmalt, die Wirklichkeit ist viel schlimmer. Jeder kann seinem Schöpfer danken, daß er sich auf französischem Boden abspielt. Ihr könnt Euch nicht denken, wie es hier ausseht.



# Englands Luftminen.

Von Hauptmann Desele. (Mit drei Abbildungen.)



Die große Bedeutung der Luftfahrzeuge als Aufklärungs- und Kampfmittel im Kriege hat schon vor geraumer Zeit die Frage aufgerollt, wie man sich am besten gegen die Tätigkeit dieses modernen Hilfsmittels der Kriegsführung zu schützen vermag. Die rasche Entwicklung der Luftschiffe und Flugzeuge, die gewaltigen Fortschritte in der militärischen Luftfahrt und ihre Erfolge haben das Bedürfnis nach geeigneten Mitteln zur Abwehr dieser Luftgegner immer mehr gesteigert, und die Lösung der Frage, wie ein feindliches Luftfahrzeug unschädlich gemacht oder vernichtet werden kann, in den Vordergrund des Interesses gerückt.

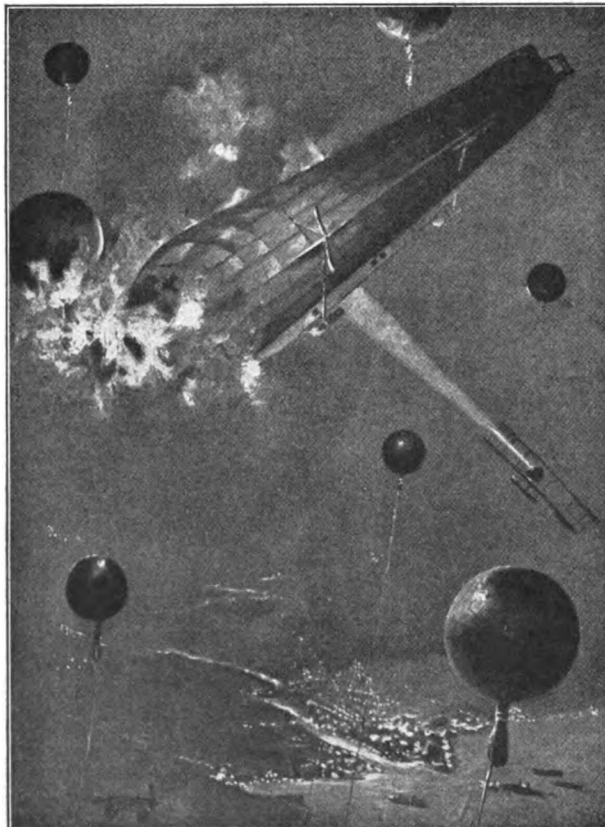
Die Bekämpfung der Luftfahrzeuge erfolgt in allen Ländern durch Wurfgeschosse und Schießwaffen, als welche Handbomben, Handgranaten, Luftpfeile und Gewehre, Maschinengewehre sowie Geschütze in Frage kommen. Während die Wurfbomben nur ausschließlich für den Kampf der Luftfahrzeuge untereinander in der Luft oder als Kampfmittel der Luftfahrzeuge gegen den Gegner auf der Erde in Betracht gezogen werden können, finden Gewehre und Maschinengewehre sowohl im Luftkrieg wie auch für die Abwehr von der Erde aus Verwendung; Geschütze dienen nur zur Bekämpfung von Luftschiff und Flugzeug von der Erde aus. Bei dieser Abwehr bieten die Handfeuerwaffen, zu denen in dieser Beziehung auch die Maschinengewehre zu rechnen sind, den großen Vorteil, daß das Schießen selbst keine erheblichen Schwierigkeiten bietet, weil die Schützen den schnellen Bewegungen der Luftziele leicht folgen können; die Infanteriegeschosse reichen aber nicht weit genug, und die Luftfahrzeuge können sich der Gefahr durch Höhergehen entziehen. Bei den Geschützen hat zwar der gutstehende Einzelschuß vernichtende Wirkung; die gewöhnlichen Kanonen und Haubitzen der Feld- und Fußartillerie können sich aber am Kampfe gegen die Luftfahrzeuge nur soweit beteiligen, als es ihre Konstruktion, vor allem ihr Höhenrichtfeld erlaubt. Die eigens gebauten Ballonabwehrgeschütze und ihre den Verhältnissen besonders angepasste Munition ermöglichen wohl eine wirksame Beschießung der Gegner in der Luft; solche Spezialgeschütze sind aber doch nicht zahlreich genug vorhanden, um überall einzugreifen zu können, wo sie benötigt sind.

Diese Unzulänglichkeit der Abwehrwaffen auf der einen Seite und die immer

mehr zutage tretende Gefährlichkeit der Luftfahrzeuge auf der anderen Seite hat gerade in letzter Zeit zu weiteren Vorschlägen für eine wirksame Abwehr und Bekämpfung dieser Luftgegner geführt. Die neueste Hoffnung, an die sich England in dieser Hinsicht klammert, ist die Verwendung von Luftminen.

Wie England zur Verteidigung seiner Gewässer und Küsten in mehr als völkerrechtlich zulässigem Umfang Unterseeminen gelegt hat, um feindlichen Schiffen das Herankommen unmöglich zu machen, so sollen die Orte, die Angriffen aus der Luft besonders ausgesetzt sind, wie Kriegs- und Luftschiffhäfen, Festungen, Ausrüstungs- und Lagerplätze, Pulver- und Proviantmagazine usw., durch Luftminen geschützt werden, die Beschädigungen solcher Anlagen von oben herab dadurch verhindern sollen, daß sie die über ihnen kreuzenden Luftfahrzeuge zerstören. Dabei denkt man vornehmlich an die Abwehr unserer großen Luftschiffe, die, wie die Erfahrung schon zur Genüge gezeigt hat, nicht nur durch ihre Angriffe aus der Luft gewaltigen Schaden anrichten, sondern schon durch ihr Erscheinen, ja selbst durch die Möglichkeit ihres Erscheinens beim Feinde Aufregung und Angst hervorrufen.

Ein Amerikaner, namens Steinmeh, will die Luftmine in folgender Weise zur Anwendung bringen. Über den zu schützenden Ort wird eine Anzahl kleiner Zeffellballone, nach der Art der in der Luftfahrt gebräuchlichen Pilotballone, verteilt, von denen jeder einen leicht entzündbaren Sprengkörper, z. B. eine Handgranate, einen Behälter mit Sprengstoffen oder dergleichen trägt und von der Erde aus an einem leichten Draht durch eine Gaspel in beliebige Höhe gelassen wird. Bei starken Windströmungen, die für die Verwendung von Ballonen ungünstig sind, sollen an deren Stelle Kastendrachen treten, wie sie zu meteorologischen Beobachtungen gebraucht werden, die in diesem Falle dann an Stelle des Meteorographen den Sprengkörper tragen. Die Sprengkörper selbst sind als sog. Kontaktminen gedacht, die sich bei Stoß von selbst entzünden, daher bei der Berührung durch ein Luftschiff sofort zur Wirkung kommen und dieses in Brand stecken. Außer den üblichen Gaswagen, aus denen die einzelnen Ballone mit Gas versorgt werden, ist auch noch ein besonderes Signalsystem vorgesehen, das auf drahtlosem Wege den Wechsel von Wind und Wetter an-



Zerstörung eines Flugschiffs durch Luftminen. Nach einer Darstellung im „Scientific American“.

zeigt und dadurch nicht nur das rechtzeitige Einziehen der Ballone ermöglicht, sondern es auch ungeübten Leuten erlaubt, die Ballone einzuziehen und wieder aufsteigen zu lassen. Neben der leichten Handhabung sollen die Steinmehrschen Luftminen auch noch den Vorteil der Billigkeit haben und daher die Anwendung in großer Anzahl möglich machen. Aber gerade die Verwendung möglichst vieler solcher Kontaktminen bringt die Gefahr mit sich, daß bei plötzlichem Sturm oder auch bloß heftiger Luftbewegung nur zu leicht Zusammenstöße der Ballone oder Drachen, Verwicklungen der Haltebräute usw. eintreten und dadurch unbeabsichtigte Entzündungen der Minen hervorgerufen werden können, die dann aber gerade auf die Köpfe derer herabfallen, die geschützt werden sollen.

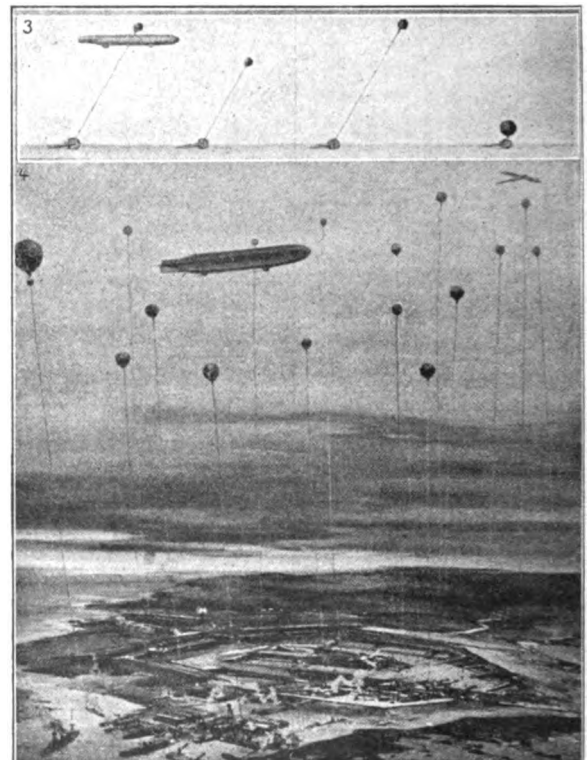
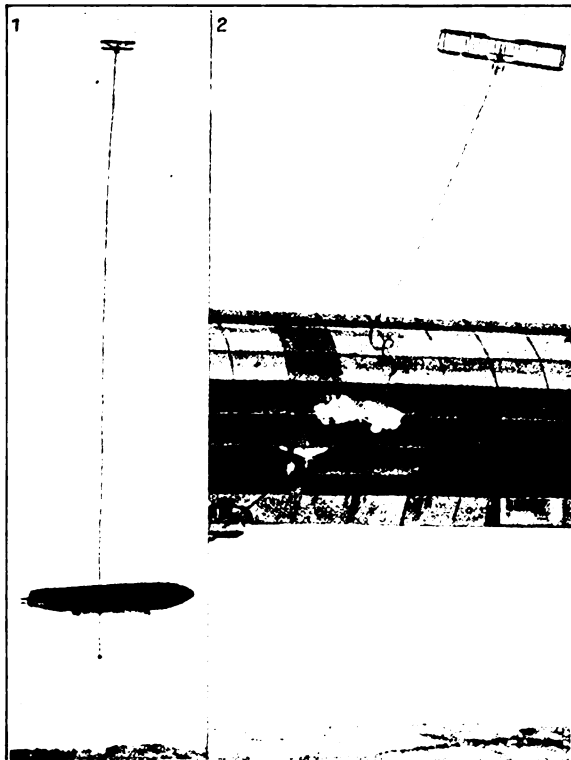
Diesem großen Nachteil will der englische Ingenieur-Major Simmons dadurch begegnen, daß er nicht durch Stoß, sondern auf elektrischem Weg entzündbare Luftminen verwendet. Sein Plan ist, in dem Haltelabel des Fesselballons einen elektrischen Leitungsdraht zum Sprengkörper zu führen und diesen, wenn das Luftschiff in die Nähe kommt, von der Erde aus entzünden zu lassen. Damit sind freilich die Gefahren der Kontaktminen beseitigt. Der Erfinder will aber mit seinen Luftminen nur solche Höhen sichern, in denen die Wirkung der Geschütze aufhört, also Höhen über 2000 m. Die Verwendung der Luftminen in diesen Höhen bietet aber den großen Nachteil, daß der Ballon nicht nur den Sprengkörper, sondern auch noch die Last des Haltelabels von mindestens 400 Pfund tragen, und daher sehr groß und dementsprechend auch recht teuer sein muß.

Die Verwirklichung des Gedankens der Luftminen in der Verteidigung scheint auch sonst auf ziemlich Schwierigkeiten zu stoßen. Denn die Luftminen haben zunächst den großen Nachteil, daß sie im Gegensatz zu den Seeminen weithin sichtbar sind, Minensfelder also von allen Luftfahrzeugen leicht gemieden werden können. Dann können

sie aber gerade für die zu schützenden Orte eine große Gefahr sein, weil die Ballone von den Luftfahrzeugen aus herabgeschossen werden können und die daran hängenden Sprengkörper auf die Erde fallen, und gerade dort ihre zerstörende Wirkung ausüben, wo sie Schutz bieten sollen.

Aber nicht allein für die Verteidigung, auch für den Angriff im Luftkrieg soll die Mine nutzbar gemacht werden. Auch dieser Gedanke gilt hauptsächlich der Zerstörung der Luftschiffe, obwohl er in gleicher Weise ebenso beim Angriff auf Flugzeuge Anwendung finden kann.

Der schon oben erwähnte Amerikaner Steinmehz und der bekannte Oberst Cody haben in dieser Beziehung die gleiche Idee. Beide wollen einen leicht entzündbaren Sprengkörper an einem langen dünnen Draht vom Flugzeug herabhängen lassen, um damit das feindliche Luftschiff oder das Flugzeug gewissermaßen zu angeln. Durch den plötzlichen Widerstand oder Stoß, den der herabhängende Sprengkörper bei der großen Geschwindigkeit des Flugzeuges am feindlichen Luftschiff erfährt, wird der Sprengkörper zur Explosion gebracht und damit gleichzeitig auch vom Haltebraut losgerissen, so daß das Flugzeug in der Fortsetzung seines Fluges nicht angehalten wird. Damit durch die Explosion nicht auch das angreifende Flugzeug selbst gefährdet wird, muß der Sprengkörper am Ende eines sehr langen Drahtes angebracht sein (s. die Abb. unten). Aber gerade dieser stellt auch der Durchführung dieses Planes Schwierigkeiten entgegen. Denn es besteht kein Zweifel, daß der Sprengkörper infolge des schnellen Fluges sowie der Luftströmungen stark pendelt und seine Richtung von der Angriffsrichtung des Flugzeuges sehr abweichen wird. Auch muß notwendigerweise der lange Draht mit dem daranhängenden und pendelnden Sprengkörper der sicheren Bewegung des Flugzeuges hinderlich sein und kann diesem unter Umständen, zum Beispiel bei heftigen Windstößen oder Böen, sogar gefährlich werden. ☐



Verteidigung der Luftschiffe durch Luftminen: 1. Flugzeug mit angehängter Luftmine. 2. Entzündung eines Luftschiffs durch eine Flugzeugluftmine. 3. Fahrbare Luftminen. 4. Eine durch ein Luftminenfeld gegen Flugschiffe geschützte Stadt. Nach Zeichnungen aus der englischen Zeitschrift „Illustrated War News“.



Eine indische Schleichpatrouille auf dem Kriegsschauplatz in Nordfrankreich. Nach einer englischen Kriegszeitschrift.

## Die Lage in Indien.

Von Karl Bleibtreu.

Aus Indien fehlt jede sichere Nachricht. Nach portugiesischen Zeitungen, die jede Woche Briefe aus Goa bringen, soll im August noch alles ruhig gewesen sein. Dagegen zahlen englische Banken kein Geld mehr an ihre indischen Filialen, und der Passagierverkehr nach Bombay ist teilweise eingestellt, die Schiffe übernehmen Gewähr nur bis Ceylon, der regelmäßige Postdienst geht nur bis Aden. Das sind doch merkwürdige Anzeichen. Da die Briten keinerlei unzensurierte Depeschen und Briefe durchlassen, können auf dem Seeweg die Inder nichts von den wirklichen Vorgängen in Europa wissen. Immerhin dürfte das Indische Komitee in Konstantinopel schon frühzeitig Boten ausgesendet haben, und die jetzt eingeschränkte Schifffahrt einer arabischen Gesellschaft, die zwischen Maskat und Bombay verkehrt, gab vielleicht früher schon den Mittler ab. Jedenfalls weiß Indien, daß England in einen europäischen Krieg verwickelt ist, und jeder Krieg Englands gegen die Türkei hätte den sofortigen Aufstand der indischen Moslem zur Folge. Da Zeit genug verstrich, wird die Türkei nicht versäumt haben, auf dem Landweg durch Persien und Afghanistan geheime Sendboten nach Delhi durchzubringen. Auch dürfte die dreiste Zuversicht, indische Eingeborenentruppen nach Europa auf die Schlachtbank zu führen, recht zweischneidig wirken. Abgesehen von der natürlichen Erbitterung über solche Willkür — Indien soll obendrein die Transport- und Mobilisierungskosten tragen! — muß sich jeder schlaue Orientale sagen, daß es schwach mit Englands eigenen Streitkräften stehe, wenn man sogar Inder nach Europa schaffen muß. Vielleicht wirkte das Erscheinen deutscher Kreuzer längs der indischen Küste wie ein Funken ins Pulverfaß, denn auch hieraus ziehen die Inder vermutlich besondere Schlüsse. Hat man Japan wirklich zur Verteidigung Indiens angerufen, so waltet ja kein Zweifel mehr. Sehr möglich, daß gerade das Ansinnen, Eingeborenentruppen in großer Menge wegzuschaffen, da-

mit sie in Indien nicht revoltieren können, die Revolution beschleunigt und dem Faß den Boden ausschlägt!

Die 170 000 Europäer, denen jede Verschmelzung mit den Eingeborenen mangelt, strengen sich umsonst an, das Wesen des Sonnenlandes zu verstehen. Die Inder aber verzichten auf Verständnis, da sie den Kleintram und das lärmende hezende Treiben der modernen Zivilisation verachten. Das Wunder, daß 315 Millionen sich von einer Handvoll Fremder beherrschen lassen, erklärt sich nur durch Zwiespalt der Rassen und Religionen. Warren Hastings' Meistertaktik des Divide et impera vererbten sich auf alle folgenden Verwalter, doch gerade in neuerer Zeit überspannten Imperialisten, wie die Bizkönige Lytton und Curzon, den Bogen. Ihr Andenken verflucht jeder Inder, da sie ausschließlich den Standpunkt britischer Selbstsucht vertraten. Mit politischen Kniffen allein behauptet man nicht eine erzwungene Fremdherrschaft. Kurz nach Cäsars Tod war Gallien schon kolonisiert und bald latinisiert. England hat aber weder kolonisiert noch angliert, seine Soldaten und Beamten bleiben eine streng abgeschlossene Erobererkaste von „Sahibs“. Selbst die zur Beamten-schaft herangezogenen Hindu und Guraster (Halbblutige meist portugiesischer Abkunft) werden durch ihre Angliederung erst recht dem Volke fremd und verhaßt. Die unüberbrückbare Kluft verschlimmert noch die sozialen Gegensätze. Dem einfachen Bauern kann man doch Einsicht in höhere Wirtschaftsgeetze nicht beibringen, er rechnet die zunehmende Auspöwerung einzig der britischen Tyrannie an, selbst wo diese nicht die Schuld trägt, wie bei den einheimischen Bucherern. Gewiß haben weiland die eigenen Radschahs das Volk geknechtet und ausgefogen. Doch man läßt sich das lieber von Einheimischen gefallen als von Fremden, zu denen man gar keine seelische Beziehung hat. Obendrein geht es dem Volk heute besser in den „Schutzgebieten“ der halbwegs „unabhängigen“ Fürsten, als in den britischen Präsidentschaften.





## Weihnacht 1914.

Wie feierlich und schön war's ehedem,  
Wenn glückverheißend wieder aufgegangen  
In hellem Glanz der Stern von Bethlehem,  
Wenn hoch vom Turm die Weihnachtsglocken klangen  
Und fromme Herzen andachtsfreudig sangen:  
Friede auf Erden!

Verwehte Klänge! — Eisern ist die Zeit;  
Die Schwerter klirren, die Geschütze dröhnen;  
Der Erde Völker stehn in blut'gem Streit  
Und zu den ew'gen Sternen dringt ein Stöhnen,  
Als wollte es die Engelsbotschaft höhnen:  
Friede auf Erden?

Und doch und doch: Der alte, liebe Traum  
Erfäht uns alle wie in bess'ern Tagen,  
Denn unfre Kinder stehn vorm Tannenbaum,  
Sie, die des Vaterlandes Zukunft tragen,  
Und denen jetzt wir zu ertrosen wagen:  
Friede auf Erden!

Drum sei willkommen, stille, heil'ge Nacht!  
Und schenke Trost uns für so manche Wunde!  
Und tobt und wettert draußen auch die Schlacht,  
Laß uns daheim in ernster Weibestunde  
Den Glauben wiederfinden an die Kunde:  
Friede auf Erden.

Hans Ludwig Linkenbach.





# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walthar Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



Als der Chauffeur kam, um sich zu verabschieden, reichte ihm Gehrken's die Hand:

„Für mich ist es jetzt bedauerlich, daß Sie nicht 'nen Buckel vorne und hinten haben, Muzig,“ sagte er.

„'s wär' schad' drum, Herr Kommerzienrat. Dann könnt' ich jetzt nich 'ran an die Hunde. Und 'ran muß ich, am liebsten an die Ruffen. Die sollen den Muzig kennen lernen, daß ich um das Paß aus meinem Brot und von Frau und Kindern hab' fortgemußt.“

„Um die machen Sie sich nur einstweilen keine Sorge, Muzig. Solange ich da bin, soll Ihre Familie zu essen haben, und Ihnen halt' ich die Stelle offen. Kommen Sie nur gesund wieder.“ —

Gehrken's war ein wenig außer Atem, als er so das halbe Stündchen aus der Mitte der Stadt bis zu seiner Villa in einer der äußersten Willenstrassen gegangen war. Er würde sich eine Droschke genommen haben, aber alle besseren Droschkengäule waren für das Militär requiriert, und hinter eine Mähre mochte er sich nicht setzen, das kam ihm denn doch gar zu kläglich vor.

Schau, da haben wir ja Einquartierung, dachte er, als er durch seine Gartenpforte trat und eine Uniform zwischen den Gebüschchen der Anlagen schimmern sah. Und dann bemerkte er, wie seine Frau neben dem Träger des feldgrauen Rocks herwandelte. Da eilte auch schon der Soldat auf ihn zu.

„Oberleutnant der Landwehr Gehrken's, auf der Durchreise zu seinem geheim zu haltenden Bestimmungsort, lieber Papa,“ meldete er salutierend. „Ich wollte euch doch wenigstens noch einmal die Hand drücken, ehe ich ins Feld gehe.“

Der alte Herr umarmte seinen Ältesten, Tränen schossen ihm in die Augen und er schluchzte: „Junge, daß ich dich wenigstens noch mal sehe! Na, und ich hoffe, daß die alten Familienväter nicht gleich zu scharf in die Front kommen.“

„Wo man mich hinstellt, Vater, da werde ich meine Pflicht tun. Ich gehe mit der Beruhigung, daß für die Meinen unter allen Umständen gesorgt ist, und daß die Leitung der Fabrik in guten Händen liegt. An Verdienst wird allerdings unter den jetzigen Umständen nicht zu denken sein.“

„Darum und um meine Verzinjung mach' dir heut keine Sorgen, Junge. Es regnet jedem in die Bude, und wir haben, Gott sei Dank, wenigstens was zusehen. Aber aus der Angst kommt man jetzt nicht heraus. Du bist unterwegs auf den Feind, und der Luz hat seinen Richterkittel auch schon ausgezogen und den Säbel umgeschnallt. Aber wie ist es nur mit Kurt? Vor drei Wochen kriegten wir

eine Karte, daß er wieder in Samak angelangt sei und neue Einquartierungsvorgefunden hätte; seitdem fehlt jede Nachricht. Na ja, die Zensur wird gewirkt haben, und jetzt hört ja überhaupt jede Verbindung auf. Wenn da nur alles in Ordnung ist.“

„Er ist doch Russe geworden. Das wird seine Person in Rußland hinreichend schützen,“ suchte Franz Gehrken's den Vater zu beruhigen. „Und dann ist Ohm Benjamin doch auch lange eingebürgert und steht in hohem Ansehen.“

„Die Mama kann schon gar nicht mehr schlafen vor Sorgen. Es ist ein Elend,“ stöhnte der Kommerzienrat. „Und dazu keine Nachricht von Hugo in Lüttich, nur immer diese Berichte über die Greuel der Belgier



Weihnachten in Feindesland. Nach einem Gemälde von W. A. Pöller.



Vom Kriegsschauplatz in den schneebedeckten Karpathen.

an den Teutjchen. Mein Gott, mein Gott, was werden wir da am Ende noch erleben! Du glaubst nicht, was es mich für Überwindung kostet, der Mama keine besorgte Miene zu zeigen. Doch still, dort kommt sie, nichts mehr von dem.“

Die Kommerzienrätin kam näher. Sie hatte absichtlich die erste Begrüßung zwischen ihrem Ältesten und seinem Vater nicht stören wollen. Aber jetzt trat sie heran. „Wir haben den Jungen nur noch für eine halbe Stunde, Paul. Dann muß er wieder fort. Vielleicht sehen wir ihn zum letztenmal,“ schluchzte sie heftig auf und umarmte den Offizier.

„Nur Ruhe, Mutter, nur Ruhe!“ mahnte der Kommerzienrat mit zitternder Stimme. „So haben wir doch etwas, um es dem bedrohten Vaterland zu geben. Weiß Gott, selber ging ich noch mit, wenn ich nicht ein unnützer, giftischer Kumpfan wär'. Ja, verdammt, das tät' ich, Mutter.“

„Und ich, und ich?“ weinte die alte Dame. „Hab' ich deshalb vier Söhne geboren und großgezogen, um vor Sorg' und Kummer zu vergehen?“

„Wir werden schon wiederkommen, der Luz und ich. Und wenn das Schlimmste eintreten sollte — nun, so hast du für uns unsere Zukunft, Mutterchen, hast deine Enkelkinder.“

„Er denkt schon an so was, Vater,“ mehlte

sie. „Und diese gräßliche Ungewißheit über Kurt! Ach, ich habe diesem Rußland nie getraut. Und Hugo und seine Familie, wo doch diese Belgier sich plötzlich in ihrer wahren Gestalt zeigen, als menschliche Bestien. Ach, wär' ich doch im vorigen Jahre gestorben, als ich an der Magenkrankheit so gelitten, dann brauchte ich alles dies nicht zu überleben.“

„Schäm' dich, Mutter, so kleinmütig zu sein,“ mahnte der Kommerzienrat. „Es wird sich schon noch alles zum guten wenden. Und dann leiden wir doch nicht allein. Wir sind jetzt gewissermaßen zu einer einzigen großen Familie geworden, und das Leid des einen ist des andern Leid. Und auch die Begeisterung ist allen Herzen gemeinsam. Hättest die Leut' vorhin sehen sollen, als wieder eine Abteilung der Feldgrauen abzog in den Krieg, 'ne Freude zu sehen, wie da alles klappte bis zum letzten Schuhnagel, und wie fest und selbstsicher ein jeder ausjah. Und wie dann die Zuschauer ihnen den Abschied zuwinkten, wie alles ganz weich war vor Rührung.“

„Und am weichsten vielleicht die Lütchenskrämer, die in diesen Tagen die Lebensmittel so wucherisch in die Höhe trieben, oder die Biedermänner, die wegen der drohenden Geschäftsstille ihren armen Angestellten kündigten und sie auf die Straße werfen,“

ereiferte sich die alte Dame. „Geh mir weg mit der Gemeinsamkeit. Wer sein Leben oder das seiner Kinder aufs Spiel setzt, nur der kann mitreden.“

Sie war im Begriff, sich in schmerzliche und pessimistische Betrachtungen hineinzureden, da sah sie auf der Straße den Professor Keller vorübergehen, müde und gebeugt, und jäh wandelte sich ihr eigenes Leid in das lebhafteste Mitgefühl. „Der Professor,“ raunte sie ihrem Gatten zu. „Wir müssen ihm doch ein paar tröstende, beruhigende Worte sagen.“ Und zu ihrem Sohn gewendet, erklärte sie leise: „Es ist da etwas zwischen uns gekommen. Ich erzähle dir das ein andermal. Na, er selber kann ja nichts dazu, wenigstens nicht direkt, aber es ist eine peinliche Sache.“

Da rief der Kommerzienrat über den Saun: „Ah, Herr Professor! Wie geht es Ihnen? W möchten Sie nicht einen Augenblick näher kommen?“

Der alte Herr trat durch das Gartentor. Sein Temperament schien ihn ganz verlassen zu haben.

„Haben Sie noch immer keine Nachricht von Irene?“ fragte die Kommerzienrätin voller Teilnahme.

Er schüttelte den Kopf. „Nichts, nichts.“

„Ganz wie mit unserm Jungen, mit dem Kurt,“ sagte Gehrkens, und die beiden Herren schüttelten sich die Hand.

„Ein Mädel, ein schugloses, wehrloses Mädel jetzt in dieser Hölle!“ stöhnte der Professor.

„Sie steht unter dem Schutz und Schirm des Herrn von Bialy, der ein Kavali er ist und Einfluß hat. Ich meine, Sie könnten über das Schicksal Ihres Kindes beruhigter sein, als ich über das der Meinen in Samak und Lüttich.“

„Mein Mädel, mein armes, braves Mädel,“ seufzte der Gelehrte. Dann richtete er den Kopf empor, betrachtete die stattliche Erscheinung des Landwehroffiziers und rief: „Zum Donner, hätte ich auch einen Jungen hinauszu senden ins Feld, nicht mit der Wimper wollte ich zucken, und stolz und freudig wollte ich sein, ihn herzugeben und solch großes Opfer dem bedrohten Vaterlande zu bringen. Aber die Sorge um das Kind bringt mich noch um. Daß ich's auch gelitten hab', daß sie in dieses furchtbare Land gegangen ist!“

Langsam schlenderten sie durch die breiten Gänge des Gartens an einem jungen Obstspalier vorbei, an dem die herrlichsten Früchte hingen.

„Nun seht euch das mal an, wie das stroht, wie das voll hängt, als wenn nichts als tiefster Frieden wär'. Eine Pracht, das anzusehen.“

„Ich hab' dies Jahr gar keinen Spaß dran,“ erklärte die Kommerzienrätin. „Was hat das alles für einen Sinn? Sonst hab' ich jedes Jahr um die Zeit mit Einmachen angefangen. Für die ganze Familie hab' ich eingekocht, aber das ist nun alles

lahm und tot, und die Bohnen können meinetwegen ruhig hängen bleiben.“

„Nur nicht so elegisch, Mütterchen,“ mahnte Franz Gehrkens und blickte auf die Uhr. „So langsam muß ich an den Ausbruch denken,“ jagte er ernst. „Macht euch nur keine Sorgen um mich, und wenn nicht sofort Nachricht von mir kommt, so denkt nicht gleich etwas Schlimmes, sondern bedenkt, daß die Feldpost nicht immer so funktionieren kann, wie sie wohl möchte. Und du, Papa, du siehst wohl mal in der Fabrik nach, wenn die Bahnen erst wieder frei werden. Vor allem dürfen mir keine Leute in dieser Zeit entlassen werden. Lieber kürzere Schichten und Lohnreduktion, als daß jemand brotlos wird. Ehrensache, jetzt füreinander einzustehen.“

„Selbstverständlich, Franz. In solchen Zeiten muß der geringe Mann fühlen, daß die vielgeschmähten ‚Ausbeuter‘ auch Opfer für sie bringen können.“

Plötzlich kam von der Stadt her Glockengeläute. Erst war es schwach noch und vereinzelt, dann scholl es an; neue Glocken fielen ein und dann dröhnte es, wie Jubel, von allen Türmen.

„Was ist das nur für ein Geläute?“ fragte die Kommerzienrätin. „Und um diese Tageszeit?“

„Auffällig,“ brummte Gehrkens. „Es ist wie Anno siebzig. Da kam es auch oft so von Köln herüber bis zu meines Vaters Fabrik. Das war immer nach einem großen Sieg.“

„Soweit sind wir wohl noch nicht,“ meinte der Professor. „Damit hat es noch gute Wege. Der Aufmarsch ist ja noch gar nicht vollendet.“

Da kam ein Dienstmädchen aus dem Hause gelaufen und meldete, der Herr Kommerzienrat möge doch gleich ans Telephon kommen, der Herr Konjul wünsche ihn zu sprechen. Er hätte etwas von einem großen Sieg oder von dergleichen gesprochen.

„Da werden Sie sich wieder mal ein bißchen verhört haben, Hulda. So schnell schießen die Preußen denn doch nicht,“ lachte Gehrkens und eilte ins Haus.

„Was mag es denn nur sein? Der Herr Konjul ist oft so freundlich, uns anzutelephonieren, wenn irgend etwas Interessantes in der Welt passiert, weil wir doch hier so am Ende der Stadt sitzen und die Nachrichten immer erst später kriegen,“ bemerkte die Kommerzienrätin.

In dem Augenblick kam Gehrkens schon aus dem Hause gelaufen. Er schien in höchster Aufregung. Noch unter der Tür schwenkte er das Mützchen, das er immer im Garten aufsetzte, und schrie: „Kinder! Es stimmt! Unsere Truppen bahnen sich den Weg durch Belgien. Sie haben in heldenmütigem Sturme die Festung Lüttich genommen. Hurra, der Anfang ist gemacht.“

Und in heller Freude umarmten sich alle, schüttelten sich die Hände, und in ihren Augen glänzte es feucht vor Rührung und Begeisterung.



Stille Nacht, heilige Nacht! Für Reclams Universum gezeichnet von R. Weidenmeyer.

„Ja, der Anfang wäre wirklich gemacht. Nun geh mit Gott und hilf für dein Teil mit, Junge, daß es zum guten Ende geführt wird,“ sagte der Kommerzienrat und klopfte seinem Sohn auf die Schulter. „Wir wollen auch nicht mehr klagen, daß du von Frau und Kind und aus dem Geschäft fort mußt.“

„Unsere Soldaten werden gewiß sorgen, daß dem Hugo und seinem Werk jetzt in Lüttich nichts mehr passiert,“ tröstete sich die Kommerzienrätin.

Der Professor aber redete sich und jagte mit Feierlichkeit: „Ja, wir wollen nicht zagen und kleinmütig sein, Freunde. Man hat uns angefallen wie Wölfe, aber wir setzen uns durch, und ich glaube es, ich weiß es, unser Vaterland geht seiner größten Zeit entgegen. Die Welt wird staunen, und unsere Feinde werden beben.“ Und mit lauter Stimme setzte er ein:

„Deutschland, Deutschland über alles,  
Über alles in der Welt!“

15.

Irene Keller fuhr mit ihrer Schülerin, der zehnjährigen Ilka v. Bialy, auf dem großen See spazieren, der dicht am Schlosse Naparstek gelegen war. Der stumpfe Turm, der diesem burgartigen Ge-

mäuer den Namen gegeben hatte, spiegelte sich, ein vorgeschobener Posten des Schlosses, in den klaren, dunklen Wassern, die ganze Strecken von Seerosen zeigten. Fast in der Mitte des Sees lagen zwei kleine Inselchen, durch eine Brücke verbunden. Schöne Anlagen waren dort entstanden, und auf dem größeren der Eilande erhob sich ein stattlicher, bewohnbarer Pavillon, der aber einen etwas ruinenhaften Eindruck machte. Man hatte ihn vernachlässigt, weil es nun einmal des Landes Sitte war, Gebäude verfallen zu lassen, und zum andern, weil der Aufenthalt in dem niedlichen Schloßchen mit seinem hübsch ausgemalten Salon keine Annehmlichkeit bot. Denn so schön auch das frische Lütchen war, das über das Wasser strich, so lustig es erscheinen mochte, den springenden, echt polnischen Karpfen zuzusehen und den Wasserhühnern zwischen den weiten, dichten Schilfwandungen, so machten sich die Schwärme von Stechmücken, gegen die man sich in den Schlafzimmern des Schlosses durch Moskitoneze schützte, doch sehr unangenehm. Auch Irene legte jeden Augenblick die Ruder beiseite, um einen der kleinen Quälgeister zu verschrecken.

„Das Rudern auf eurem wunderschönen See ist doch ein sehr zweifelhaftes Vergnügen. Man müßte sich ja in ein Ledergewand hüllen, wie der Flieger sicherlich eins trug, der gestern in unerreichbarer Höhe über uns wegslog, und von dessen Person man gewiß nur die Nasenspitze aus dem Gewand vor-schauen sah,“ äußerte Irene und betrachtete ihre Arme, die bis zum Ellenbogen überall die Spuren der Mückenstiche zeigten.

„Ob es wohl ein deutscher Flieger gewesen ist?“ fragte Ilka. „Der eine sagt so und der andere sagt so. Papa meint, es sei einer gewesen, Mama meint, er wäre ein Russe, und Zieba behauptet steif und fest, es könnte nur der Teufel gewesen sein. Aber diese Domestiken sind so ungebildet und abergläubisch. Die geringen Leute glauben überhaupt hier an scheußliche und grauenvolle Dinge. Nicht wahr, Fräulein, es gibt doch gar keine Vampire?“

„Nein, mit Ausnahme einer fremden Fledermausart, die angeblich den Schlafenden das Blut aussaugt. Aber naturwissenschaftlich erwiesen ist das auch wohl noch nicht.“

„Nun, und hier sagen sie, manche Menschen gingen nach dem Tode noch um, stiegen nachts aus den Gräbern und tranken das Blut der Lebenden. So wäre die Frau unseres Gutsarbeiters, die Zupa, ein Vampir gewesen, weil sie zeitlebens ein bleiches Gesicht und rote Lippen hatte. Deshalb hat man sie nach ihrem Tode nachts auf dem Kirchhof ausgegraben und ihr mit dem Spaten den Kopf abgestochen, damit wieder Ruhe werde im Dorf.“

„Pfui, das ist ja ganz abscheulich, solche Dinge zu glauben!“ rief Irene empört.

„Ja, gewiß, aber ihr Mann hat selber gesagt, es wäre ihr schon zuzutrauen gewesen, und noch viel anderes, und es wäre alles in Ordnung. Aber ich glaube nicht daran, auch nicht an die Geschichte von dem Schlachtziz auf Zamel, das an unser Gut stößt. Wissen Sie es schon?“

„Nein, Kind. Ich bin doch erst sechs Wochen hier. Da kann ich noch nicht alle Sagen der Gegend kennen.“

„Also dieser Herr von Zamel soll vor vielen hundert Jahren seinen eigenen Bruder ermordet haben, um in den Besitz der Herrschaft zu kommen, bis er dann selbst einmal von einem Wilddieb ermordet wurde. Seither soll er nachts mit geschlossenen Augen in den Wäldern unserer Gegend herum-schweben, und wenn man es dann in den Bäumen so krachen hört, dann sei er mit dem Schädel eben an einen Baumstamm angeschlagen.“

„Daß man hier lauter so gruselige Sagen kennt! Bei uns in Deutschland sind die Märchen und Sagen meist viel freundlicher, wenn auch böse Hexen, Zauberer und Räuber darin herumspuken. Aber gib acht, Kind, der Kahn wird noch umkippen, wenn du

immer so nach den Seerosen greiffst und in die halb-geöffneten Kelche schaust. Was hast du nur davon?“

„Ach, Fräulein, es ist doch so schön, wie der gelbe Kelch so zwischen den schneeweißen Blättern liegt. Und vielleicht entdecke ich die Wappenblume. Dann werde ich glücklich sein mein Leben lang, und Polen wird wieder auferstehen. Aber sehen Sie, das ist eine Sage, die nicht so gruselig ist. Unser See ist nämlich ein heiliger See. Alle Leute in Polen wissen es. Auf der Insel hat um die Zeit, da Polen unter seinen räuberischen Nachbarreichen aufgeteilt wurde, ein frommer Pustelnik gelebt, hat sich nur von Fischen und Möncheneiern genährt und jeden Morgen und Abend das Glöckchen vor seiner Einsiedelei zum Gebet geläutet. Und der hat es ge-weissagt, wenn sich unter den vielen Tausenden von Seerosen auf dem See zu Naparstek eine zeige, deren Kelch rot wie Blut und nicht gelb wie ein Eidotter sei, dann würde viel Blut fließen, Polen aber würde neu und glänzend auferstehen. Und der, der dieie Blume fände, würde glücklich werden sein Leben lang.“

„Deshalb also schieben deine Fingerchen die Blütenblätter so eifrig auseinander, kleines Märchen,“ sagte Irene lächelnd, und dann fügte sie seufzend hinzu: „Nun, der erste Teil der Weissagung des Einsiedlers dürfte wohl in Erfüllung gegangen sein: Blut, viel Blut mag schon fließen. Mein armes, armes Vaterland!“ Tränen füllten ihre Augen, doch die Kleine tröstete:

„Glauben Sie es nur nicht, Fräulein, daß die Prusaki nichts als Prügel bekämen. Papa sagt doch auch, je lauter unsere Zeitungen über Siege jubelten, um so mehr Zweifel dürfe man daran haben. Und bis zu Ihrem Papa in Deutschland kommen keine Russen und Franzosen.“

„Aber auch keine Nachrichten mehr von mir. Wie mögen sich mein Papa und meine Schwester um mich ängstigen.“

„Sie wissen doch, daß Sie hier bei uns sind.“

„Ja, doch wie lange noch, dann wird man mich fortschleppen und gefangen setzen, und dann ist dieses freundliche Idyll zu Ende, in dem man fast glauben könnte, dieser ganze Krieg sei nur ein böser Traum.“

„Wir lassen Sie nicht fort, Fräulein. Bei uns sind Sie ganz sicher. Papa hat es doch durchgesehen, daß Sie hier unter seinem Schutze bleiben können.“

„Ja, unter Übernahme jeder Garantie. Dein Papa ist ein echter Kavalier, Ilka. Du kannst stolz darauf sein, einen so ritterlichen Papa zu haben.“

„Einen andern möchte ich auch gar nicht und könnte ihn nicht gebrauchen,“ sagte die Kleine altklug.

In dem Augenblick ertönte ein lautes, jodelndes „Prose Stanac!“ über den See.

„Ach, der Papa ruft uns zurück,“ rief die Kleine und winkte mit der Hand gegen das Ufer hin. Dort



Kriegsweltnachten: Die Ankunft der Liebesgaben auf dem Kriegsschauplatz. Gef. Vereingte Fotobureau, Amsterdant.

stand der Schloßherr von Naparstek, seine Gattin, eine französische Vicomtesse, am Arm, und Cäsar, die große Dogge, stand neben ihnen und spähte aufmerksam nach denen im Kahn hinüber. Irene lenkte gegen das Ufer hin und der Edelmann half ihr und dem Kinde beim Aussteigen. Ilka hing sich sogleich an den Arm des Vaters und flüsterte: „Sag ihr nur nichts, Papa, wenn die Prusaki wieder Prügel gekriegt haben, sonst ist das arme Fräulein gar so traurig.“

Irene aber hatte sich schon an die Schloßherrin gewandt mit der Frage, ob neue Nachrichten vom Kriegsschauplatz eingetroffen seien.

„Allerdings, mein Kind,“ sagte die Dame, und halb mitleidig, halb stolz fügte sie hinzu: „Oh, unsere brave französische Armee war gut vorbereitet, endlich ihre Revanche zu nehmen. Die neuesten Depeschen jagen, daß Straßburg genommen sei und Mainz belagert werde. Köln ist auch bereits erstürmt und unsere Truppen haben Hannover eingenommen und dürften in den nächsten Tagen vor Berlin eintreffen, so wie damals die Prusians vor Paris anlangten. Es tut mir leid um Sie, liebes Fräulein, aber gegen den Glanz unseres Heeres gibt es keinen Widerstand. Die Kriegsdepeschen sind offiziell.“

„Das mag sein, aber solange ganze Armeen nicht fliegen können, ist es absolut unmöglich, daß sie

wenig Wochen nach Ausbruch des Krieges schon so weit sein können, selbst wenn sie durch unsere Truppen gar keinen Widerstand fänden, was doch ausgeschlossen erscheint. Was denken Sie, Herr von Bialy?“ wandte sich Irene an den Schloßherrn.

„Der Russe ist in der Geographie des Westens wohl nicht gut zu Hause,“ entgegnete der Edelmann lächelnd. „Aber immerhin, zum Besten meiner lieben Frau wollen wir annehmen, die Franzosen seien armeereweise in riesigen Luftschniffen, jedes eine Brigade fassend, vor der feindlichen Hauptstadt angelangt. Sie hätten bis jetzt die Existenz dieser märchenhaften Verkehrsmittel klüglich verheimlicht und setzten nun die Welt damit in Erstaunen. Also nehmen wir an.“

„Das ist es nicht; an solche Luftschniffe glaube ich nicht,“ versetzte Irene lächelnd.

„C'est ridicule, mon mari,“ meint auch die Schloßherrin. „Mais l'élan, c'est admirable élan des Français! C'est la chose!“

„So werde ich Herrn Jan fragen. Er wird mir beipflichten müssen. Er ist über die Entfernungen gewiß orientiert,“ beharrte Irene, aber Bialy sagte ein wenig gepreßt:

„Mein Sohn läßt sich Ihnen noch empfehlen, liebes Kind. Es war notwendig, daß er ohne umständliches Abschiednehmen abreiste. (Fortsetzung folgt.)“



## Was soll uns Weihnacht heut?

Was sollst du heut uns, du geweihte Nacht?  
Was soll der weiche Glanz uns deiner Kerzen?  
Ein jeder Tag hat bittre Not gebracht  
Und bang in Kummer zittern unsre Herzen.

An unsern Grenzen rast des Krieges Brand,  
Kanondonner übertäubt das Stöhnen  
Dahingemähter, und das stumme Land  
Trinkt Blut — Herzblut von unsern Heldenöhnen!

Was soll uns Weihnacht heut?? —

Und doch — Und doch —

Strahlt nicht ein Stern auch über Not und Grauen?

Brach nicht das Leid des Eigennuzes Joch?  
Und ließ es nicht in tausend Seelen tauen

Den Strahl von jenem wunderhellen Licht,  
Den goldnen Abglanz alles höchsten Lebens,  
Den frohen Mut zu lächelndem Verzicht,  
Den heiligen Kaufsch des Opfern und des Gebens?!

Triumph der Liebe! Siegend flammt dein Schein,  
Veröhnend flammt er über Qual und Schmerzen!  
Ein Volk erwacht zu heiligem Brudersein — —  
Deutschland, entzünde deiner Weihnacht Kerzen!

E. Kopp.

## Im Kasino zur Räuberhöhle.

Ein Kriegserlebnis. Von J. Rehling.

Nach anderthalbtägiger glatter Autofahrt durch die im buntfarbigen Herbstschmuck herrlich prangenden Gauen Belgiens und Nordfrankreichs hatte ich endlich mein Ziel, ein kleines, jetzt aber von deutschem Militär überfülltes Städtchen, erreicht und dort den mir gewordenen Auftrag ausgeführt. Ein freier Tag stand mir nun zur Verfügung. Was damit anfangen? Sollte ich ihn wirklich mit Ausruhen zubringen oder aber das reizvolle Leben im Städtchen, das einem modernisierten „Wallenstein's Lager“ gleich, beobachten? Nein, mich zog es hinaus, hinaus auf die breite Straße, auf der lange Wagenreihen, zahlreiche Reitertrupps alle dem gleichen Ziele zustrebten — dem Donner der Geschütze, der bald stärker, bald schwächer, aber doch fast ununterbrochen herüberklang.

Dort draußen, kaum zwei Meilen entfernt, da lagen — seit Wochen schon — unsere braven feldgrauen Jungen im Kampfe mit ihren zähen Gegnern, führten in zerschossenen Ortschaften und in Schützengraben ein wenig beneidenswertes Dasein. Ihnen eine kleine Freude zu machen, das war meine Absicht, als ich den Plan erwog, in die Front zu fahren.

Mein Wagenführer, ein junger „Kölnischer Jung“, war gleich dabei, als ich ihn fragte, ob er Lust habe, mich zu begleiten. Und so saukten wir denn hinaus, dem Schlachtfelde zu. Wenige Kilometer nur und schon sahen wir die ersten Spuren früherer Kämpfe: Schützengraben, zerbrochene Gewehre, zerrissene Tornister, dann, dicht neben der Straße, ein nur notdürftig verscharrtes Pferd, dessen Beine noch gespensterhaft aus dem Boden ragten. Auf den Feldern aber die dunklen Hügel, auf denen bald eine Pickelhaube blüht, bald ein rotes Käppi leuchtet — das sind die Ruhestätten der Braven, die nach heldenmütigem Kampfe hier ihren letzten Schlaf tun.

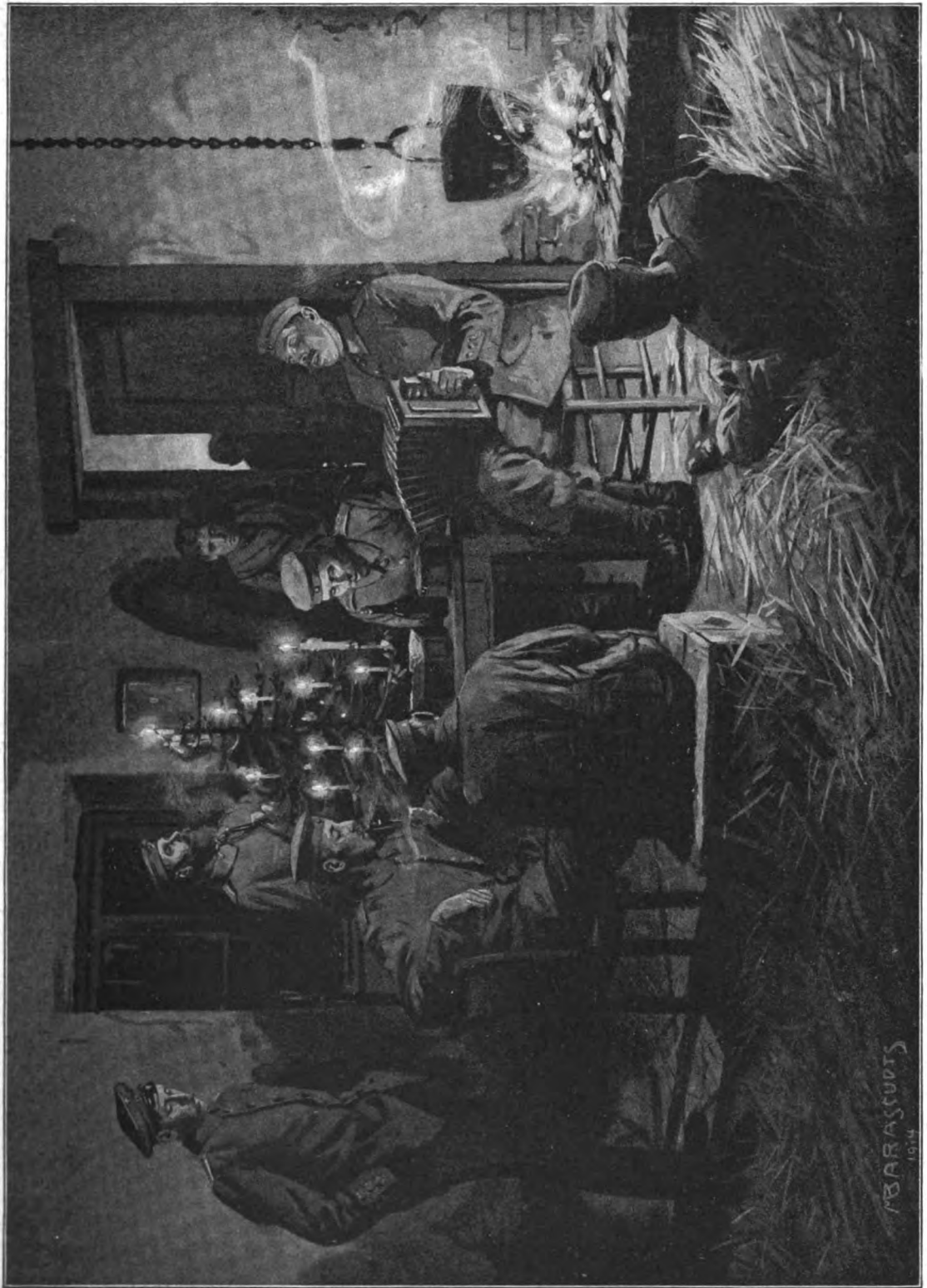
Ein wüßt zerschossenes Dorf, voll von unseren Soldaten, die gerade erfolgreich auf eine an der Straßenkreuzung aufgefahrene „Gulaschkano“ Sturm liefen. Beim Nahen des Autos aber bleiben sie doch stehen. Wer mochte hier, kaum 2 km hinter der Feuerlinie, herumfahren? Ich hielt und rief: „Neue Zeitungen!“ Im Nu stürzten sie herbei, die Hände hoch; jeder wollte ein Blatt

erwischen. Ein Offizier schaffte schnell Ordnung, so daß immer eine kleine Gruppe eine Zeitung erhielt. Bis zu den ersten Häusern des nächsten Ortes konnte ich noch fahren, aber ja nicht weiter; auch bis dahin sei es nicht ganz ungefährlich, meinte der Offizier. Weiter also, und mit Vollgas! Donnernd slog mein braver Benz über die schnurgerade Straße und erreichte glücklich das nächste Dorf.

Aus dem ersten Hause oder vielmehr der ersten Ruine stürzten Soldaten und gleich darauf Offiziere und blickten verwundert auf uns, die hier mit dem Auto geradeswegs ins Granatsfeuer hineinfuhren. Aber auch bei ihnen wandelte sich die Verwunderung in Freude, als ich ihnen die neuesten Zeitungen gab und versprach, eine Stunde zu warten, um ihre Post mitzunehmen.

In Begleitung eines Soldaten, den mir die Offiziere als Führer mitgegeben, begab ich mich durch völlig zerstörte Straßen in das Innere des Dorfes, um auch den dort „im Schlosse“ wohnenden Offizieren Zeitungen zu überbringen. Wie überall, so natürlich auch hier freudige Überraschung über die kaum 36 Stunden alten Blätter und die Möglichkeit, auf schnellstem Wege Post in die Heimat zu senden. Eine Einladung zum Mittagessen war mein Lohn. Doch zuvor führte mich ein Oberleutnant hinüber zum Kirchhof. Wie sah es hier aus! Die Kirche, von den Franzosen selbst zusammengeschossen, bildete nur mehr einen gewaltigen Trümmerhaufen, aus dem wenige geborstene Mauern noch emporragten. Und dann die Gräber! Die schweren Granaten hatten alles ausgewählt, die Särge zertrümmert, die Leichen zerfetzt — ein grausiges Bild der Zerstörung. Und mit ernstem Gesicht zeigte mir der Oberleutnant einen frischen, mit Ästern geschmückten Hügel, auf dem ein Offiziershelm stand: „Hier habe ich vor acht Tagen meinen Bruder begraben!“ —

Wenige Minuten später traten wir in die Schloßruine ein, gerade als die feindlichen Geschütze ihr Feuer gegen das Dorf zu erneuern begannen. Eine Tür öffnet sich, eine Taschenlampe blüht auf, und ein Soldat ladet freundlich ein: „Bitte hier runter!“ Eine steile Treppe geht's hinab in den düstern Keller, wo mir ein anderer Soldat



# Weihnachten im Etappenquartier

Nach einer Zeichnung  
von M. Barascuits.

VERLAG  
DIECKMANN  
LEIPZIG

Mütze und Mantel abnimmt, dann schlägt er einen schweren Vorhang zurück — —

Wache ich oder träume ich? Für einen Augenblick weiß ich's wirklich nicht. Lachend tritt der „Höchstkommandierende des Platzes“, Hauptmann R., auf mich zu und begrüßt mich: „Willkommen im Offizierskasino zur Räuberhöhle!“ Dann große Vorstellung — es waren 14 Offiziere zugegen — und nun endlich habe ich Zeit, mich umzusehen.

Ich befinde mich in einem mächtigen, hochgewölbten Keller. Nachdem die Offiziere ihr früheres „Kasino“, das den bezeichnenden Namen „Zur geplatzten Granate“ führte, geräumt hatten, hatten sie anderwärts ein sichereres Unterkommen suchen müssen. Dieser Keller war dazu hervorragend geeignet. In wenigen Stunden war er von flinken Soldaten vom Schutt, von toten Hunden und Katzen gesäubert und wurde dann seiner Bestimmung gemäß eingerichtet.

Dicke Teppiche decken den Boden. In einer Ecke hat man um einen runden Tisch, auf dem eine gemütliche Erdölampe Licht spendet, Sofa und Polsterfessel gruppiert, ein ganz anheimelnder Winkel. Daneben ein Grammophon, das die modernsten Stücke spielt. Den Hauptplatz nimmt eine lange weißgedeckte Tafel ein, auf der torkelblumengeschmücktes Porzellan, silberne Gabeln und Messer prunken. Schwere Messingleuchter, Vasen mit Herbstblumen und verheißungsvolle Weinflaschen vollenden den Schmuck, für dessen Beleuchtung eine mächtige Hängelampe sorgt, die man oben am Gewölbe befestigt. Ein paar Bänke, ein großes Bett vervollständigen die Ausstattung des Raumes, in dem auch das Allerheiligste, die Fahne, aufbewahrt wird. Durch einen Vorhang getrennt, befindet sich nebenan das Schlafzimmer, das ebenfalls auf das gemütlichste und vollkommenste ausgestattet ist und das zugleich als Weinkeller dient.

Schnell zeigt man mir noch „die bombensicheren Räume“, das heißt die noch 100 Stufen tiefer gelegenen, in den gewachsenen Fels gehauenen Keller, dann geht's zum Essen. Nie zuvor habe ich unter solch — sagen wir reizvollen — Umständen mein Mittagsmahl eingenommen wie hier. Während wir da saßen und aßen, tranken und plauderten, als ob wir mitten im Frieden lebten, begann oben das Höllenkonzert des feindlichen Artilleriefeuers, das oft genug unsere Unterhaltung und das Spiel des Grammophons übertönte. Hin und wieder schreckliches Gepolter auf der Kellertreppe: es waren die drei in der Küche beschäftigten Soldaten, die sich jedesmal schnell im Keller in Sicherheit brachten, wenn sie eines der ganz schweren feindlichen Geschosse, „Rafael's“ genannt (von rafale), kommen hörten; um die Geschosse kleineren Kalibers, die hier als „Krauler“ bezeichnet werden, kümmert sich kein Mensch mehr. Gerade sind wir beim Nachtisch angelangt, zu dem jeder beiträgt, was er gerade noch hat — Schokolade, Keks, Obst, Zigarren und Zigaretten —, da gibt es einen wüsten Krach, das buchstäblich die Mauern zittern. „Das war recht nahe“, meint trocken Hauptmann R. Er hatte recht, nur wenige Meter vom Hause hatte ein „Rafael“ einen gewaltigen Trichter in die Erde gerissen.

Schuß auf Schuß, Knall auf Knall — unmöglich, hinauszugehen auf die Straße, wo es Sprengstücke und Steine hagelt. Erst bei einbrechender Dunkelheit wird es ein wenig besser, und ich verabschiede mich mit den besten Wünschen für ferneres Wohlergehen von den Offizieren, die hier unter so schwierigen Umständen auf verantwortungsvollem Posten treu auf der Wacht stehen. Zwei Offiziere müssen zum General in dem benachbarten Ort; gern nehme ich sie im Auto mit, das dem erneuten Granatfeuer ohne Licht entflieht. ☐



Auf der Stappenstraße: Schwieriges Ausweichen. Phot. Dr. Hans Böhm.



22

Weihnachtsfrieden im Feldlazarett. Für Neclams Univerjum gezeichnet von Walter Mehe.

23

## Erlebnisse im Krieg.

Kriegsbetrachtungen von Artur Lauinger, zurzeit auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Dem, der draußen im schneebedeckten Feld steht und in stillen Stunden die Erinnerungen der jüngstvergangenen Monate festzuhalten, zu ordnen sucht, dem ergeht es wie dem, der über diesen größten Krieg aller Zeiten heute Klarheit gewinnen will: alles löst sich in Einzelereignisse, in Einzelbilder auf. Aus der sich überstürzenden Flut des Geschehens bleiben im Gedächtnis haften die Dinge, denen die Umstände besondere Farbe verliehen. Der größte Teil der deutschen Armeen, die heute in Nordfrankreich stehen und in starkempfundener Entlastung der Heimat sich auf fremdem Boden, aus den noch recht reichen Hilfsquellen des eroberten Landes zu ernähren vermögen, hat seinen Weg durch Belgien genommen. Es ist, als ob mit der Dauer des Krieges sein Charakter sich etwas geändert habe. Die ersten Kriegswochen in Belgien mußten wohl bei allen deutschen Truppen das Gefühl auslösen, daß es den Kampf zu führen hatte gegen heimtückische Niedertracht, gegen im Dunkeln drohende Gefahr, die hinter Hecke und Zaun, aus Scheuer und Fenster, am Waldrand laure, deren Träger der anscheinend harmlos seine Wege gehende Landmann, die kaum erwachsene Jugend, der als Zivilist verkleidete belgische Soldat sei. Das ist anders geworden. Der Franktireurschrecken hat für die Truppen, die in Nordfrankreich stehen, viel von seiner Wirklichkeit verloren, es ist, als sei der Krieg, den wir hier führen, gesitteter geworden: mehr und mehr beschränkt er sich, wo wir ihn sehen, auf die bewaffnete Macht. Und das ist gut so. Denn ebenso fürchterlich, wie sie notwendig sind, stellen sich die Strafgerichte gegen Überfälle der nichtmilitärischen Bevölkerung dar. Es ist für den Soldaten grauenhaft und hart, dem Arme der Gerechtigkeit zu dienen, wenn er sich wenden muß gegen die, die nicht die Uniform, nur die Waffen des Feindes tragen. Und nur der Gedanke und das Be-

wußtsein, einer unausweichlichen Notwendigkeit, die der Selbstschutz gebietet, sich gegenüber zu sehen, trägt den deutschen Soldaten über die Hemmungen des Herzens, des Gemüts hinweg.

∞

Durch Südbelgien zogen wir in langen, ermüdenden Ritten, tief in die Nächte hinein. Immer vorwärts: kein Tag, keine Stunde war zu verlieren, sollte der machtvolle Vorstoß der Armee ins Herz des Feindes treffen. In einer durch Nebel verschleierte Nacht führte uns unser Weg an einem endlosen Walde vorbei. Auf weichem Boden zogen unsere Pferde fast lautlos hin, nur hin und wieder klirrten die Säbel am Steigbügel, die Hufe an Steinen. Zu den trüben Nebeln, in den Schatten der Nacht war's, als ziehe ein gespenstiger Zug seine Wege. Alles war in tiefes Schweigen gehüllt, kein Gespräch, kein Kommandoruf — hin und wieder blitzten elektrische Flammen kurz empor, die den Führern den Weg finden halfen. Plötzlich stockte der Schritt der Pferde — wir standen auf dem Schauplatz eines Gerichts, eines Strafgerichts. Einer der hohen, breitästigen Bäume des Waldbrandes trug eine fürchterliche Last, eine in weißes Totenlinnen gehüllte Gestalt: den Mörder, der unter Hecke und Busch, im bürgerlichen Kleid, der des Weges ziehenden Truppe die tödliche Kugel nachgeschandt hatte. Ein Augenblick des Zögerns, dann — vorbei, vorbei. Die Schatten des Waldes, die Nebel verschluckten das Bild, kaum, daß es in den Gesichtskreis getreten war.

∞

Der Kampf bei Dchamps war ausgekämpft, die Truppenmasse des Feindes in graue Ferne zurückgeworfen. Unendliche Opfer hatten die erbitterten Waldschlachten, das Ringen um jeden Fußbreit Boden, der Kampf von Baum zu Baum gefordert. An den Stätten des Todes walteten

die Samariter ihres Amtes, das Rote Kreuz der Lazarette wehte hoch im Winde, dort, wo es noch möglich war, die Wunden zu verbinden, die der Kampf geschlagen hatte. Die deutsche Armee war eilends der geschlagenen des Feindes gefolgt. Sie ließ einen bösen Feind hinter sich: die Versprengten, die sich aus der Schlacht in den Schutz der Wälder geflüchtet, dort gesammelt hatten und nun die rückwärtigen Verbindungen bedrohen und den Lazaretten eine ernste Gefahr werden konnten. Kurz nach der Schlacht zog unsere Truppe des Weges, eine nur schwach bewaffnete Formation. Als wir Vertritz passierten, mo in und bei der Kirche eine mächtige Lazarettzentrale eingerichtet war, herrschte dort einige Aufregung. Zweihundert versprengte Franzosen waren in den benachbarten Wäldern beobachtet und gemeldet worden, man befürchtete einen Überfall. Unser Kommandeur unternahm es, mit einem Unteroffizier und einem Duzend verfügbarer Pioniere für Sicherheit zu sorgen. In zwei Automobilen wurden die Waldwege abgestreift, bis bei Assenois über hundert Franzosen gefunden wurden. Eine Gefahr waren diese Überbleibsel aus der Schlacht nicht mehr. Müde, hungrig, verwundet gaben sich diese Reste der Kämpfe dem Feinde in die Hände — bis auf jene, die ihren Weg zu den Stätten der Fürsorge aus eigener Kraft nicht mehr nehmen konnten. Von den Orten Glumont und Assenois, wohin sie verschlagen waren und in deren Nähe uns fünf verlassene französische Geschütze gewiesen wurden, stand kaum mehr ein Haus — überall starrende, geschwärzte Ruinen, die Einwohner fast ausnahmslos geflüchtet. Nur die Frau des Bürgermeisters von Assenois und ihre Tochter, ein Mädchen von kaum zwanzig Jahren, waren geblieben und hatten alle die Duzende Leicht- und Schwerverwundeter so gut es ging versorgt. Ihr Haus, das die Granaten, die Flammen einigermaßen verschont hatten, war eine Stätte der echten Liebe, der Fürsorge geworden. Diese Frau ist eines Denkmals wert. Im Garten ihres Hauses lagen die Toten, in allen Zimmern, allen Fluren, zwischen den Gemächern lagen die Verwundeten. Die beiden Samariterinnen, die um den Gatten und Vater Trauer trugen, hatten die zahl-

losen Wunden so gut es ging verbunden, den Sterbenden die letzten Stunden erleichtert. Ohne alle Hilfsmittel, ohne alle Arzneien, ohne Lebensmittel bieten zu können, waren sie die Engel dieser Hölle geworden. Als unser Kommando eintraf, wurden zunächst die Leichtverwundeten in die Lazarette in Marsch gesetzt und die Geschütze zum Abtransport gemeldet. Mit einem Kameraden erhielt ich die Aufgabe, die Schwerverletzten fortzuführen. Wir luden diese Glendesten der Glenden, mit ihren schlechten Notverbänden, mit ihren verwahrlosten Wunden, in ihren Fiebern und Phantasien auf Leiterwagen, betteten sie auf Stroh, Uniformen, Lächer — um den langen Leidensweg auf jämmerlichen Ackerkarren zu beginnen. Zwischen den Toten am Wegrande vorbei, die Unglücklichen, denen der Tod sein Mal schon auf die Stirne gezeichnet hatte. Wir ließen zurück die Trümmer, in denen sie Obdach gesucht hatten — wir ließen zurück in den Ruinen ihrer Heimat die beiden Frauen, die eines Denkmals wert sind.

Der monatelange Kampf an der Aisne-Linie und die Truppenverschiebungen nach den flandrischen Schlachtfeldern hatte die Ergänzung der vordersten Linien im Feldbefestigungskampf durch Heranziehung von Freiwilligen und Mannschaften aus den Formationen hinter der ersten Linie als zweckmäßig erscheinen lassen. Kavallerie- und Trainoffiziere — die schönste Verbrüderung der Waffe! — meldeten sich in die Schützengräben zur Infanterie, die entstandenen Lücken auszufüllen, Automobile und Wagen führten aus den Staffeln die zum Ersatz Bestimmten heran. Tag um Tag zogen diese Transporte vorbei: Und wie sie vorbeikamen, das war's, was der Erinnerung wert ist, was dem Gedächtnis sich einprägt. Alles Leute bis an die Dreißig, Jungmannschaft also. Die Wagen mit den letzten Blumen, den letzten belaubten Zweigen geschmückt, als ging's zu einem Fest in der Heimat. Sie, die alle den Tod in seinen hundert Gestalten schon gesehen hatten, sie zogen ihm, dem Kampf, der Waffen- und Lebensprobe entgegen, als zu einem Feste. Mit frohen, hellen Augen, mit stolzen Sinnen. Sie, die die Gefahr kennen, sie drängen sich zu ihr, sich und sie zu erproben.

## Kriegsweihnacht.

In starrender Eisenmacht die Welt,  
Blutruch über Land und Belt.  
— Und wieder taut von der Sternenwacht  
Die heilige Nacht.

Wir bieten heute schlechten Empfang:  
Klirrende Schwerter als Weihnachtsfang,  
Kanonen schreien das Gloria;  
Heilige Nacht, was willst du da?

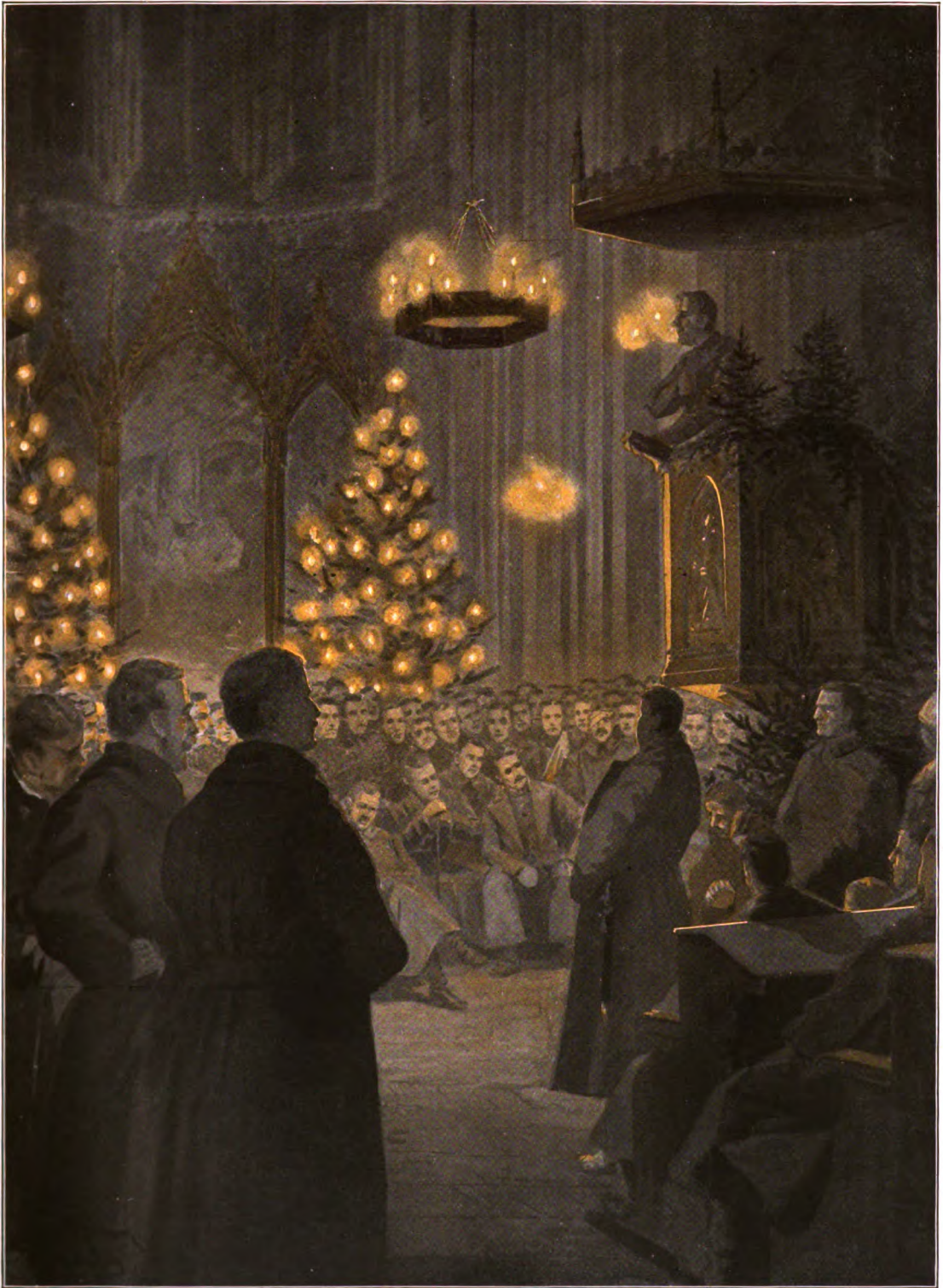
— Da rauschen die Glocken. Und die  
Jungen und Alten  
Ueber dem Schwertknäuf die Hände falten.  
„Ehre sei Gott, und Friede soll werden,  
Friede auf Erden!“

Ja komm, zieh ein!  
Unser Faust ist rauh, unser Herz ist rein.  
Friede war und Friede ist heute  
Unserer Seele geheimstes Geläute.

Deutscher Weihnachtsstraum, auch im blutigen  
Schlagen  
Haben wir dich im Herzen getragen.  
Wir bauen, und muß er aus Blut auch werden,  
Den Frieden auf Erden.

Drum trotz Granaten und Schlachthurra  
Singt „Stille Nacht“ und „Gloria“.  
Schon glüht ein ferner Friedensschein — —  
Bald wird die große deutsche Weihnacht sein!

Emil Habina.



**Weihnachten in Feindesland.**

Nach einem Gemälde von Arno Grimm.







# Briefe vom Kriegsschauplatz.



## Ein Zeltidyll vor dem Feind.

(Aus dem Feldpostbrief eines Feldunterarztes.)

Die hohen Gefühle, die dem Leben erst den rechten Wert verleihen, sind hier im Feld derartig potenziert, daß man in dieser Hinsicht dem Krieg nur dankbar sein kann. Wieviel Seelen mögen nicht schon durch den Schmerz und die Gefahren des Krieges geläutert sein! Mit welcher Andacht lauschen hier draußen unsere Soldaten der Predigt. Die äußeren Umstände sind allerdings auch so günstig wie nur irgend möglich. Gibt es eine Kirchenmusik, die andächtiger stimmt als der Schlachtdonner unserer Geschütze? Gibt es eine Stätte, die wichtiger die Vergänglichkeit alles Irdischen predigt als die Ruinen eines abgebrannten Dorfes?

Indessen der Mensch gewöhnt sich an alles, selbst an das Außergewöhnlichste, wenn er täglich damit zu tun hat. Den Kanonendonner, dem man anfangs mit eigentümlichen Gefühlen lauschte, hört man einfach nicht mehr. Ähnlich geht es den Kämpfern draußen in der Schützenlinie. Die Gefahr wird etwas Alltägliches; man achtet ihrer einfach nicht mehr, bis man schließlich doch einmal durch ein nahegehendes, erschütterndes Ereignis wieder daran erinnert wird, daß der Tod immer auf der Lauer steht. So gingen erst gestern zwei Soldaten aus ihren sicheren Unterständen in der vordersten Schützenlinie heraus, um sich die Zeit mit einem dritten, den sie suchen wollten, durch Statspielen zu vertreiben: beide wurden sofort von feindlichen Kugeln getroffen. Dieses allerdings kraße Beispiel zeigt deutlich, wie die Gefahr mit der Zeit mißachtet und unterschätzt wird.

Doch nun etwas Persönliches. Nach mehr-tägigen Gewaltmärschen sind wir auf einem Felde nahe dem vollständig abgebrannten Dorf angekommen, auf dem wir nun schon lang liegen. Wir Offiziere haben ein hohes, ziemlich wetterfestes Zelt gebaut, in dem wir bei schlechtem Wetter den ganzen Tag verbringen. Wir haben augenblicklich keine medizinische Arbeit — die Schlacht steht an unserer Stelle, beide Parteien haben sich tief eingegraben. Da gibt es wenig Verluste, es sei denn, daß die Franzosen ab und zu einen Angriff ver suchen, bei dem sie allerdings meist durch Maschinengewehre und Artilleriefeuer schwere Verluste erleiden. Wir verbringen den Tag unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit Netzen,

Jagen und Zeitunglesen — ein richtiges Faulenzlerleben! Aber wohlverstanden, das ist eine große Ausnahme! Dafür giebt's wieder ein andermal keine Nachtruhe. In diesen Tagen ist unser Zelt ein Sammelplatz für Offiziere aller Waffengattungen; sie werden gastfreundlich bewirtet. Bringen sie doch als Entgelt Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz mit. Das Schönste aber bleibt doch das all-abendliche Zeltidyll — Stunden echt deutscher Gemütlichkeit. Das Zeltinnere ist mit Tabakdünsten geschwängert, der provisorisch hergerichtete Tisch mit duftenden Kotelettes oder sonst etwas Feinem bedeckt, und über die lagernden Gestalten verbreitet eine Stearinkerze ihren traulichen Schein. Das alles gibt die rechte Stimmung für eine anregende Unterhaltung. Wenn nun noch bei schönem Mondenschein die Mannschaft — durch einen steifen Grog in die richtige Stimmung gebracht — vaterländische Lieder singt, dann ist man voll auf zufrieden. Und wunderbar: den Abschluß der Vespänge bildet fast immer ein Choral, meistens „Ein feste Burg ist unser Gott!“

## Stilles Heldentum.

(Aus dem Brief eines Offizierstellvertreters an die Eltern eines Gefallenen, der wie viele Tausende als stiller Held kämpfte und fiel.)

Gestern traf Ihr an Feldwebel Sch . . . gerichteter Brief bei der Kompagnie ein. Unser Feldwebel wurde den Abend vor Eintreffen des Briefes bei einem Patrouillengang südlich von Ypern, wo zurzeit wieder namenlos erbitterte Kämpfe stattfinden, sehr schwer verwundet. Ich übernehme es daher, Ihren Brief zu beantworten, kann dies auch um so besser, als ich als Zugführer Ihrem verstorbenen Sohn besonders nahe stand und in ihm stets einen mutigen, hilfsbereiten und aufopfernden Mitstreiter fand. Wo es galt, im Gefecht Verwundete zurückzubringen oder denselben Erleichterungen oder Hilfe zu besorgen, stets war Ihr Sohn der erste, der sich zur Verfügung stellte. Zu Patrouillengängen an den Feind während der Nacht meldete er sich stets freiwillig mit der Begründung, er sei los und ledig und wollte für seine fast durchweg verheirateten Kameraden die Gefahr auf sich nehmen. Ein gütiges Geschick hat ihn vor allen Gefahren bewahrt, so durften wir denn hoffen, seine Freund- und Kameradschaft bis zum Ende des Krieges uns erhalten zu sehen. Doch die Vorsehung hatte es anders bestimmt. Bei Pr . . .

mußten wir einen Sturm-



Weihnachtsfrieden. Nach einer Zeichnung von Hans Mägr.



angriff auf die Engländer machen, die wir nach hartnäckigem Widerstand zurückwarfen. Hier verlor unsere schon überaus stark gelichtete Kompagnie 16 Tote und 27 Verwundete und die an uns links angelehnte 12. Kompagnie 43 Tote und 32 Verwundete. Alle hingemäht durch überlegenes englisches Maschinengewehrfeuer. Auch unser lieber Kamerad Sch. . . . fiel als ein Opfer dieser

Höllmaschinen. Er hatte acht tödliche Schüsse in Kopf und Brust erhalten. Allgemein war die Trauer beim Bekanntwerden seines Heldentodes. Er starb wie so viele Tausend den Heldentod fürs Vaterland, möge sein Tod mit dazu beitragen, einen ehrenvollen Frieden und eine glückliche Zukunft für unser liebes Vaterland vorzubereiten. B

## Kriegsrecht.

Von Justizrat Dr. Fulb, Mainz.

**S**owohl in den Zeiten des klassischen Altertums als auch später wurde der Krieg nicht nur gegen die Kriegsmacht, sondern auch gegen die friedliche Bevölkerung des Landes geführt; die fortschreitende Gesittung hat dies beseitigt. Die Einwohner des Landes, die sich feindlicher Handlungen enthalten, dürfen nicht verfolgt werden. Ein Gesetz, das freilich weder Russen noch Franzosen beobachteten. Angriffe und Überfälle von Seiten der Landesbewohner gelten als gemeine Verbrechen und werden mit dem Tode bestraft; wenn sich die Bevölkerung eines Dorfes an einem hinterlistigen Überfall beteiligt, so darf dieselbe in Ganzen dafür bestraft werden. Als kriegsführende Partei gilt nicht nur das eigentliche Heer, sondern unter gewissen Voraussetzungen auch Freiwillige und Milizen; die Massenerhebung der Bevölkerung eines Landes vor der Besetzung wird als völkerrechtlich erlaubt betrachtet, wenn sie die Waffen offen trägt und die Gesetze und Gebräuche des Krieges achtet. Freischaren gelten als kriegsführende Partei nur dann, wenn jemand an ihrer Spitze steht, der für seine Untergebenen verantwortlich ist, wenn sie ein bestimmtes, aus der Ferne erkennbares Abzeichen tragen und die Gesetze und Gebräuche des Krieges beobachten; sind diese Bedingungen nicht vorhanden, so werden sie, falls sie Angriffe unternehmen, standrechtlich erschossen.

Der Zweck des Krieges ist und muß sein, dem Feind möglichst zu schaden, eine möglichst große Anzahl seiner Soldaten und Offiziere kampfunfähig zu machen. Zur Erreichung dieses Zwecks dürfen aber nicht alle erdenklichen Mittel angewendet werden, die geltenden völkerrechtlichen Abmachungen untersagen die Anwendung zahlreicher Mittel, dahin gehört die Verwendung von Gift oder vergifteten Waffen. Verboten ist ferner die Anwendung des Mordmordes, der Gebrauch von Waffen, Geschossen oder Stoffen, die geeignet sind, unnötig Leiden zuzufügen, insbesondere von Dum-Dum-Geschossen; völkerrechtswidrig ist die Erklärung, daß kein Pardon gegeben wird, der Mißbrauch der Parlamentärflagge, die nicht durch die Kriegsnotwendigkeiten gebotene Zerstörung feindlichen Eigentums — man denke an die Zerstörung des Heidelberger Schlosses durch Mälac usw. Das moderne Kriegsrecht verbietet ferner die Beschießung unverteidigter Städte, Dörfer und Gebäude und gebietet selbstverständlich die strengste Schonung der weiblichen Ehre. Die Verwendung unzivilisierter Völker ist in den Haager Abmachungen nicht unter die unerlaubten Kriegsmittel gezählt worden, gleichwohl muß dieselbe als sehr bedenklich bezeichnet werden, weil diesen wilden Horden Zivilisation und Völkerrecht unbekannt sind.

Wird das Gebiet eines Staates von dem Feinde besetzt, so tritt die feindliche Gewalt an Stelle der bisherigen Staatsgewalt, die feindliche Macht ist daher auch verpflichtet, für Ordnung und Handhabung der Gesetze zu sorgen, sie kann die Bevölkerung weder zur Teilnahme am Kriege zwingen noch von ihr die Leistung des Treueids verlangen. Andererseits ist sie berechtigt, die bestehen-

den Abgaben und Zölle fortzuerheben, die Erhebung besonderer Abgaben für die Deckung der Bedürfnisse des Heeres ist gestattet.

Ein im Seekrieg von jeher sehr wichtiges Mittel ist die Blockade, darunter wird die Absperrung eines Küstengebietes oder eines Teils desselben durch die feindliche Flotte vom Seeverkehr verstanden. Die Blockade wird nur anerkannt, wenn eine genügende Anzahl feindlicher Schiffe vorhanden ist, um den Seeverkehr wirklich zu verhindern; die sog. papierne Blockade, die seitens Englands mit Vorliebe angewendet wird, gilt also nicht, darunter versteht man die Erklärung, daß eine Küste blockiert werde, ohne daß der betreffende Staat die Möglichkeit hat, seine Erklärung zu verwirklichen. Ferner ist notwendig, daß vor tatsächlichem Beginn der Blockade eine Mitteilung an die neutralen Mächte erfolgt. Die Blockade hat die Wirkung, daß jedes Schiff, das bei der Durchbrechung des Schiffsgürtels festgenommen wird, gleichviel wem es gehört, mit Beschlag belegt und als gute Beute zugunsten des blockierenden Staates erklärt werden kann. Ist ihm die Durchbrechung gelungen, so darf es auf der Fortsetzung der Fahrt nicht mehr weggenommen werden. Eingehende Vorschriften enthalten die Haager Abmachungen bezüglich der Kriegsgefangenen: nach heutigem Recht ist die Kriegsgefangenschaft lediglich eine Sicherungsmaßnahme. Die Kriegsgefangenen können in bestimmten Orten, Lagern usw. untergebracht werden, ihre Einschließung ist für die Regel nicht statthaft; nur in Fällen, in denen diese Sicherungsmaßnahme unerlässlich erscheint, darf sie angeordnet werden. Mit Ausnahme der Offiziere und der ihnen im Rang gleichstehenden Personen kann der Staat die Kriegsgefangenen zu Arbeiten verwenden, jedoch nicht zu Arbeiten, die mit dem Krieg in Beziehung stehen. Arbeiten für den Staat sind zu bezahlen, der Ertrag wird zur Besserung der Lage der Gefangenen verwendet, für deren Unterhalt im übrigen der Staat zu sorgen hat, in dessen Gewalt sie sich befinden. Gefangene Offiziere bekommen die gleiche Besoldung wie die eigenen Offiziere, die feindliche Regierung hat diese Auslagen späterhin zurückzuerstatten.

Vergeltungsmaßregeln sind wie im Frieden so auch im Krieg statthaft und es liegt in der Natur der Sache, daß sie im Kriege oft vorkommen. Wenn der feindliche Staat, wenn er Deutsche als Geiseln festhält, das Eigentum Deutscher einzieht, so ist es selbstverständlich, daß dies von deutscher Seite durch entsprechende Vergeltungsmaßnahmen erwidert werden muß; der Charakter des Krieges kann dadurch ein anderer werden, aber die Verantwortung fällt auf den Staat zurück, der Deutschland hierzu zwingt. Deutschland hat von jeher bezüglich der Beachtung des Völkerrechts im Kriege auch nicht die schärfste Kritik zu fürchten gehabt, ausländische Kriegsgefangene und Staatsangehörige wurden stets bei uns mit größter Menschlichkeit und Milde behandelt, was sich bedauerlicherweise von unseren Gegnern nicht behaupten läßt. B



# Kriegsweihnachten.

Novelle von Heloise v. Beaulieu.

## 1. Der verlorene Sohn.

Eine Frau steht am Fenster und starrt in den dämmerigen Winternachmittag hinein. Drüben der Krämer hat eine Weihnachtsdekoration gemacht, Kerzen und Fähnchen auf einer Seifenpyramide, auf der Spitze das Bild des Kaisers. Die Frau lächelt trübe. Sie denkt vergangener Zeiten, da ein kleiner Bube hier neben ihr hinüberspäht, ob der Krämer schon „Bescherung“ hatte, denn das war das Zeichen, daß auch bei ihnen die Lichter angezündet wurden.

Das war lange her. Und seit Jahren wurde bei ihnen überhaupt nicht mehr Weihnachten gefeiert, seit — seit das Schlimme passiert, seit von dem Sohn nur in gedrückttem, scheuem Tone gesprochen wurde. Ja, der Vater erwähnte ihn überhaupt nicht mehr. Gott sei Dank war das seit dem Kriege etwas anders geworden, seit der Junge mit abenteuerlichen Lüsten von Südamerika herübergekommen war, um sich als Kriegsfreiwilliger zu stellen. „Ganz verlumpt ist er also doch nicht,“ hatte der Vater bemerkt; aber sie hatte aus der largen Anerkennung doch die tiefe Genugtuung herausgeföhlt.

Es zerschnitt der Frau die Seele, wenn der Mann hart von dem Sohne sprach, aber sie konnte ihm doch nicht böse sein, denn er jammerte sie zu sehr, der arme alte Mann. Sie wußte ja, daß jedes Wort gegen den „entarteten“ Sohn ein Stich in die eigene Seele war. Er litt noch mehr als

sie; denn sie ließ sich doch bei allem Schmerz, die Liebe zu dem Sohne nicht verkümmern; und hätte er sich auch viel Schlimmeres zuschulden kommen lassen — schließlich war's doch nur Leichtsin, nicht Schlechtigkeit! —, er bliebe doch immer ihr Junge, leidvolles Glück, tiefster Inhalt ihres Lebens. Der Vater aber war in seiner Mannesehre getroffen; er, der immer Ehre und Pflicht zur Richtschnur seines Lebens gemacht, verzog dem Sohne die Verfehlung nicht, eben weil es das eigene Fleisch und Blut war. Und seit der Sohn ihm „Schande“ gemacht, meinte er auch, die Vaterliebe aus seinem Herzen reißen zu müssen . . .

Da kam er die Straße herauf. Gott, wie alt war er geworden in diesen Jahren! Zwar ging er sehr aufrecht, aber es war etwas Gewaltfames darin. Es tut nicht gut, wenn ein Mann so lange mit Heiraten wartet, dann hat er nicht mehr Kraft genug, den Kummer zu ertragen, den die Kinder machen. Und vielleicht ist die Geföhlskluft dann auch zu groß zwischen ihm und dem Jungen . . .

Nun kam er die Treppe herauf mit seinem steifen, stampfenden Schritt. An der Tür zögerte er. Er sah heimlich im Briefkasten nach, ob nicht ein Gruß drin sei vom „Laugenichts“. Denn, ob er auch gleichgültig tat, er stürzte sich auf die Feldpostkarten mit derselben zitternden Erwartung wie sie.

Ach ja, warum hatte nicht heute ein Gruß von dem Jungen kommen können! Es wäre eine Weihnachtsfreude gewesen — ach, sie wollte



Kriegsweihnachten 1914. Für Reclams Univerfum gezeichnet von Arno Grimm.

gar keine andere, und es gab auch keine. Nur ein kleines Lebenszeichen, wenn diese Lebenszeichen auch schon immer mindestens acht Tage alt waren, und wieviel kann sich in acht Tagen ereignen! Das Herz der Frau krampfte sich zusammen bei dem Gedanken an die furchtbaren Möglichkeiten.

Wenn er nur lebte, ihr Junge, wenn er nur lebte! Ihr Mann hatte gesagt — damals zu Anfang des Krieges —: „Und wenn er nun fällt im Kampfe fürs Vaterland, so hat er seine Ehre doch wiederhergestellt, so haben wir ihn doch wieder.“ Aber ihr Mutterherz schrie empört auf wider diese Manneshärte. Nein, leben sollte ihr Junge — sei's auch irgendwo weit draußen in der Welt, und sollte sie ihn auch niemals wiedersehen —, er sollte leben! Wenn sie nur wußte, daß diese übermütigen Augen, diese klingende Stimme, diese glückliche Gestalt irgendwo in der Welt noch waren, wenn sie nur an einen Lebenden denken konnte!

Einen heimlichen Wunsch hatte sie gehegt, einen so unerlaubten, beinahe verbrecherischen, daß sie in ihres Mannes Gegenwart ein schlechtes Gewissen hatte, ihn nur gedacht zu haben; das war: der Junge möchte als Leichtverwundeter zurückkommen, und sie könnte ihn pflegen, ihn eine Zeitlang haben, ihn hätscheln und liebhaben ohne Scheu, denn gegen den Kriegsverwundeten würde auch der Vater nichts zu sagen finden. . .

Aber es war nicht . . . Und nicht einmal ein Brief, kein Gruß . . .

Da kam ihr Mann herein. Sie nahm sich gewaltsam zusammen. Er brachte wie gewöhnlich die letzten Depeschen mit, erzählte irgend etwas, was die Herren im Klub gefagt hätten. Vom Sohne wurde nicht gesprochen.

Ganz heimlich ging die Frau einen Augenblick in das Gastzimmerchen hinein, wo sie das Bild des Sohnes unter einem Tannenzweiglein aufgestellt hatte — öffentlich im Wohnzimmer wagte sie's nicht zu tun. Und bei diesem heimlichen Tun wurde ihr mit einem Male die Härte und die Schmach ihres Schicksals bewußt, und sie überließ sich ein paar Minuten einem leidenschaftlichen Schmerz.

Aber kurz darauf saß sie freundlich und beherrscht mit ihrem Mann bei dem warmen Abendbrot, das es „des Mädchens wegen“, wie sie entschuldigend sagte, gab. Man trank eine Flasche Wein, und der Major stieß mit seiner Frau an, erst auf den Kaiser und dann auf „Unsere Soldaten!“ Er sah sie dabei freundlich an, und sie lächelte dankbar zurück. Ihr Junge war doch auch Soldat!

Da klingelte es, heftig, herrisch. Die Frau erhob sich, totenbleich. Der Mann machte ein steinernes Gesicht, aber seine Hand vermochte nicht das Glas auf die Tischplatte zurückzusetzen. Und noch einmal klingelte es, wie in höchster Ungeduld.

Die Frau stürzte hinaus. Einen Augenblick stockte sie und preßte beide Hände in Todesangst gegen die Brust, dann riß sie mit dem Mute der Verzweiflung die Tür auf.

Eine Depesche! Sie hatte es ja gewußt.

„Es ist nichts Schlimmes,“ sagte der Bote, mitleidig in das angstverzerrte Gesicht der Frau sehend, „Eisernes Kreuz!“

Sie schloß die Tür. Sie taumelte. Und noch einmal preßte sie die Hände vor die Brust, in ekstatisch inbrünstigem Dank. Er lebte!

Dann flog sie hinein zu dem alten Mann, der immer noch sein Glas umklammert hielt und stier vor Angst ihr entgegen sah. Und er, der gesagt hatte, „besser er wäre tot!“, bemühte sich vergebens, mit seinen zitternden Lippen die Frage zu formen: Lebt er noch?

„Er lebt!“ jauchzte sie. „Er hat das Eiserne Kreuz!“

Der Major nahm die Depesche und sah hinein. Er

schüttelte den Kopf und sagte hilflos: „Nies du!“ Er, der sonst immer alles „machte“!

Und sie las mit klingender Stimme, die nur manchmal ein bißchen umkippte:

„Hochverehrter Herr Major!

Es ist mir eine Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß Ihrem Sohne für hervorragende Bravourtat das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verliehen worden ist unter gleichzeitiger Beförderung zum Leutnant.

Ihr ganz ergebenster

X., Oberst und Regimentskommandeur.“

Sie ließ das Blatt sinken. Da saß der alte Mann, dem kein Kummer eine Träne zu entlocken vermocht hatte, und schluchzte wie ein Kind.

„Na,“ polterte er schließlich, noch immer schluchzend, „du, du sagst ja gar nichts! So was — so was — passiert doch nicht alle Tage, daß — daß ein junger Mensch das Eiserne Kreuz erster Klasse bekommt. Ich, ich habe es nur zur zweiten Klasse gebracht, aber die Söhne wollen ja immer was mehr werden als die Väter.“

„Ich,“ sagte sie glücklich verklärt, „ich habe es ja immer gewußt!“

„Du hast —“ er prustete los. „Ja, die Weiber! Die haben alles vorher gewußt! Aber nun komm — wir wollen das letzte Glas aus der Flasche trinken auf — den Herrn Leutnant!“ . . .

## 2. . . und wehret ihnen nicht!

Papa war im Felde, und auch zu Weihnachten konnte er nicht nach Hause kommen, so sehr der kleine Junge sich's auch gewünscht hatte. Aber er hatte schließlich doch eingesehen, daß Papa nicht kommen konnte, weil er noch so furchtbar viel zu tun hatte, um Paris und London einzunehmen. Aber es war doch ein schönes Weihnachtsfest gewesen. Denn Bubi hatte einer Christbefeherung für Soldatenkinder beivohnen dürfen, zu der er selbst alle seine Spielsachen vom vorigen Jahre beige-steuert hatte, und hatte dabei mitgesungen „Stille Nacht, heilige Nacht“ und „Deutschland, Deutschland über alles“. Und heute, am heiligen Abend, war er zum erstenmal in seinem Leben in der Kirche gewesen und hatte alle Gefänge tapfer mitgesungen, obwohl er die Worte nicht kannte noch verstand. Und dann hatte die Mama ihm eine schöne Befeherung aufgebaut; eigentlich hatte sie sich vorgenommen, diesen Weihnachten alles für die Armen zu geben und Bubi nur die Bleistifte und das Federmesser zu schenken, das er sich wünschte, aber schließlich war es doch die glänzendste Befeherung geworden, die er je gehabt. Denn allen den Herrlichkeiten in den Läden war nicht zu widerstehen gewesen, und nach und nach hatte sie alles Schöne zusammengekauft für ihren kleinen Jungen: Schaukelpferd, Uniform, Bleisoldaten, eine kleine Feldküche, Festungen und Belagerungsgeschütze, Feldautomobile, einen Lazarettzug — und abends, wenn Bubi zu Bett war, hatte sie selbst etwas mit diesen Sachen gespielt, die so wunderbar hübsch natürlich waren. Das Kind hatte alles mit großen Augen angestaunt, aber das Schönste war doch der Feldpostbrief von Papa, den dieser ganz allein für seinen kleinen Jungen geschrieben hatte. Nachdem Mama ihn dreimal vorgelesen hatte, wußte Bubi ihn auswendig und las ihn für sich selbst — und er wußte wohl, wo das einzelne stand, denn er war Mamas Blicken im Lesen genau gefolgt. Als Bubi endlich zu Bett mußte, nahm er den Brief mit und hielt ihn sogar zwischen den gefalteten Händen, als er sein Abendgebet sprechen sollte.

„Wenn du sehr müde bist, machst du es heute etwas kürzer,“ sagte Mama, ihm die Locken streichelnd. „Der

liebe Gott sieht es dir schon nach, weil heute Weihnachten ist und du so viel erlebt hast, was müde macht.“

„Ich bin nicht müde,“ sagte er mit großen Augen.

„Ich muß so furchtbar viel denken.“

„Was mußt du denn denken, Männe?“

„Was der Pastor gesagt hat!“ Er seufzte tief auf.

„Ach du großer Gott! dachte sie, was wird jetzt alles kommen! „Beten wir, Männe!“ mahnte sie.

„Ja. — Lieber Gott, ich bitte dich, beschütze doch meinen lieben Papa und laß ihn gesund wiederkommen. Und — laß ihn nicht zu traurig sein heute abend, weil er nicht bei uns sein kann.“

Die letzte Bitte war eine weihnachtliche Improvisation. Frau Ilse wischte sich die Augen. Ach ja, es war hart, so am Weihnachtsabend!

„Und beschütze auch Onkel Ebi und Onkel Fritz und laß sie gesund wiederkommen. Und beschütze auch Hermann“ — das war der Bursche — „und Herrn Maibusch“ — das war der Hauswirt, der auch im Felde stand.

„Soll ich heute auch für die anderen Verwandten beten?“ fragte er, „oder hat der liebe Gott jetzt keine Zeit für Zivilisten?“

„Schäfschen, der liebe Gott hat Zeit für alle. Aber die zu Hause haben's nicht so nötig, deshalb beten wir mehr für die draußen.“

„Wenn du noch etwas Zeit haben solltest, so schütze doch bitte auch die anderen Verwandten,“ betete er, „besonders Großmama und Tante Emmi. Und hilf doch auch den armen Leuten.“

„Insonderheit den Frauen und Kindern von Männern, die im Felde stehen,“ half sie mit leiser Belehrung aus. Uferlose Menschenliebe schien ihr unangebracht in dieser Zeit.

„Im Sonderheim die Frauen und Kinder von Männern, die im Felde stehen,“ sprach er nach. — „Mama,“ sagte er plötzlich lebhaft, „ist der liebe Gott nur ein Gott für Deutschland oder auch für andere Länder?“

Nach einem kleinen Gewissenskampf gestand sie widerwillig: „Auch für andere Länder.“

„Für die ganze Christenheit, nicht wahr?“

„Ja, ja, für die ganze Christenheit,“ sagte sie schnell.

„Nun schlaf' ein.“

Aber er verfolgte seinen Gedankengang unerbittlich weiter. „Sind die Franzosen auch Christen?“

„Ja, mein Kind.“

„Dann, lieber Gott, bitte beschütze du auch die Väter und Onkel von den französischen Kindern und laß sie gesund nach Hause kommen, besonders den Vater von dem kleinen Edmond, von dem Papa neulich schrieb.“

Frau Ilse wurde es schwül. Ging denn das an? War das nicht Hochverrat, im Hause eines preussischen Offiziers für die Feinde zu beten?

Aber Bubi ging schon weiter. „Glauben die Engländer auch an Gott?“

„Ja . . . Aber —“

„Lieber Gott, dann beschütze auch bitte die Väter und Onkel von den englischen Kindern, besonders von John und Edith, mit denen ich in Baden-Baden so schön gespielt habe. — Mama, was haben wir noch für Feinde?“

„Ich muß mal nachzählen . . . Russen — Japaner —“

„Die Russen glauben aber wohl nicht an Gott und an Jesus?“

„Doch . . .“

„Lieber Gott, dann beschütze du doch auch die Väter von den armen russischen Kindern und laß ihnen nicht die Hände und Füße abfrieren in ihrem kalten Winter. Und die Japaner —“

„Aber die Japaner glauben nicht an unseren Gott!“ rief sie triumphierend. Das fehlte auch noch, daß Bubi für die gelben Scheusäler betete!

„Aber vielleicht hat ihnen niemand von Gott und von Jesus erzählt,“ meinte er, „dann können sie doch nicht dafür. „Ich will doch lieber auch für sie beten, der liebe Gott kann dann ja immer noch machen, was er will.“

Und so mußte Frau Ilse, diese tadellose Patriotin, auch noch ein Gebet für die Japaner über sich ergehen lassen.

Das Kind wurde jetzt doch schläfrig.

„Nächstes Mal mache ich es nicht so ausführlich,“ murmelte er, „dann bete ich für die ganzen Erdteile zusammen.“

„Aber Bubi,“ sagte sie entsetzt, „wie kommst du denn nur dazu, für alle diese Völker zu beten, das sind doch unsere Feinde?“

„Ja, aber der Pastor hat gesagt, Christus hat gesagt: Liebet eure Feinde! Und noch etwas muß ich den lieben Gott bitten: Lieber Gott, laß doch meinen Papa bitte bald zurückkommen und mache Frieden auf Erden!“ . . .

Da sank Frau Ilse schluchzend an dem Bettchen nieder und küßte die Hand des eingeschlafenen Kindes. ☺

## Ich lausche . . .

Geschloßnen Aug's, um Hunderte von Meilen  
Getrennt vom Gräßlichen, lieg' ich zu lauschen.  
Die Nacht ist tief, die welken Wipfel rauschen,  
Und späte Schritte übers Pflaster eilen.

Die Ohren stopf' ich zu! Nur nicht vernehmen  
Das sanfte Ticken klein gemessner Zeit,  
Der enge Alltag wurde Trug und Schemen,  
Und Unerhörtes nur hat Wirklichkeit.

Ins Ferne muß ich lauschen, wo Drommeten  
Des Jüngsten Tags zum Weltgerichte rufen,  
Und sich um blutbespritzte Altarstufen  
Berröchelnd mischt ein Fluchen und ein Beten.

Anna Behnisch-Rappstein.

Die nackte Erde soll mein Ohr berühren,  
Daß es vom ungeheuren Weltentrampf  
Mag letzten Widerhalls Gedröhn erspüren:  
Schlachtdonner, Schwerterklirren, Sufgestampf . . .

Wozu sonst atmen? schlafen? essen? sorgen,  
Daß Tag und Nacht im alten Maß verstreichen,  
Indes, aufdämmernd über Schutt und Leichen,  
Sich uns verheißt ein nie erschauter Morgen?

Ich will die Gnade heiß und bang durchleben:  
Die furchtbar-heil'ge Gegenwart ist mein —  
Und jedem Leid mich in dem Stolz ergeben:  
Ich darf ein Kind der größten Zeiten sein!



## Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

### IX. Das dalmatinische Geheimnis.

Es ist der Winkel Oesterreichs, den wir am wenigsten kennen. Steinerne Gorgonenhäupter, tausend Meter aufgetürmt über grünem Wogengischt; weiße Märchenstädte in Felschluchten, Vorbeerinseln, der Feigenbaum, Menschen in Operntrachten, und mitten in dieser verwunschensten aller Welten ein grüner österreicher Finanzier, dem stürmisch unser schwarzgelbes Herz entgegenklopft, wenn er unsere Nachtenden auf geschmuggelte italienische Regiezigarren hin untersucht.

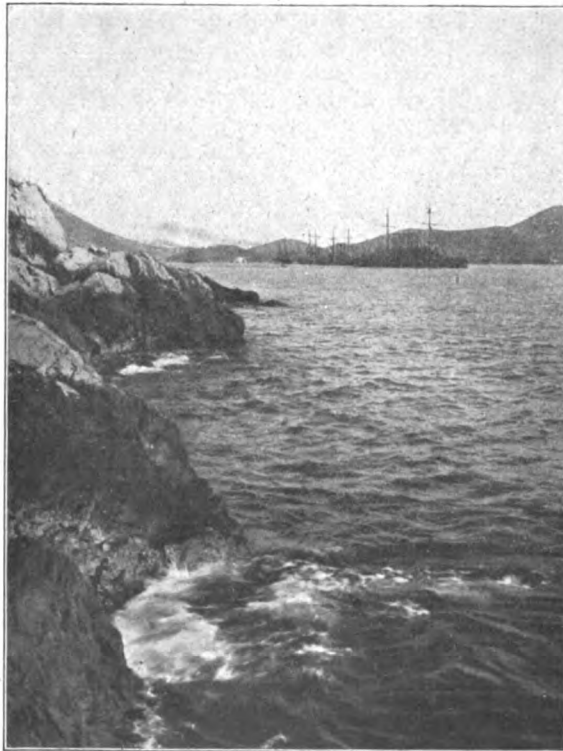
Dalmatien. In Friedenszeiten fremd, schön, viel zu wenig bekannt — eines von den Geheimnissen Oesterreichs, wie wir ja auch Galizien nicht kennen, Ungarn kaum, vom bukovinischen Buchenland fast keine Ahnung haben. Nur schließlich, nach Ungarn, Galizien und in die Bukowina fährt man mit der Eisenbahn; es ist also nicht ausgeschlossen, daß uns eine Reiselaune irgend einmal dorthin verführt. Aber Dalmatien ist ein Europa ohne Schlafwagenverbindung und so rührend entblößt von jeglichem verruchten Komfort der Neuzeit, daß die Luftreise jedem, der nur einigermaßen Talent hat, zum Abenteuer wird.

Und nun der Krieg. Seltsam. Wir lesen von den deutschen Soldaten im Argonner Wald, in den Vogesen, in Belgien, vor Calais; von Hindenburg erzählt man uns und der Kämmung Lemberg's, dem Entsatz Przemysl's. Aber es vergehen Wochen und wir werden kaum daran erinnert, daß der Krieg auch in der Adria, in Dalmatien ist. Freilich, was sollen die Engländer und Franzosen an diesen von der Natur selbst bewehrten Küsten! Kahl und rauh ragt das Felsengebirge. In's Wirtsal der mit Minen verlegten Buchten und Kanäle steuert man keinen Panzer, lieber liegt man hübsch draußen auf hoher See, beschießt ebenso andauernd als erfolglos ein armseliges Eiland im Wogengebraus, erschreckt arme Leuchtturmwärter und dampft nach solchen Helden-

taten mehr oder wenig befriedigt wieder ab. Auch Beute hat der Feind schon gemacht. Ein offizieller Bericht zählte sie auf. Eine der allerärmsten Wächterfamilien, die auf ihrer dalmatinischen Klippe weltverloren und einsam hausen, wurde geplündert. Man nahm ihnen ihre zwei Hennen, ihre Wäsche und sage und schreibe den Kanarienvogel . . . Nicht zu vergessen übrigens: ehe die Mannschaft des französischen Panzers die Insel verließ, machte sie die vorhandenen Wasservorräte unbrauchbar.

Ein andermal ist nach tapferer und verzweifelter Gegenwehr der kleine österreichische Kreuzer „Zenta“ in den Grund geschossen worden. Und es kam einer der wunderschönen blauen Herbsttage, an denen Dalmatien so reich ist. Da horchten die Leute von Cattaro beunruhigt auf. Die französische — oder war es die englische — Schlachtflotte feuerte ihre Breitseiten in die Bocche. Aber die kostbaren Geschosse fielen ins Wasser; ferner demolierten sie die Außenmauer eines veralteten Forts, und später ging die Sage, der „Jean Barth“ hätte sich

mit Unterseebooten herumgeschlagen und eines davon in den Grund gehohrt. Nur waren es leider keine österreichischen Unterseeboote, sondern friedliche Delphine, die sich nichtsahnend sonnten. Ihre glänzendschwarzen, behaglich durch die Flut schwänzenden Fischleiber jagten Albions und Frankreichs vereinigte Armada ein bißchen vor schnell ins Bockshorn.



An der Küste Dalmatiens.

Das dalmatinische Geheimnis beginnt von Rechts wegen eigentlich schon in Triest. Vergeblich fragt man sich und andere Leute an den vereinsamten Mollis: „Wo, wo ist der Krieg?“ Wohlighingelagert liegt die große Stadt in der Sonne, und noch immer ist es ungeschriebenes Gesetz der Triestiner, am Sonntagnachmittag im überfüllten Tram hinauf nach Opicina zu fahren. Ich fahre mit, mit kleinen Bureaujünglingen, die modisch umgetrempelte Hosen und zu



Die malerische Küste Dalmatiens bei Ragusa.

amerikanischen Schuhen im November prachtvolle, weichenblaue Socken tragen. Kleine Maschinenschreiberinnen mit ihnen, zuweilen ein Soldat, der den Arm in der Binde trägt, oder ein rotbackiger Pfadfinder mit der Armschleife vom Roten Kreuz. Oben beim Obeliskenschwärmt die schwagende Menge aus, helle Kleider glitzern durch den Föhrenwald, beglückend weit ausgespannt leuchtet die unsägliche Bläue des Meeres zur abendsonnigen Höhe herauf. Wolken wie Rosenblätter schwimmen sanftgeschwellt durch den Himmel, wie ein Schwan ruht weiß und schlank der Turm von Miramare über den Bassern, und Herrschaften mit umgetrempeelten Hosen trinken mit ihrem reizenden Anhang in einer rauchigen Wirtsstube einen mittelmäßigen Kaffee. Guglhupf dazu, als Kriegsgebäck!

Der Krieg? Jemand weist, stumm, nach einer rauchverhüllten, tief eingeschnittenen Triestiner Bucht. Dort, erinnern wir uns, sind die großen Werften, ist das Stabilimento tecnico, und dort sahen wir vor vier, drei und zwei Jahren die Riesenrümpfe unserer Panzerschiffe vom Stapel gehen. Täglich, nächtlich dampft es dort aus hundert Schloten, auch am Sonntag zieht der gelbe schwere Qualm zum blauen Meer hinaus.

Es ist eine der Werkstätten des Krieges.

Aber es gehört zum dalmatinischen Geheimnis, daß man dem unnützen Laien, der neugierig dort die Nase bei der Tür hineinstecken möchte — diese Tür vor der Nase zuschlägt. In großen Lettern, auf unzähligen Tafeln steht dort unten zu lesen: Den Nichtbeschäftigten ist der Eintritt strengstens verboten!

Aber der gelbe Rauch, der tagsüber und in den Nächten, Sonntags wie an den sechs Tagen der Woche beizend

über der schönen Stadt Triest liegt — auf unsere Frage nach dem Krieg geben diese qualmenden Offen und Schornsteine eine Antwort, die jeder versteht.

∞

Idylle im Krieg — vorläufig heißt du noch immer Dalmatien.

Südwärts gegen Sebenico; allerdings nicht im komfortablen Gesellschaftsdampfer, die liegen wohlvertaut in einem Hafen. Aber auch von dem mit Kriegsfracht hochgepackten Lastschiff sieht man nicht weniger entzückt zum schönsten und geheimnisreichsten aller österreichischen Erdensflecken hinüber.

Der Nachtsurm hat sich schlafen gelegt. Eine frische Herbstbrise pflügt die See zu weißbewimpelten Schaumkrönchen auf. Ein Heer flügelblitzender Möwen schleudert sich mit kleinen, glasgellenden, zornigen Schreien durch die Morgenluft.

Wettergegerbte Dalmatiner stapeln Benzin- und Ölfässer auf, kroatische Rekruten mit Sträußen auf den Hüften jaulen, und der Hall ihrer Lieder trifft den einsamen Weinbauer, der zwischen Klippen die Rebstöcke seines Gärtchens zusammenbindet. Dahinter wälzt sich, starrend aus leeren Felshöhlen, der Berg empor, an dem die feindlichen 30-cm-Geschütze vergeblich ihren Jorn verfeuern würden. Umstarrt von Karstschutt, tun sich seligblaue Buchten auf, und die Wipfel der schwarzen Zypressen wehen im Seewind. Rote Dörfer huscheln sich zuweilen in den Fels, Kampanile winken, wie Finger betender Hände dem rußspuckenden Lastdampfer nach, und über dem Föhrengestrüpp des Karstrückens steigen schimmernd, wie von innen durchglüht, schneeweiße Wolkenburgen

herauf. Hochsommer über den Wassern — zu Anfang des November!

Und weiß, wie ein vom Himmel gefallener Traum, brennt eine Stadt aus Marmorquadern in der dalmatinischen Sonne. Es ist Sebenico. Mit seinem ureinfamen Domplatz, auf dem die Schritte erschreckend hallen. Mit dem Wiener Kellner vor der Osteria, die keine fremden Reisenden, nur dann und wann einen lärmenden, lustigen Trupp feldgrauer Soldaten sieht. Nichts hat sich in dem unsäglich verschollenen Nest geändert, die rostige Uhr-glocke schlägt die ohne Ereignis vorüberherrnenden Stunden, ein altes Mütterchen verkauft Äpfel, der noch ältere Pfarrer zeigt die Schätze seiner Sakristei.

Abends singt in dem Städtchen das Glockenspiel seine uralte Weise, und Matrosen rennen zum Hafen hinunter. TattmäÙig fallen ihre Ruder ins Wasser, sie steuern dem grauen Eisenriesen zu, der sich draußen durch die Dunkelheit wiegt, und singen mit ihren frischen Stimmen das Lied vom lizerischen Vuben. Suchezen und Glockenläuten, wo reimt sich dies besser zusammen als in Österreich? . . .

Noch südlicher. Spalato, kroatisch Split. Diokletian baute den Kaiserpalast, in dessen Trümmern diese merkwürdigste Stadt nistet. Da gibt es Alanthuskapitälle, die man aushöhlte und aus denen nun die Packesel saufen. Der geflügelte Löwe Venetiens breitet voll verschollenen Hochmuts seine Marmorflügel, zu seinen FüÙen schläft ein armes Pomeranzenweiblein. Auf den Steinfliesen eines Platzes, der Peristil heißt, sitzen drei rote, weiÙe und schwarze Bergbauern und spielen mit klappernden Beinplättchen, fluchen kroatisch, fuchteln mit Messern, die sie mit großen, tragischen Operngebärden aus einem Operngürtel reiÙen, und fallen sich in einem Arioso der wiederhergestellten Freundschaft zärtlich um den Hals. Ein riesengroÙer blauer Matrose vom Kriegsschiff kommt, sagt „Servus miteinander“, und eingehängt läuft die ganze Gesellschaft zum Signore Pocherini auf einen dalmatinischen Roten.

Der Mond geht über den weiÙen Palastruinen Diokletians auf, Zypressenwipfel wehen wie schwarze Fldre über dem enklaubten Feigenbaum, und ein rottrüger Mesner stiehlt sich aus dem Dunkel der Kathedrafsäulen. Er zündet eine Laterne an, holt riesige, rostige Schlüssel, dienert um uns herum und fragt italienisch, ungarisch, kroatisch und „daitisch“, ob die geehrten Herrschaften nicht die Kirche sehen wollen. Krächzend geht die uralte Bronzepforte auf, kellerkalt schlägt uns die Luft des Kuppelraumes entgegen. Tausendjährige Säulen streben schlank zur Finsternis des GemöÙes, Weihrauch schleiert um das schwarze Chorgestühl, und der Bekreuzigte starrt leidvoll durch die Nacht, in der das Lichtchen uneres Mesners herumgeistert.

Draußen auf den Marmorstufen der Kirchentreppe liegt der blaue Mondschein. Zypressenwipfel rauschen, mit tiefem Orgelton schlägt die Uhr, und die Musik des Meeres ist tausendstimmig lebendig in der Stille der Nacht.

Der Mesner holt ein kroatisches Blättchen aus dem Rock. Es ist vier Tage alt, zernittert und zerlesen. Der Mesner will wissen, was es Neues vom Krieg gibt. Krieg . . . fernes, böÙes Wort am Felseneiland von Dalmatien! Zuweilen trägt der Morgenwind ja wohl den Donner eines schweren SchiffsgeschüÙes in die Einsamkeit solch eines märchenverlorenen Städtchens. Dann laufen die kleinen, armen Bauern, die Händler, das Fräulein aus der Tabaktrafik, der Mesner, die Schulbuben an die Riva, starren hinaus, horchen, fuchteln aufgeregt mit den Händen und gehen wieder heim. An irgend-

einem Abend schieÙt der Tender eines österreichischen Schiffes seine Matrosen an Land, die pflanzen breitspurig ihre Beine übers Pflaster, lachen, daÙ es schallt im dalmatinischen Städtchen, singen Lieder, schreiben Ansichtskarten, lassen ein paar Liter Wein auffahren — und rudern wieder fort, hinaus in die Nacht.

Ganz tief erst im österreichischen Süden begegnen wir dem Krieg.

Cattaro. Es ist die unösterreichischste Landschaft, die wir kennen. Eine Hölle von Felsen, darin die Bocche ihr viergeteiltes, dunkles Auge aufschlägt. Dräuend steigt der montenegrinische Lootschen auf, zum nackten Steingischtet die Flut, die Natur selbst verrammelte diesen einsamsten Erdenwinkel, und der Mensch hatte eigentlich nur noch ein wenig nachzuhelfen. Er half nach, jede Felsenklippe trägt ein Fort, überall zielen die aufgerissenen, eisengrauen „Mäuler von Cattaro“, und die von romantischem Efeu bekränzten Mauerreste unbekannter Vergangenheiten sind wie zertreten vom eisenschlitzenden Schrittgangwundener, kriegerischer Zeiten. Immer schon war der Krieg hier daheim, nacheinander kämpften Venedig, Spanien, Türken und Malteser, zuletzt die Österreicher um diese karge Erde. Nun lauert wieder einmal, tückisch und feig, der Feind mit langen Hälßen draußen auf hoher See und in den Felsenkaminen des Lootschen, und die grimmig verschangte österreichische Fjordlandschaft wartet gutes Mutes, was künftige Tage bringen werden.

Drei oder vier große Tage hat Cattaro bereits überstanden. Zwischen dem 19. und 24. Oktober hagelte es außerordentlich ungemütlich von der See her, und der Lootschen spendete dazu seine eisernen SchloÙen. Selbstverständlich schwiegen sich auch die „Mäuler von Cattaro“ nicht aus, davon wissen vor allem die Franzosen bei den montenegrinischen GeschüÙstellungen zu erzählen. Cattaro selbst überstand den böÙen Tanz ganz leidlich. Über zweitausend Geschosse flogen schon am ersten Tage des Bombardements über die Stadt. Davon explodierten in den Straßen an zwanzig, beim Spital und am bischöflichen Palast sieht man die Spuren davon. An ein paar Stellen gab es Löcher im Pflaster, anderntags wallfahrte die Bürgerschaft hin, aber besondere Hochachtung vor der Treffsicherheit der auf dem Lootschen eingetroffenen französischen Artilleristen bezeugte eigentlich niemand.

Noch viel weniger als der Stadt vermochte das zweite Bombardement den Forts anzuhaben. Eines dieser in den Felsen gesprengten Wespennester, denen Montenegriner und Franzosen blutige Köpfe verdanken, bekam allein 650 SchüÙe, 320 Treffer davon. Man begreift, daÙ den österreichischen Artilleristen an diesem Tage der Schädel ordentlich brumnte. Ihr Feuer haben sie aber keinen Augenblick eingestellt, und nach zwei Tagen, als der Tanz zu Ende war, hörte man sie schon wieder ihre milden und schwermutsvollen kroatischen Lieder singen. Seither wurde es kalt in den Bergen um Cattaro, in winterlichem Glanz funkeln die Sterne in den langen Nächten zu den schwarzen Buchten hinunter, weit ausrollend donnert die Flut, und die Geisterhände der Scheinwerfer tasten unermüßlich See und Gebirge ab.

Aber es rührt sich nicht eben viel. Die Franzosen am Lootschen pflegen ihre montenegrinischen Frostbeulen, und die Flotte von la douce France spart mit den teuren Konfetti. Also bessert man zu Cattaro, die Langeweile zu vertreiben, ein paar zerschossene Dachrinnen aus und probiert am Feierabend den neuen dalmatinischen Roten vom Kriegsjahr Vierzehn.

Lambert.



## Neujahr 1915.

Und wieder ging ins Schattenreich ein Jahr.  
Doch welch ein Jahr! — Noch in den fernsten Tagen  
Wird man gedenken seiner, wird man sagen,  
Wie grauenswer, wie ernst, wie groß es war!  
Blutrot wird einst im Buche der Geschichte  
Die 14 stehn — ein leuchtend Flammenmal —  
Für uns, für Deutschland eine heil'ge Zahl,  
Von der ein Klingen ausgeht wie von Stahl,  
Ein Funkenprühen wie von jungem Lichte.

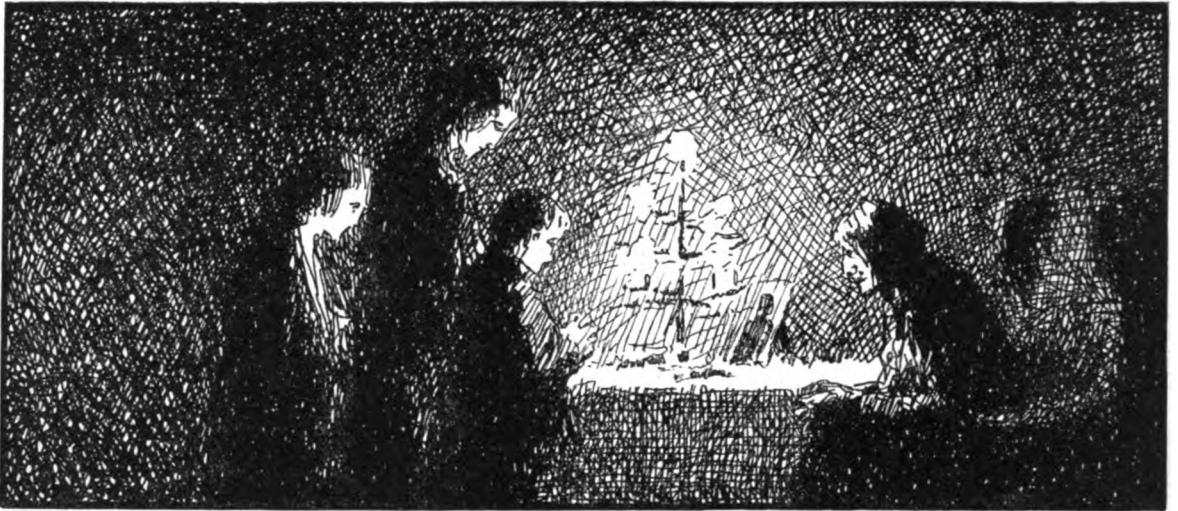
Gewaltig Jahr! — Es nahm und gab zugleich  
Verschwenderisch, in unerhörter Fülle,  
Riß von uns weg die dumpfe Alltagschülle  
Und machte arm uns und doch wieder reich;  
Erheischte Opfer, die wir nie gekannt,  
Und beugte manchen stolzen Nacken nieder.  
Es fügte fest zusammen Hand in Hand,  
Gab neuen Klang dem Worte Vaterland  
Und lehrte glauben uns und beten wieder.

Nun sehn wir's scheiden und von dannen ziehn,  
Dies blut'ge Jahr, das wilden Brand entfachte,  
Das alles wandelte und wertlos machte,  
Was eben noch so wichtig uns erschien.  
Nun wird die Gegenwart Vergangenheit,  
Die Zukunft Gegenwart vor unsrem Blicke,  
Und leise steigt aus tiefster Dunkelheit  
Ein neues Jahr und eine neue Zeit,  
Die über Völker richtet und Geschicke.

Glückauf zum Weg! — Und mag das Schicksal auch  
Zu neuem Brand die hellen Flammen schüren —  
Er muß und wird uns dennoch aufwärts führen  
Zur steilen Höhe hin durch Schutt und Rauch,  
Zum Gipfel auf, wo wir verweilend stehn  
Und sonnenlichtumflossen, liedumklungen,  
Ein freies, unbesiegt's Deutschland sehn,  
Das seinen Anteil hat am Weltgeschehn,  
Am Weltfrieden, den es heiß errungen.

Hans Ludw. Linkenbach.





Einige Weihnachts. Mit Genehmigung des Verlags R. G. Elwert in Marburg aus dem Feiertagskalender.

## Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Die vier wandten sich nach dem Schlosse, das Frühstück einzunehmen. Vor dem Portal hielt ein kleines, aber stark gebautes Auto für nur zwei Personen.

„Der Herr erwartet den gnädigen Herrn schon drinnen,“ meldete der Chauffeur und sagte dann mit leiserer Stimme, „Pan Doktor Baranek.“

Der Gutsherr stuzte, dann eilte er lebhaft, den Damen voraus, ins Schloß und verschwand in dem kleinen Salon, wohin man den Fremden geführt hatte.

Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis er mit ihm am Frühstückstisch erschien.

„Ein alter Freund von mir, Herr Doktor Baranek,“ stellte er den ungeduldig auf den Hausherrn starrenden den Fremden vor. „Der Herr Doktor befaßt sich mit volkswirtschaftlichen Studien und möchte sich bei mir persönlich über die Erfolge meiner Moorulturen erkundigen. Er kommt eben aus Deutschland, wo er ähnliche Unternehmungen studiert hat.“

„Sie kommen aus Deutschland, wo doch alle Grenzen sozusagen luftdicht verschlossen sind? Ah, aber Sie sind schon vor Ausbruch des Krieges zurückgekehrt?“ fragte die Dame des Hauses.

„Keineswegs, Laskawa Pani. Ich komme direkt aus — Feindesland.“ Und erklärend fügte er mit feinem Lächeln hinzu: „Ich habe einen Talisman, der es mir ermöglicht, allezeit die Grenzen mühelos zu passieren.“

„Ah, ein moderner Zauberer! So können Sie uns wohl bestätigen, was die Depeschen der Blätter melden, nämlich, daß die Franzosen überall siegreich vordringen in diesem Deutschland, daß sie die Prusfiens nur so vor sich hertreiben?“

„Davon ist mir nichts bekannt, gnädige Frau. Ich weiß nur auf das allerbestimmteste, daß die Franzosen in der Gegend von Metz und vorher schon bei Mülhausen, wo sie ins Elsaß eingedrungen waren, gründlich geschlagen wurden, daß die Deutschen überdies die starke belgische Festung Lüttich und Namur nahmen, und sich nun den Weg durch Belgien nach Paris bahnen.“

Frau v. Bialy erbleichte. „Aber das sind doch wohl nur Gerüchte, keine Tatsachen?“ sagte sie mit belegter Stimme.

„Es sind unumstößliche Tatsachen,“ erwiderte Baranek fest.

„Aber die Russen sind doch auf dem Vormarsch nach Berlin?“

„Wenn gnädige Frau ein Überschreiten der ostpreussischen Grenze in sehr schwierigem Gelände und Sengen und Morden als einen ‚Vormarsch auf Berlin‘ bezeichnen wollen, so mögen Sie recht haben, aber ich fürchte, daß auch diese ‚Promenade à Berlin‘ sehr bald ein Ende finden wird.“

„Sie sind ein Unglücksrabe, Herr Doktor,“ bemerkte Frau v. Bialy erregt. „Doch was unsere Zeitungen amtlich mitteilen —“

„Ist oft amtlich ge—schönfärbt,“ wandte Herr v. Bialy ein, und aus seinen Worten sprach fast etwas wie unterdrückte Freude.

Mit weit geöffneten Augen hatte Irene nach dem Gesicht des Doktors gestarrt, ihm fast die Worte vom Munde weggefangen. Jetzt erhob sie sich hastig und eilte in tiefer Bewegung hinaus.

„Was sie nur hat? Sie hätte doch Ursache, hurra zu schreien,“ sagte die Dame.

„Ich werde nachsehen,“ erklärte der Gutsherr und verließ das Zimmer. Er fand Irene im Vorgemach, wo sie schluchzend in einem Sessel lehnte. Teilnehmend trat er hinzu, legte ihr die Hand auf den Scheitel und sagte:

„Sie sind sehr erregt, Fräulein Keller. Glauben Sie mir, daß ich zu würdigen weiß, was Sie bewegt.“

„Ach, ach,“ stöhnte sie, „ich bin ja so glücklich, so tief, tief glücklich, Herr von Bialy. Es hat mir fast das Herz abgedrückt, daß mein Vaterland so zermalmt sein sollte. Ach, ich habe es ja nie so recht glauben wollen, daß unser Heer, daß unsere Soldaten so versagten. Aber dieser Wust erlogener Depeschen! Pfui, pfui!“

„Nun ist das Glück desto größer, mein Kind. Jetzt richten Sie das Haupt nur stolz empor. Ja, freuen Sie sich, freuen Sie sich, daß Sie eine Deutsche sind. Und ich — heimlich will ich es Ihnen gestehen, ganz heimlich nur, auch ich bin glücklich, daß es so und nicht anders kam, und sei es nur, daß die Elenden zuschanden werden, die wie die Wegelagerer und Mörder Ihr friedliches und fleißiges Vaterland überfielen. Also, wir sind heimliche Verbündete, Fräulein Irene.“ Er schüttelte ihr kräftig die Hand, bot ihr den Arm und führte sie zu den andern zurück.

„Ein kleiner Nervenchock nach den Aufregungen banger Tage,“ erklärte er. „Auch die Freude kann erschütternd wirken.“

„Es ist schon vorbei. Entschuldigen Sie. Ich werde mich besser zusammennehmen,“ bat Irene bescheiden.

„Es ist alles so, wie ich gesagt habe, und nie habe ich einen heiligeren Ernst, eine heiligere Mut und eine heiligere Siegeszuversicht gesehen, als jenseits der Grenze,“ versicherte Dr. Baranek nochmals.

„Ein eigenartiger Zufall, daß wir die Wahrheit in diesem abgelegenen Winkel erfahren konnten,“ meinte der Gutsherr. „Wir sind ja hier wie von der Welt abgeschnitten. Keine Bahnlinie in der Nähe, keine Hauptaussee. Der Aufmarsch unserer Truppen läßt uns ganz unberührt. Wir sind fast wie in einer anderen Welt.“

„Aber wer kann wissen, wie es morgen ist,“ meinte der Doktor. „Vorrückende Scharen oder zurückweichende, wer kann das vorherfagen! Ich meine, Heuschreckenschwärme wären unberechenbar.“

„Aber diese Preussens, diese Teufel, sie werden niemals bis hierher vordringen können! Unsere braven Kosaken werden ihnen schon die Lust nehmen. Oh, und sie werden Frankreich Lust machen, wenn sie in der preussischen Hauptstadt einziehen. Und die Engländer werden ihnen ihre Häfen zusammenschießen, und der König von Preußen wird wieder zu einem Markgrafen von Brandenburg werden,“ ereiferte sich die Dame des Hauses.

In dem Augenblick hörte man ein Trompetensignal, hörte das Klappern vieler Pferdehufe vor dem



Wethachten in Feindesland: Ich hatt' einen Kameraden.

Schlosse. Alles horchte auf. „O, mon Dieu, les Prussiens!“ kreischte Frau v. Bialy auf. Stimmengewirr erscholl auf dem Vorplatz, dann wurde die Tür aufgerissen und von einigen seiner Leute gefolgt, drang ein russischer Dragoneroffizier in das Gemach.

Bialy erhob sich. „Seit wann stürmt man in das Haus eines kaiserlichen Untertanen wie in eine eroberte Festung?“ fragte er mit einer gewissen Hoheit.

„Polenbrut verfluchte!“ zischte der Offizier. Dann aber sagte er höflicher: „Leutnant Brianik. Sie sind Pole, Herr von Bialy. Das genügt, um verdächtig zu sein.“

„Darf ich um Aufklärung bitten?“

„Sie scheinen nicht zu wissen, daß diese polnischen Schweine den verdammt Deutschen heimlich Auskünfte geben, ihnen Wege weisen, sie fördern.“

„Das wäre mir neu, denn nach den amtlichen Depeschen befinden sich unsere Truppen doch schon weit in Feindesland.“

Der Offizier wurde leicht verlegen. „Das schließt nicht aus, daß diese Hunde an andern Stellen versuchen, die Grenzen zu überschreiten, und sich mit den schuftigen Österreichern vereinigen wollen. Alles polnische Mänschaften! Sie sind mir vom Oberkommando als zweifelhaft bezeichnet worden. Außerdem beherbergen Sie noch in Ihrem Hause eine Deutsche, die dringend der Spionage verdächtig ist.“

„In dem Falle würden ihr Seine Excellenz der Herr Gouverneur nicht gestattet haben, vorläufig noch in meinem Hause zu bleiben.“

„Was schert mich der Gouverneur? Er war bisher viel zu nachsichtig, hat sich auf euren Gütern toll und voll getrunken. Jetzt entscheiden andere Gewalten. Wo ist das deutsche Frauenzimmer?“

Frene, des Russischen nicht mächtig, verstand die Worte des Eindringlings nicht. „He, das ist sie wohl?“ fragte der Leutnant und deutete mit seiner Reitpeitsche auf das Mädchen.

„Die junge Dame ist kein ‚Frauenzimmer‘, sie ist Gast in meinem Hause, Erzieherin meines Töchterchens. Da muß ich denn doch sehr bitten.“

„Ah, freilich, freilich,“ höhnte der Offizier. „Hier noch den Stolzen spielen! Es genügt mir, daß sie eine Deutsche ist. Was sie Ihnen ist, das kann mir egal sein.“ Er blickte auf einen Zettel. „Und dann steht hier noch Ihr erwachsener Sohn verzeichnet. Wo ist er?“

„Er ist nach Warschau abgereist, um sich als Freiwilliger zu stellen,“ suchte sich Herr v. Bialy herauszureden.

„Wenn er sich nur nicht als Freiwilliger dieser zehnmal verfluchten polnischen Jungschützen den Österreichern stellt,“ schnaubte der Leutnant. „Und diese Dame ist Ihre Frau?“ Wieder deutete er mit der Reitpeitsche auf das Objekt seines Interesses.

„Ja, es ist meine Frau. Und sie ist eine Französin, gehört dem Uradel Frankreichs an. Wollen Sie sie vielleicht auch der Spionage verdächtigen? Sie wird ihren Landsleuten eine hübsche Schilderung davon geben können, wie man in Rußland die Damen der Bundesgenossen behandelt.“

Der Leutnant verneigte sich leicht gegen die Gutsherrin. „Madame stehen nicht als verdächtig auf meiner Weisung verzeichnet,“ bemerkte er. „Aber wer ist dieser da?“ fragte er, wieder die Peitsche hebend. „Er scheint mir auch dem Aussehen nach dieser polnischen Sippenschaft anzugehören.“

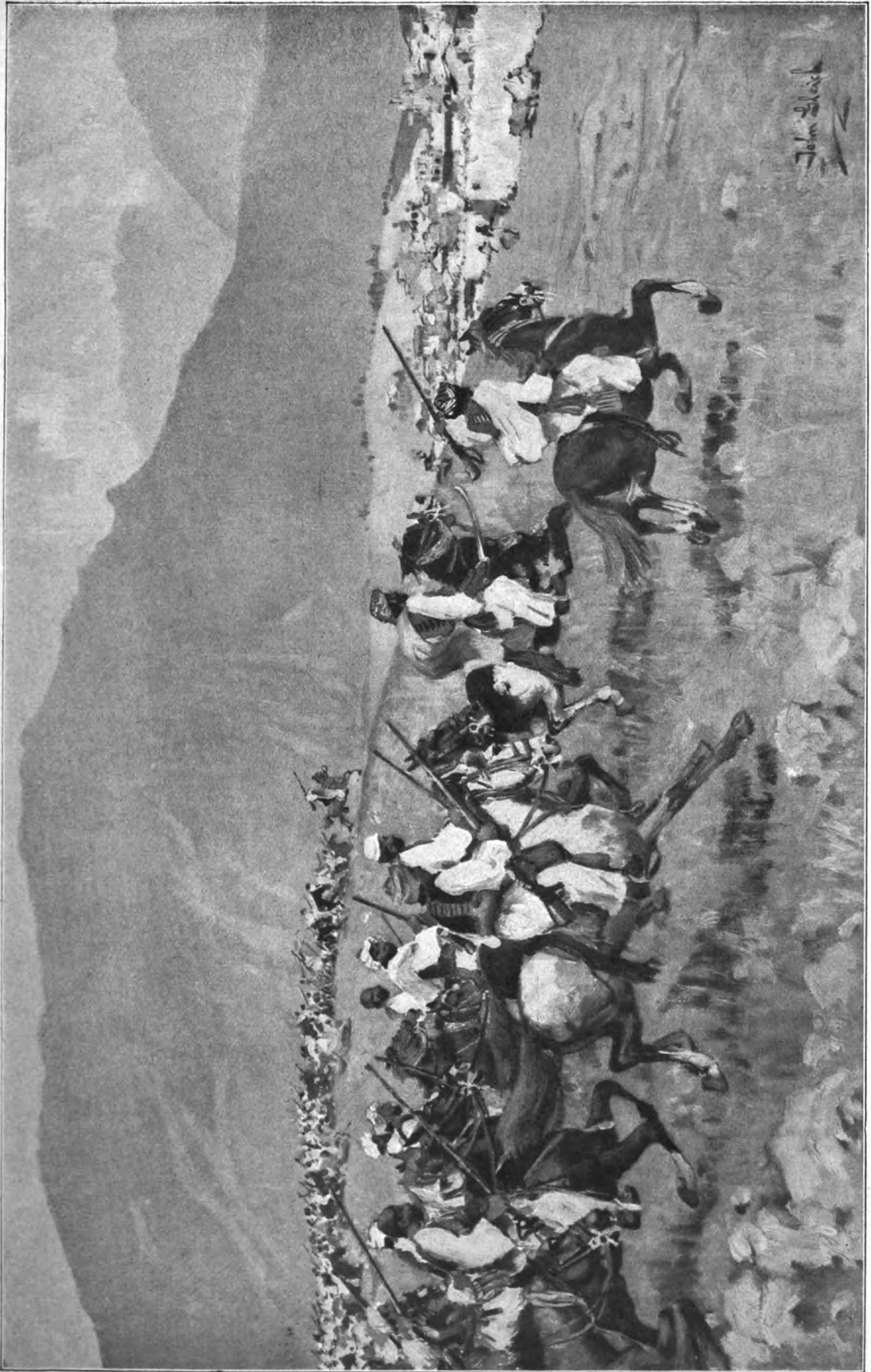
„Herr, hüten Sie Ihre Zunge! Hüten Sie sich vor jeder ferneren Beleidigung,“ fuhr Dr. Baranek auf. „Sie haben hier streng dienstlich zu verfahren und sich jeder Lümmelei zu enthalten. Verstanden? Und hier, hier haben Sie meinen Ausweis. Ich denke, dies Papier wird Ihnen genügend sagen, mit wem Sie die Ehre haben.“ Er nahm ein Schreiben aus seiner Tasche, entfaltete es und hielt es dem Leutnant hin. Und der las nun mit Erstaunen ein vom Kriegsministerium gestempeltes und vom Minister unterschriebenes Papier, das alle Zivil- und Militärbehörden auf das eindringlichste anwies, den Dr. Baranek in seinem Wirken für die Regierung eifrigst zu unterstützen und ihm jede Förderung zuteil werden zu lassen.

Der Leutnant prüfte das Schreiben sehr sorgfältig, hielt es gegen das Licht, um nach dem Wasserzeichen zu sehen, und gab es schließlich mit einer Verbeugung zurück. „Danke, es genügt,“ sagte er. „Aber meine Weisung lautet, die verdächtigen Personen zu hindern, eine etwaige Tätigkeit im Interesse unserer Feinde zu entfalten. Es wird mir also nichts übrigbleiben, als diese Leute hiermit zu verhaften und durch einige Dragoner ins Gefängnis nach Kupanja abführen zu lassen. Es wird ein tüchtiger Marsch werden.“

„Oh, mon Dieu, mon Dieu!“ zeterte Frau v. Bialy. „Warum mußte ich in dieses barbarische Land kommen? Aber ich verlasse dich nicht, mein Gemahl, ich verlasse dich nicht!“

„Beruhigen sich die Herrschaften! Ich werde sogleich an hohen Stellen befürworten, daß Ihnen nichts Schlimmes widerfährt. Ich verbürge mich für Herrn von Bialy und für diese junge Dame, die weder Russisch noch Polnisch kann, und die deshalb als Spionin zu verdächtigen absolut lächerlich ist,“ sagte Baranek, aber der Offizier zuckte die Achseln.

„Ich kann weder auf Ihre Verwendung warten, noch Ihre Bürgschaft annehmen,“ entgegnete er. „Aber um Ihnen gefällig zu sein, will ich davon absehen, den Herrn und die Dame den vierstündigen Weg durch die Sonnenhitze neben unsern Pferden machen zu lassen. Meine Order gestattet mir, nach bestem



Die Erhebung der Afghanen gegen England: Afghanische Reitercharen überfallen eine indische Grenzstadt.

Für Reclams Universalium gezeichnet von S. Gleich.

Ermeßen zu handeln, wenn ich nur die Flucht der Verdächtigen vereitle.“

„Ich verbürge mich ehrenwörtlich, auch für die junge, unter meinem Schutze stehende Dame, daß wir das Schloß nicht verlassen wollen,“ beteuerte Bialy.

„Das gewährt mir keine Sicherheit,“ sagte der Leutnant. Er sann einen Augenblick nach. Dann sagte er: „Ich wüßte einen Ausweg, oh, einen sehr schönen Ausweg. Wir sind da einen See entlang geritten, mit einer Insel und einem Pavillon. Dort mag der Herr mit der jungen Dame interniert werden, solange man es für nötig erachtet. An der Flucht wird Sie das Wasser hindern und die Wache, die ich zurücklassen werde. — Ich hoffe, die Herrschaften werden mir für diese Lösung dankbar sein.“

„Oh, mon Dieu, mon Dieu!“ jammerte die Schloßherrin. „O nein, o nein, es schickt sich ganz und gar nicht, daß mein Mann mit dieser jungen Dame allein . . .“

„Ich stelle es Ihnen frei, die Herrschaften in diese idyllische Sommerfrische zu begleiten. Meinewegen können Sie auch Ihr Töchterchen mitnehmen. Abgemacht, dabei bleibt's! Meine Order, die Verdächtigen auf jede mir nützlich scheinende Weise daran zu hindern, mit etwa einbrechenden Feinden zu konspirieren, ist hier in angenehmster Weise gelöst. Ich hoffe auf allseitige Zufriedenheit.“

Er trat an den Frühstückstisch heran, goß sich aus einer Kristallkaraffe ein Glas Kognak ein, schwenkte es gegen die Gesellschaft, sagte höflich: „Auf Ihr Wohl!“ leerte es in einem Zuge, nahm noch ein zweites Glas, gab dann seiner Begleitung einige Weisungen und verließ mit einer leichten Verbeugung das Zimmer.

## 17.

Der Name Gehrens hatte einen guten Klang in Samat. Benjamin Gehrens war viele Jahre Mitglied der Stadtduma gewesen, bis er nach Petersburg übersiedelte. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß Kurt, trotz seiner verhältnismäßigen Jugend, auch bald in städtische oder landschaftliche Ehrenämter gewählt werden würde. Kaum aber war der Krieg zwischen Deutschland und Rußland wirklich erklärt, so wandelte sich die Lage jählings. Jeder, der das russische Regiment zu fürchten hatte oder der sich nur irgendeinen Vorteil von ihm versprach, glaubte sich verpflichtet, dem jungen Fabrikherrn eine kalte, finstere Miene zeigen zu müssen oder sich gar eine Flegel gegen ihn erlauben zu können. Daß Kurt russischer Untertan geworden, das kümmerte keinen, vielleicht wußten es auch nur wenige. Er war eben ein „verfluchter Hund von einem Deutschen“. Sogar die eigene Arbeiterschaft betrug sich zum guten Teil so, als wollte sie sagen: „Mit

deiner strammen deutschen Fabrikdisziplin ist es nun bald aus, und du hast nicht viel mehr zu sagen.“ Nur die polnischen und jüdischen Fabrikarbeiter und der Kern der Arbeiterschaft, den die Fabrik in schmucken Häuschen angesiedelt hatte, hielt im wesentlichen zum Herrn, und als während einer Frühstückspause einmal ein beleidigendes Wort gegen Kurt aus den Reihen der Unbotmäßigen fiel, kam es sogar zu einer gründlichen Rauferei mit einigen Vermundeten, was dem Festungskommandanten erwünschte Gelegenheit gab, zum Schutz der Werke einen Zug Soldaten auf Kosten Kurts einzulegen, die sich sehr herrisch gebärdeten.

Kurt war nicht der Mann, sich Demütigungen gefallen zu lassen. Da naturgemäß durch den Krieg wegen mangelnden Absatzes und mangelnder Zufuhr der Rohstoffe der Betrieb auf das Äußerste eingeschränkt werden mußte, wurde eine Anzahl von Arbeitern brotlos. Zuerst wurde den auffälligen Elementen gekündigt. Onkel Benjamin hatte immer auf soziale Fürsorge gehalten. Unter anderm hatte er eingeführt, daß jedem Arbeiter von seinem Wochenlohn eine Kleinigkeit einbehalten und als Spargeld für Zeiten der Not angelegt werde. Die übliche Verzinsung wurde dann jährlich von der Fabrik verdoppelt. Durch diese Einrichtung erhielt jetzt jeder der Entlassenen ein kleines Sümmchen, das ihn und seine Familie einige Zeit vor Not schützen konnte. Und machte die Entlassung auch böses Blut, so milderte doch die Auszahlung der einbehaltenen Spargroschen vorab noch die Erregung. Plangemäß wurde so die Entlastung der Fabrik von den zweifelhaften Elementen durchgeführt; besonders war es Hammesfahr, der da wie mit einem eisernen Besen Auskehr hielt und sich wenig um die wilden Blicke und Drohungen der Gemäßigten kümmerte, denn in dem mißgestalteten Körper des Profuristen wohnte ein energischer und mutiger Geist. Er stammte nicht umsonst aus dem Geschlecht Wellemas, des Franzosen-dreschers, des berühmten, bergischen Bauern, der vor 120 Jahren, beim Einfall der französischen Revolutionsarmee in die niederrheinischen Lande, nur mit seinem Dreschflegel bewaffnet, ein ganzes Duzend angreifender französischer Kavalleristen dermaßen verdroß, daß sie schließlich jämmerlich die Flucht ergreifen mußten.

Für die Erhaltung der Kerntruppen der Arbeiterschaft aber war der Krüppel rührend besorgt. Wenn auch Feierschichten eingelegt werden mußten, und Lohnkürzungen stattfanden, so war doch der Arbeiterschaft, im Hofe der Fabrik zusammengerufen, klargemacht worden, daß es der Fabrikleitung nur auf diese Art möglich sei, den Betrieb aufrecht zu erhalten, bis vielleicht nach dem vollständigen Aufmarsch der Truppen die Möglichkeit wieder geboten



Ein kritischer Augenblick. Nach einer Zeichnung von R. Webenmeyer.

würde, die nötigen Rohstoffe zur Verarbeitung herbeizuschaffen. Gammesfahr selber krächte mit seinem hellen Stimmchen in nicht immer einwandfreiem Polnisch die Begründung der Maßnahmen aus einem Fenster der Kontorgebäude in die Menschenmasse hinein. Aber die Hälfte der Belegschaft war entlassen oder zu den Fahnen einberufen, aber die Arbeiterschaft bildete immer noch ein stattliches Heer von etwa 800 Mann. Mit ernster Ruhe nahmen die Leute die sachlichen Ausführungen des Procuristen auf. Dann erschien Kurt am Fenster, von einigen freudigen Zurufen empfangen.

Er bestätigte noch einmal kurz die Ausführungen seines Procuristen und sprach dann davon, daß er es als seine Ehrenpflicht als Fabrikherr betrachte, in dieser schweren Zeit getreu zu einer treuen Arbeiterschaft zu stehen und sie, soweit es nur immer möglich, in Arbeit und Brot zu erhalten. In dem Lande, dem er entstammt, sei, mit bedauerlichen Ausnahmen, dies Zusammenstehen von Fabrikleitung und Arbeiterschaft in schwerer Zeit das Gebräuchliche, und in solchen Zeiten würde dann auch den Arbeitern oftmals erst deutlich, daß großindustrielle Werke nicht, wie die Hezer und Schreier meinten,

Institute zur Ausbeute des Arbeiters seien, sondern wohlthätige Einrichtungen, die großen Scharen von Arbeitern Nahrung gewährten. Und wenn die Unternehmer auch verdienen wollten und auch verdienen müßten, so hätten sie doch in Zeiten der Not auch am meisten zu riskieren. Wenn es sich dann um Sein oder Nichtsein einer Fabrik handele, dann würde auch dem kleinen Manne erst klar, welche hohe Bedeutung für sein Wohl und Wehe der Bestand industrieller Werke für ihn habe. Jedenfalls sei er für seine Person tief durchdrungen von der Interessengemeinschaft zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, und der Notwendigkeit, daß beide trotz aller unvermeidbarer Gegensätze in Zeiten der Not treue Kameradschaft halten sollten. Einen ordentlichen Arbeiter entlassen zu müssen, das sei ihm nicht anders, als erleide er einen schweren persönlichen Verlust, und deshalb werde er lieber seine letzte Kopeke opfern, ehe er das für ihn selber Zweckmäßigste täte, was er jetzt tun könnte, nämlich die Werke bis zu bessern Zeiten gänzlich still legen zu lassen. Mit der Mahnung, treu und kameradschaftlich zusammenzustehen und über die Opfer nicht zu murren, die gebracht werden müßten, schloß er, und der leb-

hafte Beifall aus den Scharen im Fabrikhose bewies ihm, daß er sich in hohem Grade die Achtung und Liebe der Leute erworben hatte.

Ein alter polnischer Werkmeister ergriff dann das Wort für die Arbeiter.

„Jetzt kommen die wohlgemeinten Wiedermannstaktlosigkeiten,“ meinte Hammesfahr skeptisch. Aber der Mann redete schlicht und herzlich und brachte den Dank der Arbeiter dar. „Pan Kurt ist ein Untertan dieses Reiches geworden,“ schloß er, „aber er hat nie verleugnet, daß er aus einem Lande kommt, das am weitesten vorgehritten ist in der Fürsorge für die geringen Leute, einem Lande, gegen das Krieg zu führen die Politik wohl nötig macht, für dessen Gessittung und Fleiß aber auch jeder vorurteilsfreie russische Untertan seine Achtung bewahren darf.“ Pan Kurt sei ihnen immer als ein rechtes Beispiel solcher Vorzüge erschienen, als ein hervorragender Vertreter seiner Nation, und als solchen und Freund aller ordentlichen Arbeiter begrüße er, als Vertreter der Arbeiterschaft, ihn jetzt und bringe ihm aus vollem Herzen sein Hoch aus.

Seine Worte fanden ein starkes Echo und das Hoch auf den Fabrikhern scholl weithin über die Mauern der Gehrkenz-Werke.

„Et hat noch emal jut jejangen,“ bemerkte der Profurist. „Aber wenn die Russen dat hören, diese Anerkennung deutscher Tüchtigkeit, dann wird dat am Ende gar noch als Hochverrat ausgelegt und gebüßt.“ — —

Der entlassene Teil der Arbeiterschaft hatte in diesen Tagen mit der ausbezahlten Sparsumme nichts

Besseres zu tun gewußt, als sie in Speis und Trank anzulegen. Kaum daß einer diese Notgroschen zusammenhielt, was bei der starken Preissteigerung der Lebensmittel überhaupt seine Schwierigkeiten hatte. Das meiste wurde schleunigst in Wotka umgesetzt, und sah man überhaupt schon immer viele Betrunkene und Bettler auf den Straßen Samaks, so waren ihrer jetzt so viele, daß sich die Gossen über den regen Zuspruch ordentlich wunderten. Die Kosakenpeitsche feierte Orgien, wenn es hieß, die Betrunkenen aus dem Wege zu räumen. Natürlich war die Wut und der Neid der entlassenen Arbeiter, nachdem sie ihren Spargroschen vertan, gegen die noch im Brot stehende Kollegenschaft und gegen die Werke und ihren Herrn nun doppelt groß. Dazu war in der feilen Presse etwas verlautbart von der Versammlung im Fabrikhof und von den Worten des Lobes, die man dort dem Chef und seiner Nation gespendet.

Zusammenrottungen fanden vor der Fabrik statt. Bald kam es zu wüsten Schlägereien zwischen den heimkehrenden Arbeitern und den Arbeitslosen, Tote und Verwundete blieben auf dem Platz, und als der Kampf ziemlich beendet war, ritt eine Sotnie Kosaken in die Massen hinein, so daß die Straßen, die zu den Fabriken hinführten, schließlich wie ein Schlachtfeld ausahen.

Eine Stunde nachdem wurde Kurt vom Festungskommandanten beschieden, daß er sich wegen der wiederholten Unruhen zu besonderen Maßnahmen veranlaßt sähe, über die er noch Beschlüsse fassen würde. (Fortsetzung folgt.)

## Neujahrnacht.

Das war in allen Jahren so  
In ihrer ersten Nacht:  
Man schwamm in dulci júbilo  
In Schenken, Bars und anderswo,  
Bis grau der Tag erwacht.

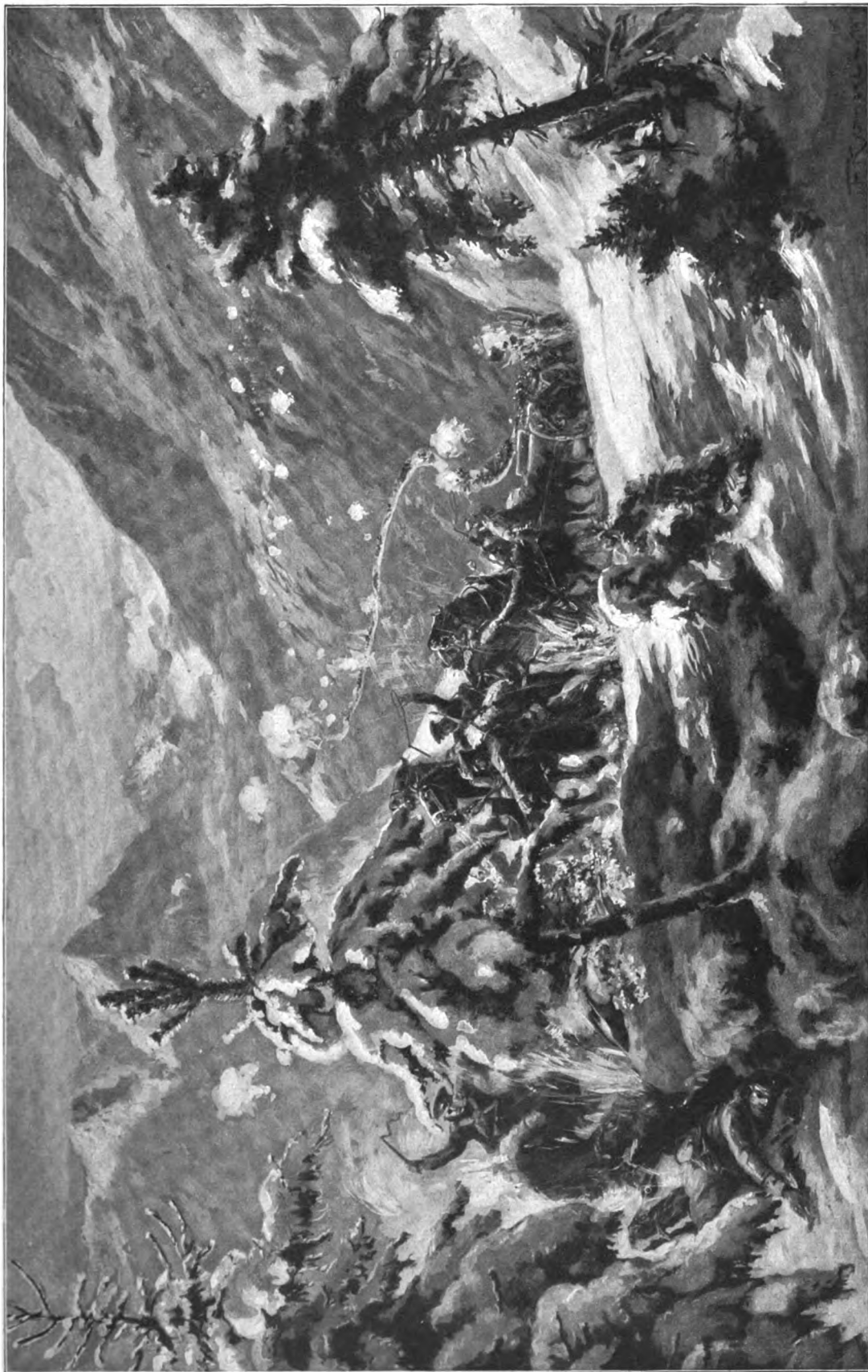
Wie schmerzte uns die tolle Schar,  
Die Männer und die Frau!  
Müßt ihr berauscht ins neue Jahr?  
Könnt ihr nicht stark und seelenklar  
Sein Sonnenauge schaun?

— Da scholl das Eisenlied der Not  
Wie Sturmruß über Land.  
Die grellste Neujahrsfackel loht,  
In ihrem Scheine ragt der Tod  
Und reitet durch den Brand.

Und ruft er morgen mich und euch,  
Ich weiß, daß ihr nicht bebt.  
Wir schweigen und warten heldengleich.  
Das ist Silvester, groß und reich,  
Wie wir es nie erlebt.

Was an uns sterblich war, erlag  
Mit dieses Jahres Lauf.  
Nun ruft der Herr zum großen Schlag —  
Der ganzen Erde Schicksalstag,  
Du neues Jahr, wach auf!

Emil Sabina.



Der Rückzug der Russen aus den Karpathen. Nach einer Zeichnung von Franz Riemmayer.





# Momentbilder aus Neu-Deutschland.

Von H. Rasparek.



**N**eu-Deutschland: so nennen unsere Soldaten das eroberte Belgien. Man glaubt an das „Deutschland“ nicht so recht, denn noch fehlen deutsche Ordnung und Sauberkeit. Das deutsche Element verkörpern vorläufig nur unsere braven Landstürmer, die Hüter der Etappe. Sie haben sich fast überall mit ihren belgischen Quartiergebern angefreundet und sorgen zu ihrem Teil dafür, das Märchen von den deutschen Barbaren zu schanden zu machen.

## Die deutschen Soldaten.

Fünf bis sechs Gefechte haben viele von ihnen mitgemacht, dazu womöglich die Belagerung einer Festung. Uniform und Ausrüstung haben bedenklich gelitten, der Humor gar nicht. Feldgrau ist erdgrau geworden. Wochenlangem Aufenthalt im Schützengraben verrichtet gründlichere Arbeit als der beste Färber. Einer hatte ein Revolver von abenteuerlicher Größe an seiner Seite baumeln. Wahrscheinlich von irgendeinem exotischen Krieger erbeutet. „Geschossen habe ich daraus noch nicht, aber einem Engländer habe ich damit auf den Schädel getippt, daß er nur noch ‚Dah‘ gesagt hat,“ so erzählt der Brave lachend. Überhaupt die Engländer — von ihnen darf man unseren Soldaten nicht sprechen, sonst geraten sie in Wut. Aber sie bewundern alle ihre „schicke“ Ausrüstung.

## Die Marinierten.

Bei Antwerpen haben sie mitgefochten, die Blauen. Das Herz im Leibe lacht einem, wenn man sich mit diesen Prachtferls unterhält. Spricht man ihnen von der Stärke der englischen Flotte, so lächeln sie so recht vergnügt: „Na, warten Sie's nur ab!“

## Die Bayern.

Jeder einzelne von ihnen scheint's darauf angelegt zu haben, dem Wappentier seines Vaterlandes, dem bayrischen Löwen, möglichst ähnlich zu sehen. Unheimliche Bärte verdecken gut Dreiviertel des Gesichts, und wo so ein Kriegsgott mit aufgezogenem Bajonett auf Posten steht, da erübrigt sich die Aufstellung eines Geschüzes. Er allein hält ein ganzes Stadtviertel in Respekt.

## Die Brüsseler.

Haben Sie schon einmal Menschen in Weißglut gesehen? Nein? Dann gehen Sie bitte nach Brüssel; zu Tausenden laufen sie dort frei herum. Sausen deutsche Militärautos vorüber, so geraten die Schnurrbartspitzen der Weißglühenden in zitternde Bewegung; spiegelt sich gar die Herbstsonne in einem deutschen Bajonett, so schnappt der Mund nach Luft. Märchenerzähler finden dort das dankbarste Publikum. Hier erzählt einer, die Franzosen seien wieder in Namur, dort raunt einer dem anderen zu, das deutsche Militär hätte in aller Stille Lüttich verlassen, dieser hat mit eigenen Augen gesehen, daß auf der Kathedrale von Antwerpen wieder die belgische Fahne wehte — und jeder findet willig Glauben. „Ja, heute sind wir noch unter der Herrschaft der deutschen Barbaren, aber morgen —“ so denkt man, und ist am anderen Morgen schmerzlich enttäuscht, daß die Franzosen anscheinend wieder den Zug veräumt haben. Glaubt aber

am nächsten Tage trotzdem, daß die Russen in Berlin und zwei Söhne des Kaisers gefangen seien. „Die Brüsseler haben kein Pulver gerochen“, sagen die deutschen Soldaten, „sonst wären sie vernünftiger.“ Sie mögen recht haben.

## Die Autos.

„Marine-Division Nr. 40“, so liest man auf einem, „Kommandantur Lüttich Nr. 8“ auf dem anderen. Jeder Truppenteil, jede militärische Behörde hat eine Unmenge dieser flinken Renner zur Verfügung. Ein Meer von Benzin verbrauchen sie täglich, und auf den Hauptsammelplätzen sieht es aus wie beim Beginn eines Gordon-Bennett-Rennens. Was in den Motoren an Schnelligkeit steckt, wird herausgeholt, und die Hand des belgischen Polizisten zuckt ob dieser unerlaubten Hasterei gemohnheitsmäßig nach dem Bleistift. Aber er erinnert sich im rechten Augenblick, daß er ja hier nur von Gnaden der deutschen Armee steht.

## Der Herr Unteroffizier vom Fuhrpark.

Er ist zwar nur Stellvertreter des verantwortlichen Oberleutnants, aber wer ihn einmal in seinem Reich gesehen hat, weiß gewiß, daß er es mindestens zum Feldmarschall bringen wird. Eine Wolke von Unnahbarkeit umgibt ihn, und wer den Mut aufbringt, ihn anzusprechen, wird unwillkürlich um einige Zentimeter kleiner. So versteht der Herr Unteroffizier vom Fuhrpark die Leute anzusehen.

## Das militärische Leichenbegängnis.

In Lüttich. Ein militärischer Leichenzug. Die Kapelle spielt Trauermärsche. Vor dem Sarge her schreitet der Feldprediger, begleitet von einem barhäuptigen bayrischen Soldaten mit Weihwedel und Weihwasser. Die Männer aus dem Publikum ziehen beim Vorbeikommen des Sarges den Hut, manche Frau kniet zu Ehren des Sakraments vor ihrer Haustür nieder. Ein seltsamer Anblick, der militärische Chorknabe, aber nicht weniger feierlich. Der Zug ging nach der Gare des Guillemins. Von dort aus sollte der Sarg nach Wien überführt werden. Ein österreichischer Oberst, sagte man, der bei der Wiederinstandsetzung eines lütticher Forts mit einigen Soldaten verunglückt ist.

## Das andere Leichenbegängnis.

Weniger feierlich. Der Sarg in Wachsleinwand eingeschlagen auf einem Militärautomobil. Gleich hinter dem Sitze des Chauffeurs. Sonst keine Begleitung. In ziemlich scharfer Fahrt geht's dem Bestimmungsort zu. Wer ist der Tote? Vielleicht der einzige Sohn seiner Eltern. Sie wollen ihn wohl in der heimatischen Erde bestattet sehen.

## Die bettelnden Frauen von Angleur.

Eisengießereien, Ziegeleien, Spinnereien, alle die Fabriken, an denen der wallonische Teil Belgiens so reich ist, stehen still. Die arbeitslosen Frauen versammeln sich am Bahnhof und warten die deutschen Militärszüge ab. Da fällt mancher Brocken ab; ein gut belegtes Butterbrot oder auch einmal bare Münze. Wir stehen oben auf dem Bahnsteig von Angleur und werfen Fünf- und Zehn-

pfennigstücke herab. Frauen und Kinder stürzen sich in einem wilden Rnduel darauf. Es gibt um fünf Pfennig fast blutige Köpfe. Wir wenden uns ab, denn der Anblick der hungrigen Gesichter läßt es heiß in uns aufsteigen. Wir wissen plötzlich, was es bedeutet, den Krieg in Feindeßland zu tragen. Auch wenn wir nicht die verlassenen Schützengraben, die zerschossenen Häuser gesehen hätten.

Um Antwerpen.

Auf freiem Felde eine verlassene belgische Batterie. Nur wenig eingegraben und von Fliegern sehr leicht zu entdecken. In den Nischen der Unterstände in Reih und Glied noch Hunderte von schußfertigen Granaten. Die Mündungen der Geschütze sind auf die Chaussee gerichtet. Hier mußten die deutschen Truppen ankommen. Aber nichts hat die deutsche Woge aufhalten können, auch nicht die 20 bis 30 Reihen Stacheldraht vor jeder Befestigung. Böse und gefährlich sehen sie aus, diese scharfspizigen kreuz- und querlaufenden Drahtgewirre. Dann wieder ein ganzes Feld mit Löchern, aus denen angespizte Pfähle hervorsehen. Sie sollten wohl die etwa nachts anstürmenden Deutschen aufspießen. Weiter ein großes für Flatterminen vorbereitetes Feld. Fein säuberlich ausgeflogen, damit man das Rasenstück wieder darauflegen kann, Loch an Loch. Nägel, Eisensplinter, gehacktes Blei und anderes tobbringendes Material wird neben dem Sprengmittel zur Füllung dieser Löcher verwendet. Alle sind mit der elektrischen Leitung im Fort verbunden. Ein Druck auf den Knopf und Hunderte deutscher Soldaten wären ein Opfer dieses grausamen Kampfmittels geworden.

Die englischen Autobusse.

In den Straßen von Antwerpen standen noch verschiedene englische Automobil-Omnibusse herum. So, wie

man sie aus den Londoner Straßen genommen hatte. Mit allen Reklamen für Pears Soap, Allcock's Pills usw. Sie haben sicherlich zum Transport englischer Truppen von Ostende nach Antwerpen gedient. Auf der Flucht der englisch-belgischen Armee nach dem Waaslande hatte man die schweren Wagen zurücklassen müssen; anscheinend waren sie nicht schnell genug.

„Probeshießen.“

Die Deutschen zerstören nicht nur Forts, sondern sie bauen sie auch wieder auf. Für ihre eigenen Zwecke natürlich. Und da sie sich „einschießen“ müssen, so erhalten die Vorsteher der umliegenden Dörfer periodisch den Auftrag, die Bewohner in Sicherheit zu bringen. Ein Maueranschlag des deutschen Kommandanten belehrt dann das Publikum über die harmlose Veranlassung des Kanonendonners. Das verhindert aber nicht, daß man zwei Stunden weiter glaubt, die Franzosen seien wieder da.

Der deutsche Ton.

Als Deutscher fühlt man sich in den meisten belgischen Städten schon recht heimisch, denn mit dem deutschen Militär ist auch ein alter guter Bekannter von uns, der deutsche Ton, eingezogen. Diesem Ton, der sich mit Vorliebe in der Uniform des subalternen Beamten oder des Unteroffiziers zeigt, bringen die Belgier wenig Sympathie entgegen, und auch der Deutsche, der notgedrungen mit ihm zu tun hat, zählt ihn nicht zu seinen geschätztesten Freunden. Aber er ist einmal da und beansprucht seinen Platz genau so wie in Alt-Deutschland. Doch er ist nur im Dienste so rauh, am Abend, nach Bureaußluß, kauft er kleinen einheimischen Hausierern ganze Mengen ihrer Bettelware ab und schenkt ihnen noch Schokolade obendrein. Ja so ist dieser deutsche Ton. ☐



Die deutschen „Barbaren“. Daß in denjenigen Kreisen Belgiens, die sich der systematischen Verheerung durch die Regierung entzogen haben, ein sehr gutes Einvernehmen mit den deutschen Truppen herrscht, zeigt unsere Aufnahme, die belgische Einwohner in Marche les Dames bei Ramur an der Maas friedlich bereitet mit ihrer deutschen Einquartierung zeigt; die belgische Familie Itex sogar für die Deutschen zum Andenken die photographische Aufnahme anfertigen.



Der Löwe von Waterloo, errichtet auf dem historischen Schlachtfeld bei Brüssel zur Erinnerung an die Schlacht vom 18. Juni 1815. 23

## Die Schlacht von Waterloo.

Eine zeitgemäße Erinnerung. Von Hermann Müller-Bohn.

Hierzu eine Kunstbeilage.

In wenigen Monaten ist ein Jahrhundert verfloßen, seit auf den Schlachtfeldern von Belle-Alliance und Waterloo das gewaltige Drama der Befreiungskriege seinen grandiosen Abschluß fand und der Imperialismus des korbischen Eroberers den Todesstoß erhielt. Wunderbares Spiel der Geschichte! Ein Jahrhundert später kämpften fast an gleicher Stelle Angehörige der gleichen Staaten, diesmal aber nicht als Freunde, sondern als grimmige Gegner. Es ist von außerordentlichem Reiz, die Parallelen zwischen diesen durch ein ganzes Jahrhundert getrennten Kämpfen zu ziehen und an der Hand der geschichtlichen Tatsachen nachzuweisen, wie England schon vor hundert Jahren genau wie heute seine Truppen immer möglichst zu schonen suchte, den Löwenanteil am Kampfe immer den Verbündeten überließ, nachher aber die Ehren und Beute des Sieges für sich allein einzuharsten suchte.

Doch lassen wir die Tatsachen der Geschichte für sich selber sprechen. Als Feldmarschall Blücher in Geschwindmärschen nach Belgien geeilt war, wo der Kampf zum Austrag kommen sollte, fand er die Armeeverwaltung der Verbündeten noch in größter Untätigkeit. Gleichwohl hatte er zu seinem Mittkämpfer, dem durch den Krieg in Spanien berühmt gewordenen englischen Feldherrn Wellington, in seiner echt deutschen Kameradschaft das unbedingtste Vertrauen. Dem schärfer blickenden Sneyenau offenbarten sich die Fehler Wellingtons viel eher; er war der Meinung, daß sich von dem englischen Feldherrn zwar der kühnste und tapferste Widerstand, aber keine Aufopferung für die Verbündeten erwarten ließe.

Und Sneyenau hatte ihn ganz richtig charakterisiert. Der berechnete Stolz auf seine Taten in Spanien, die nach der Meinung seiner Landsleute den Sturz Napoleons allein herbeigeführt, ließ ihn auch jetzt wieder die höchste Vorsicht ergreifen. Die Sicherstellung der Verbindung seines Heeres mit England über Antwerpen und Ostende schien ihm zunächst das Wichtigste; seine Reserven behielt

er seiner streng methodischen Kriegsführung gemäß bei Brüssel zurück, und die weit auseinandergezogene Stellung des Wellingtonschen Heeres verringerte die Möglichkeit eines schnellen Zusammenwirkens mit Blücher. Gelang es dem Schlachtenkaiser, sich schnell zwischen beide Armeen zu drängen, so war ihm ein Sieg gewiß.

Wellington selbst, in völliger Unkenntnis der Feldherrnpersönlichkeit seines großen Gegners, war so wenig von dessen ernsten Absichten überzeugt, daß er noch gar keine Anordnung getroffen hatte und ruhig in Brüssel geblieben war, wo er noch einen Teil der Nacht auf dem Ball der Herzogin von Richmond zubrachte. Als ihn hier inmitten eines Kranzes schöner Damen der Abgesandte Blüchers, Oberst v. Pfuell, mit der Meldung erreichte, er möge sich zur Unterstützung bereit halten, da Napoleon seinen ersten Angriff auf die Preußen richten würde, erwiderte Wellington mit der Seelenruhe eines englischen Lords: „Sagen Sie dem Feldmarschall Blücher, der Herzog von Wellington wird 22 Stunden nach dem ersten Kanonenschuß seine Armee nach den eintretenden Umständen bei Quatrebras oder Nivelles konzentriert haben.“ 22 Stunden nach dem ersten Kanonenschuß! Als ob nicht schon zwei Stunden hingereicht hätten, den ganzen Feldzug zu verlieren! So hatte Sneyenau also recht behalten. Blücher stand an dem unglücklichen Tage von Ligny dem Schlachtenkaiser mit seinen schwachen Kräften allein gegenüber. Da auch Bülow mit seinen Truppen nicht eingetroffen war, ging die Schlacht verloren.

Daß nach der Schlacht von Ligny die Preußen mit den Engländern sich wieder vereinen und den durch Wellingtons Verschmämmnis entstandenen Fehler wieder gutmachen konnten, war einzig und allein das Verdienst des unvergleichlichen Sneyenau. Es war ein Moment von großer historischer Tragweite, ein Augenblick, der über das Geschick des ganzen Feldzuges entschied, als Sneyenau in der Abenddämmerung des 16. Juni, auf der Höhe von Brye haltend, die Karte in der Hand, den Rückzug nicht in



**Nach der Schlacht  
bei Waterloo:  
„Rette sich, wer  
kann.“**

Nach einem alten  
Gemälde.



3911 Genchuisanna bei Böttergr.  
Verlagsanstalt, Berlin.



der Richtung, wie Napoleon ihn vermutete, sondern nördlich über Tilly nach Ware befahl. Mit dem Einschlagen dieser Rückzugslinie hatte Gneisenau die Verbindung mit den Engländern und dem Korps Bülow erwirkt, und dadurch allein war das Zusammenwirken der Armeen bei Waterloo ermöglicht. Aber obwohl Wellington nunmehr den festen Entschluß kundgegeben, alles aufzubieten, um die Scharte vom 16. Juni auszuweichen, war das Mißtrauen des scharfblickenden Gneisenau in die Absichten des zu so übermäßiger Vorsicht neigenden englischen Feldherrn noch so groß, daß er zu einem von Blücher an Wellington gerichteten Brief betreffs dessen Hilfe noch den Zusatz machte: der im Hauptquartier des Herzogs weilende preussische General v. Mülling möge den Herzog genau erforschen, ob er auch wirklich den festen Vorsatz habe, sich in seiner Stellung zu schlagen, oder ob es vielleicht „bloße Demonstrationen“ seien, die der Herzog beabsichtige.

Doch schon in der Frühe des 18. Juni war zu sehen, daß Wellington diesmal nicht wieder mit neuen Bedenken kam, sondern fest entschlossen war, den Kampf aufzunehmen. Und der Verlauf des Tages von Waterloo zeigte, daß der englische Herzog mit Kaltblütigkeit und Umsicht alles daran setzte, die Defensivschlacht mit aller Kraft durchzuführen. Aber auch Napoleon setzte seine ganze Hoffnung auf diesen Entscheidungskampf. Vier große Angriffssäulen schickte der Schlachtenkaiser in den Talgrund vor sich hinab, und im Moment höchster Kampfespannung ließ er durch Ney einen Massenangriff von zwei Kürastrerdivisionen unter Milhaud auf das englische Zentrum unternehmen, um es zu durchbrechen. Zwar war es nicht gelungen, auch nur ein einziges englisches Karree zu sprengen, aber Wellingtons Stellung wurde immer gefährlicher. Schon hatte er seine ganzen Reserven aufgebieten; sein linker Flügel war fast entblößt, um nur den Durchbruch zu verhindern. Und immer neue Scharen stürmten auf die ermatteten Reihen. Das waren die Minuten, wo Wellington die weltbekannten Worte sprach: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!“

Es ist bekannt, wie Blücher auf dem grundlosen, vom Regen durchweichten Boden, besonders in den Hohlwegen von St. Lambert, einen überaus schwierigen Marsch gehabt, und wie er immer wieder seine braven Truppen mit den Worten angefeuert hatte: „Vorwärts, Kinder, vorwärts! Ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werde?“ Gegen 5 $\frac{1}{2}$  Uhr abends fühlte der Feind den ersten wirksamen Stoß der Brigaden Blüchers. Da sah der gewaltige Schlachtenmeister ein, daß für ihn alles auf dem Spiele stand. Aus dem noch übrigen Teil seiner Garden und Reserven formte er einen Angriffskeil, furchtbarer als alle vorhergehenden, und führte ihn selbst gegen die entscheidenden Höhen. Aber die Preußen, deren Erscheinen belebend auf ihre englischen Waffenbrüder gewirkt, griffen sogleich die verloren gegangenen Meierhöfe im Grunde an. Wellington gab seinem Heere den Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegen die nach ihrem Angriffe ziemlich aufgelöste französische Infanterie.

Von allen Seiten ertönte in wildem Durcheinander das Geschrei der preussischen und englischen Reiter, sich zu ergeben. Aber „die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht!“ schallte es ihnen aus den festgeschlossenen Vierecken der alten, erprobten Soldaten Napoleons entgegen. Der Kaiser selbst ritt in eines dieser Karrees hinein, entschlossen, mit seiner Garde zu sterben; Marschall Soult aber ergriff schnell die Zügel seines Pferdes und riß ihn gewaltsam mit sich fort. Bald wendete sich alles zu eiliger Flucht, die Verwirrung der fliehenden Franzosen kannte keine Grenzen mehr. „Rette dich, wer kann!“

Dieser Schreckensruf ertönte von allen Seiten; eine furchtbare Bestürzung hatte sich des gesamten Heeres bemächtigt. Weder Stellung noch Ansehen galt mehr bei den fliehenden Scharen.

Trotzdem unzweifelhaft feststeht, daß nur durch das rechtzeitige Eintreffen Blüchers Wellington aus seiner furchtbaren Lage befreit wurde, ist dem Feldmarschall und seinen Preußen dennoch später von englischer Seite diese Retterrolle arg verkümmert worden. Die englische Nation zeigte auch damals, daß sie für die Taten anderer, selbst wenn sie ihrem eigenen Nutzen galten, kein Gedächtnis hat. Ja beim zweiten Pariser Friedensschluß, als es darauf ankam, auch Preußen äußerlich den Lohn für seine Hilfe zu gewähren, zeigte es sich, daß Wellington nichts tat, um das Gedächtnis an jene preussische Hilfe wieder in die Erinnerung zu rufen. In seinem berühmten Briefe an Ernst Moriz Arndt vom 17. August 1815 schrieb Gneisenau über den schändlichen Undank des englischen Herzogs: „Am schlechtesten benimmt sich Wellington, er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zusagen, zu unserer Hilfe am 16. Juni in Bereitschaft zu sein, nicht gehalten hatte, dem wir, uneingedenk des durch seine Schuld erlittenen Unglücks, am 18. ritterlich zur Hilfe gekommen sind; die wir ihn vor Paris geführt haben, denn ohne uns wäre er nicht so schnell gekommen; die wir ihm durch unser schnelles Verfolgen eine zweite Schlacht gespart haben, denn wir haben den Feind aufgelöst, und kein Brite hat seit der Schlacht am 18. ein Gefecht bestanden. So viele Verdienste vergilt der Mann durch den schändlichsten Undank.“

Und heute? Es ist, als ob die Geschichte sich wiederholte. Die Beteiligten haben allerdings dabei stark die Rollen gewechselt. Damals kämpften Engländer und Belgier als Bundesgenossen Preußens gegen Frankreich, heute steht Deutschland allein gegen eine Welt von Feinden. Aber in einem Siegeszuge ohnegleichen hat Deutschland gerade die Schlachtgefilde Belgiens von 1815 unter seine Füße gezwungen. Auf ihrem Marsche über Lüttich, Namur und nach der belgischen Hauptstadt setzten die Sieger ihren Fuß in jene Orte, die durch den Kampf vor hundert Jahren berühmt wurden. Den Deutschen in der Heimat war es wie im Traum, als aus den Zeitungsberichten ihnen die Namen all jener Orte wieder in die Ohren klangen, die ihnen von ihrer Gesichtsstunde her geläufig waren: Tirlemont, Ware, Waterloo, Belle-Alliance, Nivelles, Genappe — jenes Genappe, wo Blücher mit seinem frankten Fuß übernachtete. Aber noch mehr — in den Kämpfen auf diesem Vormarsch heizten die Deutschen ihren damaligen Verbündeten so gewaltig ein, daß wieder, wie bei Waterloo, der Schreckensruf ertönte: „Sauvo quipeut“ („Rette dich, wer kann!“).

Und auch das Spiel mit der englischen „Hilfe“ wiederholt sich. Bei Quatrebras waren es in erster Linie Deutsche: Hannoveraner, Nassauer und Braunschweiger, denen Wellington seinen Sieg verdankte, und so tapfer auch die Engländer bei Waterloo kämpften, niemals hätte Wellington den Sieg erfochten, wenn der unvergleichliche Blücher ihm nicht mit seinen Preußen rechtzeitig zu Hilfe gekommen wäre. Heute, wo die Engländer allein standen oder nur von zweifelhafter Hilfe unterstützt waren, erlitten sie — bei Maubeuge und St. Quentin — eine klägliche Niederlage. Das hinderte sie nicht, ihren Bundesgenossen und Helfershelfern die Schuld zuzuschreiben. Wir werden lebhaft an Wilhelm Buschs köstliche Satire über die gemeinamen Verfasser eines Theaterstückes erinnert: Hat es Erfolg, so sucht jeder den Anteil des anderen daran zu verkleinern. „Fallen sie bei“ mit dem Stück hinein, so will es — keiner gewesen sein.“



# Bei Santa Maria.

Eine Skizze von der chilenischen Küste. Von Wiking.

Zur Erinnerung an das heldenmütige deutsche Ostasien-Geschwader.



Henner und ich standen an unserem Maschinengewehr im vorderen Gefechtsmars des „Gneisenau“. Wie manches Mal nun schon, seit wir im Anfang August Tsingtau verließen. Aber unsere Patronenliste ist noch immer fast voll. Wenn's so weiter geht, rostet unser Gewehr noch ein. Wozu haben wir eigentlich Kanonen, wenn wir nicht schießen? „Wart's ab,“ sagt Henner und läßt seinen Priem in schneidiger Flachbahn an die Schornsteinwand hinter uns wandern (als wir ausliefen, bracht' er's nur bis zur Hälfte des Weges, seit ein paar Tagen kommt er aber bis hin — und ist stolz drauf). „'s klärt uff,“ sagt er und deutet mit dem Daumen nach Westen, wo überm Horizont ein strahlender Streifen hochkommt, „un wann's uffgeklärt hot“ . . . er war schon wieder am Rauen . . . „da komme se raus un da git's Fäng'.“ — „Wenn sie aber nicht kommen?“ — „Da lange mersche us!“ — „Meinste?“ — „Do kannste Gift druff nemme. Gestert stann ach hei un ho gehirt, wie der Al onne uff der Brück zum Erstcht Offizier saht: Wissen Sie, ich bin es auch müd, ich denke, morgen packen wir an, wir sind stark genug trotz dem ‚Canopus‘, saht he, un da noch mos vo Coronel, ower ach konnt's nimmie herrn.“ Sein Priemchen von daheim noch vom Joh. Daniel Haas nahm ihn wieder ganz in Anspruch. Ich mußte auch genug, denn wenn unser Alter das gesagt hatte, dann hatte der's vom Geschwaderchef auf dem „Scharnhorst“, und der hatte zu befehlen, und ich lugte schärfer nach Süden. Coronel, hatte er gesagt, das war der nächste chilenische Hafen... hm... allerdings ging es nun schon stark auf Fünf . . . in zwei Stunden mußte die Nacht da sein.

Henner machte sich am Maschinengewehr zu tun mit einer Inbrunst, daß ich lächeln mußte. Der Schweiß stand ihm in hellen Tropfen auf der Stirn. Und dazu war der Temperatur nach gar kein Grund.

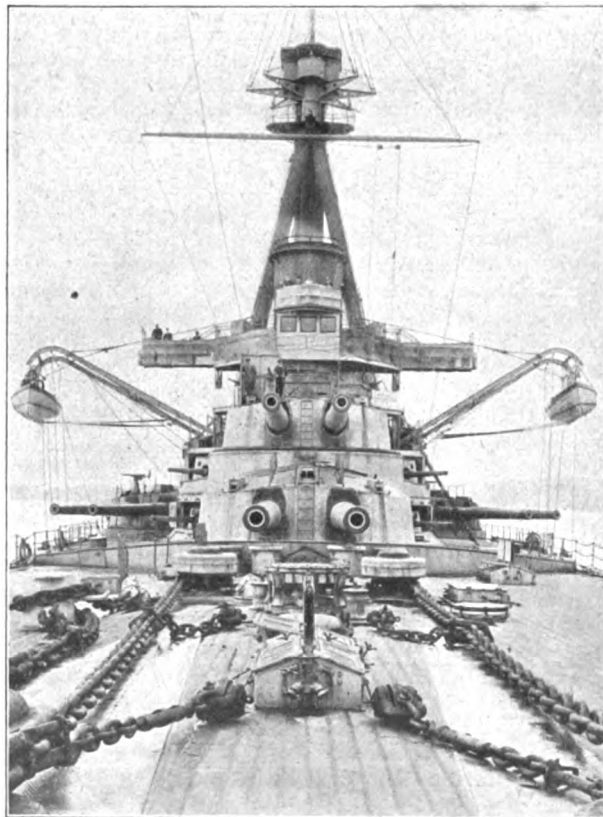
Recht kalt sogar segte der Wind über uns hin. Gestern beim Sturm wäre es uns wohl vergangen, stundenlang hier oben im Mastkorb zu hocken; die See allerdings geht heut höher nach dem Sturm, solange der rast, hat er sie niedergehalten. Nun bäumt sie dagegen an und wirft uns hier oben, wo das Schlingern und Rollen besonders stark fühlbar ist, oft unfaßt von einer Seite auf die andere. Der Bug

unseres Schiffes ist bei jeder Welle sekundenlang in weißen Gischt gehüllt, selbst übers Oberdeck fegen die Spritzer oft hin. Die Mittelartillerie auf dem tiefer gelegenen Batteriedeck hat sogar die Luken schließen müssen, sonst würde jede Sturzsee die Rasematten unter Wasser setzen . . . Vor uns fährt der „Scharnhorst“ in ein paar hundert Meter Abstand, rechts voraus, fünf Seemeilen entfernt, steht die „Dresden“, die Transporter folgen uns unter Seitendeckung durch „Leipzig“, eine niedergehende Bö verdeckt sie, auch die vier Schornsteine unseres Schiffes verbauen uns die Aussicht.

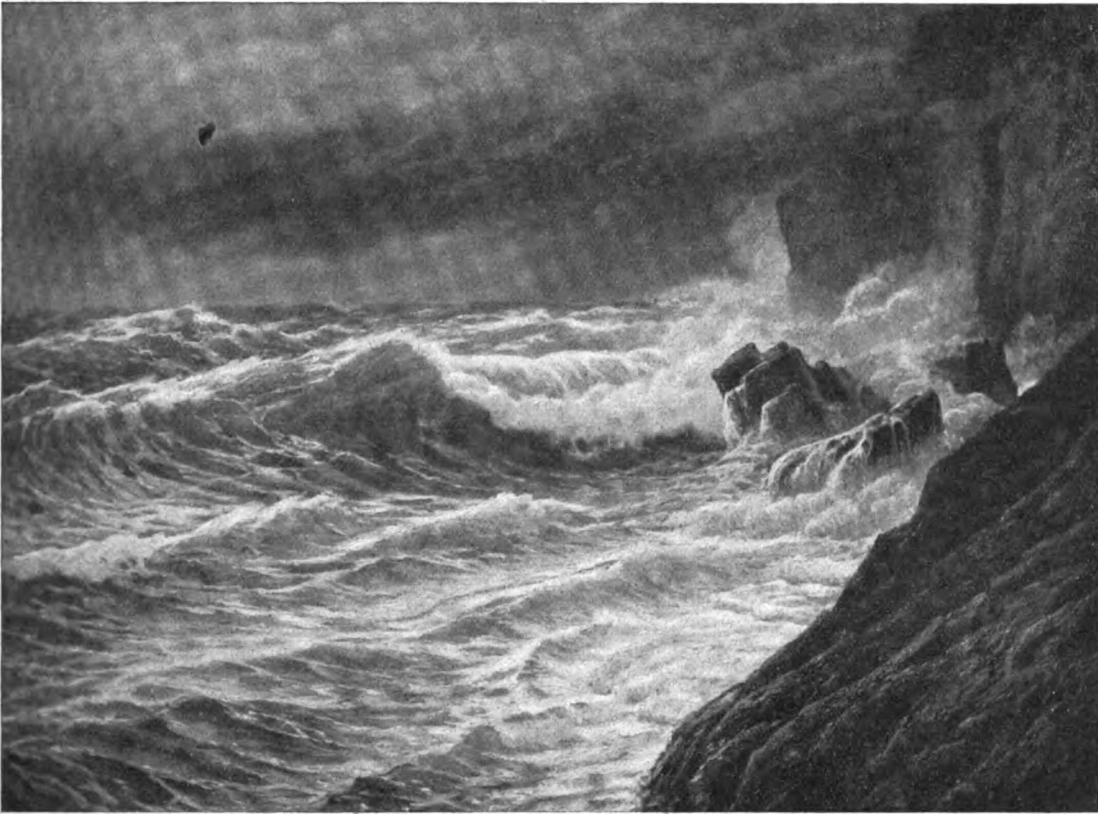
Breiter und breiter wird der leuchtende Streif im Westen. Das Meer fängt an zu glänzen, zusehends steigen die Wolken und schieben sich vor der Sonne weg — — Dann schießen die Strahlen nieder auf die See, ungehemmt von der schweren Wolkenbedeckung . . . ein silbernes Band blitzt auf den Wassern . . . es wächst und schreitet her zu uns, schimmernd und gleißend, nun schwimmt die „Dresden“ im silbernen Meer, selbst ihr Rauch wird verklärt, glüht auf in der Sonne wie ein Glorienschein . . . her über die Wellen breitet sich lautlos ein Läufer, schimmernd von Gold und blühend von Edelgestein . . . Jetzt taucht der „Scharnhorst“ hinein, abendgoldübergossen . . . vor unserem Bug schäumt die Welle höher, sprüht über Deck in Myriaden glitzernder Perlen . . . wie eine warme

Welle legt es herauf über den schweren Turm mit seinen beiden Rohren . . . wir stehen in blendender Sonne — — Und bleiben drin, wolkenlos klar ist der Westen geworden, nur hinter uns, schräg gegen das Festland hin, geht noch ein Schauer nieder aus schwerem Gewölk; darüber wölbt sich ein Regenbogen. — —

Auf der „Dresden“ flattern Signale hoch, denn gefunkt soll nicht werden, um dem Feind unseren Aufmarsch nicht zu verraten. Was mag's für eine Botschaft sein, die in stummer Sprache von Mast zu Mast hastet? auf und nieder klettern in jagender Eile die Flaggen an der Leine. Das Flaggschiff hört die Antwort . . . ein kurzes Hin und Her von Worten, die sich zu Meldungen und Befehlen formen — ob es losgeht? . . . Noch schweigt der „Scharnhorst“ . . . Unter uns auf der Brücke eiliges Kennen und Laufen . . . jetzt steigt vor uns auf das Winterhäuschen über dem



Vorderdeck eines ausländischen „Dreadnought“ mit schweren 30,5-cm-Geschützen.



In der Brandung. Nach einem Gemälde von Martan Mahofian.

achteren Kommandoturm des Flaggschiffs — wir können bei den scharfen Schlagschatten der untergehenden Sonne ohne Glas jede Einzelheit auf dem „Scharnhorst“ erkennen — ein Maat mit den Winkflaggen; bei uns steht schon der Empfänger bereit... da!... für einen Augenblick stockt der Atem... Drüben tönt, noch ehe die behende Sprache der Winkflaggen verstummt ist, rollender Wirbel durchs Schiff... Sekunden nur später setzt er auch zu unseren Füßen ein... jetzt löst sich die lange Spannung... „Klar Schiff!“... Das also war's: die „Dresden“ hat den Feind gefischt!...

Schmetternde Signale schwingen sich über den knarrenden Wirbel der Trommeln, jauchzend und hart unter uns an Deck, zerpflückt und gedämpft trägt sie der Wind von den anderen Schiffen herüber. Alle Mann an Deck!

Da fliegen die Luken auf und es verschwindet alles vom Oberdeck, was nicht niet- und nagelfest ist. Von den Rohren der 21-cm-Geschütze vor uns werden die Schutzklappen heruntergenommen, auf dem Bootsdeck große Netze über die Boote gespannt, um bei Treffern die Splitterwirkung zu verringern, nasses Segeltuch zerren sie hervor und breiten es über die hölzernen Planken zum Schutz gegen Feuer... die Bilder verschwimmen, so wimmelt alles durcheinander wie ein Ameisenhaufen... kaum habe ich Zeit zu einem Blick vor uns nach dem „Scharnhorst“: dasselbe Bild. — Henner muß hinunter, und Leutnant Schmidt taucht aus dem Treppenschacht auf mit einem Scherenfernrohr, hinter ihm her schleift ein Telephonbrakt, durch den er das Feuer des vorderen 21-cm-Turms zu leiten und zu korrigieren hat. Wir drehen unser Maschinengewehr auf die hintere Seite der Platt-

form, „der Feind hat ja keine Torpedoboote hier, da ruht es doch nichts“. Die Leitung funktioniert... Ich soll sie bedienen, der Leutnant hat genug zu tun mit der Feuerbeobachtung... aber noch ein zweites Kabel muß angegeschlossen werden, das uns mit dem Kommandoturm verbindet, um über ihn auch das Feuer der Kasemattgeschütze in der Hand zu haben für den Fall, daß deren Beobachter mittschiffs außer Gefecht gesetzt wird. —

Über dem allem sind nicht zehn Minuten verstrichen. Ruhe herrscht im Schiff. Jeder wußte, was er zu tun hatte. Der „Sneisenau“ ist „klar“.

Auch auf den anderen Schiffen ist alles „klar zum Gefecht“. Die Sonne steht schon so tief, daß sie blendet; erst recht ihr Spiegelbild in den Wellen. Nach Osten zu ist klare Sicht. Fern hebt sich, heller als der Himmel, ein winziges Streifchen Land über die Wogen: „Santa Maria“. Mein Kompaß zeigt, daß wir noch immer in Südkurs liegen. Es ist noch wenige Minuten bis Fünf.

Die „Dresden“ stoppt. Wir laufen ihr auf und mit Woll Dampf vorüber. Hinter uns schert sie in die Kielinie ein und folgt uns in Gefechtsabstand. Den Schluß macht „Leipzig“. Die Transporter bleiben zurück. Vom Feind noch nichts zu sehen...

Plötzlich flattert auf dem Flaggschiff ein neues Signal hoch, in demselben Augenblick fällt der „Scharnhorst“ scharf nach Steuerbord ab. Wir folgen im Bogen ohne Formationsänderung. Kurs: WSW.

Durch die Schwenkung ist unser Gesichtsfeld frei geworden... die Augen bohren sich durch den Qualm, der vom „Scharnhorst“ aus noch einen Schleier vor unseren Blick legt... Wie ein Schatten steht am fernen Hori-



zont ein Schiff ... soeben sichtbar ... jetzt ... halt ... links davon, dicht über der See ... zwei andere Rauchschwaden ... „Sie sind's!“ Leutnant Schmidt läßt mich einen Blick durchs Scherenfernrohr tun ... ich seh's nun genau ...: Die typischen englischen Aufbauten sind gar nicht zu verkennen ... jetzt sind auch die Masten der anderen beiden herauf ... noch eine vierte Rauchfahne kommt hoch ... Das Herz klopf mir bis in den Hals vor Erregung. „Nur ruhig Blut!“ mahnt Schmidt. Er hat schon wieder das Rohr vorm Auge ... „Natürlich ... allerdings den letzten kenn' ich nicht.“ — Na, er mußte sie ja alle im Schlaf erkennen, von Rechts wegen, als Beobachtungssoffizier. — „Vorn dampfen: 'Glasgow' als Dritter, 'Monmouth' als Zweiter, das Führerschiff ist 'Good Hope'“ ...

Der Gegner läuft Westkurs, und zwar mit großer Fahrt; allem Anschein nach will er sich quer vor uns legen und das Flaggschiff unter das vereinigte Feuer seiner Breitseiten nehmen, das berühmte „Crossing the T“, das Togo bei Tsushima mit Glanz gegen die Russen durchführte. Aber wir sind schneller und schlauer als damals die Russen. Jetzt wissen wir, warum unser Geschwader vorhin so plötzlich nach Steuerbord ausbog. —

Noch ist kein Schuß gefallen. 11 000 m zeigt der Entfernungsmesser, das ist noch zu weit. Aber unsere Leute liegen auf der Lauer. Es gibt ein Gefühl ruhiger Sicherheit, wenn man von hier oben sieht, wie die schweren 21-cm-Geschütze lautlos mit ihrem Turm nach Backbord drehen, ebenso die ganze Westfücing der dem Feind nun zugekehrten Backbordbreitseite. Jede Verschiebung der sich nähernden Geschwader macht sich sofort gegenteilig an der Richtung der Rohre bemerkbar. Keine Sekunde schwindet den Geschützführern das Ziel aus dem Visier. Aber noch bleibt der eiserne Mund stumm. Wir haben's so eilig nicht, denn wir sind uns der unbedingten Überlegenheit unserer schweren Artillerie (Breitseiteanlage: 12×21-cm-gegen 2×23,4-cm-Geschütze) bewußt. „10 000 m“. Noch immer zu weit.

Vorkäufig kämpft Maschine gegen Maschine. Unsere sind stärker. Was dem Gegner nicht gelang, wir schaffen's: langsam, aber unerbittlich schiebt sich unsere Linie quer vor die des Feindes ... keinerlei Signale flattern mehr an den Leinen, ein Beweis, daß jetzt die Befehle wieder drahtlos kommen. Es ist ja auch nichts mehr zu verbergen ... 8000 m; je mehr die Geschwader sich dem Scheitelpunkt des rechten Winkels nähern, desto schneller nimmt die Entfernung ab. „Good Hope“ hält noch immer gradaus nach Westen, wir liegen auf Südkurs. Auch der Feind sucht die Schlacht, sonst hätte er längst nach SO abfallen können ... „7500 m“ ... „Wwummm!“ ... „Scharnhorst“ hat das Feuer eröffnet, seine Backbordseite ist in weißen Rauch gehüllt ... deutlich sehen wir mit bloßem Auge die Wassergarbe, die das einschlagende Geschloß aufwühlt ... „300 m zu kurz,“ konstatiert Leutnant Schmidt. Der nächste Schuß ist schon hart heran. Für die Engländer mit ihren alten Geschützen ist die Entfernung noch zu weit ... Aus dem Kommandoturm kommt der Anruf, der die drahtlos übermittelten Schußentfernungen vom Flaggschiff meldet ... Noch hat der Kampf nicht begonnen, es war nur ein Herantasten ans Ziel ... unter uns steht der ganze Stab noch draußen auf der Brücke ... Es verstreichen wieder ein paar Minuten ... „6500 m“.

Plötzlich ist die Brücke unten leer. Also Achtung! Vom Kommandanten kommt neue Meldung: „Erstes Schiff unter konzentrisches Feuer nehmen. Ziel verteilen. Feuerbefehl abwarten!“ ...

Ha! Dort! ... „Good Hope“ dreht scharf nach Steuer-

bord ab ... auf uns zu ... also ein regelrechtes Begegnungsgefecht ... Jetzt zeigt sie uns die Breitseite ... Na, nun wär's doch wohl Zeit ... „Feuer!“ — „Mund auf,“ denk' ich noch im rechten Augenblick ... da rollen auch schon die sechs Donner vom „Scharnhorst“ herüber ... und dann brüllt es unter uns los ... zweimal ... dann viermal kurz hintereinander vom Achterschiff. Die erste Lage unserer 21 cm! ... Sofort meldet Schmidt ein paar kleine Korrekturen hinunter in den vorderen Turm ... Scht!!! pfeift's über uns weg ... der erste englische Gruß! Keiner von uns hatte gesehen, daß es auch drüben aufblitzte, so stark war die Rauchentwicklung unserer ersten Lage ... nun haben wir die „Good Hope“ wieder in Sicht ... Sie feuert auch aus den kleinen Kalibern, reicht aber nicht bis zu uns heran ...

Schon setzt die zweite Lage hinüber ... und es kommt keine Antwort ... Als sich der Rauch verzieht ... liegt die „Good Hope“ mit Schlagseite nach Feuerlee ... Backbord steht hoch aus der See, klaffende Löcher erzählen vom Weg unserer Panzergranaten ... stumm liegt der Panzer, macht kaum noch Geräusch, ja freilich: Schlagseite bei dem Seegang! ... Plötzlich schlagen die Flammen aus dem wunden Schiff ... und der Qualm zieht sich wie ein Schleier vor den sinkenden Feind.

„Good Hope“? Alle Hoffnung ist aus ... „Kopf weg!“ schreit mir Schmidt ins Ohr. Höchste Zeit! Mit berstendem Krachen setzt eine feindliche Granate auf das Dach des vorderen Turmes auf ... Bis herauf zu uns fliegen die Sprengstücke ... Aber der Turm feuert weiter ... und durchs Telephon kommt die Antwort: „Ganze zwei Mann leicht verwundet!“ ... Das war der erste Gruß von „Monmouth“.

Und blieb der letzte, denn nach einer Viertelstunde war sie so zugerechtet, daß ihr „Leipzig“, die kleine „Leipzig“, den Gnadenstoß geben konnte.

Von Osten kommt ein neues Wetter auf. In den niedergehenden Böen gelingt es „Glasgow“ zerschossen, aber unverfolgt, zu entweichen. „Oranto“ hat lange das Weiße gesucht. Von Westen her rollt noch immer das Feuer der „Leipzig“ über die Wogen. „Monmouth“ antwortet nur schwach. Bis zuletzt kämpft der Gegner, zäh, aber hoffnungslos.

Nun schweigt das Feuer. Wir dampfen auf den sinkenden Feind zu. „Good Hope“ ist verschwunden, „Monmouth“ gefentert. Der schwere Seegang macht jede Rettungsarbeit unmöglich. Kein Boot käme heil vom Schiff ab, geschweige denn heran. Der Fernsprecher meldet sich wieder. „Leutnant Schmidt droben?“ — „Jawohl“ ... „Bitte, Herr Leutnant“ ... Es ist Leutnant Rickmers, der anruft. Was mein Leutnant hineinruft, höre ich, das übrige muß ich mir zusammenreimen: „Hallo! ... Ach, du, Siebo! — Wir sollen nach unten?! — Wie? Mensch, ist das wahr? Nur zwei Leichtverwundete? Das ganze Geschwader? — So. Ja. Habt ihr Verbindung mit der ‚Münchberg‘? — Gut. Also wir treffen sie in Valparaiso! — Gewiß, ich komme schon.“ —

Nun bin ich wieder allein hier oben. Und mit einem Mal ist es Nacht. Mit dem Augenblick, wo sich die Wolken wieder vor die tiefstehende Sonne ziehen. „Zwei Leichtverwundete!“ Auf einmal weiß ich, warum der Gegner so schlecht geschossen. Gegen die Sonne zu zielen?! Begabte Idee vom Admiral, schlankweg sich einen so billigen Bundesgenossen zuzulegen! — Noch nicht 6 Uhr ist es. Das Geschehen der letzten Stunde steht fast traumhaft vor meiner Seele. Seeschlacht! Geseht! Es ist alles so mathematisch hergegangen, nüchtern fast. Und doch klopf das Herz: Sieg! Und jauchzt das Blut: Sieg! Der erste Sieg in offener Seeschlacht! ☉



Fransösische Krankenpflegerinnen vor dem französischen Militärkrankenhaus in Sedan, das jetzt als deutsches Lazarett eingerichtet ist. Ober. Fernu.

## Der Schutz der Verwundeten im Krieg.

Von Justizrat Dr. Fulb in Mainz.

Die französische Kriegführung hat sich teilweise über alle völkerrechtlichen Gebote hinweggesetzt, indem sie Lazarette, Verwundetentransporte und Rote-Kreuz-Züge unter Feuer nahm, deutsche Verwundete ohne Hilfe ließ, ja sogar erwiegenmaßen verstümmelte. Auch vor Plünderung von Lazaretten und vor völkerrechtswidriger Verurteilung deutscher Ärzte, Krankenpfleger und Schwestern und vor der Wegnahme eines Lazarettschiffs scheuten die Franzosen und ihre Bundesgenossen nicht zurück. Angesichts dieser der „Großen Nation“ besonders unwürdigen Vorgänge dürften die nachstehenden Ausführungen besonderer Beachtung begegnen.

Schon seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts haben die Staaten Verträge miteinander geschlossen, die bezweckten, die Lage der im Kriege Verwundeten zu bessern und ihnen menschliche Behandlung und Pflege zu sichern; aber erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelang es, auf breitester Grundlage einen Vertrag zu schließen, durch den das Los der Verwundeten ganz wesentlich verbessert wurde. Es ist dies die Genfer Konvention, die im Jahre 1864 geschlossen und zunächst nur von acht Staaten unterzeichnet wurde. Im Laufe der Zeit schlossen sich fast alle anderen Staaten an; sie wurde im Jahre 1906 einer Durchsicht unterzogen, welche die Erfahrungen verwertete, die in den seit ihrem Abschluß geführten Kriegen gemacht worden waren.

Die Genfer Konvention gilt nur für den Landkrieg, durch einen im Haag im Oktober 1907 vereinbarten Vertrag wurden die in ihr anerkannten Grundsätze auf den Seekrieg entsprechend ausgedehnt.

Alle verwundeten und kranken Militärpersonen, sowie auch alle sonstigen Personen, die in dienstlicher Eigenschaft den Heeren folgen, sollen ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit von der Kriegspartei, in deren Händen sie sich befinden, geachtet und versorgt werden. Das lediglich zur Vergütung und Behandlung der Kranken

und Verwundeten bestimmte Personal genießt den Schutz der Unverletzlichkeit, es darf, wenn es in die Hände des Feindes gelangt, nicht als kriegsgefangen behandelt, auch nicht an der Fortsetzung seiner Tätigkeit gehindert werden; zu dem Personal gehören Ärzte, Krankenpfleger, Krankenträger, die Personen, denen die Verwaltung der Lazarette untersteht, ferner auch das Personal der von den Regierungen anerkannten und ermächtigten freiwilligen Hilfsvereinigungen usw. Unverletzlich sind auch die Sanitätsanstalten aller Art; solange sie für Verwundete und Kranke erforderlich sind, dürfen sie ihrer Bestimmung nicht entzogen werden; die Unverletzlichkeit hört auf, wenn sie dazu verwendet werden, dem Feinde zu schaden; Eisenbahnzüge, in denen Verwundete und Kranke zurücktransportiert werden, stehen nicht minder unter dem Schutze wie stehende Lazarette und fliegende Ambulanzen. Das äußere Zeichen, durch das der Sanitätsdienst kenntlich gemacht wird, ist bekanntlich das rote Kreuz auf weißem Feld, die Staaten haben dasselbe zu Ehren der Schweiz angenommen, deren Verdienste um die Herbeiführung dieser Vereinbarungen allgemein anerkannt sind und der Geschichte angehören. Lediglich die türkischen Truppen führen nicht das rote Kreuz, sondern den roten Halbmond auf weißem Feld. Der mit dem Abzeichen getriebene Mißbrauch wird allenthalben auch in Friedenszeiten streng bestraft. Die Mißachtung des roten Kreuzes ist ein Bruch des Völkerrechtes und wird überall streng verurteilt. Absichtliche Verletzungen der von den Staaten eingegangenen Verpflichtungen sind, soweit wirkliche Kulturstaaten in Betracht kommen, früher in der Hauptsache nur selten vorgekommen, wohl aber haben sich die

Völker des Balkan in den letzten Balkankriegen in zahllosen Fällen um die Bestimmungen der Genfer Vereinbarung nicht im geringsten gekümmert, was bei der maßlos barbarischen, hinter den schlimmsten Zeiten der Geschichte nicht zurückbleibenden Balkankriegführung kaum erstaunen kann; der Wert der völkerrechtlichen Verpflichtungen, die solche entmenschte Volksstämme übernehmen, ist natürlich nur ein papierner. Leider haben auch die Belgier, die zu den entmenschten Volksstämmen nicht gezählt werden wollen, die Genfer Konvention in zahlreichen Fällen mißachtet und verletzt.

Der Schutz des roten Kreuzes gebührt nicht nur den unter seinem Zeichen helfenden Angehörigen der Kriegführenden Staaten, sondern auch den Angehörigen und Hilfsvereinen neutraler Staaten, die sich an der Vergütung und Behandlung von Verwundeten und Kranken beteiligen. Eine Hilfsvereinigung, die in einem neutralen Staate als solche anerkannt ist, z. B. der Rote-Kreuz-Verein in Schweden, Norwegen, in den Vereinigten Staaten von Amerika, darf ihr Personal und ihre Einrichtungen nur mit Genehmigung ihrer eigenen Regierung und der Ermächtigung der Kriegspartei mitwirken lassen, bei der sie tätig werden will. Wenn also das amerikanische Rote Kreuz auf deutscher Seite sich an dem Rettungswerk beteiligen will, so muß zunächst die amerikanische Regierung dies gestatten und sodann die deutsche Regierung ihre Einwilligung geben; nur unter dieser Voraussetzung genießt die amerikanische Gesellschaft den Schutz nach Maßgabe der vorstehenden Ausführungen.

Wie bereits vorhin erwähnt, sind diese Grundsätze durch die Vereinbarung von 1907 auf den Seekrieg entsprechend ausgedehnt worden. Militärische Lazarett-schiffe, worunter jedoch nur Schiffe verstanden werden, die zu dem Zwecke, den Verwundeten, Kranken und Schiffbrüchigen Hilfe zu bringen, von einem Staate erbaut oder eingerichtet sind, sind unverletzlich und müssen auch bei ihrem Aufenthalt in neutralen Häfen so behandelt werden. Das gleiche gilt von Lazarett-schiffen, die von

Privatpersonen oder anerkannten Hilfsvereinen ausgerüstet werden. Für die von Privaten oder Hilfsvereinen neutraler Staaten ausgerüsteten Lazarett-schiffe gelten die gleichen Grundsätze wie für die Tätigkeit dieser Personen und Vereine im Landkrieg. Wie im Landkrieg, so darf auch im Seekrieg kein Unterschied zwischen den Verwundeten, Kranken und Schiffbrüchigen der verschiedenen Staaten gemacht werden. Auch die Lazarett-schiffe dürfen, solange sie für Verwundete und Kranke bestimmt sind, ihrer Bestimmung nicht entzogen werden, und es ist ebenso verboten, auf ein kenntlich gemachtes Lazarett-schiff zu schießen wie auf ein kenntlich gemachtes Krankenhaus. Die Lazarett-schiffe, die einem der kriegführenden Staaten angehören, führen neben der Nationalflagge die Flagge mit dem roten Kreuz, gehören sie einem neutralen Staate an, so haben sie neben dem roten Kreuz die Flagge des Kriegführenden zu führen, auf dessen Seite sie wirken.

Der entbrannte Weltkrieg bot die erste Probe auf die Bewährung dieser im Jahre 1907 auf den Haager Konferenzen nach langen Verhandlungen vereinbarten Bestimmungen, deren Tragweite überaus groß ist, nicht nur gemessen an den Zuständen, wie sie in früheren Zeiten hinsichtlich des Loses der Verwundeten bestanden, sondern auch an sich. Selbstverständlich erhalten internationale Vereinbarungen erst durch die Art und Weise, in der die Völker, z. B. Belgier, Franzosen, Engländer, Russen, sie anwenden, ihren eigentlichen Wert und ihre eigentliche Bedeutung. Daß in Deutschland die Verwundeten und Kranken der feindlichen Heere mit derselben Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt behandelt werden wie die deutschen, kann auch der wütendste Deutschenhasser nicht bestreiten. Es gilt auch in dieser Beziehung von uns das Wort „Nie war gegen das Ausland ein ander Land gerecht wie du“. Drei Menschenalter sind verstrichen, seit des Dichters Ausspruch; er ist heute noch so zutreffend wie damals. Würden die Staaten, gegen die wir unsere Existenz zu verteidigen haben, genau so handeln wie wir, so wäre dies im Interesse der Menschlichkeit sehr zu begrüßen.

## Der erste Januar.

Bergsteiger — das bist du — und Wegewart,  
Mit blißender Klinge schlägst du die Quart,  
In neuem kühnen, aufloberndem Mut . . .  
Dein flimmernder Frost, der stählt — tut gut . . .  
Und du reckst dich hoch und du blickst so klar  
In die Welt — und über die Kriegerschar  
Und über der Zeiten hineilenden Lauf:  
Nun geht es wieder bergauf — bergauf!

Bergauf in des Zeitenlaufs Höhenland. —  
Jung-Siegfried, noch immer, mit nerviger Hand  
Schwingt das Gralschwert — und schwingt es  
zum Sieg,  
Daß Friede sich wieder ins Dasein schmiegt' —

Das deutsche Dornröschen entzaubert sei,  
Königlich-strahlend, als Siegerin — frei!  
Das Siegfriedschwert mit dem Kreuzes-  
knauf  
Führt uns zum Heil und zum Sieg bergauf!

Wir salutieren dir — Januar!  
Dein Wesen ist lauter und frisch und klar!  
So wollen auch wir in den Winter sehn  
Und fest und furchtlos und stählern stehn!  
In Treue hochgemut, eisern-hart!  
Bergsteiger wir alle — du Wegewart!  
Nun nimm mit sprühender Klinge den Lauf!  
Wir folgen dir alle — zum Sieg — bergauf!

Eugen Stangen.



Der tote Kamerad. Nach einer Aufnahme vom Schlachtfeld bei Paroskowice. Phot. Altophot G. m. b. S. Wien.

## Der Weltbankier in Nöten.

Frankreichs entschundene Milliarden.

Von Dr. Hermann Zickert, Senzig.

Nichts schmeichelte in den letzten Jahren den Franzosen neben der militärischen „Gloire“ der Vorfahren so sehr wie das Bewußtsein, daß Frankreich der Weltbankier war. Der Stolz auf den Sparstrumpf hatte die Minister Combes und Pichon eine ganz neue Art von Politik am Quai d'Orsay erfinden lassen, die Geldpolitik. In der einen Hand hielten die Politiker von der Seine den gefüllten Geldbeutel, die andere war zum Empfange des Freundschaftsgelöbnisses ausgestreckt. Mit Rußland hatte es schon früher angefangen. Als Felix Faure in Petersburg war, rollten die Franken in die russischen Staatskassen, in Paris rollten die Rubel in die Redaktionen der Finanzblätter und der politischen Tageszeitungen, die ihren ganzen volkswirtschaftlichen Teil an Emissionsbanken zu verpacken pflegen. Nach Rußland flossen aus den französischen Spartöpfen im Laufe der letzten zwanzig Jahre an die zwanzig Milliarden, wofür die Weinbauern, die kleinen Rentiers russische Staatsrenten, Eisenbahnanleihen, Petroleum- und Metallaktien bekamen. Ihre Zeitungen redeten ihnen vor, daß sich das Sparkapital in Rußland sehr wohl fühle, und so wurden von den Franzosen Milliarden verliehen sogar nach dem verlustreichen Kriege Rußlands mit Japan. Wie im Privatleben bei einer gewissen Höhe der Schuld sich plötzlich der Schuldner als der Stärkere zeigt, der Gläubiger seinen Wünschen gehorchen muß, so entwickelte sich auch das Freundschaftsverhältnis mit Rußland. Kozowzew und seine Kollegen im Ministerium mögen des öfteren in Paris gedroht haben: Bekommen wir keine neue Anleihe, zahlen wir die Zinsen der alten nicht. Gebt ihr uns kein Geld, borgen wir anderswo und bleiben euch Zinsen und Bestellungen schuldig. Die Franzosen mußten immer mehr klein beigeben, ließen sich durch eine so kindliche Komödie ins Bockshorn jagen wie die, daß Krupp die Putilow-Werke finanzieren wolle. Die erst zugehaltenen Geldbeutel Frankreichs wurden

mit einem Male für Putilow geöffnet. In dieser Weise entwickelte sich aus der russischen Freundschaft eine immer riesigere Schuldenlast. Der russische Freund hat niemals in Paris auch nur einen Centime Zinsen oder Provision gezahlt. Die Franzosen schrieben's zu dem übrigen und glaubten dabei reicher zu werden. Frankreich war der Weltbankier, hatte das große Moskowiterreich am goldenen Bande, vergaß aber dabei, daß ein Band zwei Enden hat, an denen beiden gezogen werden kann.

Was mit Rußland gelungen war, versuchte man in Paris mit anderen Ländern, die Geldbedarf hatten, mit der Türkei, mit Ungarn, Spanien, Griechenland, Serbien, Bulgarien und einer bunten Reihe exotischer Staaten. Man fesselte sie mit goldenen Ketten an sich und merkte nicht, wie man selbst gefesselt wurde. Milliarden wurden auf diese Weise vom französischen Sparkapital um politischen Ziele willen über die Grenze gejagt. Das Volk berauschte sich an dem Ruhme des Weltbankiers, die Politiker und Bankiers, der Advokatenklüngel bereicherten sich daran. Frankreich war mit einem Male an dem politischen Ergehen aller möglichen Länder interessiert. Die Wählerschaft bekam das Zittern, wenn es in Mittelamerika, auf dem Balkan kriselte, und schnell wurden die Schäden mit neuem Kapital zugestopft.

Mit dem Balkankrieg begann der Bankerott, der jetzt in der französischen Finanz zum offenen Ausbruch gekommen ist. Frankreich hatte unglücklicherweise beide Feinde zu Schuldnern. Wurde die Türkei zu Boden geworfen, verloren die Franzosen Milliarden. Siegte der Sultan, dann waren die bulgarischen, serbischen und griechischen Schuldner zahlungsunfähig. Paris streckte beiden Feinden die Kriegskosten vor. Als die Staatsbankerotte auszubrechen und die Anleihekurse tief zu sinken drohten, übernahmen die Pariser Banken über eine Milliarde türkischer, bulgarischer, serbischer und griechi-

scher Schatzwechsel, nahmen die Franzosen ihr Geld aus der einen Tasche und steckten es in die andere Tasche in dem Bewußtsein, nun reicher zu sein. Auf dieser Milliarde Balkanwechsel stützen die großen französischen Banken heute noch. Nicht einmal den Vorschuß an Bulgarien haben sie aus der Anleihe der Diskontogesellschaft zurückbekommen. Inzwischen brach in Mexiko die Revolution aus. Die Anleihen waren in Paris trotz neuer Hundertmillionen-Opfer nicht zu halten. Die neuen Titres blieben im Portefeuille. In Brasilien richtete der Preissturz in Kaffee und Kautschuk die Staatsfinanzen zugrunde. Die Zinsen fielen aus, die Kurse stürzten ebenso wie bei den argentinischen Werten, wo die gleiche Krise bevorstand. Das Füllhorn des Unheils, das sich über den Weltbankier schon im Frieden ergoß, war damit nicht geleert. Funfundzwanzig Milliarden französisches Volksvermögen etwa sind in Staatsrente angelegt. Jedes Prozent Kursverlust macht Frankreich um eine Viertelmilliarde ärmer. Der Kursfall der Rente war aber infolge der Mißwirtschaft der politisierenden Advokaten bei 10 Prozent noch nicht erschöpft. Die letzte 800-Millionenanleihe wurde den Sparern vorenthalten und einem Klügel zur Agiotage zugeteilt, der nicht den zehnten Teil der gezeichneten Summe aus eigenem Vermögen bezahlen konnte.

In diese Atmosphäre plähte im August die Kriegsbombe. Die Banken überladen mit mehr als einer Milliarde balkanischer Schatzwechsel, russischer und exotischer Anleihen. Die Sparer unfähig, diese Papiererzeugung aufzunehmen, nachdem die beiden letzten Jahre einen kursmäßigen Verlust größer als die Kriegsentfädigung an Deutschland gebracht hatten. Jetzt drohte der Bankerott Rußlands. Österreich-Ungarn würde keine Zinsen auf die alten Rothschild-Anleihen zahlen. Die letzte Anleihe des Staates war noch nicht in festen Händen. Einige der größten Banken, Sterne der internationalen Finanz, wären auch im tiefsten Frieden nicht über diese Schwierigkeiten hinweggekommen, die Société générale wankte schon im Juni.

Eine Panikwoge riß in den ersten Kriegstagen alles nieder, was sich in Paris aufrecht zu halten suchte. Die Banken lösten keine Schecks mehr ein, diskontierten keine Wechsel mehr und zahlten vor allem die Depositen nur in recht beschränktem Umfange aus, konnten sich beim besten Willen nicht aus den Fesseln lösen, in die sie geraten waren. Die Angst vor dem Papiergeld nahm nirgends einen solchen Umfang an wie in Frankreich, wo John Law und die Assignaten der ersten Republik den Enkeln noch in den Gliedern liegen. Die Bank von Frankreich hat Milliarden Noten ausgegeben, so viel, daß sie sich schämen mußte, ihren Ausweis zu veröffentlichen, bis zu 50 Centimes herunter. Es hat alles nichts geholfen. Das Metallgeld kommt nicht wieder zum Vorschein. Guthaben bei den Banken und Sparkassen wur-

den nur in kleinem Umfange ausgezahlt. Die Geschäfte borgten ihren Kunden lieber, als daß sie Banknoten gewechselt hätten. In den großen Restaurants an den Boulevards bedienten die Kellner nach glaubwürdigen Zeugen nicht, wenn der Gast die Zeche nicht vorher auf den Tisch legte. Diese Zustände vollkommener Kopflosigkeit dauerten wochenlang an. Von dieser Panik des Kleingeldes, die auch anderswo in geringerem Umfange tageweise beobachtet wurde, ist der finanzielle Zusammenbruch zu unterscheiden, der in der Dividendenstrierung des Crédit Lyonnais seinen stärksten Ausdruck findet, der Gerüchte Glauben finden ließ, daß die Stadt Paris und der Crédit Foncier die Zinsen auf die Obligationen nicht zahlen würden. Die größten Banken nahmen das Moratorium in Anspruch. Der Staat erhielt keine Einzahlungen auf die Anleihe und mußte in Newyork und London betteln, sich von Herrn Wilson die Tür weisen lassen. Die sechsprozentige Notanleihe des Staates ist kaum unterzubringen. Die Banken können nicht zeichnen. Sie werden ebensowenig wie die Sparer ihre Egoten los. Das Publikum kann sein Kapital nicht von den Banken und Sparkassen erhalten.

Dieser Bankerott des Weltbankiers muß auf die politische Leistungsfähigkeit Frankreichs zurückwirken, je länger desto mehr. Woher soll Rußland seine Milliarde an Zinsen zahlen, wenn es keine neue Anleihe bekommt? Mexiko, Brasilien, Buenos Aires, der österreichische Staat und die Rothschild-Banken zahlen nicht. Die bulgarischen Zinsen sollen in Sofia abgeholt werden. Die Türkei wird die Zinsen auf ihre zwei Milliarden Staatsanleihen nicht zahlen, die in Frankreich untergebracht sind. Allein aus dieser Duelle fehlen dem französischen Volke auf das Jahr 100 Millionen an seinem Einkommen, nachdem jetzt der Krieg zwischen beiden Ländern ausgebrochen ist. Das französische Volk sieht wiederum zwei Hauptschuldner, Rußland und die Türkei, sich gegenseitig ruinieren, und ihnen droht in jedem Falle Verlust, wie auch die Wage sich neigt. Die an Griechenland geliehenen Gelder sind durch den drohenden Krieg arg gefährdet. Serbien wird im Zweifelsfalle auch schuldig bleiben. England kann nicht helfen. Der französische Staat selbst muß an seine Rentner  $\frac{3}{4}$  Milliarden Zinsen zahlen. Diese finanzielle Not Frankreichs ist eine Strafe für jahrelange Sünden, nicht ein Wunschbild seiner Feinde und deshalb nicht wegzublafen. Deutschland befand sich nach einigen Tagen der Sorge mitten in der Kriegsarbeit, gibt neben den ungeheuren Lasten des Krieges Hunderte Millionen für außerordentliche Kulturarbeiten aus. Alle Banken und Sparkassen zahlen unbegrenzt. Die Arbeitslosigkeit nimmt ab. Kein Moratorium bindet die neu-erwachende Geschäftslust. Dem Reiche stehen noch einige Kriegsmilliarden bar zur Verfügung. Und das deutsche Volk hat nur eine Sorge finanzieller Art, daß der Weltbankier zu arm wird, um noch eine befriedigende Kriegsentfädigung für den angezettelten Frevel zu zahlen. 2

## Worte Friedrichs des Großen.

Dieses Jahr wird man sehen, was Preußen ist und wie wir durch unsere Kraft und unsere Mannszucht mit dem Ungeßüm der Franzosen, der Wildheit der Russen und der Überzahl aller derer fertig werden, die uns entgegen-treten.

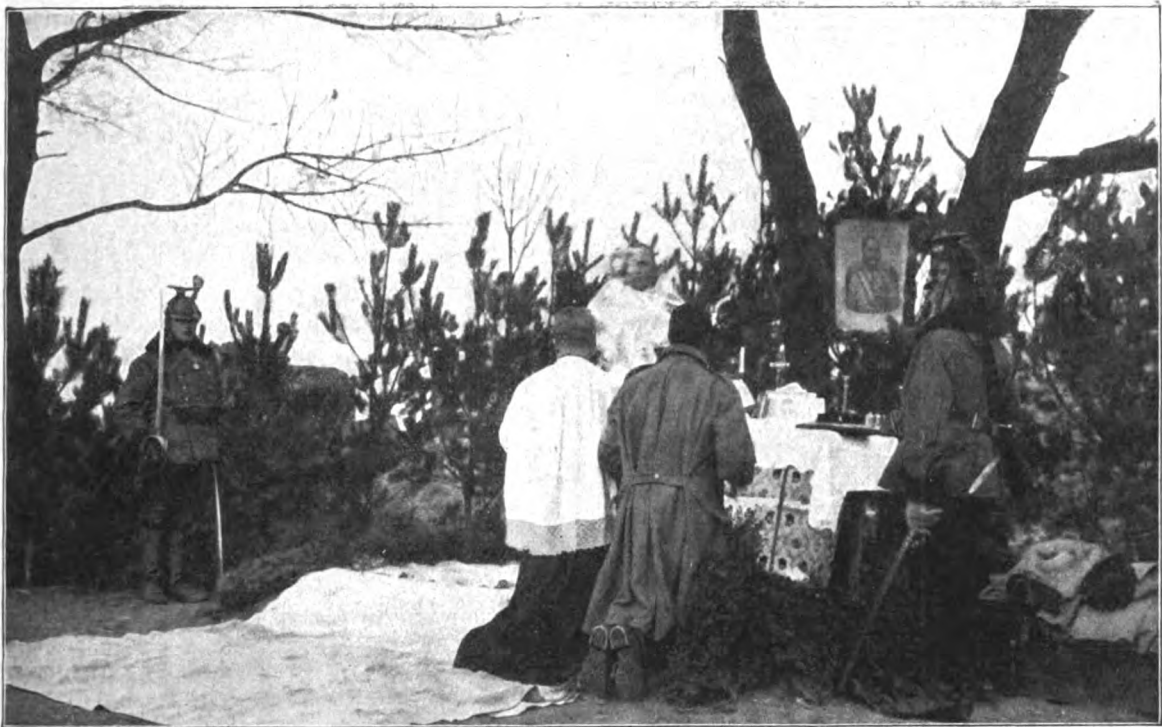


Den Neid ganz Europas haben wir auf uns gezogen und alle unsere Nachbarn rührrig gemacht. Wenn aber die Ehre des Staates euch zwingt, zum Degen zu greifen, dann falle er auf eure Feinde als der Blitz und der Donner in einem.

Seit der Liga von Cambrai sah man keine Verschwörung gleich der dieses infamen Dreibundes gegen mich; es ist ruchlos, es ist ein Schandfleck der Menschheit. Sah man je, daß drei Staatsoberhäupter sich zusammensetzten, um ein viertes, das ihnen nichts zufügte, zu vernichten? Ich hatte keine Fändel mit Frankreich, keine mit Rußland. Wenn in der bürgerlichen Gesellschaft drei Leute ihren Nachbarn überfallen, werden sie mit Richterspruch gerädert.



Auf eine harte Probe stellen mich meine Gegner, aber meine Kraft ist ihrem bösen Willen gewachsen.



Eine österreichische Feldmesse auf dem Kriegsschauplatz in Parlasovice. Phot. Kitzpot G. m. S. P. Wien.

## Der Weltbürger.

Ein Kriegroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

General Schünjeli war ein Stockrusse, der aus seinem Deutschenhaß niemals ein Hehl gemacht hatte. Außerdem galt er für unbestechlich, und Kurt wußte genau, daß er auf einen unerbittlichen Gegner stoßen würde. Ofter hatte er den Kommandanten in dem gastfreien Hause des Gouverneurs getroffen. Dieser, obgleich er auch stark im Geruch der Deutschfeindlichkeit stand, verbarg diese doch unter heuchlerischer Freundlichkeit, überdies ließ sich „mit ihm reden“, wenn man eine offene Hand hatte. Schünjeli aber ließ niemals einen Zweifel über seine Gesinnung aufkommen und äußerte sogar einmal bei einer großen Gesellschaft im Hause des Gouverneurs, bei der Kurt, der deutsche Konsul und noch mehrere andere Deutsche zugegen waren, halb betrunken die Meinung, der deutsche Einfluß habe Rußland ganz verdorben und dem Lande vieles an der eigenen nationalen Kulturentwicklung geraubt. Das Beste wäre schon, wenn man alle fremden Elemente in Rußland über die Grenzen schaffe, vor allem die Juden und Deutschen.

„Da hätte man aber viel zu tun, Excellenz,“ warf einer ein, worauf der General, sich in Wut hineinredend, behauptete, wenn's auf ihn ankäme, ließe er alle Deutschen in Rußland zu Hundekuchen verarbeiten, obgleich erst noch untersucht werden müßte, ob die russischen Hunde solches Futter nicht verschmähen würden. „Gregor Michaelowitsch ist ein

verdienter General, aber jetzt ist er vollkommen betrunken,“ hatte der Gastgeber die ungeheure Frechheit seines Gastes zu entschuldigen versucht. Aber jeder wußte, daß der Stadtkommandant eben aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht hatte, und daß sich die Ausländer des Schlimmsten von ihm versehen konnten, wenn er einmal diktatorische Gewalt erhielt. Und diese hatte Gregor Michaelowitsch für seinen Bezirk mit dem Ausbruch des Krieges erhalten. Schon war seiner Anordnung Folge gegeben, alle Deutschen, die daheim noch in irgendeinem Militärverhältnis standen oder überhaupt gedient hatten, gefangen zu nehmen und in das Innere Rußlands zu schaffen. Die Gehirns-Werke verloren auf diese Weise sogleich etwa fünfzig Vorarbeiter und Werkmeister, den eigentlichen Kern der Arbeiterchaft. Es gab herzzerreißende Abschiedsszenen in den Arbeiterhäuschen, als Väter und Brüder wie Verbrecher von den rohen Kosaken zusammengetrieben und unter Mißhandlungen fortgeführt wurden. Wenige Tage darauf traf die Zurückgebliebenen ein ähnliches Los. Nur wenige konnten Aufnahme in dem Extrazuge finden, den der deutsche Konsul und Kurt für eine unverschämte Forderung der Bahn hatten bereitstellen lassen, damit er die Flüchtigen nach einem Ostseehafen bringe, von dem aus sie dann über Schweden heimwärts fliehen konnten. Die meisten, darunter

schwache Greise und Säuglinge, wurden in ein unbestimmtes Schicksal hinausgetrieben, mußten vielleicht irgendwo an einer Straße nach dem Innern verhungert zusammenbrechen. Kurt hatte Einspruch erhoben, hatte sich persönlich an den Gouverneur gewendet. Der aber hatte die Achseln gezuckt:

„Krieg, Kurt Pawlowitsch, Krieg! Wir können jetzt keine unnützen Fresser in der Festung brauchen, und am wenigsten Angehörige der feindlichen Nation. Der Festungskommandant handelt nur weise, wenn er verfügt, wie er verfügte. Er hat hier jetzt in diesen Dingen zu befehlen. Wenn Sie glauben, es nütze Ihnen etwas, so reden Sie doch mit ihm. Sie kennen Gregor Michaelowitsch ja, haben vielleicht gar Brüderschaft mit ihm getrunken, neulich, an dem kleinen Herrenabend bei mir.“

„Nein, ich hatte nicht den Vorzug,“ bemerkte Kurt eisig.

„Schade, schade, eine Brüderschaft ist oft sehr nützlich. Aber in diesen Sachen müssen Sie nun russisch denken, denn es wäre sehr böse für Sie, wenn Sie anders dächten. Die Feinde Rußlands sind auch Ihre Feinde. Vergessen Sie das nicht. Machen Sie sich nicht verdächtig. Es liegt in der Natur der Sache, daß man Sie mit Mißtrauen betrachtet, daß man Sie beobachtet. Zerstreuen Sie dies Mißtrauen, zeichnen Sie eine namhafte Summe für den Krieg, stiften Sie fünftausend Rubel für den, der die erste Fahne dieser miserablen Deutschen erobert, machen Sie sich Ihres neuen Vaterlandes würdig. Das ist der Rat, den Ihnen die Freundschaft erteilt, Kurt Pawlowitsch.“

Es würgte Kurt etwas im Halse. „Ich werde mich also nicht weiter bei den Behörden für alle diese Unglücklichen verwenden, werde nicht um Mitleid für die Unschuldigen flehen, weil es doch nichts nützen wird,“ entgegnete er bitter. „Glauben Sie Excellenz, daß man in Deutschland mit den dort noch weilenden Russen ebenso verfahren wird, wie man in Rußland mit den Deutschen verfährt?“

„Andre Länder, andre Sitten,“ bemerkte der Gouverneur mit dem überlegenen Spott, den er kaum unter verbindlicher Form zu verstecken vermochte. „Aber lassen wir dies Thema. Handeln Sie klug, mein Freund, nichts als klug, und es wird mir ein Vergnügen sein, wenn Ihnen meine Freundschaft dienlich sein kann. Aber jetzt verzeihen Sie, wenn mich ernste Pflichten abrufen. Der Krieg, der Krieg! Sie haben ja die Depeschen über unser unaufhaltsames Vordringen, über unsere Siege und über die Siege unserer Verbündeten gelesen. Beten Sie mit mir um weitere Erfolge der Waffen Ihres Adoptivvaterlandes, mein Freund. Und nun warten Sie noch ein Weilchen. Ich werde mein Täubchen, werde Maruschka Nikolajewna benachrichtigen, daß Sie hier

seien. Sie würde es mir sehr verdienen — in der Tat, sehr verdienen —, wenn sie ihren getreuen Ritter nicht begrüßen könnte. Sie haben sich Ihrer angenommen, haben sie sicher über die Grenze geleitet, und sie ist Ihnen so dankbar, so sehr dankbar, das gute Kind. Täglich sagt sie — oh sie sagt es täglich dreimal: ‚Wenn ich nur Kurt Pawlowitsch helfen könnte, wenn ich ihn fortbringen könnte über dies Dilemma, in dem er sich befindet. Aber er wird klug sein, er wird sich den Verhältnissen fügen, er wird ein guter Russe sein.‘“

Lächelnd entfernte er sich und ließ Kurt mit einem Gefühl des Ekels zurück. Seit Wochen hatte der nun nichts anderes gelesen, als über Niederlagen seines Volkes, die ihn, den ehemaligen preussischen Reserveoffizier, in tiefster Seele kränkten, die ihn förmlich zermürbten. Und wenn er sich auch oft genug sagte, daß es sich doch um sehr einseitige Darstellungen handle, daß viele dieser ständigen Siegesnachrichten der Russen, Engländer und Franzosen erlogen oder stark übertrieben seien, alles konnte doch nicht gelogen sein, und die Tatsache, daß ein ganzer Schwarm von Groß- und Kleinstaaten über Deutschland und Osterreich-Ungarn, mit erdrückender numerischer Übermacht herfielen, die war doch nun einmal nicht aus der Welt zu bringen. Ein Wunder, ein wahres Wunder mußte geschehen, wenn die beiden Länder sich nachhaltig des Ansturms erwehrt. Und Kurt hatte ja keine Ahnung davon, daß sich draußen, hinter den russischen Grenzpfählen, dies große Wunder vollzog, daß die mächtigen Armeen der so schmählich Überfallenen nur ein Gedanke vom jüngsten Rekruten bis zum führenden General befehle, der Gedanke einer gewaltigen, heiligen Rache an den Friedensstörern, eine heilige unausrottbare Wut und der feste Entschluß, zu siegen oder zu sterben. Als ehemaliger Offizier zwar hatte er Urteil genug, die russische Armee richtig einzuschätzen, aber er fürchtete das Erdrückende der Masse, und seine eigene Lage, die Lage seiner Fabriken, das nahm ihm erst recht jede Hoffnungsfreudigkeit. Schlimmer konnte es wohl kaum noch werden. Spielte doch dieser Gouverneur, den er in seiner ganzen Erbärmlichkeit längst durchschaut hatte, schon mit ihm und seinem Empfinden nicht anders, wie eine Kage mit der Maus. Wahrhaftig, es hatte ihm in den Fingern gejuckt, ihn ins Gesicht zu schlagen, als dieser höhnische Rat von seinen Lippen kam, eine Stiftung für den ersten Russen auszusetzen, der ein deutsches Feld- und Ehrenzeichen, der eine Fahne eroberte. Und er, der ehemalige preussische Reserveoffizier, mußte stille halten, mußte diese Herausforderung ertragen. Keine körperliche Folterqual konnte härter sein, als diese seelische, die ihm ein roher, mitleidloser Feind bereitere. Und nun höhnte da von der Wand das Bild des Jaren



**Entkommen!** Eine Kriegsepisode aus Rußisch-Polen. Für Neclams Universum gezeichnet von Walter Sprutschold.

Einem Kriegsbrief, der über die Rettung mehrerer Verwundeter durch eine deutsche Patrouille berichtet, entnehmen wir folgende anschauliche Schilderung: Es ist unheimlich still auf dem Felde, links auf den enbloßen sumpfigen Wiesen liegt der Nebel. Zwei der Verwundeten können mit eigenen Kräften gehen, der dritte mit Unterstützung. So trotten sie auf der baumlosen Straße hin. Endlich kommt ihnen ein Fuhrwerk entgegen. Eines jener winzigen russischen Bauernwägelchen, von einem kleinen Pferde gezogen. Das Bäuerlein muß wenden, die Verwundeten werden auf den Wagen gelegt, die Lor-nitter dazu gelegt. Da taucht aus dem verziehenden Nebel eine Kosakenpatrouille und verwindet wieder. Au aber los. Das Pferd wird angetrieben. Die drei Pfähler halten scharfe Umschau. Plötzlich taucht an dem bunstigen Horizont ein breites Gewimmel auf, das rasch näher kommt, immer breiter, immer beweglicher — die Kosaken! Das Bauernpferdchen krümmt sich zur Seite vor den Schlägen und trottet weiter. Die Kosaken reiten Galopp. „Könnt ihr noch schreien?“ ruft der Pfähler den Verwundeten zu, „dann macht euch fertig.“ Die Leute starren in das aufziehende Wetter, auf die berandbrausende Reiterwolke. Plötzlich Schüsse — Maschinengewehrfeuer . . . Schon stürzen die ersten Pferde auf dem linken Hügel. Und nun ist es, als ob ein Hiesenschwert durch die Ketterschar hinmähle, so fallen sie, so über schlagen sie sich, zappeln am Boden. Ein, zwei Minuten, dann ist alles geschehen . . . Wir sind gerettet!

auf ihn herab, und ein russischer Heiliger starrte mit kalten Augen auf ihn nieder. Und gleich würde Maruschka noch erscheinen, sich heimlich an seiner Ohnmacht weiden. Der Ekel erstickte ihn fast, während er so da in dem eleganten Zimmer des Gouvernementspalastes in einem Sessel lehnte und der Tochter seines Peinigers harnte. —

Der Gouverneur hatte inzwischen Maruschka aufgejocht. „Maruschka, mein Läubchen, dein Vater wird dir eine eigenartige Freude bereiten,“ sagte er. „Hahahaha, deinem deutschen Löwen sind die Zähne ausgebrochen und die Krallen abgeschnitten. Geh, schau ihn dir an. Er wird dir dankbar aus der Hand fressen. Mit seinem Stolz ist es nun ganz vorbei und er ist nicht mehr die ‚glänzende Partie‘, die er war. Wie meinst du doch?“

„Ich meine, was ich meinte, Väterchen. Und ich meine immer nur das, was gut für mich ist. Gib mir eine Mitgift von einer Viertelmillion Rubel und ich verspreche dir, daß ich einen Gardeoffizier aus vornehmerm Hause heirate.“

„Wer so hübsch ist und so klug wie du, mein Hühnchen, und wer einen Vater hat, der Gouverneur ist, der hat Ansehen und Mitgift genug.“ schmeichelte er. Sie aber wehrte:

„Gar nichts hat er, gar nichts. Lehre mich die Welt kennen! Aber ich weiß heute nicht, was ich tun und lassen werde. In solchen schlimmen Kriegzeiten soll man sich nicht festlegen, denn es kommt oft ganz anders, als man denkt.“

„Ja, mein Kind, sehr viel anders,“ seufzte er. „Es geht nicht alles so, wie es gehen sollte. Ich fürchte, wir beißen uns die Zähne aus an diesen Deutschen.“ Und leiser fügte er hinzu: „Wenn auch nur der vierte Teil unserer Siegesnachrichten wahr wäre, würden wir besser in die Zukunft schauen dürfen.“

„Nun, es ist ja in Rußland wohl alles geschehen, was geschehen konnte, um uns selbst in die Lunte zu bringen, Papa. Darüber wollen wir uns doch nichts vormachen. Wenn wir nicht einmal mit den Japanern fertig wurden, wie sollten wir mit diesen fertig werden, und hätten sie der Feinde noch mehr. O, ich habe



die Deutschen kennen gelernt. Sie sind die Zivilisation, aber sie sind auch die — militärische Schlagfertigkeit. Aber gleichviel, vor allem wünsche ich nicht, daß man diesen Gehirns hier nachhaltig zu Schaden bringt. Mag man ihn ein wenig ducken, mag man ihn von seinem hohen Roß herabziehen, aber es entspricht meinen Plänen nicht, daß man ihn schädigt. — Und jetzt will ich ihn mir einmal ansehen, denn der junge Mann interessiert mich immer noch, Väterchen.“

„Ja, ja,“ schmunzelte er, „wenn wir ihn halten, wird er eine Macht bleiben. Und diese Menschen verdienen in einem Jahre mehr, als ein Gouverneur in zehn Jahren. Es ist eine ungerechte Welt.“

„Gut, und weil man dies erkannt hat, korrigiert man sie eben ein wenig. Welche Aussichten blieben mir sonst wohl?“

„Du bist eine Gelehrte, du bist eine Ärztin, mein Täubchen,“ meinte der Gouverneur.

„Freilich bin ich das, aber glaubst du, daß es mir Vergnügen bereite, nun für drei oder vier Rubel auf den Pfiff eines jeden dreieigen Patienten angelassen zu kommen? Oh, dafür bin ich doch wohl zu gut, hier der Frau Rebecka Askenas den fetten Leib zu massieren oder der Frau Staatsrätin Tschchow einen Ohrpfropf aufzeweichen. Pfui, es ist kein Beruf für eine ästhetisch empfindende Dame. Die Hauptsache ist der gelehrte Titel. Siehst du, Väterchen, so bin ich doch auch etwas außer der Tochter eines Gouverneurs. Laß mich nur weiter sorgen. Jedes für sich.“

Sie hatte es noch nicht verwunden, daß Kurt damals in Polangen sie so wenig verstanden hatte, oder daß er nicht hatte verstehen — wollen. Nun, dafür mochte er jetzt ein bißchen geduckt werden, dann aber sollte er ihr noch die Hände küssen und dem Himmel danken, wenn sie noch einmal die Seine würde. Oh, sie würde ihn schon noch klein kriegen, und seine Stellung als Großindustrieller des Gouvernements, wie sein Reichthum, das sollte ihr nur als Schemel dienen. Und dann hatte sie überdies die Genugtuung, einen stattlichen und hübschen Mann zu besitzen. Es wäre doch mißlich gewesen, hätte sie mit einer spärlichen, lächerlichen Krämererscheinung vorliebnehmen müssen, denn nicht alle Großindustrielle sind begnadet, zugleich einen Cavalier zu repräsentieren.

In der Maske einer warmherzigen Kameradin erschien sie jetzt vor dem Besuch. „Sie haben sich rar gemacht, Kurt Pawlowitsch,“ sagte sie. „Hatten Sie in dieser schweren Zeit nicht das Bedürfnis, den Druck einer Freundeshand zu spüren?“

„Man trägt das Schicksal, das einem auferlegt ist, am würdigsten, wenn man nicht teilnehmendes Mitleid heischt, Maruschka. Ich war auch nicht

meinetwegen hier, sondern wegen armer Wehrloser, die unschuldig einem wohl schrecklichen, einem — russischen Schicksal entgegengehen.“

Sie zuckte die Achseln. „Der Krieg ist hart, mein Freund. Was sind Einzelschicksale! Nur die Summe der Gesamtschicksale wiegt. Aber dennoch, an Sie habe ich in diesen Tagen oft gedacht, täglich, fast dürfte ich behaupten: stündlich. Ich denke, wir sind gute Kameraden geworden. Ich habe so viel Vertrauen zu Ihnen gewonnen, daß ich Ihnen bekannte, weshalb ich unter Ihrem Schutze geflohen bin. Ich habe als eine Patriotin gehandelt, aber ich bin nicht so fanatisch, Ihnen Ihre deutsche Abkunft nachzutragen.“

„Sie sind sehr gütig, Maruschka,“ versetzte er sarkastisch.

„Lassen Sie doch diese Bitterkeit,“ sagte sie weich. „Sie sind in einer schwierigen Lage. Einigen Einfluß hat die Tochter des Gouverneurs immerhin. Ich möchte Ihnen nützlich sein können, nicht, weil auch Sie mir halfen, nicht aus stumpfsinniger Dankbarkeit, sondern aus Sympathie, aus echter Kameradschaft.“

Ihre Worte schienen so viel Herzlichkeit zu atmen, daß sie ihm im Gefühl seiner Lage doch wie ein schwacher Trost erschienen. Nun ja, Maruschka war ja anders geartet, wie die Frauen, denen er Verehrung entgegenbrachte, aber sie war doch vielleicht ein guter Kerl, über ihre Außerlichkeiten hinweg, und so reichte er ihr die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, Maruschka. Ich bin allerdings nicht auf Rosen gebettet, und die Verhältnisse sind zum Verzweifeln, aber meine Hände zittern noch nicht und mein Hirn arbeitet noch.“

„Das heißt, solange Sie noch ‚Papp‘ sagen können, fühlen Sie sich jeder Situation gewachsen, wollen Sie wohl sagen? Sie sind noch sehr selbstlicher, Kurt Pawlowitsch. Aber ich sollte denken, es könnte Ihnen bald um Ihre Gottähnlichkeit bange werden. Nur eins kann Sie jetzt retten: der vollste Anschluß an uns, an Rußland, der volle Bruch mit der Vergangenheit.“

„Und Sie glauben, man könne sich so gänzlich von allem loslösen? Versetzen Sie sich doch einmal in eine gleiche Lage. Es kann sich doch immer nur um das Außerliche handeln.“

Sie warf den Kopf zurück. „Ich würde immer eine Russin bleiben, wo immer in der Welt mich das Schicksal hinführte. Aber Sie sind ein Deutscher, und der Deutsche versteht es, sich anzupassen und in fremden Nationalitäten aufzugehen. Das liegt in seiner Art. Er anglisirt und fransösirt sich schon daheim genug, gerade, wie es die Mode will, und in der Fremde wird er erst recht bald ein anderer. Mag man es als einen Vorzug oder einen Fehler betrachten, es ist doch so. — Sie sind Russe geworden,



Ein Sufarenüberfall. Für Reclams Universalium gezeichnet von Karl Winter.

num, so betätigen Sie es. Zeigen Sie Ihre Sympathien für Rußland und alles ist gut.“

„Soll ich vielleicht gar Freude daran zeigen, daß mein Vaterland von russischen Stiefeln zertreten wird?“ fuhr er auf. „Verlassen Sie sich darauf, ich weiß genau auseinanderzuhalten, was ich mir nach der einen wie nach der anderen Richtung selber schuldig bin.“

„Sie sollten nicht zu stolz denken, mein Freund. Sie sollten die ungeheuren Schwierigkeiten Ihrer Lage erkennen, denn anders handelten Sie doch höchst leichtsinnig, und leichtsinnig sind Sie doch eigentlich nicht.“

„Nein, das bin ich freilich nicht. Dazu fühle ich viel zu sehr die ungeheure Verantwortung, die auf mir lastet. Man könnte ja wahrhaftig dazu kommen, den ärmsten Muschik zu beneiden. Aber ganz soweit bin ich noch nicht, Maruschka. Noch stehe ich fest und frage mich nur: Kurt Gehrrens, wie wirst du alles dies sicher und würdig überwinden? Aber jede Hand, die sich mir ehrlich entgegenstreckt, ergreife ich mit Freuden.“

„Und in dieser ganzen Stadt, in diesem ganzen Gouvernement gibt es im Augenblick wohl keine andere als die meine, die Ihnen ehrlich Hilfe bringen möchte. Sie sind verfeimt, mein Freund, trotz Ihres Übertritts zum Russentum. Die kleinste Unvorsichtigkeit kann Ihnen Gut und Blut kosten. Aber ich werde Ihnen beistehen. Sie werden erkennen, wie sehr ich Ihre Freundin bin. Haben Sie Vertrauen zu mir?“

Er blickte sie an. Ihre Worte klangen so weich und herzlich, aber er fühlte kein Echo in seinem Herzen, und so sagte er nur höflich:

„Ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, Maruschka. Ich werde mich Ihrer freundschaftlichen Worte erinnern, wenn es not tut, und ich bitte Sie, mir diese schöne Freundschaft zu erhalten. Aber nun verzeihen Sie. Meine Pflicht ruft mich auf meinen Posten.“

Er küßte ihr die Hand und empfahl sich. Sie blickte ihm nach und ballte die Rechte. „Warte nur, warte nur, mein stolzer Deutscher,“ zischte sie, „du wirst noch klein werden. Papa hat recht: aus der Hand wirst du uns fressen, und du wirst glücklich sein und es als dein höchstes Glück betrachten, wenn du meine Hand ergreifen darfst.“

18.

Als Kurt in sein Heim zurückkam, jagte ihm sein Diener, Herr Hammesfahr, habe aus der Fabrik telephonierte, es möge ihm sofort mitgeteilt werden, wenn der Herr zu sprechen sei. Er habe wichtige Mitteilungen für ihn.

„Was Gutes ist's gewiß nicht,“ brummte Kurt und setzte sich mit dem Prokuristen in Verbindung. Er würde gleich auf dem Kontor sein, beschied er ihn, aber der Angestellte gab so leise zurück, daß es Kurt kaum verstand, es sei schon besser, wenn er,

Hammesfahr, seine Neuigkeiten in der Villa auskrame, denn es wäre am Ende nicht gut, wenn etwa ein Russe jetzt dem Freudentanz eines Deutschen zuschaue.

In höchster Spannung wartete Kurt. Es dauerte nicht lange und der Prokurist erschien. Seine blassen Augen funkelten, das Köpfschen hatte er ordentlich vorgestreckt aus den hohen Schultern, und er hob die Beinchen wie ein junger Hahn. Er sah ganz aus wie ein Mensch, dem das höchste Glück wiederfuhr.

„Was ist denn los, Hammesfahr? Zu anderen Zeiten würde ich sagen, der Mann hat plötzlich das große Los gewonnen oder er hat sich mit einem Engel an Schönheit, Sanftmut und Reichtum verlobt.“

„Alles nichts dagegen,“ frohlockte der Kleine und tippte sich gegen die Brusttasche. Dann sah er sich vorsichtig um, ging auch an die Tür, um sich zu vergewissern, daß niemand lauschte, zog ein Papier hervor und schwenkte es wie eine Fahne. „Sieg der Deutschen in Ost und West! Die Russen verarast, die Franzosen verhauen, die Engländer auf den Schwung gebracht! Viele Tausende von Gefangenen, Hunderte von Geschützen, Belgien so gut wie in deutschen Händen und Vormarsch in Nordfrankreich. Heut stehen sie wohl schon vor Reims, unsere braven, braven Kerle.“

Kurt starrte seinen Angestellten einen Augenblick an, als ob der den Verstand verloren habe, dann aber riß er ihm das gedruckte Blatt aus der Hand und verschlang den Inhalt mit gierigen Blicken.

„Mensch, wie kommen Sie zu diesem Schriftstück? Wenn man glauben könnte, was darin steht! — Aber das alles ist ja ganz unmöglich!“ rief er.

„Unmöglich ist nichts für deutsche Soldaten,“ sagte der Prokurist mit vibrierender Stimme. „Ich lass' mich hängen, daß alles so ist und nicht anders, und vielleicht ist es seither noch viel besser geworden. Und woher ich das hab', das kostbare Papierchen? Hahahaha, Herr Gehrrens, vom Himmel ist es gefallen, direkt vom Himmel. Ein deutscher Flieger hat's abgeworfen, zu Hunderten abgeworfen in russischer Sprache, in polnischer Sprache und obendrein in klarem Deutsch. Hahaha, der Tod steht drauf, wenn einer so was behält und nicht gleich abliefern. Aber es gibt Leute, die wissen, was uns ein solches Papierchen wert ist. Ein Bauer hat's mir gebracht, und hundert Rubel hab' ich ihm dafür gegeben.“

„Die kriegen Sie von mir wieder, Hammesfahr,“ sagte Kurt und konnte sich der Freudentränen nicht erwehren. Und sie lasen wieder gemeinsam Wort für Wort; darauf blickten sie sich an mit nassen Augen und schüttelten sich die Hände, und dann verbrannte Hammesfahr das Papier im Kamin und drückte die Asche zusammen.

„Mir kann nun noch in Rußland passieren, was will. Und wenn sie mir lebendig die Haut abziehen, ich kann sie immer noch auslachen,“ erklärte der Prokurist.

„Auf das Hautabziehen brauchen wir vielleicht nicht lange mehr zu warten,“ meinte Kurt. „Wie ist es denn mit unserm Gefuch geworden, daß man Sie vorläufig hier belassen möge? Ich sollte denken, der Entscheid darüber könnte nicht lange ausbleiben.“

„Es ist ja auch entsprechend geschmiert worden. Sahaha, ‚wer gut schmerzt, der gut fährt‘, das ist das rechte russische Sprichwort. Vor einer Stunde ist die Antwort gekommen: widerrussliche Aufenthaltsbewilligung für zehn Tage.“

„Na, und dann wird wieder geschmiert.“

„Vielleicht machen's unsere deutschen Soldaten bis dahin nicht mehr nötig. Aber ohne Gemeinheit ist's nicht abgegangen. Der Polizist, der mir den Bescheid brachte, musterte mich frech von oben bis unten und sagte: ‚Es ist nur, damit wir ein Musterexemplar eines verdamnten Deutschen in Samal übrig behalten.‘“

In dem Augenblick brachte der Diener ein Schriftstück von der Polizei. Der Garadawoj stünde draußen und warte auf die Empfangsbeseinigung. Kurt unterschrieb und gab den Zettel zurück. Dann entfaltete er das amtliche Schriftstück. „Wetten, sie machen mich zum Staatsrat!“ lachte er, überflog die Zeilen und reichte das Papier dem Prokuristen. Der las mit halblauter Stimme:

„Dem Kaufmann erster Gilde Kurt Pawlowitsch Gehrrens, geboren am 20. Mai 1883 zu Neudorf im Staate Preußen, als Untertan Sr. Majestät des Zaren aufgenommen am 6. Juli 1914, wird hierdurch aufgegeben, den Bereich seines Hauses und seiner Fabrikanlagen nicht zu verlassen. Derselbe hat zur strikten Beobachtung dieses Befehls eine Wache von vier Kosaken bei sich aufzunehmen und zu unterhalten. Die Maßregel, die sowohl im staat-

lichen Interesse wie im Interesse des vorgenannten Gehrrens auf Anordnung des Herrn Kommandanten getroffen wurde, ist auf das strikteste innezuhalten. Nur mit Erlaubnisschein der betreffenden Behörde darf sich der p. Gehrrens zeitweilig aus dem ihm zugewiesenen Rayon entfernen. Zuwiderhandlungen werden strengstens nach den entsprechenden Bestimmungen der Ausnahmezustände bestraft.

Im Auftrage des Stadtkommandanten:

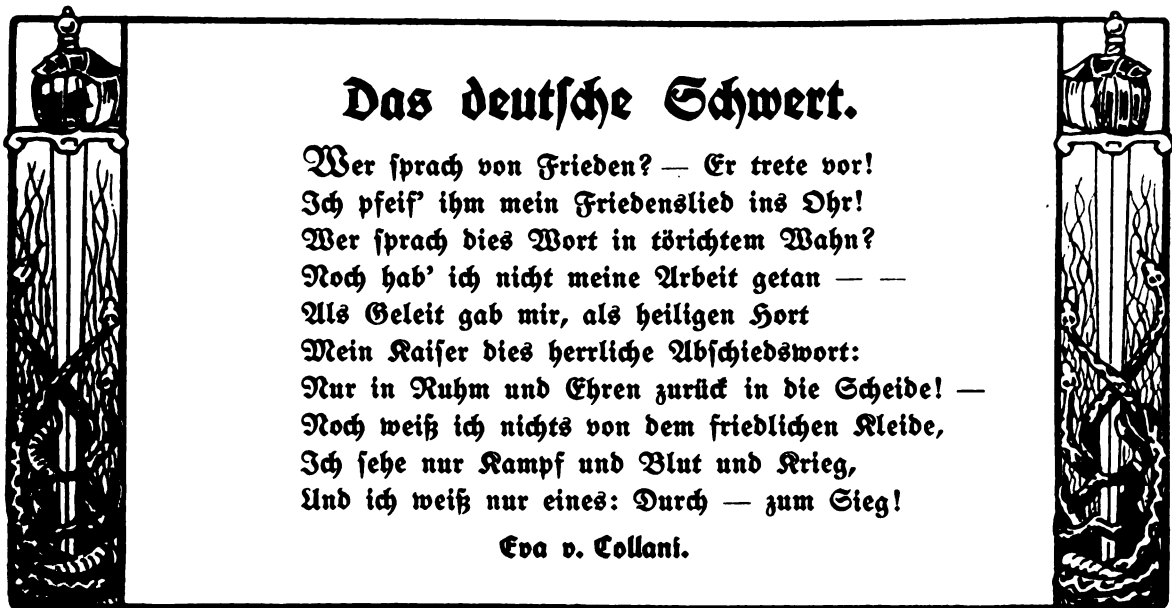
Titjorka, Ispravnik.“

„Was soll das heißen?“ fragte der Prokurist in höchster Sorge.

„Das soll heißen, daß ich Gefangener auf meinem eigenen Grund und Boden, in meinem eigenen Hause bin, nichts mehr und nichts weniger. Im, vielleicht ist es der Anfang einer großen Leidensperiode. Aber mag's werden, wie es will, sie sollen mich nicht kleinmütig finden, das sollen sie nicht! Was sie auch gegen uns aushecken, wie sie uns auch mißhandeln mögen, nichts ist es, als der Ausdruck ihrer Schwäche, ihrer Feigheit, ihrer Wut, daß sich die Waffen der Überfallenen gegen sie gekehrt haben, daß sie unsere Schwerter zu kosten kriegen. Oh, ich fühle es durch alle ihre Mauern von Lüge und Barbarei, daß sie unterliegen werden und daß das Banner Deutschlands noch einmal stolzer flattern wird, als je zuvor.“

„Ja, das soll wohl sein. Wir werden ihnen den Kümmel reiben,“ frohlockte der Kleine. „Aber was ist nun hier zu tun? Man muß sich wohl noch auf das eine oder andere gefaßt machen müssen. Passen Sie auf, Herr Gehrrens, ob sie uns nit auch die Werke still legen, nachdem man Sie kaltgestellt hat, und ob sie uns nit die Schornsteine umschmeißen.“

(Fortsetzung folgt.)



## Das deutsche Schwert.

Wer sprach von Frieden? — Er trete vor!  
 Ich pfeif ihm mein Friedenslied ins Ohr!  
 Wer sprach dies Wort in törichtem Wahn?  
 Noch hab' ich nicht meine Arbeit getan — —  
 Als Geleit gab mir, als heiligen Hort  
 Mein Kaiser dies herrliche Abschiedswort:  
 Nur in Ruhm und Ehren zurück in die Scheide! —  
 Noch weiß ich nichts von dem friedlichen Kleide,  
 Ich sehe nur Kampf und Blut und Krieg,  
 Und ich weiß nur eines: Durch — zum Sieg!

Eva v. Collani.



Der Kasbel, einer der höchsten Berge des Kaukasus, über den die bis zu 2422 m ansteigende grußtliche Seerstraße führt.

## Die Russen im Kaukasus.

Von Heinz Karl Heiland.

Mit neun Abbildungen.

Durch die Kriegserklärung der Türkei an Rußland und dessen Verbündete wurde der Brand des jetzigen Weltkrieges auf ein Gebiet übertragen, wurden nationale Leidenschaften entfacht, deren Befähigung und Beherrschung seit Jahrzehnten eine der wichtigsten Aufgaben der russischen inneren Politik war. Es wurde das wilde Bergland des Kaukasus zum Kriegsschauplatz gemacht, jenes Land, mit dessen Bewohnern die Moskowiter noch vor wenigen Jahrzehnten im blutigen Kampfe lagen. In einem Kampfe, dessen Feuer noch heute unter der Asche fortglimmt, nur des anfachen den Hauches wartend, um zu jäher Flamme emporzulobern.

Die Geschichte des Kaukasus, soweit sie für die jetzige politische Lage in Frage kommt, hat große Ähnlichkeit mit der Geschichte Indiens. Wie der Engländer in Indien, so verstand es auch der Russe, die religiösen Gegensätze zwischen Christen und Mohammedanern zu benutzen, um sich in den Besitz des sonst unangreifbaren Berglandes zu setzen.

Die ursprünglichen Herren des Landes waren seit dem Altertum die christlichen Georgier, die sich in ständigen Kämpfen einerseits gegen die Byzantiner, andererseits gegen die Perser zu behaupten mußten. Gegen das fünfte Jahr-

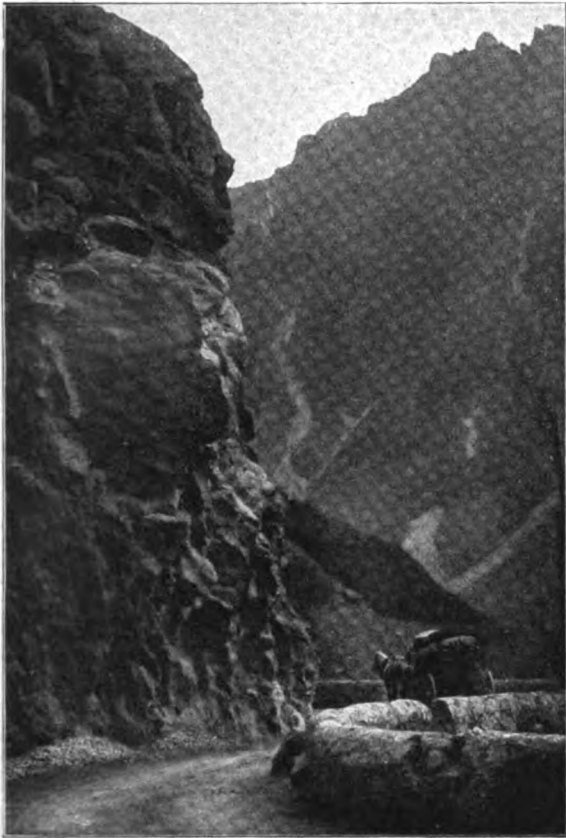
hundert zerfiel das Reich in die drei Fürstentümer Imeretien, Kartlien und Kachetien, welche Teilung zu größerer Abhängigkeit von den Persern und den vordringenden Osmanen führte. Gleichzeitig machte der Islam vom Süden her starke Fortschritte, während andererseits die Russen seit der Zeit Peters des Großen vom Norden

her vordrangen. Die Georgier oder Grusnier, wie sie der Russe nennt, erblickten in den gleichfalls christlichen Russen die ersehnten Helfer gegen die vorbringenden Perser, und Rußland bot alles auf, um seine lieben Glaubensgenossen zum Anschluß und zum Bündnis zu bewegen. Der Rubel rollte, vor allen Dingen aber gewann man den georgischen Adel dadurch, daß man sämtlichen Grundbesitzern und Feudalherren gleichmäßig den Fürstentitel verlieh. Dadurch wurden die beim Volk sehr einflußreichen kleineren Abtigen mit ihren mächtigeren Standesgenossen auf eine Stufe gestellt, was ihrer Eitelkeit natürlich schmeichelte und sie dem neuen Freunde Rußland in die Arme trieb. Fürst Heraclius der wieder vereinigten Fürstentümer von Kachetien und Kartlien wurde 1783 russischer Vasall, sein Nachfolger Georg XIII. trat 1801 sogar sein Gebiet an Rußland ab.

Damit war der Übergang über das mittlere



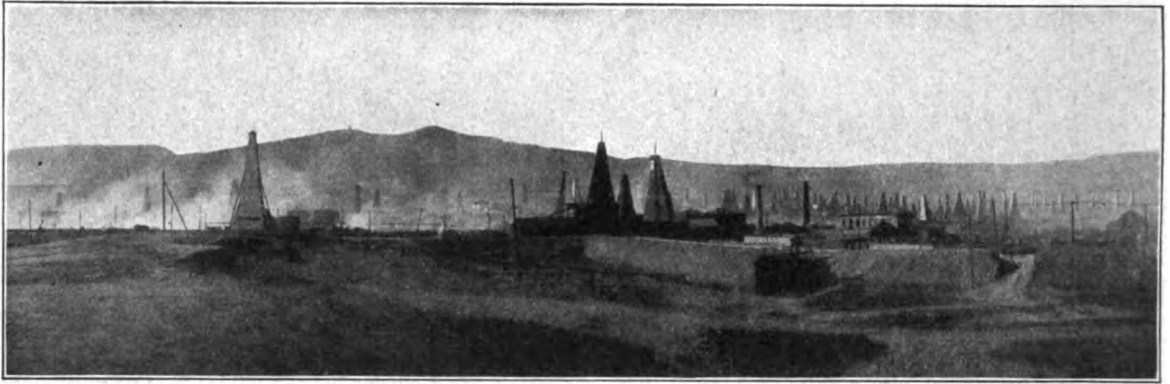
Kaukasische Offiziere. Phot. S. Reeg.



Bilder von der grusinischen Heerstraße. Rechts deren strategisch gefährlichste Stelle, an der durch eine Sprengung der Verkehr mit Leichtigkeit unterbrochen werden kann.



Tiflis, die Hauptstadt des gleichnamigen kaukasischen Gouvernements.



„Die schwarze Stadt“: Bohrtürme von Baku, einem der Hauptorte der russischen Kaphthagerinnung.

Hochgebirge für Rußland frei geworden, und 1811 begannen sie den Bau der strategisch so wichtigen grusnischen Heerstraße von Wladikawkas bis hinüber zur Hauptstadt Tiflis. Während der Erbauung, die bis zum Jahre 1864 dauerte, machten die Russen fortwährend Versuche, die freien Bergstämme zu bezwingen, aber trotzdem die verächtlichsten Mittel, vor allen Dingen Verrat und Bestechung, mehr denn reichlich angewandt wurden, dauerte es bis zum Jahre 1865, bis die Tscherkessen, der letzte der unabhängigen Stämme, zur Unterwerfung gezwungen wurden.

Der Begriff „unterworfen“ ist nun aber im Kaukasus ein sehr relativer Begriff. Noch heute reicht die Macht der russischen Regierung nicht weiter als ein Büchschenschuß zur Rechten und Linken der Heerstraßen oder vielleicht ein Kanonenschuß seitlich der Eisenbahnen. Das zeigte sich am deutlichsten während des russisch-japanischen Krieges, wo sofort ein Aufstand im Kaukasus ausbrach, der natürlich schon deshalb einen dauernden Erfolg nicht haben konnte, da die Kaukaster keinerlei Hilfe von auswärts zu erwarten hatten, und ihnen auch von nirgendwoher Waffen zugeführt wurden. Trotzdem gerieten die Russen oft in die übelsten Lagen.

In den Jahrzehnten der russischen Regierung hat sich

nun die einstige Freundschaft zwischen Grusiniern und Russen, die allein den Moskowitern die Eroberung des Landes ermöglichte, in das gerade Gegenteil verkehrt. Wie im ganzen Reiche, so versuchte auch hier der Russe mit allen Mitteln jedes nationale Empfinden zu unterdrücken, mit Gewalt zu russifizieren, doch solchen Bestrebungen sind, wie z. B. die Tiroler Kriege und zahllose andere Kriege beweisen, Gebirgsvölker am allerwenigsten zugänglich.

Ein weiterer Übelstand für die Russen ist der, daß der erteilte Fürstentitel den grusnischen Fürsten keinen Segen, sondern nur Armut und Erniedrigung brachte. Bei dem ohnehin leichtsinnigen Charakter des Grusniers feuerte sie dieser neue Titel an, es ihren größten Standesgenossen gleich tun zu wollen, sie gerieten dadurch in Schulden, so daß die einst freien Fürsten heute ausnahmslos bettelarm sind, und zudem müssen sie noch zu ihrem Schmerz erkennen, daß der ihnen erteilte Titel bei den Russen selbst gar nicht anerkannt wird, da man dort scharf zwischen dem eigentlichen russischen Fürstentitel und dem grusnischen unterscheidet.

Auf den ersten Blick mag es nun erscheinen, als ob ein etwaiger Erfolg der Türken gegen den Kaukasus, sogar eine Befehung und Eroberung des ganzen Landes,

für Rußland von keiner besonderen Bedeutung sei. In der Tat hätte ja der Kaukasus, der wie alle Gebirgsländer arm ist, keine besondere Wichtigkeit, wenn nicht an seinem Ostrande Baku läge. Baku, die schmutzige Ölstadt, und doch in den Händen eines Feindes ein wichtigeres und schwerwiegenderes Unterpfand als Moskau oder Petersburg. Der kleine Distrikt von Baku ist es, der das ganze ungeheure Zarenreich mit den in einem nordischen Lande so wichtigen Brennstoffen, Petroleum und Masut, versorgt. Wie groß die hier ruhenden Werte sind, ergibt sich aus einigen Zahlen: Bereits 1903 waren auf den beiden unmittelbar bei Baku gelegenen Ölfeldern nicht weniger als 2100 Bohrtürme in Betrieb,



Die grusnische Heerstraße, Steilabfall nach dem Fluß Teret.

die 596 Millionen Pud (1 Pud = 16,38 kg) Rohnaphtha lieferten. Heute ist natürlich die Anzahl der Bohr-türme und die Menge des gewonnenen Naphthas noch unendlich größer. Hier in Baku ist auch ein großer Teil französischen Kapitals angelegt, besonders Rothschild ist an den Werken stark beteiligt, so daß eine Befestigung Bakus auch auf Frankreich und seine Börse sehr deprimierend wirken würde. Von Baku führen eine ganze Reihe starker Rohrleitungen neben der Bahnlinie durch den Kaukasus hinüber nach Batum, wo das Roh-naphtha oder dessen Produkte, Tschetschengen, eines der wildesten Gebirgsvölker des Kaukasus, Petroleum, Benzin und Masut, jener für Kriegsschiffe so wichtige Heizstoff, direkt in die Schiffe gepumpt wird.

Durch die ganze Länge des Kaukasus läuft nämlich eine breite Lalfenke, deren eines Ende Batum, das andere Baku bezeichnet. Aus diesem Grunde machen die Türken jetzt alle Anstrengungen, den wichtigen Hafen Batum zu erobern, und von dort in eben jener Lalfenke auf dem Wege über Tiflis nach Baku vorzubringen, um sich so in den Besitz jener Millionenquelle zu setzen.

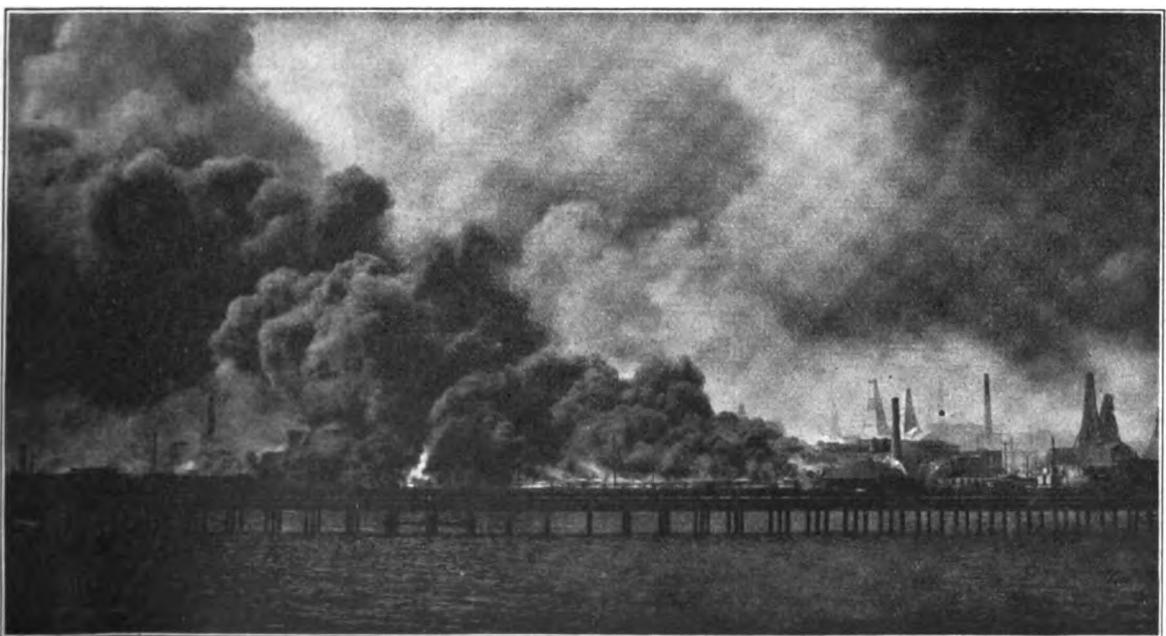
Die Kriegsführung im Kaukasus ist, zumal wenn die Bergvölker auf die Seite der Türkei treten, eine äußerst schwierige. Zunächst verdienen die sogenannten russischen „Festungen“ diesen Namen nur, wenn es sich um den Kampf gegen Gebirgsvölker handelt, die nicht über Artillerie verfügen: es sind meist nur eine Art bastionierter, umwallter



Kasernen. Eine Ausnahme macht die Festung Karz, indes dürften sich die Türken mit deren Eroberung wohl keine große Mühe geben, sondern dieselbe einfach zur Seite liegen lassen und gegen Batum vordringen. Die Hauptstadt Tiflis selbst ist gleichfalls nicht befestigt, ließ sich wohl auch nicht befestigen, da sie rings von Höhen überragt wird, von denen aus die Stadt jederzeit bombardiert werden könnte.

Sehr übel wäre die Lage der russischen Armee, wenn die Türken weiter in den Kaukasus, z. B. gegen Tiflis, vordringen. In diesem Falle wäre natürlich ein Rückzug der Russen fast unmdg-

lich, da die beiden großen Heerstraßen, sowohl die ossetische wie die grusinische, an vielen Punkten durch eine einfache kleine Dynamitpatrone auf Wochen hinaus unpassierbar zu machen sind. Führen die Straßen doch häufig an schwindelnden Abgründen vorbei, wo an überhängenden Felsen nur mit Mühe eine schmale Passage geschaffen werden konnte. Auch der andere Rückzugsweg über Baku ist ein höchst bedenklicher, da die bekannte Eisenbahn Baku—Besslan, Wladikawkas—Kostow schon in Friedenszeiten der Zerstörung durch die Gebirgsstämme ausgesetzt ist, und dort häufig Zugüberfälle frei nach „Wild-West“ vorkommen. Eine geschlagene Truppe würde dort in unmittelbarer Nähe des wildesten der Gebirgsvölker, der Tschetschengen, kaum darauf rechnen dürfen, eine benutzbare Bahnlinie vorzufinden. ☺



Die russische Naphthastadt Bibi-Eybat bei Baku am Kaspischen Meer, von wo das Erdöl durch eine 854 km lange Röhrenleitung bis nach der von den Türken in Brand geschossenen Hafensstadt Batum am Schwarzen Meer geleitet wird. Unsere Aufnahme zeigt Bibi-Eybat während eines Naphthabrands.





# Junge Regimenter.

Ein Tagebuch von W. Schreiner.



## Östlich Ypern.\*)

19. Oktober. Abends. Wir haben eben Quartier in . . . . bezogen. Wenige Kilometer entfernt steht der Feind. Engländer. Und morgen geht's in die Schlacht. Die Stimmung ist ernst. Sonst sind wir meist zu müd, um abends noch zu denken. Heute nicht so. Die Gedanken ranken sich um das Gestern und das Morgen. Ich komme noch immer wieder zu dem Ergebnis, daß die Tatsache des Krieges als solche schlechterdings unbegreiflich, einfach zu groß ist für unser Denken. Aber ich reflektiere nicht mehr. Sondern stelle mich unter den Schwur des „Landesvaters“: „Hab' und Leben dir zu geben . . .!“ — Ich grüße euch Lieben in der Heimat . . . euch Freunde im Feld; und denke unseres Abschieds. „Morgenrot, Morgenrot . . .“ Ich höre noch die Töne über den Wellen des Rheins verklingen . . . Was das Bekenntnis unseres Lebens war, soll auch das unseres Todes bleiben: *Αι ένος παντα!* . . . So ziehen wir in die Schlacht, um unsere Brust das schwarz-weiß-goldne Band. Gott grüß' euch alle, alle . . . Vater, ich rufe dich . . . Vater du segne mich! . . .

20. Oktober. Vormittags gegen 11 Uhr durchziehen wir Morseseede, in geschlossener Marschkolonne. Am Westausgang des Dorfes schlagen die ersten Granaten neben uns ein. Wir schwärmen aus und treiben den Gegner bis über den Eisenbahndamm. Dort nisten wir uns ein. Stimmung vorzüglich. Gefecht vollzieht sich wie in der Senne, die Sprünge sind sogar lang, denn der Feind hält nicht stand. Feuer in der linken Flanke! Waldgefecht — gegen eigne Infanterie. Verluste sogar. Stimmung futsch. Eben liegen wir auf unseren Zeltbahnen in einer nassen Wiese und sollen schlafen. — Nachts 2 Uhr Wecken. Sofort Schützengräben bauen, die ersten. Jeder gräbt 10 Minuten, dann Ablösung — so geht's fort.

21. Oktober. Zuerst tatlos in den Gräben. Artilleriekampf. Wir liegen südlich der Straße Ypern-Passchendeele. Mittags Sturm auf Zonnebefe. Einige hundert Engländer gefangen. Liegen wieder auf derselben Wiese. Weich aber kalt.

22. Oktober. Vormittags. Wir haben unsere Toten begraben und lagern eben in einem Wäldchen nördlich Zonnebefe. Unser Oberstleutnant hält uns gerade eine Pause: „Mit den Verlusten kann das nicht so weitergehen . . . Aber muß anerkennen: 2. Kompagnie hat sich tadellos geschlagen“ . . . Unser Hauptmann dankt mit leiser Ironie für „das erste lobende Wort, das meine Kompagnie seit dem Ausmarsch erhalten hat“. Aufbruch. Abends. Nach mehrstündigem Umgehungsmarsch liegen wir für diese Nacht als Artillerieschutz auf einem kleinen bewaldeten Hügel westlich Passchendeele. Es fehlen schon viele. Gestern und heute habe ich kaum geschossen, dagegen am ersten Tag, wo wir deutliche Ziele am fliehenden Feind hatten, 90 Patronen verbraucht . . . Die ganze Nacht hindurch Erdwälle aufgeworfen und uns verbarricadiert. Vor uns der helle Schein brennender Dörfer. Das Vieh schreit. Kommandorufe. Ab und zu flackert in der Niederung gegen Poellapelle das Gewehrfeuer auf — beng-beng — brrrrreng! Krachen einzelne Salven; gespenstig

wachsen vor uns, auf dem Hügel, die Riesenflügel einer Windmühle in die flammendurchlochte Nacht. Hart in der Richtung liegt Ypern, nur wenige Kilometer entfernt. An Schlafen nicht zu denken.

24. Oktober. Nun haben wir die Mühle im Rücken; liegen 300 m davor, mit Front gegen die Straße Zonnebefe—Langemarck, längs der die Engländer stehen; jenseits. Am Bachrande diesseits der Straße haben sich englische Scharfschützen eingenistet; schießen elend sicher. Vorgehen undenkbar; Artillerie fehlt. Nicht erst heute. Daher auch schwer gelitten beim Angriff gestern. Die Infanterie ging zuerst vor, schneidig entwickelt, gegen Poellapelle. Dann wir im Sturm auf bis zur Windmühle . . . vom Hügel gedeckt, gelingt's, trotz des Artilleriefeuers . . . aber kaum tauchen wir über dem Höhenrand auf, da rasen die englischen Maschinengewehre, unsere vordersten Reihen spritzen auseinander . . . Jeder Versuch, weiter nach vorn zu kommen, mißlingt. Sofort setzt das trockene Taf . . . taf . . . traktatata . . . wieder ein, sie schießen zwar langsamer als unsere, leider nur schnell genug, um jedes Vorpreschen zu ersticken . . . „Hinlegen!“ . . . zu 15 liegen wir hintereinander längs einer Hecke, die gerade auf die Mühle zuläuft . . . vier Stunden lang . . . auf einem Fleck, ohne Deckung . . . Endlich eine Feuerpause . . . vor! . . . Durch die Hecke . . . immer einer nach dem anderen . . . Laufen fällt aus . . . Wir robben bis zu den Häusern bei der Mühle, dort sammelt sich die Kompagnie. Wir dürfen nicht weiter vor; Befehl. Aber mit einbrechender Dunkelheit hält uns keiner mehr . . . durch Hecken, über Drahtgäule und Gräben hinweg schleichen wir vor . . . weit . . . über die vordersten Schützengräben hinaus, bis fast dahin, wo jetzt die englischen Scharfschützen liegen. Aber noch am Abend werden wir zurückgenommen. So liegen wir nun hier. Die Kompagnien bunt durcheinander geworfen. Die beiden Flanken unseres Bataillons deckt starke Infanterie — August Kompf ist bei mir, Kornelius und Zunn sind auf dem rechten Flügel. Er brachte eben die Nachricht und unser Essen, seit gestern früh das erste . . .

25. Oktober. Wir liegen noch im selben Graben. Das Schießen geht den ganzen Tag. Es ist Sonntag. Pfennigsdorfs „Geisteskampf der Gegenwart“ wandert reihum im Graben. Außer Zigaretten nur Langeweile und Hunger.

29. Oktober. Endlich ein paar Stunden Ruhe. Neun Tage lang waren wir nun ununterbrochen im Gefecht. So mancher Freund ist tot. Warum lebe ich noch? Um später zu fallen, in zwei, drei Tagen vielleicht? Auch zum Sterben bitte ich Gott um Kraft. Immer wieder. — Ich liege in einem Gehößt von Passchendeele. Noch tut mir die Erinnerung an die letzten Tage körperlich weh. Keiner von uns hat erwartet, heute noch zu leben. Aber ich will nicht alles so durcheinander schreiben . . . Am Sonntag schon hatten wir nicht mehr Engländer, sondern Franzosen vor uns. Gegen Abend setzt das Feuer mit neuer Schärfe ein. Jrgend etwas war im Werk. Immer zu, wir sind in starker Stellung — war unser Gedanke. Die Mühle in unserem Rücken lodert im Granatfeuer auf, flammt um die Wette mit den Abendgluten im Westen, und erhellt die sinkende Nacht für Stunden . . . Noch ist sie erst im Kommen, da melden Schleichpatrouillen starke

\*) Nach Briefen und Berichten meines Bruders, des kriegsfreiwilligen Jägers Helmut S.



**Nächtliche Beschießung Antwerpens.**

Nach einem Gemälde von Walter Syrutshöck.





feindliche Kräfte in unserer rechten Flanke, von Lange-  
 mark her uns umfassend... „Aber da ist ja doch die  
 Infanterie!“ — „Nein, ihre Gräben sind verlassen!“ —  
 „Was? Quatsch, das ist ja unmöglich! Das hätte sie  
 doch gemeldet!“ Aber die Meldung hat uns nicht erreicht  
 und die Infanterie ist wirklich weg... Schimpfen hilft  
 da nichts. „Der Graben wird gehalten!“ Wir schießen  
 und schießen; nur um unsere Schwäche zu verschleiern.  
 Aber trotzdem!... Nach 10 Uhr kommt die Meldung:  
 Der Feind steht schräg im Rücken! Sofort weiter nach  
 links zur „Telephonzelle“. Doch da rast der Jäger schon  
 wieder zurück. „Herr Leutnant, der ganze Graben links  
 der Biegung ist verlassen!“ Es wird immer schöner!  
 Jemandem hat den Befehl zum Räumen nicht weiter-  
 gegeben... kann sein, daß ihn die Kugel zu früh traf...  
 Aber jetzt nur den Kopf oben behalten — Es bleibt  
 nichts anderes übrig... wir müssen zurück. Und zwar  
 sofort. — Unser Leutnant zögert nicht mehr. „Graben  
 räumen! Sammelpunkt: die Mühle!“ Das heißt der Aschen-  
 haufen, der noch übrig ist. Also raus! Die rabenschwarze  
 Finsternis verschluckt einen nach dem anderen... ein Glück,  
 daß die Mühle herabgebrannt ist. Auf allen vieren  
 schleichen wir und verlieren uns bald... und die Rich-  
 tung. Glendes Gelände! Und zurück! noch ekelhafter  
 (persönlich und nicht strategisch gesprochen)... Dabei  
 war's keine Minute zu früh, denn auch aus der Richtung  
 Sonnebefe droht Umfassung. Wenn nur diese blöden  
 Stachelzäune nicht wären! Es geht bloß Schritt für  
 Schritt weiter. Um die Ohren pfeifen die Kugeln. Mantel  
 und Tornister liegen friedlich im verlassenen Graben —  
 „Na!“ das war unser Leutnant, gegen den ich in der  
 Dunkelheit aufpralle, nun hab' ich wenigstens die Richtung  
 zutage, August und ich halten uns dicht beieinander.

Es dauert eine Stunde, bis sie alle wieder zusamen  
 sind, dabei waren nur etwa 300 m zu durchmessen. Ein  
 paar Äpfel stillen den Hunger — für Augenblicke. Und  
 dann heißt's: Schanzen! Ununterbrochen, stundenlang.  
 Es ist so finster, daß man den Nebenmann mehr hört  
 als sieht... Drei Gräben hintereinander. Heun soll im  
 hintersten an der Hecke stecken, 15 m davor liegt der zweite,  
 August und ich buddeln noch 30 m weiter nach vorn im  
 ersten Graben. Unsere Front steht nun nach Norden,  
 gegen die Flankenbedrohung gerichtet; wo die Mühle stand,  
 biegt sie im rechten Winkel um, gegen Sonnebefe zu,  
 Gesicht nach Westen. — Die Arme versagen fast den Dienst,  
 aber wir graben und graben... endlich!... fertig. Und  
 mit dem letzten Spatenstich sinken wir tobmüde hin, wo  
 jeder grade steht, an Verbindungsgräben denkt keiner!  
 das haben wir teuer bezahlt...

Verglast und blutig glimmt das Frühlicht des 26. Oktober  
 über die feuchten Furchen, die nassen Gräser spiegeln es  
 wieder, als klebten sie von Blut. — Die Sonne findet uns  
 wach, und den Feind... und den Tod — —

Der Morgen verläuft ruhig. Das Gewehrfeuer ist,  
 wie jeden Tag, unvermindert. Aber es fordert wenig  
 Opfer. Unter den wenigen ist Hauptmann v. K., der beim  
 Orientieren so unglücklich getroffen wird, daß er aus dem  
 Graben herauskollert. Wir sehen ihn hinter uns vor dem  
 zweiten Graben liegen, hören, wie er um Hilfe ruft, sehen  
 wie drei Kameraden nacheinander aus dem Graben  
 kriechen, um ihn zu holen. Alle drei fallen. Nach einer  
 Weile liegt auch der Verwundete still... durch die zweite  
 Kugel. Und das tatlos mit ansehen zu müssen. Das war  
 der Auftakt des Tages...

Es ist in wenigen Minuten 12 Uhr. Da geht es los.  
 Sfffscht, krach! Die erste Granate, haarscharf in unseren  
 Graben hinein, da, wo er sich den Trümmern der Mühle  
 nähert. Eine kurze Pause... und dann Schlag auf

Schlag, in Abständen von 4 m etwa, mitten hinein,  
 gräßlich... so kommt in langsamem Schritte der Tod  
 durch unseren Graben geschlichen. Und wir wissen, daß  
 er kommt, sehen ihn. Alles liegt platt am Boden, neben  
 mir August und Kottmann, nach rechts Feldwebel Rein-  
 hard. Wir warten auf „unsere“ Granate. Gätten wir  
 einen Verbindungsgraben, dann würde unser erster ge-  
 räumt, so aber verbluten wir. Mit unglaublicher Sicher-  
 heit rasieren die Granaten unseren ganzen Graben. Wir  
 schätzen die Entfernung; 25 m nach links plagt eben wieder  
 ein Treffer, wir sehen die Kameraden hinfinken. Sfffscht!  
 Krach! Der war nur noch 20 m entfernt. Krach! 15 m.  
 Noch fünf Minuten zu leben! Die Gedanken jagen...  
 Gott! Heimat! Eltern! Aber sie sind mehr schmerzhaftes  
 Gefühl, und dann gar nichts mehr... Ruhe und Trost!  
 Krach! 10 m! Noch eine, dann kommt unsere...

Stille... Sfffscht bummm! Das war im Graben  
 hinter uns, und wie vorher bei uns, so fliegt nun dort  
 in kleinen Abständen Granate auf Granate in die Reihen.  
 10 m nur von uns hat der Feind sein Feuer verlegt,  
 nun weht der Tod seine Sense hinter uns, 30 m entfernt,  
 im zweiten Graben. Und wir sehen, sehen das alles mit  
 an, manches Auge flackert unheimlich, wie irr... Beng!  
 Bengbeng! Da knattert's wieder los in unserem Graben  
 vorn, also sind doch noch welche am Leben?! Breg beng.

Sfffscht! Krach! Zum zweitenmal verlegt die feind-  
 liche Batterie ihr Ziel, wieder in unseren Graben. Krach!  
 Breg! Bengbeng! Sfffscht, krach! Krach! Nun erwidert  
 keiner mehr bei uns das Feuer... Und wieder schreitet  
 der Tod würgend, langsam durch den stillen Graben, auf  
 uns zu... Kein Schuß von unserer Seite, nur die Todes-  
 granaten sngen und bersten. „Hab' und Leben dir zu  
 geben, sind wir alleamt bereit"... Sfffscht! Krach!

Das feindliche Feuer schweigt. Es ist  $\frac{1}{3}$  Uhr. Das  
 Gewehrfeuer rast unvermindert weiter. Mitten hindurch  
 springen Leutnant K. und v. L. aus dem zweiten Graben  
 in langen Säzen mit ein paar Mann zu uns nach vorn.  
 Um 4 Uhr setzt die Artillerie wieder ein, aber nur kurz,  
 dann brechen drüben die Franzosen vor... zum Sturm.  
 Wir haben höchstens noch 20 Gewehre in unserem Graben!

Da rast rechts von uns, zwischen den Hecken hindurch,  
 ein einzelnes Geschütz heran, bis in die Feuerlinie, nur  
 zwei Pferde davor. Im Auffahren fast noch geht schon  
 die erste Ladung in den stürmenden Feind. Zwei Kano-  
 niere sind's, die feuern. Bummm! Bummm! Nur zwei,  
 drei Schrapnells hinein in den Haufen... aufprogen und  
 fort! Der feindliche Angriff ebbt zurück...

„Leutnant L. gefallen, das Kommando nimmt Leut-  
 nant K.“ so schreit's den Graben entlang. Wir haben  
 für eine Weile Luft durch die schneidigen Artilleristen,  
 und noch ehe uns die feindlichen Batterien mit ihren  
 Granaten wieder zudecken, kommt der Befehl „Zurück!“

Zurück! Wieviel können es noch?! Jetzt nur nicht  
 denken! Raum verlassen wir kriechend den Graben, da  
 pfeifen die Gewehrflugeln wieder über uns hin; ich sehe  
 mich um, einer nach dem andern bleibt getroffen liegen,  
 und wir können sie nicht mitnehmen. Das greift ins  
 Herz und würgt in der Kehle. Zurück! Denken und  
 Fühlen setzt aus, triebhaft ist alles Handeln geworden.  
 Im zweiten Graben ist kein Lebender mehr. Ein paar  
 matte Sprünge zum dritten hinauf... keine Menschen-  
 seele ist mehr da. Ich lasse mich einen Augenblick nieder,  
 noch ein paar Schüsse auf den nachrückenden Feind ab-  
 zugeben. Dann weiter! Sehen kann ich nicht mehr im  
 Dunst. Es wird immer mehr ein Tappen, denn um mich  
 herum liegen so viele Leichen, daß ich darauf treten muß  
 beim Vormarsch. Ab und zu wimmert's unter mir  
 kurz auf. Wie meh das tut... und man kann nicht

helfen. Ich zwänge mich wieder durch die Hecke, an der wir am Freitag vier Stunden lagen. Auf der anderen Seite gibt der Hügel etwas Deckung. Tüüt... tüüt... tüüt pfeifen jetzt die Kugeln über mich weg. An einem verlassenem Gehöft finde ich Kameraden, bekomme Zwieback. Rings knattert ununterbrochen das Gewehrfeuer. Über das Grauen sinkt die Nacht.

Anderntags wieder vor. Als Versprengter kämpfe ich mit der...er Landwehr an der Straße bei Zonnebefe. In der nächsten Nacht suche ich meine Jäger. Die Sonne kommt... rings auf dem Schlachtfeld um mich werden die Farben, die die Nacht mitleidig verhüllte, wieder wach. Die Augen brennen. Kalt streicht der Morgenwind über die Furchen und über die Toten... Ich schweige von dem, was ich sah, genug, daß mein Herz blutet.

Am Rand von Passchendeele, da fand ich meine Kompagnie. Wir waren zusammen noch dreißig — von zweihundertfünfzig. Und wir dachten der Toten... der Toten.

**Westlich Langemarck.**

Heute ist alles außer Rand und Band. Auf dem Marsch hat uns die Nachricht erreicht, daß Tzingtau fiel, das bohrt wie ein Stachel, und die Kunde von Santa Maria, das wirkt wie ein Sporn! Wir breimen darauf, an den Feind zu kommen. Es ist so trübe und dießig, daß die Flieger das Benzin sparen können. So kommen wir längs der Bahnstrecke Thourout—Ypern unbehellig vorwärts. Mit starker Seitendeckung, denn wir haben das 1. englische Korps und 2 französische Brigaden in der linken Flanke, Richtung Passchendeele—Zonnebefe, weil wir in ihre Flanke stoßen wollen, um unsere...ste Division zu entlasten, die sich seit dem 20. Oktober dort in den Feind verbissen, und heute ist schon der 10. November! Poel-Cappelle halten die...er, dort steht Lucl mit seinem Lazarett. Bischoote ist stürmend genommen. Unsere schwere Artillerie kracht unaufhörlich von da herüber. Wummm, mummbumm!

Es mag 12 Uhr sein, wir stehen gedeckt im Winkel beim Bahnhof Langemarck, westlich der Schienen, wo die Landstraße sie kreuzt. „Das 1. Bataillon entwickelt sich nördlich der Straße Langemarck—Bischoote, das 2. am Bahndamm, das 3. bleibt in Reserve!“ In Sprüngen hasten die Kompagnien längs der Straße. „Hinlegen! Hinlegen!“ Unsere vierte liegt am weitesten nach Westen, mit engem Anschluß an das Regiment... Freiwillige, wie wir. Das Einbuddeln paßt uns wenig, wir wollen uns nicht verstecken, sondern drauf! Der Feind steckt im Winkel zwischen dem Kanal und dem Bahndamm. In guter Stellung, seine Stärke verbergen Wald und Hecken. Der Straße entlang flackert das Schützenfeuer immer heftiger, mit einem Mal stehen zwei, drei weiße Wölflchen über unseren Reihen, jetzt wieder neue, und nun erst kommt der Schall der Schüsse herüber: feindliche Batterien greifen mit Schrapnellfeuer ein; doch gut, daß wir ein-

gegraben sind, und solange keine Granaten kommen — Sffsch! Brrrad! Das hat drüben eingeschlagen, und wieder Sffsch, Sffsch, von hinten her über unsere Köpfe. Das ist unsere Brigadeartillerie, ein herzerhebender Klang: ihr Donnern über uns weg in den Feind. Nach einer Stunde schweigt die französische Artillerie. Zum Schein!

Es ist vier Uhr. Zweimal haben wir zum Sturm angefehrt. Zweimal vergebens! Auch von Bischoote herüber sausen die Granaten in den Feind, der von Stunde zu Stunde stärker wird. Sie wissen, was auf dem Spiele steht. Aber wir auch. Das Telephon spielt und sagt: Wir auch! Zum dritten Sturm!... Alle zwei Sekunden ein Kanonenschuß von uns, sie wollen den Gegner zudecken, und wir warten. Immer noch nimmt der Kanonendonner zu... der Feind feuert langsamer, immer größer werden die Pausen... jetzt raffelt das Telephon: „Sprung auf, marsch marsch! Was fällt, das fällt...“ Wir überlastern gleich 150 m... der zweite Sprung wird kürzer, wir sind in der Sturmstellung. Verschnaufen. Ordnen. Der Hang des Hügels deckt uns. Ein Blick zur Seite... auch die anderen Kompagnien links und rechts sind auf gleicher Höhe. Unsere Batterien feuern wie wahnstunig... die blanken Seitengewehre umspielt lodend der letzte Sennenglast und bricht sich glühend in blizenden Augen... und da! Da durchbrechen die Hörner das Donnergetöse... da hastet das Angriffssignal wie klingender Stahl aufpeitschend über uns hin: Und wie eine lebende Welle branden die Bataillone auf und schäumen gegen den Feind. Vorwärts! Vorwärts! Mit einem Ruck schweigt unsere Artillerie. Unser Hurra! ist die Antwort; die Zungen keuchen: Vorwärts!... Ein rasendes Schnellfeuer setzt gegen uns ein und mäht und mordet... Aber vorwärts! Wir kommen näher... vorwärts! Die Haare kleben naß an der Stirn, die Schenkel flattern, die Häuste krallen sich um den Schaft. Und immerfort das Angriffssignal... Da! entlang die Reihen hallt der Ton weiter und wächst, nun klingt er, schwingt er sich siegfest über den Donner des Todes. Heiß zuckt es durchs Herz... Das Lied!... Lug' in Auge mit dem Tod!... „Deutsch... land, Deutsch... land... ü... ber... a... les...“ Krach! bengbeng... vor!... „ü... ber alles“ Sffsch! „in der...“ Krach!... „Welt!“... — Hurra!... Todes: schreie — „Schutz und... Tru... ge...“ „Leb' w...“ Die Seitengewehre zucken nach vorn... „Pardon!“... „brüder... lich...“ „Pitié!“... „zu—sam—menhält!“... Und wir halten den Sieg, die Stellung ist unser, der Feind flüchtet zurück, über den Kanal... Hinter ihm drein schmettert es heißer und wild und jauchzend und drohend: „... über alles in der Welt!“

Tief am Horizont verglüht die Sonne. Dort liegt das Ziel. Drüben über der See. Der Weg ist weit dahin. Heute war's nur ein kleiner Schritt voran, und doch so blutig. Weh dem Volk, über das dies Blut kommt!

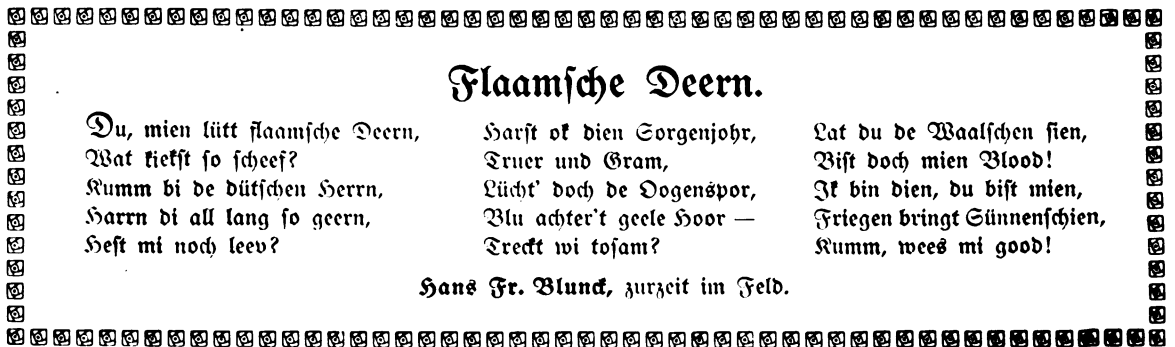
**Flaamsche Deern.**

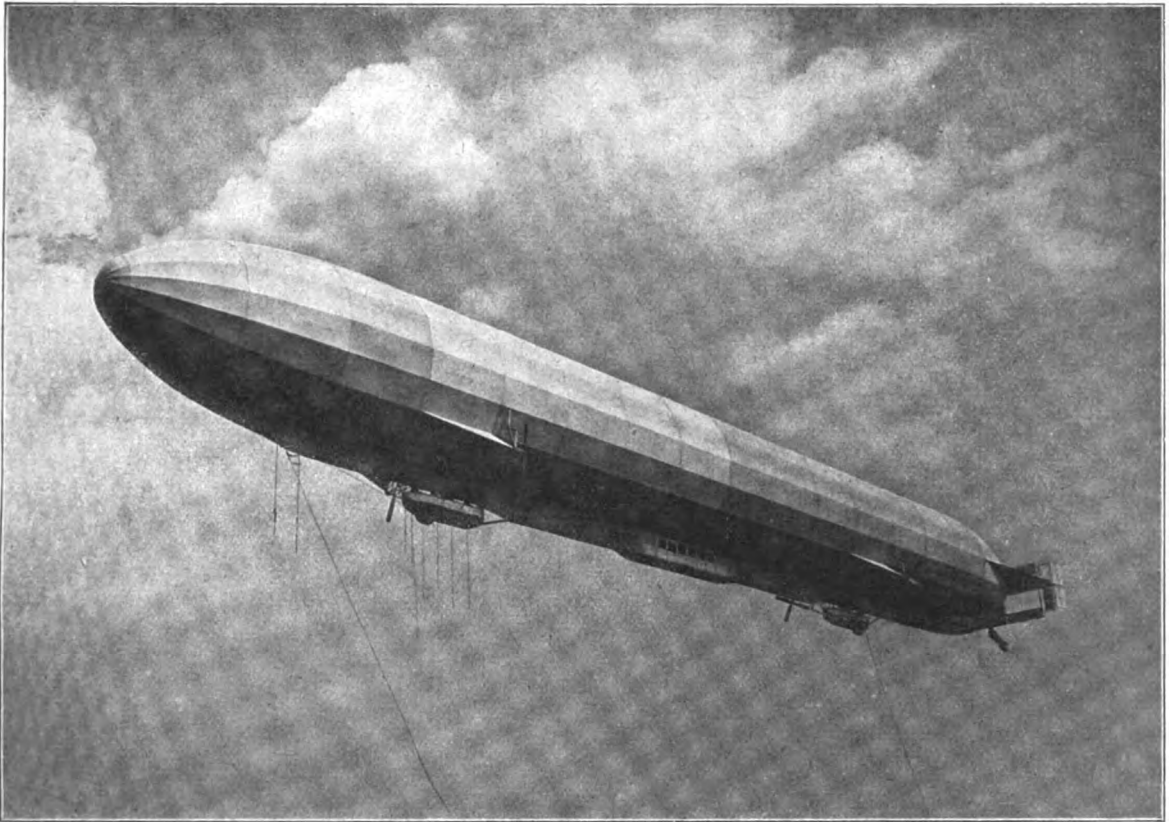
Du, mien liët flaamsche Deern,  
Wat kieft so scheef?  
Kumm bi de dütschen Herrn,  
Harn di all lang so geern,  
Hest mi noch leev?

Harst of dien Sorgenjohr,  
Erucr und Gram,  
Lücht' doch de Dogenspor,  
Blu achter't geele hoor —  
Treckt wi tosam?

Lat du de Waalschen sien,  
Bist doch mien Blood!  
Ik bin dien, du bist mien,  
Friegen bringt Sinnenschien,  
Kumm, wees mi good!

Hans Fr. Blund, zurzeit im Feld.





Ein Zeppelin-Luftschiff in voller Fahrt.

## Mit den Luftschiffen im Felde.

Die schweigsamste Waffe. — Fahrt über polnische Schlachtfelder. — Wenn der „Zeppelin“ Bomben wirft. — Ein Besuch über Ostende. — Wenn der „Zeppelin“ als Retter naht. — Im schweren Feuer. — Was die deutschen Luftkreuzer bisher erreicht haben.

**V**on allen Waffengattungen sind bisher wohl die Luftschiffer die schweigsamsten gewesen, sie und die Leute des Unterseebootes. Aus guten Gründen wird doch ihnen beiden am wütendsten vom Feinde nachgestellt. Das allein schon erlaubt einen Rückschluß auf die Wirksamkeit dieser beiden Waffen, in denen — selbst die Feinde geben es zu — deutsche Tatkraft und Gründlichkeit allen Gegnern überlegen ist. Was die Luftkreuzer anlangt, so haben ja England und Rußland vollständig, die Franzosen nach schwächlichen Ansätzen versagt, während die gefürchteten deutschen Luftkreuzer, mochte auch hier und da einer von ihnen schwer beschädigt oder gar außer Gefecht gesetzt werden, doch heute wirksam über den feindlichen Linien und Festungen umhersegeln. Trotz ihrer Größe und langsameren Fahrt sind sie dabei gegen feindliches Feuer weniger empfindlich als die Flieger, weil selbst zahlreiche Treffer und der Verlust mehrerer Leute ein großes Luftschiff nicht wesentlich schädigen, falls nicht besonders ungünstige Umstände vorliegen.

Von einer weiten Fahrt erzählte einer der deutschen Luftschiff-Offiziere einem österreichischen Berichterstatter zur Zeit der ersten großen Schlachten auf polnischem Boden: „Wir waren 13 Stunden unterwegs, 700 km haben wir hinter uns gebracht, davon 500 km überm Feind. Es war noch dunkel, als mein Bursche mich aus dem Bett trommelte. Nach einer Stunde sichteten wir B., nach weiteren zwei Stunden überfuhren wir mit Hurra die Grenze. Wir gingen auf 2000 m, Tschenschow lag säuberlich in seinem Grundriß, die Warthe schlängelte sich wahrscheinlich dünn durch versumpftes Hügel-land.

100 km lang folgten wir der Bahn nach Kielce und schieteten auf halber Strecke Militär, nicht Russen, nein Österreicher marschierten unter uns. Österreicher kamen nach. Wir warfen Botschaft ab, Freundesgrüße, und schwenkten nach Nordosten ein; Bahngeleise wiesen unseren Weg. Die Forts von Zwangorod lagen wie kleine viereckige Würfel um die Festung, wir wichen ihnen aus. Die Höhen von Radom staken voll Militär, es war ersichtlich, daß die Russen hier festen Fuß zu fassen und den Gegner zu erwarten gedachten. Unser Erscheinen erregte die großen grauen Flecken, die Regimenter waren; tausend weiße Pulvervölkchen pufften, nur im Fernrohr sichtbar, in der Tiefe auf. Über der Weichsel bei Lublin erneutes Feuer starker Truppenmassen, die die ganze Erdschale bis zum Horizont bedeckten. Südöstlich von Lublin: Infanterie formierte sich, pugig anzusehen in ihrer Winzigkeit, Artillerie fuhr auf. Der Rauch der Geschütze ballte sich, danach erst vernahm man durch den Motorlärm hindurch den Knall — unwirklich leise und unwirksam fern. Ich war in einer der hinteren Maschinengondeln — da war es wie ein leichtes Fingertlopfen an die Wand. Dann wieder, dicht unter meinen Füßen, die Kugeln trafen, prallten aber kraftlos an dem Blech des Gondelbodens ab. Nun pffft es mir am Ohr vorbei, eine Kugel fuhr in die Außenhülle des Ballons, die wie ein ungeheures Silberdach über unseren Häuptern war, bohrte ein kleines Loch in sie, streifte eine Rippe des Innengerüstes und verlor sich in einer der Wasserstoffzellen . . . Kugel folgte nun auf Kugel, wir zählten 25 Treffer, 25 Löcher, durch die das Gas entwich. Auch

die Granaten kamen näher, ein Sprengstück fiel in unsere Gondel wie ein Stein. Durch den Maschinentelegraphen kam aus der Führergondel der Befehl: „Volle Kraft!“ Alle vier Motoren brüllten auf. Dann der Befehl, zu flicken, was zu flicken geht. Zwischen Himmel und Erde schwebend, suchten wir den Kahn nach Schäden ab und reparierten, was sich reparieren ließ. Hinter einer kampfbereiten feindlichen Armee, die bei Krašnik kulminierte, stießen wir bei sinkender Sonne auf den Vortrab unserer Freunde, warfen Nachricht ab, fuhren weiter und landeten im erteilungsbereichen Hauptquartier.“

So die Erkundungsfahrt. Anders der Angriff, der anfänglich wohl nur Verwirrung stiftend in feindliche Festungen getragen wurde, sich aber heute auch unmittelbar gegen die Feldarmeen richtet. Davon wissen wir das meiste aus dem Munde der Beobachter in den beschossenen Städten. Lüttich, Namur und Antwerpen waren die ersten Städte, die die Bekanntschaft des Luftschreckens machten, und ohne Zweifel ist die Übergabe bei allen durch den moralischen Eindruck dieser Besuche beschleunigt worden. Aus Antwerpen erzählte ein Bürger: „Schlag ein Uhr wurde ich durch ein gewaltiges Surren von Molybdenum geweckt. Es kam von oben. Ich öffnete das Fenster und sah südlich über dem Bahnhof ein riesiges Wesen, das gerade einen Lichtstrahl auf die Stadt warf. Dann folgte ein Geräusch wie gedämpftes Geläute und ein Donnerschlag. Wieder ein Lichtstrahl und zwei Sekunden später der Schall, wie wenn zwei Güterwagen mit riesiger Kraft gegeneinander plätschten. Dann erscholl Kanonendonner von den Scheldesforts, Gemehrfeuer und dazwischen wieder die Bomben des deutschen Luftkreuzers. Die Bewohner stürzten im Schrecken, Männer, Frauen und Kinder, im Nachtgewande auf die Straße und von einer Ecke zur anderen, um sich in Sicherheit zu bringen, denn im ersten Augenblick glaubte das Volk, die Beschießung der Stadt habe begonnen.“

Das waren erst die Anfänge. Die Methoden und die Waffen der Luftkreuzer sind seitdem unablässig vervollkommenet, und die Wirkungen des Anfangs dürften Kinder spiel gewesen sein gegen die Zerstörungskraft der heutigen Geschosse. Bei den neuerlichen Besuchen von Ostende zum Beispiel, als es noch in den Händen der Engländer war, sind die Verheerungen der Wurfgeschosse schrecklich gewesen. „Es war“, schrieb der „Antwerpener Metropole“, „<sup>3/4</sup> 11 Uhr nachts, und Ostende lag in tiefer Finsternis, als der telephonische Anruf aus Thourout den Kommandanten verständigte, daß ein ‚Zeppelin‘ in der Richtung auf Ostende passiert sei. Und schon wenige Minuten später kann man das furchtbare Surren seiner Maschinen 200 m über den Dächern hören. (Der Beobachter dürfte sich über die wirkliche Flughöhe eines angreifenden Luftschiffes erheblich täuschen, die Nacht ist der Schätzung natürlich nicht sehr günstig.) Der ‚Zeppelin‘ sucht mit dem Feuer seiner Scheinwerfer den Strand ab, dann nimmt er Richtung nach dem Bahnhof, und bald zerreißen vier furchtbare Detonationen die Stille der Nacht. Die Bürgergarde von Gent, die am Bahnhof steht, gibt wohl ein paar Gemehrschüsse ab, aber mit Windeseile entschwindet das Luftschiff in der Nacht. Die erste Bombe hat im Bois de Boulogne ein Loch von mehr als 10 m Umfang und 5 m Tiefe gerissen.“ Die übrigen hatten in der Nähe des Bahnhofes zum Teil „phantastische Zerstörungswerke“ angerichtet, jedoch den Bahnhof selbst nicht getroffen. Mit mehreren Maschinengewehren ausgerüstet, sind die „Zeppeline“ übrigens auch im Kampfe mit den fe beschießenden Truppen unangenehme Gegner.

Auch ein Ketter ist der „Zeppelin“ zuweilen durch den bloßen Schrecken, den er verbreitete. Wie groß war der Jubel,

als über dem lange unter der Faust der Russen seufzenden Insterburg der erste deutsche Luftkreuzer erschien. An der Gumbinner Chaussee entlang kam er in früher Morgenstunde des 10. September, und drei krachende Bomben warf er als Begrüßung ins russische Lager herab, panischen Schrecken in allen Richtungen verbreitend. — „Der ‚Zeppelin‘! Der ‚Zeppelin‘! Die Unseren nahen!“ rief wohl einer dem anderen zu „Still doch, Mund halten, die verfluchten Russen sind ja noch da,“ klang es verhalten zurück. Der General Rennenkampf beschwerte sich dann, daß das Verhalten des „Zeppelin“ gegen die Haager Konvention verstoße. Der General der Kosaken und Tataren hatte freilich ein Vorrecht auf die Behandlung mit Samtpfötchen! Die Hauptsache war, daß hier und auch wohl in anderen Fällen der panische Schrecken über die Luftbomben den Abzug der Russen so beschleunigte, daß sie zu den vielfach beim Rückzuge beliebten Greueln wenig Zeit übrig hatten.

Daß auch eine Luftkreuzerfahrt einen traurigen Ausgang nehmen kann, lag immer auf der Hand; es wird sicher keinen Mann der Besatzungen schrecken, so wenig wie die Blauen Jungens der Unterseeboote das bittere Ende bei einem feindlichen Treffer. Ein deutscher Luftschiff-Matrose hat auch solche Stunden mit ergreifend einfachen Worten geschildert: „Unsere Aufgabe war erfüllt, wir machten uns weiter nach S. O. und richteten unter dem auf der Flucht befindlichen Feinde furchtbare Verwüstungen an. Festig wurden wir beschossen und drei unserer Kameraden küßten ihr junges Leben ein. Doch desto mutiger harrten wir auf unserem Posten aus, und der Feind ist furchtbar bedient worden. Jetzt ging es zum Heimathafen über Feindesland, doch noch einmal bekamen wir äußerst heftiges Feuer, das unser Verhängnis werden sollte. Fieberhaft wurde der Schaden ausgebessert, doch unsere alte Höhe konnten wir nicht mehr erreichen, wir hatten zu viel Gasverlust. Unser Ziel war nur noch die Grenze, doch auch das gelang nicht mehr ganz, und im Walde bei einem französischen Dorfe wurden wir zur Landung gezwungen. Es begann ein Kampf auf Leben und Tod. Unsere größte Sorge war, daß das Schiff nicht in Feindeshand fiel, und es kam nicht in ihre Hände. Dann mußten wir der Übermacht weichen, und es gelang uns, uns durchzuschlagen.“ Allerdings hat nur eine kleine Zahl der Braven anscheinend die Heimat erreicht.

Mit treffenden Worten schildert ein kürzlich aus dem Hauptquartier gekommener Brief die Gesamttätigkeit der deutschen Luftflotte im bisherigen Kriege: „Schon bei Lüttich griff ein ‚Zeppelin‘ in tatkräftiger Weise ein. Dann kam Antwerpen. Besuch auf Besuch stattete der Luftkreuzer ab, die Gasanstalt wurde zerstört, Häuser zertrümmert, die Garnison beständig in Atem gehalten. Und immer kehrte der heftig beschossene Nachtvogel unverfehrt zurück. Als die Engländer Ostende zum Ausweichungsort für ihre Truppen wählten, jagten die Bombenwürfe des ‚Zeppelin‘ sie dort unsanft aus den Betten, und neuerdings haben sich die Luftschiffe Warschau als Operationsfeld erkoren. In Paris und London haben die bisherigen Erfolge der deutschen Luftschiffe bereits eine wahnstimmige Angst hervorgerufen. London liegt abends im tiefen Dunkel, besonders an den Themsebrücken ist die Nervosität und Vorsicht groß. — Und doch, wenn die ‚Zeppeline‘ einst ihren Angriff auf den großen Herd der europäischen Verschwörung machen und die frommen, heuchlerischen Bettlern einmal aus ihrer satten Selbstgerechtigkeit aufstören, wie wenig wird dann ihnen alle Vorsicht nützen, und wie schnell werden sie lernen, daß Indier und Japaner samt Russen und Franzosen und dem blauen Wogenkranz einen Buschlepper nicht vor der verdienten Strafe schützen können, wenn ein großes, hinterücks überfallenes Volk um Rache schreit!“ Ikarus.



Die Pflegerin. Phot. v. Freyberg.

## Der Krieg und die Menschenseele.

Psychologische Betrachtungen. Von Hans Land.

Es ist keine Übertreibung, wenn gesagt wird, daß der große Völkerring, der zurzeit Europas kultur-gefügteste Gefilde verwüstet, uns alle — jeden einzelnen von uns — verwundet hat. Der „gute Europäer“, jener Optimist, der noch am Ende des Monats Juli 1914 der von gesundem Menschenverstande genährten und aufrecht erhaltenen Hoffnung lebte, es sei unmöglich, daß die Kulturwelt in diesen Krieg hineingerissen werde, mußte am 1. August dieses Schicksalsjahres einsehen, daß es nicht die Vernunft sei, die in russischen und französischen Kabinetten entschied, und am 5. August mußte er lernen, daß die britischen Minister jeder Verstandeseinsicht sich verschlossen und nur den Haß- und Neidinstinkten gegen das junge aufstrebende Deutschland sich zugänglich erwiesen. Denn England erklärte dem Deutschen Reiche den Krieg, weil dieses Belgiens Neutralität verletz hat, jenes Belgiens Parteilosigkeit, das, wie die Brüsseler Archive jetzt erwiesen haben, schon seit dem Jahre 1908 mit England und Frankreich die Pläne zu einem Überfall und heimtückischen Angriff gegen die Deutschen vorbereitet hatte. Wir bekamen diesen Stoß in unser vertrauendes Herz, das nun aus einer tiefen Wunde blutet. Das hatten wir nicht gedacht, daß eine solche Unsumme von Mut, Haß, Feindseligkeit und Vernichtungslust sich gegen das Deutschland ringsum bei unseren Nachbarn angesammelt hätte. Zum politischen Tode hatte Europa sein Mittelreich verurteilt und die Vollstreckung dieses Urteils mit Hilfe von Rosatenhorde, Japanern, Turkos, Hindus

und Gurthas auszuführen gehofft. Das war der Dank Europas an Deutschland dafür, daß es in rastloser Arbeit auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst Ungeheures der Welt geschenkt hatte. Dieser deutschen Nation, die, um nur zwei ihrer wissenschaftlichen Großtaten herauszugreifen, der Medizin die Röntgenstrahlen, der Technik die Anilinfarben beschert hatte, konnte man ihren „Militarismus“ nicht verzeihen, den Militarismus, das heißt die organisatorisch musterhaft vorbereitete Macht, die heute mit eisernem Arm auf ungeheuren Grenzfronten die Millionen der Feinde Deutschlands ringsum in Schach hält und aus hinterhältigen Angreifern geängstigte Verfolgte zu machen im Begriff steht . . .

Ein Schrei der Bewunderung ging durch die Menschenwelt, als dieses von sieben Seiten überfallene und umstellte Deutschland wie ein Mann sich erhob. Alles bis dahin das Deutschland so tief zerklüftende Parteiwesen erlosch und erstarb im Nu.

Damit war eine der trügerischsten Hoffnungen unserer Feinde im Augenblick über den Haufen gerannt und zerschanden geworden. Die Enttäuschung des Feindes war groß, sie wuchs und wuchs, als eine Berechnung nach der anderen der russisch-englisch-französisch-belgischen Brüderschaft in die Brüche ging. Jetzt — im fünften Monat des großen Krieges — ist Berlin noch immer nicht von Kennenkampfs Rosatenhorde zerstört, vielmehr sind Rußlands Elitetruppen heute bereits aufgerieben, Frankreich ist zum allerletzten verzweifelten Widerstande aufgeboden,



Belgien bis auf wenige Quadratmeilen unter deutscher Verwaltung, Englands Weltherrschaft durch die Erhebung des Islams und die Verkündung des „Heiligen Krieges“ aufs höchste bedroht, der Glaube an seine Seeherrschaft vernichtet. So hatten sich die Gren, Poincaré, Jzwołski und Genossen den Verlauf der Sache freilich nicht gedacht. Ihre schwere Enttäuschung machte sich in namenlosen Schmähungen des deutschen Gegners Luft — und „Barbaren“ ist heute die Lieblingscharakteristik, mit der die eifrigsten Kulturträger der Welt belegt werden . . .

So ist es gekommen, daß es zur Stunde kein Europa gibt. Was vordem so bezeichnet wurde und ein edles Netz hochwichtiger und wertvoller internationaler wissenschaftlicher, merkantiler und soziologischer Beziehungen bedeutete, das wunderbare menschheitliche Gegenseitigkeitsprinzip, das über Landesgrenzen weit hinaus jede menschheitfördernde Idee, jede menschenwürdige Maßregel unter allgemeinen Schutz nahm — dieses Europa ist zur Stunde tot. An seine Stelle ist die Feindseligkeit getreten, die Verbitterung, die Vernichtungsmut. Der Selbsterhaltungstrieb übt eisernen Zwang. Da ungezählte Tausende von russischen Kriegern in den masurenischen Sümpfen erstickten, flaggte man in Deutschlands Städten — und mit vollem Recht. Denn was in jenen Sümpfen nicht umgekommen wäre, hätte Not und Tod in deutsche Gauen geschleppt. — Es ist ganz dämonisch, was Kriegzeiten in Menschenseelen an Veränderungen des Gefühls mit Naturgewalt bewirken. Ist es wirklich erst so wenige Jahre her, daß die paar tausend Tote der „Titanic“-Katastrophe die ganze Welt in einen Schmerzensschrei hatte ausbrechen lassen? — Geschehe eine ähnliche Katastrophe heute — man hörte sie kaum erschüttert mit an. Denn die unerhörte Blutigkeit der Kämpfe in West und Ost, die mit schier unfasslichen Zahlen an Opfern tagtäglich aufwartet, hat den Sehwinkel unseres inneren Auges auf gänzlich andere Dimensionen eingestellt. Wir suchen mit keiner Wimper, wenn wir lesen müssen, daß Frankreich bis zum 1. November 1914 allein an Toten

130 000 Mann verloren hat, daß die Zahl seiner Verwundeten 370 000 erreichte. Rechnet man hierzu die Verluste auf russischer, englischer, belgischer, deutscher, österreichisch-ungarischer Seite, so richten sich Millionen-ziffern der Todesopfer schrecklich auf — und das Leid wächst so ins Übermaß, daß menschliche Empfindungen sich nicht mehr so hoch steigern können, es voll zu ermessen. Es ist, als seien hier seelische Sicherungen geheimnisvoll am Werke, die wohlthätig die arme Menschenseele gegen Erschütterungen schützen, die sie im ganzen Ausmaße unmöglich zu ertragen vermöchte. So nimmt sie gegen diese vernichtenden Erschütterungen ihre natürliche Zuflucht in dem Schutze der Empfindungslosigkeit und wappnet sich gegen ihr ganz unerträgliche Gefühlsbelastungen mit dem Opiat der völligen Empfindungsausaltung. Hier geschieht auf seelischem Gebiet genau das gleiche, was die Natur mit dem Mittel der Bestimmungslosigkeit gegen ein Übermaß von Körperschmerzen bei den schlimmsten Verstümmelungen gnädig an Schutz gespendet hat. Aber die übergroßen seelischen Leiden, die das gewaltige Kriegsschicksal über uns alle verhängt und gebracht hat, bescherten uns noch eine andere, fast automatisch wirkende Seelenhygiene. Sie besteht darin, daß das kleine Einzelschicksal an unser Gefühl kaum noch heran kann. Die Eisenbahnkatastrophe, die den Kölner Zug vor kurzem in der Nähe Berlins ereilte, ging fast spurlos an uns vorüber, gleich wie der Einzelstod selbst hervorragender und bedeutender Menschen in dieser Zeit ungleich weniger auf uns Eindruck macht, als in ruhigen Perioden. Es ist, als sei das Völkerschicksal, das da draußen auf den Walstätten jetzt entschieden werden soll, zur seelischen Dominante der gesamten Welt geworden. Es hat, bis es endgültig entschieden sein wird, all unser Fühlen und Empfinden auf gänzlich veränderte Grundlagen gestellt und sich auf solche Weise zu einem geheimnisvollen und allmächtigen Beherrscher der Seelen ausgewachsen, der ungeheuren Einfluß auf all unser Fühlen und Empfinden ausübt . . .

## Wie wir kämpfen.

Abendschatten gleiten über zerstampftes Land,  
Brennende Dörfer schwelen am Himmelsrand . . .  
Dem Schützengraben entklettert die Kompanie.  
Des Feindes Grüße verstummen. Nun feiert sie.

Müde. Verklammte die Glieder. Dennoch voll Mut.  
Wie wohl das ferne Dufte der Feldküchen tut!  
Tagsüber flogen die blauen Bohnen als blutige  
Saat —

Auch die von drüben. Nun fehlt manch Kamerad.

„Aber das hilft nichts! Morgen tränken wir's  
ihnen ein!

Ihr roten Halunken, wir hauen euch kurz und klein.  
Euch soll der Schädel brummen, wie uns der Magen  
brummt —“

Da sind die deutschen Rächer jäh verstummt.

Zum feindlichen Graben deuten sie mit derbem  
Fluch.

Einer taucht aus der Tiefe. Er schwenkt sein Tuch.

Der Hauptmann geht ihm entgegen, unbewehrt,  
Aufrecht und furchtlos. Er fragt, was jener begehrt.

Da stammelt der blasse Franzose: „Keine Ration —  
Bier Tage! — Meine Leute — verhungern schon!  
Saben Sie — Essen?“ Der Deutsche: „Wieviel  
Mann?“ —

„Gegen Hundert.“ — „Wenig — und viel doch! —  
Treten Sie an.“

Wimmelnd drängt es empor aus dem feuchten Grab.  
Geschäftig legen sie alle die Waffen ab,  
Im Sturmschritt, funkelnden Auges, zum leckern  
Mahl.

Die Gastgeber füllen ein, wie ihr Hauptmann befahl.

Keine Klage wird laut um das verkürzte Gericht —  
Der hungernbe Feind ist Mensch, den hassen sie nicht.  
Unbeheilig, gestärkt verschwindet er in die Nacht . . .

„Aber weh' dir, Franzos, morgen, im Loben der  
Schlacht!“

Alice Frelin v. Gaudy.

# Die Eisenbahnen im Krieg.

Ein Ruhmesblatt des deutschen Verkehrswesens. Von Dr. Richard Hennig.

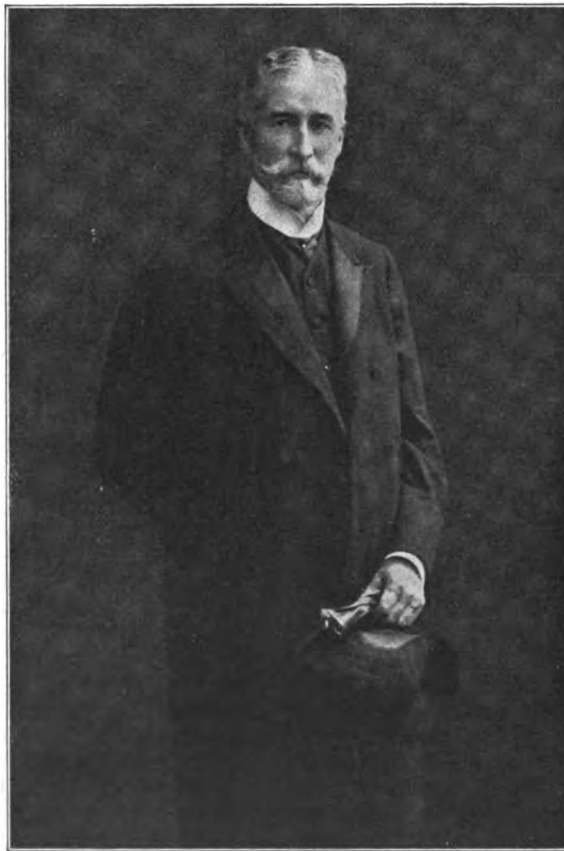
Was das deutsche Volk im siegreichen Bestehen des großen Weltkrieges gegen eine gewaltige Übermacht seinem vorzüglichen Eisenbahnetz zu danken hat, das wird erst die künftige Geschichtschreibung völlig würdigen können. Heute ahnt es erst ein sehr kleiner Teil des Volkes, daß neben manchen anderen Mitteln der Technik unsere Bahnen uns das Hineintragen des Krieges in Feindesland, die rasche Unschädlichmachung verwüstender feindlicher Einfälle und manchen stolzen Sieg verschafft haben. Die Tatsache, daß der preussische Minister der Öffentlichen Arbeiten v. Breitenbach vor kurzem von der Universität Breslau zum Ehrendoktor der Staatswissenschaften ernannt worden ist, zeigt aber an, wie tiefer schauende Kreise das scheinbar so selbstverständliche und mühevolle Arbeiten unserer Eisenbahnen in ihrer Folgewirkung für die siegreiche Kriegsführung richtig einschätzen.

Ein einziges Beispiel wird genügen, um zu beweisen, daß die deutschen Eisenbahnen zusammen mit den von unseren Truppen in Betrieb genommenen Bahnen der von uns besetzten Nachbarstaaten rein militärisch eine unschätzbare Bedeutung hatten, so daß das von einer Schweizer Zeitung geprägte hübsche Wort, der eigentliche Sieger von Lodz sei der — deutsche Bahnschaffner gewesen, einen sehr tiefen und wahren Sinn bekommt. Es ist bisher meines Wissens noch nicht darauf hingewiesen worden, daß die Lage, die das deutsche Heer seit dem Oktober bis zum Ende des Jahres in Frankreich und Flandern einnahm, rein äußerlich betrachtet, ungefähr dieselbe war, wie die des russischen Heeres in Polen von Mitte November bis Mitte Dezember. Hier wie dort sehen wir ein ungefähr halbkreisförmig aufgestelltes Heer, dessen Front allenthalben feindliche Truppenmassen in ebenfalls halbkreisförmiger Stellung gegenüberstehen. In Frankreich hatte das keilförmig geschlossen vorgetriebene deutsche Heer einen zahlenmäßig überlegenen Gegner sich gegenüber; in Rußland hingegen war die Übermacht auf Seiten des über Polen und Galizien sich erstreckenden russischen Truppenkeils, während der äußere Kreisbogen von den zahlenmäßig unterlegenen Heeren des Zweibundes gebildet wurde. Und trotz dieser Sachlage, die an sich den Glauben erwecken müßte und tatsächlich im Ausland vielfach erweckt hat, daß die Russen in Polen bessere Siegesaussichten hätten haben müssen, als die Deutschen in Frank-

reich, sehen wir die deutschen Heere in der am 14. September beginnenden Nisne-Schlacht und den nachfolgenden bis an die belgische Küste sich ausdehnenden Stellungskämpfen jeden Versuch feindlichen Vordringens vereiteln, während sie selbst, zwar nur sehr langsam, aber doch deutlich, an Boden etwas gewinnen, indes der große Russenkeil in Polen in mehr als vierwöchigen Kämpfen den feindlichen Angriffen nicht standhalten konnte, eine Stellung nach der anderen verlor und schließlich einen völligen militärischen und moralischen Zusammenbruch erlebte.

Um den sehr verschiedenartigen Ausgang zweier an sich sehr ähnlichen Lagen zu verstehen, genügt es nicht, auf die ausgezeichneten militärischen Eigenschaften der deutschen Truppen zu verweisen, die in Polen die feindliche Übermacht ausglich. Allein mit ihrer Kampfesfähigkeit und ihrem Willen zum Siege hätten die deutschen und österreichischen Soldaten die „russische Dampfwalze“ nur aufhalten können. Um sie völlig zu bestegen, mußte ein weiteres hinzukommen, und das war eben die Überlegenheit des verfügbaren Bahnnetzes. In Frankreich und Flandern hatten beide Gegner ein vortreffliches Bahnnetz im Rücken, wobei der deutsche Keil in entschiedenem Vorteil war, da ihm die innere Linie zur Verfügung stand, die auf kürzestem Wege Ausgleiche zwischen den einzelnen

Teilen der Front vorzunehmen gestattete und die Zufuhr von Munition und Proviant wesentlich vereinfachte. Im Osten war es umgekehrt: hier stand dem umklammernden deutsch-österreichischen Angreifer ein vortreffliches Eisenbahnetz im Rücken zu Gebote, eine prächtige „äußere Linie“, die alle Teile der halbkreisförmigen Front miteinander verband, während der eingeklammerte Russenkeil der Eisenbahnen so gut wie völlig entbehrte. Schon der große erste Hindenburg-Sieg bei Tannenberg war nur durch das gute ostpreussische Bahnnetz ermöglicht worden; das „Cannae von 1914“ wäre undenkbar gewesen, wenn nicht mit Hilfe der Schienenwege die verhältnismäßig schwachen deutschen Streitkräfte den dreimal stärkeren Gegner rasch umklammern hätten. War schon Tannenberg eine Meisterleistung Hindenburgscher Eisenbahnstrategie, so zeigte sich diese doch erst im vollen, über alle Begriffe großartigen Glanze in der wundervollen Anlage des polnischen Feldzugs der Monate Oktober bis Dezember. Die unerhörte



Der preussische Eisenbahnminister Paul v. Breitenbach, wurde aus Anlaß der Verdienste, die sich die Eisenbahnen in der Kriegszeit erworben, von der Universität Breslau zum Ehren doktor der Staatswissenschaften und von der Technischen Hochschule in Danzig zum Dr.-Ing. ehrenhalber ernannt.

Genialität des Hindenburg-Höngendorffschen Feldzugsplanes, der seine Krönung in dem entscheidenden Siege vom 16. Dezember fand, wird sich erst in Zukunft uneingeschränkt würdigen lassen. Aber schon heute beginnt man zu ahnen, daß hier die Ausnutzung der Eisenbahn zu militärischen Zwecken einen Zug von so gewaltiger Größe erhalten hat, der schlechthin nicht mehr überboten werden kann, und wie man ihn wohl selbst im Generalstab nie für möglich gehalten hätte. Der überraschende Vorstoß der verbündeten deutsch-österreichischen Truppen gegen Warschau und Zwangorod, der nachfolgende, am 28. Oktober beginnende und anfangs sehr deprimierend wirkende Rückzug bis an die preussische Grenze und tief nach Galizien hinein, der am 13. November beginnende zweite Vorstoß, der mit der Schlacht bei Wloclawec und Kutno begann, in den siegreichen Kämpfen bei Lowitzsch, Lodz, Petrikau, Tschenschochau, Wolbrom, Krakau usw. seine Fortsetzung fand und nach der siegreichen Eroberung von Lodz am 6. Dezember schließlich in der völligen Zurückwerfung des weit überlegenen Russenheeres seinen wundervollen Höhepunkt erreichte, alle diese vielen, über mehr als zwei Monate sich erstreckenden Einzelhandlungen, sie stellen in Wahrheit eine einzige kriegerische Handlung von einer in der Kriegsgeschichte bisher beispiellosen Folgerichtigkeit des Aufbaues dar. Selbst der vierzehntägige Rückzug, der viel Unruhe in Deutschland gestiftet hat, war ein unentbehrliches Glied zur erfolgreichen Durchführung des Grundgedankens.

Worin dieser Grundgedanke bestand, das wurde, zunächst nur für wenige besonders feine Ohren erst erkennbar, als Hindenburg, nachdem der Rückzug ausgeführt war und der erneute Gegenstoß schon wieder eingesezt hatte, dem Kriegsberichterstatler der Neuen Freien Presse gegenüber die Bemerkung fallen ließ, der ganze Vormarsch nach Warschau, dessen Zweck wochenlang nicht zu erkennen war, habe nur ein einziges Ziel gehabt: die völlige Zerstörung der nach Warschau führenden Eisenbahnen! Aus der im Oktober und November ausgebreiteten Saat wuchs dann der entscheidende Sieg im Dezember hervor. Der strategische Plan war, soweit es sich an Hand der Andeutungen Generalfeldmarschalls v. Hindenburg zurzeit übersehen läßt, mit kurzen Worten gesagt, der folgende. Auf dem Vorstoß nach Warschau wurde das ganze Landgebiet abgegrenzt, in dem die Eisenbahnen und Verkehrswege so gründlich wie möglich zerstört werden sollten. Die Kämpfe vor Warschau und Zwangorod sollten offenbar lediglich Zeit gewinnen, um die Zerstörung vorzubereiten. Während des von vornherein in den Plan einbezogenen Rückzugs vom 27. Oktober bis 13. November erfolgte dann die Zerstörung mit bemerkenswerter Gründlichkeit. Zuverlässige Nachrichten meldeten, daß der polnische Teil der Warschau-Wiener Bahn völlig zerstört war, ebenso die von Zwangorod über Kielzy zur schlesischen Grenze laufende Bahn, sowie die Strecken von Warschau nach Lodz und Lowitzsch. Dagegen blieben bemerkenswerterweise die Schienenwege von Lodz und von Lowitzsch zur deutschen Grenze unangetastet: sie sollten eben den vom 13. bis 15. November überraschend vorstoßenden deutschen Nordflügel bei den Kämpfen von Lodz und Lowitzsch bequem mit Lebensmitteln, Munition und sonstigem Heeresbedarf versorgen. Nachdem der Plan völlig geglückt war und das russische Millionenheer, von einer bärenhaft täppischen Führung vorgetrieben, in den eisenbahnleeren Raum vorgezogen war, zog der Vogelsteller Hindenburg durch seinen genialen Plankeß über Kutno das Neß zu und hatte nun erreicht, was er wollte: von Lowitzsch und der

Weichsel an bis nach Krakau lehnte sich die Halbkreisfront der verbündeten Heere überall an Bahnlinien an, die in ihrem Rücken Truppenbewegungen und Transporte aller Art tagaus tagein ermöglichten. Die an sich in vorteilhafterer Lage stehenden, über die innere Linie verfügenden und zahlenmäßig weit überlegenen Russen hingegen mußten an ihrer eigenen Massenhaftigkeit zugrunde gehen, und die große Menschenzahl der „russischen Dampfwalze“ wurde geradezu ihr Verderb. Der Vorteil der inneren Linie ließ sich nicht ausnützen, weil eben die „Linie“ in Gestalt der Eisenbahnen und Straßen durch Hindenburg zerstört waren. Die Verpflegung des Riesenheeres war auf die Dauer unmöglich; neue Bahnen ließen sich in der Kürze der Zeit nicht in ausreichendem Maßstabe bauen, und da der frontale Durchbruch unmöglich war, blieb den Russen eben nur der schleunige Rückzug in der Richtung übrig, die Hindenburg vorschrieb.

Die ganze Tragweite des Wortes, daß der deutsche Bahnschaffner der Sieger von Lodz gewesen sei, dürfte nunmehr klar werden. Neben Hindenburgs Genie und der glänzenden Tapferkeit der Truppen ist es die deutsche Technik und vor allem die Eisenbahntechnik gewesen, die den russischen Roloß zu Boden zwang!

Die Würdigung der Leistung der Eisenbahnen wäre aber nicht vollkommen, wenn nicht auch dankbar des Anteils gedacht würde, den sie im Kriege an der vorchriftsmäßig glatten und sicheren Abwicklung der Robilmachung gehabt haben, ferner der unschätzbaren Dienste, die sie bei den häufig notwendig gewordenen Truppenverschiebungen zwischen der West- und der Ostgrenze Deutschlands auf der „inneren Linie“ geleistet haben. Die verhältnismäßig rasche und überaus gründliche Zurückdrängung der Russenflut aus Ostpreußen im August wäre niemals möglich gewesen, wenn nicht rechtzeitig aus dem Westen bedeutende Verstärkungen in die bedrohte Ostmark mit Hilfe der Eisenbahnen geschafft worden wären, deren Tapferkeit es dann unter Hindenburgs und Ludendorffs genialer Führung gelang, das Unheil zu bannen. Schließlich kann das Verdienst der Eisenbahnen auf unser Wirtschaftsleben nicht hoch genug geschätzt werden. Das deutsche Wirtschaftsleben, das sich nach der anfänglichen Stockung überraschend schnell und glücklich aufs neue entwickelte, wäre eines so starken Aufschwungs unter erschwerten Umständen niemals fähig gewesen, wenn nicht unsere Bahnen neben ihren sonstigen gewaltigen Leistungen für die Heeresverwaltung auch schon frühzeitig wieder eine geordnete Personen- und Güterbeförderung eingerichtet hätten, die sich nicht sehr erheblich von denen der Friedenszeit unterscheidet. Die Häufigkeit der Zugverbindungen ist natürlich gegen ruhigere Zeiten eingeschränkt, aber was will dieser unbedeutende Umstand besagen, wenn man bedenkt, was für ungeheure Mehrarbeit der Bahnverwaltung nebenher durch die fortdauernden Munitions-, Verpflegungs-, Liebesgaben Transporte usw. zum Kriegsschauplatz, durch die Beförderung der Lazarettzüge, der zahllosen Verwundeten und Gefangenen vom Kriegsschauplatz, dazu auch die Hin- und Verschaffung der Flüchtlingfamilien aus Ostpreußen und durch hundert andere Nebenleistungen erwuchs, die in Friedenszeiten in Fortfall kommen. Wahrlich, der Ehrenpokertitel, der dem Minister v. Breitenbach verliehen worden ist, ist wohlverdient, er ist zugleich eine Anerkennung für die Gesamtheit der im Eisenbahndienst tätigen Beamten, und diese haben in den Kriegsmonaten des Jahres 1914 eine Leistung vollbracht, die musterträchtig ist, die man bereinst in anderen Staaten eifrig studieren, aber schwerlich irgendwo nachmachen wird!



## Im Kasino.

Ein Abend im Mai. Sie saßen alle  
Im Kasino in der großen Halle.  
Der lange Below hielt lange Reden.  
Er wollte die Sozialisten befehlen.  
Und dabei blinkte sein rundes Monokel.  
Der kleine Bülow schrie wie ein Gockel  
Und lachte, lachte. Daneben Kleist  
War im Frühling nach Bordighera gereist.  
Er sprach zuweilen von Sonne und Blüten.  
Das Dämmern kam. Die Zigarren glühten.  
Dann gab es Bowle. „Prost, Kinder, sollt  
leben!“

Ein bißchen Geschimpfe und Blut der Reben.  
„Das Leben geht weiter; ohne Gewinnst.  
Kaserno — Kasino — und Dienst, Dienst, Dienst.  
Die Leute reden da draußen zu viel.  
Was versteht denn schließlich so 'n Kerl vom  
Zivil?“

Zwei Regimenter vom Reichstag gestrichen!“ —  
„Wir schaffen's auch so.“ — Die Rauchwolken  
strichen

Über die Gläser bläulich und weich.  
Von ferne ertönte der Zapfenstreich.

Nun sitzen sie wieder des Abends zusammen;  
Im Ofen knacken die Lannenflammen.  
Feldgrau; Kreuze; zerflossene Glieder.  
Hier finden sich die Verwundeten wieder.  
„Wo ist denn Below?“ — „Er fiel in Flandern.“  
Stille. „Hans Arnim trat ein bei den andern,  
Früher im fünften...“ — „Tot?“ — „Kopfschuß.“ —  
„Und dann?“

„Der kleine Bülow.“ — „Wie fing der's an?“ —  
„Er sprang vor den Zug, wollt den Degen heben...“

Dann rief er im Sterben: ... Prost, Kinder, sollt  
leben! ...“

Ein Lächeln im Kreise. „Der gute Junge!“ —  
„Auch Kleist erwischte die Kugel im Sprunge.  
Er rief noch: ‚Grüß meine Mutter!‘ und sank.“  
„Und Werner Wedel?“ — „Den schossen sie trant.  
In die Nieren. Er hat noch zehn Stunden gelebt.“  
„Traurig.“ Doch keiner hat gebebt.

Sie sprechen alle so ernst und gemessen.  
Sie haben die Toten nicht vergessen;  
Die Leute, die man für ewig nennt:  
„Die Helden von unserem Regiment“.

Langes Gerede liebt man hier nicht.  
Nur kurzes Gedenten; Sterben ist Pflicht.

Zwanzig fielen. Das ist eine Lücke!  
Doch wozu trägt man die Achselstücke?

„Und müssen wir alle daran: gleichviel,  
Endlich kommen sie doch zum Ziel!“

Stille im Kreise. Laut tickt die Uhr.

Da reckt Beerd Thümen die lange Figur  
Und spielt mit dem Kreuz. Nun spricht er es aus:

„Nächstens gehen wir wieder hinaus.  
Man fordert uns ein.“ — Die Augen blitzen.

„Thümen, verschon' uns mit deinen Wizen!“ —  
„Das sagst du erst jetzt?“ — „Du bist doch ein  
Luder!“

„Prost, du alter, verschwiegener Bruder!“  
Allen erglänzt in Purpur die Welt.

Bald sind sie genesen. Zurück ins Feld! —  
Allen lobert im Herzen der Brand:

„Jetzt fordert Eaten das Vaterland!“

Fern wie ein Wiegenlied, träumend und weich,  
Erstirbt in der Nacht der Zapfenstreich.

Werner von der Schulenburg.

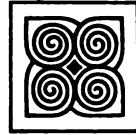




# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walthar Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



In dem Augenblick, wo unsere Schornsteine fallen, dürfen wir sicher sein, daß unsere Truppen heranrücken, daß Samat einer Belagerung entgegengeht. Und das kann uns den Schmerz lindern helfen, Hammesfahr. Es ist mir nur leid, daß die Gelder meines Vaters und meines Onkels so schnell in die Brüche gehen werden, kaum, daß ich hier das Werk angetreten hab'."

"Vielleicht wär' noch was zu retten, wenn wir Ihren Herrn Ohm selber herkriegern könnten. Er gilt doch als ein vollkommener Ruff", und gegen ihn werden sie wohl kaum etwas Schlimmes unternehmen, da er auch die besten Verbindungen nach oben hat und überdies wohl mehr weiß, als manchem angenehm ist."

"Der Versuch muß jedenfalls gemacht werden. Aber einstweilen sitze ich hier fest, und wer weiß, ob es nicht noch weit schlimmer kommt. Was ist zu machen?"

"Beschweren, beschweren," meinte der Profurist. "Vorstellig werden, daß man einen loyalen Untertanen des Zaren in seiner Bewegungsfreiheit hindert, ihm die Fürsorge für die vielen Arbeiter erschwert, und so weiter und so weiter."

"Den Hinweis auf den loyalen Untertan des Zaren lohn' Ihnen der Teufel, Hammesfahr," brummte Kurt. "Ich bin unter andern Voraussetzungen russischer Untertan geworden. Himmel! Wer mich schuldig behandelt, der kann sich von mir keiner Freundschaft versehen. Und wo bleibt hier die Gerechtigkeit? Aber immerhin, tun wir das einzige, was wir tun können: beschweren wir uns. Der Wurm, der getreten wird, krümmt sich und wir - hahaha! wir verzapfen papierene Proteste. Also machen Sie das, Sie haben was los in derlei Eingaben. Und vor allem vergessen Sie den Hinweis auf die Arbeiter nicht, denn es kann denen oben unter den gegenwärtigen Umständen nicht gleichgültig sein, ob die Leute Ruhe

halten oder wegen Mangels an Arbeit und Brot schwierig werden."

Der Profurist brachte denn auch einen überzeugenden Protest zu Papier. Eine direkte Antwort erfolgte nicht, aber schon andern Tages erschien ein Gehilfe des Polizeimeisters und überbrachte den Befehl des Festungskommandanten, daß wegen der Unruhen, die durch die Zwistigkeiten zwischen entlassenen und tätigen Arbeitern entstanden seien, die Gehrrens-Werke vom andern Tage ab zu schließen seien. Ein starkes Ko'afenaufgebot würde dafür Sorge tragen, daß keine neuen Unruhen entstünden.

Das war die Antwort des Kommandanten auf die Beschwerde Kurts, und gleichzeitig wurde die Wache in seinem Hause verdoppelt und verfügt, daß Besuche von außerhalb der Fabrik nur mit Erlaubnischein des Generals zugelassen würden. Kurt Gehrrens durfte sich also vollkommen als Gefangener betrachten und war nicht viel besser daran, als wenn er im Festungsgefängnis selber untergebracht wäre, das den Spitznamen Malo'schnik, der 'Milchtopf', führte und das man nur mit einem Ausdruck des Grauens erwähnte.

"So geht man nun mit einem russischen Untertanen um," sagte Hammesfahr nicht ohne einen Beifall von leisem Spott.

"Es war die größte Dummheit meines Lebens," bekannte Kurt. "Ich bin einfach rechtlos, bin in den Händen der Gewalt. Ich bin ein Nichts."

"Wärt Ihr deutscher Staatsangehöriger geblieben, Herr Gehrrens, dann könnten wir nachher, wenn die Bande richtig verhauen wär', für jedes Haar, das sie Euch krümmten, eine Rechnung aufmachen, und nit zu knapp. Nun aber sieht et damit böj' aus."

"Man sollte nie kaufmännisch kalkulieren, wenn das hier in Frage kommt," knirschte Kurt und schlug sich mit der Faust gegen die Brust, daß es dröhnte. "Herrgott! Ich bin immer ein



General v. Zwebl, Kommandeur eines Reserve-Armee-Korps. Auf dem Kriegsschauplatz porträtiert von Ernst Bollhehr. 23. Sept. 1917.



Nach dem Kampf. Eine Aufnahme vom gallischen Kriegsschauplatz. Phot. Kletter, Wien.

guter Deutscher gewesen und ein schneidiger, preussischer Soldat. Und ich bin's geblieben, hab' diese verdammte Naturalisation doch nur als eine leere Formsache betrachtet. Aber nun sitz' ich an der Angel." Er rüttelte den Kleinen an der Schulter und schrie: „Und wenn ich wüßte, daß mich morgen eine russische Kugel verstümmelte, oder daß mich eine französische für immer umblies, ich wär' der glücklichste Mensch, könnte ich mich heut auf einen Gaul werfen und mit der Lanze in der Faust gegen die Schufte anreiten, die uns als Räuber überfallen haben. Aber nun bin ich ein Ohnmächtiger, bin ein Glender, ein jämmerliches Nichts. Ich bin kein Russ' und bin kein Deutscher. Ich hab' den Boden unter mir verloren.“

„Wenn Ihr nur den Kopf nit verliert! Dann wär' et ganz gefehlt,“ ermutigte ihn der Prokurist. „Und solche Reden laßt lieber. Wenn sie an dat unrechte Ohr kämen, könntet Ihr ein paar Kugeln umsonst in die Brust kriegen, wenn's nit noch schlimmer käm'. Nehmen wir's hin, wie's ist, tun wir unsere Pflicht bis zulezt und hoffen wir, daß die Unsrigen weiter mit der Bande fertig werden. Und sie werden mit ihr fertig, oder ich will nit Hammesfahr heißen.“

Er ging, nachdem er seinem jungen Prinzipal noch weiter Mut zugesprochen. Fast gab er draußen einem elegant gekleideten Herrn die Klinke in die Hand.

Das ist doch einer vom Gouvernement, dachte er. Aber er sieht nicht gerade sehr autsmäßig aus.

Und dann erinnerte er sich, daß es der Graf Melnikoff war, dem Gouverneur als Gouvernementsrat beigeordnet. Er stammte aus einer vornehmen Familie und galt als reich. Hammesfahr wußte, daß Kurt im Klub mit ihm verkehrte, und daß er auch als Gast des jungen Fabrikherrn öfter schon in der Villa war.

Als er in Kurts Arbeitszimmer eingetreten war, schüttelte er ihm kräftig die Hand. „Ich hoffe, daß Sie es mir persönlich nicht nachtragen, Kurt Pawlowitsch, wenn man so wenig glimpflich mit Ihnen umgeht,“ sagte er in herzlichem Ton. „Mein Großvater mütterlicherseits war ein grusinischer Fürst. Er ist im Gefängnis gestorben — vielleicht ermordet worden auf den bloßen Verdacht hin, daß er mit einem Aufstand im Kaukasus in Verbindung stünde. Ich habe mehr von dem Blute meiner Mutter in meinen Adern, als von denen der Melnikoffs. Genügt Ihnen das?“

„Ich habe Sie stets für einen vornehmen Charakter gehalten, lieber Graf. Darf ich fragen, was Sie herführt? Vielleicht wieder irgendeine amtliche Freundlichkeit. Genieren Sie sich nicht. Ich werde mich über nichts mehr wundern.“

„Sie irren sich, werter Freund. Ich komm' nur als Mensch zum Menschen, meinethalben als Kulturfreund zum Kulturträger. Es war mir ein Bedürfnis, Ihnen meine aufrichtige Teilnahme wegen des Verfahrens auszudrücken, das man gegen Sie beliebte, und Ihnen zu versichern, daß Sie auf Alexander

Georgewitsch zählen können, wenn Sie seiner bedürfen.“

„Ich habe von Ihnen nichts anderes erwartet, lieber Graf,“ erwiderte Kurt mit Wärme. „Ich rechne es Ihnen schon sehr hoch an, daß Sie es wagen, solch einen Verfeimten, wie ich es bin, aufzusuchen. Hoffentlich schadet es Ihnen nicht in Ihrer Laufbahn.“

Der Graf machte lächelnd eine abwehrende Bewegung. „Ich bin kein Streber, Kurt Pawlowitsch. Aberdies: heute schlage ich eine Fliege tot und komme dafür nach Sibirien, und morgen drehe ich einem Mitbürger den Hals um und werde Minister. Bei uns ist doch alles möglich. Wie hätte sonst auch dieser Krieg ausbrechen können, der so absolut gegen den Willen des Zaren ist?“

„Gegen seinen Willen? Aber doch auf seinen Befehl.“

Der Graf ließ sich in einem Fauteuil nieder und brannte sich eine Zigarette an, die ihm Kurt anbot. „Ja,“ sagte er, „die Vorgeschichte dieses furchtbaren Krieges wird noch seltsame Enthüllungen bringen. Ich habe nichts gesagt, verstehen Sie, aber ich kann Ihnen versichern, daß der Zar nicht weniger als viermal das Mobilisierungsdekret unterzeichnet und wieder zurückgezogen hatte. Er hatte doch nun einmal den Ehrgeiz, ein Friedensherrscher sein zu wollen, und der Fehler ist nur, daß er nicht die nötige Kraft dazu hat. Furchtbare Auftritte hat es gegeben. Ich weiß es aus sicherer Quelle. Der Einfluß der Zarin auf der einen Seite, auf der andern der der Kriegspartei, die im wesentlichen aus dem Großfürsten Nikolajewitsch und einigen Ministern besteht. Oh, sie sind lange schon am Werk. Schließlich haben sie sich hinter unsern neuesten Nationalheiligen gesteckt und überdies auch noch den Spiritismus zu Hilfe geholt. Und als letzter Trumpf die Drohung mit der Absetzung! Selten hat sich wohl ein von Natur schwacher Mensch heftiger gegen das Ungeheure gewehrt, als hier, aber nun haben wir den Krieg, den unser Vertreter in Paris so hübsch ‚seinen Krieg‘ nennt, und das Entsetzen ist sein Gefolge. Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich ihn in tiefster Seele beklage, daß ich weinen möchte über die Kultur, die da zertreten wird, über das Elend, das über Millionen Unschuldiger gekommen ist um des Ehrgeizes oder wahrscheinlicher der Habgucht und des blöden Neides einiger weniger willen.“

„Ich glaube, daß kein Mensch von rechtem Empfinden anders denken kann, lieber Graf.“

Melnikoff blickte dem Rauch seiner Zigarette nach, dann strich er die Asche in die geschliffene Bergkristallschale ab, die eine Bronzenixe freundlich den Rauchern hinhielt.

„Würde Rußland um einer wirklich guten Sache willen das Schwert ziehen, ich würde bedauern, daß

mir ein körperlicher Fehler, ein kleines Herzleiden, die Teilnahme am Kriege verweigert. Jetzt möchte ich diesen Fehler, der mir manche qualvolle Stunde bereitet, fast segnen,“ sagte er nach einer Weile. „Aber trotz allem wird der Krieg sein Gutes haben. Er wird dem gesittetsten, kulturmächtigsten Volk der Welt, nämlich dem Ihrigen, für lange Zeit, vielleicht für immer, die Führung verschaffen. Diejenigen, die sich einbildeten, diese könnte jemals Rußland zufallen, sind blöde Toren. Rußland wird niemals ein Hort der Kultur im Sinne einer westeuropäischen Hochkultur werden können.“

„So reden Sie, ein Russe?“ fragte Kurt erstaunt.

„So rede ich, ein Freund des Fortschritts und der Kultur, der zufällig in Rußland geboren ist. Was wollen Sie? Sie, als Deutscher, haben den Vorteil eines Vaterlandes, einer einheitlichen Nation, die nur an den Grenzen von andern Völkerschaften besäumt ist. Aber was ist denn Rußland? Ein Konglomerat aller möglichen Völker, die nicht einmal von einem einheitlichen Glauben zusammengehalten werden, und am wenigsten von einer starken Kultur. Nur die rohe Macht hat das alles zusammengekleistert und sucht unvereinbare Gegensätze zu vereinen. Blödsinniges Unterfangen! Finnern, Polen, Weißrussen, Kaukasier und halb Asien, sie alle heben jetzt beim Lärm der Schlachten das Haupt und hoffen, daß der russische Koloss zerfalle und sie wieder ihre Selbständigkeit erringen. Mir bangt um die Zukunft Rußlands; ich kann in die künstliche Begeisterung nicht einstimmen.“

„Sie sind sehr offen zu mir, lieber Graf, zu mir, der ich doch ein geborener Deutscher bin,“ jagte Kurt.

„Geborener Deutscher und naturalisierter Russe. Sie sitzen da in einer netten Zwickmühle, mein Freund. Ihr Deutschtum nußt Ihnen jetzt nichts und Ihr Russentum auch nicht. Aber ich denke mir, eine Freude haben Sie doch: die Bravour Ihrer Landsleute, die deutschen Siege. Wissen Sie darum?“

„Ich habe nur die glänzenden Siegesnachrichten der Russen, Briten, Franzosen und Belgier gelesen,“ entgegnete Kurt vorsichtig, aber der andere sagte:

„Ich glaubte, Sie wären vielleicht im geheimen besser informiert. Aber immerhin, ich sagte mir: jetzt sitzt dieser arme Kurt Pawlowitsch, der bisher in Rußland so gut prosperierte und bei dem du als sein Gast so manche angenehme Stunde verlebtest, böse in der Falle und kriegt nach und nach wohl alle Bitternisse dieser Kriegszustände zu schmecken. So geh denn, Alexander Georgewitsch, und bringe ihm einige Bonbons. Und so nehmen Sie denn aus der Güte meiner Indiskretion als Süßigkeit die vertrauliche Mitteilung, daß Ihr Deutschland auf allen Linien siegend vorgeht, daß auch Oesterreich sich



Kriegswinter. Nach einem Gemälde von J. C. Tollmann.

äußerst tapfer hält, und daß es ganz so aussieht, als würden die beiden verbündeten Reiche nicht nur siegreich diesen ungeheuern Kampf bestehen, sondern auch einen glänzenden Lohn ihrer Siege erringen. Es ist kein Märchen, was ich Ihnen da erzähle, es ist verbürgte Wahrheit. Behalten Sie es still für sich. Ich denke mir, Sie werden jetzt Ihr Ungemach leichter ertragen können.“

„Sie sind ein echter Freund, lieber Graf,“ rief Kurt gerührt. „Ich hätte mir diese Wohltat von einem Russen niemals träumen lassen, und ich danke Ihnen aus tiefster Seele.“

„Oh, es ist nichts Besonderes,“ wehrte der Graf. „Es gibt doch auch viele gebildete und gerecht denkende Männer in Rußland, die nicht anders empfinden als ich. Es ist nur schade, daß immer nur von der rohen und bestechlichen Menge geredet wird. Vielleicht wird der Krieg, wird das kommende Unglück Rußlands das Gute mit sich bringen, daß diese Elemente beseitigt werden und mit einer besseren Verwaltung ein neuer Geist einzieht. So könnte aus einer großen Niederlage noch ein großes Heil erwachsen. — Doch reden wir von Ihnen. Die Gehrentens-Werke bilden einen zu bedeutenden Faktor im Leben Samaks, als daß es nicht das größte Interesse erregte, was ihrem Vertreter widerfährt. Ihre Inhaftierung im eigenen Hause bildet das Stadtgespräch. Sie dürfen mir glauben, daß alle besseren Elemente und die, denen der durch den Krieg entfaltete Haß nicht die Sinne verblendet, Teilnahme

für Sie empfinden. Auch die Weiblichkeit schließt sich zum Teil nicht davon aus. Ich war vorher im Gouvernementspalast. Die Tochter des Gouverneurs zeigte sich besonders ungehalten über das gegen Sie beliebte Verfahren. Sie scheinen eine wirkliche Freundin an ihr zu haben.“

„Eine wirkliche? Meinen Sie?“

„Als sie hörte, daß ich Sie in Ihrer Haft besuchen wollte, schien sie nicht abgeneigt, mich zu begleiten, aber sie hätte sich erst noch den Permiff vom Kommandanten besorgen müssen. So hat sie mich denn beauftragt, Ihnen ihre besten Grüße auszurichten. Sie würde nicht verfehlen, dieselbe Fingigkeit, die sie in einer Ihnen bekannten Sache für sich entwickelt, nun auch für Sie ins Gefecht zu führen. Sie dürften sich ganz auf sie verlassen. Und sie ist eine Intelligenz und die Energie selber.“

„Jedenfalls sehr liebenswürdig von der jungen Dame,“ sagte Kurt.

„Sie scheinen eine Eroberung an ihr gemacht zu haben. Ich gratuliere,“ bemerkte der Graf lächelnd.

„Gratulieren Sie aufrichtig? Ich war der Tochter des Gouverneurs auf ihrer Reise aus Deutschland gefällig. Das ist alles.“

„Ich bin überzeugt, sie wird sich in Ihrem Interesse energisch bemühen. Und Frauenhilfe ist in solchen Lagen oft nicht zu verachten.“

„Ich bin mehr dafür, Damen zu helfen, als von Damen Hilfe zu erhalten. Und wenn mir etwas



unangenehm in meiner Lage ist, so wäre es der Gedanke, daß mich die Weiblichkeit mit ihrem Mitleid verfolgt. Ein Druck Ihrer Hand ist mir zehnmal wertvoller.“

„Aber am liebsten wäre es Ihnen doch, Kurt Pawlowitsch, wenn Sie mit dem Säbel in der Faust mit den deutschen Truppen gegen uns Russen anstürmen könnten. Habe ich recht?“

„Ich wüßte keinen höheren Wunsch für mich, lieber Graf, und daß ich ihn vor Ihnen ausspreche, möge Ihnen beweisen, daß es auch für mich in Rußland noch Männer gibt, die das Herz auf dem rechten Fleck haben,“ sagte Kurt mit tiefer Überzeugung.

„Oh, ich verstehe Ihre Empfindungen vollkommen,“ versicherte Melnikoff. „Ich bedaure nur den Zwiespalt, in den Sie da durch Ihre russische Untertanenschaft hineingeraten sind. Jeder antirussische Wunsch ist ja schon ein Stückchen Revolution. Doch in diesem Sinne befinden wir uns hier förmlich in einem Revolutionsherde. Ganz Polen wünscht nichts sehnlicher, als daß Rußland dermaßen niedergeworfen wird, daß es sich einer Loslösung Polens nicht widersetzen kann. Hat Deutschland erst unsere Armeen aus Ostpreußen endgültig hinausgeworfen und mit Österreich einen siegreichen Einmarsch begonnen, so steht das ganze Gebiet zwischen Njemen, Weichsel und Dnjepr in hellen Flammen. Mit dieser Tatsache rechnen wir, und die Verhaftung verdächtiger Polen ist nicht die geringste Kriegsaktion, die wir eben vornehmen. Sie geht mit der Internierung der Deutschen Hand in Hand.“

„Und wird, wie ich annehmen kann, gewiß nicht weniger rigoros sein. Doch mich kümmert in erster Linie das Schicksal meiner Landsleute. Nach dem, was ich an mir selber erlebe und dem, was ich mit dem Vorgehen gegen so viele meiner Angestellten und ihrer Familien erfuhr, ist es im höchsten Grade beklagenswert. Aber vielleicht geht nicht jeder Kommandeur in gleicher Weise vor. Das ist mein einziger schwacher Trost auch im Hinblick auf den Gutsinspektor meines Onkels. Sie kennen ihn, den Müller. Sie waren ja mit auf Jagd in Sastjewna.“

„Es waren schöne Tage,“ versicherte der Graf. „Welche Strecken haben wir da gemacht.“

„Na, das Gut liegt weit ab von den eigentlichen Aufmarschlinien. Vielleicht kommt das auch dem braven Müller zugute. Der Gouverneur gilt für wohlwollend. Es beunruhigt mich nur, daß ich nicht die mindeste Nachricht von dem Gut erhalte. Nun, es ist erklärlich, daß es mit der Post in dieser Zeit gründlich hapert, und daß der Verkehr selbst nach dem Nachbargouvernement gänzlich unterbrochen ist.“

„Über Herrn Müller kann ich Ihnen Auskunft geben,“ sagte Melnikoff. „Es ist kein Geheimnis,

was ich da auf amtlichem Wege erfuhr. Ihr Müller ist mit verschiedenen Deutschen und verdächtigen Polen der Gegend auf einem Nachbargut, dem des Herrn von Bialy, interniert. Man hat da eine ganze bunte Gesellschaft einfach auf einer Insel des Sees von Naparstek zusammengebracht. Sie kennen das Gewässer. Bialy hatte uns ja damals zur Entenjagd eingeladen. Auf der Insel befindet sich, wie Sie sich vielleicht erinnern, ein kleines Schloßchen, das jetzt als Gefangenenlager dient. So braucht man keine zeitraubenden Märsche und keine Gefängnisverpflegung. Ein paar Soldaten genügen, die Gefangenen vom Lande her zu bewachen, und ihr Unterhalt stellt sich billig, da das Gut das Nötige liefern muß.“

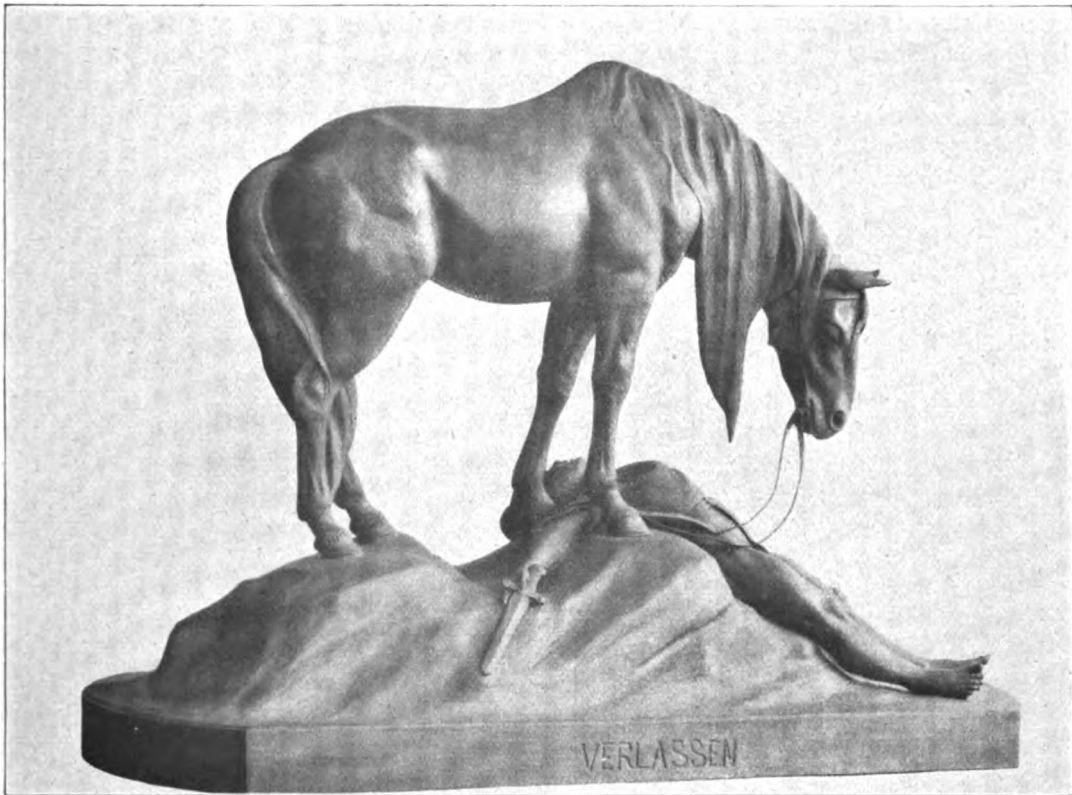
„Und Sie meinen, dort befände sich auch unser Inspektor?“

„Zweifellos. Und er befindet sich nicht in schlechter Gesellschaft. Ein Duzend polnischer Edelleute ist dort interniert, auch die deutsche Gesellschaftlerin der Gräfin Kukulka und eine deutsche Erzieherin, die sich Bialy erst kürzlich für sein Töchterchen aus Deutschland mitgebracht hat.“

Kurt stuzte. „Ich kenne eine junge Dame, die die Absicht hatte, mit Herrn von Bialy nach Polen zu gehen,“ bemerkte er. „Aber ich denke, durch besondere Verhältnisse hat sich die Sache zerlegt. Es wird wohl eine andere sein.“

„Na, wahrscheinlich ist dieses Gefangenenlager auf der Insel ein fideles Gefängnis, als die feuchten und dumpfen Löcher irgendeines Festungsverließes. Auch der Marsch, vielleicht nach Sibirien, würde den Herren Polen und Deutschen und den inhaftierten Damen wohl sehr wenig geschmeckt haben. Jedenfalls ist die Idee, die Deutschen in dieser Weise einstweilen unschädlich zu machen, eine originelle, und die Grodnoer Zeitung hat denn auch schon ein Spottgedicht über die Sache veröffentlicht.“

„Spott werden Herr von Bialy und seine Leidensgefährten wohl eher zu ertragen vermögen, als persönliche Berührungen mit dem wütenden Mob,“ meinte Kurt. Aber trotz seiner eigenen mißlichen Lage konnte er jetzt den Gedanken nicht los werden, daß es doch vielleicht Irene sei, die dort alle Leiden einer Deutschen während des Krieges durchzumachen habe, und er fühlte es doppelt hart, daß er selber Gefangener war und seine Arme nicht rühren konnte. Fast aber fand er doch eine Genugtuung in dem Gedanken, daß auch er zu leiden hatte, daß er trotz seiner russischen Staatsangehörigkeit als Deutscher zu leiden hatte. Es wäre ihm eine Freude gewesen, wenn Irene darum wüßte, aber lieber noch hätte er ihr Hilfe gebracht, wenn sie wirklich in Rußland weilte und gefangen gehalten wurde. Es gewährte ihm nur einen geringen Trost, sie in Gesellschaft des



Der gefallene Reiter. Nach einer Plastik von W. v. d. Hovst. Cop. Neue Phot. Ges. Berlin-Steinitz.

Herrn v. Bialy zu wissen, denn wenn dieser wirklich in begründetem Verdacht stand, unter den gegebenen Verhältnissen gegen Rußland zu konspirieren, dann war er selber trotz seines Ansehens machtlos und konnte des Schlimmsten gewärtig sein. Und dann lag auch Gefahr nahe, daß er seine Umgebung mit in sein Schickal zog. Daß Bialy durchaus polnischer Patriot war, wußte Kurt sehr wohl, anderseits aber kannte er den Polen auch als sehr vorsichtig und zurückhaltend. Eine besondere Klöße würde er sich den rücksichtslosen Gewalthabern gegenüber wohl kaum gegeben haben. Doch in den jetzigen Zeiten genügte ja schon ein leiser Verdacht, um als überführt zu gelten. Und nun erst ein schutzloses Mädchen in der wilden Brandung dieser Kriegszeit im fremden, barbarischen Lande. Mehr als einmal dachte Kurt daran, zu fliehen, den Versuch zu machen, sich volle Klarheit über die Verhältnisse in Naparstek zu verschaffen und unter Umständen dann die Geliebte zu retten; aber immer wieder fühlte er den Zwang, daß er ausharren müsse der Werke wegen, daß er seinen Posten nicht verlassen dürfe, möge kommen, was da wolle. Und knirschend sügte er sich in das Joch, das ihm das Schickal aufgelegt hatte.

19.

Samak befand sich in einem dauernden Zustande hochgradiger Aufregung. Der Durchmarsch der zur Westgrenze abmarschierenden gewaltigen Truppenmassen mit all den Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, die er mit sich brachte, war zwar in der Hauptsache vorüber und nur eine verstärkte Festungsbesatzung war zurückgeblieben, aber dann rückten nach wenigen Tagen scheinbarer Ruhe neue Ersatztruppen heran. Überdies wurde nun verzweifelt an den Festungswerken gearbeitet. Vieles war da versehen worden. Zwar hatte man zur Verstärkung Samaks seit Jahr und Tag große Summen bewilligt, aber sie waren immer nur zum kleinsten Teil bis in die Hände des Festungskommandanten gelangt, sonst hätte es besser um die Verteidigungswerke ausgesehen. Nie hatte sich General Schünjeli den bescheidensten Griff in die Staatsgelder erlaubt. Er war ehrlich bis auf die Knochen. Viele betrachteten ihn deshalb als einen rückständigen Schwachkopf und zuckten die Achseln über ihn; andere aber hielten ihn für einen ebenso umsichtigen als sündigen Militär, und nicht umsonst hatte man ihm die Obforge über einen so wichtigen Platz, wie Samak war, anvertraut. Er war jetzt so eifrig, daß er im Interesse seiner großen Aufgabe sogar

von seiner Lieblingsgewohnheit abjah, sich zu betrinken. Er war Tag und Nacht auf dem Posten und hatte es gar durchgeföhrt, daß er nun im letzten Augenblick wirklich große Summen zur Verstärkung der Festung in die Hände bekam. Die Not und der Arbeitsmangel unter der Arbeiterbevölkerung hörten nun mit einem Schlage auf. Alles, was Hände hatte, wurde gegen leidlichen Lohn und freie Verpflegung mit Schanzarbeiten beschäftigt. Die meisten schafften stumm, aber manche unter den Arbeitern waren von einem kritischen Geiste erfüllt und orakelten Schlimmes. Wenn die Armee nächstens in Berlin einmarschieren würde, wie es doch immer hieß, dann hatte es doch gar keinen Sinn mehr, eine russische Festung, die an sich schon stark war, noch so hastig Tag und Nacht weiter zu befestigen. Dann langten auch ganze Züge von Verwundeten an, und es sicherte etwas davon durch, daß es mit dem Marsch nach Berlin doch größere Schwierigkeiten habe, als man sich dachte, und daß die Prusaki außerordentlich gut zu schießen verstünden. Und dann fing man gar an, eine Anzahl hübscher Anlagen vor den Toren der Festung ebenso niederzulegen, wie man schon eine Reihe von Gutshöfen, Parks und kleineren Gebäulichkeiten in der Umgebung, die einem anmarschierenden Feinde Deckung hätten gewähren können, niederlegte. Dann ging's wie ein Lauffeuer durch die Stadt, daß die Fabriken der Gehrten's-Werke dem Boden gleich gemacht werden sollten, daß die acht Riesenschornsteine gesprengt würden.

Das war eine Sensation, die alle andern weit

in den Schatten stellte. Kurt wurde plötzlich aus seiner Villa fortgeholt und mußte den immerhin noch bequemen Hausarrest mit einer 'Schuhhaft' in der Zitadelle vertauschen. Er war in einer Stimmung, in der es ihm als eine Gnade erschienen wäre, wenn er unter den Trümmern seiner Fabriken sein Grab gefunden hätte.

Vor seiner Fortführung konnte er noch wenige Minuten mit Hammesfahr sprechen, der seltsamerweise noch frei umherwandelte, aber sich wohlweislich möglichst unsichtbar machte.

"Na, was sagen Sie, Hammesfahr?" fragte Kurt, als der Kleine eintrat.

"Ich denk' mir die Sache so: Die Fabriken gehen zum Teufel. Die Herren Paul und Benjamin Gehrten's verlieren die Millionen, die sie in der Sache stecken haben, aber sie haben noch mehr als genug zum Leben. Vielleicht gibt et hier nach dem Krieg immer noch wat zu retten, und wenn et nix damit ist, na, dann werdet Ihr eines Tages zu dem Hammesfahr sagen: 'Hammesfahr, jekt machen wir anderswo ein Krämchen auf', und dann werd' ich sagen: 'Ja, Herr Gehrten's, wenn dat die Meinung ist und Ihr denkt, mich armes Buckeltier weiter brauchen zu können, dann bin ich dabei.' Im übrigen bedeuten wir immer noch eine kleine Macht. An die zwanzigtausend Rubel sind auf die Seite geschafft und jederzeit für mich zugänglich. Damit kann man in diesem gesegneten Lande auch in der schwersten Bedrängnis ganz nett 'Winke winke' machen. Et is Fabriksgeld, ist Euer Geld." (Fortsetzung folgt.)

## Barbaren.

Mädel steht am Hüttenzaun  
Hinterm Wald geborgen;  
Lächelt über Krieg und Graun  
In den sonnigen Morgen.

Feserndächchen — daß Gott erbarm!  
Kleines Lumpenmamselfchen!  
Hält ihr weißes Karnickel im Arm,  
Kraut ihm friedlich das Fellchen.

Plötzlich auf Flügeln des Sommerwinds  
Kommt es wie Wetter gefahren:  
Feldgraue deutsche Reiter sind's.  
Schreit sie: „Mon dieu, Barbaren!!“

Einer lacht: „Das hilft dir nix!  
Laß mich dein Mäulchen belehren . . .“  
Mädel macht seinen schönsten Knicks —  
Über die anderen wehren:

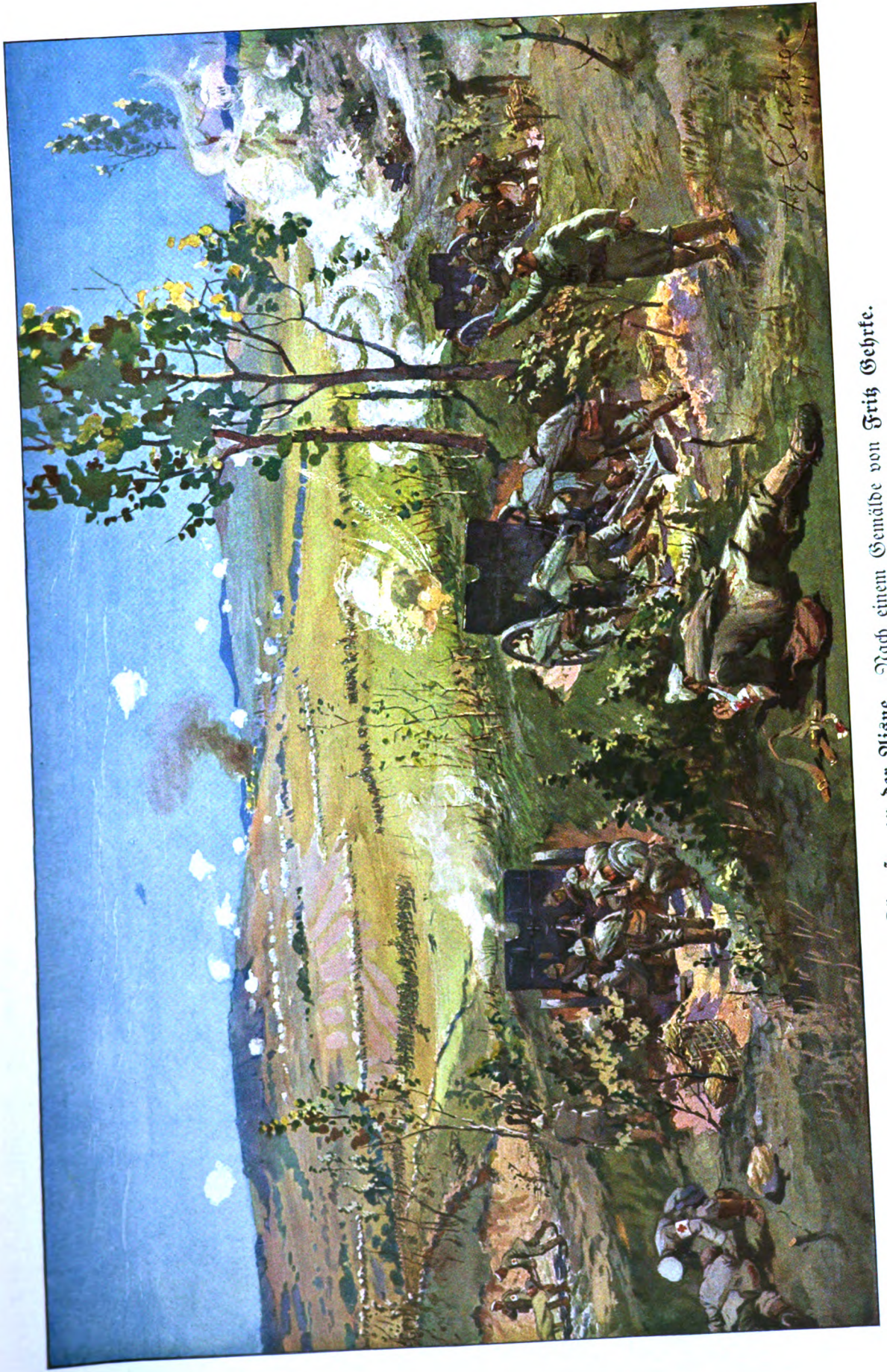
„Ließen in Deutschland Schwestern und Braut  
Schutzlos, als wir geschieden;  
Haben so ängstlich wie die da geschaut —  
Laß uns das Mädel in Frieden!

Ist das deutscher Soldaten Art,  
Wehrlose Weiber zu schrecken?!“  
Murmelt der erste beschämt in den Bart:  
„Wollt' ja das Mädel nur necken.“

Winken die drei ihr zum Abschied zu:  
„Dirnchen mit bloßen Füßen,  
Kleines Lumpenmamselfchen du,  
Wollen Paris von dir grüßen!“

Mädel guckt. Der Sommerwind  
Spielt in ihren Haaren.  
„Was das doch für Tölpel sind  
Ah, mon dieu — Barbaren!“

Charlotte Gräfin Rittberg.



Aus den Kämpfen an der Mlisne. Nach einem Gemälde von Fritz Gehrfé.

UNIVERSITÄT  
ZÜRICH





In der Feldartilleriestellung: Geschütze auf vorgeschobenem Posten in eingegrabenen Unterständen.

## Im Artilleriekampf.

Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatz. Von Erich Köhler.

Mit neun Abbildungen.

Dieser Krieg ist ein Krieg der ungeheuren Massen, der gewaltigsten physischen und psychischen Kräfte. Aber noch mehr ist er ein Krieg der Technik. Alle Zweige der technischen Wissenschaften sind in einem erstaunlichen Maße in den Dienst unserer kriegerischen Aufgaben gestellt. Wer draußen an der Front eine Feldfunkentelegraphenstation in Tätigkeit gesehen hat, wer eine Fliegerabteilung in ihrer Wirksamkeit eine Weile verfolgen durfte, wer die Brücken befahren hat, die deutsche Pioniere in ein oder zwei Tagen über breite Flüsse geschlagen haben, wer gar die Bahn benutzt hat, die, 40 km lang, von drei deutschen Eisenbahnkompagnien in achtzehn Tagen über Berg und Tal geführt wurde, wer alle diese fabelhaften Zeugnisse für deutschen Geist und deutsche Energie kennen gelernt hat, weiß, wie vielfältig und verzwickelt das Getriebe der großen Maschine ist, der wir unsere Erfolge verdanken. Dabei ist dann der Brummer noch gar nicht gedacht, dieser Wunder der Technik, deren Mitwirkung nun schon so oft für unseren Erfolg ausschlaggebend war.

Man kann sich angesichts der Arbeit der kleineren Geschütze einen Begriff davon machen, welche Bedeutung diese modernen Donnermaschinen für uns haben. Ich hatte das Glück, während ich mit dem Roten Kreuz an der westlichen Front tätig war, in einer schweren und einer Feld-

artilleriebatterie dem Kampfe beizuhelfen zu dürfen. Ich sage: das Glück, weil diese Stunden mir unvergängliche Eindrücke gaben, und weil sie das Verständnis für die Schwierigkeit der Arbeit vor dem Feind und für die Leistungen unserer Artillerie in wirksamster Form wachriefen.

Es war an der Aisne, im Zentrum der endlosen Stellung zwischen Reims und Verdun. Aus der Böschung, in der die Pferde und Bagagekolonnen der Batterien standen, stampften wir, mein getreuer photographischer Begleiter, ich und unser militärischer Führer, durch den aufgeweichten Boden vorwärts. Die helleren Schläge der französischen Kanonen gaben den Takt an, und die tiefen Krater, die einschlagende Granaten zu beiden Seiten der Fahrstraße in den Boden gerissen hatten, zeigten, daß wir nicht durch den Frieden Arkadiens wanderten. Noch stärker mahnten daran die erstarrten Leiber gefallener Pferde, die in ihrer Wehrlosigkeit das Herz erschütterten.

Da donnert in das Konzert ein dumpfer Schlag, der aus unseren deutschen 15-cm-Geschützen über die Landschaft rollt. Nach wenigen Minuten sehen wir die Kiefern aufragen, hinter denen die schwere Batterie sich birgt. Die Erregung, die wie ein elektrisches Fluidum von jedem Kampfplatz auf den Nichtmilitär wahrscheinlich stärker noch als auf den Soldaten strömt, treibt uns fast im Lauffschritt vorwärts.



Bei dem Kommando einer schweren Batterie an der Aisne. Links der Verfasser unseres Artikels.



Offizierszelt einer Munitionskolonne mit Fliegerdeckung.



Das Kommando einer schweren Batterie in einer Feuerpause neben dem Eingang zu einer Erddeckung.



Eine 15-cm-Feldhaubitze unmittelbar nach dem Schuß.

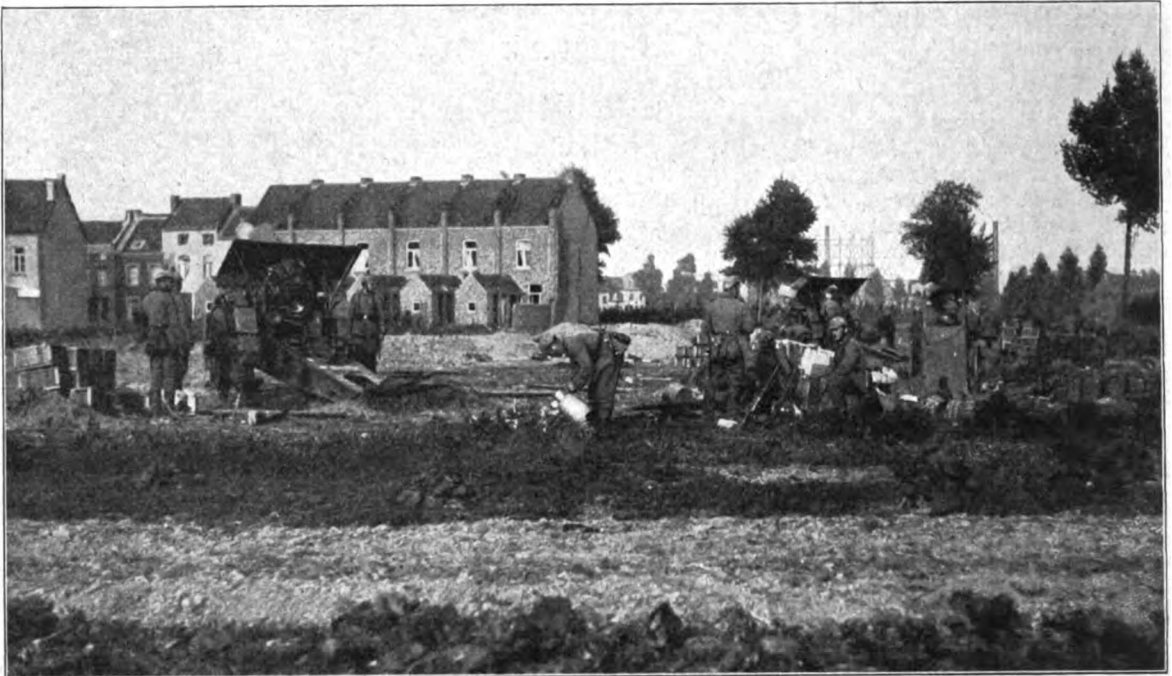
Während der Oberleutnant noch unsere Papiere prüft, hebt 3 m hinter mir die Erde in der Bucht eines abgefeuerten Schusses. Aber das Ohr gewöhnt sich rasch an den Schall, und mitten im Feuer der Geschütze wandere ich umher in der Stellung und sehe, wie unsere Artilleristen leben.

Eine außerordentliche Rolle spielen in diesem Kriege die Flieger. Nicht nur als Rundschaffter, die mit großer Sicherheit feindliche Stellungen erforschen, sondern auch als Angreifer machen sie sich sehr energisch bemerkbar. Unsere Gegner haben als erste neben den Bomben, mit denen sie unsere Truppen und Batterien bekämpft haben, eine Waffe benutzt, die fast an die Indianerzählungen der Jugend erinnert — Pfeile, lange, spitze Pfeile, die senkrecht nach unten fallen und empfindliche Verletzungen verursachen. Geschütze, Mannschaften und Munitionskolonnen gegen die Flieger zu sichern, ist also die erste Aufgabe. Jedes Fleckchen Wald ist dafür dienlich, und wo kein Wald vorhanden ist, wird er künstlich geschaffen. Abgehauene Bäume verbergen sehr gut dem aus weiter Entfernung spähenden Flieger die Stellung. Trotzdem ist große Beweglichkeit oft die einzige Sicherheit der Artillerie. Die schwere Batterie, bei der ich mittags eintraf, hatte bis zum Morgen ungefähr 1 km zurückgelegen. Als man am Abend zu spüren bekam, daß französische Flieger die Stellung aufgestöbert hatten, zog man am frühen Morgen in die neue Stellung. Aber als ich gegen Abend aus der weiter vorgeschobenen Stellung der Feldartillerie zurückkam, trabten gerade durch das Tal die Pferde herbei, um die Geschütze wieder an eine andere Stelle zu bringen, ehe sich die Gegner auf die jehige eingeschossen hatten.

Mit einer verblüffenden Ruhe verrichten die Artilleristen ihren Dienst. Ein paar Duzend Meter vom Stand der Batterie entfernt sitzt der Kommandeur neben dem Feldtelefon zum Beobachtungsposten, und von Zeit zu Zeit klingt von seinem Platze aus der Befehl „Schuß“, nachdem vorher Richtung und Entfernung angegeben worden sind. Mit der Pfeife im Munde richten unsere







●● Schwere deutsche Mörserbatterie auf dem belgischen Kriegsschauplatz. ●●

es im allgemeinen keine Schlachtfelder mehr. Selten kämpfen die Menschen in Massen Brust an Brust. Hier sah ich zum ersten und einzigen Male eine kleine Wiese neben einem Tannenwäldchen in der Senkung vor uns, auf der noch dunkle Körper lagen, die weder Freund noch Feind zu bergen wagen durfte, ohne dem Feuer ausgesetzt zu sein. Schon auch haben die Gegner den Bizafeldwebel und uns auf unserem Beobachtungsposten entdeckt und freundliche Grüße sprühend über unseren Häuptern.

Man gewöhnt sich sogar an Granaten. Als wir, nach herzlichem Abschied, im sinkenden Abend von der Höhe

der Feldartillerie zur Fußartillerie niedersteigen, werden die Lüfte musikalisch. Aus Heulen und Pfeifen wird eine Höllenmelodie. Vor unseren Blicken bebt der Schoß der Mutter Erde und bäumt sich unter dem Geschloß weit auf, das sich in seine Tiefen bohrt. Bis zu unseren Füßen spritzt der schwere Lehm. Man rafft sich zusammen und sagt heldenmütig nur: „Donnerwetter, ist das ein Dreck!“ beneidet aber doch die Artilleristen nicht, die in diesem Konzert ihre Tage und Nächte verbringen, und man ist froh, als vor der Bagagekolonne das Auto wieder aufleuchtet, das uns rasch aus dem Lager der Helden hinter die Front zurückbringt. ●

## Schlachtenlos.

Die Feste liegt, von Stein geknetet.  
Generalmarsch! Rasch wird noch gebetet.  
Dann geht es in die Hölle hinein.  
Der Blitze und der Donner Spein.  
Wohl dem, den nicht sein Schicksal findet!  
Der blutige Lorbeern sich umwindet,  
als Sieger stolz bekränzt zu sein!

— Vorbei die Schlacht. Die Feste genommen.  
Unter Kugelregen die Mauern erklimmen.  
Man reitet die Reihen der Toten ab.  
Ein alter Krieger, der sucht und sucht,  
und zwischen Tränen stöhnt er und flucht,  
und schluckt die Tränen grimmig herab  
in würgender Pein:  
Wo mag — wo mag der Junge wohl sein? —  
Und endlich, kaum kann er sich schleppen noch,  
da findet er ihn, in der Schläfe das Loch.

Das blonde Haar von Blut betaut.  
Und wie er weinenden Auges schaut,  
da hält des Jungen Hand  
einen Brief, von der Liebsten gesandt.  
Ein paar welke Blumen, im Todeskampf  
gehalten voll Abschiedsweh und Krampf.

Die Männer, mit ernstern schweren Mienen,  
vom letzten Abendrot beschienen,  
sie finden den alten Soldaten knien,  
sie halten im Ritt. Sie fragen ihn.  
Der richtet sich hoch. Die Fersen klamm.  
Die Hand an der Mütze. So steht er  
stramm.

„Es war seine erste — und letzte Schlacht.  
Mir hat keine Kugel das Ende gebracht.  
Verwaist und verloren wand' ich davon.  
Es war mein einziger Sohn.“

Albert Geiger.



## Der tägliche Gast.

Eine Fliegerflitze. Von Kurt Rüdler (Hamburg).



Seit zehn Tagen kam jeden Morgen um elf Uhr, pünktlich zur Minute, ein französischer Flieger von Reims her.

Wenn die Sonne schien, war's als entzündete sich tief im Westen ein weißer Magnesiumstern. Er kam, schön schwebend, langsam näher und war noch über den ersten Reihen der deutschen Schützengraben wie das glühende und versprühende Metall eines hoch über der Erde weggleitenden Meteors. Aber dann erkannte man plötzlich an Licht und Schatten die Formen des feindlichen Flugzeuges, sah durchs Fernglas seine lichtgraue Panzerung und die breit ausladenden Tragflächen und darunter das französische Kriegsabzeichen: die großen Kokarden.

Wenn unterm Himmel die dichten, grauen Nebelschleier hingen, die der Herbst an vielen Tagen webte, sah man ihn nicht kommen. Dann hörte man zur bestimmten Zeit nur das langsam sich nähernde Brausen des Motors, das in der feuchten Luft dumpf klang wie die stampfende Kolbenarbeit einer schweren Maschine. Und mit einem Male, noch ehe man es erwartete, sah man das Flugzeug wie eine gespensterhaft unförmige Masse aus dem Nebel tauchen... sah einen schwarzen Punkt, der sich vom Führeritz löste und den dunklen Strich, den die Bombe durch die dunstige Luft zog, und das schreckliche Unheil, das sie auf der Erde anrichtete. Und ehe man ein Geschützrohr auf den unheimlichen, gepanzerten Vogel einstellen oder eine Salve Infanteriefire auf ihn abgeben oder ihm ein flinkes deutsches Flugzeug entgegen schicken konnte, war er schon wieder im Nebel verschwunden.

Seit zehn Tagen kam er jeden Vormittag zur selben Stunde, mit Ärger und Sorge von den Deutschen erwartet.

Denn mit wunderbarer, staunenswerter Sicherheit warf der französische Flieger seine Bomben. Er warf sie aus einer Höhe von oft über 2000 m und traf sein Ziel mit erbarmungsloser Gewißheit. Wo sein Wille es wollte, da brach die Erde donnernd und dampfend auf wie ein Vulkan, spie Feuer und Steine und Eisenhagel und vernichtete in Sekunden schnelle Menschenleben und Menschenwerk in weitem Umkreis.

Aus tausend Gewehren piffen ihm die Kugeln entgegen, wenn er kam. Man hörte oft, wie die Geschosse auf die Panzerung klatschten und sich breit schlugen, sah deutlich durchs Fernrohr, wie die Tragflächen durchschossen wurden, bemerkte auch einmal einen langen gelben Feuerblitz, der aus den Motoren herausbrach, und eine blauweiß aufdampfende Wolke — aber es half alles nichts, keine Kugel holte den kühnen Flieger zur Erde. Immer flog er in schön schwebender Ruhe zurück, immer nahm er das Bewußtsein mit: „Meine Bombe hat ihre Schuldigkeit getan.“

Da waren drei deutsche Feldküchen, die mit ihren Bedienungsmannschaften zerschmettert worden waren. Da war eine Munitionskolonne, die eilig zur Front strebte. Drei Bomben waren nacheinander hineingefallen. Schrecklich war's gewesen. Überall räumte der unheimliche, tägliche Gast auf... in den Schützengraben, in den Batteriestellungen, auch wenn man sie noch so gut mit Büschen, Zweigen und Reisern maskiert hatte, und in den Dörfern, die von den Deutschen besetzt waren. — — —

Neben seinem Flugzeug am Rande des Waldes, über den der Herbst seine herrlichen, in gelber, roter und brauner Glut prangenden Farben hingespriht hatte, stand der junge Leutnant Stein. In fieberhafter Erregung preßte er die Lippen aufeinander. Der Fahrer saß schon am Steuer. Dreimal waren die beiden aufgestiegen, um den Feind zu stellen. Dreimal war der Franzose, der seine Maschine mit unerhörter Gewandtheit und Sicherheit steuerte, ihnen entkommen.

„Verdammt, wenn wir den Kerl heute nicht herunterholen!“ sagte Leutnant Stein und untersuchte noch einmal das Maschinengewehr vor seinem Sitz. „Wir stoßen mit voller Motorgeschwindigkeit auf ihn los — wir rammen ihn — und wenn wir selber dabei zugrunde gehen!“

Mit kaltem Gesicht nickte der Fahrer. Nur seine Augen versprühten hellen, verwegenen Glanz.

Zauberhaft schön war der Herbsttag.

In schönen Wellen lag das Hüggelland der Champagne. Und ganz fern im Westen, wo die Wiesen sich zum Tal hinabsenkten, standen die beiden Türme der Kathedrale von Reims wunderbar fein gezeichnet in der windlosen Luft.

Aber niemand hatte Liebe für all diese klare und große Schönheit. In allen Sinnen spürte man den Feind, noch in der letzten Zelle des Gehirns saß der Gedanke an Krieg und Tod.

Der Leutnant hielt sich mühsam ruhig. Unaufhörlich, als wäre die schmale, blaße Hand das Ventil seiner inneren Aufregung, streichelte er den Motor und die feinen Kolben, die heute ihr Bestes an Kraft hergeben sollten.

Neben ihm, auf einem rohgezimmerten Ausguck, stand der Hauptmann der Fliegerabteilung und suchte mit seinem Fernglas den Horizont über Reims ab.

„Kommt er?“ fragte der Leutnant.

„Noch nichts zu sehen!“ entgegnete der Hauptmann.

Wie Ewigkeiten strichen die Minuten. Die Luft war reglos — nur das Brummen der Geschütze auf den Hügelu vor Reims brachte von Zeit zu Zeit Erschütterungen. Dann ging es durch die Luft wie eine große Klage... dann zitterte der Wald und durch das prangende Feuer der Farben lief eine Unruhe wie eine Welle.

„Da!“ schrie der Hauptmann. „Er kommt... ich seh' ihn zwischen den Türmen!“

„Los!“

Der Leutnant sprang auf seinen Sitz. Sein Bursche schnallte ihn mit drei raschen Handgriffen fest. Der Propeller wurde angeworfen, der Motor zündete zur Sekunde und prasselte wie Feuer aus hundert Gewehren, die schlanken Flügel wirbelten und brausten... alle Glieder des Flugzeuges bebten vor Lust und Begier nach Kampf. Als die Maschine im Anlauf über die Wiese rollte, sang es in den Tragflächen wie wenn Fahnen rauschen... und dann stieg der bebende Vogel mit dem wild klopfenden Herzen schräg hinauf in die klare Luft und suchte bald in engen Spiralen die steile Höhe. Wundervoll lag seine anmutige Form vor dem seidigen Blau des Himmels. Wenn er seine Kurven beschrieb und seine Flügel fast senkrecht zur Erde standen, rann die Sonne darüber hin wie gelbes, flüssiges Gold.

Der Feind . . . der Feind . . .

Von Reims her kam wie ein weißstrahlender Meteor das Panzerflugzeug des Franzosen. Tausend, zweitausend Meter schwebte er über der Erde, in voller Ruhe, seines Erfolges sicher. Furchtlos flog ihm der Deutsche entgegen.

„Forsich greift der Stein an,“ sagte der Fliegerhauptmann, der die Ereignisse durch sein Glas beobachtete. „Hoffentlich glückt's.“

Tausend Augen starrten zum Himmel. In den Schützengräben, in den Munitionsparks, in den Artilleriestellungen, überall lagen die Köpfe im Nacken. Heiß glühte ein Gebet in allen Augen . . . marternnd lag die Spannung in den Seelen . . . fiebernd, sehnsüchtig sahen alle dem Kampfe zu, der sich nun rasch entwickelte.

Die beiden Flieger waren einander nahe gekommen. Der Franzose war bedeutend höher . . . man sah, wie er, einem lauernden Raubvogel gleich, in engen Kurven hoch über dem deutschen Flieger kreiste . . . wie er die Kreise immer enger und enger zog.

Was will der Franzose?

Wie ein Habicht niederstürzte und den Feind mit seiner stärkeren Panzerung einfach zerschmettern?

Unmöglich . . . unmöglich . . .

Aufgeregte Schreie wurden laut.

Mit einem Male sank das feindliche Flugzeug. Nun stand es dem deutschen in der Schwebelage gegenüber . . . nun nahm es den Kampf auf. Ein blaues Wölkchen stieg von der deutschen Maschine auf . . . man hörte schwache Schüsse wie ferne Beletonfeuer . . . der französische Flieger legte sich plötzlich zur Seite . . . seine Tragflächen schienen zerschossen.

Der Hauptmann schrie:

„Getroffen . . . getroffen!“

Und in den Schützengräben und bei den Batterien schrien alle:

„Getroffen . . . getroffen!“

Aber der Franzose richtete sich wieder auf wie nach einem kühnen Manöver. Blauweiße Wölkchen flogen dicht hintereinander auf, flogen davon wie eine Schar Vögel. Hin und her spielten die Maschinengewehre. Tack tack tack . . . kam es deutlich herunter . . . tack tack tack . . . tack tack tack. Dann sah es mit einem Male aus, als ob sie zu gegenseitiger schrecklicher Vernichtung ineinanderstürzen wollten.

Das Höhenmanometer des deutschen Fliegers zeigte 1600 m. Leutnant Stein beachtete es kaum. Gierig lauerte er den Feind. Von allen Seiten suchte der Fahrer an den Franzosen heranzukommen. Von unten, von oben, von den Seiten. Mit eisernen Fingern griff der Fahrer in die Steuerung, seine Augen bohrten sich wie Pfeile in den Gegner. Unermülich richtete Leutnant Stein das Maschinengewehr, senkte das Rohr, hob es, drehte es nach rechts, nach links. Der Pulverdampf entzündete ihm die Augen und drang ihm stückig in den Mund. Die Kugeln des Gegners schwirrten . . . er hörte das Knirschen des getroffenen Metalls, aber er achtete nur auf die Wirkung seiner eigenen Geschosse, sah wie sie durch die Tragflächen der feindlichen Maschine setzten, hörte wie sie auf die Panzerung klatschten . . . aber es wollte ihm nicht gelingen, den Kopf des Franzosen zu treffen.

Plötzlich richtete sich der feindliche Offizier neben seinem Fahrer auf. Mit kalter Ruhe — Leutnant Stein sah nur flüchtig ein paar glühende, dunkle Augen unter der Fliegerhaube — warf er eine Bombe zur Erde.

„Teufel!“ schrie Leutnant Stein.

Rasend ließ er sein Maschinengewehr spielen. Dampf kam von unten das Krachen der explodierenden Bombe.

„Drauf! Drauf! Drauf!“ schrie Leutnant Stein.

Der Fahrer nickte und riß das Höhensteuer herum, denn der Feind war schon wieder hundert Meter über ihnen und beschickte sie mit einem Regen von Feuer. Wild bäumte sich unterm Druck des Steuerers der Schnabel des deutschen Vogels . . . mit klirrendem Gestänge und knatternden Tragflächen brauste er zum Gegner hinauf.

Mit einem Male sah Leutnant Stein, wie sein Fahrer fröstelnd in sich zusammensank. Die Schultern hoben sich zuckend, der Körper erzitterte, wie wenn eine furchtbare Kälte über ihn hergefallen wäre. Leutnant Stein schrie seinen Fahrer an. Der wandte mühsam den Kopf . . . das Gesicht war weiß wie ein Leinentuch . . . unheimlich düster brannte das Feuer seiner Augen.

„Mensch . . . Herrgott! . . . Sind Sie getroffen?!“

Klanglos verhallten die entsetzt herausgestoßenen Worte in der eiskalten, rauschenden Höhenluft.

Leutnant Stein sah, wie sein Fahrer sich mit äußerster Energie zusammenraffte. Weiß, weiß war das Gesicht, um den Mund stand ein seltsames, wie erfrorenes Lächeln. Ein halb mechanischer Griff an den Hebel des Tiefensteuers, dann lagen die Finger wieder wie weiße Klammern um das Lenkrad. Mit unheimlicher Geschwindigkeit glitt das deutsche Flugzeug schräg zur Erde.

„Mensch . . . Mensch!“

Der Wind riß dem Leutnant die Worte vom Mund . . . sie verhallten klagend im Raum. Hoch oben schwebte, weißschimmernd, wie ertrunken im stürzenden Licht der Sonne, das Flugzeug des Franzosen.

Auf der breiten Kuppe eines Wiesenhügels unweit der deutschen Artilleriestellung landete die Maschine.

Ein unbeschreibliches Lächeln, nun nicht mehr erfroren, sondern hell und schön, lag um den Mund des Fahrers. Den Tod, der ihm hoch in der Luft, 2000 m über der Erde, mitten ins Herz gefahren war, hatte er in unerhörtem Heldentum bezwungen, bis er das Flugzeug sicher an der Erde hatte. Er spürte noch, wie der Hauptmann der Fliegerabteilung erschütterter nach den weißen Händen griff, die wie im Starrkrampf am Steuer lagen, dann starb er.

In der Ferne, nach Westen hin, wo die Türme der Kathedrale von Reims klar gezeichnet in der Luft standen, verschwebte der französische Flieger. Es war, als würde er aufgesogen vom silberdunstigen Licht des fernen Himmels.

Mit der Bombe, die er mitten im Kampf zur Erde geworfen hatte, hatte er drei deutsche Soldaten getötet, die auf einem Felde Kartoffeln für ihr Mittagessen aus hoben.

Ganz unerwartet kam gegen Mittag der französische Flieger zurück. Tausend Gewehre schossen ihre Kugeln hinauf. Aber keine traf, er flog in unerreichbaren Höhen. Als er über der Stelle schwebte, wo am Vormittag der deutsche Flieger niedergegangen war, sah man, wie ein schwarzer Punkt sich vom Flugzeug löste.

„Eine Bombe! Eine Bombe!“

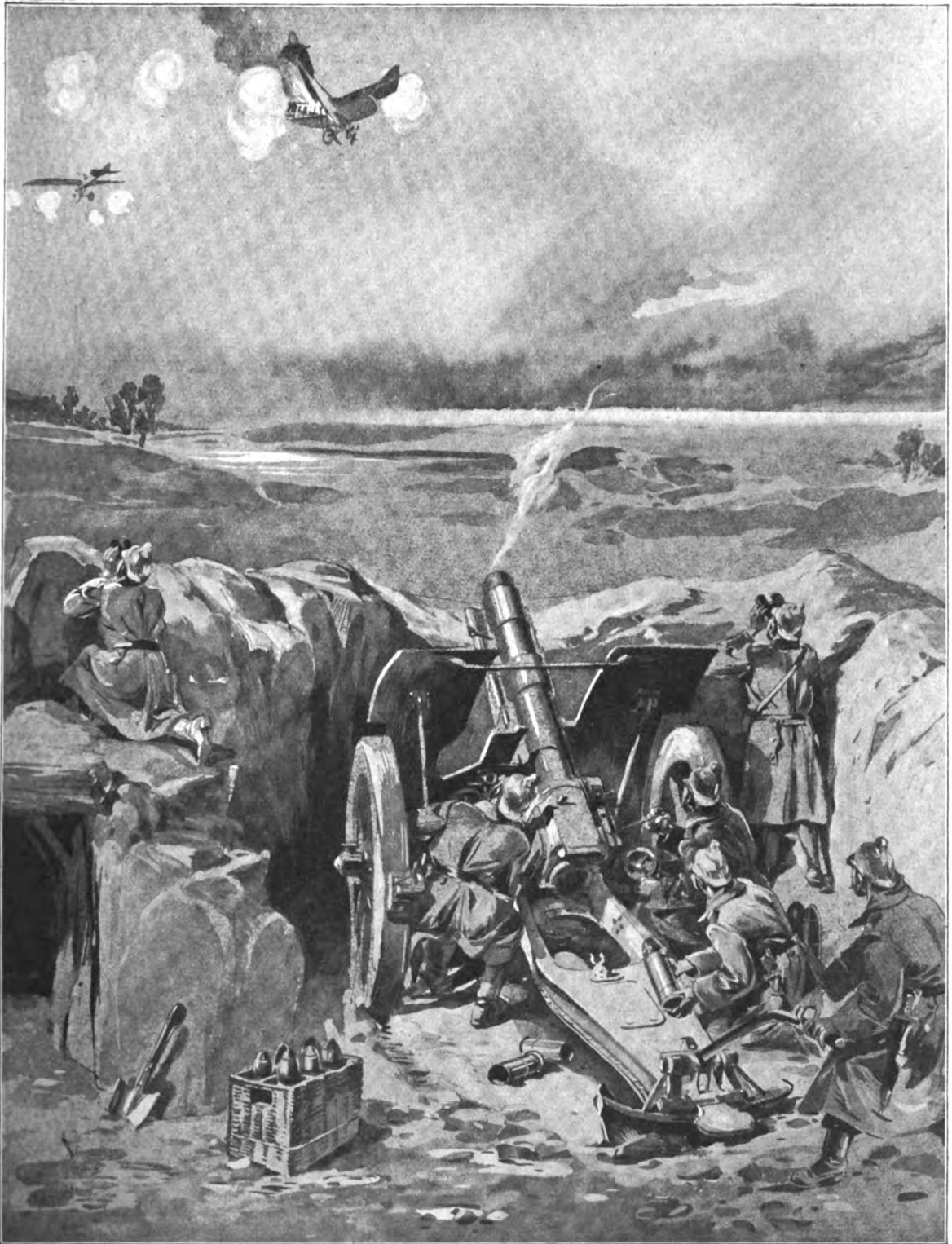
Die Menschen, die in der Nähe waren, warfen sich nieder und preßten das Gesicht an die Erde.

Aber es war keine Bombe, sondern ein mächtiger Strauß weißer und roter Rosen, und ein Zettel war daran, beschrieben mit der feinen und zarten Schrift, wie sie den Franzosen eigentümlich ist:

„Legt die Rosen, die letzten, die wir in einem Garten in Reims fanden, auf das Grab unseres tapferen Kameraden. Wir sahen sein tragisches, herrliches Heldentum!“

Als man die Rosen und den Zettel zur Fliegerstation brachte, fuhr Leutnant Stein in hellem Zorn auf. Aber der Hauptmann legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte ernst:

„Lassen Sie ihn, Kamerad . . . es ist ehrlich gemeint . . . und morgen kann es ihn treffen!“



## Ein Volltreffer.

Beschießung feindlicher Flugzeuge durch deutsche Artillerie.

Für Neclams Universum gezeichnet von Max Schaberschl.

Da gab sich Leutnant Stein einen Ruck. Ein Gedanke war jäh durch sein Hirn geschossen. Tief blickte er dem Hauptmann in die Augen.

„Morgen trifft's ihn, Herr Hauptmann, Sie werden sehen!“

Grüßte kurz und ging davon.

Wie prunfendes Fackelfeuer brannte der Wald. Aber keiner achtete auf seine Schönheit. — — — — —

Es kam der nächste Tag. Von Feind zu Feind schlugen die Geschosse ihre mörderischen Bogen.

„Sie wollen wirklich . . . ohne Fahrer wollen der Herr Leutnant aufsteigen?“ fragte der Bursche.

Sie standen beide an der Maschine, die man während der Nacht ausgebeffert hatte. Dem Motor war nichts geschehen. Ein paar Stahlbänder und Drähte waren zerrissen, die waren ersetzt worden. Löcher waren in den Tragflächen, oft reihenweis nebeneinander, die hatte man mit breiten Pflastern verklebt. Gewissenhaft hatte der Bursche mit seiner dicken Schrift das Datum auf die frischen Pflaster geschrieben . . . viele ehrenvolle Daten trug das Flugzeug schon.

„Ohne Fahrer wollen der Herr Leutnant . . .“ fragte der Bursche noch einmal, als der Leutnant beharrlich schwieg.

„Frag nicht! Tu was ich dir sage!“ entgegnete der Leutnant kurz, wechselte eine Zündkerze aus und ließ den Motor zur Probe anspringen. Er saßte augenblicklich. Ein paar Minuten lang knatterte die brausende Melodie, dann stellte der Leutnant den Motor wieder ab.

Ein Feuerwerksleutnant brachte einen schwarzen Kasten, den er vorsichtig auf den Platz des Beobachters legte, auf dem der Leutnant sonst zu sitzen pflegte. Dann band er den Kasten mit Riemen fest und leitete eine Schnur bis zum Lenktrab.

„Es sind vierzig Kilo, Herr Leutnant. Beinahe genug, um eine Eisenbahnbrücke zu sprengen. Sie brauchen nur die Schnur fest anzuziehen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Kamerad.“

Der Feuerwerker nahm die Hand des jungen Leutnants, drückte sie lange und sah ihm ernst in die Augen, ohne ein Wort sprechen zu können.

„Ach was!“ sagte Leutnant Stein, zog die Hand weg und wandte sich wieder zu seiner Maschine. Ganz still war sein Gesicht . . . die Augen blickten traumhaft versunken, als wüßten sie nichts mehr von der Erde . . . nichts mehr von Krieg, Schrecknissen, Wunden und Tod.

Langsam ging der Feuerwerker weg. Er senkte den Kopf zur Erde.

Weit weg von der Fliegerstation, hart am Waldbrand, stand das Flugzeug. Kein Mensch sollte dabei sein, wenn er zum letzten Flug aufstieg. Er wollte keine Fragen mehr . . . er wollte keinen Abschied von den Kameraden. Nur sein Bursche sollte bleiben. Der mußte den Propeller anwerfen, den Motor anspringen lassen.

Pünktlich um elf Uhr erschien über den Türmen der Kathedrale von Reims der mörderische französische Flieger. Stolz, schön und ruhig schwebte er her, wie immer. Neue Opfer suchte er, der selber unverwundbar schien wie der deutsche Siegfried.

Der Leutnant sah ihn herankommen.

Das Lächeln wich nicht von seinem Mund und das versonnene Träumen seiner Augen starb nicht weg, als er leise sagte:

„Ich zwing' dich . . . heute zwing' ich dich!“

Zimmer näher heran kam der Feind, schimmernd in seiner gepanzerten Wehr. Nun war er nicht mehr weit von den ersten deutschen Schützengräben.

Der Leutnant sprang ins Flugzeug. In einer halben

Minute hatte ihn der Bursche eingeschnallt. Fest lagen die Hände am Steuer. Er war ganz lächelnde Sicherheit.

„Los!“

Der Motor donnerte, der Propeller wirbelte, die Tragflächen rauschten . . . schnell rollten die beiden Gummiräder über die Wiese. Der Flieger stieg mit knatterndem, blau dampfendem Motor in engen Kurven hinauf in die unendlichen Höhen . . . wie eine Lerche, die an ihren eigenen Trillern jauchzend in den Himmel klimmt.

Und wieder blickten tausend heiße Augen starr zur Höhe.

Was nun kam, spielte sich in weniger als fünf Minuten ab.

Der Motor raste wie toll. Der deutsche Vogel flog mit bebendem Leib leichter und sicherer denn je. Ein Wind hatte sich aufgemacht und rauschte wunderbar in den Tragflächen . . . es war, als hüllten die ewigen Sphären das deutsche Flugzeug mit ihrem himmlischen Gesang ein.

Zweitausendfünfhundert Meter zeigte der Höhenmesser. Hoch über dem gepanzerten Vogel des Franzosen war er schon. Der setzte ihm nach . . . gierig . . . raublüftern . . . des Sieges gewiß. Schon spielte von unten her das Maschinengewehr . . . tac tac tac . . . tac tac tac. Schon piffen und sekten die ersten Kugeln durch die Tragflächen.

Leutnant Stein riß an der Steuerung. Der Schnabel des Vogels senkte sich . . . schräg sauste das Flugzeug in die Tiefe . . . mitten in das Herz des Feindes zielt die Flugrichtung. Der Franzose suchte zu entkommen . . . Leutnant Stein sah, wie der Offizier wild auf den Fahrer einschrie . . . wie der Fahrer wütend in die Steuerhebel griff. Leutnant Stein lachte . . . stellte mit einem Ruck den Motor ab . . . wie ein Pistolenschuß knallte es . . . und dann stürzte er sich wie ein verwegener Stoßvogel, der sich raubgierig auf sein Opfer wirft, auf den Gegner. Kugeln peitschten den Motor — was schadete es, er sollte doch nicht mehr gebraucht werden . . . breite Fegen sprangen aus den Tragflächen — was schadete es, sie hatten nichts mehr zu tragen . . . ein heftiger Schlag gegen die Schulter . . . Leutnant Stein zuckte nicht zusammen. Noch drei Sekunden . . . jetzt noch zwei . . . das Panzerflugzeug bäumte sich in wildem Manövrieren . . . nun noch eine Sekunde . . . wieder ein Schlag . . . diesmal gegen die Brust . . . dann sah Leutnant Stein dicht vor sich eine graue Masse . . . er stieß einen triumphierenden Schrei aus . . . riß mit schon erstarrender Hand an der Schnur . . . ein schrecklicher Knall . . . Rauchwolken . . . spritzendes Feuer . . . Knirschen und Schreien auseinanderspringenden Metalls . . . und dann eine einzige brennende, dampfende, tobende Masse, aus der noch das letzte Knattern des Motors herauschrie, und die in einer Säule von Feuer und Rauch und schwirrenden Metallstücken steil in die Tiefe stürzte . . . mitten hinein in die Farbenstrudel des herbstlichen Waldes. Und Zweige und Äste und bunte Blätter wurden mit an die Erde gerissen. — — — — —

Als man sie unter dem Gewirr der verbogenen Stangen, der zersprengten Motore und der verkohlten Tragflächen fand, erkannte man keinen von ihnen.

Man legte ihre verbrannten Körper in ein gemeinsames Grab. Deutsche Soldaten schossen Ehrensalven über die offene Gruft.

Ehe man Erde hineinschaufelte, ließ der Hauptmann ein paar Rosen von dem Grabe holen, das sie gestern gegraben hatten . . . Rosen aus dem Garten zu Reims. Still, die Hand vor den Augen, warf er die Rosen, es waren weiße und rote, in die Gruft. Sie hatten noch nicht allen Duft verloren . . .



In Sturm und Regen in Serbien.

## Bilder aus Serbien.

Oesterreichisch-ungarische Kriegsstimme. Von Karl Fr. Nowak.

(Som t. und f. Kriegspressequartier genehmigt.)

Rein Land Europas spiegelt sich unrichtiger, undeutlicher und verzerrter in den Köpfen des großen Publikums, als dies unglückliche Reich der Karageorgewitsch. Es hat keineswegs die üblichen Balkan-Serben, die man ohne viel Nachdenken dem ganzen nahen Orient auf unseres Kontinents südöstlichster Halbinsel zuzuschreiben pflegt: Überraschung wird alles, sowie man nur die Save überseht und ein Stück in die von Osterreich-Ungarns Heer jetzt nach schweren Kämpfen eroberte Macva einführt . . .

Freilich sind alle Dörfer rundum, alle Bauernhöfe im weitesten Umkreis verlassen, seit die Truppen Franz Josephs mit ihrem schwarz-gelben Banner in die Macva einzogen. Mit den zurückweichenden serbischen Regimentern floh auch die Bevölkerung nach dem Süden ins Bergland, Greise, Weiber und Kinder, die vielleicht auch für sich eine Vergeltung, die Rache für die Mordverschwörung fürchteten, die in Belgrad die Männer von Prinz Georgs Geist erfunden hatten. In Gorin Sasavica, in Kavnje, in Crnabara, wie viele Dörfer man in der Macva auch durchwandern mag: man trifft nur gespensternde Raben und stummgewordene Hunde, die einzigen Wesen von Fleisch und Blut, die in der Todes-einsamkeit der Schlachtfelder

ringsum noch atmen wollen. Ein einziges Schlachtfeld waren die Dörfer, die Felder, die wenigen Waldstücker, die wenigen Rasen, denen der weite Sumpf rechts und links von der Dammstraße die Möglichkeit des Bestehens gab. Um die Dammstraße, die eine ganze Strecke längs der Save hinläuft, bis sie dann ins Innere der Macva einbiegt, um die Dammstraße ging zwischen den Serben und den Osterreichern der erbitterte Kampf von sechs Wochen. Wer die Dammstraße in seinem Besitz hatte, befaß nicht nur die Macva: das Tor ins Innere Serbiens stand ihm durch die Straße offen. Der Sumpf gestattete nur selten die Annäherung von den Feldern her. Schritt für Schritt mußte die Straße, zu deren beiden Seiten der Feind in mustergültigen, strohüberdachten und erdüberschütteten Deckungen lauerte, in jähem Kampfe, meist in unmittlerbarem Nahkampfe erobert werden. Wo immer der Sumpf ein Stück festen Bodens in der Macva freigibt, sprechen heute noch die Zeugen furchtbaren Ringens. Überall Deckungen, überall Geschosframente, Granatenhülsen und Schrapnell, im Gefecht fortgeworfene, ausgeschossene Patronen. Rasch aufgeworfene, mit schlechtem Kreuz gezierte Gräber wechseln mit Erdböchern, in denen der Serbe hier, der Osterreich



Ein Schützengraben der Osterreichisch-ungarischen Armee in der Macva.



Österreichisch-ungarische Soldatengräber in der Macva, der zwischen Save und Drina gelegenen serbischen Landschaft, um deren Besitz sich heftige Kämpfe abspielten. Phot. Altorhot. O. m. b. p. Wien.



Serbische Soldatengräber in den Macvasümpfen. Phot. Altorhot. O. m. b. p. Wien.



Brücke in den Macvasümpfen, der Schauplatz schwerer Kämpfe der österreichisch-ungarischen Truppen mit den Serben.

dort sich vergrub. Jrgendwo hinter einem Dorf steht man plötzlich vor einer ganzen Erdfestung. Sprache nicht der Offizier von ihr, wies er nicht selber den Eingang, so ahnte selbst auf drei Schritte der Ankommende nichts von der riesigen Verschanzung: so meisterhaft ist sie gedeckt und versteckt, so gründlich tief ist sie in die Erde eingehoht. Und das Staunen geht mit, durch all die Gräben weiter. Sie sind gut manns-tief: ein ganzes Gassengewinkel, eine ganze Stadt. Vorne lag jene Batterie der Österreicher eingegraben, die Tag um Tag, oft Stunde um Stunde Tod und Verderben unter die Serben sandte, ohne daß sie den Standort der Batterie jemals zu entdecken vermochten. Vor den Geschützen ein ganzer Kranz von Gräben, die zu den „Bohovierteln“ der hier stehenden Truppen führten. Unterirdische Offizierswohnungen, unterirdische Mannschaftskasernen. Sogar Kantinen sind da. Die Häuschen unter der Erde sind rohgezimmert, aber fest, ganz regelrechte Dächer — von oben bleibt alles unsichtbar — sind über die vier Wände gesetzt. Im Innern feste Bänke, Stühle, Tische; man hat sich für Wochen und Monate eingerichtet, soll hier, wenn's sein muß, den ganzen Winter aushalten. Nicht minder gründlich, nur da und dort weit luxuriöser — so in den Schützengräben rund um Schabaz — haben sich die Serben ausgestattet. Die Erfahrung der Balkankriege, der Vorteil, das Befestigungsmaterial aus dem eigenen Lande, aus eigenen Vorräten herbeischaffen zu können, halfen ihnen natürlich bedeutend. Gleichwohl erkennt man bald, wie die Befestigungskunst der Österreicher und Ungarn von Schanze zu Schanze geübt wird, wie sie endlich an Virtuosität und Kühnheit der Anlagen alle Serbenschanzen übertreffen. In wenigen Anfangswochen mußten sie nachlernen, was der Feind von Anfang an aus den Balkankriegen besaß. Wie gelehrt sie lernten, wissen die Serben am besten selbst zu erzählen . . .

Das Märchen von der Feigheit der Serben wird durch die Kampfspuren auf den Macvafeldern rasch genug widerlegt. Auf riesigem Feldquadrat, hart an der Damustrasse, ganze Reihen von einfachen runden Erdböchern. Sie beginnen etwa 400 m von der Straße, aber die Lochreihen rücken allmählich ganz dicht an die Straße heran. In der ersten Reihe — eben die 400 m

vom Damm weit — lagen eines Tages die Österreicher und die Ungarn. Am Tage war kein Vorwärtkommen, denn das Feuer blieb mörderisch ohne Unterlaß. Aber im Dunkel der Nacht sprang der Soldat aus seinem Erdbloch, nur einen Schritt weit vor, grub hastig und grub: das neue Loch für den nächsten Tag. Viele Tage, viele Nächte ging es so. Bis man endlich an der Straße war. Bis dann der Kampf von Bajonett zu Bajonett anhub. Bis wieder ein kleiner, kleiner Teil der Straße den Serben entrissen war.

Sie schlagen sich alle tapfer, zäh und verbissen in Serbien, sie wissen alle, daß es ein Kampf um Leben und Existenz ist. Überdies sind sie gut geführt, von leidenschaftlichen Offizieren befehligt. Und wie man in bezug auf die militärische Tüchtigkeit der Serben umlernen mußte, so wird man sich auch von Land und Leuten ein anderes Bild machen müssen, als man es bisher uns zeichnete. Nirgends auch nur eine Spur, nur eine Andeutung von orientalisch verkommener Wirtschaft. Reich sind die Dörfer, reich und behäbig sind die Bauernhöfe. Alles peinlich sauber, gefällig und nett. In den Dörfern hat man noch nicht die hohen Wandspiegel, die Klubsessel und all die Badezimmerkultur, die man zu Schabaz fand — den größten Teil der Spiegel und Klubsessel, Diwans und Federbetten schleppten allerdings die serbischen Offiziere hinaus in die Schützengräben — aber auch die Dorfhäuser, die Pfarrhäuser, die Lehrhäuser, die Bauernhäuser sind alle behaglich eingerichtet. Meist steht das Hauptgebäude eines Bauern, das er mit den Seinen bewohnt, im weiten, freien Hof allein für sich, ein durchaus moderner Wohnbau, der die Front gegen die Dorfstraße zeigt. Im Hofe dann, jedes für sich, allerlei Wirtschaftsgebäude, die Ställe, die Speicher, die Vorratsräume. Die Farben der Mauern beweisen — meist blaue Streifen im Gelb der Wände — die Freude an der Buntheit. Es kommt die Freude an den Blumen hinzu. Sie blühten in den Höfen, sie standen in den Töpfen im Fensterrahmen, in hellen Glaslugeln vor den Türen. In netten Korridoren da und dort ein Oleanderbaum. Die gewichtigen Persönlichkeiten, die Honoratioren haben sich die Wände von Korridor und Zimmern mit Wandmalereien verschönen lassen. Niemand verlangt in Ernabara Kunstwerke. Aber nett und freundlich sind auch diese Malereien.



Eine kugelsichere Unterkunftsstätte der österreichisch-ungarischen Truppen.



Ein gefangener serbischer Freischützer.



Vom Kriegeschauplatz in Serbien: Ein österreichisches Grab an der Drina.



Überall tobte dort der Kampf, überall ist dort jetzt Verwüstung und Verlassenheit. Die Zimmer sind kahl, die Möbel fehlen. Was blieb, liegt in Trümmerhaufen, turmhoch und wirt übereinander geschichtet. Jedes zweite Haus zerschossen, zum wenigsten trägt's Kugelspuren. In den Zimmern, vor Tischen und Betten muß der Bajonettkampf gewütet haben. Aber die Blumen blieben unver-

fehrt: ein einsamer, melancholischer Abglanz eines heiteren Friedensidylls von einst. Alles muß hier hell, muß heiter, bescheiden und freundlich sein in sorglos ruhigen Friedenstag. Der Mordstoß von Belgrad her hat nicht nur Europa den Sturm gebracht: das serbische Glück, das Idyll ruhiger, serbischer Bauernbehaglichkeit hat er zuerst vernichtet . . .

## Kriegserlebnisse im Auto.

Aus den Feldpostbriefen eines freiwilligen Kraftfahrers.

Heute will ich einmal von der Fahrerei im Kriege erzählen. Nehmen wir den gestrigen und heutigen Tag. Also um 5 Uhr auf, um 6 Uhr fort und um 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr war ich schon in N. bei meinem Leutnant. Trotzdem ich erst um 7 Uhr bestellt war, erwartet er mich schon mit Schmerzen, denn eben hat er Befehl, bis zum Abend an einer Stelle eine 10-cm-Batterie einzubauen. Also erst hinaus zum Standort der Batterie. Hier ist der Befehl bereits angekommen. Sie wird auf den Weg gebracht, und nun fahren wir voraus, was das Zeug halten will. Noch mit Licht. An allen Ecken, vor und hinter jedem Dorf, an jeder abzweigenden Straße Posten. Halt! Parole! Durch, wie der Wind im Fluge. Dann kommen wir in den Bereich feindlichen Feuers. Lichter aus und weiter, so gut es geht. Straßen sehr selten, meist Feldwege, zuletzt durch Rübenacker und über Felder, vom Regen aufgeweicht. Auf beiden Hinterrädern Greifketten. Der Dreck fliegt nur so, immer durch! Rechts eine Anhöhe, auf der uns der Feind sehen kann. Also drum herum, durch Heideboden. Der Wagen wird zum Kahn, der Fahrer zum Kunstoffahrer. Die Stellung der Geschütze wird ausgemacht, Pioniere heben die Deckungen aus. Der Beobachtungsstand wird bezeichnet und mit der Batterie durch Fernsprecher verbunden. — Dann zurück, der fahrenden Batterie entgegen. Diese wird kontrolliert, auf den richtigen Weg gebracht. Es geht über die Schlachtfelder, wo Ende Oktober die blutigen Kämpfe gewesen. Überall Schützengräben, zwischen denen wir hindurch müssen. Dann Granatlöcher. Alles voll fortgeworfener Uniformstücke: englische, französische, Turkojacken, dazwischen Gewehre, Granathülsen usw. Dann Gräber, viel Gräber! Ein einfaches Kreuz, darauf die Mütze oder das Kochgeschirr oder irgend etwas, was der Tote besessen. Weiter und weiter. Anhalten gibt's nicht, Nachdenken auch nicht, nur aufpassen, scharf aufpassen. Dazu immer der Donner der Batterien und oft Maschinengewehrfeuer. Das französische langsam, fast bedächtig; unseres schneller, lustiger! So vergeht der Tag. Die Batterie kommt an, wird aufgefahren, die Pioniere rücken ab. Wir zur nächsten Munitionsausgabe, um die Zufuhr zu regeln. Abends um 8 Uhr feuert die Batterie, wir zum Generalkommando:

„Batterie feuert!“ — Dann denkt man, der Tag ist zu Ende, aber es kam ein neuer Befehl. Ein Punkt ist bis zum nächsten Morgen durch eine schwere Batterie zu verstärken. Wieder ohne Licht zur Front. Mit Hilfe von Taschenlampen werden die Geschützstellungen bezeichnet und bei Mondschein ausgehoben. Die Batterien dürfen, um nicht durch Flieger entdeckt zu werden, nur bei Nacht fahren. So kamen wir denn um 3 Uhr nachts ins Bett.

Aber manchmal ist es auch anders. Dann fährt man der aufgehenden Sonne entgegen. Blutigrot geht sie auf, ein herrlicher Anblick. Dazu die Berge, man glaubt im Harz zu sein. — Fährt man auf der Straße, so ist alles voll Kolonnen. Nun ist die Straße schmal und naß, und dazu ausgefahren! Loch an Loch, oft Granatgruben. Dazu die scheuenden Pferde, das Fahren zu Hause war ein Kinderspiel dagegen.

Das ganze Geheimnis des Krieges scheint Geschwindigkeit zu sein. Und nicht die geringste Rolle spielt dabei das Auto. Lastzüge von über hundert Wagen mit Anhängern sind alle Tage da und können immer 7000 bis 8000 Mann befördern. Kanonen, Haubitzen, Soldaten, Pioniermaterial, Munition, alles Eilige mit Kraftwagen! Und doch noch alle die Kolonnen, Hunderte von Wagen. Lebensmittel- und Munitionskolonnen, Feldküchen, Pionierkolonnen, Infanterietruppententeile, Husaren und Ulanen. Und immer vorbei oder auch überholen, was oft der Pferde wegen unangenehm ist. Und alles soll schnell gehen.

Auch heute war ich wieder vorn, bin aber schon um 4 Uhr fertig gewesen. Wir waren anderthalb Kilometer hinter der Schützenlinie. Der Kampf hatte in einem Park getobt, hart, man konnte es überall sehen. Die Mauern voller Schießscharten. Das Schloß zerschossen. Ein Schloß für Fürsten, in aller Hast verlassen. Alles von den Franzosen verwüstet, die Möbel in den Schützengräben. Eine Riesenschatzkammer von unermäßigem Wert in die Winde verstreut! Herrliche Steiche und Kunstblätter flattern im Regen und Wind. Große chinesische Vasen zerschossen. Uhren, Bilder, Kristallfassen — alles an der Erde. Alles zerstört, verwüstet. Glaubt, da ist mir eine ohnmächtige Wut angekommen!

## Gedanken über den Krieg. Von Max Sillmann.

Germania war wohl erstaunt, als sich immer mehr neue Feinde meldeten, aber nicht erschreckt. Sie klopfte gelassen auf ihr gutes Schwert und sagte: „Suum cuique! ist noch immer ein gutes Rezept.“

Wenn etwas unserer obersten Heeresleitung ihr schweres und verantwortungsvolles Amt erleichtern kann, so ist es das unbegrenzte Zutrauen des ganzen Volkes: niemand kennt die Pläne, aber jeder billigt sie.

Wir kriegen unsere Feinde nicht dadurch klein, daß wir sie verkleinern.

„Ex oriente lux!“ sagte der Russe, da gab er den Kosaken die Brandfackeln mit.

Gemeinsamer Haß ist der beste Kitt. Geil dir, Deutschland, du kennst jetzt von der See bis zu den Alpen nur einen Fluch: der heißt England!



## Weltenbrand.

Es loht eine fackel über Meer und Land:  
Weltenbrand!

Im Süden und Osten, im Westen und Norden,  
Überall Sengen, Plündern und Morden,  
Granatenregen und Waffengeklirr,  
Geschrei und Jammer gellend und wirr.  
Und Bäche von Blut — und Ströme von Blut —  
Aber es loht eine heilige Glut  
In Millionen tapferer Herzen,  
Die ist stärker als Jammer und Grauen und  
Schmerzen.

Das ist der Wille der friedlichen, freien,  
Die feigen Verrats falsche Freunde zeihen.  
Sie hießen das Schwert aus der Scheide fahren,  
Um heiliges Völkerrecht zu wahren.

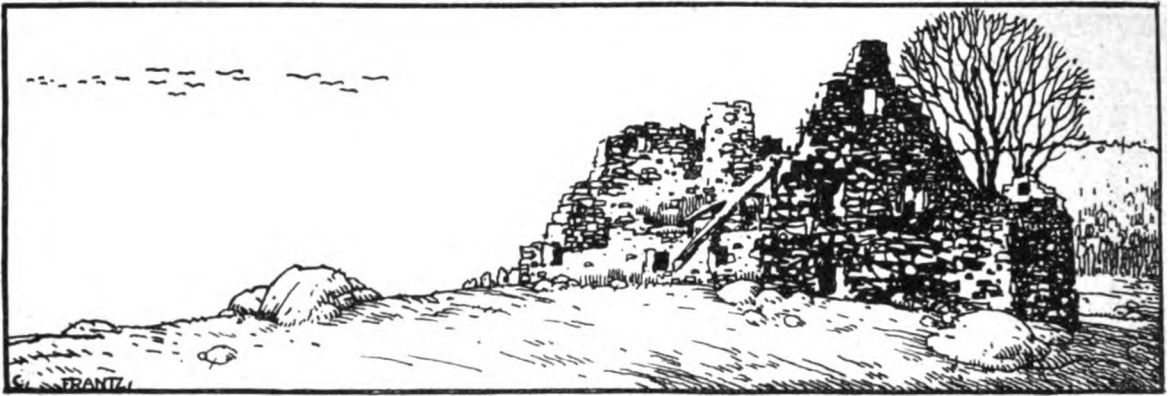
Das ist der Haß der Unterdrückten,  
Der tief in Not und Schmach Gebückten,  
Die aufgestanden, um Mord und Verbrechen,  
An ihren Vätern begangen, zu rächen.

Das ist der Troß, der Allahs Heer  
Aufjauchzend greifen läßt zur Wehr,  
Und es in wildem Kampfe eint  
Gegen den langgehaßten Feind.

Und heimlich brennt und glimmt es fort:  
Hier zuckt eine blaue Flamme und dort —  
Und gleiten züngelnd von Land zu Land —  
Weltenbrand!

So fließe Blut und lodre Welt,  
Verströme Jammer uferlos —  
Gott ist stark und Allah ist groß,  
Und wir lassen das Schwert nicht aus der Hand,  
Eh' der Feind gefällt.  
Nieder mit Engelland!

C. Kopp.



„In den Iden Fensterhöhlen wohnt das Grauen.“ Auf dem deutsch-französischen Kriegsschauplatz gezeichnet von Carl Franz.

## Der Weltbürger.

Ein Kriegsrroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Kurt fühlte sich etwas beruhigt von dem sicheren Auftreten seines Prokuristen, aber der Abschied wurde ihm doch schwer. „Die Schukhast, in die man den ehemaligen preußischen Reserveoffizier und nunmehrigen russischen Untertanen nimmt, wird sicher nichts Unangenehmes mit sich bringen,“ meinte er. „Immerhin ist es mir ein Trost, daß ich Sie frei und in der Nähe weiß.“

„Ihr könnt sicher sein, daß der Hammesfahr schon die Augen aufmacht,“ versicherte der Prokurist. „Von Gott und der Welt verlassen braucht Ihr Euch nit zu fühlen, und wenn wir lebend davonkommen, dann haben wir wenigstens eins profitiert: eine interessante Erinnerung an Rußland.“

Einige Stunden darauf war Kurt in der Zitate untergebracht. Man hatte soviel Rücksicht genommen, ihm ein einigermaßen anständiges Zimmer anzuweisen. „Es könnte ja besser sein und wird keinen Vergleich mit Ihrer bisherigen Wohngelegenheit aushalten,“ meinte der Major, der ihn in seine besondere Obhut genommen hatte. „Aber einen großen Vorzug hat das Logis. Sie haben da einen sehr hübschen Blick auf die Stadt und den Fluß und Sie können morgen oder übermorgen auf das bequemste und gefahrloseste mit ansehen, wie die Schornsteine Ihrer Fabriken in die Luft gesprengt werden. Tja, Kurt Pawlowitsch, was so ein Krieg nicht alles an Überraschungen mit sich bringt.“

20.

„Deine Mutter hat wieder ihre schwachen Nerven, mein Täubchen. Sie mag diesem interessanten Schauspiel nicht beiwohnen. Du aber wirst mich morgen früh doch begleiten? So etwas sieht man nur einmal im Leben,“ sagte der Gouverneur zu Maruschka.

„Selbstverständlich, Väterchen, wenn es absolut beschlossen ist, daß die Schornsteine fallen sollen,“

antwortete Maruschka. „Aber ich kann und mag noch nicht daran glauben, daß eine so bedeutende Stätte der Arbeit einfach vernichtet, einfach dem Boden gleichgemacht werden soll.“

„Krieg, Krieg, mein Hühnchen! Und da es nun doch so aussieht, als hätten wir nächstens diese Deutschen, die Gott verdammen möge, vor unsern Mauern, so ist es schon besser, wir zerstören diese Anlagen, in denen sie sich festsetzen könnten. Es gibt eiserne Notwendigkeiten, denen man sich nicht entziehen soll, und Schönjeli ist nicht der Mann, der unnötig sackelt. Er kennt den Rummel, wie man eine Festung verteidigt, und er wird die Feinde hier lange genug aufzuhalten wissen.“

„Aber man spricht doch davon, es liege noch vieles im argen mit den Verteidigungsmitteln.“

„Nun ja, nun ja, wie das so geht. Wer denkt auch an einen solchen Krieg. Und dann tut's dem einen oder andern leid, daß das viele schöne Geld in allen möglichen dummen Dingen angelegt werden soll, in Schanzen, Gräben, Drahtzäunen und Minen. Und so sparen manche Instanzen diese Gelder.“

„In ihre eigene Tasche,“ höhnte Maruschka. „Und nun hat der Festungskommandant die Sorge. Man sagt, es mangle an Draht, mit dem man die Festungswerke bei einem Sturm schützen könne.“

„Ja, mein Kind. Draht ist eine feine Sache. Daran bleiben sie hängen, die verdammten Prussaki, und man kann sie dann so hübsch abschießen. Aber noch besser ist es, die am meisten gefährdeten Positionen mit kräftigen Kupferdrähten zu umspinnen und einen starken elektrischen Strom hindurchzuleiten. Da spart man Munition, denn die Elektrizität besorgt das Unschädlichmachen mit gediegener Gründlichkeit. Wer mit solchem Drähtchen in Berührung kommt, der ist fertig mit der Welt. Da gibt's keine Leichtverwundeten, die einem später wieder unangenehm werden können. Haha, der elektrische Strom bringt sie prompt um.“

„Es ist furchtbar,“ sagte Maruschka schauernd. „Aber es sind Feinde, besser sie als wir.“

„Und dann gibt's noch diese trefflichen, verdeckten Wolfsgruben,“ fuhr der Gouverneur mit grausamem Behagen fort. „Gaha, die Stürmenden brechen ein und spießen sich in den eisengepizten Pfählen auf, die unten auf sie warten. Oh, unsere Strategie hat die schönsten Verteidigungsmittel erdacht, die sich nur erdenken lassen. Wir sind groß in der Verteidigung, waren es immer. Man wird sich schon die Zähne an uns ausbeißen.“

„Wenn die Verteidigungsmittel da sind, Väterchen. Aber du sagst ja selber, daß es damit hapere.“

„Ja, General Schünjeli flucht wie ein Wilder. Seit Monaten schon sollten große Sendungen Kupferdraht eintreffen. Wo sind sie? Mit Stacheldraht ist's auch nur schwach bestellt, und die Eisenspitzen für die Pfähle der Wolfsgruben fehlen. Aber zur Not genügt es schon, wenn die Pfähle einfach zugespitzt werden. Aber fünfzigtausend stehen so schon auf der Lauer. Oh, Schünjeli ist ein sehr rührender Festungsverteidiger.“

Maruschka wurde nachdenklich. Dann sagte sie: „Glaubst du, Väterchen, daß Kurt Pawlowitsch nach der Niederlegung seiner Fabriken vollständig ruiniert sein wird?“

„Radikal, mein Täubchen, radikal!“ versicherte der Gouverneur. „Oh, unser Herrgott sorgt schon, daß die Bäume dieser verdammten Feinde nicht bis in den Himmel wachsen, und daß ihr Hochmut geduckt wird.“

„Aber wird er keine Entschädigung erhalten, daß man seine Werke zerstört? Er ist doch ein Russe geworden, und unsere Untertanen müßten wir wohl schadlos halten für die Schäden, die man ihnen des Krieges wegen bereiten muß.“

„Wer im Festungsraben baut, der tut's auf sein Risiko. Und überdies, wer ist denn Kurt Pawlowitsch? Er ist kein richtiger Deutscher mehr und am wenigsten ist er ein vollkommener Russe. Er schwebt wie eine Seifenblase in der Luft, ja, wie eine Seifenblase. Patsch, da ist sie zerplatzt, und man lacht darüber, man lacht außerordentlich. Ich weiß, mein Kind, du hattest dich auf diese Seifenblase gespitzt, du wolltest Königin werden in diesem

Industriereich. Jetzt wirst du andre Pläne schmieden müssen. Du wirst dich nicht auf etwas kaprizieren, was eine Seifenblase geworden ist, hehehehe!“

„Und was wird mit Kurt Pawlowitsch geschehen? Warum hält man ihn fest? Ich finde es grausam und ungerecht, so mit ihm zu verfahren.“

„Warum? Warum, mein Liebling? Man behandelt deinen Freund wie einen Kavaliere. Man hindert ihn, frei umherzuwandeln, damit ihm als einem verfluchten Hund von einem Deutschen patriotische Leute nicht den Schädel einschlagen, und man hindert ihn als einen russischen Untertanen, Hochverrat zu begehen, indem er mit seinen ehemali-



Sein Eisernes Kreuz. Nach einer Kunstphotographie.

gen Landsleuten konspiriert. Er war deutscher Offizier, wohl zu bedenken. Wenn er keine Dummheiten macht, wird man ihn in dieser angenehmen Schutzhaft behalten, um ihn nachher wieder laufen zu lassen. Dann wird er ein Bettler sein, oder so gut wie ein Bettler, der arme Kurt Pawlowitsch. Oh, wer hat ihn auch gezwungen, nach Rußland zu kommen, um sich dort bereichern zu wollen? Wie sagt doch die Schrift, mein Haselhühnchen, wie sagt sie? Die da reich sein wollen, fallen in Versuchung und Stricke.“

„Wenn du doch nicht die Bibel im Munde führen wolltest, Vater,“ entgegnete Maruschka nervös.

Sie kannte die Heuchelei ihres Erzeugers von Kindesbeinen an. Sie mußte auch, daß er Kurt Pawlowitsch haßte, nicht nur, weil er ein Deutscher war, sondern auch, weil er öfter Geld von ihm empfangen hatte. Im Grunde ihres Herzens verachtete sie ihren Vater, da sie ihn vollkommen durchschaute, während er für seine Einzige eine große Schwäche hatte und ihr in allem freien Willen ließ.

„Die Bibel ist das Buch der Bücher,“ sagte der Gouverneur. „Ich bin ein russischer Beamter, es ist meine Pflicht, eine Säule der orthodoxen Kirche zu sein, ein gutes Beispiel diesem blöden Volke zu geben, das ohne den Glauben nicht zu lenken wäre. Jedes nach seiner Art, mein Töchterchen. Und dein Vater ist der Gouverneur von Samat und wird mit Gottes Hilfe noch einmal Generalgouverneur von Warschau werden. Also morgen früh werden wir beiden zusehen, wie die braven Pioniere diese unverschämten Eisen der Gehrrens-Werke sprengen.“

„Gewiß, gewiß, wenn bis dahin nicht etwas anderes geschieht, Väterchen.“

„Was sollte denn anderes geschehen? Es wird kein Engel Gottes erscheinen, um diese Fabriken und diese Rieseneisen zu schirmen. Sie werden fallen und wir werden eine seltene Erinnerung davon haben. Gehab' dich wohl, mein Kind, und denke darüber nach, welcher andere empfehlenswerte junge Mann mich einst als Schwiegervater verehren wird.“

Als er gegangen war, lehnte sich Maruschka in einen Sessel und legte nachsinnend ihre Hand über die Augen. In der Tat, die Lage dessen, als dessen Gattin sie sich geträumt hatte, war so verzweifelt wie nur möglich, aber Maruschka war nicht diejenige, die einen einmal gefaßten Plan so ohne weiteres umwerfen ließ. Wenn es ihr möglich wurde, die Fabriken vor dem Untergang zu retten, wenn sie ihrem Besitzer einen großen Dienst erwies, dann war sie ja ihrem Ziele bedeutend näher, und besonders dann, wenn sie Kurt fester an Rußland bände. Er hatte doch ganz das Zeug dazu, ein Industriekönig zu werden, etwa wie der berühmte deutsche Krupp. Macht und Reichtum und eine große Stellung würde sie durch ihn erlangen. Da lohnte es sich schon, ein übriges zu tun und jede Rettungsmöglichkeit ins Auge zu fassen. War nichts zu retten, nun, dann war ja immer noch Zeit genug, die Sache fallen zu lassen und sich anderen Zielen zuzuwenden. Und die Phantasie Maruschkas hatte immer einige Gänge gefaltet bereit stehen. Selbst ihre Wissenschaft konnte ihr unter Umständen den Weg zur Höhe bahnen. Wenn sie es erreichte, etwa Leibärztin der Zarin zu werden, dann konnte sie als berühmte Frau vielleicht ganz von Eheprojekten absehen, konnte in Geld und Ansehen schwelgen und ohne ein fesselndes Eheband doch den Neigungen

folgen, die Verstand oder Herz ihr aufdrängten. Vorab aber lag das andere ja noch weit näher: dies Gehrrens-Projekt, und so sann sie eindringlich nach und wälzte und formte einen Plan in ihrem Hirn. Endlich war sie mit sich selbst im klaren. Sie telephonierte die ihr befreundete Gattin des Festungskommandanten an, ob ihr Gregor Michaelowitsch zu Hause sei, sie habe etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen, etwas, das die Verteidigung der Festung beträfe.

„Oh, meine Liebe,“ wimmerte die Generalin in das Telephon, „dieser neunmal unglückselige Krieg! Meinen Mann sehe ich überhaupt nur auf Minuten. Er ist immer unterwegs und die Grobheit selbst. Denke nur, Kindchen, er geht mit dem Gedanken um, alles, was langes Haar trägt, aus der Festung herauszuschicken, und er hat geschworen, ich wäre die erste, ich, die ich ihm doch einen Sohn geboren habe und vier Töchterchen. Und er wird es wahr machen, er macht es wahr, Maruschka Nikolajewna. Er wird auch dich fortbringen lassen, obgleich er eine Schwäche für dich hat.“

„Du träumst wohl, Jekaterina Pawlowna,“ sagte Maruschka, obgleich sie genau wußte, daß sie dem General nicht gleichgültig war. „Gregor Michaelowitsch liebt nichts als seinen Dienst, hin und wieder ein gutes Tröpfchen und seine Familie, dich, deinen Sohn und die vier reizenden Töchterchen“ — diese sommerprossigen Ohreulen — fügte sie im stillen hinzu.

„Doch, doch, meine Teure. Er behauptet, du wärst das einzige Frauenzimmer im Gouvernement, das ihn halbwegs imponieren könne. Ich sage dir das, damit du es weißt und ihn vielleicht bestimmen kannst, daß er seine Drohung nicht wahr macht. Fünftausend Judenweiber hat er schon disloziert, wie er das nennt, und er wird auch uns dislozieren. Aber du hast Einfluß auf ihn. So komm denn, meine Liebe. In einer halben Stunde wird er beschmußt und hungrig von den Festungsarbeiten kommen. Dann wäre es möglich, daß du ihn sprechen kannst.“

„Ja, meine Teure, und wenn du wirklich recht hast und dein berühmter Mann mir unbedeutendem Mädchen keine Mißachtung schenkt, so werde ich Sorge tragen, daß wir Frauen den Männern zur Seite stehen dürfen, wenn diese üblen Prussakoffs gegen unsere Mauern anrennen wollen, ja, so werde ich ihn zu bestimmen suchen. Ich habe so meine Ideen, Jekaterina Pawlowna, und ich denke, sie werden ihm auch einleuchten, wenn er sonst nichts für mich übrig hat. Aber beruhige dich, ich gehe nicht darauf aus, dir Gregor Michaelowitsch abspenstig zu machen. Ich gönne ihn keiner so sehr als dir, die du ihm einen Sohn und vier reizende Töchter gebarst.“



**Vom Kriegsschauplatz  
in Russisch-Polen.**

**Ersürmung einer russi-  
schen schweren Batterie.**

Nach einer Zeichnung von  
Martin Graft.

RECHT ANS  
UNIVERSITÄT  
LEIPZIG

Bald darauf befand sich Maruschka in der Kommandantur. Sie mochte das Gesetz der Generalin, die eine gute Frau und Mutter, aber geistig unbedeutend war, nicht anhören. Im Dienstzimmer des Generals wartete sie auf ihn. Man kannte sie natürlich. Ein Hauptmann empfing sie.

„Haben Sie neue Nachrichten?“ erkundigte sie sich. „Man tut hier ja gerade, als dürfe man jede Stunde die Deutschen erwarten.“

Der Hauptmann nahm eine geheimnisvolle Miene an. „Gott soll den Tag verfluchen, wo es wahr wird, gnädiges Fräulein, aber man erwartet diese Deutschen nicht nur hier, man erwartet sie gar viele, viele hundert Werst weiter, man erwartet sie in — Petersburg. Gott schütze Rußland.“

„Ich dachte, dazu wären unsere Soldaten da. Aber es ist auf nichts mehr Verlaß in der Welt, weder auf den Himmel noch auf unsere Soldaten. Verlaß scheint nach allem, was man so hört, nur auf die deutschen Soldaten zu sein, aber wir haben den Schaden davon.“

„Man hat das nicht erwartet, man hat eben falsch kalkuliert. So etwas rächt sich immer,“ bemerkte der Hauptmann achselzuckend. „Hauptsache ist jetzt, daß wir die Bevölkerung ruhig erhalten.“

„Mehr Hauptsache, als verlogene Siegesbepfechen auszustreuen, und den Mob in einen närrischen Siegestaumel zu wiegen, der schon bedeutend in die Brüche geht, ist es nach meiner Meinung, dem Feinde ordentlich die Zähne zu zeigen.“

In dem Augenblick trat der Festungskommandant ein, beschmüht, erregt, ermüdet. Aber als er den Besuch erkannte, erheiterte sich seine finstere Miene.

Der Hauptmann verließ das Zimmer. „Maruschka Nikolajewna, Sie selber?“ sagte der General in angenehmem Staunen.

„Na ja,“ lachte sie, „ich wollte Sie doch noch einmal gesehen haben, ehe sie uns Frauen herausjagen aus Samak. Ihre Frau sagte mir davon.“

Er lachte. „Nun ja, einstweilen habe ich Zekaterina Pawlowna mit ihrem ewigen Gejammer nur schrecken wollen. Diese Frage würde für mich erst spruchreif, wenn die Deutschen wirklich bis auf achtzig Werst nahe gerückt sind. Dann muß sich die Festung des Ballastes entledigen. Aber man macht Ausnahmen.“

„Und eine solche Ausnahme werde ich sein, nicht wahr, Gregor Michaelowitsch?“

„Wenn Sie darauf bestehen. Eine Frau wie Sie kann selbst eine belagerte Festung gebrauchen.“

„Und wenn die Festung erobert werden sollte! Nun, ich habe lange in Deutschland gelebt. Eine Frau braucht keine Furcht vor diesen Soldaten zu haben, nur die Männer, lieber General.“

„Ich tue das Menschenmögliche, mich gegen sie

zu wehren, dessen kann ich Sie versichern. Aber es ist sehr viel veräußert worden, nicht durch meine Schuld.“

„Ich weiß, ich weiß. Ich sprach mit meinem Vater darüber. Er spricht mit mir, und er darf mit mir über diese Dinge sprechen, als wenn ich ein Mann wäre.“

„Ja, ja, das darf er,“ versicherte der General. „Sie sind stark, Maruschka Nikolajewna. Sie gehörten von Rechts wegen in den Rat der Männer. Mit meiner Frau läßt sich über diese Dinge nicht reden. Sie jammert immer nur, fügt sich nie ergeben den Notwendigkeiten. Sie würde nur hinderlich sein bei der Verteidigung der Festung. Und ich fürchte, diese steht vor der Tür. Ich fürchte auch, daß die meisten unserer Forts sich nicht lange halten werden, wenn etwa die Feinde ihre verfluchten neuen Belagerungsgeschütze gleich bei sich haben. Der Teufel hat sie erfunden. Es gibt keinen Widerstand gegen sie.“

Er holte aus einem verschlossenen Schubfach eine illustrierte dänische Zeitung hervor und deutete auf ein Bild. „Da sehen Sie, wie diese Höllengeschütze mit solch einem armen Fort umgehen. Ich habe das Blatt auf Umwegen erhalten. Es gibt zu denken, sehr zu denken. Es ist ein Fort der gefallenen belgischen Festungen.“

„Die, wie unsere Blätter melden, dem Feinde hartnäckigen Widerstand leisten und vor der er die schwersten Verluste erleidet,“ spottete sie.

„Man darf das Volk nicht aufregen. Die Lüge ist eines unserer notwendigsten Kampfmittel, Maruschka Nikolajewna. Leider ist es so. Nur der Starke kann der Wahrheit ins Auge sehen. Deshalb zeige ich Ihnen dies tausendmal verfluchte Bildchen. Ja, meine Liebe, es wird eine böse Geschichte werden. Aber ich werde mich verteidigen, bis aufs Blut verteidigen, und die Stadt selbst und die Zitadelle werden sich länger halten können. Sie müssen ja auch vorher über den Fluß, die Hunde, ehe sie ordentlich zupacken können. Es wird furchtbar werden, meine Freundin, und es wäre schade, wenn etwas an Sie käme. Es wird doch das richtigste sein, daß ich Sie mit anderen Frauen aus der Festung fortschicke.“

„Unsinn,“ herrschte sie ihn an. „Ohne mich würden hier wohl manche Dummheiten gemacht werden. So hörte ich von der beabsichtigten Zerstörung dieser deutschen Fabriken, der Gehrrens-Werke.“

„Notwendig, zwingend notwendig, meine Beste, jetzt, wo doch schon die Umgegend Petersburgs raufiert wird.“

„Nun ja, nun ja, und ich freute mich ja auch schon auf das Erlebnis, diese prozigen Essen fallen zu sehen. Es wäre mir nicht anders, als sähe ich Feinde in den Staub sinken. Und man sieht doch



**Im Kampf mit den Indern.** Für Reclams Unibersum gezeichnet von J. Gleich.

Einem Feldpostbrief aus Westfalen entnehmen wir folgende Schilderung: Wir lagen schon seit drei Tagen unter dem ununterbrochenen Geschützfeuer der Engländer in unsern Schützengraben und hatten Mangel am Richtigsten. Die Briten dachten wohl, wir wären jetzt ziemlich am Ende. Deshalb hatten sie uns den Besuch ihrer braunen Bundesgenossen zugebacht. Unter einem furchtbaren Gebrüll, gegen das unser Hurrarufen wie das Bimmern von Säuglingen klang, sprangen plötzlich Tausende von braunen Gestalten aus dem Nebel auf uns zu. Das Gewehr in der Faust erwarteten wir den Angriff in aller Ruhe. Gar zu kriegerisch war der Anblick der anstürmenden Horde wirkte eher komisch wie bedächtig. Auf 100 m ließen wir das Volk herankommen, dann eröffneten wir ein rasendes Schnellfeuer, das Hunderte wegmähte. Doch desungeachtet brangen die andern vor, mit beispielloser Gewandtheit über die Hinbernisse wegtornend. Im Nu waren sie in unsern Schützengraben, und wahrlich die Braunen waren keine zu verachtenden Gegner. Mit Kolben, Bajonett, Säbel und Dolch wurde jetzt aufeinander losgehauen und gestochen, und wir hatten bitter harte Arbeit, die uns erst durch im Laufschrift herbeileitende Verstärkung erleichtert wurde. Dann aber warfen wir die Kerle aus den Schützengraben heraus und zwar so, daß ihnen Hören und Sehen verging. Wir gingen dann natürlich weiter vor und verfolgten den Feind bis in seine eigenen Schützengraben hinein. Ein heimtückisches Volk habe ich noch nie kennen gelernt. Schon das schlangengleiche Herankriechen und plötzliche Vorschneilen ist unheimlich. Noch schlimmer ist das „Sichtstellen“ und hinter dem vorrückenden Feind herhschießen, oder aufspringen und mit Messer und Dolch dem arglos vorgehenden Gegner in den Rücken fallen.

gerne etwas Ungemöhnliches, Gregor Michaelowitsch, nicht wahr, ob man nun ein Mann oder eine Frau ist?“

„Morgen werden Sie es sehen, meine Beste. Es wird mir eine Ehre und ein besonderes Vergnügen sein, Sie in meinem Auto mit auf den Fichtenberg zu nehmen. Dort können wir es ganz aus der Nähe beobachten, wie sie fallen werden, können es ohne Gefahr betrachten. Heute nachmittag werden die Pioniere die nötigen Vorarbeiten zu den Sprengungen vornehmen.“

„Und doch, die Fabriken und Essen dürfen nicht fallen, Gregor Michaelowitsch. Sie dürfen nicht,“ jagte sie bestimmt.

Er starrte sie an, dann fragte er rauh:

Und warum dürfen sie nicht? Vielleicht, weil Sie sich für diesen verdammten Deutschen, den ich in der Bitabelle interniert halte, interessieren?“

„Reden Sie keinen Unsinn, Gregor Michaelowitsch, sonst müßte ich doch annehmen, Sie besäßen so wenig Stolz, um eifersüchtig auf einen ruppigen Deutschen zu sein. Was geht mich dieser Mann an. Aber seine Fabriken brauchen wir noch, brauchen Sie

sehr notwendig. Oder aber, Sie müßten reichlich versorgt sein mit Draht für die Verhaue und für die elektrische Starkstromleitung, mit der wir uns umgürten wollen. Und wo sind die hübschen Eisenspißen für die Wolfsgruben? Sie fehlen, alles dieses fehlt. Ich weiß es von meinem Vater, und nichts anderes wird diese Deutschen bei einem Sturme aufhalten und vernichten können. Ist es nicht so?“

„In der Tat, die Lieferungen sind ausgeblieben. Alle meine Vorstellungen waren nutzlos. Es mangelt vieles, Maruschka Nikolajewna, vor allem an diesem Kupferdraht, diesem köstlichen Kupferdraht, an dem die Feinde getötet hängen bleiben könnten. Ein Jahr meines armjeligen Lebens, nein, zwei Jahre gäbe ich darum, wenn ich jetzt einen Güterzug mit diesem Draht hätte.“

„So, und in Ihrer Kurzsichtigkeit wollen Sie die Möglichkeit zerstören, sich dies notwendige Verteidigungsrequisit zu verschaffen! Mensch, General, Freund! Es dauert wohl noch Wochen, ehe die Feinde vor unsern Mauern stehen. Dann ist immer noch Zeit, die Werke zu rasieren. Aber bis dahin können sie



uns schaffen, was wir brauchen, Draht in Hülle und Fülle. Stacheldraht, Kupferdraht, Eisenspitzen und vieles andere. Aber so bedenken Sie doch!"

Er stuzte. „Das ist ein Gedanke,“ brummte er. „Aber woher sollten wir das Material beziehen, vor allem zu diesen Kupferdrähten? Ohne Rohmaterial kann keine Fabrik arbeiten.“

Sie schlug sich vor die Stirn. „Sie sind ein großer General und ein tapferer Krieger, Gregor Michaelowitsch, aber etwas mehr praktischen Sinn hätten Sie neben Mut und Tatkraft schon mitkriegen können. Material in Hülle und Fülle, und wenn man die Kopfen einschmelzen müßte. Aber ich bitte Sie, wozu haben diese Polen ihre Herz-Jesukirche mit Kupfer gedeckt, mit Tausenden, vielen Tausenden von Pud des reinsten Kupfers. Abdecken, mein Freund, in den Gehrten-Works einschmelzen, und in wenig Tagen wird dort der schönste Kupferdraht daraus gezogen, mehr als genug, um uns mit einem sicheren Gürtel zehnfach zu umgeben.“

„Sie haben kühne Gedanken, Maruschka Nikolajewna,“ sagte er bewundernd.

„Und wem möchte ich sie lieber zur Verfügung stellen als Ihnen, mein Tapferer?“ schmeichelte sie. „Und im übrigen: die Werke liegen eben zwar still, aber ein Pfiff, und sie bevölkern sich wieder mit Arbeitern, und der, der sie zu lenken und zu leiten versteht, ist noch in unserer Gewalt. Er wird glück-

lich sein, daß die Zerstörung seiner Werke aufgehoben ist...“

„Aufgeschoben, nicht aufgehoben, meine Beste. Zumal die Essen würden dem Gegner das Einschließen außerordentlich erleichtern und die feindlichen Flieger genau orientieren.“

„Nun denn, aufgeschoben. Es genügt, wenn man ihm eine schwache Hoffnung läßt, daß die Fabriken weiter bestehen könnten, denn ohne das würde er kein Interesse mehr daran haben, unsere Verteidigungsmittel zu fabrizieren. Ja, dieser stolze Deutsche soll unsere Waffen schmieden. Auf diese Art wird er sich des Vorzugs würdig machen, den ihm die russische Untertanenschaft gewährt, und vielleicht gewinnt Rußland auf diese Art nicht nur scheinbar, sondern wirklich eine große, industrielle Intelligenz, wie wir sie brauchen können. Geht er aber mißmutig an dieses Werk, das gegen seine Landsleute gerichtet ist, nun wohl, so ist er gestraft genug. Jedenfalls haben wir den Mann sicher.“

„Sie denken an alles, meine Freundin,“ sagte er. „Doch es scheint mir notwendig, daß ich den Betrieb in staatliche Verwaltung nehme. Diese Leute sollen nur die technische Leitung haben, ohne die wir nicht auskommen. Ich werde Gehrten ein hohes Direktorgehalt bewilligen und ihm Entschädigungen und Anerkennungen in Aussicht stellen. So sind diese Neutralisierten noch am ersten zu fesseln.“ (Fortsetzung folgt.)

## Alle Blätter san g'fall'n.

Alle Blätter san g'fall'n,  
Und mei Namstag vor der Tür,  
Und mei Schazerl im Kriege,  
I und 's Büberl san hier.

Ganz alloan in der Stuben  
San mer alleweil nit,  
Denn 's Raserl und 's Dackerl,  
Die zählten aa mit.

Doch mei Herzerl, das hämmert,  
In der Brust hat 's nit Platz --  
Und 's schreit halt nach dir,  
Mei herztäufiger Schaz.

Au der Wand hängt dei Rucksack,  
Der Bergstock, die Büchs,  
Und die Zither und 's Hütli --  
Da seit si halt nig.

Aber dös, wann i anichau',  
Nacha wird 's mir so warm,

Schnell lauf' i zur Wiegen,  
Nehm' 's Kinderl auf 'u Arm.

Mein herzliabes Hascherl,  
Falt' die Patfcherl g'schwind,  
Jest bet' mer zum Herrgott,  
Mei allerliabstes Kind.

Mit weinen! Mit weinen!  
Schau' -- dös derfst nit,  
Sonst -- weißt, klanes Büberl --  
Sonst weint 's Mutterl mit.

O, du Herrgott im Himmel,  
Und i bitt' di halt schön,  
Ach, lass' mir mei Friederl  
Bald g'sund wiedersehn.

Mer woll'n aa recht brav sein,  
's Kinderl und i.  
Drum b'hüt' du mei Schazerl  
Und 's Büberl -- und mi.

Bruno Wehner.



Die Bayern bei Chatillon vor Paris am 13. Oktober 1870. Nach einem Gemälde von Ludwig Pusch.

STEFAN  
UNIVERSITÄT  
LEIPZIG





Auf Vorposten bei Apern.

## Der Krieg im Winter.

Von Hauptmann Desele.

Winterfeldzüge sind keine Seltenheiten, das zeigt uns die Kriegsgeschichte. Wir dürfen nur die Feldzüge der neueren Zeit verfolgen, so sehen wir, daß in fast allen diesen Kriegen im Winter gefochten, in den meisten sogar im Winter die Entscheidung erkämpft worden ist. So wurden im ersten Kriege zwischen Osterreich und Frankreich im Januar 1797 die Osterreichler bei Rivoli entscheidend geschlagen und die starke Festung Mantua genommen. Im nächsten Kriege der Franzosen gegen Osterreich begannen im November 1800 die Feindseligkeiten, die am 3. Dezember des gleichen Jahres zur Schlacht bei Hohenlinden führten. Im dritten Koalitionskrieg gegen Frankreich ward die große Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 geschlagen. Der Krieg Frankreichs mit Preußen und Rußland 1806 bis 1807 fällt zum guten Teil in den Winter und wird erst durch die gewaltige Schlacht bei Preußisch-Eylau am 7. und 8. Februar 1807 beendet. Der große Feldzug Napoleons gegen Rußland im Winter 1812/13, der mit dem Zusammenbruch der Großen Armee endete, begann am 6. November 1812. Im Befreiungskrieg 1813/14 wurde ein großer Teil der Schlachten im Winter, und zwar in den Monaten Januar, Februar und März, geschlagen. Der Krimkrieg 1854 bis 1856 wurde auch zum Teil im Winter ausgefochten. Im letzten deutsch-französischen Krieg 1870/71 hat sich, wie bekannt, ein gut Teil der entscheidenden Ereignisse gleichfalls im Winter abgespielt, so die Schlachten bei Orleans (2. bis 4. Dezember), an der Gallue (23. bis 24. Dezember), bei Le Mans (12. Januar), die Belagerung von Paris (ab 27. Dezember), die Kämpfe bei Belfort (15. bis

17. Januar) und die letzte große Schlacht des Krieges bei St. Quentin am 19. Januar 1871. Im russisch-türkischen Krieg 1877/78 fiel die Entscheidung ebenfalls im Winter, durch die Kämpfe um Plewna am 10. Dezember 1877. Auch der russisch-japanische Feldzug 1904/05 in der Mandchurie wurde den Winter über durchgeführt; es war aber, nicht des Winters wegen, sondern zum Zeitgewinn, von Mitte Oktober bis Ende Januar ein Stillstand in den Operationen eingetreten.

Bei näherer Betrachtung dieser Winterfeldzüge müssen wir die merkwürdige Wahrnehmung machen, daß gerade die Winter in den Kriegsjahren sich durch besondere Härte auszeichneten. So brach im Jahre 1812, als Napoleon seinen Feldzug gegen Rußland begann, der Winter schon sehr frühzeitig und bekanntlich auch mit furchtbarer Strenge herein. Der folgende Winter 1813/14, in dem auf Frankreichs Boden gefochten wurde, war gleichfalls sehr kalt und andauernd. Ebenso hatten im Kriegsjahr 1870/71 beide Teile unter dem bald einsetzenden und noch dazu sehr harten Winter furchtbar zu leiden.

Auch in dem jetzigen großen Völkerkriege ist der Winterfeldzug im Gang. Der Winter ist auf allen Kriegsschauplätzen lang eingezogen; Kälte, Eis und Schnee haben sich überall eingestellt. Im Westen herrscht Kälte und Frost, in Serbien und an der russisch-türkischen Grenze liegt tiefer Schnee, im Osten hat auf der Memel und vor allem auf der Weichsel schon die Eisbildung begonnen. Im Botschnischen Meerbusen nimmt die Eisperre schon ihren Anfang; die Luft erreicht morgens bereits eine Temperatur bis zu 18 Grad unter Null, so

daß die nordschwedischen Häfen schon geschlossen sind und die Schifffahrt in den russischen Häfen vermutlich gleichfalls eingestellt ist.

Der Winter übt seinen gewaltigen Einfluß auf die Kriegsführung aus; das zeigt sich jetzt schon und wird sich mit der Zunahme des Winters immer mehr geltend machen. Schneetreiben, Sturm, vor allem aber die Kälte machen besondere Vorkehrungen notwendig, um Leben und Gesundheit der Truppe vor diesen Unbilden der Witterung nach Möglichkeit zu schützen und ihre Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit auf der erforderlichen Höhe zu erhalten. Schnee, Frost und Eis verändern die Gangbarkeit des Geländes sowie die Benutzbarkeit des Bodens und beeinflussen dadurch die Bewegungen der Truppen, ihre Leistungen sowie ihre Verwendbarkeit.

Warme Kleidung, geschützte Unterkunft und warmes Essen — das sind die Mittel, durch die allein die Härten des Winters gemildert werden können. Dank der muster-gültigen Friedensvorbereitungen der deutschen Heeresverwaltung und der werktätigen Fürsorge der in der Heimat zurückgebliebenen Bevölkerung sind die deutschen Truppen mit warmer Kleidung und wollenem Unterzeug wohl versehen; gute Beschuhung mit warmen Socken, Gamschuhe, Fäufelinge, Ohrenschuz und anderes mehr vervollständigen die Winterausrüstung. Auf dem Marsche, wo durch die Bewegung schon mehr Eigenwärme erzeugt wird, haben die tapferen Soldaten, wenn sie genügende, namentlich warme Nahrung haben, unter der Kälte nicht zu leiden. Für besondere Fälle sind besonders warme Kleider vorgesehen. So sind vorgeschobene Posten, die längere Zeit auf der gleichen Stelle stehen müssen, mit Pelzmänteln, Pelzschuhen usw. ausgerüstet. Kraftfahrer, Luftschiffer und Flieger haben pelzgefütterte Anzüge und eventuell auch Pelzmützen.

Aber auch beim Bewachen und in den Schützengräben werden alle nur möglichen Maßnahmen getroffen, um den Truppen die Kälte erträglich zu machen. Beim Bewachen, das namentlich auf dem östlichen Kriegsschauplatz bei dem Mangel an Ortschaften die hauptsächlichste Art der Unterbringung bildet, kommt den Truppen die mitgeführte Zeltausrüstung sehr zu-  
 statten. Die Zelte bilden erfahrungsgemäß bei großer Kälte, ja sogar unmittelbar auf dem Schnee aufgeschlagen, eine ganz warme Unterkunft, wenn sie nur genügend mit Mannschaften belegt sind; ein Bodenbelag von Decken, Stroh und so weiter macht den Aufenthalt in ihnen ganz erträglich.

Die Schützengräben, in denen die Truppen im Westen nun schon wochen-

lang dem Feinde gegenüberliegen, sind, soweit es der Dienft in diesen besetzten Stellungen gestattet, gleichfalls nach Kräften wohnlich und vor allem gegen die Kälte schützend ausgebaut. Das Leben und der Dienst der Truppen gestaltet sich hier während des Winters ganz eigenartig; als besonders charakteristisch muß hervorgehoben werden, daß alles sich notgedrungen als Höhlenbewohner eingerichtet hat. In den Schützengräben der vordersten Linien liegt ein Teil der Besatzung an der Brustwehr schußbereit zur Beobachtung des Feindes sowie des Geländes, und um alles zu beschließen, was sich außerhalb der Deckung sehen läßt. Diese Mannschaften, die während ihres Postendienstes natürlich den Unbilden der Witterung ausgesetzt bleiben, sind ebenso wie die einzeln vorgeschobenen Beobachtungsposten nach Möglichkeit mit warmen Pelzmänteln, Decken usw. ausgestattet und werden in regelmäßigen, kurzen Zwischenräumen abgelöst. Der Rest ist, wenn nicht die ganze Besatzung zur Abwehr feindlicher Vorstöße unter Waffen oder wegen der Nähe des Feindes wenigstens in Bereitschaft gehalten werden muß, in Unterständen oder Erdbhöhlen untergebracht, die in die Schützengräben selbst eingebaut sind. Die Schützengräben und Unterstände sind da durch unterirdische Bauten entsprechend erweitert, die mit Stroh, Decken, Teppichen usw. ausgepolstert und in den meisten Fällen sogar mit kleinen Öfen versehen sind. Auch die Offiziere — Bataillonskommandeure, Kompanieführer und Leutnants — wohnen, getrennt von den Mannschaften, in solchen Erdbhöhlen. Diese Unterstände bieten einen für die Verhältnisse ganz mohnlichen, vor allem aber einen geschützten und ziemlich gesicherten Aufenthalt; in ihnen läßt es sich einige Zeit lang

ganz gut aushalten. Das Leben in diesen vordersten Stellungen vollzieht sich freilich unter schwierigen Verhältnissen; denn den ganzen Tag über ist es wegen der Gefahr, beschossen zu werden, nicht möglich, aus ihnen herauszugehen. Dafür werden aber die Besatzungen dieser Schützengräben in der Regel alle 24 Stunden abgelöst, wenn die taktische Lage oder sonstige Umstände nicht ein längeres Verbleiben erforderlich machen. Die abgelösten Truppen kommen dann in weiter rückwärts gelegene Stellungen, wo in besserer Weise für Unterkunft gesorgt ist. Hier sind ganze Lager von Erbhütten, meist für 30 bis 50 Mann, errichtet, die natürlich in ihrer Anlage verschieden sind, je nachdem sie mehr oder weniger dem feindlichen Feuer ausgesetzt sind. Innerhalb des feindlichen Feuerbereiches sind solche Erbhütten ganz in den Boden hineingebaut und noch entsprechend eingedeckt, so daß sie auch Schutz



Im Schneestöße auf Vorposten in Westlandern. Phot. Reichert.

gegen Artilleriefener bieten. Auch sie sind mit allen erdenklichen Mitteln in ihrem Inneren bekleidet, durch Öfen erwärmt, mit Lagern, Tischen, Stühlen usw. ausgestattet, kurz, je nach dem Geschick der Bewohner so wohnlich und behaglich eingerichtet, daß es sich in ihnen ganz gut längere Zeit auch bei starker Kälte aushalten und leben läßt. Die



■ Von den Kämpfen bei Ypern: Die Kirche von Gheluwelt, der Schauplatz erbitterten Ringens. ■

vordersten Schützengräben sind mit diesen weiter hinten gelegenen Erdhöhlen meist durch gedeckte, in Zickzackform angelegte Verbindungsgräben verbunden, in denen sich dann auch der notwendige Verkehr der vorderen mit den rückwärtigen Abteilungen ohne Gefahr durchführen läßt.

Für genügendes, und vor allem für warmes Essen wird in ganz hervorragender Weise durch die fahrbaren Feldküchen gesorgt, deren Bedeutung gerade für den Winter nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Sie haben immer gute und warme Kost in ihren Kesseln, und auf dem Marsch, ja selbst in Gefechtspausen, kann die Truppe ohne Aufenthalt versorgt werden. In den Schützengräben macht die Heranschaffung der Verpflegung allerdings einige Schwierigkeiten und zwingt zu eigenen, den Verhältnissen angepaßten Vorkehrungen. Bei Tag ist ein Vorbringen des Essens meist überhaupt nicht möglich; deshalb findet dies fast ausschließlich in der Nacht statt. Nachdem aber die Feldküchen auch in der Dunkelheit häufig nicht bis an die Schützengräben heraufahren können, weil das hinter diesen liegende Gelände vom Feinde ständig unter Feuer gehalten ist, wird die Verpflegung nachts in Eimern oder sonstigen Gefäßen aus den Feldküchen in die vordere Linie herbeigeschafft. Hier wird sie dann in den Unterständen auf den kleinen Öfen eventuell erwärmt. Also auch unter diesen schwierigen Verhältnissen sind die Truppen immer mit genügender und warmer Kost versehen. Dank der fast unentbehrlichen Feldküchen vermag der Winter auch so unseren Truppen nichts anzuhaben. Und da die Liebesgaben auch noch reichlich Tabak, Zigarren und Zigaretten bringen, so daß genügend zum Rauchen vorhanden ist, so sind die Unbilden des Winters zu ertragen.

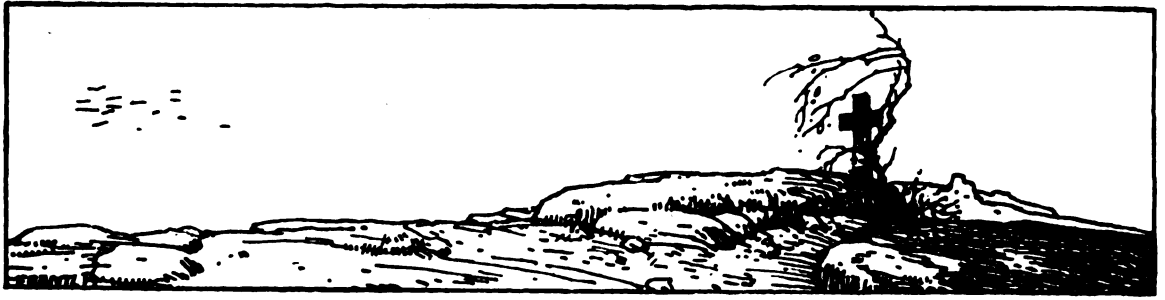
Der Frost macht die Straßen fest und bringt Flüsse, Seen und Weichland zum Gefrieren. Dadurch wird besonders auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo durch die unbetretbaren Sumpfbiete, die gänzlich aufgeweichten Straßen die Bewegungsfreiheit der Truppen und Kolonnen ganz bedeutend beeinträchtigt war, die Gangbarkeit des Geländes erheblich verbessert. Das Sumpfgelände gefriert und trägt bei starkem Frost jede Last; es hört auf, ein Hindernis zu sein. Die grundlosen Wege erhalten feste Decken und sind daher selbst von den schwersten Wagen befahrbar. Bei starker Eisbildung können auch die zugefrorenen Flüsse

und Seen überschritten werden, daß Flußübergänge ohne weiteres durchführbar sind. Alles dies zeigt, daß die Bewegungsfähigkeit der Truppen durch Frost und Eis in vieler Hinsicht wesentlich erweitert und erhöht wird und daß daher gerade in Polen die Operationen im Winter leichter und bequemer auszuführen sind.

Der Frost bringt auch den

Erdboden zum Gefrieren und macht die Erde hart. Der gefrorene Boden hat aber große Einwirkung auf die Ausführung der Feldbefestigungsarbeiten; denn er erschwert die Herstellung von Schützengräben und anderen Deckungen. Dies ist für unsere Truppen im Osten von nicht zu unterschätzendem Wert. Denn die Russen verstehen es, rasch gut deckende Verteidigungsstellungen auszuheben, und sie versuchen es, wo nur möglich, durch solche die Angriffe der Deutschen aufzuhalten; darin besteht ihre Stärke. Bei hartgefrorenem Boden können sie sich nun nicht mehr schnell eingraben und sind daher gezwungen, unsere Angriffe in offenem Gelände anzunehmen; das ist aber ihre schwächste Seite. Endlich darf auch die günstige Wirkung des Frostes in hygienischer Beziehung nicht übersehen werden. In vieler Hinsicht ist trockene Kälte, selbst wenn sie ziemlich stark ist, für die Truppe leichter und angenehmer zu ertragen, als naßkaltes Regenwetter. Vor allem wird durch den Frost die Feuchtigkeit in den Schützengräben, die den Aufenthalt dort unleidlich macht, behoben und damit der Gesundheitszustand der Truppe wesentlich verbessert.

Der Schnee hat verschiedene Wirkung, günstige und ungünstige. Auf die Marschfähigkeit wirkt er in ungünstigem Sinne, weil er die Bewegungen der Truppen im allgemeinen hemmt. Auf festem, gutem Schnee marschiert es sich zwar leichter, aber auf frischem Schnee ist schwer vorwärtszukommen. Dies gilt vor allem für gebirgiges Gelände, wo die Wege verschneit sind und alle Bewegungen viel Zeit erfordern. Deshalb ist die Kriegsführung in den Gebirgsgegenden im Winter besonders schwierig. Der Schnee bringt den Schneeschuh als militärisches Hilfsmittel zur Geltung. Da auf verschneitem Gelände die Tätigkeit der Kavallerie sehr vermindert ist, werden im Aufklärungs- und Verbindungsdienst Schneeschuhpatrouillen verwendet, die überall geräuschlos, geschwind und überraschend auftreten können. Der Schnee hat aber auch sein Gutes, besonders wenn er als Schutzmittel angewendet wird. So findet er bei der Errichtung von Unterkunftsräumen häufig Verwendung und tut als schlechter Wärmeleiter gute Dienste. Auch bei der Anlage von Schützengräben und Deckungen wird er als Brustwehr benutzt, wo er bei einer Stärke von 8 bis 10 m gegen Infanteriefener schützt. ■



## Feinde.

Skizze von Alfred Schrottauer.

Reinhold Götte hatte die Wache am Kanal. Die Hände in die Taschen des grauen Mantels vergraben, das Gewehr unter den rechten Arm geklemmt, stand er im Dunkel einer Weide. Das stille Fluten des Wassers summt einen eindämmern den Sang. Götte fühlte, wie er ihm die Sinne einwiegte. Er riß sich zusammen und lugte scharf aus. Die Verantwortung rieselte ihm durch die Glieder.

Drüben zur Rechten stand schwarz der Wald, die bläulichgrauen Wipfel von einem purpurnen Dunst überhaucht. Trotzdem es fast Mitternacht war, stand über den Gipfeln noch immer ein Ahnen der Sonne, die dort hinabgesunken war, als hätte sie ihre Seele zurückgelassen, da sie starb. Zur Linken breitete sich das Feld weit, weit hinaus. Götte sah, wie der Reif auf die harte Scholle niederstäubte und wie sich gliedernd die Froststernchen gliederten. Seine Augen empfanden körperlich die knisternde Kristallbildung.

Der Mond stand blaß, klein und kaum sichtbar am Himmel, aber die Sterne glommen merkwürdig hell in eisigem Zittern.

Der Mann auf dem Posten zog die Schultern ein. Er fröstelte nicht eigentlich, nein, ein gutes Wärmegefühl pochte im Körper, nur das Gesicht fror ein wenig. Die Einsamkeit hatte ihn durchschauert.

Er stand steif, denn es war befohlen worden, sich möglichst wenig zu bewegen, um die Stellung nicht zu verraten. Drüben im Walde lauerte der Feind. Götte bog den Kopf vornüber, horchte mit jedem Nervo und fühlte die Nacht in jeder Pore. Und mitten im schärfsten Wachen glitt der Soldat von ihm ab und der Dichter erwachte. Das, was das Stärkste in seinen kleinen Liedern und seinen Novellen war, diese unarmende Liebe zur Natur, dieses selbstverständliche Einheitsgefühl mit allem Lebenden, dieses Bruderbewußtsein gegenüber jedem Baume, jedem Grassalm strömte aus ihm hinaus in die flüsternde Nacht.

Seine Gedanken glitten hinein in die stille Nähe und Ferne. Wie heilig schön die Flur dort ruhte! Wie der Wald dort drüben in das Schweigen atmete! Es war ihm, als höre er den Odem der Tannen.

Plötzlich sann er: das hier ringsumher ist Feindesland, ist feindliches Land, ist französisches Land. Ein Lächeln öffnete ihm den Mund, ein Lächeln des Hohnes, des Spottes und leidender Behmut.

Feindesland! Kann Land feindlich sein? Gibt es überhaupt feindlichen Boden, Boden voll Heimtücke? Ist die kleine rollende Erdkugel, dieses Staubkorn im Weltenraume, nicht die gütige Mutter Heimat von uns allen, von allen uns kleinen Menschen?!

Eine Bitterkeit stieg in ihm empor. Und wieder überkam ihn das hellseherische Hinabblicken in die tiefsten Abgründe des Wahnwizes, der dieser Krieg war. Da schwamm

im Raume ein Sandkorn, ein Nichts im Vergleich zu den großen Sonnen, die im Chaos sausten. Eine Handvoll Menschen klammerte sich darauf, rang mit der grausam harten Natur um das „Dasein“, um das tägliche bißchen Brot. Und dieses armselige Häuflein, das innig zusammenhalten mußte gegen die tausend Gefahren unerbittlicher Elementargewalten, gegen die grausig beengende Einsamkeit des Firmaments, gegen die Schauer der kurzen Spanne zwischen dem Dunkel des Nichtseins und dem Dunkel des Vergehens, diese kleine ins Leben geworfene Schar raste gegeneinander, wütete Mann gegen Mann, saugte sich das Blut aus den Adern, riß sich die heißen Eingeweide aus den zuckenden Leibern.

Götte schüttelte in schmerzdem Nichtverstehen den Kopf und lugte aus.

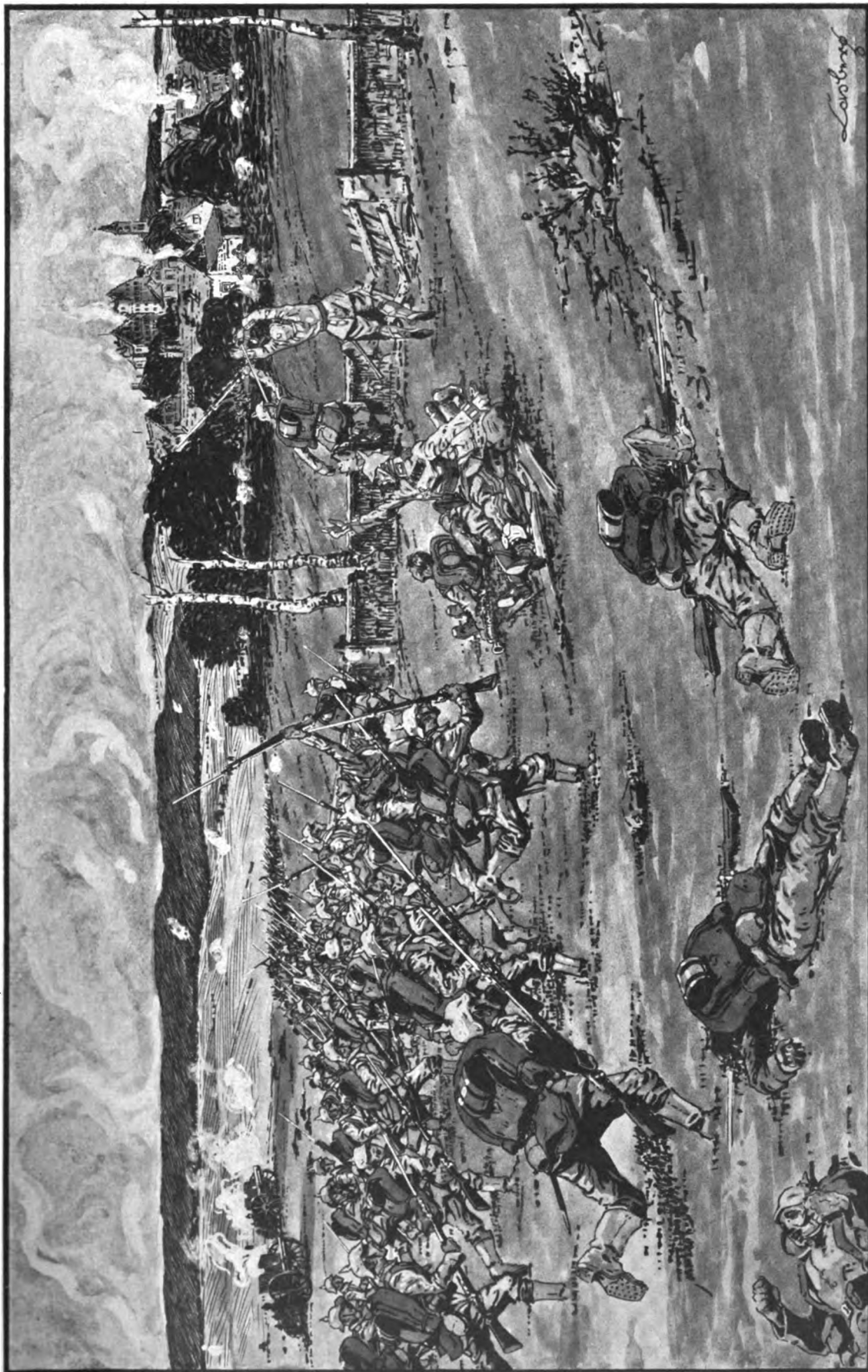
Dort bewegte sich etwas im Duster des Waldes! Er beugte sich vor, tastete nach dem Gewehr. Nein, ein Spul — ein Körper gewordener Schatten der uneingestandenenen Furcht seines Gemütes. Es war nichts. Er richtete sich auf und pirschte wieder die Kunde ab mit den Wliden.

Eine Scham beugte ihm das Kinn hinab zur Brust. Es war eine Schmach für alle. Für alle, die diese kleine große Erde bewohnten. Dieses haßtolle Morden war eine tragische Menschenschande. Was waren alle hochtönen den Phrasen von unserer Kultur, wenn dieses Blutrünstige Möglichkeit war, wenn diese fast mythischen Greuel Wirklichkeit wurden, wenn es ein Geschehen des lichten Tages ward, daß Volk sich megelnd auf Volk stürzte!

Und wer trug die Schuld? Wer?

Er straffte sich. Jawohl, diese wenigen trugen die purpurne Schuld: diese russischen Großfürsten, die ihre Taschen im Völkergemenge füllen, diese Engländer, die aus Geschäftsgemeinheit den Konkurrenten erdroffeln wollten. Ach pah, die Engländer! Sie wollten nicht den Krieg, nicht das englische Volk. Ein Volk will keinen Krieg, ehe er unabwendbar geworden ist. Nein, die einzelnen wollten den Krieg auch in Britannien nicht.

Götte ballte die Fäuste in den Manteltaschen. Das war ja das bis zum Wahnsinn Empörende, das war ja das, was das Blut rasend ins Gehirn jagte: einige wenige, eine verschwindende Wichtigkeit gegenüber den Millionen, die dieser Krieg traf, ein halbes Duzend unholde hatten diese Marter, diesen tausendfachen Tod in die Welt gejagt. Wenige moskowitzische Machtlustlinge, zwei oder drei britische Schwachköpfe, die die Macht in Händen hielten. Das waren die Schuldigen. Weil sechs törichte, brutale, rücksichtslose Männer es wollten, zerfleischten sich die Besten Europas, die sich nicht feind waren, zerfleischten sich Menschen, die sich nicht haßten, die sich unbewußt liebten mit der großen Bruderliebe alles Seienden. Und niemand konnte es hindern. Auch der Kaiser nicht, der



Ein Stürmangriff in den Rämpfen an der Wisne. Für Reclams Universalum gezeichnet von Paul Casberg.



im tiefsten Gemüt ahnte, was ein Krieg ist, der sich gegen ihn gekrönt hatte bis zur letzten Stunde, in der Zaudern Unehre der Nation und Untergang des Reiches bedeutete. Das war ja das Sinnlose, das Aufpeitschende, daß keiner der Mächtigen, keiner der Besonnenen es hindern konnte, daß sechs Verfluchte dieses Morden über die Welt brachten.

Reinhold Götte biß die Zähne knirschend zusammen. Diese verruchten Sechse müßte man, ja, die müßte man foltern, peinigen, sie bis an den Scheitel hineintauchen in das Blut, das sie über die Erde ergossen.

Er nahm das Gewehr unter den andern Arm und sandte die Blicke hinaus in die Nacht. Die Zähne waren noch immer fest zusammengebissen. Ja, jetzt mußte gekämpft werden, rücksichtslos, unbeugsam, ohne Erbarmen, bis man auf einer Höhe stand, zu der die Raserei von sechs Tollen nicht mehr hinaufklettern konnte. Bis man einen Frieden erzwang, den sechs Irre in Jahrhunderten nicht mehr gefährden konnten. Vielleicht — er sah auf zu den Sternen — vielleicht war dies der letzte Krieg der europäischen Menschheit. Vielleicht wurde Deutschland nach diesem Kampfe so überragend stark, daß es dieser Welt der heilige Friedensbringer ward durch seine Kraft, durch seine Kultur, durch seine Liebe zur Menschheit.

Götte empfand die Kälte in den Füßen. Er trat leise hin und her. Und da dachte er plötzlich an Gertrud. Vor einem Jahr hatte er sie zuerst gesehen — bei einem Freunde. Als er ins Zimmer trat, stand sie an dem weißen Ofen. Schwarzglänzend hob sich das Haar von dem Weiß der Kacheln. Sofort mußte er es: das ist ein Schicksal. Ihre sehnfüchtigen braunen Augen liebte er, ihren wissenden Mund, ihr scheues Lächeln und ihre Stimme. Mit einem Male war ihre Stimme da draußen vor ihm in der Nacht. Er hörte ihren dunklen, mild verschleierte Schmelz.

Er besaß wenig, sie hatte nichts — doch sie wagten es. Und es glückte. Er wurde zum Dichter. Seine Lieder wurden tiefer und voller, seine Novellen noch zarter und befeelter. Große Blätter nahmen sie. Es war ihnen geglückt. Und dann war Elli gekommen, die rosige blonde kleine Elli mit den großen blauen Lichtern.

Götte reckte sich. Nicht daran denken, das machte weich. Fort mit der Sehnsucht und der Angst, die die Kehle zu drückte, diese unbewußte, und doch so sehr bewußte Angst, daß man nie zu ihnen wiederkehren würde, daß sie jetzt dort drüben wachten, weit, weit in der Heimat, und hinauslaufschten, ob da nicht ein Schuß fiel fern im Feindesland. Fort — fort mit den flatternden Gedanken! Er gehörte jetzt nicht den beiden Geliebtesten. Dem Vaterlande gehörte sein Arm und sein Leben.

Die Lider zuckten ihm. Plötzlich schrak er zusammen. Dort — schon weit vom Walde — ja bei Gott! — es glitt vorwärts. Im Moment wurde der Dichter Reinhold Götte zum Soldaten, zum eisernen pflichttreuen preussischen Soldaten. Das Gewehr flog an die Schulter.

Ja, dort kam es. Er erkannte deutlich den gleitenden Schatten. Hart preßte Götte den Zeigefinger an den Abzug und zielte scharf. Dann senkte er das Gewehr.

Nein, nicht abschießen — wozu? — wozu unnötig töten —? So dachte Götte, der Mensch. Doch in ihm flüsterte der Soldat: gefangennehmen, ihn im Triumph nachher zur Feldwache führen, den Kameraden zeigen, daß man trotz der weichen bespöttelten blauen Augen ein Kerl war wie irgendeiner von ihnen.

Er warf sich zu Boden und kroch behutsam nach vorn. Dort draußen im Felde war ein Gestrüpp. Dahin — dort lauern. Unhörbar glitt er über den harten Boden.

Jetzt hatte er das Gebüsch erreicht. Er beugte sich noch tiefer und spähte an der Seite vorbei. Der Mann kam näher. Fast sorglos, das Gewehr am Riemen über dem Rücken. Ein französischer Patrouillengänger.

Im, was der sich wohl dachte, so unbekümmert daher zu laufen! Warte, mein Bürschchen, dich fangen wir ab. Dir werden wir zeigen, was diese Dreistigkeit in der Nähe deutscher Soldaten kostet. Du unterschätzt uns, Monsieur.

Jetzt war der Mann ganz nahe. Fünfzig Schritt — jetzt dreißig — jetzt zwanzig. Da sprang Götte empor, das Gewehr im Anschlag.

„Salt!“ schmetterte er durch die Nacht.

Den Mann durchfuhr es wie ein elektrischer Schlag. Er riß jäh das Gesicht empor. Das Licht der Sterne brannte in seinen Augen. Götte sah deutlich das fremde Antlitz. Es war weißblau im Schrecken. Und zart war es und fein und durchbildet. Götte sah es im Augenblick. Er empfand den Geistesbruder, erkannte ihn an der Durchgeistigung der Züge, an der Tiefe der entsetzt flackernden Pupillen.

Der Franzose hob beide Hände, hielt sie starr vor sich gestreckt und lallte erstickt:

„Nicht schießen! Aber vier Kinder und kleine Frau!“

Götte setzte das Gewehr ab und wollte auf den Mann zutreten.

Da tastete der Franzose mit der rechten Hand hinter sich, als suche er etwas auf dem Rücken, als —

Göttes Gewehrkolben schlug an die Schulter. Ja, so einer war das! Die kamte man nun nachgerade. Diese Schufte, die weiße Fahnen schwenkten und dann, wenn man brüderlich herankam, den Vertrauenden hinterlistig niederknallten. Also, so einer war der da!

In dem Bruchteil einer Sekunde schnellte ihm die Erkenntnis und die Wut über den Verrat durch das Gehirn.

Er drückte ab.

Der Mann stand einen Augenblick, schwankte dann vornüber und schlug lautlos zurück. Wie eine Unwirklichkeit war das Ganze in dem großen Schweigen der Nacht.

Götte sprang vor, stand neben dem Gefallenen, stieß ihn mit der Fußspitze an. Ja, er war getroffen, er spielte nicht den Toten, um ihn jetzt hinterrücks anzufallen, wenn er sich entfernte. Er war steif und das Leben in ihm war hart geronnen.

Götte beugte sich zu ihm nieder. Weit aufgerissen glockten die angstbeseffenen glasigen Augen.

Dir recht, dachte Götte erbittert, hättest das Leben retten können. Nun zeig mal her, was du da hervorholen wolltest. Einen Revolver, was? — Einen schönen schwarzen belgischen Browning aus Herstal, wie?

Er zerrte an dem Arme, der beim Fallen unter den Körper gekommen war. Er faßte die Hand. Sie war klebrig und kalt — die Finger umkrallten ein Stück Pappe. Was war das?

Götte bebte das Herz. Er riß wild an dem Papier. Die todesklammen Finger wollten es nicht lassen, hielten es hartnäckig. Jetzt hatte Götte es in der Hand, hob es vor die Augen — und starrte.

Es war ein Bild — eine junge Frau mit vier kleinen Kindern —

Götte schrie auf wie ein Tier, seine Lippen kauten, ein eiserner Ring schlug sich um die Stirn, die Augen brannten — brannten — bis das Wasser heraufstürzte.

Langsam kauerte er neben dem Franzosen am Boden. Dann hob er zaahhaft tastend die Hand und streichelte dem Toten die kalten Wangen, immer wieder — immer wieder streichelte er die kalten Wangen des — Feindes. ☞



Die Opfer. Für Reclams Universalum gezeichnet von Otto Ubbelohde.

## Kriegsverwundungen und ihre Behandlung.

Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. S. Tillmanns, Generalarzt à la suite des Rgl. Sächs. Sanitätskorps.

Mit sieben Abbildungen.

Die Verwundungen entstehen im Kriege besonders durch Handgewehre (Flinten, Revolver, Pistolen), durch Artilleriegeschosse (besonders Granaten, Schrapnell) oder durch Bajonette, Säbel und Lanzen.

Die Schußwunden sind im wesentlichen mehr oder weniger Quetsch- und Rißwunden. Die Projektile der verschiedenen modernen Handgewehre sind meist länglich geformt, sie bestehen aus einem Bleikern mit Stahl- oder Nickelmantel; das gegenwärtige französische Geschos hat keinen Mantel, es besteht ausschließlich aus sehr hartem Messing. Das 1905/6 eingeführte deutsche Spitzgeschos ist im Vergleich zu dem früheren Geschos leichter (10 g), seine Tragweite beträgt 4500 m, es hat eine stärkere Reflexion der Flugbahn und eine vermehrte Anfangsgeschwindigkeit. Alle Vollmantelgeschosse behalten ihre Form, falls ihr Mantel nicht durch Aufschlagen auf harte Gegenstände deformiert wird oder zerspringt. Die Vollmantelgeschosse und das französische Hartmessinggeschos erzeugen im allgemeinen für die Heilung günstigere Wunden, als die früheren Bleifugeln, weil diese infolge ihrer relativen Weichheit besonders beim Aufschlagen auf den Knochen ihre Form veränderten und daher hochgradigere Zerreißungen, besonders der Weichteile, bewirkten.

Die Verletzungen durch die Geschosse der Handgewehre sind besonders verschieden je nach der größeren oder geringeren Entfernung, aus welcher der Schuß fällt.

Die leichtesten Schußverletzungen bestehen in Quetschungen der Weichteile, sie entstehen z. B. durch matte Kugeln aus größerer Entfernung oder wenn die Wirkung einer Kugel durch Aufschlagen auf einen festen Gegenstand (Uhr, Lederstücke oder Ledertaschen, Knöpfe der

Uniform usw.) oder auf Steinpflaster, Mauerkanten usw. abgeschwächt ist.

Rinnenschüsse der Weichteile und Knochen entstehen durch tangential treffende Streifschüsse.

Die häufigsten Schußverletzungen durch die Kleinkalibrigen Geschosse der Handgewehre sind die röhrenförmigen Wunden, d. h. die Kugel durchlocht die Haut, dringt in die Weichteile bzw. in den Knochen und bleibt entweder an der betreffenden Körperstelle stecken (sog. blinder Schußkanal) oder das Geschos durchdringt den Körper vollständig, so daß eine Eingangs- und Ausgangsöffnung vorhanden ist (sog. Haarfeilschuß). Die Eingangsöffnung ist gewöhnlich kleiner als die Ausgangsöffnung (s. Abb. 1 und 2), besonders bei explosionsartig wirkenden Nahschüssen mit Zertrümmerung der Knochen, wo daher auch mehrere Ausgangsöffnungen vorhanden sein können. Die Vergrößerung

des Ausschusses erklärt sich durch den Gegendruck der verletzten Weichteile und der Knochensplinter. Der Verlauf der Schußkanäle ist zuweilen sehr überraschend, ein Geschos kann durch Knochen oder feste Gewebe abgelenkt werden, so daß es den Schädel, den Thorax entlang den Rippen, die Bauchhöhle längs des Beckens umkreist, ohne den Inhalt des Schädels, des Thorax oder des Unterleibs zu verletzen (sog. Konturschüsse).

Die Schußwunden der Knochen durch die auf S. 820 abgebildeten modernen kleinkalibrigen Geschosse der Handfeuerwaffen sind infolge ihrer gewaltigen Durchschlagskraft meist komplizierte Splitterbrüche, bei Nahschüssen ist die Zahl der Splitter bedeutend größer als bei Fernschüssen (siehe Abb. 3 und 4 nach Küttner). Lochschüsse der Knochen (Abb. 5 nach Helferich) mit oder ohne Fissuren (Sprünge) in der Knochensubstanz kommen an den Enden der Knochen in der

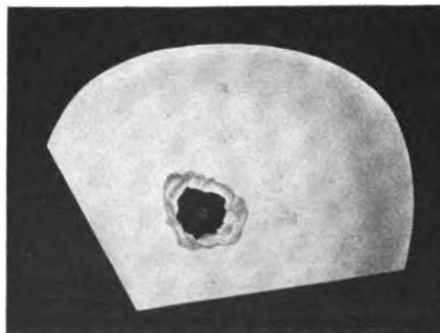
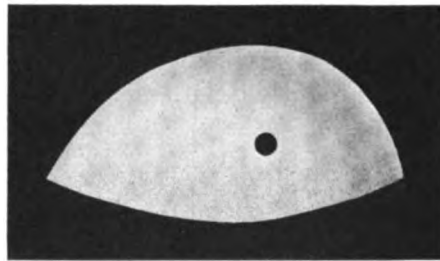


Abb. 1 und 2. Schädelverletzungen. Oben Eingschuß. Unten Auschuß.

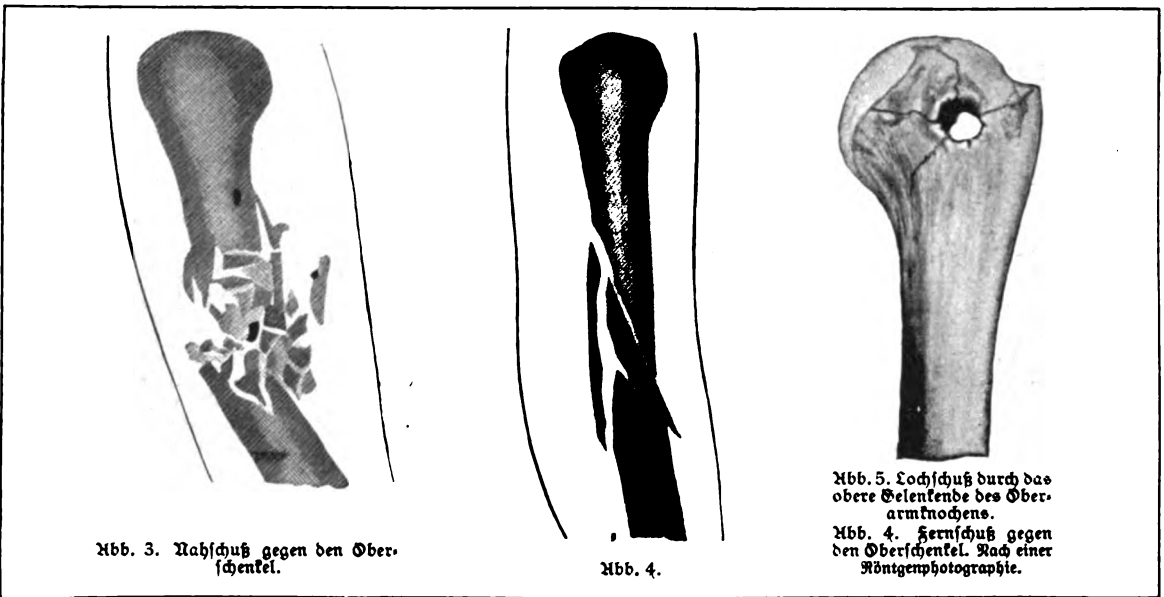


Abb. 3. Nahschuß gegen den Oberarm.

Abb. 4.

Abb. 5. Lochschuß durch das obere Gelenk des Oberarmknöchens.

Abb. 4. Kernschuß gegen den Oberarm. Nach einer Röntgenphotographie.

Nähe der Gelenke vor, wo die Knochensubstanz weicher und daher weniger widerstandsfähig ist.

Verwundungen der Brust- und Bauchorgane durch das kleinkalibrige Geschöß der Handfeuerwaffen können bei kleinem Ein- und Auschuß günstig verlaufen, wenn keine lebensgefährliche Blutung stattfindet.

Durch Schrottschüsse können besonders im Gesicht, in der Mund- oder Schädelhöhle hochgradigere Verletzungen entstehen, wenn sie aus größter Nähe abgefeuert werden. Auch schwere, eventuell tödlich verlaufende Ohnmachtsanfälle kommen nach Schrottschüssen vor.

Inhumane und daher durch internationales Übereinkommen verbotene Kriegsgeschosse sind die von Engländern und Franzosen im jetzigen Kriege widerrechtlich gegen uns angewandten Dum-Dum-Geschosse nach ihrem Herstellungs-orte Dum-Dum bei Kallutta so genannt. Die Engländer benutzten diese Geschosse besonders in ihren Kolonialkriegen in Indien und im Sudan, weil sie die Erfahrung gemacht hatten, daß durch ihre Vollmantelgeschosse die Feinde nicht genügend kampfunfähig wurden. Die Dum-Dum-Geschosse sind Teilmantelgeschosse mit freiliegendem Bleikern an ihrer Spitze („Bleispitzen-geschosse“); das „Hohlspitzengeschöß“ besitzt außerdem noch in seiner ebenfalls freiliegenden Bleispitze einen 2 mm weiten und 9 mm langen Hohlraum. Durch diese auch bei Löwen- und Tigerjagden benutzten Teilmantelgeschosse entstehen schwere explosionsartige Zertrümmerungen der Knochen und Weichteile, weil das an der Spitze der Dum-Dum-Geschosse freiliegende weiche Blei besonders beim Aufschlagen auf den Knochen seine Form verändert, so daß dadurch der Geschößmantel deformiert bzw. aufgestaucht wird und eventuell in einzelne Stücke zerspringt.

Die schwersten Schußverletzungen entstehen durch die modernen

Artilleriegeschosse, besonders durch die Sprenggeschosse (Granaten, Schrapnells), ganze Körperteile können auf diese Weise zertrümmert oder abgerissen werden.

Zuweilen entstehen Schußverletzungen durch Prellgeschosse, durch sogenannte Aufschläger, wenn eine Kugel vorher auf Mauerkanten, hartem Boden, Steinpflaster usw. aufschlägt; auf diese Weise können noch auf weitere Entfernungen Verwundungen entstehen. Ferner können z. B. durch Artilleriegeschosse zertrümmerte Steine Verwundungen bewirken.

Im Vergleich zu den Schußwunden sind die Stieb- und Stichwunden durch Bajonette, Säbel und Lanzen viel seltener, im deutsch-französischen Kriege 1870/71 betrugten sie etwa ein Prozent aller Verwundungen. Schwere, eventuell sofort tödliche Stichwunden entstehen durch die besonders von den Franzosen im gegenwärtigen Kriege angewandten Fliegerpfeile. Dieselben bestehen aus Preßstahl,

sind 160 g schwer, 10—15 cm lang, 8 mm dick; ihr unteres Drittel ist massiv und besitzt ein nadelspitzes Ende, die beiden oberen Drittel bestehen aus einem Gerippe aus vier dünnen Stäben.

Die Behandlung der verschiedenen erwähnten Kriegsverwundungen kann hier nur ganz kurz in allgemein verständlicher Weise geschildert werden. Dieselbe besteht vor allem in der Verhütung der nachträglichen Infektion und in der Herstellung möglichst günstiger Wundverhältnisse, damit die Wundheilung baldigst erfolgen kann. Wir halten im Gegensatz zu der früheren Ansicht gegenwärtig an dem Grundsatz fest, daß eine frische Schußwunde in der Regel nicht infiziert ist, daß eine Desinfektion derselben weder notwendig noch möglich ist. Die Wunden dürfen nicht genäht werden, damit das Wundsekret freien Abfluß hat, keine unreine Hand, kein unreines Instrument darf sie berühren. Die Geschosse



Abb. 6. Röntgenphotographie mit zahlreichen Bleimolekülen infolge einer 1870 erlittenen Schußverletzung: die Bleikugel war durch Aufschlagen auf das Gewehr des Soldaten zersprungen, und die einzelnen Bleisplinter hatten dann die linke Hand verletzt.

Geschösspitter und sonstige Fremdkörper werden nur dann sofort entfernt, wenn sie in der Wunde sichtbar oder unter der Haut fühlbar sind, sie können reaktionslos einheilen oder werden später entfernt, wenn sie z. B. Entzündung bzw. Eiterung erzeugen. Die früher so gefürchteten, bei Schußwunden in den Körper eingedrungenen Kleiderfetzen bewirken nur selten Entzündung. Die erste Hilfe besteht daher vor allem in der Anlegung eines aseptischen Verbandes,

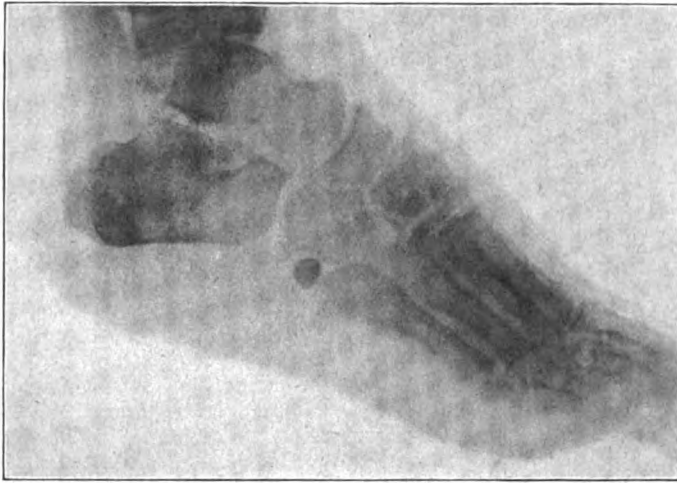


Abb. 7. Kugel in der Fußsohle. Nach einer Röntgenphotographie.

wie wir es schon in Heft 48 des Universums (27. August 1914) angegeben haben. Unsere Soldaten haben für den ersten Verband das sog. Verbandpäckchen in guter Verpackung bei sich. Dieses deutsche Verbandpäckchen für den ersten Verband besteht aus einer 6 cm breiten sterilen Mullbinde mit aufgenähter Mullkompreße in wasserdichtem Umschlag; an der Innenfläche des letzteren befindet sich eine gedruckte kurze Gebrauchsanweisung angeklebt, so daß sich der Verwundete nach Bedarf den ersten Verband selbst anlegen kann.

Von dieser abwartenden Wundbehandlung wird man nur absehen, wenn eine stärkere Blutung durch Unterbindung des verletzten Blutgefäßes gestillt werden muß oder wenn es sich um eine so bedenkliche Verletzung bzw. Zerstümmerung von Körperteilen handelt, daß das Leben des Verwundeten nur durch eine sofortige Operation gerettet werden kann. Muß operiert werden, so muß jede Operation so streng als möglich nach den Regeln der Antisepsis bzw. Asepsis ausgeführt werden, wie wir es im Frieden tun. Bei Lungen-, Herz- und Unterleibschüssen greift man nur dann sofort operativ ein, wenn eine stärkere Blutung zur Operation zwingt, anderenfalls zieht man auch hier eine abwartende Behandlung vor, die genannten Verletzungen können auch ohne Operation heilen.

Auf dem Schlachtfeld ist die Behandlung der Verwundeten in der Weise geregelt, daß die Verletzten während der Schlacht durch Sanitäts- und Krankenträgerkompagnien zu dem an einer möglichst gedeckten Stelle befindlichen, durch eine weiße Fahne mit rotem Kreuz gekennzeichneten Verbandplatz transportiert werden. Die erste Hilfe auf dem Schlachtfeld besteht besonders in der Stillung einer stärkeren Blutung durch geeignete Notverbände, z. B. mittels eines Esmerichschen Gummischlauchs oder einer Gummibinde, in der Einführung einer Atmungsröhre bei Halschüssen mit drohender Erstickung und in der Verabreichung von Stärkungsmitteln, in der Einspritzung von Kampfer bei Ohnmachten usw. Auf dem Schlachtfeld soll den Schwerverwundeten zuerst geholfen werden, besonders jenen, die den Verbandplatz nicht selbst auffuchen können. Auf den Verbandplätzen werden die Verwundeten provisorisch unter Anwendung des erwähnten Verbandpäckchens und eventuell noch eines Antiseptikums (Jodtinktur, Bioform- oder Nitropulver, Perubalsam) verbunden und eventuell schon hier, z. B. bei Knochenbrüchen, mit Dauerverbänden (Schienen- und Gipsverbänden) versehen, so daß solche Verletzte in ein nahegelegenes Feldlazarett transportiert werden können. Die wichtigsten Aufgaben auf den Verbandplätzen sollen

bestehen in der Verhütung der Wundinfektion, in der Stillung von Blutungen und in der Anlegung von Dauerverbänden (Schienen- und Gipsverbänden) für den Transport von Verwundeten mit Knochen- und Gelenkschüssen. Von Operationen sollen auf den Verbandplätzen nur die dringendsten (lebensrettenden) ausgeführt werden, d. h. die Blutstillung durch Unterbindung der verletzten Blutgefäße, Amputationen und Exartikulationen bei nicht für

die konservative Behandlung geeigneten hochgradigen Zerstümmerungen der Arme und Beine, die Eröffnung der Luftröhre (Tracheotomie) bei Halschüssen mit drohender Erstickung und eventuell die Operation bei Beckenschüssen mit Verletzung der Harnorgane. Alle übrigen nicht dringenden Operationen, die viel Zeit in Anspruch nehmen, sollen in den Feldlazaretten ausgeführt werden, falls nicht stärkere Blutung auch hier die sofortige Operation notwendig macht. In den verschiedenen lange in einem Orte etablierten mobilen Feldlazaretten, deren jedes Armeekorps 12 besitzt, und in den Stappenlazaretten findet dann auch die sachgemäße, eventuell operative Nachbehandlung der Wunden und der etwa eingetretenen Wundinfektionskrankheiten statt. Alle transportfähigen Verwundeten und Kranken werden dann immer mehr in rückwärts gelegene Lazarette in die Heimat befördert.

Die Behandlung der Sieb- und Stichwunden geschieht im wesentlichen nach denselben oben erwähnten Regeln.

Besondere Verhältnisse erfordert die Versorgung der Verwundeten auf Schiffen während einer Seeschlacht. Im allgemeinen wird man die Verwundeten so bald als möglich unter Deck schaffen und hier in der beschriebenen Weise verbinden und nach Bedarf operativ behandeln. Ferner sind besondere Hospitaltschiffe für Verwundete und Kranke notwendig.

Für die genauere Diagnose der Schußverletzungen, besonders der Knochenbrüche (siehe Abb. 3—5) sowie für den Nachweis von Geschossen (siehe Abb. 6 und 7), Geschösspittern, Schrotschüssen und sonstiger Fremdkörper benutzen wir auch im Kriege die durchaus unentbehrliche Röntgenphotographie.

Man hat die Befürchtung ausgesprochen, daß in einem so gewaltigen Kriege wie gegenwärtig für die Verwundeten und Kranken nicht genügend gesorgt werden könnte. Diese Befürchtung trifft für unsere in jeder Beziehung so vorzüglich ausgerüstete deutsche Armee nicht zu, sie verfügt über eine genügend große Zahl von gewissenhaften tüchtigen Ärzten, die stets hilfsbereit mit großer Hingebung und Begeisterung die schweren Pflichten ihres schönen Berufes erfüllen. Den Ärzten stehen vorzüglich ausgebildete Sanitätsmannschaften, freiwillige Krankenpfleger, Schwestern usw. in genügender Zahl zur Seite. Unter dem Banner des in jeder Beziehung vorzüglich organisierten Roten Kreuzes wird mit begeisterter Nächstenliebe zum Wohle aller Verwundeten und Kranken so pflichttreu und erfolgreich gearbeitet, wie in keiner anderen Armee der Welt.



# Kriegsweihnachten.

Nach Schilderungen in Feldpostbriefen.



## Weihnacht in der Kathedrale von Rethel.

Heute kann ich Euch von einem Erlebnis erzählen, das für alle Beteiligten unvergesslich bleiben wird. Gestern, 23. Dezember, abends 6 Uhr, fand auf Befehl des Stappeninspektors in der Kathedrale von Rethel eine patriotische Feier statt. Die schöne alte gotische Kirche ist völlig erhalten, während bis auf ein Haus ringsherum auf etwa 200 m völliges Trümmerfeld ist. Es ist ein eigenartig ergreifendes Bild — die Kathedrale liegt so, daß man durch das Trümmerfeld von allen Seiten hinaufsteigen muß, also vom Portal der Kirche einen vollen Überblick hat über das graufige Feld der Zerstörung. Einzelne Mauern sind stehen geblieben, hohl starren die Fenster, halbzerschossene Schornsteine hängen noch daran, unten ein wüstes Durcheinander von Mauerresten, Treppenstufen, Eisenstangen usw. Kurz, es war eigenartig ergreifend, vom Portal der matterleuchteten Kirche einen Blick herab und herum zu werfen auf die Stadt, deren wieder bewohnte Häuser im weiten Umkreis den Hügel mit dem Gotteshaus und dem weiten Trümmerfeld umgeben, darüber den Mond, durch die Trümmer von allen Seiten auf den freigemachten Straßen und Bürgersteigen dunkle Soldatenabteilungen heraufsteigend. Nun ertönt das Glockenspiel der Kathedrale: es schlägt 6 Uhr, da setzen die wohlgehaltenen Glocken ein, ein langentbehrter Klang, da im ganzen Befestigungsgebiet das Glockenläuten verboten ist. Der Altar ist durch eine grüne, mit den deutschen Farben gezielte Barriere vom übrigen Kirchenraum abgetrennt, denn keine kirchliche, eine rein vaterländische Feier soll es sein. Einige wenige elektrische Birnen verbreiten ein magisches Dämmerlicht, stark genug, um die edlen Formen des alten Bauwerks zu erkennen. Dort vorn erstrahlt, umgeben von Weihnachtsbäumen, der Altar. Die Kirche ist gefüllt. Das Doppelschiff ist ohne Bänke. Dicht gedrängt stehen Unteroffiziere und Mannschaften der Stappentruppen andächtig versammelt, die härtigen Gesichter zeigen tiefen Ernst — es ist Weihnachtsnacht. Jeder denkt an Weib und Kind, Eltern und Geschwister, Ver-

wandte und Freunde. Nicht ein Laut wird gehört, man vermeidet selbst das Flüstern. Vorn rechts und links stehen Bänke für die zahlreichen Schwestern, Johanniter, Malteser, Rotes Kreuz und Freiwillige Krankenpflege, Delegierte und für uns Offiziere. Unter uns sitzen die Geistlichen der Konfessionen, alle in der Feldpredigeruniform: langer grauer Schoßrock mit Armbinde und Kreuz an der Kette. Prinz Max, der Pfarrer Hertwig und der Rabbiner (übrigens ein besonders feiner Mensch). Auch eine Mutter ist da, die Frau des Präsidenten v. d. Planitz-Dresden, deren Sohn am 6. September einen Schuß durch Magen, Leber und Niere erhalten hat und kuriert werden wird. Geh. Rat Dr. Payer erzählte mir schon an der Königstafel, daß er auf diese Operation besonders stolz sei. Von 100 Fällen seien bei dieser Art Verletzungen 99 gestorben und nur 1 gerettet. Frau v. d. Planitz wohnt höchst einfach im großen Lazarett und pflegt ihren Sohn seit elf Wochen.

Nun begann die Feier. Leise setzte die Orgel, gespielt von einem Soldaten, ein, präkudierte und schloß mit einem mächtig erbrausenden hohen Liede eigener Komposition des Spielers. Dann trug ein Landwehrmann, Opernsänger, das Niederländische Dankgebet vor. Und nun erschien der Dichter Rudolf Herzog auf der Kanzel inmitten der Tausende und trug eigene Kriegsgebichte vor — alles Erlebnisse, die zum Teil hier in der Nähe geschehen sind. Ich habe eine eindrucksvollere Feier nie erlebt. Im Gotteshaus unter grauenvollen Kriegszersetzungen am Weihnachtstage Tausende deutscher Männer um einen begeistertsten Meister der Dichtkunst versammelt, andächtig und hingerissen zu ihm emporstarrend, an seinen Lippen hängend, das Ganze matt beleuchtet, so daß sich die hinteren Reihen nur undeutlich abzeichneten. Und nun einen Vortrag zu hören in wundervoller Sprache, künstlerisch vollendet, aber schlicht und natürlich — Ereignisse, die da drüben hinter dem Walde nach St. Souplet zu oder jenseits des Berges bei St. Gilaire wirklich geschehen sind, oder die die Kameraden aus Ypern berichten, aus dem Schützengraben, wie die Soldaten in tiefer Dunkelheit, in Nebel,



Weihnachten in Westlandern. In einem Schützengraben hinter der Front. Cop. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.



Weihnachtsfeier in einer heizbaren Artillerieschuhütte in den Argonnen. Aufgenommen am Abend des 24. Dezember von A. Wenzendorf.

Sturm und Regen lauern, bis der Feind kommt, der die schlimme Nacht zu einem Vorstoß nützen will. 20 Mann schreiten vorsichtig voraus, finden den vorderen Schützengraben leer, klettern hinein und finden sich im nächsten Augenblick unter den Fäusten der Deutschen. Lautlos werden sie rückwärts geführt — vorn stehen die starken Schützenlinien bereit. Da kommt die feindliche Brigade, dicht gedrängt, um die Deutschen plötzlich über den Haufen zu rennen. Auf 200, 150, 100 m läßt man sie heran, da — auf 50 m ein Kommando: „Feuer!“ und aus Tausenden von Gewehren, Dutzenden von Maschinengewehren schlägt dem völlig ungedeckten Feind ein rasendes Schnellfeuer entgegen. Kaum einer entkommt. Wir haben keine Verluste. Ein Mann am Maschinengewehr hat seine geliebte Waffe mit Blumen aus der Heimat geschmückt und streichelt nun die brave Waffe und küßt die Blumen von seinem Mädchen.

Ober: Das Bataillon rückt in die Unterstände, um zwei Tage zu ruhen. Behaglich erleuchtet, sogar geheizt ist das gemeinschaftliche Speisezimmer der Offiziere. Die Verlustliste liegt auf dem Tisch. Man stürzt sich über sie, blickt über die Schultern der anderen in das Blatt, ruft laut die Namen der gefallen Kameraden und erinnert sich ihrer von Kriegsakademie, Turnanstalt und Schießschule usw. Da greift der alte Oberstleutnant nach dem Blatt und sagt: „Laßt gut sein, Kinder, die Toten sind tot, hier haben nur die Lebenden das Recht. Das Vaterland sollen wir lieben, wie die Toten es geliebt haben. Wein her, ich will euch den Trinkspruch halten heute am Weihnachtstage. Also, weg das Blatt. Doch — was steht hier am Schluß für ein Name? Erkenne ich ihn richtig — ist das nicht der Name, den im ganzen Heer nur ich und mein einziger Sohn tragen?“ Der Alte sucht zitternd den Kneifer, die Jungen stehen stumm er-

griffen. Da tönt es leise, von fernem Schießen begleitet: „Wahrhaftig, mein lieber Junge, mit seinem Torpedoboot untergegangen. Nun bin ich allein auf der Welt!“ Tiefes Schluchzen. „Doch, Kameraden, ich bin euch noch den Trinkspruch schuldig! Nur das Vaterland sollen wir lieben! Es lebe der Kaiser!“

Ober: „Jungmännschaft“. Grauer Morgen bei Ypern. Tiefe Stille über der Ebene. Da tönt von fern Gleichschritt Tausender, dann hebt erst leise, dann laut und mächtig der Gefang an aus Tausenden junger Kehlen: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nicht, die Trommel schlug zum Streite, er ging an meiner Seite, Gloria Viktoria mit Herz und Hand fürs Vaterland, die Vöglein im Walde, die sangen so wunderschön“ und dann der jubelnde Aufschwung, als ob es jeder seiner Mutter zurief: „In der Heimat, in der Heimat, da gib'ts ein Wiederseh'n.“ Wohl laufen den Jungen die Tränen herab, sie wissen, heute kommt die furchtbare Feuerrampe, aber das Jubeln können sie nicht unterdrücken. Und da kracht es auch schon. Schnell Schützenlinie formiert, und mit brausenden Hurras geht es zu denen in vorderster Linie, die staunend die Jungen heranstürmen, vorstürmen, den Feind in rasender Kampfeswut überrennen sehen. Hunderte wälzen sich im Blut oder liegen still — In der Heimat, in der Heimat, da gib'ts ein Wiederseh'n!

Ober: „An Grete schreiben“. Ein junger Schwerverwundeter erwacht aus dem Chloroformschlaf. Seine Blicke suchen angstvoll den Stabsarzt. „Herr Doktor, ist es schlimm? — Ich muß an die Front, ich kann nicht hierbleiben. Bitte, bitte lassen Sie mich, sagen Sie mir die Wahrheit, ich muß . . . ich muß in die vorderste Linie.“ „Ja, mein Junge, du wirst bald wieder in der aller-vordersten Linie sein, schlaf' nur noch etwas oder“ — ein kurzes Zittern in der Stimme — „hast du jemand,

dem du einen Gruß schicken willst?“ Ein Leuchten im Auge, schwach tönt es zurück: „Ach ja, an Grete schreiben.“ Und der Arzt setzt sich und schreibt das Diktat: „Meine liebe Grete, mir geht's gut, ich muß nur einen Tag aussetzen, dann geht es wieder, leb' wohl, Grete, dann geht es — wieder in — die vorderste Linie —!“ Ein tiefer Atemzug. Der Arzt sitzt lange, als ob er schlief, dann sagt er: „Mein braver Junge, nun wirst du in vorderster Linie deiner Kameraden stehen!“ und streicht ihm liebevoll die Lider über die starren Augen. —

Und so vier wunderschöne Gedichte hintereinander, jedes mit tiefster Wirkung. Dann wieder Orgel, wieder Gesang, und dann trat der General auf das erhöhte Podium inmitten des Altarplatzes. Schlicht und einfach faßte er die Stimmung aller zusammen, keine Redensarten, kein eitles Ruhmgeltingel, kein Gelübde. „Wir alle, wir Hunderttausende sind hier, um unser Gelübde einzulösen. Jetzt stehen wir noch hier, während der tägliche Geschützdonner dort anzeigt, daß unsere Kameraden kämpfen, bluten, gottlob bis jetzt siegen. Aber auch wir können bald drankommen und wollen dann zeigen, daß in unserem Volkshero alle gleich sind in Gesinnung und Leistung. Millionen deutscher Männer lassen in diesen Tagen die Gedanken zurückfliegen zu den Lieben daheim. Ist einer hier, dessen heißes Gefühl nicht auch zu dem Manne drängt, der jetzt unser aller Sorge auf dem Herzen trägt, zu dem großen Manne, um den uns unsere Feinde beneiden? Kameraden, der Kaiser ist unter uns. Auch hier war er neulich und hat für uns alle, für sein treues Volk in Waffen gebetet. Drüben im Großen Hauptquartier sitzt er, hört wie wir den fernen schweren Kanonendonner und ist stark im Glauben an unseren Gott. Morgen findet hier Gottesdienst, Weihnachtsgottesdienst statt, heute habe ich euch gerufen zu vaterländischer, zur Heilmaßfeier. Eure Gedanken sind bei euren Lieben — begleitet mich im Geiste zu ihm und sendet ihm einen Gruß aus treuer Brust.“

Draufend klang das Hoch, das Kaiserhoch in Feindesland, während von drüben her schwerer Kanonendonner des Nachtgefechts erklang, draußen alle Schrecken des Krieges, von der Schwelle des Gotteshauses hinaus in die weite Welt, hier tiefer Friede in Halle und Herz! Tief eindrucksvoll! Dann erbrauste „Heil Dir im Siegerkranz“ wie ein Gebet. Und wiederum sprach der Dichter Rudolf Herzog voll heiligen Begeisterungsfeuers, hinreißend und groß. Zum Schluß setzte die Orgel machtvoll ein mit den alten lieben Weihnachtsliedern „Stille Nacht“, „Du fröhliche“, „Es ist ein Hof entsprungen“, „Vom Himmel hoch“. Zubeind sang jeder mit, manches Auge floß über und keiner schämte sich. Dann bei weichem Orgelklang ein stummes Gebet und die Kathedrale war wieder leer.

Draußen durch die Trümmer zogen die dunkeln Scharen hinab in die erleuchtete Stadt, von weit her dröhnte die gewohnte Tages- und Nachtmusik von der Front. — Ein Erlebnis, groß, ernst und stark! — Abends, nach kurzer Fahrt, fanden wir einen eigenartig schönen Baum, eine seltene Tanne, den unsere Leute mit Lichtern, Silberhaar und Silbergirlanden geschmückt hatten. Das Gzimmer ist 7 m hoch, und gerade so hoch war der Baum, aber erst heute soll er angezündet werden. Nach dem gemütlichen Abendessen kam einer meiner Unteroffiziere mit dem Abendtelegramm aus der Inspektion, welches meldete, daß überall siegreich gekämpft werde. Außerdem traf gerade zurzeit eine ca. 1 m hohe Weihnachtspyramide aus dem Erzgebirge ein, die ich für uns alle hatte kom-

men lassen. Schnell war sie aufgebaut, und sie funktionierte ausgezeichnet. Freudig standen die rauhen Männer — einer war schon elf Jahre in Kamerun — um das bedeutungsvolle leuchtende Weihnachtsspielzeug herum. Daß war unsere Weihnachtsvorfeier, als Erlebnis eindrucksvoll, als Erinnerung unschätzbar wertvoll.

### Friede auf Erden.

Wie wir die Feiertage im Schützengraben verlebt haben, klingt fast wie ein Märchen. Unser Bataillon hatte es zustande gebracht, einen 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>tägigen Waffenstillstand zu schließen. Am heiligen Abend, als die Dunkelheit eintrat, haben wir die Lichter ganz vorn auf dem Wall des Schützengrabens angebrannt, um dann unsere schönen Weihnachtslieder zu singen. Die Engländer taten dasselbe. Dann fingen wir an, uns zu verständigen. Ein Mann von uns ging hinüber und ein englischer Offizier kam herüber bis in die Mitte, wo die Begrüßung stattfand. Hierauf wurde der englische Offizier zu einem unserer Offiziere geführt, wo der Waffenstillstand zustande kam. Als der Morgen herantam, kletterte alles aus dem Graben. Wir reichten uns gegenseitig die Hand, schlossen einen kurzen Frieden und tauschten gegenseitig Geschenke aus. Wir bekamen Cornedbeef und Zigaretten, Tee und sonstiges, denn die Engländer hatten sehr viel davon. Nach unseren Zigarren waren sie ganz toll. Ich selbst habe mit einem Oberleutnant gesprochen, der ein wenig Deutsch sprach. Er erklärte, sie hätten den Krieg satt und sehnten sich nach Frieden. Auch wurden wir photographiert. Es war eine Weihnachtsfeier nach dem Gebot „Friede auf Erden“ und eine Erinnerung, die wir nie wieder vergessen werden.

### Waffenstillstand.

Die Weihnachtsgrüße und Zigarren erreichten mich am ersten Feiertage im Schützengraben bei . . . Es war eine herrliche Weihnachtsfeier hier draußen im Felde nahe dem Feinde. Wir hielten mit aufgezogenem Seitengewehr scharfe Wacht, da wir vom Gegner teils nur 80 m entfernt standen. Doch alles war überflüssig! Beim bleichen Lichte des Mondes sangen wir unsere „Heilige Nacht“. Die Posten lugten scharf durch die Schießscharten. Auf einmal meldet ein Mann meines Zuges: „Die Engländer machen Feuerwerk.“ Und richtig, drüben brannten auf dem feindlichen Schützengraben Sonnen, Raketen usw. Bald waren bei uns Transparente hergestellt mit der Aufschrift „Fröhliche Weihnachten!“ Zwei Kerzen dahinter und ebenfalls auf die Deckung. Ein brausendes „Görre“ von drüben, ein donnerndes Hurra von uns und der Waffenstillstand war geschlossen. Kein Schuß fiel in dieser heiligen Nacht an unserer Front. Gegen drei Uhr morgens kam ein Quartett (Kapelle 106) bis in die Nähe des Schützengrabens und erkante uns mit „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Du fröhliche“ und der Nationalhymne, die von uns und von den Engländern mitgefungen wurde. Zum Schluß erklang als Solo aus der Ferne „Behüt euch Gott . . .“ Gegen neun Uhr morgens am ersten Feiertag kam ein englischer Offizier mit zwei Mann, hat um Waffenstillstand bis zwölf Uhr nachts, um die Toten zu beerdigen, was gern gewährt wurde. Was der Papst nicht erreichen konnte, wir haben's geschafft und wir hatten mitten im Krieg ein fröhliches Weihnachten. Rechts von uns aber donnerten die Kanonen Schuß auf Schuß, und wir vergaßen trotz aller Mühe nicht, daß wir Engländern gegenüber liegen. Jetzt dauert die Schießerei wieder lustig fort. ☺



# Unsere Liebesgabensammlung für die österreichisch-ungarischen Truppen.



Als wir an unsere Leser und Leserinnen den Aufruf zur Beteiligung an unserer Liebesgabensammlung für die österreichisch-ungarischen Truppen ergehen ließen, taten wir es mit einer leichten Besorgnis darüber, ob wir in einer Zeit, da schon Millionen vom deutschen Volk für Liebesgaben geopfert worden waren, mit unserer Bitte auch den erhofften Erfolg haben würden. Diese Besorgnis aber wurde schon nach kurzer Zeit zerstreut, mehrten sich doch von Tag zu Tag die Einfendungen an Geld und — nachdem die Ausfuhrbewilligung von Tabak und Wollsachen vom Reichsamt des Inneren freundlichst genehmigt worden war — auch an Gaben, die aus allen Teilen unseres deutschen Vaterlandes und aus allen Schichten der Bevölkerung — auch aus hohen und höchsten Kreisen —

bei uns eintrafen. Berge von Packen und Päckchen türmten sich in unserem Liebesgabensaal. Mit besonderer Freude konnten wir feststellen, daß uns nur wirklich gute und dauerhafte Sachen geschickt worden sind: Hemden und Beinkleider aus gutem Stoff, Strickwaren aus schöner, weicher Wolle. Ein Herr aus Berlin sandte uns hundert Flaschen Magenlikör, mehrere Leserinnen große Kisten Wäsche und Wollsachen, Schulkinder hatten den Inhalt ihrer Sparbüchse geopfert, um uns Päckchen schicken zu können. Mehrfach wurden Tabakbeutel in den deutschen und österreichischen Landesfarben, von fleißigen Mädchen- und Frauenhänden angefertigt, in großer Zahl eingefandt. Auch die fertigen Pakete waren liebevoll und sinnig verpackt, z. B. mit Tannenzweigen geschmückt und



Der Inhalt unserer Liebesgabensendung. Links oben Offizierspaket, enthaltend: Zigarren, Zigaretten, kölnisches Wasser, Keks, Tube Rahmkaffee, Schumi, Hustenbonbons, Mundtabletten, Buch. Rechts oben Mannschafspaket, enthaltend: Kochapparat, Zigaretten, Schokolade, Suppenwürfel, Keks, Schumi, Kriegstagebuch. Mitte links Mannschafspaket, enthaltend: Kochapparat, vier Tee-Bomben, Hustenbonbons, Lichte, Schokolade, Zigaretten. Mitte rechts Mannschafspaket, enthaltend: drei Säckchen Kaffee, Zucker, Keks, Schokolade, Zigaretten, Suppenwürfel, Karmelitergeiß, Lichte. Auf der ersten Stufe Mannschafspaket, enthaltend: Rum, Zigaretten, Hustenbonbons, Schumi, Seife, Kriegstagebuch. Ganz vorne Offizierspaket, enthaltend: Zigarren, Kognak, Eierpudding, Suppenwürfel, Buch, fünf Säckchen Kaffee, Zucker, Zigaretten, Mundtabletten, Keks, Schokolade, Waschmittel. — Jedem Paket waren Papierervetten, Briefpapier, Postkarten und Bleistift beigelegt.



mit Wohlfahrtsmarken besetzt. Und von wieviel schönen Dingen erzählten die aufgestellten Inhaltsverzeichnisse! Da gab es außer Zigarren, Tabak, Pfeifen und Schokolade auch Wurstwaren und Speck, Arrak, Reis, Spielkarten, Hosenträger, Handwärmeflächen usw. In Süddeutschland waren „Weihnachtsgutsele“ und „Guzellaible“ beige packt worden, auch Lebkuchen fehlten nicht. Aus dem Norden trafen Fischkonserven ein, und mit „Gulasch in Dosen“ wurde der Vorliebe unserer Bundesbrüder für dieses heimatische Gericht Rechnung getragen. Damit es in den Schützengräben nicht an Erheiterung fehle, waren eine Anzahl Mundharmonikas und eine schöne große Ziehharmonika eingetroffen, und eine Dame legte — daß auch die Postle nicht ganz außer acht gelassen würde — eine frische rote Rose bei. Die wird nun allerdings nicht mehr frisch sein, bis sie ankommt, aber sicherlich wird der Empfänger die freundliche Absicht doch dankbar empfinden.

Viele Einsender haben ihrer Freude, sich den Tapferen im Osten durch einige Liebesgaben dankbar erzeigen zu können, durch beigelegte Briefe noch besonderen Ausdruck gegeben. Der reichliche Eingang von postfertigen Sendungen erfreute uns um so mehr, als deren Zusammenstellung doch erhebliche Mühe bereitet und die Zeit der Einsendung nach Leipzig ja leider sehr begrenzt war. Damit die Gaben auch richtig in die Hände derer kommen, für die sie bestimmt sind, haben wir in einem Schreiben das k. k. Kriegsministerium in Wien gebeten, dafür Sorge zu tragen, daß unsere Sendung nicht an die Besatzung in der Heimat verteilt, sondern nach der äußersten Front befördert wird. Eine große Erleichterung war es, daß für die Liebesgaben Steuerfreiheit und freie Fracht bewilligt wurde, so konnten wir desto mehr Pakete zusammenstellen.

Die eingegangenen Geldspenden sind vom Verlag in bestmöglicher Weise verwendet worden. Von ersten Firmen wurden die Getränke, Konserven, Zigarren usw. bezogen, die wir zu Tausenden von Stücken verpackten und infolge des Bezugs im großen auch zu außerordentlich billigem Preise erhalten konnten. Auch haben wir Wert auf gute Qualität gelegt und sind von unseren Lieferanten durch

freiwillige Stiftungen in dankenswerter Weise unterstützt worden, so daß wir für die eingesandten Summen weit vorteilhafter einkaufen konnten, als es dem Einzelnen möglich gewesen wäre. Einige Zahlen werden die Bedeutung der Liebesgabenammlung noch besser veranschaulichen: In dem Gesamtgewicht der 111 Kisten von rund 10 000 kg waren enthalten: 110 500 Zigaretten, 31 000 Schokoladetafelchen von fast 4 Zentnern, 11 250 Lichte, rund 5500 Päckchen Reis, 25 000 Suppenwürfel, 3000 Feldkocher mit Heizmaße, 9500 Kaffeeportionen, 4000 Lebomben, nahezu 4 Zentner Zucker, 2750 Fläschchen Kamelitergeist (gegen Magen- und Darmaffektionen und zur Desinfektion des Wassers), 3800 Lüten Hustenbonbons, 350 Fläschchen Kölnisch Wasser, 8630 Stückchen Seife, 3132 Fläschchen Kognak, Rum und Rummel, nahezu 40 000 Papierervietten, 9200 Bleistifte; dazu stifteten wir noch etwa 30 000 Briefbogen und Umschläge, sowie viele tausend Bände der „Universal-Bibliothek“ und „Des deutschen Volkes Kriegstagebuch“ und Universum-Gefte. Außerdem wurden jedem Paketchen Postkarten mit den Landesfarben unserer Waffenbrüder beigelegt, die zur Empfangsbefähigung verwendet werden sollen.

Die einzelnen Paketchen wurden in Kartons verpackt, die, in Papier mit den österreichischen bzw. ungarischen Landesfarben eingeschlagen, einen sehr hübschen, gefälligen Eindruck auf die Empfänger machen müssen. Über 9200 Pakete wurden für die uns zur Verfügung gestellten Gelder gepackt, und zwar größtenteils von Angestellten des Verlags, die gerne ihre Freistunden dafür opferten: von unseren Freunden gingen mehr als 2400 Sendungen ein, so daß genau 11 681 Pakete abgehen konnten. Jedenfalls aber werden unsere Leser vielen Tausenden unserer tapferen Waffenbrüder eine Freude bereiten. Wir danken allen Spendern aufs wärmste, daß sie uns in so opferfreudiger Weise und so überaus reichlich unterstützt haben. Wir haben viel Mühe und Arbeit mit unserer Sammlung gehabt, aber all das wird reichlich aufgewogen durch die herzlichste Freude über den schönen und großen Erfolg, der alle unsere Erwartungen weit übertraffen hat! ☺



Abfahrt der Liebesgabenammlung für unsere österreichisch-ungarischen Bundesbrüder vom Verlagshaus Philipp Reclam jun. in Leipzig.

# Der Grenzkampf.

Stie still ruht das Dörflein, verwacht und be-  
kommen. —

Da plötzlich ein Schrei: Die Kosaken kommen! —

Und hui! So trübbelt ein Ameisenhaufen:  
Ein Raffen und Packen, Jammern und Laufen.  
Kinder im Hemdchen, Frauen im Rock,  
Knaben und Männer mit Axt und Stock,  
Mit Sichel und Sensen. „Man kann ja nicht  
wissen!“

Mutter hält's Kleinste im blauroten Kissen ...  
Großvater treibt rasch aus dem Stall noch das  
Schwein. —

So tollt's aus dem Dorf in den Morgen hinein,  
Die Wiese entlang, am Feldrain gebückt ...  
Dann hat sie das Birtenwäldchen verschluckt. —

Am Kartoffelfeld drüben auf einsamem Fleck  
Standen drei Posten. — Nanu?! — Sie sind  
weg. —

Und horch! Schon klappt es die Dorfstraß' herab  
Mit Johlen und Schrein, gemächlich im Trab!  
Die braunen Banditen, 'ne ganze Schwadron:  
„Sei, Dörflein, wie wirft du zur Nacht erst schön  
lob'n!“ —

Voran der Hetman! Karabiner gezückt,  
Die Pelzmützen tief in die Stirnen gedrückt,  
Buffa! in die Wiese! — Der Boden jappt,  
Die Schollen fliegen, das Eisen klappt ...

Da ... paff! Ein Schuß! Psia kreu! Das sah!  
Da purzelt der Hauptmann vom Gaul auf die  
Nas.

Und paff! piff! paff! Das geht wie beffsen!  
Und jeder Schuß tät ins Fleisch sich fressen. —  
Das zuckt nach dem Herzen! Die Hand läßt den  
Zügel! —

Schon fällt der Sechste aus Sattel und Bügel! —

„Verflucht! Daß uns die Hölle brennt!  
Hier steckt ein deutsches Regiment!“ —

Angstvoll ein Ruf. — Hochauf, steil und stumm  
Steigen die Kofse. — Dann reißt sie's herum! —  
Rasch noch die Wunden und Toten errafft!  
Dann stiebt es davon! Wie's hinterdrein pafft!

Sie kamen im Trab! Nun heißt es Galopp!  
Die Funken sprühen! Hei, geht das: Hopp, hopp!  
Vorbei am Dörflein in sinnloser Eil.

In Rußland, in Rußland ist Rettung und Heil!  
Fern über der Grenze im Sonnenglänzen  
Verstimmert's Gewimmel von Pferdeschwänzen. —

Und als sie verschwunden am Firmament,  
Taucht hoch „das deutsche Regiment“. —  
War'n grad' drei wackre ostpreussische Jungen,  
Die heut den bösen Feind bezwungen.  
Hatten gemütlich und unverdrossen,  
Als „wär's nur so zur Übung“, geschossen,  
Hat jeder so fest sich sein Ziel erlesen,  
Als wär' er auf dem Schießstand gewesen ...

Und wie sie verduzt erst ein Weilchen geschaut,  
Hat der Eine sich leis' hinterm Ohr gekraut,  
Sog dann sein Pfeischn mit Mund und Wangen,  
Freut sich, daß es nicht ausgegangen. —

Spricht der Zweite voll Wut: „Die Teufelsbraten!  
Die wären uns fast in die Saaten geraten!“ —  
Meint der Dritte, ein wenig verstimmt und ver-  
drossen:

„Hört, Landser, wir haben zu früh geschossen!  
Das wurmt mich mächtig! Ich muß es gestehn:  
Hätt' gern aus der Näh' mal 'nen Russen ge-  
sehn!“ ...

So plauschten die Drei, von Sonne umspinnen,  
Und hatten doch ... eine Schlacht gewonnen.

Roland Abramczyk.





# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



„Darin irren Sie sich vielleicht doch,“ meinte Maruschka zweifelnd. „Ich war lange in Deutschland. Unter Umständen haben diese Deutschen ihre eigenen Ideen und verfolgen sie mit Hartnäckigkeit. Und dieser Kurt Pawlowitsch ist eigentlich ganz Deutscher. Sie wissen, er verkehrte in unserm Hause. Der Narr bildete sich ein, er habe Eindruck auf mich gemacht. Ich glaube auch, daß er in mich verliebt ist. Was meinen Sie, Gregor Michaelowitsch, wenn ich persönlich mit ihm redete, wenn ich ihn bestimmte, sich mit allem Eifer in den Dienst unseres Vaterlands zu stellen.“

Der General blickte sie forschend an. Dann sagte er:

„Sie sind eine echte Patriotin, Maruschka Nikolajewna, aber ich möchte nicht, daß ein Gefangener der Zitadelle in dieser Zeit Damenbesuch empfinde. Lassen Sie mich mit ihm reden. Später, in seiner Fabrik, da mögen Sie ihn besuchen. Da mögen Sie seinen Eifer anspornen, wenn Sie meinen, daß dies noch besonders nötig sei.“

„Nun wohl, Sie mögen recht haben, General. So werde ich Abstand davon nehmen, ihn auf der Zitadelle zu besuchen. Aber es wird gut sein, wenn er weiß, daß ich bei dieser Sache meine Hand im Spiele hatte, daß ich diese Idee aufbrachte, verstehen Sie?“

Wieder blickte er sie zweifelnd an. „Welchen Sinn könnte das haben?“ fragte er. „Sie scheinen doch Interesse an ihm zu haben, meine Beste.“

Sie lachte auf. „Nimmer mißtrauisch, General. Aber es freut mich, daß Sie eifersüchtig sind. Es sagt mir, daß der ruhmreiche Verteidiger von Samak — oh, Sie werden ein ruhmreicher Verteidiger der Festung werden — etwas übrig hat für mich schlichtes Mädchen. Aber fürchten Sie nichts. Ich bitte Sie: dieser Deutsche ist doch nur ein Objekt für mich, nur ein Faktor in meinen vaterländischen Kalkulationen. Verstehen Sie?“

„Ich verstehe nur das eine, daß Frauen unberechenbar sind, ganz unberechenbar. Nie weiß man, wie man mit ihnen daran ist. Aber gut, gut, er soll es von mir wissen, daß Sie mich hinderten, morgen früh seine Schornsteine in die Luft zu sprengen, daß Sie mich aus guten Gründen hinderten. Und in wenigen Tagen wird die Kupferdeckung der Herz-Jesukirche zu Draht versponnen sein. Und Gregor Michaelowitsch lachte wie besessen.“

21.

Einige Abteilungen der Gehrens-Werke waren aufs neue im Betrieb, und die Rieseneffen qualmten wieder. Lange Rauchfahnen wehten das Flusstal hinauf, umhüllten noch mit feinen Schleiern die Türme der Herz-Jesukirche, von deren Dächern die charakteristische grüne Patina der riesigen Kupferplatten verschwunden war. Man hatte diese gewaltsam gelöst und auf das Pflaster herabgeworfen. Die Pioniere hatten die Arbeit in aller Hast vollendet und keinerlei Schonung geübt. Zum Teil war die Bretterverschalung mit der Metallauflage zugleich verschwunden, zerstört worden, und ruinenhaft ragte das Sparrenwerk gen Himmel. Im Absturz hatten die schweren Kupferplatten auch manches von der Steinornamentik der Kirche zerstört. So hatte der heilige Stefan, der drunten als köstliches Steingebilde huldbvoll auf die gläubigen polnischen Katholiken herablächelte und segnend die Hand erhob, sowohl seinen Kopf als seine Segenshand verloren. Die Polen waren empört über die Gewalt, die man ihrem berühmten Gotteshause angetan hatte. Feindselig wurden ihre Blicke, wenn sie einem Vollblutruffen begegneten, und mit heimlicher Verwünschung ballten sie die Faust in der Tasche und hofften im stillen, daß die Deutschen und die Österreicher bald erscheinen möchten, diesen Frevel zu rächen.

Aber in den Gehrens-Werken arbeiteten die Maschinen, federfeldicker, rot leuchtender Kupferdraht entquoll ihnen in gewaltigen Ringen, und stetig waren Soldaten beschäftigt, ihn abzuholen und vor die Befestigungen zu schaffen, um breite Drahtverhaue im innern Ring der Stacheldrahtzäune herzustellen. Sie mochten nur kommen, diese Prusaki, sie mochten nur stürmen. Was den Kanonen entging, das konnte im Stachelgedrächte abgeschossen werden. Und was diese Not glücklich überstand, das würde der elektrische Strom der Kupferdrähte bei der leisesten Berührung töten. Und sollten selbst dann noch welche dieser verwegenen Krieger durchkommen, so würden sie sich auf den Pfählen der Wolfsgruben aufspießen. Sie sollten schon kennen lernen, wie wohl man sich in Rußland auf eine Verteidigung verstünde. —

„Ich halte diesen Gedanken nicht mehr aus, Hammesfahr, daß ich selber dabei beteiligt sein muß, den Mord an unseren Soldaten vorzubereiten,“ stöhnte Kurt in seinem Privatkontor und blickte in die ersten



Ein Friedensbild vom Kriegsschauplatz: Gochjagd mit dem Browning.

Augen seines Profuristen. „Ich kann nicht mehr schlafen darüber, und wenn ich doch einmal ein bißchen eindusele, dann sehe ich im Traum diese höllischen, gleisenden Drähte und sehe die Körper unserer Tapferen darin. Glauben Sie mir, ich würde ruhiger sein, wenn die Hunde unsere Fabriken in die Luft gesprengt hätten.“

„Dat Schicksal blüht ihnen doch, wenn sie ihre Schuldigkeit getan haben,“ versetzte der Kleine. „Aber wat is zu machen? Wir leisten hier Zwangsarbeit, und wenn wir jagen wollten: Wir streiken, ihr Herren Russen, dann sollten Sie mal sehen, wie schnell wir als abschreckendes Beispiel an unsern Fabriktor baumelten. Ein Deuwel, und ein besonders raffinierter, muß dat eronnen haben, diesen Neubetrieb der Fabriken, denen schon dat Urteil gesprochen war.“

Kurt schwieg. Der Kommandant selbst hatte es ihm gesagt, daß die Tochter des Gouverneurs diese geniale Idee gehabt habe. Und zweifellos, einen Dienst hatte Maruschka ihm leisten wollen, indem sie die Zerstörung der Fabriken aufhielt. Sicher, sie hatte keine Ahnung davon, in welchen harten Zwiespalt sie ihn hineinsetzte. Oder hatte sie es gewollt? Hatte sie vielleicht gar die Absicht, daß er sich Verdienste um die Verteidigung der Festung erwerbe, daß er enger verknüpft werde mit dem Lande,

in dem er sich eine zweite Heimat suchte? Wie weltferne war doch das Empfinden dieser Russin von seinem deutschen Fühlen. Er spürte etwas wie Haß aufsteigen gegen Maruschka, und dann sagte er, den Gedankengang seines Profuristen vollendend:

„Sie haben recht, Hammesfahr, ein raffinierter Deuwel hat sich das ausgedenkt. Wenn man ihm nur einen rechten Strich durch die Rechnung machen könnte. Leib und Leben mücht' ich daran setzen, wahrhaftig, das müchte ich.“

„Ihr habt den russischen Untertaneneid geleistet,“ entgegnete der kleine Mann.

Da rüttelte ihn Kurt an der Schulter. Wollen Sie es denn hören, daß ich mir wie ein Verdammter vorkomme? Wollen Sie es wissen, daß ich mich vor mir selber in Grund und Boden schäme; daß ich in dieser Art dem Vaterlande den Rücken kehrte, daß ich ein Russ' wurde? Und daß ich mich sehne danach, irgend etwas zu tun, das diesen Pakt bricht, für ewig bricht. Ich lache über diesen Untertaneneid, den ich dem Gouverneur in die bestechliche Hand schwor, hören Sie. Nichts will ich mehr mit denen gemein haben, die wie die Wegelagerer über unser Vaterland hergefallen sind, und denen wir jetzt die Waffen schärfen sollen. Und welche Pflichten hätte ich jetzt noch gegen die Fabrik, die doch verloren ist? Geben Sie mir Dynamit, Mann, und ich sprengte

sie selber in die Luft. Ein Schuß will ich sein, wenn ich es nicht täte.“

„Still, still, et braucht Sie keiner im Nebenkontor zu hören!“ mahnte Hammesfahr. „So schöne Ideen soll man nit auf die Straße werfen. So wat macht man in der Stille ab.“

„Wie oft hab' ich seit drei Tagen daran gedacht, wenn doch einer von den Leuten, die sie hier zur Arbeit preßten, wenn einer von diesen Polen, die doch alle mehr oder weniger von Herzen wünschen, daß ihre Quälgeister einmal ordentlich ihre Haue kriegen, ‚unversehens‘ die Maschinen kaputt machte.“

„An so wat hab' ich ja auch schon gedacht,“ bekannte Hammesfahr. „Aber einstweilen gehören die Maschinen noch dem Geschäft und Ihr habt darüber zu verfügen. Und dann versteh' ich mich nur auf die Geschäftsbücher und kenne nix vom Maschinenwesen. Ja, ich will et gestehen, ich hab' sogar, obgleich ich sonst mit ohne Courage bin, ein Portiönchen Angst vor diesen schnaubenden, sich wie verrückt drehenden Dingern, und besonders unsere ‚Tante Marizibill‘, wie Ihr sie getauft habt, mit diesem unheimlichen Schwungrad könnt' mir im Traum erscheinen und mich zwischen ihren Rädern zu einem Spinat machen. Ihr versteht Euch besser auf so Sachen. Aber dat find nur so Ideen. Wir sitzen hier an der Angel und kommen nit davon ab, und die verdammten Donnerkeils zuppeln fleißig am Angelstock und bohren uns den Haken immer tiefer in den Schlund. Ich aber sag nur das eine: Sabotage, Sabotage!“

Ein Kontordienner erschien und meldete, daß eine Dame den Herrn zu sprechen wünsche. Hammesfahr entfernte sich, im Abgehen nochmals das Wort „Sabotage“ vor sich himmelmelnd. Gleich darauf trat Maruschka ein.

„Sie hier, meine Verehrteste?“ wunderte sich Kurt. „Sie beschämen mich. Ich hätte schon im Gouvernementspalast erscheinen sollen, um Ihnen zu danken, daß Sie die malkende Vorsehung über meinen Fabriken spielten.“

„Ich handelte nicht allein in Ihrem Interesse, Kurt Pawlowitsch, ich handelte auch als Patriotin. Aber es freut mich, daß ich Ihnen diesen Dienst erweisen konnte. In diesen Tagen machen Sie sich Ihres neuen Vaterlandes würdig, indem sie ihm so wesentliche Verteidigungsmittel schaffen. Man soll das nicht vergessen, mein Freund. Ich werde schon dafür Sorge tragen.“

„Sie bedenken nicht, daß ich hier unter einem Zwang stehe, daß ich gewissermaßen verurteilt bin, die Fabrikation dieser schönen, mörderischen Drähte zu leiten. Es ist kaum anders, wie mit einigen meiner deutschen Werkmeister, die schon auf dem Transport irgendwohin, vielleicht nach Sibirien,

waren und die man dann plötzlich durch Kuriere und Telegraph auffuchte, um sie so schnell herzuführen, als hinge das Leben des Zaren davon ab. Freilich, ohne Hilfe dieser kundigen Arbeiter wär's Eßfig gewesen mit der Fabrikation des famosen Kupferdrahts.“

„So lassen Sie doch endlich Ihre deutschen Schwerfälligkeiten, mein Freund,“ sagte sie ein wenig ungeduldig. „Ich erinnere Sie an die Weltbürgerideen, die Sie einst im Hause Ihres Waters ins Gesicht führten und die doch Ihre Überzeugung waren. Und nun wagen Sie nicht, die Konsequenzen zu ziehen, und stecken voller Bedenklichkeiten. Fest zugegriffen, und Sie werden sich zum Herrn der Situation machen. Und mein Ehrgeiz ist es, Ihnen dabei Hilfe zu leisten, Ihnen die Freundschaft zu vergelten, die Sie an mir übten, Sie — nun, zu einem Krupp Rußlands zu machen.“

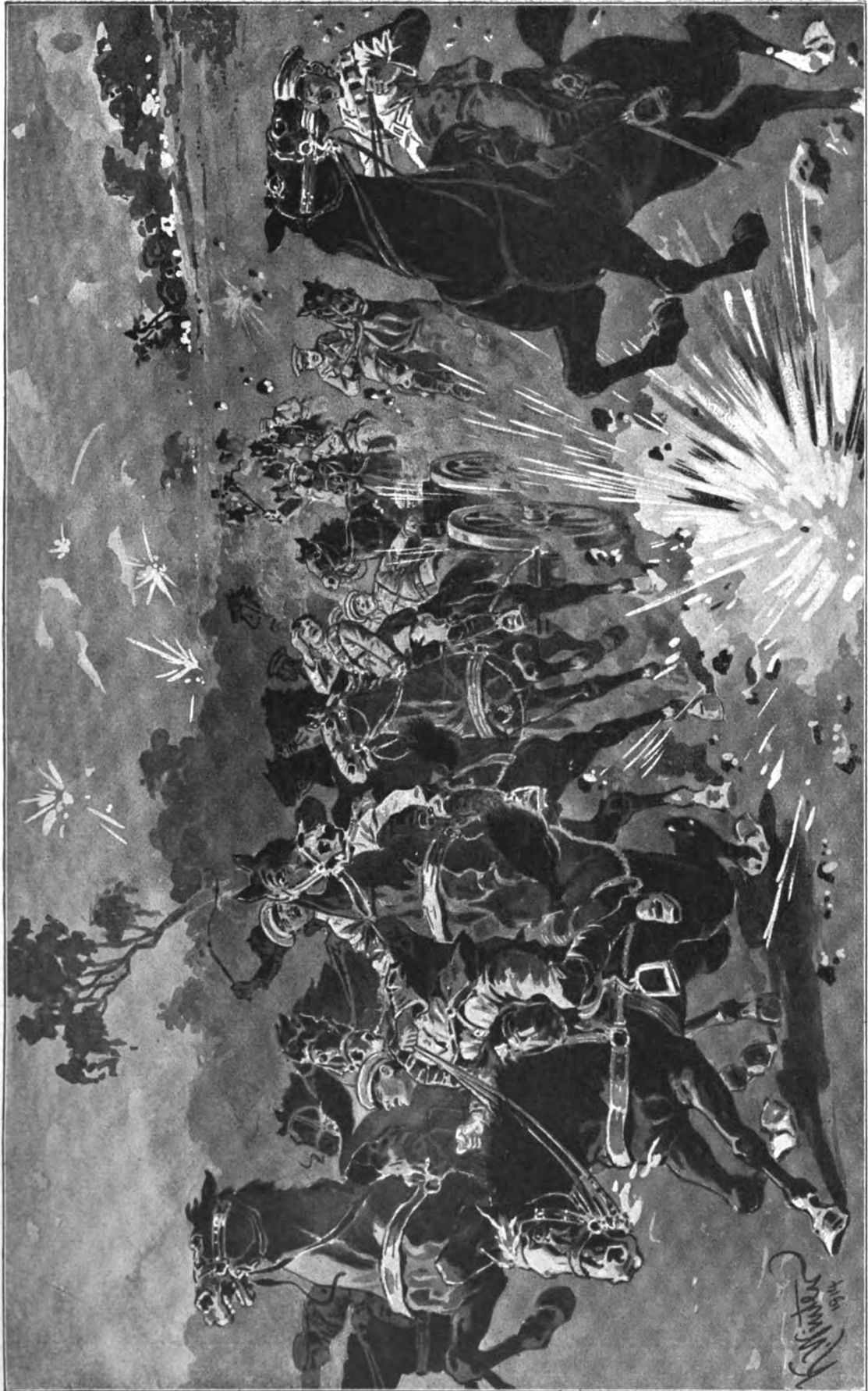
Sie sah sehr gut aus, als sie dies so temperamentvoll aussprach. Er bemerkte es wohl, und etwas weicher sagte er:

„Ich glaube, daß Sie es in Ihrer Art gut mit mir meinen, Maruschka. Ich danke Ihnen dafür. Aber warum bemühen Sie sich? Sie wissen ja doch, daß das Schicksal meiner Fabriken besiegelt ist. Diese kleine Galgenfrist, über die ich mich nicht einmal freuen kann, täuscht mich nicht.“

„Kleinmütiger,“ spottete sie. „Hätte ich nicht die bestimmte Hoffnung, daß der Aufschub dieser — Exekution ein dauernder werden könnte, so wäre ich dem Kommandanten nicht auf die Bude gerückt, um ihm in den Arm zu fallen. Ich will Ihnen etwas sagen, Kurt Pawlowitsch, etwas sehr Ungewöhnliches will ich Ihnen sagen, etwas, das nach veralteten und biederemännisch-deutschen Begriffen vielleicht gar ungeheuerlich ist. Aber ich bin ein freier Mensch, und Sie sind es ebenfalls, wenn man Ihnen die Feseln der alten Puppenschalen fortstreift. Sehen Sie, ich bin eine Gelehrte und bin die Tochter eines hohen Beamten. Ich denke auch, daß ich mich überall sehen lassen kann. Wenn es mir in landläufigem Sinne darum zu tun wäre, mich zu verheiraten, würde ich wohl eine gute Partie machen können. Ich möchte kämpfen, erobern an der Seite eines Mannes, möchte Unmögliches möglich zu machen suchen. Wie wäre es, mein Freund, wenn wir uns zusammen täten, wir beiden? Ja, wenn ich mich an Sie gekettet hätte, und Sie sich an mich, frei vor aller Welt, ich wollte den sehen, der es wagte, meinem Bräutigam, meinem Manne, die Stätten seiner werdenden Größe, seine Fabriken, in die Luft zu sprengen. Selbst dieser Bär, dieser Gregor Michailowitsch, würde sich ducken müssen.“

„Maruschka!“ rief Kurt in höchstem Staunen.

„Ja, mein Freund, Maruschka kann viel, wenn sie sich für eine Sache einsetzt,“ rief sie. „Hundert



Englische Artillerie in deutschem Granatfeuer. Für Reclams Universalum gezeichnet von Karl Winter.

Beziehungen, tausend Listen, oh, gar Gewalt würde ich ins Gefecht führen, um mein Ziel, um unser Ziel zu erreichen. Und so erbärmlich heute Ihr Los ist, so trübe Ihre Zukunft aussieht, so glänzend wird noch Ihre Sonne in Rußland aufgehen. Ein herrlicher Lohn wird solcher Lebenskameradschaft winken. — Nun, was sagen Sie, mein Freund?"

Siegesicher streckte sie ihm die Hand entgegen. Er übernahm es geflissentlich.

„Dem Himmel müßte ich für Ihre großmütige, freundschaftliche Regung danken, Maruschka, wenn ich die Verhältnisse nicht klar durchschaute,“ sagte er ernst. „Mir geht, auch mit Ihrer Hilfe, kein Glückstern mehr in Rußland auf. Ihre lebhafteste Phantasie, Ihr Freundschaftsgefühl täuscht Ihnen schöne Dinge vor, die bei näherer Betrachtung nichts sind als Potemkinsche Dörfer. Ich kann mir kein Glück aufbauen auf Verhältnissen, die sich gegen mein Geburtsland richten. Versetzen Sie sich doch als russische Patriotin in meine Lage. Ich habe falsch kalkuliert, ich habe nur als Kaufmann kalkuliert, als ich russischer Untertan wurde. Ich habe diesen Krieg außer Betracht gelassen, der mir die Augen geöffnet hat, der aus dem Weltbürger im Herzen wieder den Sohn seines Volkes machte. Ich gestehe es Ihnen und ich hoffe, Sie sind groß genug, dies Bekenntnis voll zu würdigen, daß ich es als das größte Unglück für mich betrachte, daß Sie den Untergang der Gehrken- Werke aufgehalten haben, daß die Werke eines deutschen Industriellen — ja, ich darf das viel mißhandelte Wort mit einigem Stolz aussprechen — eines deutschen Kulturpioniers dazu verdammt sind, Mittel zur Vernichtung braver deutscher Soldaten zu liefern.“

„Sie haben den russischen Untertaneneid geschworen, Sie haben die Brücken mit Deutschland abgebrochen,“ entgegnete sie scharf.

„So bleibe mir denn nur noch die Neue,“ sagte er.

„Sie winseln und jammern, statt kraftvoll die Konsequenzen zu ziehen, statt siegend auf dem betretenen Wege, aus dem meine Freundschaft Ihnen die Steine wegräumen wollte, weiter zu schreiten! Ich habe mich in Ihnen getäuscht, Kurt Pawlowitsch, als ich glaubte, daß Sie das Zeug zu einem wirklichen Herrscher auf Ihrem Gebiete hätten. Aber Sie sind doch nichts, weiter nichts als — ein deutscher Träumer.“

Sie erhob sich, um fortzugehen.

„Aber Maruschka, ich bitte Sie, so versetzen Sie sich doch in meine Lage. Bekämpfen Sie doch diesen ungerechten Jorn,“ bat er.

Aber sie lachte auf:

„Ein deutscher Träumer habe ich gesagt! Es wurde Zeit, daß Rußland Ihrem Volk der Dichter und Denker die eiserne Faust an die Kehle legte.“

Da fuhr er auf:

„Es war der größte Irrtum meines Lebens, Maruschka, daß ich meine Zugehörigkeit zu diesem Volke aufgab, um dem Ihrigen anzugehören, das zum Räuber und Mörder an dem meinigen werden will. Aber es wird sich verrechnet haben, und es wird sich zeigen, wer die eiserne Faust hat, Maruschka, die Dichter und Träumer, die ehrliche Waffen schwingen, oder die, deren Lieblingswaffe die entwürdigende Knute ist. Horchen Sie auf und Sie hören den dröhnenden Tritt unserer Regimenter auf dem Boden Rußlands nahen! Das sage ich Ihnen, ich, ein Deutscher!“

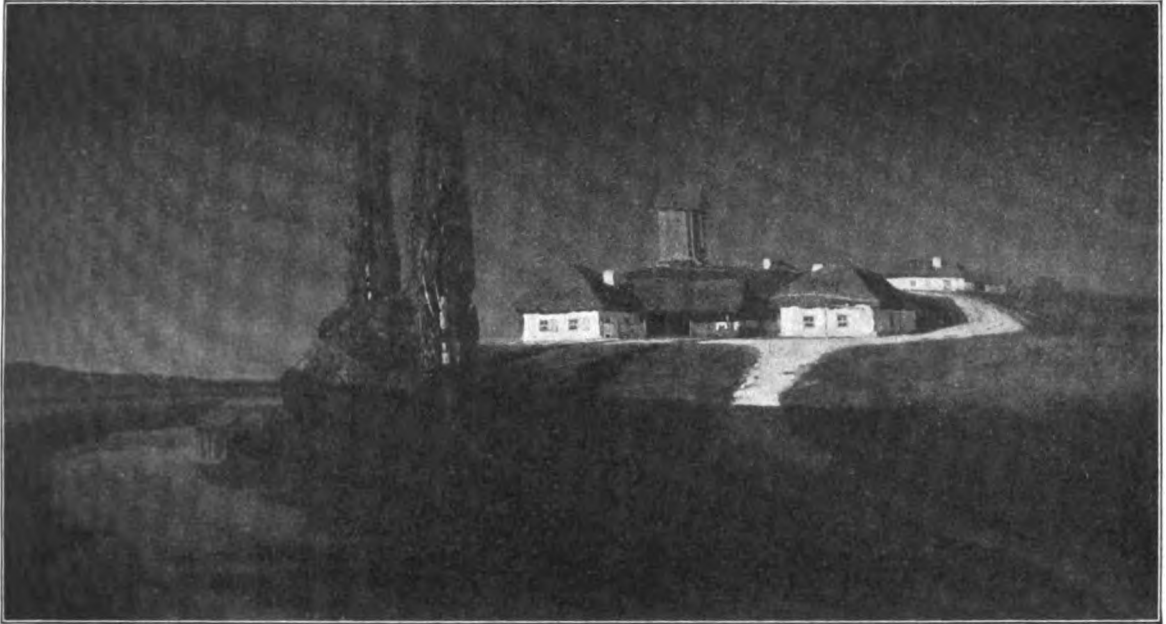
Groß aufgerichtet, mit blitzenden Augen und erhobener Hand stand er vor ihr.

Ein Zaudern, ein Erschrecken, fast bewundernd, packte sie, aber nur einen Augenblick.

„Ein Deutscher?“ höhnte sie. „Ein russischer Hochverräter!“ Damit eilte sie hinaus.

Dies Wort der Wut sagte ihm genug, machte ihm deutlich, was er von ihr zu erwarten hatte. Aber er fühlte sich stolz und frei, fühlte, daß er mit Herz und Seele ein Deutscher geblieben und daß sein Ruffentum nur äußerlich war. Und nun wollte er sein Deutschtum betätigen, wollte abwaschen das, was er jetzt als tiefste Schmach empfand, diese politische Zugehörigkeit zu einem wesensfremden, unkultivierten Volke. An Irene mußte er denken. Alles hätte er darum gegeben, wäre sie ihm jetzt nahe gewesen, hätte er ihr jetzt sagen können: Auf einem Irrwege war ich. Ja, nie soll einer, der einem Edelvolke angehört, den nationalen Verband lösen, nie soll er vorteilshalber in einem fremden Volkstum aufzugehen trachten. Aber allem stehe ihm seine Nation, und tausendmal hat es recht, dein Dichtervort: „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an. Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“ — Aber wohin mochte sie das Schicksal verschlagen haben, wenn es sie wirklich in dieses Land geführt hatte? Vielleicht war sie verelendet, vielleicht tot. Nun dann, dann wollte er ihrem Gedächtnis zu Ehren seine Opfertat begehren.

Erregt schritt er in seinem Bureau auf und nieder. Bedenken kamen in ihm auf. Konnte, durfte er die Werke preisgeben, in denen Kapitalien, große Kapitalien seines Onkels und seines Vaters angelegt waren, ihm gewissermaßen nur anvertraut? Durfte er seinen Posten verlassen? Mußte er nicht, wie ein getreuer Kapitän, bis zuletzt an Bord des sinkenden Schiffes verbleiben? Aber nutzlos schien es ihm. Wie konnte er noch zu retten versuchen, was nicht mehr zu retten war? Wenn die Fabriken der Stadtverteidigung gegenüber ihre erzwungene Schuldbigkeit getan, dann war es vorbei mit diesem kurzen Scheinleben, in das sie noch einmal zurückgerufen worden



Ein Idyll in der Ukraine, dem Sitz der südrussischen Unabhängigkeitsbewegung. Nach einem Gemälde von A. G. Rouindjt. Cop. Phot. Union, München.

waren, dann würden sie doch dem Dynamit anheimfallen, anheimfallen müssen. Es war keine Felonie, die er beging. Und das, was er dem Staate, diesem seinem Vaterlande so feindlichen Staate antun wollte, das mochte voll und ganz auf ihn fallen, das wollte er tragen aufrecht und standhaft, sühnend, was er in kurzfristiger Verblendung durch sein Russentum an seiner Nation gesündigt.

Er blickte nach der Uhr. Noch hörte er fern das Geräusch der Fabrik, fühlte an leisen vibrierenden Stößen die Arbeit der gewaltigen Hauptmaschine, die erst vor einigen Jahren aufgestellt worden war, ein Wunderwerk deutscher Maschinentchnik. Er vernahm ihren Pulsschlag und dachte daran, daß durch ihre gewaltige Hilfe, durch ihre furchtbare Kraft, die sie durch ein riesiges Schwungrad mit meterbreitem Treibriemen in die nächsten Fabrikabteilungen übertrug, von Sekunde zu Sekunde Meter um Meter jenes mörderischen Drahtes hergestellt wurde, der seinen tapfer heranstürmenden, sich des russischen Überfalls wehrenden Landsleuten den Tod bringen sollte.

Ein gewaltiger Pfiff ertönte. Dann hörte die feine, vibrierende Bewegung auf. Mittagspause . . .

Er wartete noch fünf Minuten, dann verließ er sein Bureau, ging über den Hof dem Hauptmaschinenhaufe entgegen. Seine Nerven waren aufs höchste gespannt. Unangenehm empfand er den Geruch des Maschinenöls. Durch eine Glastür trat er ins Allerheiligste der gewaltigen Hauptmaschine. Nur hin und wieder ließ sich ein ganz feines Pusten vernehmen, und eine leichte Wärme kam aus einigen Teilen dieses stählernen Riesenleibes, verratend, daß der

komplizierte Kolos nur ausruhte zu neuer Arbeit. Mit tiefer Bewegung blickte Kurt auf dies Dokument menschlicher Erfindungsgabe, bedachte, wie er kein Opfer gescheut, es aufzurichten zu lassen, und wie es ihm getreu geholfen hatte, von Erfolg zu Erfolg zu schreiten.

„Du bist ein ehrliches, deutsches Weib, Tante Marizibill,“ sagte er leise mit zitternder Stimme. „Du sollst von diesen verdamnten Feinden unseres Vaterlandes nicht mehr dazu mißbraucht werden, um Mordwerkzeuge gegen unsere braven Soldaten zu schaffen. Komm, ich weiß, wo dein Lebensnerv sitzt. Nimm's mir nicht übel, Marizibill.“ Damit nahm er vom Werkzeuggestell einen schweren Schraubenschlüssel und schob ihn tief in das feine Räderwerk der Maschine. Dann fügte er an einer andern Stelle noch einen mächtigen Hammer ein, warf einen letzten wehmütigen Blick auf den Wunderbau aus Eisen, Stahl und Messing und verließ leise den Maschinenraum. Darauf ging er in die Halle, in der der Kupferdraht gezogen wurde. Dort betrachtete er sich die Werkmaschine, aus der sich die blanken, roten Drähte hervorspannen, brachte auch dort ein schweres Stück Eisen in das innere Gefüge und verließ ungehört das weite Gebiet der Gehrens-Werke, um sich in seine Villa zu begeben.

Ein auserlesenes Mittagmahl erwartete ihn. Anna Petrowna Donojosti, seine Köchin, setzte ihre Ehre darein, ihm täglich ein wahrhaft fürstliches Mahl zu bereiten, und sie war glücklich, daß er es zu würdigen wußte, und daß Gott ihren Herrn mit einem gesunden Appetit und einem gesunden Magen gesegnet hatte.

(Fortsetzung folgt.)





Die Flucht. Nach einer Zeichnung von Karl Aller.

## Heimatlose.

Eine Skizze vom Kriegsschauplatz. Von Wilhelm Pieper, Düsseldorf.

Mit sechs Zeichnungen von Karl Aller.

In den gluthellen Augusttagen sah ich sie nordwärts und zum östlichen Luxemburg ziehen, belgisch-französisches Grenzervolk, Karawanen des grauen Glends, auf verstaubten, zerfahrenen Landstraßen, fast niederbrechend unter der grotesken Bürde wahllos zusammengerafften Hausrates. Und wiederum schaute ich das buntscheckige schier endlose Meer abgehetzter Flüchtlinge an sonnigen Oktobertagen, auf langen, langen melancholischen Tief-landstraßen, als eisen- und grauschwere Haubitzen wunderfame alte deutsche Scheldefstädte und hübsaubere Dörfchen im Zwang des Krieges in Scherben zerplitterten, dieweil Altmeister Herbst, um der unstillen Welt die Unvergänglichkeit der Schönheit darzutun, eine Fülle von Farbe über Stadt und Land streute, Baum und Strauch mit buntem Tand bekränzte und in dunkle Pappeln und Kistern, in Birken und Ahorn gelbe und rostbraune und grellrote und purpurfarbene Lichter malte. Und abermals sah ich in grauerhangenen Dezembertagen den bitterernsten stummen Zug der Heimatlosen der Küste auf stillen Wegen wandern, indes wässriger Schnee in dicken Flocken durch naßglänzendes tropfendes Gedäst sickerte und im Westen und Nordwesten flammendrot durchzucktes schwarzgelbes Gewölk, finstergelb aus Flanderns Städtchen und Dörfern über die Ebene hinausstieg und trachender Donner übers zitternde Land gellte. Stumm jogen sie von Haus und Hof, wie Menschen, die namenloses Leid stahlhart schmiedete, und nur dann und wann irrte ein qualvolles wildes Schluchzen aus der düsteren Schar auf, ging ein leises Weinen müder hungriger Kinder im Schneegeriesel unter.

So fliehen und wandern sie, heute im Westen, morgen

im Osten, jeden Tag. Festgefügte, vollreiche Gemeinwesen zerstampft der Krieg zwischen Sonnenaufgang und Sonnenniedergang, und immer höher türmen sich rauchende Schutthaufen und immer neue Vollschwärme scheucht er aus sicherem Besitz in trostlose Verlassenheit und Armut. Keiner von ihnen weiß, ob er jemals wiederkehren wird und wann er wiederkehrt, um sein zerstörtes Haus wieder aufzubauen, keiner weiß, wie lange es dauert, bis der zerstampfte und verwüstete Heimatboden die Mühen des Bebauers wieder mit fruchtbarer Ernte lohnen wird. In's Ungewisse führt sie der taftende Schritt, und alles, was ihnen lieb und teuer war, was sie als erinnerungsreichen Besitz in Jahrzehnten gesammelt hatten, ist versunken, weit dahinter im Wesenlosen, in Schrecken und Grauen.

Mitleidsvoll deckt das Schicksal ein leid- und schmerzwirktes Wahrtuch über die Heimatsholle der Fremdlinge von heute, und still geleitet sie die Tragik hinweg. Aber so herzbrechend das Glend dieser Armen um Erbarmung wimmert, manch Streiflicht feltamer Romik leuchtet dennoch auf, wendet sich der Blick von den blaßverfärbten, düsterernsten Gesichtern den geretteten Habseligkeiten zu, die zitternde Hände an erschlaffte Leiber, an wildpochende Herzen pressen, die regellos hochgetürmt auf ächzenden Karren und zerbrechlichen Wägelchen mitgeführt werden, von Mensch und Tier über holperige Straßen geschoben und gezogen. Die übergroße Menge all dieser leicht verpackten und unverhüllten Nebensächlichkeiten sind unbefleckliche Zeugen völliger Kopflosigkeit ihrer Besitzer im Augenblick der Katastrophe, beweisen vielfach aber auch, daß die Flucht das Resultat nur sekundenlanger Bedenkzeit war. Einen langaufgeschossenen Burfschen schaute ich, der



Auf der Landstraße.

ein großtrichteriges Gram-  
mophon unterm Arm trug  
und außerdem noch ein  
Kreuzifix und ein Bügeleisen.  
Ich entsinne mich einer Frau  
in den mittleren Jahren,  
die einen Vogelbauer, zwei  
Schirme und eine große  
Wanduhr als wertvollste  
Besitzstücke der Vernichtung  
entrißen zu müssen glaubte.  
Dann wieder leuchte ein  
altergekrümmtes Mütterchen  
unter der klirrenden Bürde  
eines Tragkorbes voll Küchen-  
geschirr und an der runze-  
ligen Hand, die den Krück-  
stock umklammerte, pen-  
delte ein Körbchen Näh-  
zeug. Welche Empfindungen  
mögen die gute Alte in  
den schlimmen Augenblicken  
des verzweifeltsten Ausbruchs  
wohl bewegt haben? War  
es das mütterliche Pflicht-  
gefühl, in dem sie weiß ge-  
worden, das sie zu Küchen-  
geschirr und Nähzeug greifen  
ließ? Wohl auch die Sorge  
um einen wilden, stets hung-  
rigen Burschen, der irgendwo  
in der weiten Welt umher-



Die Flüchtlingstüche.

zieht und irgend einmal den  
Weg seines nun gleichfalls  
auf Wanderschaft gegange-  
nen Mütterchens kreuzen  
wird. So schwirren Fragen  
auf und Probleme, wie weiß-  
schillernde Tauben, die sich  
im Himmelsblau verlieren.  
In wiegendem Schritt,  
hochaufgerichtet über dem  
lastgebückten Troß, sah ich  
im braunschwarzen Morast-  
gürtel einer zerföhrten flan-  
drischen Straße Mann und  
Weib dahinziehen. Einen  
weißbärtigen Greis trug er  
auf breiten Schultern und  
führte an der Linken einen  
flachshaarigen Buben, der  
mit strampelnden Beinchen  
jeden Schritt des Vaters  
durch vier Hüpfen aufstellte.  
Und die Rechte des Mannes  
zog einen Handwagen voll  
Hausrat, Bett- und Kleider-  
zeug, und drollig schauten  
zwei runde Krausköpfe drein,  
die sich zwischen rotkarierten  
Riffen durchzwängten. Rück-  
wärts, das schlenkernde Fuhr-  
werk kräftig vorwärts-  
stoßend, mühte sich das Weib



Flüchtlinge auf der Raft an der Landstraße.

ab, und ein dralles Mädchen haschte nach der Mutterhand, und die aus großen runden Rinderaugen sprechende Besorgnis der Kleinen galt einzig einer Tirolerpuppe und einem schwarzgefleckten Pferdchen, die, beide an einem Querholz des Wagens baumelnd, gleichmütig und unbefümmert in die spinwebfarbene Luft starren.

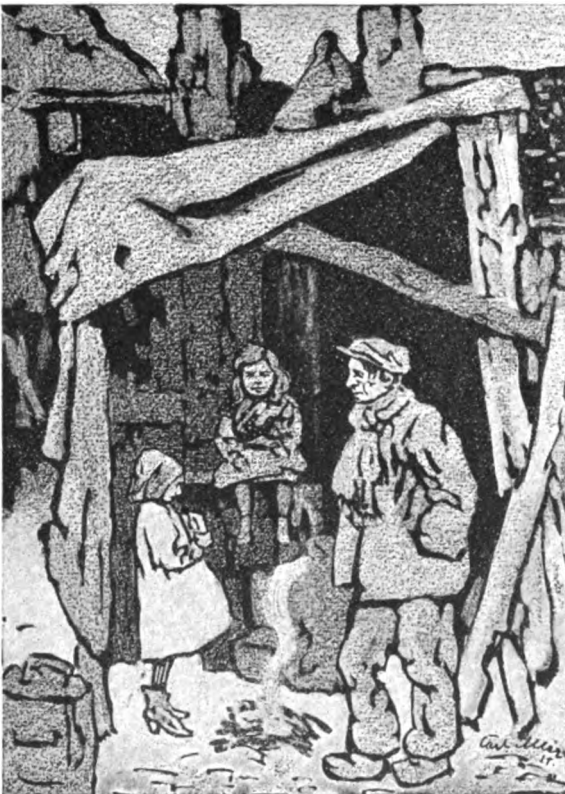
Wie bjarre Filmsequenzen wechseln diese seltsamen Wirklichkeitsbilder. Inmitten der schaurigen Kulissen des Kriegsdramas sieht man die vornehme Damenwelt der westeuropäischen Städte, promenadenmäßig elegant ausgestattet, hier in knisternde Seiden und schmiegsamen Samt, dort in kostbare Pelzroben gefüllt, auf wunderbar zierlichen Lackschuhkunstwerken in strömendem Regen durch fukstiefen Schlamm wie von Furien gepeitscht fortstürzen, dazu die unmbglichsten Hunde, Schieb- und Handlarren, Kinderwagen und sonstige zwei- und vierräderige Transportvehikel mit unglaublich zierlich behandschuhten Händchen schiebend und ziehend. Fast möchte man die brutale Ernsthaftigkeit jener seltsamen Szenen, die anmuten wie glänzend geminter Narrenspul, in Zweifel ziehen. Langhallender Kanonendonner brüllt jedoch erbarmungslose Wirklichkeit. Die Höllenmuffel glühendheißer, berstender Mauern, zwischen wallenden Funtenbannern splitternd niederstürzender Giebel spielt zum schaurigen Sturmakt auf, und hochleckende zischende Feuergarben jagen dem schwarzbrodelnden Flüchtlingsstrom flackernde Fackeln nach, gießen tiefrotes Licht über gespenstig weiße, über aschfahle Gesichter, über das schreiende, fluchende, tobende Chaos von Menschen und wild schlagenden Tieren, das sich wahnstinnsestfesselt fortwälzt, über Erschöpfte weg, die niedersinken, fortwälzt über zuckende Leiber, die Granaten zerrissen, klagende Wehrufe, heifere Schmerzenschreie dumpf erstickend. —

Stets hat sich die deutsche Regierung der Heimatlosen der jeweils betroffenen Gebiete im Osten und Westen in denkbar weitestem Maße angenommen. Zweifellos die Palme im

Wetteifer um Menschenhilfe und Wohltun wird man jedoch unserem Nachbarstaat Holland zusprechen müssen. Rund 1 1/2 Million durch den furchtbaren Krieg heimatlos Gewordener haben hier gute Unterkunft, ausreichende Nahrung und vor allen Dingen Ruhe gefunden, wohlthätige, durch keinen Geschüßdonner, durch keine Verzweiflungsschreie gestörte Ruhe. In einzelnen Grenzstädten wurden solide, gegen alle Witterungsunbilden geschützte Massenslager errichtet, in großen Kesseln wird abgelocht, und wen der Weg in jene freundlichen holländischen Ortschaften führt, der wird sich von dem Wohlfinden der Schützlinge in Wilhelmintjes Reich überzeugen können.

Das deutsche Siegfriedschwert schlug siegreiche Bresche hüben und drüben. Breite Landstriche mit zahlreichen Städten und Dörfern haben die unmittelbare Kriegsnot überstanden. Hier setzte bereits wieder in ständig wachsendem Umfang die Rückwanderung ein. Heiße Tränen gilt es zu stillen. Alte Wunden brechen wieder auf, beim trostlosen Anblick des ausgebrannten, dachlosen, häufig genug auch dem Erdboden gleichgemachten, einst so schmucken Heims. Kräftig fassen unsere Stappenleute zu. Geschickte Hände spannen Zelttücher über kahle Mauern. Holz und Steine werden angefahren und Baukundige sind gesuchte Leute.

Wohl stellt sich wieder der Pulsschlag friedlicher Lage ein, aber manche, die ein und aus gingen durch Türen und Tore, sind nicht mehr. Hier und dort bleiben Häuser verwaist, ganze Straßenzüge, ganze Dörfer. Der Würangel ist der Hofmarschall des Krieges, und was sich nicht zu retten vermochte, fiel teils im erbitterten Franktireurkampf oder wurde unter zusammenstürzenden Trümmern begraben. So schuf der Krieg große und kleine Friedhöfe inmitten blühenden Lebens, Friedhöfe, die keine Blumen und keine Kreuze schmücken, nur zerbrochene Mauerreste umstehen, verbrannt und rauchgeschwärzt, die klagend in den hellen Tag hinauftragen. ☉



Im alten Heim.



Der Älteste des Dorfes.



Die beiden Kriegsveteranen. Nach einer Kunstphotographie von Prof. D. Rente.

## Deutsches Kriegsgeld im Ausland.

Von Dr. S. Friedemann.

In Kriegszeiten verwandelt sich das Geld. Der Staat, plötzlich wieder Herr aller Dinge, legt seine Hand auf die Wertzeichen und spricht: das Geld bin ich. Er hat die Gewalt, Geld in unbegrenzten Mengen, scheinbar aus dem Nichts, zu erschaffen. Nicht das Gold, auf dessen Vorhandensein seine Papierscheine sich berufen, verleiht den bedruckten Noten den Wert, sondern das Maß an Vertrauen, das der Staat genießt. Notenausgabe: das ist die Erlaubnis, einen Teil des Volksvermögens flüssig zu machen; eine Anleihe, die der Staat bei der Nation aufnimmt, um sie später in einer Reihe von Friedensjahren zurückzuzahlen. Es ist also das Vertrauen in die eigene Steuerkraft, das die Bevölkerung veranlaßt, das Papier des Staates zu nehmen. Die Grenze, bis zu der das geschehen kann, hat mit der „Golddeckung“ wenig zu schaffen, mindestens gilt das für die inländische Wirtschaft. Die Vorgänge seit Beginn des Krieges haben gezeigt, wie erhebliche Volksteile schon von der abergläubischen Überschätzung des Goldes zurückgekommen sind. Gewiß hat das Gold, im Gegensatz zum Papier, auch einen Eigenwert: zum größten Teil aber, das darf man nicht vergessen, verdankt es diesen Wert seiner Brauchbarkeit als Zahlungsmittel. Erwiese sich eines Tages ein anderer Stoff für diesen Zweck als geeigneter, so wäre das Gold mit einem Mal entwertet, und es würde sich zeigen, daß auch dieses teure Metall in seiner geprägten Form nur als Scheidemünze wertvoll ist durch die Zuverlässigkeit des Staates.

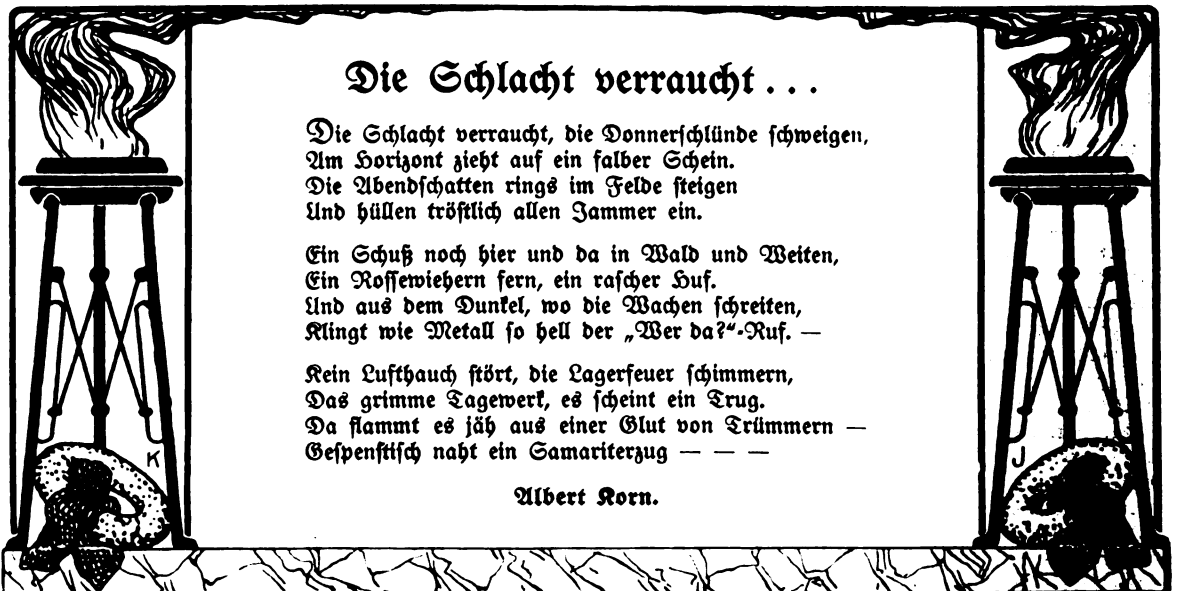
Für den Inlandsbedarf allein also dürfte das Reich zwar nicht Noten in beliebiger Menge drucken lassen —

das würde alle Schrecken der „Assignatenwirtschaft“ bedeuten: wohl aber könnte es, ohne sich sonderlich um die „Golddecke“ zu bekümmern, so viel Scheine ausgeben, als es nach Friedensschluß glaubt verzinsen zu können. Unter dieser Voraussetzung staatlicher Gewissenhaftigkeit ist das Papier so gut wie Metall, und der Zwangskurs bedeutet nicht, wie es beim Mißbrauch der Notenpresse eintritt, einen Betrug am Volksvermögen. Unsere Wirtschaft ist aber keine geschlossene; sie unterhält, während des Krieges wie vorher und nachher, Beziehungen zum Ausland. Um des Auslandes willen bedarf auch die Reichsbank des Goldes, um feinetwillen ist es nötig, daß der Staat soviel Edelmetall als irgend möglich in Verwahrung nimmt. Denn das Ausland bekümmert sich um die innere Zuverlässigkeit des deutschen Reiches nicht so wie das deutsche Volk; die Fremde beurteilt die wirtschaftliche Zuverlässigkeit Deutschlands unter anderem nach seinem Besitz an Edelmetall, das, vorläufig wenigstens, in der Kulturmenschenheit Allgültigkeit hat. Daneben schätzt das Ausland den Staat so ein, wie er von außen her wirkt: nach dem kraftvollen oder schwächtigen Wuchs seiner Wirtschaft, den Aussichten seines Handels, und, solange er Krieg führt, seiner militärisch-politischen Lage. Seine Geldnoten gleichen für das Ausland den Aktien eines Industrieunternehmens, ihr Kurs ist ein leidlich zuverlässiger Gradmesser dafür, was man ihm draußen zutraut, wie man über die Wahrscheinlichkeit seines Erfolges oder Mißerfolges denkt. Die zu Friedenszeiten fast starre Grenze des Geldwertes wird fließend und schwankt auf

Wellen der Zuneigung und Abneigung, Furcht und Hoffnung. Diese Beurteilung des kriegsführenden Reiches als eines Ganzen mit unbekannter Zukunft ist freilich nicht das einzige Element der Unsicherheit. Zufällige Dinge rein äußerlicher Art wirken mit und können zuweilen den Ausdruck innerer Bewertung fast unkenntlich machen. Was z. B. soll man dazu sagen, daß noch vor kurzem im deutschen Besetzungsgebiet Belgiens für belgische Noten ein Aufschlag von 5 bis 6 vom Hundert gezahlt wurde! Es war gewiß entgegenkommend, daß die deutsche Verwaltung den Umrechnungskurs mit 125 Frank = 100 Mark festgesetzt hatte, also ohne jede Bevorzugung des deutschen Geldes. Aber die belgische Nationalbank war nach London geflüchtet, die neue Notenbank unter deutscher Aufsicht sollte erst gegründet werden, es herrschte Mangel an belgischen Noten. So ward das Widersinnige möglich, daß das Geld der Unterworfenen mehr galt als die Währung der Sieger. Noch mehr: in Brüssel, Antwerpen und anderen belgischen Städten tauchten in größerer Zahl deutsche Goldmünzen auf, wahrscheinlich in der immer noch glimmenden Erwartung, die Deutschen würden nach einigen Wochen oder Monaten vertrieben werden, mochten die Belgier das Papiergeld des verhassten Eroberers nicht nehmen; so mußte, neben dem Mangel an belgischen Noten, auch deutsches Gold noch mithelfen, das deutsche Papier zu entwerten. Unterdessen hat man freilich durch Gründung einer neuen Notenbank und durch verschärfte Bestimmungen dem widersinnigen Zustand ein Ende gemacht.

Ein schier tragikomisches Kapitel für sich sind die Umrechnungssätze in Landstrichen, die eben erst unter die Gewalt des Feindes geraten sind. Niemals wird die Unbestimmbarkeit aller menschlichen Dinge so deutlich wie unter dieser schrankenlosen Willkür des Krieges. Was ist Geldwert? Die Meinung, die der Sieger vom Besiegten hat; die Gnade oder Ungnade des Eindringlings; die Steuer, die er dem Unterworfenen auferlegt; sein Maß an Selbstbewußtsein, sein Urteil über die wirtschaftlichen Fähigkeiten der Landesbewohner, die wohlwollenden oder feindseligen Absichten, die er mit ihnen hat. Als die Russen in ostpreussische Städte eindrangen, galt der Rubel, je nach der Laune des russischen Kommandierenden, 2,50 Mark oder 2,70 Mark. Als deutsche Verwaltungen in russisch-Polen eingerichtet wurden, war er 1,60 Mark wert. In beiden Fällen war der Kurs eine Siegesfanfare . . .

So leidenschaftliche Hochhiffung eines Siegeskurfes gibt es im neutralen Ausland natürlich nicht. Auch dort aber spielen Sympathien und Antipathien eine weit beträchtlichere Rolle, als man dem sachlichen Geschäft der Wertfestsetzung zutrauen möchte. Wieviel gilt zurzeit im Ausland das deutsche Geld? Da der holländische Gulden 1,70 Mark wert ist, würden in Friedenszeiten für 100 Mark etwa 58,80 Gulden gezahlt werden müssen. In den letzten Wochen aber wurden bei Postaufträgen aus Deutschland 100 Mark = 52,91 Gulden gerechnet, bei Postaufträgen nach Deutschland 100 Mark = 59,58 Gulden; das heißt: die niederländische Post berechnete sich für ihre Vermittlung einen Aufschlag von 10 vom Hundert. Eine Gebühr, gegen die das Amsterdamer Handelsblad mit Fug protestiert hat. Der Scheck auf Berlin stand am 9. Dezember auf 55,20 bis 55,70 Gulden, am 12. Dezember auf 54,50 bis 55,—. Das deutsche Geld erleidet also in Holland zurzeit eine Wertherabsetzung um etwa 7 vom Hundert. In Rom berechnete man am 8. Dezember die 100 Mark mit 115,94 bis 116,60 Lire; am 12. Dezember höher, mit 117 bis 117,81 Lire. In der Schweiz wurde vom 15. Dezember an der Umrechnungskurs mit 86,50 Mark für 100 Frank festgesetzt: so daß 100 Mark = 115,6 Frank gelten. Eine Wertsteigerung erfährt die deutsche Mark im verbündeten Österreich-Ungarn: der Umrechnungskurs ist mit 81 Mark (vom 11. Dezember an) für 100 Kronen festgesetzt. Wie man sieht, verliert bei der Umrechnung in den neutralen Staaten das deutsche Geld zurzeit noch etwa 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 7 vom Hundert seines Wertes. Wir können ziemlich überzeugt sein, daß solches Disagio mehr ein politisches als ein wirtschaftlich begründetes ist; daß es mehr im schwankenden, unseren Segnern zuneigenden, von ihrem Nachrichtendienst beeinflussten Gemüt der neutralstaatlichen Finanzleute, als in sachlicher Einschätzung des Kräfteverhältnisses seinen Ursprung hat. Bei der nicht abzuleugnenden und aus der Tätigkeit der Weltpresse leicht erklärlichen Stimmung des Auslandes würde unser Geld noch viel stärker unterwertet werden, spräche nicht der Erfolg unserer Kriegsanleihe und die offensbare Gesundheit unserer Wirtschaft auch zu den Zweifelnden. Letzten Endes aber werden Kriegskurse ja doch auf dem Schlachtfeld gemacht, und die Mäxler heißen Falkenhayn, Hindenburg, Ludendorff. Der Sieg ist stärker als alle Sympathien und Antipathien. 2



## Die Schlacht verraucht . . .

Die Schlacht verraucht, die Donnerschlünde schweigen,  
Am Horizont zieht auf ein falber Schein.  
Die Abend Schatten rings im Felde steigen  
Und hüllen tröstlich allen Jammer ein.

Ein Schuß noch hier und da in Wald und Weiten,  
Ein Ross wiehern fern, ein rascher Lauf.  
Und aus dem Dunkel, wo die Wachen schreiten,  
Klingt wie Metall so hell der „Wer da?“-Ruf. —

Rein Luft hauch stört, die Lagerfeuer schimmern,  
Das grimme Lagerwiel, es scheint ein Trug.  
Da flammt es jäh aus einer Blut von Trümmern —  
Gespenstisch naht ein Samariterzug — — —

Albert Korn.



Der Rückzug der Russen auf Warschau. Für Reclams Universalium gezeichnet von J. Steisk.

RECLAMS  
UNIVERSALIUM  
LEIPZIG





Erdbwohnungen in den Argonnen. Phot. A. Remgenberf.

## Bei den Höhlenbewohnern in den Argonnen.

Von einem evangelischen Divisionspfarrer.

Um 1/2 6 machten wir uns auf, im Landauer meines Kollegen, der wie eine feudale Hochzeitskutsche aussieht, eine Waldstellung in den Argonnen zu besuchen. Uns beide Geistlichen begleitete noch der Stabsarzt, und außerdem führte die Expedition ein Unteroffizier zu Pferde. Mußten wir doch in stockdunkler Regennacht ohne Licht fahren, da wir bis in den Bereich des feindlichen Infanteriefeuers kamen. So fuhren wir nun auf entsetzlich ausgefahrenen Wegen in die Nacht hinein, zunächst in 20 Minuten über den Berg nach den Ruinen des süblich gelegenen Dorfes . . ., das jetzt wegen häufiger Beschießung durch die Franzosen ohne Einquartierung gelassen wird. Es machte einen schauerlichen Eindruck. Ein großer Teil der Häuser war zusammengeschossen. Alle Fenster, Türen usw. waren weggeholt, nur in ganz wenig Häusern brannte verstoffenes Licht, da sich dort einige Posten vor dem Regen hingeflüchtet hatten. Dann ging es bergan nach dem nächsten Dorf. Auch dieses ist fast ganz verlassen und sein oberer Teil völlig zertrümmert von schweren französischen Granaten, die wir einige Tage vorher hier hatten einschlagen sehen. Die Gewalt ihrer Explosion war so groß, daß in unserm zirka 3 km entfernten Quartier die Scheiben geklirrt hatten.

Hier herrschte nun lebhaftes Treiben im Dunkel der Nacht, allerlei Wagen, vor allem die Feldküchen, die zu den Schützengräben hinausfuhren, sperrten den Weg, und es war ein Wunder, daß sich kein Zusammenstoß in der Dunkelheit ereignete. Wir ordneten uns in den Wagenzug ein, und nun ging es einen steilen Berg hinan einem dunklen Wald entgegen. Ab und zu drohte der Wagen umzuschlagen, wenn er durch die tiefen Löcher fuhr, die

die Granaten am Tage in den Weg gerissen hatten und die erst in der Nacht wieder ausgefüllt werden konnten. Kurz vor dem Walde überquerten wir eine Normalspurbahn, die von unsern Eisenbahnern vom Flußtal hier heraufgelegt wurde.

Jetzt bogen wir auf dem „Granatenweg“ in den Wald, der wie alle Wälder hier aus Laubwald mit ungeheurer dichtem Unterholz besteht. Hier senkte sich der Weg herunter in ein Tal, und bald knallte es links, bald rechts von uns wie ein scharfer Schuß. Dem Schuß folgte regelmäßig nach einigen Sekunden ein schwächerer Knall. Unser Begleiter erklärte uns, daß dieser scharfe Knall durch das Einschlagen der französischen Kugeln in die Stämme hervorgerufen wurde, während der Knall des Schusses selbst erst viel später und gedämpfter das Ohr erreicht, nachdem die Kugel schon längst da war.

Plötzlich hält der Wagen mitten im Wald, wir steigen aus, verflinten aber sofort bis ans Knie in den Morast. Rechts und links der Straße wimmeln weit hinein in den Wald wie Glühwürmchen Soldaten mit elektrischen Taschenlampen. Unser Führer geht voran, bald sind wir am Ziel und haben die unterirdische Stadt erreicht, wo das Reservebataillon liegt, dem unser Besuch gilt. Etwa 200 m geht es durch knietiefen Morast im Walde vorwärts, immer lauter klingen die Schüsse, ab und zu hört man das Pfeifen der Kugeln. Endlich kommen wir an einen Weg mitten im Walde, mit Steinen gepflastert, und am Baum eine Tafel: „Gosler-Strasse“. Da und dort schimmert aus Fenstern im Waldboden gespensterhaft ein Licht empor. Ringsum schwarze Nacht und dichtes Gestrüpp, nur ab und zu bringt aus dem



Boden dumpfer Gesang und Stimmengewirr. Wir gehen auf eines der Fenster zu und finden dicht dabei eine in die Tiefe führende Treppe, stolpern sie herunter, öffnen eine Tür und Licht und Wärme strömt uns aus einer behaglichen Erdwohnung entgegen, die etwa 10 m lang, 3 m breit und 2 m hoch ist. Sie ist mit Tischen, Stühlen und Pritschen ausgestattet, in der Ecke brennt ein eiserner Ofen, und lachend und scherzend, singend und spielend haufen etwa 15 Mann darin. Solcher Erdwohnungen, die oben eine starke Balkendecke mit dicker Erdauslage besitzen, gibt es hier etwa 30 für das Bataillon. Sie liegen in dem ersten Teil der Anlage, der sogenannten „Altstadt“, ziemlich regellos durcheinander, in dem zweiten Teil, der „Neustadt“, jedoch in bestimmten Straßenzügen, die mit Namentafeln versehen sind und einen gepflasterten Fußsteig haben. An ihrem Eingang befinden sich Schilder mit Namen wie „Villa Waldfrieden“, Kantine „Zum süßen Mädchel“, „Zum groben Gottlieb“ usw., verschiedentlich mit der humorvollen Verbotstafel: „Den Franzosen ist der Eintritt verboten.“ Hier haust jedesmal 4–5 Ruhetage lang das Reservebataillon, und die Leute fühlen sich in diesen Höhlen fast wohler als in den zerschossenen Ortsunterkünften.

Zweimal täglich, früh und abends, kommen im Dunkeln die Feldküchen und bringen die Mahlzeiten, im übrigen vertreiben sich die Leute die Zeit mit Verbesserungsarbeiten an ihren Wohnungen: da wird ein neues Fenster eingefügt, dort bringt einer ein Bild oder einen Spiegel mit, die aufgehängt werden, oder ein Klavier wird herangeschafft und in die unterirdische Villa eingebaut. Wir schauen verschiedentlich in die Häuser hinein und begrüßen die Leute, geben da ein paar Zigarren, dort etwas Lefestoff ab und werden überall freudig begrüßt.

Den Bataillonskommandeur, dessen Wohnung, die „Villa Germania“, den Glanzpunkt der Höhlenstadt bildet, statten wir ebenfalls einen Besuch ab. Über ihrem Treppen-

eingang sind Stämme in spitzem Winkel als Dach darübergestellt, schön mit Moos verkleidet, die Erdwände des „Treppenhauses“ sind ganz mit Efeu bekleidet. Als die Tür aufgeht, glauben wir ein Märchen zu erleben: eben noch im Dunkel der Nacht in Morast wadend, schauen wir jetzt in ein vom hellen Lampenlicht erleuchtetes Zimmer. Wuchtig ragen die Stämme empor, Wände und Decke sind mit dem schönsten Hausmacherleinen bespannt, um den Tisch, den eine schöne bunte Decke bedeckt, stehen Polsterstühle. Die Diele umgeben schön sauber geschuerte Bretter, und in der Ecke steht ein lustig knisternder Ofen. Die eine Hälfte des Raumes ist durch einen Vorhang abgetrennt, hinter dem sich das Matrasenlager für den Major und seinen Adjutanten befindet. Der Bewohner der Höhle paßt ganz in die Umgebung. Er sitzt da in seiner braunen Lederweste, das Gesicht umrahmt von einem kohlschwarzen wilden Vollbart, ein Hüne von Gestalt. Ich glaubte ein Märchen zu erleben: Kübezahl in seiner Klausel! Und die Aufnahme war ebenso märchenhaft. Aus einer Ecke zauberte der Bursche eine Schüssel nach der andern mit schönen Leberwurst-, Braten- und Käseschnitten herbei, und dazu gab es einen guten Tropfen Wein. Wir waren fast benommen von diesem stimmungsvollen Bild, ließen unsere Gläser klingen bald aufs Vaterland, bald auf unsere Lieben daheim und auf gute Heimkehr, und mochten gar nicht wieder fort in Dunkel und Morast. Hier vergaß man Krieg und Kriegsgeschrei, obwohl ab und zu die Erde schütterte, wenn in der Nähe eine Granate einschlug. Aber schließlich mußten wir uns doch zur Rückkehr in die graue Nüchternheit unseres Quartiers entschließen, und so ging es unter Führung des Adjutanten zurück zur Straße.

Verfassen traten wir die nächtliche Heimfahrt an und dachten dann noch lange mit offenen Augen auf unserem Lager über das Erlebnis nach. ☐



Eine Straße durch die Höhlenwohnungen in den Argonnen. Fot. A. Meyenberg.



Ein russischer Sturmangriff in deutschem Granatfeuer. Nach einer englischen Zeichnung.

## Der heilige Wutki.

Eine östliche Kriegsgeschichte von Fritz v. Briefen.

So, Zwanche, mein Jungche — und nu laß dir noch zwei gute Lehren in diesen schrecklichen Krieg mitgeben: Sei hübsch fromm und sauf nich! Hörst, mein Zuckerjung?“

Der Zuckerjung, ein langer, struppiger Kerl, die neue Soldatenmütze schief auf dem Schädel, stand in tolpatschiger Rührung vor dem alten Mütterchen, das mit der Rechten den Zipfel der einst sauberen Schürze an die Augen führte, während die Linke dem Sohn und Soldaten ein kleingefaltetes Papier in die Hand drückte.

„So, Zwanche — hier hast auch noch mein letztes Geldche; vielleicht, daß der Herr Offizier dich dafür bische nich so weit vorne kämpfen läßt! Mußt sagen, hast 'n schlimmes Fußche, kannst nich vornweg marschieren, mein Zuckerjung!“

Zwan Bannlanoff nickte stumm; nahm Abschied von seiner geliebten Mutter, bei der er immer so wenig zu arbeiten und so viel zu essen gehabt hatte, und stolperte, zum Heulen betrübt, auf die Straße hinaus, in seiner Uniform von der Dorfjugend mit Ehrfurcht begafft. Das Mütterchen schaute ihm noch nach, so weit die alten Augen reichen wollten. Die schwarze Maruschla aber, des Nachbars dralle Dirne, lächelte spöttisch hinter dem kuriosen Krieger her. Da war der Gefreite Orsebatschoff, der Müllerssohn, denn doch ein ganz anderer Kerl!

Die kluge alte Mutter hatte russisch richtig gedacht: Zwan wurde, wennschon nicht an das Ende der Kompagnie, wo es ihm am besten gefallen hätte, so doch mittenhinein gesteckt. Dort fühlte er sich bald recht geborgen, nachdem er erst einmal die Scheu vor diesem gefährlichen Ding, dem Gewehr, überwunden und sich an die Hänseleien der Kameraden gewöhnt hatte, die ihn den „alkoholfreien Zwan“ nannten. Nur sein Dorfgenosse und Gefreiter, der Orsebatschoff, der knuffte grausam an ihm herum und drohte ihm beispielsweise: „Wenn dein Gewehr noch mal so dreckig is, Zwanche, denn laß ich dich's sauber lecken — und meine Stiebel dazu!“

Aber sonst kam unserem Zwan der Kriegsdienst schon ganz leidlich vor. Und als es hieß, der ersten Linie der Armee hätte es in Deutschland so gut gefallen, daß der größte Teil noch drüben sei, jetzt sollte aber auch die zweite Linie dran kommen — da marschierte Zwan frohen Mutes mit in Reih und Glied! Jetzt konnte die Sache ja nicht mehr gefährlich werden — und deshalb begann sich Zwan schon als halber Held zu fühlen.

Freilich, was da einzelne von der Kompagnie muntelten und lunkelten: daß es drüben gar nicht geheimer sei, weil die Deutschen sich den Teufel „Hindenburgski“ aus der Hölle bestellt und ihm ihre Seelen verschrieben hätten, damit er sie vor den furchtbaren Russen rette —

das drückte Zwans Selbennut wieder beträchtlich herunter. Jedenfalls nahm er sich vor, beim geringsten Anzeichen, daß die Sache schief gehen könnte, nicht unnützlich zu warten, sondern mit seinen guten, laugen Weinen in einem Schweinetrab bis nach Hause zu laufen!...

Aber die Kameraden wollten auch ein Mittel wissen, um dem deutschen Teufelsputz beizukommen: nämlich den heiligen Wutki! Wenn russische Soldaten den im Leibe hätten, sagten sie, dann wären sie unbestegbar.

Und sie übten sich sehr fleißig darin, recht unbestegbar zu werden. Der Hauptmann fluchte in den schrecklichsten Wendungen der russischen Sprache, wenn er hier und da einen Krieger völlig alkoholdurchtränkt vorfand. Mehr zu tun, als zu fluchen, wagte er freilich nicht; denn einige Soldaten, die er gestellt hatte, wollten ihm mit dem Bajonett zu Leibe, oder aber sie riefen: „Du säuffst ja auch!“...

Da begann Zwan nachdenklich zu werden. Wie stimmte das, was diese Soldaten sagten, zu dem, was seine gute Mutter ihn gelehrt hatte? Hatte sie ihm nicht erzählt, daß der Wutkiteufel einst am helllichten Tage mit seinem eigenen Vater zum Schornstein hinausgefahren wäre?

Nein, er wollte den Schnaps doch lieber lassen! obson der Orsebatschoff erst gestern wieder ihn angefahren hatte: „Jungche, du willst den heiligen Wutki verachten? Denn bist überhaupt kein ehrlicher Ruff, du Hundesohn! Glaubst, du kannst so viechnüchtern 'ne Schlacht schlagen? Na, paß auf, wie ich auf dich aufpaß!... Merk dich ein für allemal, du Tölpel: 'n Ruff ohne Wutki is wie 'n altes Waschweib; 'n Ruff mit Wutki is wie 'n junger Löwe!“...

Ja, der Krieg wär' ganz schön, wenn das Schießen nicht so schädlich wäre!

Ein eifriger Herbstwind zugte zwischen den Hügeln; aber Zwan Bannlanoff wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Seit einer halben Stunde lag die Vorhut-Kompagnie hier in der largen D'kung, von dem plötzlich vorm rechten Flügel aufgetauchten Feind in ein Gefecht verwickelt, das mehr einem grausigen Schützenfest glich. Denn den vom höheren Hügelraum, aus herbitfahlem, aber noch dichtem Gebüsch heraus schießenden Begnern — Teufeln von Scharfschützen! — waren die russischen Infanteristen hinter den flachen Erdwellen nur lebende Schießscheiben. Hauptmann Slavowitsch strengte seinen bislang noch heilen Verstandskasten verzweifelt an: ob es besser sei, zum Sturm oder zum Rückzug blasen zu lassen — beides bot nur die sichere Aussicht, die Kerls, die hier lagen und feuerten, noch schneller in den Soldatenhimmel zu befördern, als es jetzt schon geschah!

Und das „Nack nack!“ der russischen Büchsen mischte sich weiter mit dem hellen Pfeifen der Kugeln von drüben . . . Dazu all die anderen verworrenen Geräusche des Gefechts — hier ein Klirren, da ein Fallen . . . plötzliche Aufschreie, dumpfes Stöhnen, Röcheln . . . hastige Bemerkungen von Nachbarn, schwache Bitten Verwundeter . . . kurze strenge Kommandos . . . Patronenzählen — und als regelmäßige Melodie in dem wilden Chaos nur immer wieder das „Nack nack!“ hüben, das „Ess“ von drüben . . .

Und dann all die roten Spritzer und Kleckse, Flecke und Lachen ringsum — auf noch im Tode wütenden Gesichtern, auf schmutzigen Uniformen, auf dem fahlgrünen Gras . . . Zwanz tornierblondes Haar begann sich unter der Mühe zu sträuben, und sein Inneres überlief eine Gänsehaut der Angst . . . Er schaute nicht rechts, nicht links; starrte nur wie hypnotisiert nach den Hügelbüscheln gegenüber; legte an — schoß; legte an — schoß; ohne zu zielen, ohne zu wissen, was er tat.

Bu—um! Das war ein Kanonenschuß! Kanonen hatten sie drüben auch? Das war doch wirklich überflüssig! . . . Zwanzs Gewehr wurde immer unruhiger; jezt schwankte es schon wie ein Schilfweidel im Winde. Ach, daß man wenigstens in solchem Busch hätte stecken können wie die Gegner; aber so — einen hierher hinter diese Maulwurfshügel zu führen, den Kugeln preisgeben, das war eine Gemeinheit von dem Hauptmann.

Zwan hätte das größte Opfer bringen mögen: hätte seine Seligkeit kostenlos abgeben oder gar für sein ganzes Leben auf fetten Speck mit Pflaumensuppe verzichten wollen — wenn er bloß aus diesem Höllenpfehl fortgewesen wäre! . . . Und als die Kanonenschläge fort-dauerten, begann er sich zu ducken, als ob man es auf ihn persönlich abgesehen hätte mit den Granaten.

„Hä hä!“ höhnte es da neben ihm — die Stimme des Gefreiten war's — „Freunde, was steht blaß aus; bist schon tot? . . . Wie hältst denn die Flint', willst Vögel schießen?“

Zwan warf einen schreckvollen Seitenblick auf den Frager — da nahm ihm schon eine dunkle Nacht die Antwort ab: hintenüber stürzte der Gefreite, auf einen Haufen, den ein halbes Duzend Mann bereits bildeten. Er krümmte sich, kniff die Lippen aufeinander; aber seine weit aufgesperrten Augen schauten auf Zwan, verzerrt, verächtlich . . . Zwan schüttelte sich in einem Schauer. Nein — er konnte nicht mehr — er wollte . . . entgeistert wandte er den Blick fort —

„Achtung! — Auf — marsch marsch!“ gellte in diesem Augenblick die Stimme des Hauptmanns, der seiner Nerven nicht mehr Herr und von der Wut gepackt war; und den Säbel schwingend, sprang der Offizier auf. Die Soldaten kamen mehr oder minder rasch empor und stürzten ihm nach.

Oh, diese Braven! Einige rannten wild, andere trabten gleichmäßig; eine Anzahl wieder tor kelte nur vorwärts. Die waren sternhagelbe—geistert. Ihr Hurra war nur ein Lallen, aber sie gingen stier so lange drauflos, bis ihre Kugel kam.

Zwan fühlte es — erst an einem Kolbenstoß, dann an einem Fußtritt von Hintermännern — daß er rettungslos mitmüßte! Mit in der Richtung, in der er die Vordermänner straucheln und stürzen sah. Er warf einen scheuen Blick zurück — da stand schon, mit dem Revolver im Anschlag, der Feldwebel, der Ausreißer niederzujnallen hatte . . . Brr! schüttelte es den Zwan Bammlanoff, und hastig wandte er sich wieder nach vorn.

Da — ein Blick und ein Gedanke: neben einem Toten dort halbrechts lag eine Flasche — heiliger Wuttki, hilf! höhnte Zwanz gequältes Herz. Mit zwei Sprüngen war

er bei der Flasche, hob sie an die Lippen — trank sie mit einem Zug leer.

Ah! — ein Gefühl — ein Gefühl! . . . Wie ein Brand — und doch! . . . „Hurra!“ schrie Zwan und packte das Gewehr fester. Wie ward ihm auf einmal leicht und mutig. Hui-hui-hui! kam droben eine Granate angefangen.

„Na, laß gut sein, mein Kugelche!“ sagte Zwan lächelnd, „bist mein braves Granatche, ja, ja; tußt mir nig — he?“ Und er stolperte weiter.

Ess, Ess! fausten zwei Gewehr kugeln haarscharf an seinem Gehör vorbei.

Er wankte, er ließ beinahe das Gewehr fallen. Teufel — was hatte ihm das wieder für einen Schrecken eingejagt! Er hätte doch lieber eine ganze Flasche Wuttki haben sollen; die halbe, die er erwischt hatte, begann ihre Wirkung schon zu verlieren! Nur noch mechanisch, wie wenn er widerwillig einem Vorspann folgte — das Gewehr mit der blinkenden Spitze vor sich haltend, als wolle er es dem nächsten Feinde abliefern —, so trabte Zwan gebückt, im dumpfen Fieber der Todesfurcht, in un-nebelster Erwartung der Kugel dahin —

Schwapp — da! Er kippte über, er stürzte . . . in eine Erdfentung schoß sein linkes Bein hinab, der übrige Körper folgte; das Gewehr flog im kurzen Bogen aus seinem emporschnellenden Arm und senkte sich dann vertraulich neben ihn, der bereits auf dem Bauch an der Erde lag . . .

So blieb er liegen, bis ihm alle vorbei zu sein schienen. Dann drehte er sich mit unendlicher Vorsicht auf die Seite herum. Ob er den anderen mal nachschaute? . . . Nein, nein! er war tot für heute!

In die tiefste Stelle der Bodensenkung streckte er sich hin, ließ die müden Augenlider sinken und — vom heiligen Wuttki eingelullt — schnarchte er bald so stark, daß es den Feind hätte anziehen müssen, wäre der nicht gerade anderweit beschäftigt gewesen . . .

„Zwan Bammlanoff, mein Braver! Tapferer Russen-sohn! Namens Seiner Majestät des Zaren überreiche ich dir, als dem einzig Überlebenden des Gefechts von Czizjakowicz, das Sankt Georgskreuz!“

So redete General Gilla Kutinskij den jungen Krieger an, der von der Walfstatt des Vorhutgefechts ins Lager, ins Lazarett gehumpelt gekommen war. Er hätte nicht zu humpeln brauchen; aber er hielt es für richtiger, zu humpeln. Und als später der Sanitäter nicht wußte, wo er ihn eigentlich verbinden sollte, klagte er über starke innere Schmerzen.

Die starken inneren Schmerzen bestanden in starker Abneigung gegen den Krieg und starker Sehnsucht nach dem Heimatdorf. Und man ließ den Tapferen bewundernden Blickes ziehen. Die Dörfler daheim aber rissen Augen, Mund und Nasenlöcher auf, als just der Zwan, das Faultier, das Mutterjöhnchen, als Nationalheld mit dem Kreuz der Tapferkeit vom Schlachtfeld heimkehrte.

„Er ist so tapfer gewesen!“ sagte einer der Bauern zum andern, „ich hab's immer gesagt, in dem Zwan Bammlanoff steckt ein Held.“ . . . „Er ist so fromm, da hat ihn das liebe Gottche beschützt!“ verkündete frohstolz seine alte Mutter . . . „Ja, er ist ein Held, warum hätt' er sonst das Kreuz gekriegt!“ sagte die schwarze Maruschka zu sich selbst, „und überhaupt — da der Orsebatshoff nun mal hat dran glauben müssen . . .!“

So waren nach wenigen Wochen die Maruschka und der Zwan ein Paar, ein gut russisches Paar. Nicht lange, und sie prügelte ihn, weil er sie nicht prügelte. Er aber tröstete sich bei seinem Nothelfer, dem Schutzpatron aller guten Russen, dem heiligen Wuttki!



Line Offiziersvilla mit Fenstern und Gardinen auf dem Kriegsschauplatz. Hofphot. Krajewsky.

## Wieder im Schützengraben.

Von Leutnant Hans Schoenfeld, zurzeit auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Der Tag kam, wo ich dem friedlichen, heißluftdurchwärmten Viller Feldlazarett Valet sagte. Nicht ungern, denn es zog mich hinaus in Wind und Wetter zu den fünfzig grünen Jungen, die sich am Tag vor meiner Verwundung im blinkenden Vollmondlicht vom Abend bis zum Frührot ihren Schützengraben 200 m an den Feind geschanzt hatten und da noch hielten.

Aber Tag kann man nicht hinein in das geheimnisvolle Labyrinth. 's ist schon am besten, man gibt sich mit Fußmarsch zur Gefechtsbagage, die fern vom Schuß, nur den Schrapnell und Granaten schwerer englischer Artillerie noch erreichbar, im einsamen Herrenhaus gemächlich haust, und rückt dann mit den Feldküchen zum Dorf, 800 m hinter den Gefechtsgräben, wo im einzig stehengebliebenen Haus der Jägerstab waltete und die Befehls- und Essenholer sich abends sammeln.

Es ist ein seltsam geteiltes Gefühl, wenn man im sinkenden Abend aus der üppigen Großstadt Lille hinein marschiert ins nebellichte, unbekannte Land, und seien's auch nur 10 km bis zum Ziel. Die Hand faßt den Revolver fester, das Ohr lauscht schärfer auf alle Lärme in der schweigenden Flur, und das Auge wartet förmlich auf schattenhafte Gestalten, die aus dem Buschwerk zur Rechten hervorspringen könnten. Dazu setzt ein kalter Sprühregen ein, der das Gefühl der Heimatlosigkeit verstärkt und trotz des dicken Wintermantels, des Gummihangs darüber und des strohenden Rucksacks, der die ausgewechselte Wäsche und Rauchentfänger aus dem schwervergrabenen Leutnantskoffer, weit hinten irgendwo bei der großen Bagage, enthält, das Marschtempo beschleunigt.

Streng stehen Ulmen und Pappeln kulissenhaft flän-

kerend oder im offenen Viereck, das ein verlassenes Gut begrenzt, und gedämpft klingt aus der Richtung der Gefechtsfront das kurze Geklapper des Infanterie- und Maschinengewehrfeuers, das ruckweise, grollende Stößen von Aus- und Einschuß der Artillerien. Man kann sich eines leichten Fröstelns vor dem grauenhaft Unbekannten und doch nur zu gut Bekannten nicht erwehren, wie man so heißer und heißer drauflos marschiert. Und doch gibt es ein stehhaftes Gefühl, das alle kleinlichen Anwandlungen unter sich bringt: der Idealismus, die bejahende Vaterlandsliebe, die sich bewußt einsetzt. Und aus der großen Not geboren die köstliche Edelblume: Kameradschaft. Danach ist die Freude doppelt groß, wenn plötzlich im Schleich-Marschmarsch über die hintere Grabenwand das dunkle Etwas plumpst, das sich als wiedergesundeter Zugführer entpuppt. Solche Gefühle gleichen dem eines Königs, man gibt sie im Augenblick und viel weniger noch in der Erinnerung nicht um blankes Gold her.

Aber noch sind wir erst beim glücklichen Eintreffen des gefühlsschweren Zugführers beim Standort der Gefechtsbagage. Da kommt die erste Enttäuschung. Die Feldküchen sind schon fort. Seit früherem Eintritt der Dunkelheit fahren sie eine Stunde früher an. Schmutzig, durchnäßt, überhitzt, wirkt die Aussicht, auf Schleichwegen, die man vergessen hat, in die Front weiter marschieren zu müssen, nicht eben erheitend. Wenn die guten Bagage-Jäger nicht wären. Die spannen einen dicken, kaltblütigen Belgier vor den landesüblichen schwankenden Zweiradlaren und kutschieren mit der Aussicht auf eine Handvoll besserer Zigaretten und weil sie auch mal 'ne Abwechslung haben wollen, den hochbeglückten Leutnant bis

zum schon genannten Dorf. Dort muß eine Bataillons-ordonnanz den letzten schweren Gang mit antreten, und schon erkennt das Dunkelheitvertraute Auge das wohlbekannte Gefild der grausam zermüllten Flur.

Da sind die Reserve-Unterstände, in denen drei Wochen vorher die vierte Kompagnie bis zum schlimmen, verlustreichen Tagangriff lag, als das schwer verschanzte Dorf 80) m vor der Front um jeden Preis genommen werden sollte. Noch rechtzeitig stockt der Fuß, der ruhig über die eingedeckten Unterstände gewollt. Die Balken, Bretter, Lüren, Wagenwände, die hier einst gegen Nachtkühle, Regen und die Flachschrapnell's der ekelhaft frechen englischen Batterien schützten, sind herausgerissen. Man hat sie 400 m weiter, wo jetzt der Gefechtschützengraben liegt, besser gebrauchen können und bei Nacht heimlich geholt. Denn bei Tage streichen über dies völlig offene, zum Feind sanft ansteigende Gelände fettesten Zuckerrübenlehmbodens des Departements du Nord Maschinengewehre, Mannlicherbüchsen, Schrapnell's der allzeit wachen Briten und verrichten ganze Arbeit. Denn Zielen und Spähen können sie und aus scheinbar geringfügigen Anzeichen treffende Schlüsse ziehen.

Zur Rechten ragen ungewiß aus der Finsternis kleine Hügel. Sind's die Gräber unserer Gefallenen, die wir hier vor Tau und Tage mit knappem Wort, doch übervollem Herzen der fremden Erde übergaben? Ach nein, die liegen schon dahinter, und erst wieder ganz dort vorn, wo es sahl aufblinkt und scharfer dröhnt, heben die neuen stillen Reihen mit Tschako und Kreuz an. Diese niederen Hügel bergen auch ihre Leichen: arme Kühe sind's, die tagelang in den Rübenfeldern blökend umherirrten und verirrtten Kugeln zum Opfer fielen, bis der Jägerpaten ihren kläglich nach den vier Himmelsrichtungen gestreckten Läufen verhüllenden Erdüberwurf gab.

Da ist auch schon der wohlbekannte, der böse Graben mit der kleinen Brücke. Und Erinnerungen, so kurz sie zurückliegen, so fern, so schwer erscheinen sie . . . drängen sich Bild auf Bild: Durch diesen jüngst noch trockenen Graben, der jetzt allen Abdämmungen zum Trost seinen Meter Wasserhöhe gefackt hat, schleiften sie in der Abendstunde den winselnden Spion, der so irr tat . . . und man wollte in dem engen Laufgraben, der sich vom vorderen Schützengraben an den Wasserlauf heranschlangelt, rasch vorüber, für die Nacht die rechte Verbindungsflanke zum Anschlußregiment, mit dem eigenen Maschinengewehrzug, dem Stabstelephon darin, zu schützen . . . und mußte warten, bis sie den vor sich hin betenden Feigling durch die Schneckenwindungen hindurchgeschleift hatten. Wo tagtäglich zur Abendzeit, wenn die Essenholer über die kleine Brücke mußten und die Offiziere sich zum Wasserbecken schlichen, das im Stabsgebäude auf sie wartete, mit graufamer Unerbittlichkeit und Treffsicherheit die Schrapnell's und platternden Maximgeschosse einschlugen.

Aber weiter, weiter! Schon tauchen rechts vorn die schattenhaften Umrisse eines zerschossenen Gehöfts auf. Ach, Port Ballot, Unglücksfarn, an die wir uns nächsterweile in schwerer Schanzarbeit heranpirschen gemußt, 500 m und mehr in Fickacklinien.

Wo wir, krampfhaft schweigende Schar, durch die Stacheldrahtzäune in den Garten uns durchgedrängt und gefchanzt haben bis zum ersten Hahnenschrei, daß die Briten Mund und Augen aufrißen, als sie früh neue 100 m deutschen Schützengrabens sahen, wo sie selber anderen Tags neue Gräben vorschleiben gewollt!

Und da bin ich nun. Man geleitet den wiedergekehrten Oberhirten voll Stolzes zum neuen Unterstand, in dem man sogar stehen kann. Schönes Stroh, die fruchtschweren Halme demütig-sehnsüchtig zur Mutter Erde

niedergebogen, umsäumt die nasse, kalte Lehmwand und gibt mit dem hellen Gold seiner Farbe warme Töne im Höhlengeläß, das prunkvolle Klavierkerzen notdürftig erhellen . . . Und eine selten ruhige, voll durchschlafene Nacht bringt den Schläfer, dessen Zugführer-Nachtrunden eifersüchtige Stellvertreter übernehmen, früh ganz in sein Reich zurück.

Der Tag enthüllt, was sie seitdem Neues in ihrem Bannbezirk schufen. Hinter dem eigentlichen Schützengraben zieht sich nun, durch schmale Zugänge mit jeder Gruppe verbunden, der breitere Laufgraben, und von ihm spalten sich wieder Gänge nach großen Gruppenunterständen, in denen von jedem Zug eine Gruppe täglich auf 24 Stunden in völlige Ruhe geht — doch nahe genug, um in gedeckten Gräben beim Angriff ihre dreimal neun Gewehre in die Feuerfront einsetzen zu können. Inmitten dieser Gruppenunterstände liegt in schmalem Gang das Bereich des Kompagniegewaltigen mit dem Ordonnanzgen-„loch“ daneben — eine abgeschlossene, dienstlich gemiebene Welt für sich, denn der Strohsammelstand, in dem rechtzeitig auf den Winter und rasches Beihandsein aus den letzten großen Schobern gesammelt wird, die der begehrlichen Artillerie so in die Augen stechen, zählt ja nicht.

Noch ist das Wetter über Tage mild und gleichmäßig schön, auch die Nächte mit ihrem funkelnden Sternenhimmel und dem poesieumwobenen Gang nächtlicher Wachtstunden im schweigenden Gefild mit seinem ragenden Gemäuer und dem Bestand alter Birnbäume und Hagedornhecken gestatten noch, daß die gegen fremde Artilleriegeschosse unbedingt sicheren Einhöhlungen in der vorderen Grabenwand, in denen man nur mit hochgezogenen, in den Gang ragenden Weinen lauern kann, benutzt werden.

Da gehen auch bei Einbruch der Dämmerung die Horchposten noch gern hinaus auf ihren gefahrvollen Sitz 30 m und mehr vor der Front. Man sieht sie, wenn der Stundenwechsel kommt, wie die Grashüpfer heraus und hinein springen aus und zur schützenden Deckung. Sie müssen mucksmäuschenstill bleiben und dürfen nur einen Einzelschuß abgeben, wenn ihnen eine englische Patrouille ahnungslos vor der Nase vorbeihuscht. Leid können einem die armen Kerls aber tun, wenn es in Eströmen gießt und dazu der Küstensturm sein zorniges Lied tobt, der Lehm aber, zu zähem Schlamm verwandelt, mit klebriger Masse die wärmste Unterkleidung durchdringt. Dann ist freilich auch in den Laufgräben schlechte Zeit, und es werden da nächsterweile Kämpfe ausgefochten, so zäh, wie gegen den Feind drüben. Ganze Gruppen schleichen zu dem stattlichen Vornwerk in unserer rechten Flanke, das jetzt ein geisterhaft ragender Trümmerhaufen ist, von dem englische Geschütze, die's auf vermeintlichen Artilleriebeobachtungsstand im rauchgeschwärtzen Giebel abgesehen haben, täglich neue Ziegelhaufen herunterschleßen. Die schleppen nun die Jäger mit Wagen davon und versenken sie in die quatschenden Gänge.

Jetzt ist es Winter geworden, Frost und Regen, Sturm und Sonne — wie's kommt, sind über das Labyrinth der Gräben hingezogen — und in den Gängen, aus denen nach Regennächten noch immer das Wasser quillt, liegen bereits vier Schichten von Ziegelsteinen, die auch zu Kaminen, Auftritten für die Gewehrscharten und Patronenbehälter herhalten müßten. Nun darf aber kein Stein mehr von dem zerstörten Gut weg, denn sonst schiebt und schießt uns der böse Feind in die geöffnete Flanke, da die beiderseitigen Gräben vor dem Gute scharf rechts umknicken.

Dafür dampft nun in den achtzehn und mehr Unterständen einer Kompagnie der Schlot eines mit List irgendwo aufgetriebenen Öfchens. Was überhaupt an Schlaubeit



Ein Offiziersunterstand mit Fernsprecheinrichtung auf dem Kriegsschauplatz in Frankreich. Er zeichnet sich durch eine besonders gute Einrichtung aus und ist gegen Artilleriefeuer gedeckt. Phot. Hoffmann.

und Verwegenheit zur Beschaffung von Kartoffeln, Kohlen und Balken angewendet worden ist und noch immer aufgeboden wird, ist ein Stück Jägerhumor für sich. Denn hier heißt's: „Sehe jeder, wo er bleibe.“ Das lassen sich deutsche Jäger nicht zweimal gesagt sein.

Solange es noch frisches Rind- und Kalbfleisch gibt und ein geruhvoller Stat bei den Herren vom Maschinengewehr über Nachmittag von eifrigen Oberjägern ausgefochten wird, mag dies Leben gehen, wenn auch bei guter Gesundheit doch schwere Müdigkeit aus aller Augen spricht. In der fast friedlichen, stumpf machenden Eintönigkeit dieses Militär-Zigeunerlebens wirkt es dann fast wie Erlösung, kommt wirklich einmal der Feind, der böse, mit Jndern und kurzröckigen Schottländern, englischen Scharfschützen und Kanadiern. Sie suchen sich dazu die schlimmen Regenstürmnächte des abnehmenden Mondes heraus. So klug wie sie sind wir aber auch. Steht alles am Gewehr, sowie der erste Horchposten, der es hat klirren, flüstern und trappeln hören, herein ist, und dann — kein langes Zugführerkommando, 's ist ja alles über Tage genau eingeschossen. Einfach: Los! Und dann pfeift es aus den Büchsen hinaus, was es nur kann, die ganze kilometerweite Front bebzt und funkt, und plötzlich ist, dicht über unseren Köpfen, die Artillerie mit Schrapnell da, die schießt, daß es eine Lust ist. Sind erst die Jäger noch ein bißel nervös, weil sie glauben, die „Arie“ schießt zu kurz, so schießen sie dann noch einmal so klink im Bunde mit den sinken Feldschrapnell und den fauchenden Grüssen schwerer Artillerie, neuen französischen Ankömmlingen, die hier ihre Feuertaufe gegen den Alliierten England erhalten, der nachher auf Blindgängern, unangenehm überrascht, die echte französische Stempelung feststellen kann.

Das ist ein Krachen und Knattern, daß hinten Stab und Bagage sich an die Schläfen fassen: Schwer, schwer!

Und daß die Korpsreserven schon entboten werden, die aber im alten Reservegraben auf 500 m hinter der tobenden Feuerfront liegen bleiben müssen, da das feindliche Strichfeuer wahre Verheerungen anrichten würde. So haben wir sie allein heimgeschickt, die Herren Vettern und Konsorten, und seitdem haben sie sich nicht wieder herangetraut. Aber wir haben's uns auch eine Lehre sein lassen. Am nächsten Abend naht von hinten her eine geheimnisvolle Schar mit abenteuerlichen Gerätschaften; fast wie zur Römerzeit, als die Schleuderer mit ihren Basillisten anjogen — hier aber sind's sächsische Landwehrpioniere mit spanischen Böcken, die mit Stacheldraht übersponnen sind und mit gleichem Geflecht am Standort mit kurzen Zwischenräumen vernotet werden. Da die Gelegenheit so günstig ist, müssen die technischen Gäste — schon zur Sühne für einen eingetretenen Unterstand — ein übles Gemengsel von Knüppelholz und Rotborn, das von den Engländern zerkarft und als Hindernis aufgestapelt war, uns aus dem Schußfeld ziehen.

Nun geht das Tag für Tag, Nacht für Nacht, wochaus wochein. Jäger und Briten belauern sich wohlgedeckt, und doch hält der Tod tagtäglich seine Ernte. Da wirkt es wenigstens als Wechsel willkommen, daß eines Tages durch Korpsbefehl allmöchentlich von jeder Kompagnie ein Zug für zwei Tage in ein rückwärtiges Dorf als Reserve zur Ruhe übergeht. Dort begucken sich die neueingetroffenen Herren bei Rotwein und beharrlichem Rindfleisch erstmalig etwas näher und trödeln ihre Zeit mit Rauchen, Schlafen und Lesen so hin, bis die Stunde naht, wo es wieder zu den heimischen Schützengräben geht, in denen es doch am besten ist, weil da alles von eigener Hand stammt. Und auch der Leutnant fühlt sich heimeliger, wenn wieder von Stunde zu Stunde, vierzehnmal in diesen langen Nächten, draußen die Stimme seiner Oberjäger ihn weckt: „Als Kontrolldienst!“



# Sorgt für die Invaliden.

Eine zeitgemäße Mahnung. Von Ulrich Rauch.



Der erbitterte Kampf, der uns aufgezwungen wurde, nötigt uns, auch an seine Folgen zu denken. Und zu allererst müssen wir an die Menschen, an jene opferfreudigen und heldenhaften Männer denken, die ihre Gesundheit und ihr Leben für die Verteidigung und Machtstellung des Vaterlandes opfern. Wenn sie, die oft Weib und Kind daheim lassen mußten, mit frohem Mut und leichten Sinnes hinausziehen konnten, so haben wir das zu einem guten Teil der großen und umfassenden Organisation unseres sozialen Lebens zu verdanken, die in tausend Notfällen hilfreich eingreift und den Angehörigen des Deutschen Reiches einen Anspruch auf eine wenn auch nicht große, aber doch wirksame Hilfe sichert.

Haben wir im Frieden unter all den Fürsorgegesetzen manchmal geseufzt — jetzt erkennen wir alle ihren großen Wert. Nicht nur, daß die gesetzlich begründeten Körperschaften aus ihren reichen Mitteln Millionen und aber Millionen bereit stellen konnten — ihrem Wirken haben wir es mit zu danken, wenn überall in unserem Volke das soziale Gefühl, die große Erkenntnis vom Zusammengehören, vom Einssein aufblüht.

Nun für die Krieger durch Liebesgaben, für die Verwundeten durch Lazarette und Genesungsheime aller Art, für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer durch Behörden und Vereine, durch Barunterstützungen und Freitische gesorgt wird, wollen wir daran denken, daß wir auch an die Versorgung jener Verwundeten gehen müssen, die dauernd kampfunfähig geworden sind, die selbst nach der Heilung nicht mehr an die Front können. Ohne Bestürzung und ohne falsche Beschönigung müssen wir erfahrungsgemäß zugeben, daß mancher der Tapferen durch einen Schuß oder Hieb Schaden an seinen Gliedern gelitten hat. Dem einen wird nur ein einzelner Finger, anderen die ganze Hand, dritten gar ein Arm fehlen. Wieder andere werden nicht mehr vollständig Herr sein über ihre Füße oder Beine, und manche werden ihre Nerven oder ihr erst so starkes, siegesgewisses Herz nicht mehr ganz in der Gewalt haben. Ihnen, die nun draußen in der männermordenden Schlacht ihre Glieder lassen mußten, ihnen, die auf der Vaterlandswacht in ihrer Erwerbsfähigkeit beschränkt wurden, wollen wir beistehen, und wir wollen ihnen einen Weg bauen, der sie das Fehlende so gut als möglich vergessen macht.

Vor allem müssen wir daran denken, ihnen ein heiteres und gesundes Heim zu schaffen. Und da wäre daran zu denken, ihnen mit Hilfe des Rentengutsverfahrens ein Häuschen mit einem Garten und einem Stall für Kleinvieh zu bieten. Das Reich, der Staat oder eine gemeinnützige Gesellschaft müßte die notwendige Anzahlung leisten; sie beträgt ein Zehntel der Kaufsumme. Für das Restkaufgeld müssen Rentenbriefe ausgegeben werden, die mit  $3\frac{1}{2}$  Prozent zu verzinsen und mit  $1\frac{1}{2}$  Prozent zu tilgen wären. Auf diese Weise könnten die Rentengutsbesitzer eine sechzigjährige unkündbare Hypothek bekommen, die erst ihnen und dann ihren Erben zugute kommen könnte und die nach 60 Jahren verschwunden ist. Der Garten muß so groß sein, daß die Familie den eigenen Bedarf an Obst, Gemüse und Kartoffeln herauszieht, Ziegen für

die Kinder halten kann, einen Stamm Fühner und Kaninchen füttert und einige Schweine fett macht. Ja, Frau und Kinder müßten aus dem Garten und dem Stall, aus der Kleinviehzucht noch jährlich einen Barerlös erzielen, der ungefähr die Rente für das Grundstück deckt. Wenn das Häuschen drei bis vier bewohnbare Räume, Keller, Boden usw. enthält, wenn Stall, Brunnen, Zaun, Garten, Bepflanzung, Straßenanlage usw. gerechnet werden, muß das Grundstück für 6000 bis 7000 Mark zu liefern sein. Das würde eine jährliche Rente von 200 bis 300 Mark bedeuten, die sich die Familie aus dem Stall und aus dem Garten verdienen muß. Das, was die Familie außerdem braucht, muß dem Mann Gelegenheit gegeben werden, herbeizuschaffen. Die Grundstücke müßten in Form von kleinen Gartensiedlungen den bestehenden Kleinstädten angeschlossen werden, so daß besondere Ausgaben für die Gründung von Kirchen und Schulen gespart werden. Die Kleinstädte, die augenblicklich eher an Bevölkerungszahl abnehmen, sind gewöhnlich über jeden Zuwachs froh und verzichten auf Zuschüsse zur Regelung der öffentlich rechtlichen Verhältnisse. Diese Zuschüsse könnten nun in anderer Form an die neugegründeten Invalidentiedlungen gegeben werden: Werkstätten wären zu gründen, die durch ständige Erteilung von Staatsaufträgen aus der Militär- und Zivilverwaltung sichergestellt werden müßten. In solchen Werkstätten wären zu arbeiten: Bürstenwaren, Lederwaren, Tisch-, Bett- und Leibwäsche, Wollwaren, Stiefel, Militärmützen, Handschuhe und noch viele tausend andere Dinge, die im großen Bereich der Reichs- und Staatsbehörden zum Verbrauch kommen.

Neues und Unausgeprobtes würde damit nicht geschaffen werden. Der Verein für Unfallverletzte hat seit vielen Jahren die verschiedensten Verletzten mit gutem Erfolg in einer Bürstenwerkstatt beschäftigt. Solche, die nur ganz wenig leisten konnten, verdienten trotzdem wöchentlich 8 bis 11 Mark, solche, die schon geübt waren, kamen auf 14 bis 17 Mark, und die Eingeeübten erzielten einen Wochenverdienst von 18 bis 21 Mark.

Das sind Summen, die sich wohl sehen lassen können und die ein sicheres wirtschaftliches Fortkommen gewährleisten, wenn dem Invaliden und seiner Familie durch das Siedlungsgrundstück die feste Grundlage einer gesunden Existenz gegeben wird. Bei der Leitung der Werkstätten könnten auch Invaliden gebildeter Berufe oder ehemalige Offiziere ihr Brot und einen neuen Beruf finden. In den Buchhaltereien und Schreibstuben wären Invaliden aus den kaufmännischen Berufen zu beschäftigen. Daß eine Siedlung die beste Grundlage für eine Existenz bietet, hat die jahrzehntelange Erfahrung vieler Anstaltungsgesellschaften bewiesen.

Wir könnten also nichts Besseres tun, als den Invaliden ein Heim in frischer, gesunder Luft, einen blühenden Garten zu schaffen. Dort mögen sie abends und Sonntags in warmer Stube oder unter dem schattigen Baum sitzen und Kind und Kindeskindern von ihren ruhmreichen Taten erzählen, durch die sie ihr Vaterland gegen eine Welt von Feinden beschützten. 2

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.

Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friele & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur E. D. Friele, Wien I, Bräunerstraße 3. Copyright 28. Januar 1915 by Philipp Reclam jun. in Leipzig.



# Heil dir im Siegerkranz.

Deutsche Vertonung der deutschen Volkshymne. Von Hugo Kaun.

**Gesang.**

*f*

1. Heil dir im Sie - ger - kranz, Herr - scher des Va - ter - lands!  
 2. Nicht Ross' und Rei - si - ge si - chern die stei - le Höß,  
 3. Hei - li - ge Flam - me glüh', glüh' und er - lö - sche nie  
 4. Pan - del und Wis - sen - schaft be - be mit Mut und Kraft  
 5. Sei Kai - ser Wil - helm, hier lang' bei - nes Wol - kes Zier,

**Piano.**

*f*

*ff* *mf*

Heil, Kai - ser dir! Fühl' in des Thro - nes Glanz die ho - he  
 wo Für - sten stehu: Lie - be des Va - ter - lands, Lie - be des  
 für's Va - ter - land! Wir al - le ste - hen dann mu - tig für  
 ihr Haupt em - vor! Krie - ger - und Hel - den - tat fin - den ihr  
 der Menschheit Stolz! Fühl' in des Thro - nes Glanz die ho - he

*ff* *mf*

*f* *ff*

Won - ne ganz: Lieb - ling des Volks zu sein! Heil, Kai - ser, dir!  
 frei - en Manns grün - den den Herr - scher - thron wie Fels im Meer.  
 ei - nen Mann, kämp - fen und blu - ten gern für Thron und Reich!  
 Lor - beer - blatt, treu auf - ge - ho - ben dort an dei - nem Thron!  
 Won - ne ganz: Lieb - ling des Volks zu sein! Heil, Kai - ser, dir!

Die Melodie zu der deutschen Volkshymne „Heil dir im Siegerkranz“ ist aus England nach Deutschland gekommen. Das ist vielfach schon in Friedenszeiten als nicht angenehm empfunden worden. Noch mehr wurde aber angesichts der Haltung Englands seit Kriegsausbruch im deutschen Volke der Wunsch nach einer eigenen deutschen Melodie laut. Der weitbekannte Komponist Hugo Kaun, dessen bedeutungsvolles Schaffen wir im Untertun 1911, Weltanschauung S. 155 durch einen Porträtartikel gewürdigt haben, hat jetzt zu dem alten Text eine volkstümliche, echt deutsche Melodie geschaffen, die zum Geburtstag des Deutschen Kaisers im Verlag Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig erschienen ist.

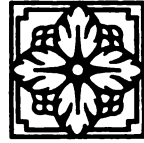




# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walthar Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



Gehe die kurze Mittagspause zu Ende war, war Kurt wieder in seinem Kontor. Er konnte keine Ruhe finden. In nervöser Hast ging er auf und nieder. Nun hörte er die Kontorherren zurückkehren und dann den gellenden Pfiff, der den Beginn der Arbeit anzeigte. Kurt stand wie gebannt, jeder Nerv in ihm bebte; er stand vorgeneigt, als horche er, und es war ihm nicht anders, als vernehme er einen Stoß, ein malmendes Knirschen.

„Gibst du deinen Geist auf, Tante Marizibill?“ sagte er und ein krampfhaftes Lächeln spielte um seinen Mund. Dann warf er sich erschöpft in seinen Sessel.

Noch keine drei Minuten waren vergangen, so vernahm er, wie im Vorraum jemand hastig eindrang und mit erregter Stimme sprach; dann kam einer der Angestellten und meldete, draußen stehe ein Unteroffizier. Der Hauptmann, der die Fabrikation des Kupferdrahts beaufsichtigte, schickte ihn her. Es müsse etwas an den Maschinen geschehen sein. Vermutlich wäre eine verbrecherische Hand im Spiel gewesen. Der Herr möge doch sogleich erscheinen.

Kurt erhob sich, bleich und entschlossen. Er werde sofort zur Stelle sein, beschied er den Unteroffizier.

„Ein verfluchter Hund von einem Polen, oder von einem Deutschen, oder der Satan selber hat es kaputt gemacht, gänzlich kaputt, daß Stücke durch die Decke flogen, Gaspadin. Oh, äta nißtschapsj! Es ist ein Unglück.“

„Nitschjwo, es macht nichts, mein Bester,“ entgegnete Kurt. „Sage deinem Hauptmann, ich würde sogleich erscheinen.“

Er ging in das Zimmer seines Profuristen. Erschrocken blickte Hammesfahr in das bleiche Gesicht seines Herrn. „Was ist mit Euch,“ fragte er hastig. Kurt lächelte.

„Es ist nur, weil ich der Tante Marizibill mit dieser meiner Hand den Todesstoß versetzt habe. Die spinnt keine elektrischen Drähte mehr, um deutsche Soldaten umzubringen. Das wollte ich Ihnen nur sagen, Hammesfahr. Und nun wird's böse, sehr böse. Ich meine, wenn es Ihnen noch möglich wär', still zu verduften, so sollten Sie das nicht verjäumen. Sie sind ja ein umsichtiger Mann.“

„Ich bin Nebensache. Was soll aus Ihnen werden, Herr Gehrkens?“ stöhnte der Krüppel.

„Ich weiß es nicht, Kamerad. Ich weiß nur, daß ich jetzt wieder ein Deutscher geworden bin und vielleicht Hunderten oder mehr unserer Soldaten das

Leben gerettet habe. Kummern Sie sich nicht um mich und machen Sie, daß Sie fortkommen, Mann!“

Er schüttelte ihm noch krampfhaft die Rechte, blickte ihm voll ins Auge und verließ das Zimmer.

Gleich darauf stand er im Vorraum des Maschinenhauses. Soldaten hatten dort den Obermaschinenmeister Küppers zwischen sich. Der Mann blutete. Der Hauptmann schrie auf ihn ein:

„Gesteh, du deutsche Canaille, sonst drehe ich dir den Säbel im Leibe herum!“

Da fuhr Kurt zwischen sie:

„Wer vergreift sich an meinem Angestellten? Was soll das hier?“

„Der Hund hat die Maschine vernichtet, den Betrieb eingestellt. Hochverrat!“ schrie der Hauptmann.

„Laßt den Mann los, er ist unschuldig!“ rief Kurt mit starker Stimme.

„Das wird sich finden,“ entgegnete der Offizier und wandte sich an Kurt: „Das ist eine Sache für sich. Jetzt fragt es sich nur, wie wir die Maschinen schnell wieder in Ordnung bringen.“

„Das ist sehr einfach,“ sagte Kurt mit kalter Ruhe. „Es gibt nur ein Mittel: lassen Sie Monteur und Ersatzteile aus Augsburg, aus Deutschland kommen, und in vier Wochen kann der Betrieb wieder aufgenommen werden, wenn Ihnen die deutschen Truppen bis dahin keinen Strich durch die Rechnung gemacht haben.“

Der Hauptmann starrte ihn an. Dann schrie er: „Sohn einer deutschen Hündin, du, du selbst bist es gewesen. Kein anderer als du! Gesteh, du Satan!“

„Ja, ich selber habe die Maschinen zerstört, ich allein. Während die Arbeiter ihre Mittagspause hielten und Ihre Soldaten auf der Wache gähnten, habe ich ungesehen und allein dies Werk vollbracht, und ich möchte den sehen, der mich hätte hindern wollen, mit meinen Maschinen, mit meinem Eigentum zu machen, was mir gefällt.“

Erst riß der Hauptmann vor Staunen den Mund auf, dann schrie er:

„Herr, Sie sind ein Hochverräter!“ Und zu den Soldaten gewendet befahl er kurz: „Verhaftet den deutschen Schuft!“

22.

Kommerzienrat Gehrkens hatte die Werke in Rotkirchen am Niederrhein besucht und dort nach dem Rechten gesehen, wie er es seinem im Felde stehenden Sohn Franz versprochen hatte. Er fand alles im



Fidèle Kameraden. Nach einer Aufnahme vom österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz. Phot. Klotzsch, Wien.

besten Zustand, und da verschiedene Militärlieferungen zu leisten waren, konnte sogar voll weiter gearbeitet werden, und es brauchten keine Beschränkungen in der Arbeitszeit und keine Lohnverkürzungen stattzufinden. Freilich, der dritte Teil der Arbeiterschaft war zum Heeresdienst eingezogen.

Ein halbes Duzend der Leute war bereits auf dem Felde der Ehre gefallen und an die dreißig lagen schon verwundet in verschiedenen Lazaretten herum und träumten von einer schönen, wohlverdienten Rente. Auch die Gehrkenz-Werke hatten in dem leerstehenden Herrenhause eines von ihnen zur Vergrößerung des Fabrikareals angekauften Gutshofes ein Lazarett für Leichtverwundete eingerichtet, dem der Sanitätsrat, der die Gegend ärztlich betreute, vorstand. Der alte Herr, der selber einen Sohn im Felde hatte, war ganz Feuer und Flamme für die Sache, und der Kommerzienrat konnte nicht umhin, das Spital zu besuchen. Er war von Natur sehr weich und mitleidig, und es erregte ihn immer sehr, wenn er eine Wunde sah. Er stand körperliche Qualen aus, als ihn der Sanitätsrat von Bett zu Bett führte, ihm die Verwundungen erklärte und die Launen der Geschosse deutlich machte, die manchmal die seltsamsten Wege genommen hatten.

„Wenn ich denk', daß so was da außen meinen beiden Jungen passieren könnte,“ stöhnte Gehrkenz mehr als einmal, und selbst die offenbare Zufriedenheit der Verwundeten, die, soweit es ihnen ihr Zustand erlaubte, sich humpelnd in den Zimmern umherbewegten oder sich draußen im Garten sonnten, konnte ihn nicht beruhigen. Er war froh, als er

wieder heimfahren konnte. Das Werk war in guten Händen. Alte, bewährte Beamte hatten die Leitung, und der Kommerzienrat konnte seinem Sohne, der da irgendwo in der Gegend von Amiens vor dem Feinde stehen mußte, die besten Berichte senden.

Dann aber ergriff wieder die Sorge um Kurt, seinen Liebling, Besitz von ihm. Was mochte aus ihm in Rußland geworden sein? Nur aus der Anfangszeit des Krieges war auf dem Umwege über Schweden eine kurze Nachricht von ihm eingetroffen, daß es ihm und auch den Gehrkenz-Werken noch einigermaßen gut ginge, und daß er auf seinem Posten ausharren würde. Seitdem vernahm man nichts mehr, doch von Ohm Benjamin, der vor Beginn des Krieges eine Reise nach der Schweiz angetreten hatte und nun nicht mehr zurück konnte, oder vielmehr zu bequem war, um auf großen Umwegen über Rumänien oder Schweden heimzukehren, kam die tröstliche Meinungsäußerung, Kurt sei ein so „geriffener Kaufmann“, daß man sich nicht um ihn zu sorgen brauche. Er würde sich den Verhältnissen anpassen und wahrscheinlich sogar Nutzen daraus ziehen. Es wäre so manches rückständig in der russischen Bewaffnung, daß auf eine starke Beschäftigung der betreffenden Industrie zu hoffen sei, und die Werke in Samak hätten ja bewiesen, daß sie, wenn's not tue, die kuriosesten Dinge fabrizieren könnten. Stiefel-eisen habe Kurt schon einmal für die Armee geliefert, er würde auch Munition zuwege bringen.

In Wirklichkeit machte sich Gehrkenz über die Fabrik in Samak gar keine Sorge. Er wunderte sich sogar heimlich bei sich selber, wie sehr diese

Frage bei ihm ausgeschaltet war. Er würde kaum mit der Wimper gezuckt haben, wenn er plötzlich die Nachricht erhalten hätte, die Fabriken seien dem Erdboden gleich gemacht und das große Kapital, das er darin stecken hatte, sei verloren. Fast kam es ihm verächtlich vor, wie diese oder jene seiner befreundeten Berufsgenossen sich über die Schädigungen, die ihnen der Krieg verursachte, jammern und beklagten. Er mußte immer nur an seinen Jungen denken, und jeder Bericht über die russischen Greuel in Ostpreußen traf ihn ins Herz. Wer konnte wissen, ob die fanatisierte Bevölkerung, deren Kulturlosigkeit und Roheit sich schauderhaft gezeigt, nicht auch an Kurt ihr Mütchen gefühlt hatte, oder ob die Behörden nicht die bequeme Gelegenheit wahrnahmen, Erpressungen auszuüben oder Kurt in anderer Weise zu bedrängen. An seinem Sohne Hugo, der ein Eisenwerk bei Lüttich besaß, hatte er ja ein Beispiel, wie man mit dem Angehörigen einer feindlichen Nation in einem fanatisierten Lande umging. Hugo Gehrens war, von seiner Frau und seinen Kindern getrennt, die auch erst nach mancherlei Fährlichkeit und schweren Aufregungen sich nach Aachen retteten, nur mühsam dem Tode entronnen. Voller Beulen und blutiger Verletzungen, mit abgerissenen, zerfetzten Kleidern war er von deutschen Soldaten aufgenommen und gerettet worden. Die Aufregungen hatten ihn dermaßen mitgenommen, daß er ein Herzleiden davontrug, gegen das er eben in Nauheim Heilung suchte, indes seine Frau mit den Kindern sich bei ihren Eltern in Westfalen von den Schrecknissen der Flucht erholte. Die Fabrikwerke waren zum Teil demoliert und standen nun unter dem Schutze der preussischen Verwaltung, die bereits Erhebungen angestellt hatte, um die Schädigung festzustellen. Billig würde den Belgiern das Vergnügen, wehrlose Deutsche zu überfallen, zu mißhandeln und ihr Eigentum zu zerstören, auch in diesem Falle wohl nicht werden. Das sagte sich der Kommerzienrat mit einiger Genugtuung. Aber wer gab seinem Sohne die wohl dauernd geschädigte Gesundheit wieder? Und konnte es seinem Kurt nicht ebenso und vielleicht noch viel schlimmer ergangen sein? Da wäre es schon besser, er stünde ebenfalls vor dem Feinde. Ein ehrlicher Soldatentod war ja fast wie eine Gnade gegenüber den Mißhandlungen und Verstümmelungen, denen so mancher Deutsche im feindlichen Auslande ausgefetzt war, wenn er nicht gar wie ein Hund erschlagen wurde.

Trübe Bilder, bange Ahnungen kamen in den Gedanken des Kommerzienrats auf, wie er so mit dem Bummelzuge im 35-Kilometertempo dahinjahr und an jedem Stationchen seufzend einen oft ziemlich ausgedehnten Aufenthalt erleiden mußte. Aber überall standen Leute, die den Soldaten im Zuge

etwas Liebes antun wollten, und war es nur ein herzlich Abschiedsgruß, ein Lebewohl-Zuwinken, ein teilnehmender Zuruf oft weither von Feldern und aus Gärten. Da wurde es dem reichen Manne im Erster-Klasse-Wagen so recht deutlich, wie Volk und Heer sich als eins fühlten, wie innig sie bei uns verschmolzen waren. Und nun kam etwas wie ein Stolz und eine Genugtuung in ihm auf, daß auch von seinen vier Söhnen zwei im Felde standen, und daß gar der eine, sein Ältester, der Franz, sich bereits das Eiserne Kreuz durch Umsicht und Wagemut erworben hatte. Es war eine gute Rasse, seine Jungen.

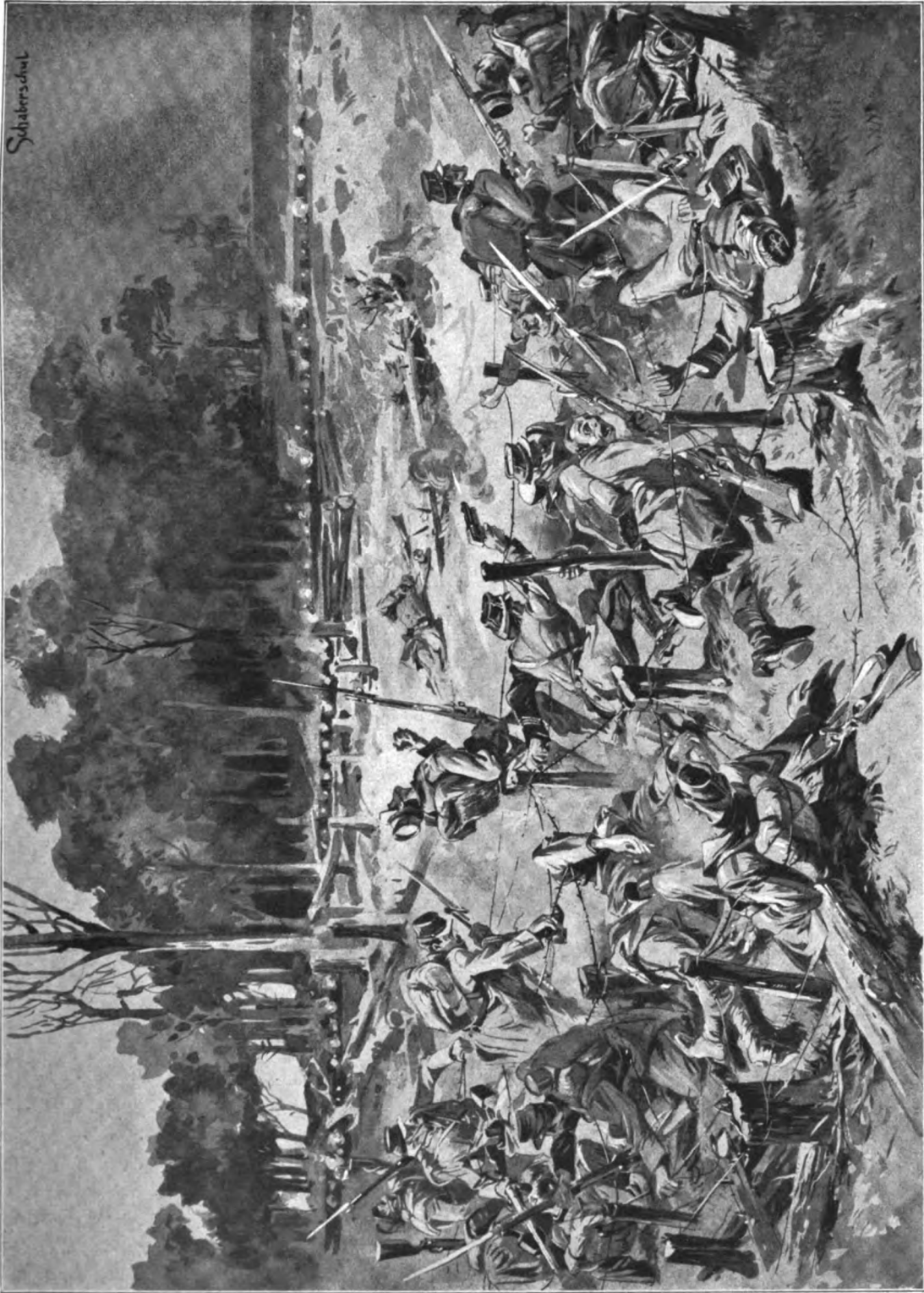
Als er nach langer und mühseliger Fahrt in sein vornehmes Heim zurückkehrte, fand er seinen Sohn Hugo dort vor, den es nicht lange in Nauheim gehalten hatte. Er war zu nervös, zu aufgeregter, um sich mit Stetigkeit der notwendigen Kur zu unterziehen. Eine kaum unterdrückte Wut zehrte an ihm und er kam nicht darüber hinweg, daß die Belgier so schmählich an ihm und seiner Familie gehandelt hatten. Keine Strafe schien ihm scharf genug für die Übeltäter.

„Und da hat man sich immer und immer wieder um die Wohlfahrt dieser Rotte bemüht, hat unsere deutschen Einrichtungen eingeführt und keine Mühe und kein Geld gespart. Hundebande!“ knurrte er. „Jede Kugel ist zu gut für sie. Aufhängen ist das einzig Richtige.“

„Wir wollen lieber daran denken, daß du doch mit den Deinen am Leben geblieben bist, und daß schon Sorge getragen wird, daß du für deine materiellen Verluste nicht ohne Entschädigung bleibst. Und so können wir trotz allem doch dem lieben Gott danken, daß es nicht noch schlimmer gekommen ist,“ begütigte die Kommerzienrätin. Aber Hugo Gehrens fand in seinem Haß einen eifrigen Bundesgenossen in Professor Keller. War das alte nachbarschaftliche Verhältnis durch die mißglückte Brautwerbung Kurts bedroht gewesen, so hatte doch die gemeinsame Sorge um das Schicksal der Angehörigen in der Ferne, das Bedürfnis, Hoffnungen und Sorgen auszutauschen, die beiden Häuser wieder näher geführt. Trug der Kommerzienrat seine Sorge mit einer scheinbaren Gelassenheit und wappnete sich seine Frau mit einer wehmütigen Gottergebenheit, so lag es in dem Temperament des alten Gelehrten, heftig gegen sein Geschick loszufahren und Trost in seinen patriotischen Betätigungen zu suchen. In flammenden Worten sprach er von der hohen Sendung des Germanentums und von der Notwendigkeit, alles Minderwertige und Kulturlose, daß sich ihm in den Weg stelle, nicht nur niederzuwerfen, sondern auch auszurotten. Die grausamen Taten der belgischen Bevölkerung, die Hinterlist der Franktireurs, die Verwüstungen, welche die Russen in Ostpreußen angerichtet — das alles gab ihm reichlich Anlaß, bei

## Ein Kampf bei Noyon.

Nach einer Zeichnung von Max Schabertsch u. l. Einem Feldpostbrief entnehmen wir folgende erschütternde Schilderung von den Kämpfen bei Noyon: Nach langem Artilleriekampf, der unsere Stellungslinien immer weiter hat, wagen die Franzosen im Morgenrauschen den Sturm. Ihre Infanterie kommt herangeprungen im breiten Schwarm. Kautlos bietet alles in unseren Schützengraben. So setzen sie heran bis zu den Drahtverhauen, die unsere Stellung bedecken. Da plötzlich ein Kommando: „Feuer!“ Und der Tod pfeift aus hundert Schützen in die Menschenmasse hinein, die sich im Drahtverhau verfangt. In ein paar Minuten flücht zurück, von Angst geschüttelt, was noch am Leben ist und laufen kann. Aber in dem Drahtverhau hängen noch Hunderte von Franzosen, die nicht vor- und rückwärts können. Den ganzen Tag hindurch geht ihr Gewimmer, ihr Schreien um Hilfe hinüber zu unseren Leuten im Schützengraben. Doch als diese, von Mitleid getrieben, sich herauswagen, um die Unglücklichen aus den Drähten zu befreien, werden sie sofort vom feindlichen Artilleriefeuer überschüttet und müssen zurück, um ihr eigenes Leben zu retten. So bleiben noch deren Schicksal vorn überlassen. D



Schabertsch

vaterländischen Abenden, für die er angesehene Gleichgesinnte zu Vorträgen geworben, gegen die Übeltäter und ihre Nationen zu donnern. Er fuhr gewaltig los über die hysterischen Weiber, die Gefangene mit ihren Aufmerksamkeiten bedacht hatten, predigte die schärfsten Maßregeln gegen jede Ungebühr des Feindes und suchte in dieser Weise einen Gehalt für die quälende Unruhe, in die ihn die Ungewißheit über das Schicksal seines Kindes versetzte. Das tröstliche Zureden seiner älteren Tochter blieb ganz ohne Wirkung auf ihn. Er sah Irene immer nur von den gräßlichsten Gefahren umgeben wähnte sie oft auch tot, und es sah fast so aus, als könne er über allen diesen harten Sorgen noch den Verstand verlieren, so aufgeregt war er zuzeiten. Die Gespräche, die er mit Hugo Gehrens führte, bestärkten ihn nur noch in seinen Meinungen. Und nun erschien auch plötzlich noch Luß Gehrens, der Amtsrichter, auf dem Plan, von einer belgischen Frantireurkugel am Arme verwundet. Er hatte als Oberleutnant mit einer Dragonerabteilung eine Proviantkolonne zu decken gehabt, als er beim Passieren eines Dorfes aus den Häusern beschossen wurde. Einige seiner Leute waren gefallen, er selbst hatte die Armwunde davongetragen, die ihn für einige Wochen selbstdienstunfähig machte. Auch hatten ihn die Strapazen so mitgenommen, daß ihm eine Kur in dem weltberühmten Badeort sehr zweckmäßig erschien. Seine ruhige Klarheit bildete einen starken Gegensatz zu den heftigen Ausfällen der Empörung, in denen sich Hugo Gehrens und der Professor geüben.

„Ich bin Jurist. Ich bin berufsmäßig verpflichtet, eine Sache nicht einseitig anzusehen,“ sagte er, als ihm der Bruder und der Professor wieder einmal zusehnten, daß man diese Dinge nicht mit Gleichmut ansehen könne.

„Ihr verwundeter Arm wird die Sache weniger gelassen betrachten, Herr Amtsrichter,“ meinte der Professor. „Wahrhaftig, ich glaube, ein guter Christ zu sein, aber wie heute die Dinge liegen, stehe ich ganz auf dem hebräischen Standpunkt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, den ja übrigens ein Evangelist vertreten hat.“

„Leider zwingt uns der Selbsterhaltungstrieb, im Felde diese Maxime oft in schärfster Form anzuwenden,“ versetzte der Jurist. „So ist denn auch nicht gesackelt worden, und die Unglückseligen, die uns überfielen, haben es mit dem Tode büßen müssen. Ich selber habe die Exekution veranlaßt. Aber leid hat's mir doch getan, im besondern einiger Familienväter wegen.“

„Mitleid mit Meuchelmördern?“ rief Hugo Gehrens. „Nun ja, du hast nur einen glatten Schuß gekriegt, aber du bist nicht angespien und geschlagen worden, du hast nicht die infamsten Beleidigungen erdulden müssen, du brauchst dich nicht bis ins innerste Herz beichämt zu fühlen.“

„Infam, infam!“ knirschte der Professor und ballte die Faust.

„Können uns Menschen, die sittlich tief unter uns stehen, die von Haß verblendet und von Gekern aufgeregt sind, denn wirklich beleidigen und uns in unserer Ehre kränken?“ fragte der Richter.

„Ins Gesicht gespuckt haben sie mich!“ zischte Hugo Gehrens.

„Aber nachdem du dich gewaschen hast, ist nichts mehr an dir haften geblieben, lieber Bruder,“ tröstete der andere. „Glaube doch nicht, daß ich diese Taten weniger verabscheue, als nur irgendein anderer. Aber Volkswut ist Volkswut. Und die belgische Bevölkerung, von ihrer Regierung aufgestachelt, von falschen Patrioten verhehrt, überdies im tiefsten aufgewühlt durch den deutschen Neutralitätsbruch — denn von dem eigenen lange vorbereiteten Neutralitätsbruch der heimischen Regierung wußte sie natürlich nichts — glaubte vielfache Ursache zu haben, um die einbrechenden Deutschen zu hassen. Jeder Zivilist, der sie schädigte oder gar aus dem Hinterhalte auf sie schoß, kam sich wie ein Held vor. Wären uns, die wir von Haus aus gutmütiger, gebildeter, besser diszipliniert sind, als dies Mißgeschick von Flamen, Franzosen und Wallonen, die Feinde hier im Innern des Landes über den Hals gekommen, wer weiß, was bei uns geschehen wäre und ob unser verehrter Herr Professor nicht selber noch die Flinte in die Hand genommen hätte.“

„Wenn's hart auf hart gekommen wäre, wenn das Heer allein nicht mehr fertig würde mit dieser Mordbrennerbande, die uns schon vor mehr als zweihundert Jahren die schönsten deutschen Lande verwüstete — oh, das Heidelberger Schloß und hundert andere Ruinen reden noch davon! — ja, dann, dann hätte freilich etwas geschehen müssen, dann hätte ich wohl auch den Volkskrieg gepredigt und die Irregulären hätten unseren Truppen in die Hand zu arbeiten gehabt,“ gestand der Professor.

Der Amtsrichter zuckte die Achseln. „Es kommt schließlich alles auf eins hinaus, es bleiben nur graduelle Verschiedenheiten übrig. Jeder Krieg wirft die Welt wieder um ein Stück in die Barbarei zurück, und die Mittel des Angreifers sind schließlich so brutal, wie die des Verteidigers. Die wahre Zivilisation wohnt auch niemals in der Masse, sie wird nur von wenigen getragen und mit Bewußtsein geübt. Der Krieg ist etwas Scheußliches. Danken wir dem Himmel, daß wir das Recht wenigstens auf unserer Seite haben, und daß unser Volk den vollen Schwung seiner gerechten Entrüstung hinter sich hat. Keinem unserer Angreifer wohnt diese wunderbare Begeisterung inne, in keinem kann sie wohnen, und an unserm Feuer werden sie zugrunde gehen. Das ist die herrliche Gewißheit, die in mir lebt, und



Kriegsruinen bei Markirch im Elsaß. Nach einer Zeichnung von Karl Franz.

mit der im Herzen ist es mir schließlich ganz egal, ob mich eine feindliche Schrapnellkugel im Arm traf oder das Geschöß jenes Franktireurs, der sich ein Geld zu sein dünkte, aber nur ein fanatisierter Esel war und der nun ein toter Mann ist.“

„Zu einer so gleichmütigen Ansicht, mag man sie philosophisch oder objektiv nennen, kann ich mich nicht bekehren. Mir scheint ein gesunder Haß das für uns einzig Wahre,“ jagte der Professor. „Himmel, wie haben diese Moskowiter in Ostpreußen gehaust! Und der Gedanke, daß mein Kind, mein armes, unschuldiges Kind ihrer Willkür ausgeliefert ist, macht mich rasend. Verstehen Sie das, Mann? Als Erzieherin ist sie in dies tausendmal verfluchte Land gegangen; Kultur, Sitte, Bildung wollte sie lehren, und nun bin ich seit Wochen in dieser furchtbaren Ungewißheit. Furchtbar, einfach furchtbar, sein Kind in einer Höhle zu wissen! Haha, und da macht man Gefangene, Hunderttausende von Gefangenen, und mästet sie bei uns. Warum machen wir Gefangene? Gegen diese Teufel kein Pardon, keinen gegeben, keinen genommen, und bliebe schließlich nur noch ein deutsches Bataillon übrig, um über den russischen Barbarismus zu triumphieren.“

„Und ist es mit unserm Kurt anders?“ stöhnte

die Kommerzienrätin. „Wissen wir mehr von ihm, als Sie von Ihrer Irene, Herr Professor? Bei Hugo und bei Franz, da konnte ich doch immer noch denken, wenn es Gott gefallen sollte, so starben sie eines ruhmvollen Todes vor dem Feinde. Aber was wird es mit unserm Kurt sein?“

„Ich sag's dir immer wieder, Mutter, der Junge ist findig, wie nur einer. Es bleibt uns nichts, als in Geduld abzuwarten, wie er sich aus seiner schwierigen Lage, aus seiner vielleicht schwierigen Lage herauswickelt,“ suchte der Kommerzienrat zu trösten.

„Wenn sonst nicht zu helfen ist, so wünsche ich meiner Irene und Ihrem Sohne nur das eine, daß sie wenigstens wissen, wie wir diese asiatischen Horden zusammengehauen haben. Das müßte ihnen jedes Elend mildern,“ meinte der Professor. Und dann wandte er sich an den Amtsrichter:

„Und wo bleibt Ihre Objektivität, Herr Amtsrichter, wenn Sie an das Schicksal meines Kindes oder an das Ihres Bruders denken? Gibt es denn etwas anderes gegen solche Dinge, als Haß und Empörung? Alles dies ist für mich nicht Verstandes-, sondern Empfindungsache. Ich bin ein alter Mann, aber ich wünschte von ganzem Herzen, wir wären ein Jahr älter.“

(Fortsetzung folgt.)



## Fünf Kriegsmonate in Aegypten.

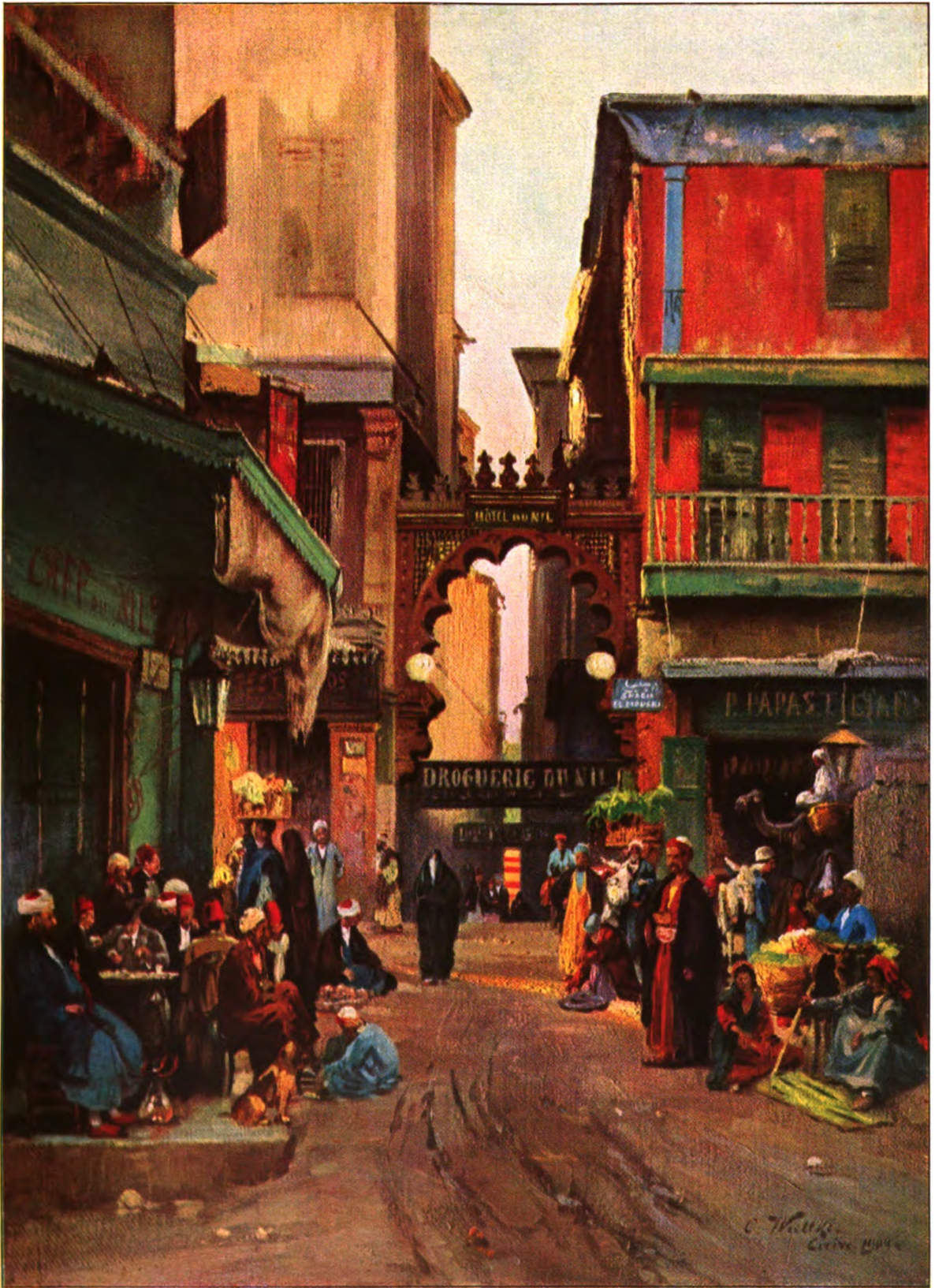
Erlebnisse von S. F. W. Schmidt.

Der Kriegsgefangenschaft in Malta bin ich mit knapper Not entronnen, und so bin ich in der glücklichen Lage, meine Erlebnisse in Agypten in den fünf Monaten seit Beginn des Weltkrieges zu berichten. Das deutsche Organ in Agypten, die „Ägyptischen Nachrichten“, hatten am Tage vor der Kriegserklärung die kurze Nachricht gebracht, es bestehe „Kriegsgefahr“. Schon am folgenden Tage, am Sonntagabend, traf die Mobilisierungsbefehle ein, und Montag früh gingen die ersten Züge mit Wehrpflichtigen nach Alexandrien und Port Said ab, vorläufig noch ungehindert von den Engländern. Dies änderte sich aber schnell, als auch England eingriff und Agypten veranlaßte, ebenfalls an die beiden Zentralmächte den Krieg zu erklären. Die Kapitulationen wurden für die Deutschen und Österreicher aufgehoben, das heißt, diese standen nicht mehr unter dem Gericht ihrer Konsulate wie die anderen Europäer, sondern unter ägyptischem Gericht. In Wahrheit waren sie recht- und schutzlos. Nur mit großen Schwierigkeiten war es von nun an noch möglich, durch die Sperre durchzukommen. Einige versuchten es mit geliehenen Pässen von Schweizern und Holländern, aber die meisten wurden entdeckt und sofort nach Malta gebracht. Bald folgten auch die ersten Ausweisungen. Der Redakteur der „Ägyptischen Nachrichten“ wurde zunächst davon betroffen; sein Blatt wurde unterdrückt. Es hatte allerdings einige Tatarennachrichten gebracht. So z. B. „Der Zar sei nach Moskau geflohen, ganz Serbien sei schon verloren“ usw. Auch einige Chefs großer Import- und Exporthäuser teilten das Schicksal der Ausgewiesenen. Die deutschen Zeitungen wurden beschlagnahmt, ihr Erscheinen eingestellt. Später ging es mit den deutsch-schweizerischen Zeitungen nicht besser. Sie kamen nicht mehr an. Nach dem Grundsatz, daß Geld nicht riecht, hatten die Griechen bis jetzt immer noch deutschen Wehrpflichtigen zur Fahrt über Griechenland nach Italien verholfen, aber auch diesen wurde nunmehr von der englischen Behörde verboten, Deutsche und Österreicher durchzulassen. Der erste Erlass des Generals Maxwell, des Oberkommandierenden der englischen Streitkräfte in Agypten, wurde veröffentlicht, dem noch viele folgen sollten. Er bestimmte, daß alle Deutschen und Österreicher in Agypten sich auf dem Governorat bzw. der Moudirieh melden mußten, um eine Erklärung zu unterschreiben, daß sie sich allen Anordnungen der englischen Militärbehörden fügen würden. Außerdem waren noch ganz genaue Angaben über Beruf, Alter, Wohnung und Militärverhältnis verlangt. Die braven Leute, die ein solches Nachwerk unterschrieben, sollten zur Belohnung eine Lizenz zum Aufenthalt in Agypten erhalten. Es meldeten sich in ganz Agypten ca. 8000 Deutsche und Österreicher — eine enorme Zahl, über die die Engländer gewaltig erschrafen. Es fiel ihnen gar nicht ein, ihr Verprechen betreffs der Lizenzen einzulösen, am Tage vor deren Ausgabe waren die Büreaus einfach geschlossen — und man begann ganz ruhig mit

dem Versand der Wehrpflichtigen nach Malta. Sie erhielten die Aufforderung, sich am nächsten Morgen in Abteilungen von ca. 200 Mann in der Kasr-El-Mil-Kaserne in Kairo zu melden: Handgepäck und Geld im Betrag von 12 Pfund Sterl. war gestattet. Die übrigen konnten warten, bis die Reihe an sie kam; man hatte jetzt erst das Bewußtsein, daß man in Agypten sich in einer großen Manufalle befand. Gleichzeitig begann ein ungeheures Spitzelsystem sich breitzumachen. In der Abnung ihrer Schwäche hatten die Engländer allein in Kairo ca. 3000 Detektios — meist Kopten und Levantiner — aufgeboden, die den Deutschen und Österreichern auf Schritt und Tritt nachspüren mußten, um zu sehen, was diese „Spione“ treiben. Die deutschen Gasthäuser und die deutsche Buchhandlung von Diemer wurden ganz besonders scharf beobachtet. Die Besitzer der Gasthäuser wurden kurzerhand von je 4 Detektios geholt und mit dem nächsten Zug nach Alexandrien und von dort nach Malta gebracht. Manchem wurde nicht einmal gestattet, das Lokal zu schließen, ihre Angelegenheiten zu ordnen und zu packen. Ging nicht sofort ein Schiff nach Malta, so wurden die Deutschen auf Tage, ja Wochen lang ins Hadra-Gefängnis in Alexandrien gebracht, das sonst nur für Araber bestimmt und ungemein schmutzig ist. Dort bekamen sie morgens Kaffee und abends vor 5 Uhr das einzige Essen. Dann wurden sie von 5 Uhr abends bis 9 Uhr morgens in Dunkelhaft gesperrt. Auf dem Bahnhof in Kairo wurden sie bis zum Abgang des Zuges auf dem Perron zurückgehalten, zur Verlestigung des arabischen Publikums, rings von arabischen Schutzleuten umgeben, die Handseffeln bereit hielten.

Zimmer größer wurden die Schikanen für die Deutschen; Anfang November wurden auch die Verheirateten bis zu 60 Jahren — ja noch darüber — nach Malta geschafft, während die Frauen und Kinder schutz- und rechtlos, teilweise auch ohne Geld, zurückgelassen werden mußten. Ihr Schicksal ist kaum auszumalen. An ein Konsulat konnten sie sich nicht wenden, da die Konsulate geschlossen waren. Sonstige Deutsche gab es nur noch ganz wenige, von denen sie Hilfe hätten erwarten können. Ich hatte meine Ausweisung und das Glück, nicht nach Malta versandt zu werden, nur dem Umstand zu verdanken, daß ich gerade infolge einer Operation im Hospital war, als ich abgeholt werden sollte. Auf meine Eingabe hin wurde mir schließlich die Erlaubnis gegeben, nach Italien zu gehen. Während des Aufenthaltes im Hospital kam alle zwei Tage entweder ein Detektiv oder ein Gouvernementsarzt, um nachzusehen, ob der Vogel noch im Garn sei.

Die Zensur der Zeitungen war die allerstrengste, die man sich denken kann. Selbst die den Engländern freundlichen Journale wiesen täglich eine Menge weißer Stellen auf, obgleich sie sicher nichts gegen die „Herrscher“ Agyptens geschrieben hatten. Die italienischen Zeitungen waren mit Ausnahme des „Corriere della Sera“ und



**Straßenleben in Kairo.** Nach dem Gemälde von **C. Wuttke.**









# Nibelungen!

Eine Erinnerung. Von W. Schreiner.



... in englischem Lazarett, Kriegsgefangen ... das ist nun unser Loß. Aber wir sind nicht viele mehr, die es teilen, die meisten nahm die See in die Tiefe ... und vom „Scharnhorst“ alle, alle. Auch den Admiral. Eh' wir ausgezogen nach Ostafien, hat er noch gesagt: „Wenn's Krieg gibt? — Dann hoffe ich mich mit einer großen Anzahl Engländer auf dem Meeresgrunde wiederzusehen!“ Nun ist's so geworden. Er hat es gewußt und wir auch, und doch flammte immer die heiße Zuversicht in unsern Herzen: Durch! flammte höher am Abend von Santa Maria. — Wie immer wieder die Wunden schmerzen! und das Herz sich zusammenkrampf ... Und es ist doch alles wahr ... ist kein Traum ... ist gramverzerrte, nackte Wirklichkeit. Die Heimat ist nicht fern, noch näher die Brüder, die den stählernen Ring in schimmernder Wehr um Deutschlands Grenzen ziehen, noch näher die Kameraden, die den Angriff todesmutig hier herübertragen auf ihren flinken Booten, gedeckt und umspült von meergrünen Wogen ... und wir, wir ... sind gefangen! Sehen durchs Fenster die Brandung schäumen am fernen Riff, sehen die Sonne in roten Gluten westwärts sinken in die See, hören herauf vom kleinen Hafen Geheul der Sirenen und Pfeifensignale — und wissen, daß unsere Arme in diesem heiligen Krieg keine Rohre mehr richten werden zu Deutschlands Schutz, daß wir keine deutschen Deckplanen mehr unter die Füße bekommen, nachdem unser Schiff vor der Übermacht sank ... und wir verwundet sind und gefangen!

Draußen kämpft das letzte Licht mit der sinkenden Nacht, rüttelt der Nordwest und pfeift ums Haus und läßt die Scheiben erklimren. Und vor den Augen, die fehrnsuchtig weerwärts schauen, ballen sich die Wolken überm Horizont, dunkel jagen sie am matten Abendhimmel hin, verzerrte Gebilde, aber meine Augen formen sie und sehen, sehen Schiffe ... kämpfen ... und sinken ...

... und es kommen immer mehr ... und ich höre wieder, wie Jenner ihnen Namen gibt und mit ihnen Schlachten schlägt ... und immer steigt ... und dann ist alles wieder, wie es war ... wir stehen im Gefechtsmast des „Gneisenau“ ... und liegen mit dem ganzen Geschwader in Kurs nach den Falklands-Inseln ... ja, ja ... er ist kaum zu erkennen in der Dunkelheit, der „Scharnhorst“ ... das Geschwader ist ziemlich auseinandergezogen ... alle sind wir so froh! ... Heute ist der 7. Dezember und wir stehen östlich von Kap Horn, mit NNO-Kurs ... aus der Back tönt es im Wellenrauschen herauf: „In der Heimat ... Heimat, da ... gibt's ein ... Wiederseh'n!“ Ja, ja, die Nacht hab' ich wenig geschlafen!

Sonnig und klar kommt der Morgen des 8. Dezember herauf ... und kalt, elend kalt. Bis über den vorderen Turm hinauf, soweit nur eben die feinsten Spritzer reichen, ist alles weiß, am Gestänge hängen ganze Eiszapfen, die erst die Sonne langsam wegschmilzt. Dunkel liegt die See in dem tiefen Grün, das ihr hier unten eigen ist, unwillig schäumen in der steifen Brise hier und da kurz und regellos weiße Wellenköpfe auf. Wir machen gute Fahrt.

Durch Funktspruch erfahren wir von unserm vorausgeschickten einen kleinen Kreuzer, daß in Port Stanley nur zwei englische Panzerkreuzer liegen. Wenige Minuten später wirbelt wieder einmal das „Klar Schiff!“ durchs Geschwader. Einen ganzen Monat schon schwieg es; seit

Santa Maria. Und nun zum zweiten Male: Heran! Die Maschinen gehn auf: Hohe Fahrt! Ja, hohe Fahrt, Siegesfahrt! Stolz weht die Flagge ...!

Biel zu langsam geht's uns allen noch. Heran, heran! Das Geschwader fährt in Kiellinie rangiert, in der gehobten Marschformation: „Scharnhorst“, dann wir, und hinter uns die „Kleinen“. Bald laufen wir unserm vorausgeschickten Kreuzer auf, der schert ein, an den Schluß der Linie ... und weiter mit hoher Fahrt.

... „Feind in Sicht!“ Hart unter Land, nur durchs Glas erkennbar, obwohl wir sichtiges Wetter haben. Das Grau der Panzer verschwimmt mit der Bucht und den Bergen. Aber ... das ... sind ... ja auf einmal sechs! Große Schiffe. Panzerkreuzer allefamt! Unwillkürlich fliegt mein Blick nach dem Admiralschiff hinüber. Unbeirrt schneidet der „Scharnhorst“ in großer Fahrt feindwärts durch die Wogen. Drauf!

Drauf! Nun gilt's! Wir gehen mit äußerster Maschinenkraft seitwärts dem Flaggschiff in Dwarzlinie über, die kleinen Kreuzer staffeln sich auf den Flanken achteraus, alles ohne Kursänderung. Drauf! Aber die Gefechtsentfernung ist noch nicht erreicht ... noch schweigt das Geschütz. Es wird heiße Arbeit geben.

... Plötzlich drehen „Leipzig“, „Dresden“ und „Nürnberg“ nach Osten ab ... mit Vollampf. Ranu! Ich sehe noch gerade, wie sich beim Feind zwei Schiffe in gleicher Richtung vom Geschwader lösen ... da kommt der Befehl: „Nach unten kommen!“

Wir hasten durch den engen Schacht im Mast hinunter. „Zur Stelle!“ Die Offiziere schauen ernst drein, furchtbar ernst. Nun kommen auch die Leute vom Maschinen-gewehr im achteren Mast. Vom Feind sehen wir nichts, den verdecken die Aufbauten der Brücke ... sehen nur unsere flüchtenden kleinen Kreuzer ... und können uns keinen Reim darauf machen ... irgend etwas liegt in der Luft, etwas Schweres, ein dumpfer Druck legt sich um die Schläfen.

„Gabel und Fritz zum Löschkosten in Steuerbord, die anderen unter Deck, bereit zum Ersatz in der Backbord-lafematte!“ Leutnant Schmidt sieht unsere fragenden Gesichter. „Ja ja, Kinder, die „Kleinen“ gehen davon ... Befehl vom Admiral ... sie sind keine Kampfschiffe wie wir“ ... er strafft sich in die Höhe, in den Augen ein stählernes Blinken, „und wir kämpfen heut' um die Ehre, vor uns liegen acht Gegner, drei davon führen 30-cm-Geschütze ... Wir greifen sie an ... auf Tod und Leben! ... und ... Jungens ...“ er grüßt mit der Rechten hinauf zur Flagge, „ihr wollen wir treu ergeben sein ... Ihr wißt's: getreu bis in den Tod!“ und wendet sich der Brücke zu. Wir jagen zu den Stationen.

Acht Gegner! Jeder einzelne uns gewachsen ... aber die zwei ... wir hören von den Kameraden, wie sie unvermutet hinter der Landzunge, die heut früh unserer „Nürnberg“ die Übermacht des Feindes verbar, zu allerlezt aufgetaucht sind, die zwei vom Typ der „Invincible“, doppelt so groß wie wir und doppelt so stark. Ein Maat zählt's uns genau auf, wie jezt der Feind mit jeder Breitseite 9200 kg Eisen auf uns niederschmettern kann, während wir nur mit 1800 kg antreten können. Fünf-fache Übermacht! ... „Auf Tod und Leben“ ... Kinder,

wir wollen nicht streiten ... ob Leben oder Tod ... Gekreue! ... „un dar ännert kån Düvel wat an!“ — „Un man ooch kån Brit!“

... „Ran! Wir sehen nichts mehr, stehen auf unserem Löschposten, eingepfercht am Fuß des großen Kranes und der beiden mittleren Schornsteine, aus den Schläuchen spritzt das Wasser über die Boote hin, die mit Segeltuch zugedeckt sind, so fangen sie nicht so leicht Feuer ...

Wir fühlen, wie die Maschinen mit äußerster Kraft arbeiten, der „Gneisenau“ wendet, wir sehen das Führerschiff nicht mehr in Steuerbord, sind also, wieder in Kielinie eingeschwenkt, um dem Feind die ganze Breitseite entgegenzuerufen, endlich nun wohl auf Schußweite heran. In kurzen Schlägen hintereinander kracht die erste Lage hinüber. Alle zwölf schweren Rohre feuern ... in Steuerbord, ein paar hundert Meter entfernt zischen die Frontänen einschlagender Geschosse aus der See, dann erst kommt der Schall der Schüsse vom Feind herüber. Ob unsere Lage traf? Wir können nichts vom Feind sehen von unserem Posten aus, auch treibt uns der Wind den ganzen Pulverdampf der feuernden Backbordseite ins Gesicht. In die Paußen der großen Kaliber hinein dröhnt das heisere Wellen der Schnellfeuergeschütze, die Geschwader nähern sich schnell, denn schon setzt auch die Musik unserer 8,8 cm stakkato ein, die ganze Backbordseite sprüht Blitze und Rauch, überläutet für unsere Ohren das Feuer des Feindes ... regellos scheint das rasende Schnellfeuer, und doch fliegt kein Schuß aus dem Rohr ohne Ziel ... schießen haben wir gelernt ... In den ersten Augenblicken waren wir betäubt, weil tatlos in dieser brüllenden Hölle; mechanisch werden die Handlungen, aber dann ist der Kopf wieder Herr und die Ruhe im Herzen, geboren vom heiligen Willen der Pflicht, spottet der Hölle ... und der Wunden. Schon sitzen die ersten Treffer — Materialschaden. Aber wie sich der Feind einschießt, heulen die Granaten nicht mehr nur durchs Gestänge der Masten und die leichten Aufbauten der Brücke. Umherfliegende Sprengstücke reißen mir den Kameraden links von der Seite, mit stieren Augen sinkt er langsam an der Schornsteinwand in sich zusammen, ohne einen Laut; ein rotes Kinnfal färbt den Boden, fließt beim Schwanken des Schiffes langsam auf mich zu ... Siffisch krach!! setzt vor mir ein Geschöß auf den Sockel des Scheinwerfers am Kran, beizender Qualm schlägt mir entgegen, ich höre das Knacken der um mich an die Wände geschleuberten Sprengstücke ... wie vorhin ... roter Nebel hüllt mich ein ... Krachen und Bersten und Schreie ... und dann rollt der Donner nur fern, und mir wird so leicht, als hoben mich Flügel, lichte Flammen tanzen vor den Augen ... Feuerräder.

... Lang muß ich so gelegen haben, denn als ich erwache, ist um mich das Chaos, Stahlsplitter und Fleischsezen; wo der Kran stand, ist nichts mehr, zerfetzt hängt der zweite Schornstein nach Steuerbord über ... und um mich brandet der Donner der Schlacht, wild und wütend ... schliefrißes Blut klebt die Finger der Rechten zusammen ... fremdes ... das Kinnfal hat den Weg zu mir gefunden ... Zerfchlagen taste ich mich nach der Außenwand, ein Leichenhaufen sperrt den Weg, lahmgeschossen ragt das nahe 8,8-cm-Geschöß gen Himmel ... wahrhaftig auch hier in Steuerbord steht der Feind nun ... umzingelt! ... Das Feuer vom „Scharnhorst“ ist entfernter und schwach ... nun kann ich ihn sehen ... zu sinken sind sie über ihn her, da wo er ist, bligt es in einem fort aus Rauch und Dampf.

„Gneisenau“ hat einen Augenblick Luft. Ich klettere nach unten, die Treppe war einmal. Auf halbem Weg liegt Leutnant Rickmers, nein, was da liegt, war einmal Leutnant Rickmers ... weiter. Ich arbeite mich durch,

melde mich in der Batterie. Ein Geschöß feuert noch, die anderen sind außer Gefecht gesetzt ... Durch den tobenden Lärm schreit mir der Geschößführer zu ... ich verstehe nur was von „vord ... Turm“, also dorthin zum Ersatz.

Heil komme ich durch die Trümmer und Treffer bis zur Tür. Der Turm feuert unausgesetzt ... aber nur mit dem einen Rohr ... Beim Öffnen müssen sie innen erst ein paar Kameraden beiseite schieben, deren Leichen die Türe sperren ... eine blöde stickige Luft schlägt mir aus dem engen Turm entgegen. Pulbergase, Schweiß und Blut ... Leutnant Schmidt kommandiert vom Geschößführerstand aus, sein linker Arm hängt kraftlos am Körper herunter, der Armel ist naß und rot.

Noch ist die Richtmaschine intakt, noch gehorcht der Turm dem Antrieb ... Tote und Verwundete liegen um das stille Geschöß ... wir stehen am zweiten und feuern, feuern ... knarrend gibt der Munitionsaufzug seine Ladung her ... Geschöß — Kartusche ... Feuer! Durch die Pforten seh' ich nun zum erstenmal den Feind ... auch seine Breitseiten zeigen Löcher, auch seine Aufbauten sind zerschossen, aber er feuert aus allen Rohren, als sei er unverwundet ... bei uns schweigen schon mindestens ein Drittel der Geschütze ... konzentrisches Feuer, dagegen kommt' einer an!

Feuer!! Ohrenzerreißend kracht der Schlag im engen Turm, zurück prallt der Schall von dem schweren Panzer und dröhnt, daß der Stahl zu klingen scheint ... Wir können uns nur durch Schreien verständigen.

Noch kämpfen wir uns mit voller Maschinenkraft vorwärts, zum Flaggschiff hin ... brechen den Ring, der sich vernichtend um den Bruder gelegt ... Heil! wir kommen!

... Zu spät! Das Feuer läßt etwas nach ... wir hoffen noch ... hoffen neu. Stolz rauscht „Gneisenau“ heran ... aber schon sank der Bruder röhelnd vor der Übermacht ... Jetzt haben wir ihn im Sehfeld ... er liegt todwund ... bis zum Deck schon im Wasser, im Mittelschiff wühen die Flammen. Hoch schlägt die Lohe und leckt an den Maststümpfen hinauf ... aber Bliz um Bliz springt aus den tiefstliegenden Rohren noch ... Qualm und Rauch hüllen das Schiff in weiten Mantel ... An Deck, nur wenige Fuß über der lezenden See, die bleckend und schäumend um die Geschößpforten brandet und schon ungeduldig, gischtend über das blutige Deck hinleckt ... stehen die Kameraden, todumworben, und grüßen zu uns herüber ... und singen ... der Donner verchlingt's, aber unser Herz ahnt es, daß ... „getreu bis in den Tod“ ... unwillkürlich ebbt der Donner der Geschütze ab ... Da der Tod heranschreitet für Hunderte von Helden ... Uns verschwimmt das Bild vorm Auge, manche Brust stöhnt schluchzend auf in Liebe und Troß ... Mit heiligen Schwüren grüßen unsere heißen Augen die Heldenbrüder.

... Wie zur Parade stehen sie an Deck ... Hand in Hand ... zu sterben ... für dich, geliebtes, fernes Vaterland! Noch feuern die lezten Rohre ... da hebt sich das Deck und die See breitet die Arme —

Wrummm!! so fest riß der Maat am Abzug, daß die Schnur in seiner Hand blieb. Nun sind wir allein. Wie ein Roß bäumt das Schiff unter dem höchsten Druck der Maschinen gegen den Feind an ... Wrummm!! Feuer! — Feuer! ... Brüder wir kommen, aber der Feind muß mit! ... Und Treffer auf Treffer schlägt drüben ein, wir sehen's genau ... aber der Panzer ist zu fest, die Entfernung zu groß ... und doch nur schießen — schießen!

Sehr bald merken wir, daß nun alle feindlichen Geschütze nur uns zum Ziel haben. In dumpfem Aufschlag donnern die Panzergranaten gegen den Schiffsrumpf, manch eine bricht den Panzer, und gurgelnd strömt die See nach; aber immer wieder gelingt es, drohende Schlag-

seiten abzuwenden, indem wir ein paar Schotten auf der Gegenseite volllaufen lassen. Indez der Panzer liegt dadurch immer tiefer im Wasser, verliert immer mehr Fahrt und wird immer verwundbarer... was kümmert's uns... solange unser 21-cm-Geschütz noch feuern kann, denken wir an nichts als das Ziel über dem Visier... nun taucht der Feind wieder ins Sehfeld des Entfernungsmessers — die Schlingerbewegung drückt uns eben nach Backbord hinunter — jetzt liegt der vordere Turm der „Cornwall“ schußrecht, noch einige Zehntel Grad tiefer... Feuer!... Unser Häuflein schmilzt zusammen, durch die Pforten dringt so mancher Splinter herein, hilflos hocken die Verwundeten an der Hinterwand des Turmes, die Leichen türmen sich am Nachbargeschütz... da... ein Donnerschlag, Feuer sprüht über den Rohren und stidiger Qualm wälzt sich herein, Gott sei Dank, der Panzer hält... aber wie Glockenton dröhnt der Aufschlag im gewölbten Turm, summt noch immer fort... kaum ist's vorbei, kommt die Meldung aus dem Munitionsraum: „Munition geht aus!“ Wir alle haben damit gerechnet, denn das Feuer währt schon über vier Stunden, jetzt... zehn Schuß noch!... da wird jeder sorgsamer abgewogen, da zögert die Hand am Abzug... Unmerklich hat sich der Boden gesenkt, jetzt plötzlich in jähem Ruck, nun wieder halt... aber unser Rohr gehorcht der Vertikalsteuerung nicht mehr... wieder ein Ruck nach vorn... schräg abwärts... da kommt nun schon zischend die erste Welle über Deck... wenige Meter nur noch steht der Bug über Wasser, die Schotten sind gebrochen oder neue Treffer haben das Deck vergrößert, gemerkt haben wir freilich im Donnergetöse der Schlacht, eingepfercht in den engen Turm, nichts.

„Auf dem Achterdeck sammeln“ kommt der Befehl durch blutüberströmten Boten... also wieder hinaus in das todsprühende Wetter... die Verwundeten mit... ein Schreckensweg... Nichts ist mehr ganz an Deck... die Trümmer schweflig überhaucht vom Giftbrodem der freipierten Granaten... verkohlte Holzstücke schwelen am Boden, zwischen Eisentrümmer eingezwängt Gliederteile und Leichen, an breiten roten Lachen... noch feuern in Steuerbord zwei, drei Geschütze... fieberhaft, als wollten sie das Letzte hergeben... und um uns berstet es und kracht, schreitet der Tod in hunderterlei Gestalt... einen

hat er erreicht, wie er den wunden Kameraden wegtragen will, so ist er über ihn hingefürzt... Genner, mein Freund.

Etwas Schutz gewährt uns der Laufgang, es geht stark aufwärts, da das Heck hoch über Wasser liegt... vor mir tastet sich Leutnant Schmidt vorwärts... Zum zweiten Male schwindet mir das Bewußtsein, nur den Donnerschlag über uns hab' ich noch gehört... ich erwache an Deck, das linke Bein notdürftig in blutige Fetzen gehüllt, die Sonne blendet mich; heiß zuckt der Schmerz an der Seite... sie werfen mir einen Rettungsring zu... aber ich kann ihn nicht mehr fassen, so lähmt mich der Schmerz... alles dreht sich vor meinen Augen... aber ich merke, der „Gneisenau“ feuert nicht mehr... verschossen... auch beim Feind schweigt das Geschütz... nur fern irgendwo murren dumpfe Schläge... „Leipzig“ zuckt mir schmerzhaft ein vages Grimmen durchs Hirn.

... Ganz nah rauschen die Wellen... unter mir durch die Pflanzen läuft leise ein wehes Zittern... wie beim Bild, das im Schuß sterbend verröchelt... alles kann ich nur fühlen, die Lider drückt bleierne Schwere... Aber da! Das klingen!... Läßt alles vergessen, Wunden und Tod. „Wie Schwertgeklirr und Wogenprall!“ Da möchte die Brust zerspringen vor Wonne und Weh!

... Rings stehen die Kameraden... Todestrotzig... rauh ringt sich das Lied aus den Kehlen... und ich kann, kann mit!... „Lieb Vaterland... magst ruhig sein... lieb Vaterland“ — da gurgelt's im Schiff und schluchzt an den Wanten — „Fest steht... und treu“ — da brauden die Wogen — „und... treu“ — und die See breitet die Arme.

Draußen blitzen Scheinwerfer auf und flattern gespannt, lautlos mit ihrem Licht in der Nacht. Sie suchen. In der Luft? im Meer? Sie wissen, daß unsere Brüder kommen... Kameraden, wir warten!

Wir kommen! Rings raunen die Wogen dunkelnächtlich. Windschnelle Wolken ziehen übers Meer. Sie rufen uns. Und wir kommen. Zu unsern Häuptern locken die Lüfte, sie kommen vom Meer, vom fernen Süden, und „siegestrotzig“ mit ihnen das Lied:

Von starken Helden  
Mit stolzen Herzen,  
Die das Leben geliebt  
Und den Tod veracht!...

## Im Grenzland.

Nun grollt herüber bei Tag und bei Nacht  
Von Pont-à-Mousson der Donner der Schlacht  
Und bricht sich murrend mit dumpfem Gedröhn  
Am steinigen Hang der Spicherer Höhn.

Hier trugen die Schollen blutige Saat,  
Hier reden die Steine von deutscher Tat,  
Vom Mut der Väter, von Kampf und Sieg! —  
Nun grollt noch einmal herüber der Krieg.

Wie ein wildes Tier, das in Ketten gelegt  
Mit zorniger Pranke das Gitter schlägt,  
So dröhnt der Kampf an die Eisenwand,  
Die mächtig umschirmt unser Vaterland.

Ihr eisernen Kämpfer im Wetterstrahl,  
Der Herrgott hat euch gehämmert zu Stahl,

Fest haltet ihr an der Grenze die Wacht,  
Ob wild euch anspringt die Bestie der Schlacht.

Ihr zwingt sie nieder mit starker Hand,  
Ihr hütet und schützt das bedrohte Land,  
Wo jede Scholle ein ewig Gedicht  
Vom Heldenkampf eurer Väter spricht. —

Ihr stillen Schläfer der Spicherer Höhn,  
Ihr lauscht im Traum wohl dem fernen Getön,  
Das über die Kriegergräber sich schwingt  
Und Kunde von euren Söhnen bringt.

Das ist das Erbe aus eurem Blut,  
Ist euer unsterblicher Heldenmut,  
Zur Flamme in euren Söhnen entfacht! —  
Schlaft ruhig weiter — sie halten Wacht!

Schusnelda Wolff-Kettner.



Fransösishe Gefangene, die sich im Bois brülés in den Argonnen ergeben mußten, werden in eine von den Deutschen dort erbaute Militärbahn verladen. Phot. Hoffmann.

## Kriegsgefangene und Vermißte.

Von U. Oskar Klaußmann.

**K**riegsgefangen! Das Wort hat einen leisen Unterton, der nicht recht ehrenvoll klingt. Wenn jemand im Kriege gefangen genommen wird, so scheint das dem Fernstehenden einen Schatten auf den Mut, die Tapferkeit, die Vaterlandsliebe des Gefangenen zu werfen. Diese Ansicht ist aber durchaus irrig. Die heutige Art der Kriegführung bringt es mit sich, daß der beste, tapferste, kühnste Soldat gefangen werden kann, ganz ohne seine Schuld und ohne sein Zutun. Wer zum Beispiel in einer belagerten Festung Dienst tut, wird ohne weiteres gefangen, wenn die Festung kapituliert. Wer mit seiner Abteilung vom Feinde abgeschnitten wird, muß sich ebenfalls gefangen geben, weil Widerstand nutzlos wäre. Heute, wo Millionen gegeneinander kämpfen, wo die Schlachtfelder Hunderte von Kilometern lang sind, kommen die feindlichen Abteilungen oft so durcheinander, daß gerade diejenige Truppe, die auf das tapferste focht, die den Gegner zurückwarf und verfolgte, sich schließlich ergeben muß, weil sie eben von allen Seiten vom Feinde umringt ist. Diese moderne Art der Kriegführung bedingt es auch, daß jeder kriegführende Staat Tausende von Gefangenen macht. Der siegende Staat wird naturgemäß mehr Kriegsgefangene machen, als der unterliegende; aber auch der letztere wird immer Tausende von Offizieren und Mannschaften des Gegners in seiner Hand haben.

Dieses gegenseitige Gefangene-machen hat nun insofern einen Vorteil, als die Behandlung der Gefangenen nach menschlichem und billigem Ermessen stattfinden muß, weil ja der Gegner sonst sofort an den in seiner Gewalt be-

findlichen Gefangenen eine schlimme Wiedervergeltung üben könnte. Es ist daher wohl anzunehmen, daß bei allen kriegführenden Parteien die Bestimmungen der Haager Friedenskonferenz vom Jahre 1864 Anwendung finden, durch die der Gefangene Rechte erhält, die ihm niemand nehmen darf. Auf dieser Haager Friedenskonferenz hat sich gewissermaßen ein Gefangenenrecht herausgebildet, während früher die Behandlung der Gefangenen nur nach einem gewissen Herkommen und nach militärischer Gewohnheit geregelt wurde.

Die Haager Friedenskonferenz hat festgesetzt, daß der Soldat, der im Felde gefangen genommen wird, Staatsgefangener und nicht Strafgefangener ist, und daß diesem Staatsgefangenen gegenüber der Nehmestaat, das heißt derjenige, der den Gefangenen in Verwahrung hat, ganz bestimmte Pflichten erfüllen muß, wenn der Gefangene Anspruch auf die Rechte eines Kriegsgefangenen hat. Als Kriegsgefangene aber sind zu betrachten: der Regent oder der Präsident des feindlichen Landes oder seine waffentragenden und waffenfähigen Familienmitglieder; die leitenden Minister des feindlichen Staates, selbst wenn sie nicht der Armee angehören; alle Mitglieder der bewaffneten Macht des feindlichen Staates, aber auch die dem Heere beigegebenen Diplomaten und Zivilbeamten; ferner alle diejenigen Zivilpersonen, die sich mit Einwilligung der Heeresleitung bei der Armee aufhalten und darüber einen Ausweis besitzen, wie zum Beispiel Zeitungsberichterstatter, Marketender, Lieferanten, Fuhrleute. Es können als Kriegsgefangene ferner diejenigen Persönlichkeiten fortgeführt und behandelt werden, die

dem Nehrnestaat irgendwelchen Schaden zufügen können, also höhere Beamte, Diplomaten, Kuriere, feindlich gesinnte Redakteure, einflussreiche politische Persönlichkeiten, Geistliche; letztere allerdings nur, wenn sie die Bevölkerung gegen die feindliche Armee aufheben.

Alle persönlichen Verhältnisse der Gefangenen vorstehend erwähnter Art hat die Haager Friedenskonferenz genau geregelt. Die Gefangenen haben Anspruch auf anständige und gesunde Unterbringung. Sie dürfen nicht in Gefängnissen, nicht in Verbrechertolonien oder an Deportationsorten (wie zum Beispiel Sibirien) gefangen gehalten werden. Die Gefangenen sind ebenso zu versorgen und, wenn es sein muß, zu bekleiden wie die eigenen Soldaten des Nehrnestaates. Das Privateigentum der Gefangenen darf in keiner Weise angetastet werden. Die Gefangenen haben Anspruch auf ärztliche Behandlung und auf Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse. Sie haben das Recht, mit ihren Angehörigen in der Heimat Briefe zu wechseln und ebenso Briefe zu empfangen, und genießen innerhalb des Nehrnestaates Postfreiheit. Sie haben das Recht, Besuche zu empfangen, sei es durch Bekannte oder Verwandte, durch die diplomatischen Vertreter ihres Heimatlandes oder durch Hilfskomitees, die das Heimatland zu ihrer Unterstützung nach dem Feindesland, allerdings nur mit Genehmigung des Nehrnestaates, entsendet.

Jeder Nehrnestaat, der Gefangene hat, ist verpflichtet, ein besonderes Bureau einzurichten, das die Personalien aller Gefangenen feststellt und das auf Befragen über die Gefangenen Auskunft gibt und mitteilt, wo sich die Gefangenen befinden, ob sie gesund, verwundet oder krank sind. Auch in diesem Kriege ist Ende September das Abkommen über die Errichtung dieser gegenseitigen Gefangenenkontrolle zwischen den kriegsführenden Mächten abgeschlossen worden.

Im Publikum herrschen ganz falsche Begriffe darüber, ob der Nehrnestaat die Gefangenen zu Arbeiten verwenden dürfe oder nicht. Die Haager Friedenskonferenz hat bestimmt, daß die Gefangenen zu Arbeiten verwendet werden dürfen, „die ihrem Range und ihren Lebensgewohnheiten entsprechen“. Außerdem dürfen diese Arbeiten nicht das nationale Gefühl der Gefangenen verletzen, das heißt, sie dürfen nicht gezwungen werden, Arbeiten zu verrichten, die ihrem eigenen Vaterlande schaden. Kriegsgefangenen, die zu Arbeiten verwendet werden, steht der ortsübliche Lohn zu. Davon soll ihnen ein Teil des Geldes wöchentlich ausgezahlt werden, damit sie sich dafür Vergünstigungen in Beköstigung oder Tabak und Zigarren beschaffen können. Der Rest des Lohnes soll ihnen bei der Freigabe ausgezahlt werden. Der Staat hat jedoch das Recht, die Kosten, die der Gefangene verursacht, von diesem Lohne abzuziehen. Gewöhnlich wird aber der Nehrnestaat auf diesen Abzug verzichten, da ja der Staat, dem die Gefangenen angehört, nach Friedensschluß alle Kosten, die die Gefangenen verursacht haben, an den anderen Staat bezahlen muß.

Was geschieht mit einem Gefangenen, der flüchtet? Diese Frage wird angeichts verschiedener Fluchtversuche in Deutschland eifrig besprochen, und es kommen dabei die absonderlichsten Meinungen zutage. Nach den Bestimmungen der Haager Friedenskonferenz hat der Gefangene kein „Recht auf Flucht“; denn er ist verpflichtet, die Gesetze des Nehrnestaates, in dessen Gewahrsam er sich befindet, zu beachten und allen Befehlen Gehorsam zu leisten, die ihm erteilt werden. Weigert er sich, diesen Befehlen nachzukommen, so kann er streng, eventuell mit dem Tode bestraft werden, wie der eigene Soldat des

Nehrnestaates wegen Ungehorsams bestraft wird. Versucht ein Gefangener die Flucht und wird dabei entdeckt, so setzt er sein Leben aufs Spiel, wenn er nicht augenblicklich auf Zuruf stillsteht und sich ergibt. Auf jeden flüchtenden Gefangenen, der nicht auf Anruf steht, kann geschossen werden. Ist aber der Gefangene aus dem Ort, in dem er in Gewahrsam war, entkommen und wird er später innerhalb des Landes, in dem er gefangen ist, aufgegriffen, so kann er nur disziplinarisch bestraft werden, also nur mit Arrest oder Festungshaft. Die Ansicht, daß man einen solchen wieder aufgegriffenen Gefangenen mit dem Tode oder mit Zuchthaus bestrafen oder in Eisen legen kann, ist durchaus irrig. Glückt es dem Gefangenen, über die Grenze zu kommen und in seine Heimat zu gelangen, tritt er dann wieder in seine Armee ein, und wird er nochmals gefangen genommen, so hat nach der Haager Friedenskonferenz der Nehrnestaat kein Recht, den Gefangenen wegen der früheren Flucht jetzt noch zu bestrafen. Nur wenn der Gefangene, zum Beispiel also der Offizier, sein Ehrenwort gegeben hat, nicht zu entfliehen, und dieses Ehrenwort bricht, kann er beim Wiedergreifen erschossen werden.

In den Verlustlisten ershelnen die Gefangenen fast ausnahmslos unter der Rubrik „Vermisste“. Man hört häufig von den verschiedensten Seiten, es gäbe nichts Schrecklicheres für die Angehörigen eines Soldaten, als wenn er in der Verlustliste als „vermisst“ stände. „Es ist schon besser, man weiß, daß er tot ist,“ behaupten viele, „dann hat man wenigstens nicht noch wochen- und monatelang unnütze Hoffnungen und Sorgen zu tragen.“

Wenn jemand als „vermisst“ gemeldet wird, brauchen aber seine Angehörigen noch lange nicht zu verzweifeln. Sehen wir uns doch an, wie die Verlustlisten zustande kommen. Das Gefecht oder die Schlacht ist vorüber. Der Feldweibel eventuell sein Stellvertreter ruft die Leute auf. Dieser erste Aufruf ergibt häufig ein sehr schlimmes Bild. Wenige Offiziere, kaum ein Duzend Mann sind vorhanden. Das will aber vorläufig nichts besagen. Denn schon nach einigen Stunden hat sich eine größere Zahl von Leuten aus der Kompagnie gesammelt, und am nächsten Tage finden sich noch mehr Leute ein, die alle im Verlauf der Gefechte von ihrem Truppenteil abgekommen waren. Heute, wo man auf ungeheuer langen Linien kämpft, geraten die Truppen, besonders bei Sturmangriffen, nur zu leicht durcheinander. Manche Gruppen von Soldaten machen die Gefechte bei anderen Truppenteilen sogar mehrere Tage lang mit und kehren dann erst wieder zu ihrer Kompagnie zurück, natürlich versehen mit einem Ausweis des Offiziers, unter dessen Führung sie gefochten haben. Andere Kompagniemitglieder sind mit Verwundetentransporten nach rückwärts gegangen und kehren wieder zurück.

In den Lazaretten werden sofort die Namen der Einzelgelieferten aufgeschrieben und in ein großes Buch eingetragen. Das geschieht aber erst in den feststehenden Lazaretten; in den beweglichen Feldlazaretten ist dies nicht immer möglich. Es kann also Tage, ja Wochen dauern, ehe das Lazarett dem Truppenteile meldet, daß Mannschaften der und der Kompagnie im Lazarett leicht oder schwer verwundet liegen. Werden die Verwundeten aber bewußtlos eingeliefert und ist kein Kamerad von ihnen da, der sie kennt, so kann es viele Wochen dauern, ehe das Lazarett an die Kompagnie melden kann, daß ein Verwundeter vorhanden ist. Solange nun nicht absolul feststeht, daß der betreffende Mann gefallen oder verwundet ist, muß er unter die Vermissten aufgenommen werden. 2



**Ein Karpathenkampf: Vorbringende Russen werden durch ungarische Infanterie zurückgeworfen.**  
Für Reclams Universum gezeichnet von G. Riemayer.





Wie die Russen in der Bukowina hausen: Die Trümmer zweier in sinnloser Zerstörungssucht niedergebrannter rumänischer Herrensitze in Panfa.

## Russische Kulturarbeit.

Von Karl Fr. Nowak.

Mit 14 Abbildungen vom galizischen Kriegsschauplatz. (Vom k. k. Kriegspressequartier genehmigt.)

In Ostpreußen, in Galizien, in der Bukowina stehen die Zeugen russischer Kulturarbeit. Und sicherlich hätten die Heerführer des Zaren, die Generale und Offiziere untergeordneter Grade, um in jenen schwer vom Schicksal heimgesuchten Ländern die Bewohner gegen russische Art aufzubringen, nichts Besseres tun können, als Verwüstung auf Verwüstung, Brand auf Brand, Vernichtung auf Vernichtung zu häufen. Erst nach dem völligen Zusammenbruch der russischen Armee, erst wenn die Heere der verbündeten Zentralmächte auch das letzte Fleckchen Erde wieder besetzten, auf dem je ein russischer Soldat sich breit macht, wird man das Kosakenheldentum gegen unbewaffnete Bauern und Bürger ganz übersehen können. Aber schon jetzt weiß man, da den Russen Stück um Stück der Boden wieder entzissen wird, wie sie auch dort Tod und Grauen säeten, wo längst kein Kämpfen und Ringen mehr zwischen den Truppen war.

Innerhalb der schwarzgelben Grenzen mag die Bukowina, das am weitesten gegen Osten vorgeschobene Hüggelland, noch schwerer unter der Russeninvasion gelitten haben als der blutgebüngte Boden des Schlachtplatzes Galizien. Denn innerhalb des kleinen Herzogtums, das allezeit gut österreichisch dachte, sich nur österreichisch fühlte — innerhalb der Bukowina galt es für die Russen nicht nur zu morden, zu rauben und zu sengen. Hier war ein Herd des Deutschland, denn die östlichste deutsche Universität, eine Art Vorposten deutscher Bildung, steht in Czernowitz. Die Arbeit war hier nur halb getan, wenn die Russenführer ihre Herden nicht mit Politik morden, rauben und sengen ließen.

Die Politik aber deutete ins Nachbarland hinüber. Allerlei Hoffnungen haben die Diplomaten, je schwerer den russischen Armeen ein wirklicher Erfolg gegen Österreich-Ungarn und Deutschland wurde, in Petersburg bewegt. Es galt, Rumänien — dies hätte freilich eine ganze Anzahl Bajonette bedeutet — ins Dreibundlager hinüberzuziehen. Durch das Glück der Schlachten war's nicht gelungen, gelang es immer weniger, je länger der Krieg sich dehnte. Das Glück der Russen scheint von der Walfahrt abreisen zu wollen. Also mußte es anders versucht werden, Bukowinas Nachbarland für Rußland, für seine Soldaten, für seine eigenen Verlegenheiten einzuspannen. Rußland, das auf keinem einzigen Kulturgebiet sich jemals als schöpferisch hat erweisen können, Rußland, das immerzu in seinen Grenzen nur Terrorismus, den weißen Schrecken, den Glaubensmord, die Knechtschaft in vielfältigster Form und die wirtschaftliche Ausbeutung des politisch Machtlosen oder Rechtlosen beherbergt hatte,

versuchte es in der Bukowina abermals mit dem Blündererzept, mit den Freibeuterbriefen von den Vorvätern bis auf die Gegenwart her.

Auf dem Boden des Herzogtums Bukowina wohnen auch Rumänen. Sie treiben keine Politik, sie liefern diesem Krieg gute Soldaten, sie sind gute Österreicher. Drüben den Rumänen des Königreichs mußte, um sie zu erbittern, um sie aus wohlserwogener Neutralität und Zurückhaltung endlich herauszudrängen, eine Vergewaltigungskomödie der österreichischen Rumänen vor- und gespielt werden. Russische Soldateska brennt die Bauernhöfe nieder. Russische Soldaten zerstümmern die Fabriken,



Aus der Bukowina: Die Ruinen einer rumänischen landwirtschaftlichen Fabrik, die von den Russen vernichtet wurde.



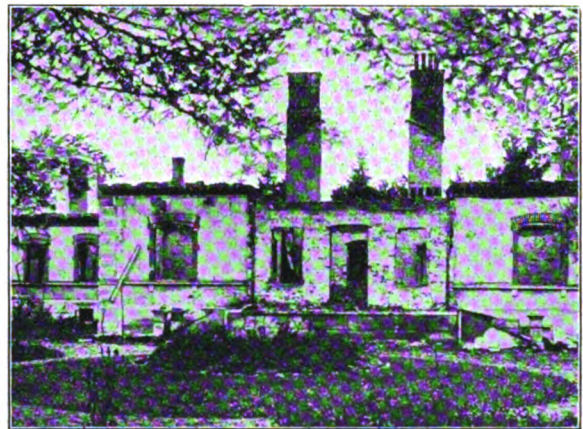
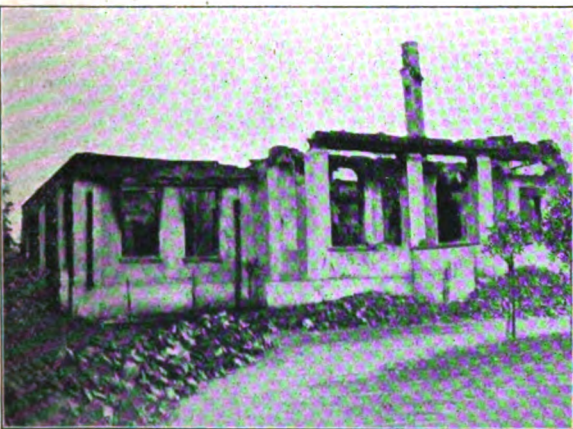
Heimgekehrte Rumänen vor den Ruinen ihrer Habe in Storożnyez.



Ein Anwesen in Storożnyez, das dem Erdboden gleichgemacht wurde.



Die Trümmer zweier Gutshöfe in Storożnyez nach der Rückkehr ihrer Besitzer.

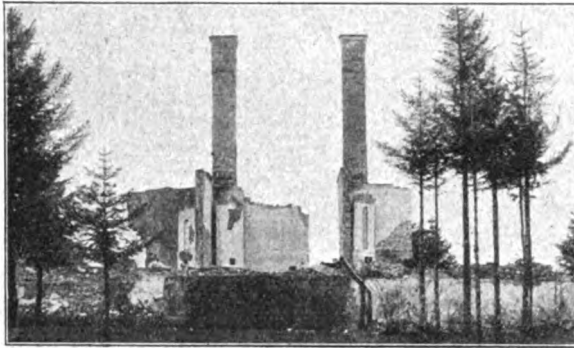


Links: Das vernichtete Schloß des Barons von Janos, dessen gesamtes Gut mit der Ernte vernichtet und dessen Einrichtung teils gestohlen, teils zerstört wurde. Rechts die Trümmer des niedergebrannten Schloßes in Koczce.



Ein niedergebrannter rumänischer Gutshof in Panka; selbst die landwirtschaftlichen Maschinen wurden zerstört.

Wie die Russen in der Bukowina haufen.



Wie die Russen in der Bukowina haufen: Links das vernichtete und ausgeraubte Heim des Landeshauptmanns Dr. Frhr. v. Hornusak in Stojce. Rechts ein niebergebranntes und geplündertes rumänisches Herrenstg.

sie rauben die Schlösser aus. Wer ein Wort wagt, wird gehängt. In ein paar Dörfer machen sie dies Hängen der Bauern, deren Truhen sie vorher ausräumten, deren Vieh sie forttrieben oder totschlugen, geradezu zum Gesellschaftsspiel. Die Frauen, die Mädchen werden entehrt. Wer die Wüteriche in ihrem Werk irgendwie behindern, durch bloßes Zusehen stören könnte, wird ins Himmelreich beseitigt. Den Erzbischof, an den man sich doch nicht recht heranwagt, sperrt man einfach in sein Zimmer ein, beleidigt den Kirchenhirten obendrein dadurch, daß man das von ihm eingerichtete Spital absichtlich nur mit Mardoreuren häßlichster Krankheiten füllt. Und da es in der Bukowina immerhin allerhand Dinge gibt, die man allein nicht wegschleppen kann, holt man zu den Soldaten noch russische Bauern herüber, die plündern und fortschaffen helfen sollen.

Man schafft das geraubte Gut also nach Rußland. Nur die Zarensoldaten, nur die eingeschleppten, zum Plündern kommandierten Bauern sind die Helden der Verwüstung. Hier bestätigt's der Gutsbesitzer Janos, dem sie sein Schloß zerstörten. Dort bestätigt's der Landeshauptmann, ein angesehenener Bürger nach dem anderen, denen man Hunderttausende stahl — die Bestohlenen mochten glücklich sein, als sie das nackte Leben wenigstens aus der Bukowina fortgerettet hatten. Sowie der tapfere Oberst Fischer mit seinen Truppen in das Land wieder einzieht, die Russen immer weiterjagt und sie endlich auch aus Czernowitz hinauswirft, findet er ganze Ortschaftsreihen der Erde gleichgemacht und ausgebrannt: Preworotie, Szudiv, Karapczou, Styrce, Tereschenn — mehr als drei Duzend . . .

Und zugleich wird ganz Sonderbares festgestellt: just

alles Rumänische ward ausgetilgt. Just die Bauern, die auf rumänisches Blut vor den Peinigern sich beriefen, waren am härtesten, am mitleidlosesten verfolgt worden. Die hohe russische Politik gab den Rumänen im Königreich drüben zu verstehen, daß gerade mit Rücksicht auf die Blutsverwandtschaft die rumänischen Brüder in der Bukowina liebevoll begrüßt, beschirmt, begünstigt würden: die hohen Offiziere der russischen Armee dagegen duldeten, ja wollten es sogar, daß vor allem die Rumänen bedrängt, gepeinigt würden. Zweierlei ward damit erreicht: das Gut, die Fleißersparnisse der Opfer, schleppte man nach Rußland heim — in Bukarest wusch man sich nicht nur die Hände rein, in Bukarest trieb man Politik mit den eigenen Schandtatzen, indem man sie einfach und schlicht ganz anderen zuschob. Natürlich waren es gar nicht die Russen, die in der Bukowina gewütet hatten, sondern — die Oesterreicher und Ungarn. Allen Grimm müßten die königlichen Rumänen also auf Oesterreicher und Ungarn laden, alle Wege müßten versucht werden, die Brüder im nachbarlichen Bergland von der Wiener Herrschaft zu befreien und für Bukarest zu gewinnen: alles müßte getan werden, um den Russen zunächst einmal die rumänischen Bajonette zu leihen . . .

Natürlich ist's nichts als ein plummes Manöver. Natürlich wüßte man auch in Bukarest, selbst wenn's nicht die rumänisch-österreichischen Opfer beeidigten, daß die Truppen Franz Josephs weder plündern noch morden. Aber vielleicht ist es das sicherste Anzeichen dafür, wie schlimm es allmählich für Rußland sich gewendet haben muß, daß seine Führer solcherlei Manöver betreiben müssen, um sich dringend benötigten, aber vergeblich ersehnten Beistand zu werden.



Wie die Russen in der Bukowina haufen: Links die Trümmer eines Gutshauses in Baska. Rechts ein niebergebranntes rumänisches Wohnhaus nebst Wirtschaftsgebäude in Storojonez.



Ein getroffenes feindliches Flugzeug stürzt vor den deutschen Schützengräben ab. Der Flugzeugführer verteidigt sich trotz seiner Verletzungen gegen die herankommenden Deutschen. Nach einer Schilderung vom Kriegsschauplatz gezeichnet von Fritz Gehre.

## Die Aufgaben der Chemie im Kriege.

Von Dr. Albert Neuburger, Berlin.

Als unsere Gegner den Plan faßten, uns durch Abschneiden unserer Zufuhren einesteils auszuhungern und uns andererseits die Möglichkeit zu weiterer industrieller Betätigung zu nehmen, haben sie bei diesen Berechnungen einen einzigen Punkt außer acht gelassen: den hohen Stand der deutschen Wissenschaft und Technik, in erster Linie der Chemie. An der gewaltigen Entwicklung, die gerade dieses Gebiet in Deutschland genommen hat, wird der eben gekennzeichnete Plan unserer Feinde kläglich scheitern. Der Chemie aber erwachsen infolge dieses Planes neue Aufgaben, die zu lösen ihr bereits derart glänzend gelungen ist, daß man der weiteren Zukunft mit der größten Beruhigung entgegensehen kann.

Zunächst sei vorausgeschickt, daß von einer „Aus-hungerung“ überhaupt keine Rede sein kann, genügt doch eine geringe Verschiebung in bezug auf den Verbrauch der dem Boden abgerungenen Produkte, um alle Gefahren zu beseitigen. Dieser Ausgleich wurde bekanntlich durch das „Kriegsbrot“ geschaffen. Daß aber einzelne Produkte etwas knapp werden können, ist nicht zu leugnen. Unter diesen stehen die Fette obenan; bezogen wir doch bisher gewaltige Mengen davon aus dem Auslande. So kamen aus Rußland 300000 Doppelzentner Butter, während Amerika, England und Frankreich etwa zwei Millionen Doppelzentner Fett und Schmalz lieferten. Hierzu kommen noch die Fettmengen, die aus den sieben Millionen aus Rußland eingeführten Gänsen und sonstigem Kleinvieh gewonnen wurden. Durch den Wegfall dieser beträchtlichen Fettmassen schien eine Zeitlang die Gefahr eines Fettmangels vorzuliegen und zwar nicht nur für die Ernährung, sondern vor allem auch für die Technik; stellt man doch aus Fetten die verschiedenartigsten Produkte, vor allem Seife, Lichte, Glycerin, Rostschutzmittel usw.

Der Chemie und zum Teil auch ihrer Tochterwissenschaft, der Physiologie, ist es nun zu verdanken, daß die Gefahr dieses Fettmangels beseitigt wurde. Zunächst hat man für verschiedene Speisefette einen vollwertigen Ersatz in mancherlei Pflanzenfetten und Ölen gefunden, wie z. B. dem Leinöl, dem Buchenöl usw., die ja in gewissen Gegenden Deutschlands, vor allem in Thüringen, Bayern usw. schon lange gern genossen werden und sich durch einen vorzüglichen Wohlgeschmack auszeichnen. Man wird aber auf diese Öle wahrscheinlich schon deshalb nicht zurückgreifen brauchen, weil es der Chemie tatsächlich gelungen ist, für die Bedürfnisse der Technik neue Quellen des Fettbezuges zu erschließen. So enthalten vor allem die Abwässer und der Klärschlamm unserer Kanalisationen gewaltige Mengen von Fett. Professor Kubner hat gezeigt, daß in den Kanalisationswässern von Berlin pro Kopf und Tag 20 g Fett enthalten sind. Von den Tellern und Schüsseln spülen wir täglich Fettmengen weg, die sich auf nicht weniger als sieben Prozent unseres gesamten Nahrungsbedarfes belaufen. Nun hat man schon vor dem Kriege Versuche angestellt, um diese Fettmengen zu gewinnen, deren Menge pro Jahr und Kopf der Bevölkerung Deutschlands  $3\frac{1}{2}$  kg beträgt. Wie die Versuche gezeigt haben, können aus den Abwässern jährlich für 60 Millionen Mark Fettarten gewonnen werden, die für die Seifenfabrikation, zur Herstellung von Glycerin, Lichten, Rostschutzmitteln, ferner für Spinnereien usw. außerordentlich geeignet sind. In Frankfurt a. M., in Elberfeld-Barmen und noch in verschiedenen anderen Städten sind bereits Anlagen zur Gewinnung dieser Fette entstanden. In Elberfeld-Barmen werden jetzt täglich 5 cbm Klärschlamm verarbeitet, aus denen man ein klares, dunkelbraun gefärbtes Fett enthält, in dem 50 Prozent Ölsäuren und 50 Prozent Stearin

enthalten sind. Der Schlamm der Frankfurter Anlage weist einen Durchschnittsgehalt von 16,7 Prozent Fett auf, die gleichfalls in sehr einfacher Weise wiedergewonnen werden können.

Hierzu kommt noch der weitere Umstand, daß die Chemie in neuerer Zeit Verfahren erfunden hat, um auch den übelriechendsten Fischtran durch Behandlung mit reduzierenden Mitteln in ein klares und derart vorzügliches Fett umzuwandeln, daß man sogar — und zwar gleichfalls vor dem Kriege, also zu einer Zeit, wo sicherlich keinerlei Not vorlag — daran dachte, die aus Tran gewonnenen Fette als Speisefette zu verwenden. Für technische Zwecke sind sie auf alle Fälle geeignet. Von einer Fettnot, die sich unsere Gegner so schön ausmalten, kann also dank der Chemie in Deutschland keinerlei Rede sein.

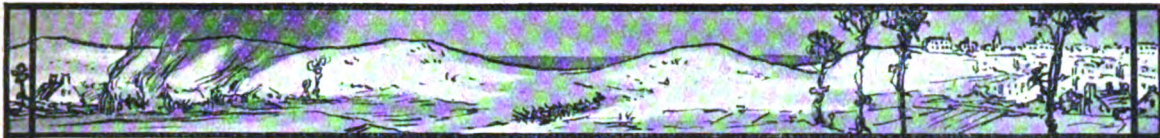
Ebenso wenig aber auch von einer Ledernot, von der unsere Gegner deshalb träumten, weil wir gewaltige Mengen von Leder aus Südamerika bezogen. Da ein großer Teil dieses Leders technischen Zwecken, also zur Herstellung von Treibriemen, Dichtungen an Maschinenteilen usw. diente, so tritt zunächst, da wir derartige Produkte jetzt nicht ausführen, eine Ersparnis im Verbrauch der Technik an Leder ein, die dem Gebiet der Bekleidungsindustrie und der Ausrüstung unserer Truppen wieder zugute kommt. Aber abgesehen hiervon ist es der Chemie schon vor dem Kriege gelungen, ein Verfahren zu finden, durch das man beliebig große Mengen von Leder erzeugen kann. Dieses Verfahren beruht auf der Tätigkeit bestimmter Bakterien, insbesondere von Schimmelpilzen. Die Pilze werden in großen Bottichen auf einem entsprechenden Nährboden ausgesät und wachsen darauf rasch zu großen Massen an, die zuletzt schwere und dicke Häute bilden. Die Häute werden vom Bottich abgezogen und können dann durch ein besonderes Gerbverfahren in Leder umgewandelt werden. Dadurch sind wir in der Lage, unbegrenzte Mengen von Leder zu fabrizieren. Das Verfahren selbst wurde von der Auer-Gesellschaft erworben. Des weiteren hat man es verstanden, den Prozeß der Lederherstellung aus Häuten ganz beträchtlich abzukürzen. Die Häute mußten früher mehrere Jahre lang in der Gerbrühe liegen und stellten infolgedessen ein totes Kapital dar. Jetzt ist infolge der neuen chemischen „Schnellgerbung“ die Umwandlung der Haut in Leder in wenigen Tagen beendet, und so können wir aus der Haut der Schlachttiere schon in kürzester Zeit ein zu jeglicher Verarbeitung geeignetes Leder gewinnen. Auch die Gerbmaterialeien und zwar sowohl Rinden wie Extrakte bezog man vielfach aus dem Auslande, vor allem aus Südamerika und aus Indien. Von diesem Bezug hat uns die Chemie gleichfalls frei gemacht; hat sie uns doch bewiesen, daß man die Rinde von in Deutschland in gewaltigen Mengen wachsenden Bäumen, vor allem auch die Fichtenrinde, sehr gut für Gerbereizwecke verwenden kann, so daß man auch hier nicht auf das Ausland angewiesen ist.

Auch die Jute, die bei der Herstellung von Riemen, Gürteln usw. vielfach ebenso wie das Leder verwendet wird und die wir vor allem zur Herstellung der Säcke benötigen, ist ein ausländisches Produkt. Wir können es jetzt entbehren, nachdem es der Chemie gelungen ist, aus dem Zellstoff einen sehr guten Ersatz für Jute, den sogenannten „Fadenzellstoff“, herzustellen, der sich genau so verspinnen läßt wie die Jute selbst, und aus dem wir nunmehr unsere Säcke anfertigen, steht uns doch Zellstoff

in unserem Waldbreichtum in unererschöpflichen Mengen zur Verfügung. Wenn die Regierung Leder und Jute mit Beschlagnahme belegte und ihre Abgabe regelte, so geschah dies also durchaus nicht, weil wir etwa Mangel leiden, sondern lediglich um einer bereits einsetzenden und den Bezug außerordentlich verteuernenden Preistreiberei den Boden zu entziehen.

Unsere Truppen sind auf den Verbrauch von Konserven angewiesen, und da die Konservendosen aus Weißblech bestehen, also aus verzinnem Eisen, so glaubte man im Lager unserer Gegner bereits, daß unsere braven Soldaten verhungern müßten, weil ja fast alles Zinn, das wir bisher verarbeiteten, aus England und Australien kam. Auch hier hat man nicht mit dem hohen Stand unserer chemischen Entwicklung gerechnet. Schon vor Jahren ist es Professor Dr. Hans Goldschmidt in Essen gelungen, ein Verfahren zu finden, nach dem das Weißblech entzinkt werden kann, so daß also alles an den alten Konservendosen befindliche Zinn wieder gewonnen wird. Schon seit Jahren ist der Einkauf alter Konservendosen und Weißblechabfälle derart geregelt, daß tatsächlich nicht nur in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt keine einzige Dose verloren geht. Jede gelangt schließlich nach Essen, wo man aus ihr das Zinn wieder gewinnt. Das Zinn soll das Eisen des Weißbleches lediglich vor dem Rosten schützen. Dazu genügt ein sehr dünner Überzug; es ist nicht nötig, wie bisher, in verschwenderischer Weise 3 bis 6 Prozent Zinn auf das Eisen aufzubringen. Wenn wir also den Zinnüberzug etwas dünner machen, so leiden wir nicht nur keinen Mangel an Zinn, sondern ersparen sogar noch beträchtliche Mengen. Außerdem aber ermöglicht es eine andere deutsche Erfindung, die Multiplegmaschine, die Konservendosen ohne Lötung zu verschließen, die jetzt auch ohne die früher übliche an der Seite befindliche Lötnaht hergestellt werden. Schon vor dem Kriege waren die Dosen mit Ausnahme der größeren Sorten nicht mehr gelötet, so daß auch hier wieder Lötzinn erspart wird.

Neben der Lösung dieser Aufgaben ist der Chemie aber auch noch die einer Anzahl weiterer gelungen. Den Kautschuk, den wir nicht einführen können, vermögen wir auf künstlichem Wege herzustellen, und außerdem hat man Verfahren gefunden, um aus altem Kautschuk und aus Kautschukabfällen sogenannten „Regenerationskautschuk“ herzustellen, der sich für gewisse Zwecke vorzüglich eignet. Das Benzin, das aus Amerika und Rußland kam, ersehen wir durch Benzol oder Spiritus, den wir aus Kartoffeln gewinnen, an denen wir bekanntlich Überfluß haben. Aber auch im Falle einer Mißernte an Kartoffeln können wir Spiritus nach einem gleichfalls in Deutschland erfundenen und im Betriebe bereits vorzüglich bewährten Verfahren aus Holz gewinnen. Also auch hier kein Mangel! Der Kampfer, den wir zur Herstellung des Zelluloids benötigen, braucht gleichfalls nicht aus dem Auslande eingeführt zu werden. Auch hier hat die Chemie es verstanden, einen dem natürlichen Kampfer ebenbürtigen künstlichen zu schaffen, ja es ist ihr sogar gelungen, künstliche Schwämme herzustellen, die die aus der See herausgefischten Schwammarten wohl zu ersetzen imstande sind. Wenn man noch bedenkt, daß alle diese Fortschritte der Chemie auf den Ergebnissen deutscher Arbeit beruhen, so dürfen wir wohl behaupten, daß dank der Vortrefflichkeit unserer wissenschaftlichen Waffen auch im wirtschaftlichen Kampfe alle Vorbedingungen für den Sieg gegeben sind. □



## Reiter am Meer.

Ein letztes Dröhnen im Schlachtgelände . . .  
 Der Belgier Königstraum zerronnen . . .  
 Aus Wäldern, auf Höhen die deutschen Ko-  
 lonnen . . .  
 Zererschoffene Dörfer . . . qualmende Brände.

Wie hilflos verloren im weiten Raum,  
 Tief in die braunen Dünen gebettet,  
 Wie bang aus Brand und Tod gerettet,  
 Wie eines Kindes verängsteter Traum,  
 Weiß leuchtende Villen: Ostende.

Vor Tor und Tür leis' wimmernde Frau,  
 Todblasser Kinder in wirren Haaren  
 Starren und sehen mit zitterndem Graun:  
 „O Herrgott, hilf in unserer Not,  
 Sie bringen uns Schande, sie bringen den  
 Tod!“ . . .  
 Feldgrau ein Fähnlein Husaren.

Woh', schon dröhnt ihrer Hufe Geklapp,  
 Schon reiten die breite Allee sie herab.  
 Sie fordern nicht Wasser, sie fordern nicht Brot,  
 Sie tragen viel tieferer Sehnsucht Not.

Stumm sprengen sie die Düne hinan.  
 Auf den Höhen ein Ruck . . . Jäh halten sie an . . .  
 Und Ross und Reiter, starr wie Stein,  
 Ragt hoch in den fahlen Abend hinein.

Tief ihnen zu Füßen, weit, o weit,  
 Des Meeres graue Unendlichkeit!  
 Unter Sturmwolken kommt es in schäumenden  
 Wogen  
 Aufschauzend aus ewiger Ferne gezogen . . .  
 O du dunkles Rauschen! Du donnerndes  
 Schlagen!  
 Das ist wie ein Gruß aus den Wiking-  
 tagen! . . .

Und die Brust atmet tief, und der Blick wird  
 wie Stahl;  
 Draus leuchtet's gen Westen wie Wetterstrahl:  
 „Und liegst du auch hinter den Wogen geduckt,  
 Haft Güter und Länder und Meere geschluckt,  
 Laure nur weiter in tückischer Ruh'!  
 Hüte dich, hämisches England, du!  
 Infer die Küste! — Du Meer, heilig Meer,  
 Wir lassen dich nimmer und nimmermehr!“

Das war wie ein Schwur. Das klang wie ein  
 Fluch,  
 Den weit der Sturm zu den Wolken trug.  
 Da bricht es vom Himmel leuchtend herein,  
 Hell blinkt's um die Häupter wie Glorien-  
 schein . . .  
 Hoch ragen die Reiter, gewappnet, gefeilt,  
 Donnernd umrauscht von der Ewigkeit.

Roland Abramezyt.



# Der Weltbürger.

Ein Kriegsrroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fertsetzung.)

Das Inselchen im See von Naparstet hatte schnell einen starken Zuwachs an unfreiwilliger Bevölkerung erhalten. Die Idee des Patrouillenführers, dort verdächtige Polen zu internieren, leuchtete den höheren Instanzen ungemein ein. Der Unterhalt der Gefangenen verursachte keine Kosten, da sie sich als Gäste des Herrn v. Bialy zu betrachten hatten, und die Bewachung war sehr einfach. So wurde denn alles, was im weiteren Umkreise auch nur im Verdacht stand, der polnischen Propaganda zur Loslösung von Rußland geneigt zu sein, nach der Insel geschickt. Über ein Duzend Edelleute, meist Gutbesitzer der näheren und weiteren Umgebung, waren dort bald versammelt, unter ihnen auch der Inspektor vom Gute Benjamin Gehrkens, Herr Müller, und sie mußten sehen, wie sie in dem Pavillon, der außer einem Sälchen nur ein paar Vorzimmerchen und zwei Bereschläge im Dachraum enthielt, unterkamen. Frau v. Bialy, die anfangs das Gefangenelos ihres Gemahls teilen wollte, gab bald mit ihrem Töchterchen Fersengeld, nachdem sie mehrfach Bekanntschaft mit den abends häufig aufsteigenden Nebelgeistern des Sees gemacht hatte und die Schnafenplage an der Quelle kennen lernte. Zudem wurde bei Einlieferung jedes neuen Verdächtigen der Raum immer knapper. Sie hatte noch Sorge getragen, daß Irene in einem der Dachverschlüge notdürftig Unterkunft fand, und hatte eins der beiden Vorgesmächer für ihren Gatten eingerichtet, indes das andere für den Grafen Szaranczi und den Herrn v. Dzoref hergerichtet wurde, zwei Edelleute, denen es an Luxus nie gemangelt und die erst gar nicht begreifen wollten, daß die eisernen Gestelle, die da in dem schmalen Kämmerchen aufgeschlagen waren, Betten für sie vorstellen sollten.

Frau v. Bialy suchte zwar weiter vom Schlosse aus die Internierten mit allen Bequemlichkeiten zu versehen, aber der wachthabende Unteroffizier übte strenge Kontrolle und fand seine Freude daran, den stolzen Herren auf der Insel möglichst alles zu versagen, was nicht unbedingt zu des Lebens Notdurft gehörte. Selbst eine Bedienung hielt er für unnötig, und da mit Beginn des Krieges das heilige Rußland, einer seltsamen Laune folgend, plötzlich gegen den vordem so verehrten Gott Alkohol mit zu Felde zog und ihm größeren Abtrag tat als den Feinden, so wurden aus dem Proviant, der vom Schlosse geliefert wurde und den ein Mochen jeden Tag nach der Insel führte, sorgsam die Flaschen mit Wein,

Rognat und Champagner ausgemustert und zur Stärkung der Wache verwendet. Es hatte sogar seine Schwierigkeiten, den Gefangenen ein Schach- und einige Kartenspiele sowie einige Bücher zukommen zu lassen. Der persönliche Verkehr mit der Außenwelt war den Inhaftierten, die inzwischen immer mehr Zuwachs erhielten und auch noch eine ältere, der Spionage verdächtige Gesellschafterin einer polnischen Gräfin unter sich aufnehmen mußten, ganz unterbunden. Briefliche Mitteilungen, die die Inselbewohner an ihre Angehörigen zum Festlande hinübersandten, waren einer rigorosen Zensur unterworfen, und so kosteten die verwöhnten Schlachzigen, oft nur auf einen sehr vagen Verdacht oder gar aus persönlichem Ubelwollen eines hochmögenden Gouvernementsbeamten hin inhaftiert, alle Mißhelligkeiten einer strengen Haft durch.

Anfänglich haderten die meisten schwer mit ihrem Geschick und malten sich die Zukunft in den düstersten Farben, fürchteten gar eines Tages abgeholt und einfach erschossen zu werden, und sie verstanden es nicht, daß Bialy solchen traurigen Aussichten gegenüber ziemlich ruhig blieb und meinten:

„Wenn es wirklich gegen Gesetz und Recht dazu kommen sollte, liebe Herren und Brüder, so werden wir unser Leben so teuer als möglich verkaufen.“

„Womit? Mit einem Zahnstocher in der Hand als Waffe? Hat man uns nicht alles, was auch nur als eine Waffe dienen könnte, fortgenommen? Selbst der silberne Haarpfeil, den das Fräulein von Pratt trug und den sie von der Gräfin Kukulka erst kürzlich zum Geburtstag erhielt, hat der Wachthabende konfisziert, um wahrscheinlich eine Magd aus dem Schloß damit zu beglücken. Nichts haben wir zum Hauen, Stechen oder Schießen. Wir sind wehrlos wie die Säuglinge,“ klagte Pan Dzoref.

Bialy lächelte. „Verzagt nicht, Freunde,“ sagte er. „Wir wollen alles dieses als eine Schickung auf uns nehmen, wollen annehmen, sie sei über uns gekommen, damit wir noch einmal dieser Tyrannei so recht inne werden. Noch müssen wir uns fügen, aber wenn unser Tag erschienen ist, dann wird es uns auch an Waffen nicht fehlen, und müßten sie aus der Erde wachsen.“

„Ich bin gänzlich unschuldig hierhergekommen, Brüderchen,“ sagte der dicke, gutmütige Gutsherr von Skopnik. „Ich habe meinen Weizen gebaut und mich nie auf politische Umtriebe eingelassen. Ich weiß nicht, wie die moskowitischen Gunde auf mich



General v. Deimling. Im Schützengraben porträtiert von E. Vollbehr.



Oberst Stegener. Im Schrapnellfeuer porträtiert von Ernst Vollbehr.

verfallen sind. Aber die Hunde sollen mich friedlichen Mann nicht umsonst hier eingesperrt haben, Bruder. Da, meine Hand, wenn du's für an der Zeit hältst, tu' ich mit. Dann laß auch ein Schwert für mich mit aus der Erde wach'en."

"Das soll ein Wort sein," entgegnete Bialy und schüttelte ihm die Rechte.

Man fand sich mit den Verhältnissen auf der Insel so gut ab, als es ging. Irene und dem Fräulein v. Pratt, der Gesellschafterin der Gräfin Kukulka, einer älteren, in ihrem Wesen sehr steifen Jungfrau, die sich viel darauf zugute tat, daß ihre Urgroßmutter einem preußischen Prinzen zur linken Hand angetraut gewesen, und die sich nun fest einbildete, diese inzwischen sehr entfernt gewordene königliche Verwandtschaft habe ihr die Gast zugewogen, hatte man die beiden elenden Kämmerchen im Dachstoc eingeräumt. Dort konnte eine jede für sich hausen, wenn auch unter kläglichen Umständen. Die Herren wohnten alle unten. Nur Bialy hatte sein kleines Kämmerchen für sich. Man wollte das nicht anders, wollte ihn so als unfreiwilligen Gastgeber ehren. Die andern mußten sich in einem zweiten Kämmerchen und in einem von dem Sälchen durch spanische Wände abgetrennten und zum Schlafsaal eingerichteten Abteil behelfen. Jegliche Bequem-

lichkeit mangelte. Nur zwei Waschgeschirre standen zur Verfügung; das eine war den Damen überlassen, das andere mußte für die fünfzehn Herren ausreichen. Der Wachthabende hatte erklärt, die Soldaten vor dem Feinde hätten auch keine Waschschüsseln. Da seien deren zwei für die polnischen Schweine auf der Insel mehr als genug. So suchten sich denn die Reinlichkeitsbedürftigen so gut zu helfen, als es nur ging, zudem spendete ihnen ja der See sein Wasser in Überfülle; aber die meisten waren der Meinung, eine Reinigung ohne wohlriechende Seifen und ohne Mithilfe großer Porzellan-schüsseln und weicher Schwämme sei überhaupt keine Reinigung, und so unterließen sie alle Versuche nach dieser Richtung, legten sich auch in den Kleidern zu Bett und verwilderten merklich schon in wenigen Tagen, blieben aber in der Form Edelleute und betrogen sich sehr ritterlich gegen die beiden Damen. In Hinsicht auf Irene hatten sie dazu allerdings besondere Ursache, denn sie hatte das Küchenwesen übernommen und sorgte mit Fleiß und Aufopferung, daß die Mitgefangenen wenigstens jeden Tag eine warme Mahlzeit erhielten, und daß sie in Ermangelung anderer Getränke auch ihren Tee bekamen. Sie waren alle voll von Bewunderung für die junge Deutsche. Der Graf Szaranczi, der auch nüchtern



sich gern als ein lauter Biedermann gab und sich leicht in Begeisterung hineinredete, behauptete sogar eines abends bei der von Irene den Umständen nach ganz hübsch hergerichteten und von einigen in Flaschen steckenden Kerzen beleuchteten Tafel, seine Frau sei, milde ausgedrückt, nichts als eine leibhaftige Czaronnica, eine Hexe, aber erst seitdem er Panna Keller kennen gelernt habe, sei ihm das so recht klar geworden, und nun bäte er jeden Abend den Herrgott, daß er ihn recht bald zum Witwer machen möge, in der Hoffnung, daß Irene ihn und seinen drei Schwestern vielleicht einigen Geschmack abgewinne.

Bialy verdeutschte ihm, da der Graf sich auf die Sprache Goethes schlecht verstand, die Antwort Irezens, daß sie einstweilen nicht die Absicht habe, einen Witmann zu heiraten und die sieben Kinder des Grafen zu bemuttern, daß sie sich aber freuen würde, wenn der Herr Graf noch eine Tasse Tee von ihr nehmen wolle.

Alles lachte, aber am meisten freute sich Pan Stephan v. Gora, ein junger Edelmann, der erst kürzlich von der Universität in Heidelberg heimgekehrt war. Als Freidenker hatte er sich früher schon mißliebig gemacht, und da er bald nach der Heimkehr ansah, in polnischen Turnvereinen eine führende Rolle zu spielen, so war es eigentlich selbstverständlich, daß man ihn nach Ausbruch des Krieges, als man ansah, eine polnische Bewegung zu fürchten, als verdächtig kalt stellte. Er genoß die besondere Zuneigung Bialys, aber der Wachthabende schien ihm am wenigsten zu trauen, und mehr als einmal hatte er, wenn er morgens zum Appell nach der Insel herüberfuhr, den jungen Edelmann besonders scharf angesehen. „Zum Kriegsdienst untauglich, aber die Sokols aufzuheben, das könnte dir passen,“ schmaute er ihn an. „Nimm dich in acht, daß du nicht doch noch einen Klimmzug auf den Galgen machst.“

Dieser Appell, bei dem ein roher Unteroffizier es wagen konnte, sie wie elende Nichtse zu behandeln, war den Gefangenen besonders verhaßt, und als einst der Wachthabende sich eine gemeine Bemerkung gegen Irene erlaubte, machte Stephan v. Gora Miene, ihm an den Hals zu springen.

„Um Gottes willen, schonen Sie sich und uns alle!“ hatte Irene dem Wütenden noch zuraunen können, aber als die Gefangenen wieder unter sich waren, tat der junge Pole einen furchtbaren Schwur, daß er die Beleidigung der jungen Dame an dem Beleidiger rächen würde, und wenn er ihn im verstecktesten Winkel der Erde suchen müßte. Und selbigen Tages noch erhielt Irene ein Gedicht durch das Fenster ihres Dachzimmerchens zugeworfen, das lautete:

Der Sturm brach los, es bebt die Welt,  
Das Lichte soll nun siegen.  
O Schmach, heut nicht im Kriegsgezelt  
In blanker Wehr zu liegen!

O Schmach, abseits vom Ruhmespfad  
Des Feindes Fesseln tragen,  
Und doch, das Licht ist mir genaut  
In diesen grauen Tagen.

Sein Haar erglänzt wie Mondenschein,  
Sein Augenpaar sind Sterne.  
Von Westen kam es, kam vom Rhein  
In diese kalte Ferne.

Und hadre ich mit dem Geschick,  
Das grausam mir beschieden,  
Ein Wort von dir, von dir ein Blick  
Gibt meiner Seele Frieden.

Es zeigte keine Unterschrift, aber sie wußte, daß es von Gora kam. Als sie ihn andern Tages bei einem Spaziergang auf den beiden Inselchen allein traf, wie er, ganz in sich versunken, auf einer halb verfallenen Bank saß, sagte sie mit einiger Befangenheit:

„Ich danke Ihnen, Herr von Gora, für die Aufmerksamkeit, die Sie mir erweisen, und auch für Ihr tiefempfundenes Gedicht. Wenn man in Not und Unglück sitzt, wie wir, ist es besonders tröstlich, sich von Sympathien edler Menschen umgeben zu wissen. Aber ich glaube Ihnen das Bekenntnis schuldig zu sein, daß mein Herz nicht frei ist, daß ich mich, wenn auch ohne äußeren Zwang, gebunden fühle. Ihr Feingefühl wird mich verstehen.“

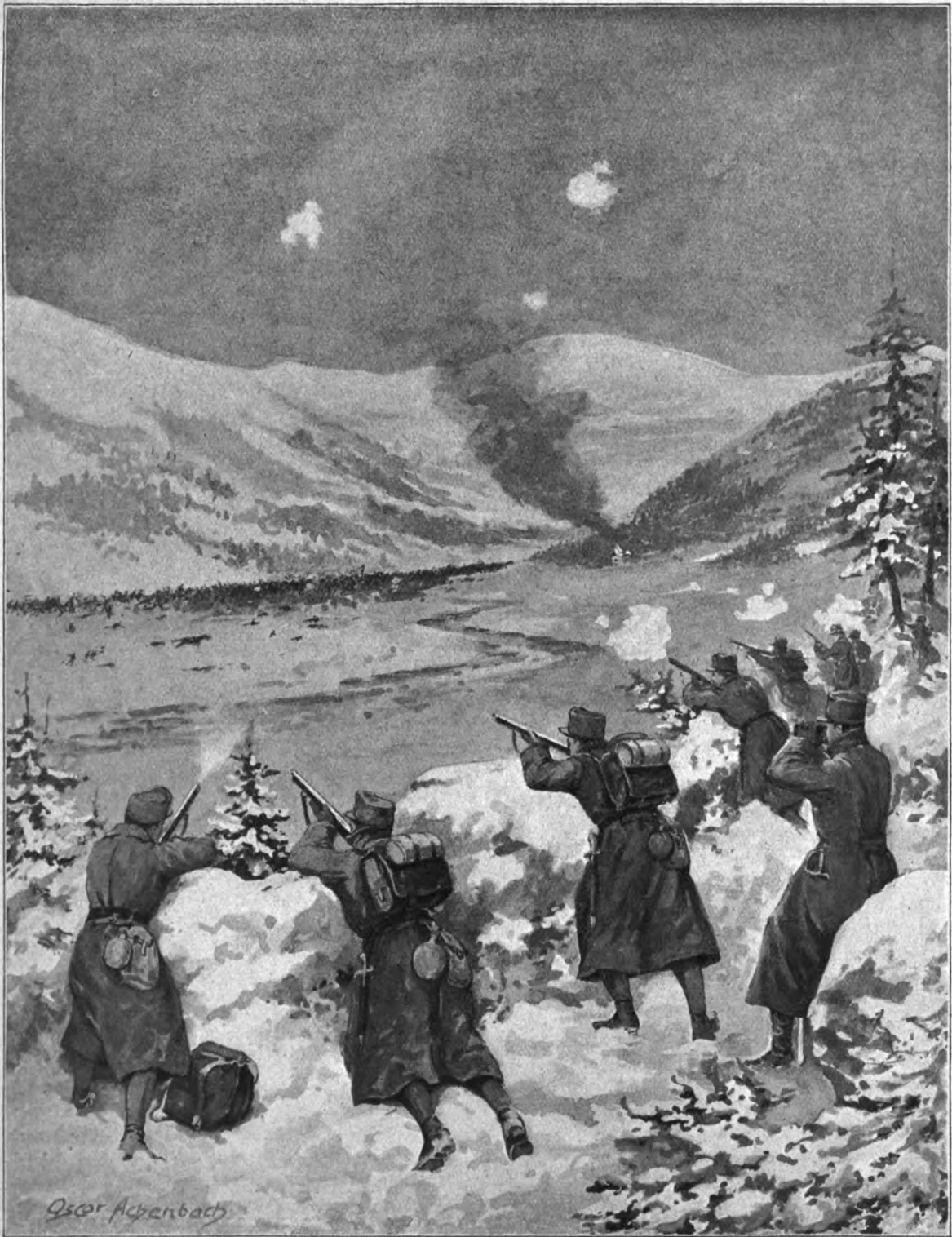
Er erbleichte. „Sie werden sich nicht über Zudringlichkeiten meinerseits zu beklagen haben, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit bebenden Lippen. „Aber glauben Sie mir, daß ich es schon als eine Gnade empfinde, dies üble Abenteuer auf dieser Insel gemeinsam mit Ihnen zu erleben und in Ihrer Nähe sein zu dürfen.“

Sie reichte ihm die Hand und versicherte, mit einem warmen Ausdruck im Blick:

„Ihr Gedicht wird mir eine liebe Erinnerung bleiben.“

Schweigend verbeugte er sich und küßte ihre Hand, als Irene davonging. —

Unter Tags hatte sie immer zu tun und zu ordnen, bald in dem kleinen Bretterverschlag, den die vornehmen, solcher Arbeit ungewohnten Hände der Gefangenen als Küche neben dem Pavillon errichtet hatten, oder in dem Abteil des Sälkchens, der als gemeinsames Wohnzimmer diente. Und dankbar erkannte es jeder an, daß die sorgende und ordnende weibliche Hand in diesem Zigeunerlager nicht fehlte. Selbst der am wenigsten Gefühlvolle unter diesen Edelleuten verehrte Irene fast wie eine Heilige, verehrte sie um so mehr, je weniger sie in ihrer Leidensgefährtin, Fräulein v. Pratt, eine Stütze fand.



**Russischer Rückzug in den Karpathen.**

Für Reclams Universum gezeichnet von Oscar Achenbach.



Die vornehme ältere Jungfer hielt sich sogar darüber auf, daß Irene den Herren fürmlieh Magdendienste leiste. Sie fand das sehr „shoking“ und wartete vergeblich darauf, daß sich die Herren besonders um sie bemüht zeigten. Eine Dame aus königlichem Blut, so meinte sie, könne sich auch in schwierigen Lagen nicht durch niedere Leistungen degradieren, und so machte sie es schließlich wie die meisten der polnischen Mitgefangenen, wusch sich kaum noch und verwilderte zusehends. Während Irene immer nett und sauber, trotz aller Arbeit, ausah, wimmelte sie wie eine Vogelscheuche auf der Insel umher, machte schrecklich dilettantische Aufnahmen des Gefangenenlagers in ein kleines Skizzenbuch und lebte des fröhlichen Glaubens, eine vornehme illustrierte Zeitung würde diese einst mit den zugehörigen Schilderungen für ein Riesenhonorar erwerben, und sie würde noch zu Ruhm und Ansehen kommen.

Am Abend des Tages, da sie mit Stefan v. Gora die kleine Aussprache gehabt hatte, saß Irene in ihrem Kämmerchen und überdachte wieder ihr Geschick. Aus dem Saal scholl noch, obgleich es schon spät war, das Lachen und Schreien der polnischen Herren zu ihr herauf. Immer spielten sie bis spät in die Nacht hinein Karten, und da man ihnen bei ihrer Einlieferung das Geld abgenommen hatte, stellten sie sich gegenseitig Schuldscheine aus. Einer, der Herr v. Kos, hatte bereits so viel verspielt, daß sein halbes Gut draufgehen würde. Ob wohl der Deutsche, den sie heute mit einem neuen, verdächtigen Polen eingebracht hatten, auch dieser Spiel Leidenschaft versallen würde? fragten sich die Spieler. Es war ein Herr Hormann, ein geborener Pommer, der von seiner polnischen Großmutter ein Gut geerbt hatte und es seit Jahren bewirtschaftete. Er war russischer Untertan geworden und schimpfte gewaltig, daß man ihn trotzdem wie einen Feind und Spion behandle, obgleich er ein loyaler Untertan des Zaren sei und jeglichem Umtrieb, den man den Polen nachjage, fern stünde. Keinem Menschen wäre es wahrscheinlich eingefallen, den Naturalisierten lästig zu werden, wenn nicht einer eine kolossale Dummheit gemacht hätte.

Und als die polnischen Edelleute, nachdem sie den beiden „Neuen“ geflissentlich versichert, auch sie seien von den loyalsten Gefühlen beseelt, bei der Abendtafel in den Deutschen drangen, über diese kolossale Dummheit seines Landsmannes zu berichten, erzählte er, in Samak wohne ein naturalisierter Fabrikbesitzer aus den Rheinlanden, der große Werke habe. Die Regierung hätte ihm große Lieferungsaufträge gegeben, um noch im letzten Moment Verteidigungsmaterial in genügenden Mengen zu bekommen, aber der rabiate Mensch habe seine eigenen

Maschinen zerstört, um keine Mordwerkzeuge gegen die Truppen seines Vaterlandes zu liefern.

„Das sieht diesen Deutschen ähnlich,“ schrieb einer. „Courage haben sie, das muß man sagen.“

Herr v. Bialy wechselte mit dem Inspektor Müller, der erbleichend die Lippen zusammenkniff, einen Blick des Verständnisses; dann schaute er nach Irene hinüber und sah, daß auch sie bleich geworden war. Und mit zitternder Stimme fragte sie den Erzähler, ob dieser Deutsche nicht vielleicht ein Herr Gehrens sei, der große Werke in Samak besitze und naturalisierter Russe sei.

„Ich kenne seinen Namen nicht,“ entgegnete Herr Hormann. „Aber es gibt ja viele Deutsche in den Weichselgouvernements. Vielleicht ist er's, vielleicht auch ein anderer. Aber jedenfalls baumelt er bereits zwischen Himmel und Erde. Das hat er davon, daß er seine Landsleute durch seinen blödsinnigen Streich so in die Patzche bringt.“

„Vielleicht denken andere seiner Landsleute anders über seine Tat,“ bemerkte Herr v. Bialy. „Sie scheinen diese Sache wenig deutsch aufzufassen.“

„Meine Mutter war eine Bitulska,“ erklärte der andre. „Ich bin deutsch-russisches Mischblut, und mein Gut liegt in Rußland. Mein Bruder hat das pommerische Gut geerbt, und jetzt steht er als Landwehrhauptmann gegen uns im Felde. So verschoben sich die Verhältnisse.“

„Und — die Charaktere,“ bemerkte Bialy. „Aber was geht's uns an. Wir sind loyale polnische Untertanen und begreifen nicht, wie man uns als Verdächtige behandelt. Sie also sind auch so ein Verdächtiger?“ wandte er sich an den neu eingelieferten Polen, einen Mann von etwa dreißig Jahren mit unruhigen, flackernden Augen in dem verlebten Gesicht.

„Ein, wie mir scheint, mehr als Verdächtiger,“ antwortete der Pole, der sich Herr v. Wegorz nannte.

„Sie sind uns noch eine unbekannte Größe, noch ein X Wegorz,“ lachte der Graf Szaranczi. „Wir wollen hoffen, daß Sie uns kein X für ein U machen.“

„Ich meine den Namen Ihres Vaters mehrfach als den eines guten Polen gehört zu haben,“ bemerkte ein anderer. „Aber Ihr Vater ist wohl gestorben, Gott habe ihn selig. Ich hörte einmal, sein Erbe — und das werden Sie wohl sein, Herr — habe sich der väterlichen Hinterlassenschaft nicht lange erfreut. Das Spiel, die Weiber, Paris! Hahahaha!“

„Das sind wohl Privatfachen,“ bemerkte Wegorz ausweichend.

„Es ist nur, weil man in diesem illustren Kreise doch gerne weiß, mit wem man die Ehre hat,“ bemerkte Szaranczi. „Wir spielen hier gerne mit offenen Karten.“



Die Nachhut der „Großen Armee“ beim Rückzug aus Rußland im Winter 1812. Nach einem Gemälde von Juon.

„Gewiß, gewiß, sehr begreiflich,“ sagte der andere mit Eifer. „Aber ich denke, die beste Visitenkarte, mein bester Ausweis ist der, daß ich mit den Herren hier verhaftet auf dieser Insel sitze.“

„Diese Tatsache ist einstweilen nicht zu leugnen,“ ließ sich Herr v. Bialy vernehmen und zuckte die Achseln. —

Irene hatte kaum auf die Fortsetzung dieses Gesprächs geachtet. Sie ging bald in ihr Kämmerchen, um keinem zu zeigen, wie heftig erregt sie war. Es bestand nicht der geringste Zweifel in ihr, daß kein anderer als Kurt jener Deutsche in Samak gewesen, der aus einem starken patriotischen Fühlen heraus jene Tat beging, die in russischem Sinne Hochverrat bedeutete und ihm gewiß einen schimpflichen Tod brachte. Sie preßte stöhnend die Hände gegen ihre Augen, um das furchtbare Bild zu bannen, das sich immer wieder vor ihre Phantasie stellte, aber es wollte nicht weichen. Aus dem strebsamen jungen Kaufmann, aus dem deutschen Kulturpionier, der ohne Skrupel seine Nationalität aufgab, der leichtesten Sinnes die „Formalität“ erfüllte, Russe zu werden, war also ein deutscher Märtyrer geworden, ein Held, der kühn einem sicheren, häßlichen Tode ins Auge sah, um dem Feinde nicht Denkersdienste gegen die wackern Soldaten seines Heimatlandes zu leisten. Eine bittere Reue stieg in ihr auf, daß sie den

Mann zurückgewiesen, der eine solche Tat vollbringen konnte, daß sie kurzfristig und verrannt jener Formalität wegen, die nun wirklich nur als eine solche erschien, denjenigen bitter gekränkt hatte, der ihr seine Hand bot. Und vielleicht gar hatte ihre Abweisung mit dazu beigetragen, daß er jede kluge und berechtigte Vorsicht auf dem gefährlichen Boden Rußlands beiseite setzte, daß er in den sichern Tod ging aus Schmerz und Enttäuschung über sie.

„Kurt, Kurt, ich habe dich doch so lieb, und nur deshalb war ich so unglücklich, daß du kein Deutscher bleiben wolltest. Kurt, Kurt, verzeihe mir,“ flüsterte sie in bitterer Qual und ächzte vor Schmerz, denn ihr war, als würde ihr das Herz abgedrückt. Lange quälte sie sich so, wand sich, wie in körperlichem Schmerz, auf dem erbärmlichen Bett, auf dessen Rand sie saß, bis ihre gesunde Natur ihr selber ein Mittel gegen diesen unfruchtbaren Schmerz reichte: den Entschluß, fortan nur dem Andenken des heroischen Geliebten zu leben und in all der Not und den stetig drohenden Gefahren, die sie umgaben, als eine Deutsche das Haupt zu erheben und ergeben alles zu ertragen, wenn ihr das Schicksal nicht vergönne, sich durch eine opfernde patriotische Tat des Mannes würdig zu machen, der als ein deutscher Held stolz und frei in den häßlichsten, unwürdigsten Tod ging.

(Fortsetzung folgt.)



# Die russische Sphinx.

Von Dr. Valerian Tornius.



Es ist eine besondere Tugend des Deutschen, daß er sich Mühe gibt, die Seelen der fremden Völker zu verstehen. Durch dieses verständnisvolle Eingehen auf fremdländische Eigentümlichkeiten, durch dieses Begreifenwollen andersgearteter Menschen — Eigenschaften, die nur denkbar sind bei einem Volke mit hohem Kulturbewußtsein und starkem Bildungsdrang — unterscheidet er sich vorteilhaft von allen jenen Nationen, die das Gebiet ihrer Erkenntnis mit den Grenzen des eignen Landes zusammenfallen lassen und deren übertriebenes Selbstgefühl nachgerade sich zu einem unerträglichem Eigendünkel ausgebildet hat. Man braucht nur zur Bekräftigung dieses Satzes auf die deutsche Übersetzungsliteratur hinzuweisen, deren Reichthum alle anderen bei weitem übertrifft. Und selbst die Zahl der Schriften, die sich mit der Wesensart fremder Völker beschäftigen — volkswirtschaftliche, staatsrechtliche, geschichtliche und ethnographische Werke — ist im Deutschen erbeblich größer als in anderen Sprachen.

Bei diesem eifrigen, unübertroffenen Bestreben um die Erkenntnis des Auslandes muß es auffallen, daß, trotz des engen geographischen Zusammenhangs, Rußland am wenigsten von den Deutschen gekannt wird. Man hat wohl der neueren russischen Literatur, vornehmlich Tolstoi, Turgenjew und Dostojewskij, ein reges Interesse entgegengebracht, man hat auch die Rusik — namentlich Tschaikowskij, ja selbst einige Zeitgenossen — freundlich aufgenommen und verstanden, und man hat sogar mit einigen Koryphäen der modernen Malerei sich eingehend beschäftigt, aber der Kern des russischen Wesens, das Problem des russischen Staats ist für den Deutschen ein ungelöstes Räthsel geblieben. Es gibt heute in Deutschland eine Menge gebildeter Leute, die vorzüglich wissen, welche Nebenflüsse der Sambeß hat oder wie die verschiedenen Berggipfel in Ecuador heißen, die jedoch merkwürdige Unkenntnisse hinsichtlich der Geographie Rußlands vertragen, willkürlich auf dem rechten Ufer der Wolga liegende Städte nach Sibirien versetzen, die Krim für eine Insel erklären und Riga in Bessarabien suchen. Es gibt viele, die bei der Nennung des Wortes Sibirien eine Gänsehaut überläuft, weil sie sich, noch immer gestützt auf Kennnans dreißig Jahre bereits zurückliegende Schilderungen, einen Höllenpfehl darunter vorstellen, während in Wirklichkeit Sibirien kultivierter ist als jene russischen Grenzgouvernements, in denen sich der Krieg abspielt. Noch verbreiteter sind die Märchen, die über den niedrigen Kulturzustand der unteren Schichten im Umlauf sind. Wenn nun ein Reichsdeutscher, mit allen diesen Vorurteilen ausgerüstet, einmal eine Reise nach Rußland unternimmt, so erstaunt er nicht wenig darüber, daß es doch etwas anders drüben aussieht, als er es sich vorgestellt hat. Und er lehrt heim ohne das Bewußtsein, in dem verlottertesten Lande unter den kulturlosten Menschen gewesen zu sein; ja, er bringt sogar eine gewisse behagliche Erinnerung an Gastfreundschaft, gutes Essen, viel Glanz und Komfort mit.

Der Reisende hat ebenso unrecht wie jene, die das Problem Rußland als etwas außerhalb jeder Kultur Stehendes auffassen. Denn er weilt nur in den großen Städten des Reichs, genöß die liebenswürdigen äußeren Formen des Verkehrs und gewann nur Einblick in das Wohlleben, die großzügige Lebensweise, aber er spürte nichts von dem Elend der großen Masse in der Provinz, von dem uns die neuere Literatur so viel zu berichten

weiß. Das ist die russische Sphinx: dem einen offenbart sie sich als Königin in Glanz und Heiterkeit, dem andern als Bettlerin in tiefster Erniedrigung.

Wie läßt sich das Räthsel dieser Sphinx lösen? — Nur dadurch, daß man das offizielle und inoffizielle Rußland scharf voneinander trennt. Der Gegensatz, den sie beide bilden, ist unüberbrückbar, denn er ist zugleich der Gegensatz zwischen Macht und Volk, Gewalt und Freiheit. Die ganze Entwicklung des russischen Staatswesens hat sich auf diese scharfe Scheidung zugespitzt und sie immer mehr verschärft. In der einen Gruppe sehen wir Regierung, Beamtentum und Kirche, in der gegnerischen — Intelligenz, Arbeiterchaft und Bauern. So geht der Kampf zwischen den beiden Parteien schon seit Jahrzehnten, freilich bisher stets mit günstigem Ausgang für das Prinzip Gewalt, obwohl die Masse auf der Seite des Freiheitsprinzips steht.

Man fragt sich unwillkürlich, warum das letztere Prinzip, wenn es ein so großes Übergewicht hat, nicht schon längst zum Siege gelangt ist. Das hängt mit verschiedenen Ursachen zusammen. Der Hauptgrund ist die Ohnmacht und Unentschlossenheit des Bauerntums. Der russische Bauer besitzt einen gutmütigen, behäbigen und trägen Charakter, der sich nur ungern aus seinem Gleichgewicht bringen läßt und der lieber duldet und leidet, als daß er sein Temperament in Schwingung versetzt. Deswegen hält er so zäh fest an dem Bestehenden. Der russische Bauer hat ferner ein ungeheuer stark ausgeprägtes religiöses Gefühl, das sich bei ihm in einem ungezügelten Fatalismus äußert. Für ihn sind Väterchen Zar, Kirche und Schicksal noch voneinander untrennbare Begriffe. Und wenn er auch noch so sehr unter der Geißel des Beamtentums stöhnt, und wenn sein Groll, bis zum äußersten aufgepeitscht, ihn überwältigen will, so tröstet er sich im letzten Augenblick doch damit, daß das Schicksalsfügung sei und daß er die Unbill ertragen müsse: „Was tun? Väterchen hat es so befohlen, und was Väterchen befohlen hat, ist von Gott bestimmt, aber Gott wird mich armen Bauern schon einmal belohnen für alles Schreckliche, das ich jetzt erleide.“ Und so vegetiert er darin in Armut und Not, wie ein Glücksspieler vertrauend auf ein besseres Loß. Ein Martyrium hat er auf sich genommen für ein vages Phantom der Zukunft.

Das Bauerntum scheidet also vorläufig noch aus der Reihe der gefährlichen Gegner des Machtprinzips aus. Es bleiben noch Arbeiterchaft und Intelligenz, doch hiervon auch nur ein Teil, das Studententum und ein geringer Prozentsatz der Gesellschaft, die das bürokratische System verachtet. Aber welche Bedeutung diese kleine Gruppe im Kampf gegen die Regierung gewinnen kann, hat uns die Revolution im Jahre 1905 gezeigt. Daß die herrschende Gewalt sich damals behauptete, geschah einzig und allein mit Hilfe des Militärs, enger begrenzt mit Hilfe der Kosaken, da die regulären Truppen in ihrer Gesinnung schon bedenklich schwankten. Die Kosaken, diese Überreste einer barbarischen Zeit, bleiben nach wie vor die wichtigste Stütze des Despotismus und der Bürokratie, weil sie Polizeisoldaten sind, deren Beruf darin besteht, überall aufrührerische Gelüste zu unterdrücken. Der Sieg über das Prinzip der Gewalt kann nur erfochten werden mit einem gleichzeitigen Siege über die Kosaken, der natürlich nur dann möglich ist, wenn sich das reguläre Militär auf die Seite der Freiheitsidee stellt.



Im Schneetreiben. Nach einer Zeichnung von W. Merker.







stich mit der Unterschrift „Divers Projets sur la descente en Angleterre“, dessen Wiebergabe heute in dem grausamen Ernst unserer Zeit doch ein verständnisvolles Lächeln finden wird. Der Herausgeber beschreibt das Bild mit folgenden Worten: „Diese Carricatur stellt alle die verschiedenen Projekte, die zur Landung in England vorgeschlagen wurden, gleichsam in nuce vor, und bedarf vielleicht auch eines kleinen Kommentars. Vor etlichen Monaten (besonders im leztverflossenen frimaire) da die descente en Angleterre noch le grand ordre de jour und das allgemeine Gespräch war, hatten müßige Köpfe, theils im Ernst, theils zum Scherz allerley Vorschläge gethan, wie diese Landung könne bewerkstelligt werden. Ein gewisser Thilorier hatte im frimaire vorgeschlagen: er wolle durch eine große Mongolfiere von seiner Erfindung mit Leichtigkeit und Sicherheit ein ganzes Lager nach England übersetzen, und versprach im „Journal de Paris“ sein Ausführmittel zu entwickeln. Er gieng noch weiter und kündigte sogar an: er habe ein Mittel gefunden, eine ganze Armee, unter dem Wasser, auf dem Meeresgrund hin nach England zu bringen. Über beyde Projekte machten sich die Journalisten tapfer lustig. Er aber behauptete mit aller möglichen Gravität: diese Projekte seyen nichts weniger als unausführbar, und nur der Wille des Directoriums halte ihn ab, sich näher vor dem Publikum darüber zu erklären. . . Ein Journaliste hatte sich den Spaß erlaubt, auf einen gewissen Tag folgendes Experiment von Thilorier anzukündigen: Nämlich Er werde vom Pont-neuf an bis an den Pont Royal unter dem Wasser gehen. Eine Menge Menschen versammelten sich auf den angekündigten Tag beym Pont-neuf, aber wer nicht zu sehen war, das war Thilorier, auch beklagte er sich nachher in einigen Journalen: daß man seinen Namen misbrauche, um das Publikum zu täuschen. . . Der bekannte Luftschiffer Blanchard billigte das Project mit der Mongolfiere in einem in die Zeitungen eingerückten Brief. . . Zum Scherz kündigte ein anderer die wichtige Erfindung von einer Art Kanonen an, die von der französischen Küste bis nach England reichen würden. Andere schlugen vor: die Landung in lauter kleinen platten Schiffen vorzunehmen, andere wollten Taucher und Schwimmer dazu

gebrauchen. Alle diese verschiedenen Projecte hat man auf dem vorliegenden Blatte vorzustellen gesucht. Man sieht die Meerenge zwischen England, welches rechts, und Frankreich, welches links liegt. Auf der französischen Küste sieht man ein befestigtes Lager; eine Menge bemannte Ballons sind schon aufgestiegen, zwey sind wirklich im Aufsteigen begriffen, die in den Gondeln der Ballons befindlichen Truppen, welche schon über der Englischen Flotte sind, lassen Bomben und Granaten auf dieselbe herabfallen. Indessen lassen die Engländer so genannte Drachen oder Cerfs-volans in die Höhe steigen. An dem Schweife von jedem derselben ist ein englischer Scharfschütze befestigt, der mit den Franzosen scharmuziert. Man sieht ferner von der Französischen Küste eine Menge platter Schiffe abstoßen, mit den verschiedenen zu einer Landung erforderlichen Dingen beladen. Auf englischer Seite ist ihnen eine tüchtige Flotte entgegengesetzt. Auf der Vorder-scene ganz unten sieht man die Ausführung des Projects, unter dem Wasser hin eine Armee nach England zu führen. Man sieht die ganze Armee unter einer Verzimmerung von der französischen bis an die englische Küste, mit Waffen und Gepäck auf dem Meeres-Grund hin marschiren. Weiterhin kann man auch noch die Schwimmer und Taucher bemerken.“

Verrückte Phantasten, übermütige Scherze, Karikaturen waren diese Projekte vor hundert Jahren. Und heute? — Man lächelt! Die Gegner haben gewechselt. An die Stelle der Franzosen sind die Deutschen getreten, an die Stelle Bonapartes unser Kaiser! Aber jene phantastischen Kampfmittel sind Wirklichkeit geworden. Nicht Montgolfieren aber Zeppeline, nicht Drachen sondern Flieger, nicht Schwimmer und Taucher sondern Unterseeboote! Nur das Tunnelprojekt ist nicht zur Ausführung gekommen, es wäre uns auch nichts nütze. Und alle Nerven zucken, und wo auf dem ganzen Erdenrund deutsch gesprochen und deutsch gefühlt wird, harren die Gedanken auf den Tag, an dem unsere Helden über und auf und unter dem Wasser den Übergang nach England erzwingen werden, an dem tausend und abertausend Häufte sich emporreden, um auf das Haupt des einzigen, des einzig verhassten Feindes niederzuschmettern! Auf den Tag! ☉

## Wir daheim.

Wir sind daheim — und sind doch nicht daheim,  
So schickfalsbange schlagen alle Uhren,  
Am unser Tagwerk irrt ein dunkler Traum,  
Und unser Leben lebt in fremden Fluren.

Wir halten immer unsrer Brüder Hand,  
Auf kalter Erde suchen wir den Schlaf,  
Und kein Geschloß kam aus der Feinde Rohr,  
Das uns nicht in die eignen Herzen traf.

Wir tragen Qual und Mühn und Jauchzen mit,  
Und unser Blut pulst in dem gleichen Schlag —  
Wir sind daheim und sind doch nicht daheim  
Und lassen unser Leben Tag für Tag.

Helene Brauer.



## Kriegsschäden und deren Ersatz.

Rechtsbetrachtungen von Dr. W. Stein.

Vom Tage des Ausbruchs des Krieges an wird der Frage des Ersatzes der Kriegsschäden ein ungemein lebhaftes Interesse entgegengebracht. Das kann nicht wundernehmen. Weite Schichten der Bevölkerung, vornehmlich in den deutschen Landen, die einen feindlichen Einfall erdulden mußten, sind betroffen, sind an Hab und Gut, an Leib und Leben hart geschädigt. Ihre Häuser sind zerstört oder niedergebrannt, ihre Gärten verwüstet; was sie in ihrem Heim gesammelt hatten zu eigener Freude, liegt unter Trümmern oder fiel in Plündererhände. Die deutsche Kaufmannschaft, und ganz besonders unsere Ausfuhrindustrie, ist schwer in Mitleidenschaft gezogen. Ihre ausländischen Forderungen sind gefährdet, und die Sorge um deren Sicherstellung scheint nur zu sehr begründet. Ein besonders starkes Interesse an der sich aufrollenden Fülle von Fragen haben ferner die Gemeinden, die unter Umständen für den Schaden aufkommen müssen, haben weiterhin die Versicherungsgesellschaften, die zur Erstattung namentlich von Feuer Schäden herangezogen werden können, und endlich auch im Auslande lebende Volksgenossen, die vertrieben, die durch Maßnahmen der feindlichen Regierungen an den Bettelstab gebracht oder gar gefangen gesetzt worden sind.

Diese Andeutung läßt schon genugsam erkennen, daß „Kriegsschäden“ ein weiter, nicht leicht zu umfassender Begriff sind. Seine Umgrenzung aber ist die unbedingte Voraussetzung, will man über die Frage des Ersatzes sprechen. Ganz sicherlich sind alle diejenigen Schäden, die sich lediglich als natürliche wirtschaftliche Folge der durch den Kriegszustand bewirkten Unterbindung des Handelsverkehrs und der Lahmlegung unseres Wirtschaftslebens darstellen, nicht als Kriegsschäden anzusehen. Zweifelsfrei dagegen sind im eigentlichen Sinne des Wortes Kriegsschäden in den leider vorübergehend durch den Feind besetzten Landesteilen entstanden. Bei einem solchen, von langer Hand vorbereiteten Überfall, wie ihn das Deutsche Reich durch einen an Zahl überlegenen Gegner erleiden mußte, waren sie gar nicht zu vermeiden. Wir alle wissen, daß die Franzosen ins Elsaß eindrangten,

und daß die Russen in Ostpreußen gemordet, gefesselt und geplündert haben. Dort sind, die vernichteten Menschenleben gar nicht gerechnet, Millionen und aber Millionen eigentliche Kriegsschäden entstanden. Ganze Ortschaften sind niedergebrannt, Wäldungen sind abgeholzt, Getreidefelder sind niedergetreten. Der Boden, der durch jahrelangen Fleiß und unermüdete Arbeit ertragreich gemacht und erhalten worden war, ist zerstampft und wird fürs erste keine Frucht mehr bringen. Wo die Feldfrucht nicht vernichtet wurde, ward sie widerrechtlich geerntet; Eisenbahnen, Wege und Brücken wurden zerstört, gleichgültig, ob Privatbesitz oder gemeindliches Eigentum, nichts wurde geschont. Das meiste fiel dem Feinde zum Opfer, manches wurde aber auch von den deutschen Truppen — auf Anordnung der deutschen Militärbefehlshaber — beschädigt. Man hat Gebäude räumen lassen und niedergelegt, Wälder raflert, die dem Feinde einen Stützpunkt bieten konnten oder die eigene Schußbahn hinderten; vom Feinde besetzte deutsche Gebäude wurden beschossen und beschädigt, und vielleicht wurden dabei deutsche Staatsbürger von deutschen Kugeln verwundet oder gar getötet. Der deutsche Befehlshaber muß unter Umständen deutsche Verkehrsmittel zerstören, damit der Feind sie nicht benutzen kann. Wir haben es in diesem Kriege erlebt, daß in Belgien viele Meilen Landes unter Wasser gesetzt wurden. Ein Gleiches könnte bei einem Einfall der Feinde von der deutschen Heeresverwaltung auch für deutsches Gebiet angeordnet werden. Solche Schäden zu verursachen ist die militärische Behörde berechtigt, und zwar sofort und ohne vorhergehende Erklärung oder Entschädigung. Zwar bleibt der Grundsatz der Unverletzlichkeit des Privateigentums auch im Kriege bestehen, indessen gehen militärische Rücksichten jeden anderen vor. Es ist auch gleichgültig, ob der Kriegszustand bekanntgegeben wurde. Kein Herold braucht ihn schmetternd zu verkünden, und er braucht auch nicht nach alter Sitte auf dem Markte ausgetrommelt zu werden.

Damit ist die Fülle der Kriegsschäden indessen keineswegs erschöpft. Der Reeder, dessen stolzes Schiff vielleicht mit wertvoller Ladung an Bord versenkt wurde,

fordert Ersatz, und der Kaufmann, der eine Sendung kostbarer Güter verlor, heischt Bezahlung. Unsere Exporteure, die eigene Niederlassungen in Übersee, in deutschen oder feindlichen Kolonien unterhalten, verloren vielleicht ihr gesamtes drüben angelegtes Kapital. Wieder andere können kein Entgelt für zerstörte, bereits gelieferte Ware erlangen, denn der Schuldner ist erschlagen und die Ware ist vom Feinde weggenommen oder vernichtet: der Bauherr für das Haus, der Möbelhändler für die zertrümmerte Einrichtung, der Getreidehändler für das geraubte Saat Korn, für den Mahltroggen, den er in die in Flammen aufgegangene Mühle lieferte. Hilfsfuchend wenden sich die Geschädigten an den Staat in der festen Zuversicht, alles Verlorene werde ihnen reichlich ersetzt werden. Diese Hoffnung wird sie bei dem nicht mehr zweifelhaften glücklichen Ausgang des Krieges auch nicht trügen. Bereits ist die preussische Entschädigungsvorlage erschienen, und die des Reiches steht in naher Zukunft zu erwarten. Es besteht nämlich irgendeine allgemeine gesetzliche Vorschrift, nach der der Staat für Kriegsschäden haftet, tatsächlich nicht. Das gilt natürlich in erster Linie für die durch den feindlichen Staat verursachten Kriegsschäden, für die auch die internationalen Verträge keine Rechtsgrundlage schaffen, auf der ein Ersatzanspruch aufgebaut werden könnte. Nach § 3 des Haager Abkommens haftet der feindliche Staat nur für völkerrechtswidrig angerichtete Schäden, zu denen aber weder Beschießung noch auch vom Feinde auferlegte Kontribution und Requisition, die als grundsätzlich berechnete Maßnahmen anzusprechen sind, gehören. Dem Deutschen Reich liegt auch keine Verpflichtung ob, vom Feinde ausgesetzte Quittungen einzulösen.

Anderes liegt es natürlich mit den Schäden, die die deutsche Heeresverwaltung verursacht hat. Hier liegt ein nach öffentlichem Recht erlaubter Eingriff des Staates in die Vermögensrechte von Privatpersonen, eine Enteignung im weiteren Sinne, eine planmäßige Inanspruchnahme privaten Eigentums für staatliche Zwecke vor, die sich von einer sonstigen Enteignung nicht im Wesen, sondern hauptsächlich durch die Formlosigkeit und Schnelligkeit, mit der sie vollzogen wird, unterscheidet. Dieser ganz selbstverständlichen Rechtsauffassung gibt auch § 75 der Einleitung zum Allgemeinen Landrecht mit der Bestimmung Ausdruck, daß der Staat „denjenigen, der seine besonderen Rechte und Vorteile dem Wohle des gemeinen Mannes aufzuopfern genötigt wird, zu entschädigen gehalten ist“. Hiermit scheint allerdings das berühmte Gutachten des preussischen Staatsministeriums vom 16. November 1831, „daß weder der Fiskus noch der Landesherr zum Schadenersatz verpflichtet sein könne“, im Widerspruch zu stehen. Zudeffen wollte dieses Gutachten nur besagen, daß der Staatsbürger sich die allgemeinen, aus dem Wesen des Krieges direkt folgenden und jedermann gleichmäßig treffenden Nachteile, vornehmlich also durch Einfälle der Feinde ins Reichsgebiet, gefallen lassen muß, während er für besondere Eingriffe in sein Eigentum, wie sie durch Verfügungen der deutschen Heeresleitung veranlaßt werden, Ersatz zu beanspruchen hat. Im Jahre 1871 dagegen hat das Deutsche Reich für alle Schäden Ersatz gewährt, die seitens des französischen oder deutschen Heeres durch Beschießung in dem bisherigen Bundesgebiet oder in Elsaß-Lothringen belegener Orte oder durch Brandlegung zu militärischen Zwecken verursacht worden sind. Auch die Reeder der von den Franzosen genommenen Schiffe und die Besitzer der Ladungen erhielten reichlichen Ersatz. In gleicher Weise wurden die aus Frankreich vertriebenen Deutschen entschädigt.

Wenn nun aber auch, wie erwähnt, allgemeine gesetzliche Vorschriften, die den Geschädigten sicherstellen,

fehlen, so mangelt es doch nicht an Spezialvorschriften. Zunächst gehört das sogenannte Festungsranongesez vom 21. Dezember 1871 hierher. Liegt ein Grundstück im Ranon einer Festung, so ist seine Benutzung und seine Verbaubarkeit im Interesse der militärischen Stärke der Festung eingeschränkt. Hierfür gewährt das Gesez eine im ordentlichen Rechtswege geltend zu machende Entschädigung. Es ist nicht einzusehen, warum diese nicht auch gewährt werden sollte für ein nicht zu einem Festungsranon gehörendes Gebäude, das das freie Schußfeld stört und deshalb gesprengt wird.

Das preussische „Tumultgesez“ vom 11. März 1850 verpflichtet ferner in gewissen Fällen die Gemeinden zum Ersatz von Kriegsschäden, für alle Schäden an Personen oder Sachen, die bei Zusammenrottungen oder einem Zusammenlauf von Menschen durch offene Gewalt oder durch Anwendung der dagegen getroffenen gesetzlichen Maßregeln entstehen. Es kann sich doch leicht der Fall ereignen, daß Orte, die wegen der Bedrohung durch den Feind zeitweilig ohne Polizei sind, von plünderndem Gesindel heimgesucht werden. Endlich hat der Geschädigte unter Umständen einen Ersatzanspruch, namentlich im Falle eines Brand-Kriegsschadens, gegen eine Versicherungsgesellschaft. Auf diese gehen dann auf Grund des Versicherungsvertragsgesezes vom 30. Mai 1908 (§ 67) nach Zahlung der Versicherungssumme alle Ansprüche über, die der Geschädigte gegen dritte Personen hat, in Höhe der gezahlten Entschädigung. Die Versicherungsgesellschaft kann also auf Grund der erwähnten Bestimmungen vom Reich oder von den Gemeinden Ersatz fordern. Hat aber ein Betroffener trotz allem noch Bedenken, ob ihm sein Schaden erstattet werden wird, so mag ihn der Hinweis auf das Kriegsleistungsgesez vom 13. Juni 1873 vollends beruhigen. Hier heißt es in § 35: „Für Leistungen, durch welche einzelne Bezirke, Gemeinden oder Personen außergewöhnlich belastet werden, sowie für alle durch den Krieg verursachten Beschädigungen an beweglichem und unbeweglichem Eigentum, welche nach den Vorschriften dieses Gesezes nicht oder nicht hinreichend entschädigt werden, wird der Umfang und die Höhe der etwa zu gewährenden Entschädigung und das Verfahren bei Feststellung derselben durch jedesmaliges Spezialgesez des Reichs bestimmt.“

Alle Geschädigten dürfen demnach ohne Besorgnis sein; nur bedarf es eines besonderen gesetzgeberischen Aktes, in dem genaue Bestimmungen über die Höhe der Entschädigung und das Verfahren der Feststellung des Schadens getroffen werden. Zuvörderst also kommt es darauf an, die Höhe des entstandenen Schadens einwandfrei ziffernmäßig festzustellen. Zahlreiche angesehene Handelskammern, so Bremen, so Hannover, so auch der Ausschuß des Deutschen Handelskammertages haben sich mit der wichtigen Frage befaßt und stimmen darin überein, daß vor allen Dingen sichere Unterlagen geschaffen werden müssen, an Hand deren die Reichsregierung grundsätzlich zur Frage der Entschädigung und vor allen Dingen zur Höhe derselben Stellung nehmen kann. Es ist nämlich auch mit dem menschlichen Eigennuz der Betroffenen zu rechnen, auf daß sie sich nicht auf Kosten der Allgemeinheit bereichern. Der Schadenersatz erstreckt sich zudem keineswegs nur auf den eigentlichen materiellen Schaden, sondern auch auf Verluste an Leben und Gesundheit völkerrechtswidrig Ermordeter und Verstückelter. Für alle Betroffenen empfiehlt es sich, den erlittenen Schaden zunächst ziffernmäßig festzustellen und mit Belegen zu begründen. Zu geeigneter Zeit wird eine offizielle Aufforderung der Regierung ergehen, ihre Ansprüche anzumelden. 2



Eine Ruhestätte auf Bergeshöhe: Die Gräber der bei Limanowa gefallenen Deutschen, Oesterreicher und Ungarn, die dort vereint die Russen schlugen. Phot. Kiserbet, Wien.

## Mütter.

Skizze von Hermann Gottschalk, Dachau.

### Die Verzweifelte.

Ich sah sie seit der Mobilmachung nicht mehr, als ihr scheidender Einziger die Tür hinter sich zuzog. Fühlte er, daß ihr äußerstes Wehgeschrei doch ihr selber galt? Ich glaubte zu hören, wie er draußen tief und frei aufatmete — zum erstenmal.

Was machte mir diese Frau unleidlich — sie, die doch für uns alle litt? Wollte sie uns für sie leiden machen? Sicherlich hatte sie neben dem echten und rechten Mutter-schmerz noch einen anderen, der viel lauter und mit den hilfreichsten Worten nicht zu übertönen war. Solch einen Schmerz aber, der nicht gestillt sein will, den hassen wir anderen, weil er uns unrecht dünkt.

Vom ersten Tage an glaubte sie nicht mehr an die Wiederkehr ihres Sohnes. Das Spiel mit seinem Tode war ihr gerade zum Spiel ihrer Eitelkeit genug.

Als alle sich aus der unfassbaren Beklemmung auf die Wogenkämme der Begeisterung flüchteten, noch ehe der erste Hieb des Todes ins Nachbarhaus fuhr und lähmende Zahlen wie Blitze den Blick ins Grenzenlose öffneten — da war sie nichts mehr als Klägerin. Da war nur sie, sie die Mutter, auf die es der Krieg abgesehen hatte.

Von all dem größeren Leben, das zum erstenmal um die lärgliche Dornenhecke ihrer Ichsucht herum den unendlich glänzenden Garten der selig prunkenden Opferrosen auftrat, gehörte ihr — nichts. Sie trat und schlug danach.

Sie wollte ihre Dornen nur für sich allein, wie sie auch den Sohn nur für sich allein trug und hegte. Und er ließ ihr diese Krone der Eitelkeit — er fiel.

Als dann die Botschaft kam, fand all ihr Selbstzerreißen keinen Widerhall, keinen Glauben mehr. Man verachtete ihren Jammer als eine Schuld.

Sie hatte das Opfer ihres Sohnes, hatte ihr Vaterland verraten.

### Die Lächelnde.

Wo hatte ich diesen ungläubig lächelnden Blick gesehen?

Jrgendwo an Menschen, deren Seele weit fort von dem hindämmernden Leibe schwankte und träumte, jenseits des Lebens schon. Eine verklungene Melodie, für immer ihrem Instrumente und dem Schwingen seiner Leiden und Freuden entrückt.

Erst glaubte ich selbst nur an Erinnerung. Dann streifte es mich wie eine Mahnung zum Hinsehen auf etwas, das da war und in mir widerklang. Und ich suchte die Menschenmauer entlang, die sturmbereit, vorgebeugten Leibes, am Schwellenrande den Zug der Straßenbahn erwartete.

Als er vorüber war und auf einen Augenblick, ehe sie neu zusammenwuchs, die Mauer hinweggehoben hatte, da trat eine Frau mit leisem Kopfschütteln zurück, um beim nächsten Sturm wieder vornan zu sein — und abermals zurückzubleiben. So hitzig alle sich um sie herum gebärdeten, so ruhig blieb sie. Sie war es, die jenes suchende Lächeln aussandte. Lächelte sie über die Unmöglichkeit, auf so bescheidene Weise je zu ihrem Plage zu kommen?

Ich wollte ihr helfen, trat zu ihr — da wies mich ihr Anblick so eigentümlich zurück, daß mir kein Zweifel mehr blieb — an ihrem Irresein. Um so mehr aber wollte ich ihr nun helfen und wandte mich an einen recht verständig dreinblickenden Schutzmann.

„D, die kenne ich recht gut,“ sagte er. „Die hat vor ein paar Wochen ihren Sohn im Feld verloren. Aber sie glaubt es nicht. Sie erwartet ihn seitdem mit jedem Straßenbahnwagen. Da läßt sich nichts machen. Und sie tut ja niemand etwas . . .“

Am anderen Tage sah ich sie im strömenden Regen, ganz durchnäßt, an der gleichen Stelle. Sie hielt ihren Schirm geschlossen, wohl aus Besorgnis, sich im entscheidenden Augenblick die Aussicht zu versperrern. Und vor jedem „Feldgrauen“, der ein- oder ausstieg, öffnete sie leise fragend den Mund, doch gleichsam nur im verborgenen, als wäre es noch nicht Zeit zu der Antwort, die sie erwartete.

Und sicherlich: wäre je unvermutet ihr Sohn darunter aufgetaucht — auch ihn würde sie nicht gefragt haben. Ein Warnen, leise nur und doch unzerbrechlich wie in eiserner Fessel, würde verhüten, daß seine Antwort sie aus ihrem Wahne herabholte, dessen schmerzlose Süße keine Wirklichkeit je erreichen konnte . . .

### Die Starke.

Von einer mußte ich, die ich als stark gekannt. Aber wer will glauben, seinen Nächsten zu kennen, ehe er ihn nicht unter der Art des Schicksals gesehen? Würde jene auch jetzt den festen Blick der Augen noch zeigen, den bis dahin keine Drohung, kein Schlag um einen Grad nur aus seinem Lot wegstößen konnte?

Denn auch sie hatte nun den ärgsten Hieb empfangen. Es war, wo ich hinblickte, als müßte es nun so sein — überall die „Einzigen“. Und ich kannte keine, die mehr für den einen gewagt und getan.

So manchmal unter der Wartezeit sprachen wir miteinander. Sie in einem Tone, als hätte ihre Liebe gerade den Jhrigen bomben- und kugelfest gemacht. Ihr schützender Glaube wirkte auf hundert Meilen hinaus. Sie sprach

es nicht aus — doch gerade das zeugte zehnmal für den innersten Glauben. Und diese Gläubigste der Gläubigen sollte nicht in ihrer Wurzel zerschmettert sein? . . .

„Beileidsbekundungen dankend verbeten“ stand eisern kurz unter der knappen Anzeige.

Das klang wie ein Wisler, das sich über das Gesicht der Mutter herunterklappte. „Ich will nicht gesehen, nicht gefragt, nicht gekannt sein.“ Vielleicht auch: Ich hasse euch alle von nun an!

Für mich durfte das nicht gelten. Ich hatte ein Recht und darum die Pflicht, selbst durch das Wisler des Hasses zu ihr zu dringen.

Ich stand vor der Tür. Der Auslug öffnete und schloß sich wieder, die Tür gab eilig nach, und ich trat ein.

Fester als je schloß sich die Hand der alten Freun-

din um die meine und drängte jede Beforgnis fort. „Sie habe ich erwartet,“ sagte sie mit einer Ruhe, deren Erzwungenes fast mehr mir als ihr selber zu gelten schien.

Als wir einander gegenüberßen, zeigte sie mir die wenigen Habseligkeiten, die man an seiner Statt heimgefannt hatte. Die letzten Schwingungen eines Heldenlebens zitterten in diesen beweglichen Resten.

Mein einziger Gedanke: wüßte ich doch, was sie jetzt von mir hören will! Denn mußte nicht alles Gesprochene jetzt törricht sein? Vom Vaterland reden — jetzt, da ihr ganzes Sinnen um den verlorenen Einzigen kreiste? . . .

Da plötzlich reckten sich ihre Fäuste wie wüßensprengend gleichsam nach West und Ost. Sie rief: „O, wenn ich doch Zehne hätte!“

## Kriegsfeuchen.

Von Dr. Ernst Langerhans.

Von jeher haben die Seuchen in Kriegszeiten eine große Bedeutung erlangt. Die ansteckenden Krankheiten verbreiten sich während der Kriege explosionsartig dadurch, daß auf einen relativ engen Raum große Menschenmengen zusammengebrängt werden, und dadurch, daß jeder einzelne nicht in der Lage ist, die persönliche Körperpflege vorzunehmen. Mangelhafte, unregelmäßige Ernährung, Erkältungen, kleine Verletzungen schaffen die Krankheitsbereitschaft, so daß der Krankheitserreger ein gegebenes Feld für seine verheerende Tätigkeit findet. In der Geschichte sehen wir deshalb, daß das graue Gespenst der Epidemie den Heereslagern nachschlich. Und was das Schlachtfeld verschonte, ward häufig die Beute der Seuche. Die Zahlen, die uns von früheren Kriegen her mitgeteilt werden, sind geradezu überwältigend. Aber auch in den neueren Kriegen haben die Seuchen eine erhebliche Rolle gespielt. Im Jahre 1870 war auf deutscher Seite das Verhältnis so, daß auf je zwei Krieger, die dem Schlachtfeld zum Opfer fielen, einer von der Seuche dahingerafft wurde. Im japanischen Kriege war bei den Japanern die Krankheitsstatistik eine enorme: fast 40 Prozent der Soldaten verbrachten längere oder kürzere Zeit in den Lazaretten. Im Balkankriege endlich hat eine Epidemie die Entscheidung gebracht. Das tapfere Heer der Bulgaren wurde nicht sowohl durch das Schwert der Serben, als vielmehr durch die Cholera gebändigt.

Mit bangen Sorgen hat wohl jeder, dem diese Dinge geläufig sind, sich beim Ausbruch des gegenwärtigen Riesenkrieges die ernste Frage vorgelegt: Wird auch diesmal die Seuchengefahr sich einstellen? Und werden die Kriegsfeuchen nicht zu Volksfeuchen werden? Sind doch an diesem Kriege Völkerschaften beteiligt, bei denen die elementarsten Begriffe der Hygiene fehlen, bei denen Seuchen, die bei uns und in den anderen Kulturländern längst einer straff organisierten Staatsgesundheitspflege das Feld haben räumen müssen, als dauernde Gäste vorgefunden werden. Wird es gelingen, so fragten wir uns, mit den Mitteln, die in vierzigjähriger Friedensarbeit durch unsere Ärzte und Hygieniker geschaffen worden sind, der Ausbreitung einen Wall entgegenzusetzen? Heute, nach sechsmonatiger Kriegsdauer, können wir uns hierüber ein, wenn auch bedingtes Urteil gestalten. Welches sind nun die in Frage kommenden Krankheiten?

Die Pocken haben noch im Jahre 1870 eine große Rolle gespielt, wenn auch nicht bei unseren Kriegern, so doch auf seiten der Franzosen. In unserer Armee sind während des großen Feldzuges nur etwa 200 Mann ge-

storben, während die Franzosen 25000 Soldaten einbüßten. Aber in der Zivilbevölkerung brach im Anschluß an den Krieg eine enorme Pockenepidemie aus, die in den Jahren 1870 71 allein in Preußen 172000 Personen zum Opfer forderte. Erklärlich werden diese Zahlen, wenn wir bedenken, daß die Schutzpockenimpfung damals bei der deutschen Armee bereits durchgeführt war, während sie bei den Franzosen noch fehlte. Bei der deutschen Zivilbevölkerung war die Schutzpockenimpfung noch nicht eingeführt. Die Kriegsgefangenen Franzosen brachten die Pocken nach Deutschland. Die Absperrung der Gefangenenlager gegen die Zivilbevölkerung war damals nicht annähernd so streng wie gegenwärtig. Ich habe mir oft erzählen lassen, daß die Kinder Zigarren und andere vielbegehrte Artikel den Gefangenen in das Lager brachten, die sie dafür mit abgerissenen Uniformknöpfen und anderen „Souvenirs“ bezahlten. Die große Pockenepidemie war damals die Veranlassung, das Reichsimpfgesetz vom Jahre 1875 zu schaffen. Sollte der Krieg sich auf die Gefilde von Großbritannien hinüberspielen, so werden es die Engländer schwer zu büßen haben, daß es ihnen nicht geglückt ist, ein unserm Impfgesetz ebenbürtiges Werk zu schaffen. Der Engländer, der erklärt, daß die Impfung gegen seine Überzeugung ist, braucht seine Kinder nicht impfen zu lassen. Die Pockenempfindlichkeit ist also in der englischen Bevölkerung eine sehr große. In Friedenszeiten ist das Reich durch seine isolierte Lage auf der Insel vor Pockeneinschleppungen geschützt gewesen. Die Hilfstruppen, die England sich jetzt aus aller Herren Länder kommen läßt, werden ihm vielleicht ein gräßliches Gastgeschenk mitbringen.

Der Typhus ist eine Infektionskrankheit, die ihre Verbreitung durch einen uns wohlbekannten Bazillus findet. Der von Ebert entdeckte Typhusbazillus gelangt mit den Nahrungsmitteln, besonders auch mit dem Trinkwasser, in den menschlichen Körper und erzeugt im Darne Geschwüre. Die von den Bakterien produzierten Gifte und die im Darm lokalisierten Geschwüre beherrschen das Krankheitsbild, das in hohem Fieber, Kopfschmerzen, Delirien und Durchfällen besteht. Wie in allen Kriegen, von denen uns berichtet wird, hat auch in diesem Kriege der Typhus sein Haupt erhoben. In der belgischen Armee soll er sehr stark verbreitet sein. Calais und seine Lazarette sind mit Typhuskranken überfüllt. Aber auch auf unserer Seite sind nicht wenige Erkrankungen vorgekommen. Zwei Maßnahmen sind es, mittels deren wir der Krankheit zu Leibe gehen können: die Typhusimpfung und



Die Pflegerinnen.

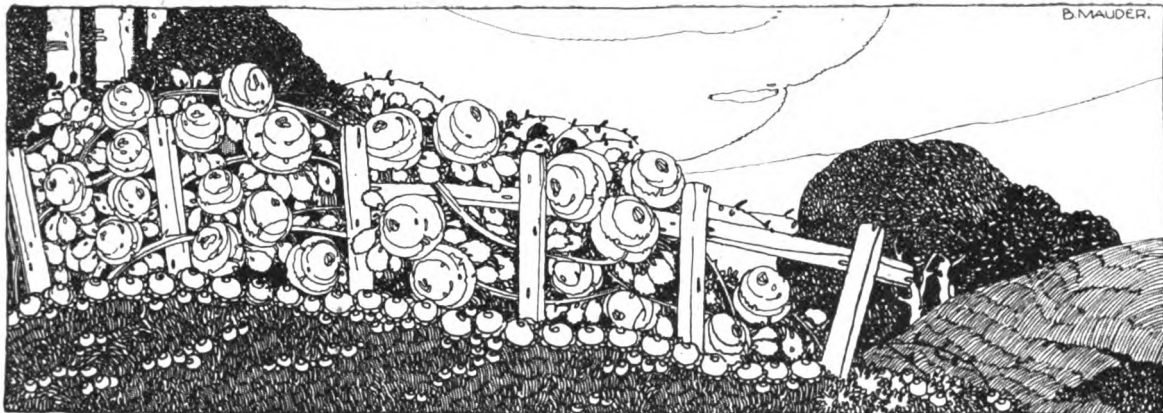
die Isolierung aller Erkrankten. Die Impfung gegen Typhus bedeutet etwas prinzipiell anderes als jene gegen die Pocken. Während wir bei der Pockenimpfung den Krankheitserreger oder vielmehr einen ihm ähnlichen Bazillus einimpfen und eine Art kleiner Pockenkrankheit künstlich erzeugen, durch die der Mensch sich selbst eine Giftfreiheit schafft, wird die Typhusimpfung mit abgetöteten Kulturen vorgenommen, und die Schutzstoffe selbst eingeführt. Der Impfschutz, der durch die Typhusimpfung erzeugt wird, ist dementsprechend ein viel kurzfristiger und währt nur über wenige Monate. Geimpft wurden von unserer Seite zu Beginn des Krieges grundsätzlich alle Ärzte und das gesamte Pflegepersonal. Über das, was zur Typhusbekämpfung im Felde geschieht, gelangen naturgemäß zu uns nur unbestimmte Angaben. Bekannt ist mir, daß vor Verdun zahlreiche Erkrankungen vorkamen, daß es aber der Energie eines bekannten Arztes geglückt ist, die Seuche dort vollkommen zum Erlöschen zu bringen. Die Kampfmittel griffen da an, wo man überhaupt bei einer Seuchenbekämpfung angreifen kann. Zwei Dinge sind es ja, die vorhanden sein müssen, um eine Infektionskrankheit zu erzeugen: der Krankheitserreger und die Krankheitsempfänglichkeit. Der Krankheitserreger wird am kranken Menschen aufgesucht. Alle Typhuskranken, auch die der Zivilbevölkerung, soweit sie sich im Kampfgebiete befindet, müssen mit der größten Strenge absolut sicher isoliert werden, und für die Unschädlichmachung der von ihnen ausgehenden Abfallstoffe muß gesorgt werden. Und dann die Impfung, die die Krankheitsbereitschaft beseitigt. In normalen Zeiten ist diese Impfung, da sie ja nur einen auf wenige Monate reichenden Impfschutz verleiht, zur Typhusbekämpfung ungeeignet. In Kriegzeiten aber, wo besondere Verhältnisse doch hoffentlich nur kurze Zeit ein vermehrtes Aufflammen der Krankheit bringen, wird sie im Großen angewendet. Durch die Anwendung dieser beiden Maßnahmen mit Konsequenz und Strenge ist es, wie gesagt, an dieser einen Stelle gelungen, die Typhusepidemie zu beseitigen, und

es wird hoffentlich in gleicher Weise überall gelingen, die Epidemie niederzuhalten, wo sie ihr Haupt zu erheben droht.

Der Flecktyphus hat mit der vorigen Krankheit das Gemeinsame, daß das Krankheitsbild beherrscht ist durch die starke Ergriffenheit des Nervensystems; Kopfschmerzen, Bewußtlosigkeit und Delirien sind beim Typhus wie beim Flecktyphus zu beobachten; ihnen verdankt ja auch die Krankheit den Namen, denn Typhus heißt Bewußtlosigkeit, wofür wir auch den deutschen Namen Nervenfieber anwenden. Beim Flecktyphus ganz besonders zeigt der Patient die Neigung, im bewußtlosen Zustand das Bett zu verlassen und durch Tür oder Fenster die Flucht zu ergreifen. Der Pfleger solcher Kranken muß nicht nur über Sorgsamkeit verfügen, sondern auch über Körperkräfte. Der Krankheitserreger hat sicherlich mit dem Ebertschen Typhusbazillus nichts zu tun. Er befindet sich wahrscheinlich im Blute und ist uns übrigens zurzeit noch unbekannt. Die Übertragung vom Patienten zum Gesunden wird durch Ungeziefer, Läuse, Flöhe und Wanzen, besorgt. Durch die Tageszeitungen ist bekannt geworden, daß im Gefangenenlager von Kottbus unter den Inassen zahlreiche Erkrankungs- und auch einige Todesfälle vorgekommen sind. Die Isolierung der Kranken und die Vernichtung des Ungeziefers ist geeignet, die Weiterverbreitung unter den Gefangenen und vor allem unter der Zivilbevölkerung hintanzuhalten. Wir hören, daß dies auch schon fast vollkommen gelungen ist.

Zur Gruppe der typhusähnlichen Krankheiten gehört auch der sogenannte Rückfalltyphus. Schon vor der bakteriologischen Zeit in der Medizin wurden bei dieser Krankheit im Blute der Betroffenen eigentümliche korkzieherartige Gebilde erkannt und als Krankheitserreger angesprochen. Die Krankheit verläuft, wie schon der Name sagt, schubweise, so daß nach einer Krankheitsperiode von 8-14 Tagen das auf der Krankheitshöhe befindliche Fieber und die schweren Allgemeinercheinungen einer





## Mutter Billons Rosengärtlein.

Novellette von Hellmuth Unger.

Wo sich von der Hauptstraße des Dorfes nach dem Flusse und den duftigen Wiesen zu ein kleiner, holpriger Fußweg um die letzten Häuser des Vogesenörtchens staubgrau herumlegte, lag Mutter Billons Rosengarten. Eigentlich wäre von ihm nichts Besonderes zu berichten, denn in den heißen und selten schönen, wolkenlosen Augusttagen blühten in allen Gärten vor und hinter den deutschen Häusern in buntester Pracht die Rosen. Aber wenn man von Mutter Billon, dieser einsamen, alten Frau, erzählen will, die niemals Kinder gehabt hatte und die doch alle Dörfler „Mutter“ Billon nannten, dann muß man zuerst von ihrem Rosengärtlein berichten. Kein Mensch hatte mehr Liebe zu diesen schweren, voll-duftenden Blumen und keiner redete so viel davon wie sie.

Der Augusttag stand glashart und schimmerblau über den Vogesen, die im Westen ihre Berggaden duftig in die Landschaft hineinschoben. Wie Gewitterstimmung zitterte es in der Luft.

Mutter Billon arbeitete in ihrem Gärtlein. Die Haubenbänder ihrer kleinen schwarzen Kapotte fielen knisternd über das breite, bunte Tuch, das sie um die Schultern trug, und ihr weiter Faltenrock bauchte sich zwischen den Beeten.

Um Augenblicke richtete sich die Frau von ihren Rosenstöcken auf, die zu beiden Seiten des kiesigen Gartenweges wie auf Stöcke gebundene Hochzeitssträuße steckten, und horchte. Da rasselten und ratterten und dröhnten unaufhörlich Karren und Wagen. Truppen marschierten. Sie hörte deutlich den klingenden Takt ihrer Tritte, die hellen Weisen der Soldatenlieder, die sie sangen, als wenn dieser so unerwartet über das Elsaß hereingebrochene Krieg etwas Fröhliches wäre.

Die Franzosen sollten von den Vogesenpässen her deutsches Land mit unübersehbaren Truppenmengen durchflutet haben. Ein Bauer hatte ihr die Kunde am Morgen noch zugerufen, der mit seinen Leuten und seiner Habe nach Osten fuhr.

Wie er gemurmelt hatte! O dieser Krieg, dieser grauenvolle, schreckliche Krieg! Ihr war der Gedanke, zu entfliehen, nicht gekommen. Was sollten die Feinde denn an ihrem armen Dörfchen gewinnen?

Mutter Billon bastelte einen losen Stamm an den Stab und strich mit ihren schweren, arbeitgefurchten Händen die weißen Blätter einer Juliette ab. Wie sie blühten! Mit welcher Sorgsamkeit hatte ihr Mann einmal diese Ruten gepflanzt, ihr die Namen auf den Bezeichnungshölzern gedeutet. Er wußte nicht, daß seines kinderlosen Weibes ganze Liebe an diese Rosen verschwendet werden würde. Da schimmerten marmorweiße Herbstrosen in

blauem Geäder, schwere Lyonsorten strahlten safrangelb, Marshall Niels lagen wie Schmuckstücke auf grünem Blättersamt, und die Soleil d'or hatte schon den goldbronzenen Ton höchster Reife. Der erste kalte Wind würde eine Flut von Blättern niederwehen.

Plötzlich schreckte sie auf. Wie fernes Trommeln plunkerte es herüber. Was war das? Näher. Von den Vogesen her pfeifte ein Schuß. Unten an der Brücke wurde es lebendig. Um Gottes willen. Das Dorf war leer von seinen Bewohnern. Nur Soldaten sah sie. Soldaten, Soldaten, die von allen Seiten, auf allen Wegen zusammenströmten.

Mutter Billon ging durch ihr Haus und trat in die Tür. Sie wollte Gewißheit haben.

Eine Patrouille kam vorbei. Der Führer redete sie an. Was sie hier mache? In jeder Stunde könnte sich der Kampf entwickeln. Sie würde Gefahr laufen.

Was, Gefahr?

Ihr Haus sei gefährdet, alle Einwohner fortgezogen. Sie sollten nur fortziehen!

Nun. Ob sie nicht auch vernünftig sein wollte und gehen?

Sie sollte gehen? Sie ihr Häuschen verlassen und nicht mehr bei ihren Rosen sein? Nein, sie ginge nicht. Sie sei eine Frau. Ganz bestimmt würde sie bleiben.

Die Patrouille rückte weiter.

Das Gewehrgeknatter verstärkte sich.

Mutter Billon flüchtete, aus Angst, noch einem Soldaten zu begegnen, in ihre Stube. Und dort blieb sie sitzen. Sie wollte nichts hören und sehen, nur den Anblick des Gartens vor sich, in dem die Herbstsonne zwischen den Rosenstöcken goldene Netze spann.

Mutter Billon hatte den Herbstwind vergessen. Nur an den Kampf, an den Krieg mußte sie denken. Ob die Feinde das Dorf angreifen würden?

Ein Signal schwirrte über die Giebel. Lärm. Schreie. Artschläge vom Flusse her. Und dann einsetzend und immer stärker anschwellend Kanonendonner.

Also doch!

Auf den Feldern, die sich vom Waldrande herzogen, schwärmten Schützenketten. Hier und da blitzte es in der Sonne auf.

Mutter Billon kam von dem Anblick nicht mehr los. Dies Lärmen und Sirren! Warum nur Krieg war! Wenn es doch nur erst Abend würde.

Was wünschte die alte Frau nicht alles. Nur an sich selbst dachte sie nicht.

Das Lärmen und Knallen wuchs und kam näher. Menschenstimmen, Befehle über der Hauptstraße.



Dicht vor dem Dorfe hoben Kompagnien Gräben aus. Auf der jenseitigen Höhe war Artillerie aufgefahren und funkte nach dem Walde hinüber.

Und plötzlich kam Antwort von drüben. Die Gegner hatten sich gefunden.

Ein Höllenlärm rauschte auf. Granaten und Schrapnell's heulten und pfeifen übers Dorf hinweg.

Mutter Willon duckte sich unwillkürlich, wenn das Heulen über die Häuser hinwegstrich.

Die Soldaten schafften mit ihrem Schanzzeug, als kümmern sie die feindlichen Geschosse nicht. Immer dröhnender, klirrender wuchs der Kampf in den Nachmittag hinein.

Mutter Willon hatte das Fenster nach der Straßenseite geschlossen und verhängt. Nur die Rosen wollte sie noch sehen. Den Rosen durften sie nichts tun.

Sie hätte sie eindecken sollen und gehen! Was sie sich nur vorredete. Sie hätte ihr Haus ja doch nicht verlassen. Sie taumelte auf.

Mitten in ein Bauernhaus war eine Granate geschlagen. Hell, flackernd schloß eine Feuergarbe aus dem Giebel hervor. Balken knirschten. Ein ausgehobenes Fensterkreuz

stocherte in der Luft herum. Kein Menschenlaut. Nur Geschützdonner und Kreischen durchjagender Wagen.

Mutter Willon stand schwer ans Fenster gelehnt. Ihre Hände krampften sich zu Fäusten. Sie hätte weinen können. Sie wartete auf den nächsten Schuß.

Wie in Träumen war sie. Sie schreckte erst auf, als sie das Erdreich ihres Gartens, vor dem die Soldaten sich eingegraben hatten, hoch aufsprizen sah. Mitten zwischen den Beeten hatte sich das Geschloß in den Boden gebissen und ihn krachend aufgewühlt.

Die Rosen!

Mutter Willon stürzte hinaus. Es konnte nicht Wahrheit sein. Sie taumelte über Erdklumpen. Sie tastete wie im Dunkeln. Sie suchte. Wie eine Irre ging sie.

Da stand noch ein Rosenstock. Der schönste. Fast unverfehrt war er geblieben wie durch ein Wunder.

Und sie weinte. Jede Knospe hielt sie in der Hand. Einige Blätter waren abgestaubt.

Einer also noch. Einer im ganzen Garten, aber der schönste, der edelste. Tief beugte sie sich über die Blüten.

Einer noch! — Und als sie sich mühsam aufrichtete, schlug dicht neben ihr die nächste Granate ein. ☉

## In den Trümmern der Feste Givet.

Von einem deutschen Stabsoffizier.

Die Kriegsergebnisse haben die Anfang September erfolgte Einnahme der Feste Givet fast in Vergessenheit geraten lassen. Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb bringen wir die nachstehende, überaus anschauliche Schilderung der ruhmvollen Einnahme der Bergfeste. Sie weckt zugleich die Erinnerung an die rasche Eroberung anderer feindlicher Festungen, Feldburgen, die leider in unierer rasklebenden Zeit manchem schon aus dem Gedächtnis entchwunden sind.

In diesen Tagen hatte ich Gelegenheit, der Festung Givet im Nordzipfel Frankreichs einen Besuch abzustatten. Sie wurde am 1. und 2. September durch die österreichischen Motorbatterien bombardiert oder richtiger vernichtet. Auf hohem Felsenrücken ruhten mächtige Felsenmauern und Erdwerke, Rasematten mit 2—3 m starken Basaltmauern — ein Felsenfest, völlig geeignet, das breite Tal der Maas für jeden Verkehr zu sperren. Unten das hübsche Städtchen Givet, ein Hauptindustriort der Gegend, angeschmiegt an die über 100 m hohen Felswände. Armirt war die Festung mit den schwersten Geschützen, verproviantiert auf ungezählte Wochen — kurz, kein Mensch konnte ahnen, daß diese stolze Feste bald ein fürchterlicher Geröllhaufen sein sollte. Givet verschloß das Maastal, in dem die Reservedivision vorgehen sollte. Der General entsandte einen Oberstleutnant nach dem Festungstor mit dem Auftrag, den Kommandanten zur Übergabe aufzufordern. Elegant und höflich entledigte sich der deutsche Offizier des Auftrags, elegant und nonchalant antwortete der eisgraue Kommandant: Mr. le colonel solle in sechs bis acht Wochen wieder anfragen. Lächelnd wandte der Parlamentär seinen Araber und setzte sich in eine Wein- stube des Städtchens, wo die gesetzte Frist verstrich.

Plötzlich ein dumpfes Dröhnen in der Ferne! Wenige Sekunden darauf kracht eine Riesengranate etwa 50 m vor dem Abhang der Festung mitten in eine Straße, reißt ein 3 m tiefes Loch, demoliert die nächsten acht Häuser und bringt lähmendes Entsetzen in die Bevölkerung. Schon die nächste Granate trifft oben in der Höhe. Ein Wall wird glatt weggefeigt, der daneben stehende runde Turm im Durchmesser von 35 m reißt zweimal von unten bis oben durch, trotz seiner 4 m starken Basaltmauern. Dann prasseln ohne Pausen die Granaten in die Werke und in die hinter ihnen liegenden als völlig geschützt be-

trachteten Häuser. Noch weiß niemand, wo die entseßlichen Rohre stehen, aus denen die Vernichtung über die unglückliche Festung hereinbricht. Doch unaufhörlich dröhnt viele Kilometer hinter den Bergen Schuß auf Schuß, und oben hinter den Türmen und Wällen kracht in entseßlicher Gleichmäßigkeit ein Turm nach dem anderen, ein Wall, ein Haus nach dem anderen. Die Kirche liegt mit drei Volltreffern in Trümmern, die Besatzung mit wenigen oben gebliebenen Beamten stürzt kopflos in die Kasematten. Gott sei Dank, sie sind gerettet, die Felsen, die dreifachen Wölbungen können nicht brechen. 35 Soldaten und Offiziere haben sich in das unterste Verlies der Hauptkasematte geflüchtet, der Raum ist gedrängt voll, die Nachkommenden eilen weiter in den unterirdischen Fessengängen und Schluchten. Da, hinter ihnen ein Erdbeben — eine Granate hat durch die dreiviertel Meter starken Wölbungen geschlagen und zerreißt beim Kriechen alle 35 Mann in Stücke. Wir standen unten vor dem Schauplatz dieser Katastrophe, die sich vor drei Monaten hier abgespielt hatte, und sahen hinauf durch die drei Kreisrunden 1½ m im Durchmesser zeigenden Löcher. Der blaue Himmel strahlte hindurch — eine Granate hatte ihm Eingang verschafft. Dann ging's hinauf einen gleichmäßig ansteigenden Gang. Hier war einst das Tor, eine Granate hat den Eingang völlig verschüttet. Eine Straße führt entlang den hohen Wällen und Grabenmauern. Kein Haus zeigte mehr als Erdgeschloßfenster, obwohl der Schutz für zweistöckige Häuser mit hohem Dach gewährt ist schien. Die Bomben waren derart in die Häuser geschlagen, daß sie das Dach zertrimmert hatten und dann im Hause explodiert waren. So flog der erste Stock hinaus und der Rest des Daches saß im nächsten Augenblick auf den Resten des Erdgeschloßes. Natürlich waren alle Frauen und Kinder schon tagelang vor Erscheinen der Deutschen entfernt.

Als der Kommandant die völlige Aussichtslosigkeit einer Verteidigung einsah, hoffte er auf ein baldiges Ende der Beschießung und flüchtete mit 350 Mann eine hundert Stufen hohe Treppe hinab, wo ein absolut geschloßlicher Raum war, in dem die Leute dicht gedrängt

aneinander standen, während über ihren Köpfen der Höllentanz weiter raste. Alle sollen halb verrückt gewesen sein durch die entsetzlichen Eindrücke der letzten Stunden. Aber nun erholten sie sich und schöpften aufs neue Hoffnung. Hier unten waren sie sicher, hierher konnten die Deutschen nicht schießen. Da, ein schrecklicher Schlag da oben, große Felsen- und Mauertrümmer kommen die hundert Stufen herabgesprungen und erschlagen mehrere Leute. Nach dem ersten Schreck blicken alle angstvoll nach oben. Die kleine helle Öffnung ist verschwunden — die deutsche Granate hat den Eingang völlig verschüttet. Gibt es keinen Ausgang hier unten? O ja, aber die gepanzerte Tür ist verschlossen und der Schlüssel liegt unter den haushohen Steintrümmern der Kommandantenwohnung. Da faßt Entsetzen die Männer. „Die Luft wird uns ausgehen.“ Und so war es.



Beim schweren Geschütz. Nach einer Zeichnung von Mägr.

Nach und nach atmen die vielen Menschen schwer, manche sinken zusammen, während die Felsen mehr und mehr in ihren Grundfesten erschüttert werden. Das fürchterliche Los des Erstfindungstodes scheint bestegelt zu sein. Doch die Deutschen haben gut rekonozitiert! Mächtige Hämmer dröhnen an die Tür, die in einen unter der Festung hindurchgeführten Eisenbahntunnel mündet. Nach und nach geben die Platten und Bänder, die Nieten und Schrauben, die Klammern und Haken nach, die im Inneren drängen keuchend gegen die wankende Pforte — dann stürzt sie, und wie ein Meer Verdamnter quellen die Todgeweihten aus dem dunkeln, mit Stidluft gefüllten Raum. Schnell sind sie entwaffnet und unter scharfe Bewachung gestellt.

Während der ganzen Nacht geht die Beschießung weiter; mehr und mehr sinken die Wälle, brechen die Mauern, werden Türme und Kasematten in Trümmer gelegt. Kein Raum in der großen Menschenniederlassung (etwa 200 bis 300 Mann und Bewohner) ist erhalten, die Straßen sind mit meterhohem Geröll bedeckt. Hier und da starrt ein Verschütteter mit gebrochenen Augen aus den Steinen, ein Arm, ein Paar Beine zeigen, daß hier Flüchtende

nicht mehr Schutz gefunden hatten. Die Sonne steigt herauf und beleuchtet das Zerstörungswerk — da, wie mit einem Schlage schweigen die fernen Donnererschläge, schweigen die trachenden Einschläge, die polternden Hauseinstürze. Der Kommandant hat einen mutigen Mann nach der Fahnenstange entsandt, der unter schwerster Lebensgefahr, oft über die vor ihm herabrollenden Steine stolpernd, selbst verwundet, die weiße Flagge hobte. Zwar zerriß ein Schrapnellschuß von einer nahen Höhe das reine weiße Leinen, aber man hat mit scharfen Gläsern das Giffen der Flagge bemerkt, da man es erwartete. Todmatt schlafen die wenigen Leute der Besatzung ein. Wo sie gerade standen und gingen, fielen sie zusammen, die Aufregung war zu stark gewesen.

Nach einer knappen Stunde erscheint der General an der Zugbrücke. Da sie zufällig nicht getroffen wurde, fällt sie gehorham, und der Sieger reitet in die überwundene, nie von einem Feinde betretene Festung. Aber bald muß er absteigen, das Pferd kommt nicht über das Geröll der zerschossenen Mauern vorwärts, und auch zu Fuß hat der General die größte Mühe, bis nach dem Kirchplatz vorzubringen. Sein Stab hinter ihm, er vor den Trümmern des Glockenturmes: so erwarten die Deutschen den besiegten Feind, den alten Helben, der von zwei Leuten herangeführt wird und weinend das Käppi von dem fahlen Schädel nimmt. Der General tritt ihm ernst entgegen und salutiert. Die Umstehenden meistern kaum ihre Bewegung. Der Kommandant löst mit zitternden Händen seinen Degen und reicht ihn dem Sieger. Der zeigt ihn seinen Offizieren, salutiert dann mit diesen und — gibt ihn dem Alten zurück. Keiner konnte sich der tiefen Wirkung dieser Szene in dieser Umgebung, nach diesen schrecklichen Stunden entziehen. Als der Franzose die Hand des jüngeren Deutschen küssen will, wendet dieser sich um und macht der für uns Deutsche peinlichen Szene ein Ende. Dies ist die Schilderung des Falles von Sivet nach den Erzählungen unserer Begleiter.

## Kriegsindustrie.

Von Dr. Hermann Friedemann.

Wer jetzt die Schaufenster der Läden in Deutschland betrachtet, oder den Anzeigenteil der Zeitungen überblickt, sieht in eine verwandelte Welt. Nur der Rahmen ist ungefähr der alte geblieben: was er umschließt, gleicht einer Fläche, die widerstrahlend das Bild der ungeheuren Vorgänge draußen zurückgibt. Marschierende Kolonnen werfen ihre Schatten, Schanzen und Schützengräben sind in geahnten Umrissen fühlbar, von Geschützen und allem

Kriegsgerät erscheint ein verkleinertes Abbild, die Witterung der Schlachtfelder dringt herein. . . Ist der Krieg, von dem wir fürchteten, er werde den höhlängigen Hunger hinter sich zerrn, der Brotherr des deutschen Volkes geworden? Leben wir von der Kriegsindustrie?

Das Urteil wäre doch etwas hell gefärbt. Darum zunächst eine Klärung des Grundsätzlichen. Es ist natürlich nicht richtig, einfach zu sagen, daß der Krieg den Krieg

ernährt. Das konnte allenfalls für Beutezüge in kleinem Maßstabe gelten, wenn die Sieger sich aus Feindesland ihren Bedarf und mehr als diesen holten. Davon kann heute keine Rede sein. Nicht der Krieg trägt die Kosten des Krieges, sondern die kommenden Friedensjahre tun es. Nicht Erwerb, sondern Schulden sind die Summen, die den Unternehmern, Arbeitern, Händlern für die Lieferung des Kriegsbedarfes zustießen. Darum ist das Wort von dem Geld, das „im Lande bleibt“, im üblichen Sinn eine Selbsttäuschung. Was für Gewehre, Geschütze, Munition, Panzerplatten ausgegeben wird, ist wertschaffende Anlage im Hinblick auf den kriegerischen Zweck, aber nur ausschließlich auf diesen; vom Standpunkt der Gesamtwirtschaft ist es, bis auf den letzten Pfennig, unter den Reinverlusten zu buchen. Wer Patronenhüllen dreht, ist für die Dauer dieser Beschäftigung verhindert, Kleider, Möbel, Nahrungsmittel herzustellen: das sollte klar sein. Man braucht ja nur, um dessen inne zu werden, anzunehmen, das gesamte arbeitsfähige Volk sei mit der Ausrüstung von Kriegsmaterial und nichts anderem beschäftigt, zu guten Preisen natürlich und auf Kosten des Staates: das Geld bliebe „im Lande“ — aber das Land wäre unterdessen verhungert. Nein: nicht ein Erwerbsmittel ist, wirtschaftlich gesehen, die Kriegsindustrie, auch nicht eine Art Notstandsarbeit, wie man sie in Krisenzeiten vornehmen läßt, sondern sie ist ihrem Zweck nach eine unausweichbare Notwendigkeit, der Bezahlung nach, die der kriegsführende Staat für sie leistet, aber: das geeignetste Mittel, die Kosten des Krieges auf die Zukunft abzubürden. Wer Arbeitskräfte für eine, im wirtschaftlichen Sinne nicht werterzeugende Arbeit in Anspruch nimmt und bezahlt, fügt nicht etwa dem Volkswohlstand etwas hinzu: aber er leistet auf den künftigen vorzunehmenden Ausgleich einen Vorschuß. Mit einem Wort: die Kriegsindustrie ernährt nicht, aber sie verteilt den Ausfall an nähernder Arbeit, der sonst zu einer Katastrophe führen müßte, auf viele Jahre. Die Steuererlöse, aus denen der Staat die Zinsen seiner Anleihen wird begleichen müssen, bezahlen im Grunde genommen nicht die Arbeit, sondern den Arbeitsausfall der Kriegszeit.

Wird also die gesamte Arbeit der Kriegsindustrie nur auf spätere Kostenrechnung geleistet? Doch nicht ganz. Geschosse, Schrapnellfüllungen, Granaten sind freilich jedem anderem Gebrauch als dem ihnen zugewiesenen entzogen, und die Arbeitszeit, die an sie gewendet wird, fällt für die Volkswirtschaft aus; anders steht es schon mit der Ernährung und Bekleidung des Heeres. Einige Millionen Männer, die ins Feld gezogen sind, müssen ernährt werden, wie sie in Friedenszeiten ernährt werden mußten, und bekleidet, wie sie auch ohne den Krieg bekleidet werden mußten. Sie kommen nicht mehr als Produzenten, wohl aber als Konsumenten in Betracht; d. h. sie können bei der wirtschaftlichen Arbeit der Dahingeblichenen freilich nicht mithelfen, sind ihnen aber, durch ihre Bedürfnisse, ein Anlaß zu vermehrter Tätigkeit.

Der Krieg wird zum großen Anreger. Er ist es ja schon in Friedenszeiten. Panzerplatten vermehren zwar nicht unmittelbar das Volkseinkommen, indem sie, nach der laubläufigen Vorstellung, „Arbeit schaffen“, wohl aber vermehren sie es mittelbar durch den Zwang zu Erfindungen, Werkzeugen, Unternehmungen, Organisationen, die größtenteils auch für die Friedensarbeit verwendbar sind. Die ganze Industrie, die jetzt genötigt ist, sich zeit-

gemäß umzugestalten, wird unter dem Druck des Krieges angespannter, vielseitiger, anpassungsfähiger. Sie gewöhnt sich, mit wenig Händen viel zu leisten, neue Arbeitsweisen zu finden und während des Krieges Einrichtungen zu schaffen, die den Krieg überdauern. Als die Mobilmachung begann, sah die westdeutsche Textilindustrie schwarze Zeiten heraufkommen; heute ist sie überbeschäftigt. Alles, was Wolle oder Baumwolle verarbeitet, hat nicht Kräfte genug, die Aufträge auszuführen. Die Militärverwaltung braucht Decken zu Millionen für das Heer, für die Lazarette, für die Gefangenenlager; und noch weit größer, dabei unübersehbar vielseitig, ist der Bedarf an Bekleidungsstücken. Auf einer einzigen Seite eines Anzeigenteils finden sich verzeichnet: Trikotasen, Wollstrümpfe, Strickjacks, Militärbüchsen, Pulswärmer, Kopfschützer, Knieschützer aus Gummistoffen, Landsturmdecken, Lederwesten, Filzhelme, Kalbsfelle, Schaftstiefel usw. Dazu kommen die Brotbeutel, die Tornisterstoffe, die Zeltbahnen, die Mantel- und Rochgeschirriemen, die Spatenführer, die Patronentaschen, die Getreibeckel, die Feldflaschenriemen. Ferner die hölzernen Tornisterrahmen, die Karabinerhaken, die Pionierspaten und sonstigen Arbeitsgeräte, die Feldlöcher, die Sturmlaternen, die „Glühböden“ . . . Folgt die unendliche Reihe der Nahrungs- und Genussmittel, die einzeln aufzuzählen nicht möglich ist; es schließen sich die zahllosen Liebesgabenartikel an.

Für die meisten dieser vielfältigen Waren hatte man schon in Friedenszeiten Bedarf. Nur einzelne sind neu entstanden; fast alle aber haben sich auf irgendeine Weise anpassen müssen, oder suchen doch die Beziehung zum Krieg, der im Mittelpunkt aller Dinge steht. Der Rasierapparat ist kein gewöhnlicher Rasierapparat mehr, sondern der Rasierapparat des Soldaten. Die Schokolade, die Medikamente, die Erfrischungs- und Kräftigungsmittel sind den Bedürfnissen der kämpfenden Krieger angepaßt. Was für den Soldaten ganz und gar nicht verwendbar ist, wird auch wenig beachtet. Selbst die Form der Anzeige hat diese gewollte Einseitigkeit: wo man sonst das Bild einer Frau sah, sieht man jetzt einen selbgrauen Soldaten — handle es sich nun um die Anzeige eines Riffens oder eines Handspiegels. Das Notizheft mit eingepreßten Goldbuchstaben wird zum Kriegstagebuch, der Füllfederhalter will nur noch Feldauszeichnungen, der Bleistift Geländeskizzen zu Papier bringen. Und die Literatur will im Tornister getragen sein, und die Musik im Schützengraben gespielt werden, und der Film die heimkehrenden Verwundeten unterhalten, und die Ansichtskarte auf ihre Weise Kriegsgeschichte schreiben . . .

Ein Teil der ungeheuern Kriegsindustrie hat natürlich zum Krieg nur eine vorübergehende oder eine Scheinbeziehung. Der größere Rest aber hat, weit über die Kriegszeit hinaus, an Kraft und Beweglichkeit gewonnen. Nicht nur ist ein plötzlich und zwangsweise erweiterter Rahmen geschaffen, der im Frieden ausgefüllt werden muß: der Kriegsbedarf mit seinen gewaltigen Massen, seinem Zwang zu schneller, entschlossener und dabei gediegener Arbeit ist die beste Erziehung zu Großindustrien und wird darum dem neuen Deutschland zugute kommen. Nicht zu vergessen sind die Anregungen der Form. Man war genötigt, für eine Weile den Warenauslagen, den Schaufenstern, den Plakaten Linien und Farben aus einer anderen Welt als der sonst üblichen zu geben. Auch davon wird, sind erst die Kinkerlitzchen verschwunden, eine Bereicherung bleiben. ☉

## Klein Annys Nachtgebet zur Kriegszeit.

Ich bin jetzt müde und geh' zur Ruh',  
Mach' meine Augenlein beide zu.  
Du lieber Gott, du weißt ja Hestheid,  
Es ist Krieg, das ist so ähnlich wie Streit.  
Ich hatt' auch mal Streit, mit Lieschen  
Sunders,

Aber lieber Gott, das war ganz was anders.  
Hab' heute viel Wünsche im Herzen drinnen,  
Lieber Gott, laß nur die Deutschen gewinnen.  
Du kennst doch sicher die bösen Franzosen,  
Ich meine, die mit den roten Hosen,  
Und auch die Belgier, die uns grollen,  
Die falschen Engländer, die helfen wollen.  
Dann noch die Russen, es ist kaum zu sagen,  
Die mußt du alle zu Boden schlagen.  
Erst neulich hat mir's Muttchen erzählt,  
Wie die Belgier unsere Soldaten gequält,  
Die verwundet waren oder gefangen.  
Da kam mir das Grauen und das Bangen.  
Du lieber Gott, du bist ja gerecht,  
Nicht wahr, das ist doch fürchterlich schlecht.  
Du weißt ja von diesen Greuelthaten,  
Drum hilfst du auch nur den deutschen Sol-  
daten.

Lieber Gott, dann gib auch nur recht acht,  
Wenn ein Flieger oder Zeppelin in der Nacht  
Wirft Bomben in feindliche Städte hinein,  
Lieber Gott, dann mußt du so freundlich sein  
Und löschen die Sterne und alles Licht,  
Dann sehen die Feinde den Zeppelin nicht.

Schüh' auch unsere Schiffe auf dem Meer,  
Und das ganze große deutsche Heer,  
Die Prinzen, die alle im Felde stehn,  
Und lieber Gott, ich bitte recht schön,  
Schirm' unsern Kaiser, den großen Held,  
Und alle, die da draußen im Feld.  
Mach' immer recht freundlich und schön das  
Wetter,

Und bring' uns stets neue Extrablätter,  
Wo immer drauf steht von großen Siegen,  
Wie mächtig die Feinde Siebe kriegen.  
Dann hängen wir immer die Fahnen her-  
aus,

Das steht dann so furchtbar feierlich aus.  
Dann, lieber Gott, bitt' ich dich im stillen,  
Sorg', daß sich die Sammelbüchsen füllen,  
Die vom Roten Kreuz, das wäre ein  
Segen,

Die müssen doch all' die Verwundeten  
pflegen;

Sie brauchen auch sonst so viele Sachen,  
Tue hilfsbereit die Menschen machen.  
Doch eine Bitte ich an dich wende,  
Mach' doch recht bald dem Krieg ein Ende,  
Dann kämen doch all' die Väter zurück,  
Das wäre gewiß ein großes Glück.  
Doch lieber Gott, ich hoffe indessen,  
Du wirst doch nichts davon vergessen,  
Und, hoffentlich hab' ich an alles gedacht,  
Laß Deutschland gewinnen, und gute Nacht.

Klara Becker.



# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



Nachdem Irene solche Entschlüsse gefaßt hatte, war eine innerliche Ruhe über sie gekommen. Sie erhob sich, um sich zum Schlafen zu richten. Das Licht der Kerze flackerte und warf die Schatten der Gegenstände wankend gegen die engen Wände. Da fiel ihr das Gestell am unteren, geraden Teil der abgekehrten Wand wieder ins Auge, das von einem Vorhang verkleidet war, einem alten, etwas schäbigen Tuchsegen. Es war kaum anderthalb Meter hoch und eigentlich ziemlich ungeeignet unter der Schrägwand angebracht. Man stieß sich leicht den Kopf, wenn man etwas hinter den Vorhang hängen wollte. Zweifellos war es viel praktischer, dies Kleiderreiß an eine gerade Wand zu stellen, und es war wohl leicht zu bewerkstelligen.

Irene trat an das Gestell heran und suchte es fortzurücken; es rührte sich nicht, es schien an der Wand befestigt zu sein. Aber sicher ließ sich der Nagel oder Haken, mit dem es an der Wand haftete, ohne große Schwierigkeiten mit herausreißen. Das Mädchen packte das Gestell an der einen Seite und gab ihm einen kräftigen Ruck. Da wich es plötzlich, schob sich herum wie eine Tür, und Irene starrte erschrocken in eine mannshohe, schmale Öffnung in der Wand, eben breit genug, daß eine Person durchschlüpfen konnte. Ein Entsetzen kam sie an. Durch diesen Gang, der sich in die Mauer des Pavillons zu verlieren schien, hätte ja ein Mensch in ihr Kammerchen eindringen können, während sie schlief. Sie beßte vor Furcht, aber dann faßte sie sich, bedachte, welche tapferen Entschlüsse sie vordem im Gedanken an Kurt noch gefaßt, und suchte nach irgendeiner Waffe. Sie fand nichts, was dazu hätte verwendet werden können. So nahm sie denn die Kerze, leuchtete in die gährende Öffnung hinein und sah, daß eine enge Treppe in die Tiefe führte. Und nun erinnerte sie sich, wie man bei Tische von der starken Fundamentierung des Pavillons und seinen zum Teil sehr dicken Mauern gesprochen hatte. Herr v. Bialy erklärte das auf sehr natürliche Weise. Er habe vor Jahren das Gebäude, das durch gewisse Sagen traditionell mit der Familie verbunden sei, vor gänzlichem Versall schützen müssen. Dazu seien, des Sees wegen, besonders schwere Fundamentierungsarbeiten nötig geworden, und so stehe der ganze Pavillon sozusagen auf einem gewaltigen Betonblock, gegen den die nagenden Wasser des Sees nichts auszurichten vermöchten. In einem Teil dieses mächtigen Fundaments war ein kleines, Irene wohlbekanntes Kellergeläß vorhanden, das andere aber schien nur aus

einem massiven Block zu bestehen. Daß die entdeckte Treppe nicht in das Kellerchen führte, das merkte Irene gleich. Irgendein Geheimnis mußte hier lauern. Ihre Sicherheit erforderte es, ihm nachzugehen, und so faßte sie sich ein Herz, nahm das Licht, versorgte sich auch vorsichtigerweise mit einem Feuerzeug und schlüpfte in die Öffnung, ein wenig zagend die Stufen hinabkletternd. Jetzt hörte sie das Stimmengewirr im Sälchen neben sich. Die Wand nach dem Innern des Pavillons war offenbar ziemlich dünn. Sie vernahm sogar deutlich, als Graf Szaranczi mit seiner dröhnenden Stimme sagte: „Heute spiele ich nicht mehr. Bei einem Spiel ohne einen guten Schluck habe ich immer Pech. Und hier gibt's nur Tee oder Seewasser.“

Dann wurde das Geräusch dumpfer. Sie mußte sich bereits unterhalb der Sohle des Saales befinden. Eine Holztür schloß den schmalen Treppengang, aber sie hatte kein Schloß. Mutig drückte Irene sie auf, und dann befand sie sich in einem großen, niederen Gemach, und der Schein ihrer Kerze flackerte über glänzende Gegenstände hin. Mit Staunen bemerkte das Mädchen eine Anzahl von Gestellen, in denen dicht beieinander Hunderte von Militär-gewehren standen, wohlgeordnet und, wie es schien, mit sorgsam geölten Metallteilen.

Sofort war sie sich darüber klar, daß sie sich hier in einem der verborgenen polnischen Waffenlager befand, von denen sie früher schon hin und wieder in den Zeitungen gelesen, wenn die Russen etwas Derartiges entdeckten. Sie hatte schon immer das Empfinden gehabt, als sei Herr v. Bialy nicht nur seiner Gesinnung nach ein polnischer Patriot, sondern auch, trotz aller Zurückhaltung und Vorsicht, die er auch bei der Unterhaltung bekundete, ein entschlossener und tatkräftiger Förderer seiner Sache. Mit einem Schlage wurde es ihr nun klar, daß die Sorge der Russen um ein mögliches Zusammengehen der Polen mit den Feinden des Zarenreiches keineswegs unbegründet war, und sie begriff, daß das Vorgehen der russischen Behörden gegen eine Anzahl angesehener Polen nicht nur rohe Willkür gegen eine unterdrückte und unsichere Nation bedeutete. Es war nichts als gebotene Vorsicht.

Irene betrachtete mit Interesse die Waffen, die da in Reih und Glied standen. Sie mußte die Hand schützend vor ihre Kerzenflamme halten, so sehr flackerte diese, und bald merkte sie, daß dies unterirdische Geläß eine verborgene Ventilation besaß, so daß es von Feuchtigkeit frei war und keine dumpfe Luft enthielt. Nun sah sie auch scharfenartige Höhlungen in der



Unsere Waffenbrüder: Aufziehende österreichische Artillerie. Nach einer Zeichnung von Joseph Frynta.

Wand. Sie brauchten wohl nur nach außen durchstoßen zu werden und die Schießscharen waren fertig. Eine ähnliche, größere Vertiefung ließ sich so leicht zu einer Eingangsöffnung herrichten. So war dieser kleine Waffenplatz im Falle der Not gewissermaßen ein Fort, das einer Kämpferschar gegen einen nicht mit Artillerie versehenen Feind einen guten Stützpunkt gewährte. Aber sein Zweck war in der Hauptsache wohl nur der eines geheimen Waffenlagers. Auf den Gestellen befanden sich sicher weit über tausend Gewehre, und Kisten in der Mitte des Raumes mochten andere Waffen, vielleicht Säbel oder Bajonette, enthalten, wohl auch Munition. Irene schob den lose ausliegenden Deckel von einer der Kisten zurück und sah ein buntes Gewirr von Revolvern aller Arten. Sie suchte sich einen der kleinsten heraus, fand auch die nötige Munition dazu, füllte damit die Trommel des Revolvers und sicherte die Waffe, die sie in ihrem Kleide verbarg. Es war ihr ein eigentümliches Gefühl der Sicherheit, nun bewaffnet zu sein. Ihre Blicke glitten über die Reihen der Flinten hin. So war denn also hier, wie wohl noch auf manchem Gute in Polen, Vorjorge getroffen, im gegebenen Falle die Bevölkerung zu bewaffnen, um, vielleicht mit einem siegreich vordringenden Feinde der Russen, die Unterdrücker aus dem Lande zu jagen.

Und wie eine Ironie des Schicksals wirkte es, daß die russischen Gewaltthaber gerade auf diesem kleinen Waffenplatz eine Anzahl polnischer Edelleute interniert hatten, von denen mehrere sicher mit im Komplott waren.

Die Entdeckung dieses Geheimnisses, das Bewußtsein, nun gewissermaßen Anteil zu haben an der Befreiungssache eines Volkes, hob Irenes Mut und gab ihr die ganze Festigkeit zurück. Sie verließ den Waffenraum, stieg das Treppchen wieder empor und schob das Gestell an seinen Ort. In der That war durch diese Vorrichtung der Zugang zu der Treppe so gut verdeckt, daß selbst bei einer Nachforschung ein Fremder kaum auf die Idee verfallen konnte, daß die Dachkammer ein solches Geheimnis berge.

Irene war durch die Entdeckung zu sehr erregt, als daß sie jetzt an Schlaf hätte denken können. Sie setzte sich auf den Stuhl am Fensterchen, das sie der Schnaken wegen geschlossen hatte, und blickte hinaus in die nächtliche Landschaft. Vom Schlosse her, das mit elektrischem Licht versehen war, hatte man durch eine Art Scheinwerfer den See und die Insel beleuchtet, so daß die wachhabenden Soldaten auch während der dunkelsten Nacht genau beobachten konnten, ob etwa eine Verbindung mit den Internierten vom Lande her versucht werde. Breit flutete

die Lichtquelle über den See, beleuchtete hell die Ostseite des Pavillons, warf aber auch einen gewaltigen Schattenstreifen des Gebäudes und der hohen Baumgruppen der beiden Inseln über den See hin zum waldbesetzten Ufer. Irene sah, wie scharf und gerade die Schatten gegen die beleuchtete, weite Seefläche abstachen, aber als sich das Auge an dies Schattendunkel gewöhnt hatte, konnte sie doch deutlich die einzelnen Baumgruppen erkennen, und sah, wie die Flut leise glimmernd um die Schilfwände spielte, die sich hie und da, wo das Wasser seichter war, wie Mauern erhoben. Es war ein eigenartiges Bild, dieser Gegensatz zwischen dem Licht- und dem Schattenreich der Seelandschaft, und die Sichel des Mondes, der ferne über den Hügeln schwebte, machte es noch reizvoller. Lange gab sich Irene diesem Zauber hin. Da wurde ihre Aufmerksamkeit durch eine dunkle Gestalt abgelenkt, die aus dem Hause gekommen sein mochte. Kaum merklich hob sie sich vor den Gebüschgruppen ab, stand dann wie eine Silhouette vor dem dunkeln, hie und da sanft schimmernden Wasser, und oft verriet sie nur das Glimmen einer Zigarre oder Zigarette. Eine Weile schritt die Gestalt, wie etwas erwartend, dort im Dunkel auf und nieder. Dann war es der Beobachterin, als tauche unfern neben einem Weidenbusch etwas aus dem Wasser auf, etwas, wie eine zweite menschliche Gestalt. Die erste eilte darauf zu, eine Weile standen beide beieinander, dann tauchte die eine wieder ins Wasser und schwamm, im langen Schattenstreif der Insel verborgen, wieder dem etwa vierhundert Meter entfernten Ufer zu. Kein Zweifel, es bestand durch einen Schwimmer eine heimliche Verbindung zwischen den auf der Insel Festgehaltenen und dem Lande, und Irene zweifelte keinen Augenblick daran, daß es nur Herr v. Bialy war, der so mit der Außenwelt verkehrte.

Endlich begab sich Irene zu Bett, nachdem der Lärm der Spieler unter ihr allgemach verstummt war und der Pavillon in Ruhe lag. Nur scholl hin und wieder noch ein Ruf über die Seefläche. Er kam von den russischen Wachtposten. —

Der andere Tag brachte einen herrlichen Spätsommernorgen. Die weite Fläche des Sees glitzerte im Sonnenschein. Fische sprangen und kleine Wellchen, die sich rauschend in die Schilfwälder verloren, leuchteten blizend auf. Nachzügler der Lachmöwenkolonie flogen kreischend um ein kleines, flaches Inselchen nahe dem Ufer, das ihr Geschlecht seit Jahrhunderten als Nistplatz benutzte, und ein Fischreiher zog hoch in der Luft seine Kreise. Am Ostufer der kleineren Insel, die mit jener größeren, auf der sich der Pavillon befand, durch eine Naturholzbrücke verbunden war, stand Herr v. Bialy und tat etwas, das er früher nie getan hatte: er angelte. Es war

fast der einzige Zeitvertreib, den die Herren unter Tages hatten. Etliche warteten allerdings den Abend nicht ab, um Karten zu spielen. Die Angelfischer aber waren stolz, wenn sie Irene etwas Geschupptes in die Küche liefern konnten, und sie ließen es sich nicht verdrießen, selbst das gefangene Fischzeug auszunehmen und abzuschuppen, so unangenehm ihnen auch der Fischgeruch an den der Arbeit ungewohnten Händen dünkte. Die Fangergebnisse waren freilich in der Regel geringe. Es fingen sich nur traurige Schwänzchen; die gewaltigen, hundertjährigen Mooskarpfen, von denen man wissen wollte, hielten sich wohl weiter im See. Herr v. Bialy sah gelangweilt nach dem roten Stöpsel seiner Angel, der reglos im Wasser schwamm. Es schien, als wenn heute nichts anbeißen wollte. Oft schweiften seine Blicke über den Seespiegel hinüber nach seinem Schloß, das trugig und wuchtig mit seinem stumpfen Turme, kaum eine halbe Werst von ihm entfernt, da lag, von den hohen Bäumen des Parks flankiert. Mehrmals am Tage sah er dort in den Blumenanlagen gegen den See hin seine Frau und sein Töchterchen, von der Dogge begleitet, umherwandeln und herüberwinken, und neuer Haß gegen die brutale Gewalt Herrschaft, die ihn von den Seinen getrennt und ihn in diese lächerliche Gefangenschaft gebracht hatte, stieg jedesmal mit seiner Sehnsucht auf. Aber heute war er von einem stillen Glücksgefühl beseelt, und er fluchte nicht einmal, wenn ihn wieder eine Mücke in die Hand gestochen, die die Angelrute hielt. Fünfzig Schritte von ihm stand der Graf Szaranczi und tat dasselbe, was er tat: er hielt geduldig eine Angel ins Wasser. Der Graf war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Seine Jagden waren weit berühmt, und er hätte es nie für möglich gehalten, daß er, wie ein sportlustiger Kleinbürger am Sonntag, so kläglich zur Fischwaid ausziehen könnte.

„Bruder, hast du schon einen erwischt?“ rief ihn Bialy an. Aber der Graf stieß einen seiner fürchterlichsten Flüche aus und entgegnete: „Eine Zaba, eine hundsgemeine Zaba mit dickem, weißem Bauch hat mich zum besten gehalten. Wer weiß, was ich noch für eine andere Bestie aus deinem verwünschten See ans Land schleudere. Aber ich bin vergnügt, ich bin sehr vergnügt, Bruder, so vergnügt, daß ich sogar dies verfluchte Vieß vom Hafen löste und hupfen ließ. Siehst du, so vergnügt bin ich.“

„Nun ja, und wir sind beide vergnügt, und es ist eine schöne Sache, wenn man, von Weib und Kind getrennt, noch vergnügt sein kann,“ erwiderte Bialy, untersuchte seine Angel und warf sie, da er den Köder noch unverfehrt fand, unverdroffen wieder aus. Aber es dauerte nicht lange, so hörte er das Gebüsch in seiner Nähe rauschen und aus dem Grün der Erlen sah er Irene auftauchen.



**Ein Sturmangriff  
an der Alamo.**

Nach einer Zeichnung  
von Heinrich Wende.

REDAKTION  
UNIVERSITÄT  
LEIPZIG



„Sie wollen wohl Ihren Tribut für die Küche holen, Fräulein Irene? Ich habe aber bis jetzt nur einige dieser blutsaugerischen Schnaken erlegt, und die geben leider keinen Braten ab,“ sagte er.

Sie trat dicht an ihn heran. „Dafür habe ich einen guten Fang getan, Herr von Bialy,“ sagte sie leise, und sich vorsichtig umschauend, zog sie den Revolver aus der Tasche und zeigte ihn. „Ich habe ihn mir von Ihrem Vorrat entliehen und ihn auch gleich geladen. Haben Sie etwas dagegen?“

Im ersten Schreck hatte er sie am Arme gepackt. „Teufelsmädels, woher haben Sie das?“ fragte er drohend. Da erzählte sie ihm, durch welchen Zufall sie das Geheimnis des Waffenlagers entdeckt habe.

„Nicht sechs Menschen wissen darum. Unberufenen würde die Kenntnis den Tod eintragen. Es steht gar zu viel auf dem Spiel,“ erklärte er ernst.

„Nun denn, so mag man mich töten, wenn man es für richtig hält, und ich verspreche, daß ich nicht einmal die Waffe zu meiner Verteidigung gebrauchen werde,“ erklärte sie ruhig und blickte ihn voll an.

„Begreifen Sie denn die Tragweite, die Ihre Entdeckung für die Beteiligten haben könnte?“ fragte er sie heftig. „Mein Gott, Sie sind ein junges Mädchen, das zum erstenmal in die Welt hinaustrat.“

„Aber ich habe seit zwei Monaten mehr erlebt — erlebt und empfunden —, Herr von Bialy, als die meisten Frauen in einem langen Leben. Ich verstehe auch den Geist zu würdigen, der in diesem Lande geheime Waffenlager schuf. Eher würde ich mich töten lassen, ehe ich dies Geheimnis verriete, und wenn mir Freiheit und Sicherheit dagegen gewährt würden. Glauben Sie mir, seit gestern betrachte ich es als ein Glück für mich, mit Männern von patriotischer Gesinnung und Tatkraft gemeinsam ein ungewisses, vielleicht schreckliches Los zu tragen.“

Er blickte sie prüfend an, dann reichte er ihr die Hand. „Die Deutschen sind unsere Bundesgenossen. Das Schicksal selbst hat sie dazu gemacht. In ihren Reihen kämpfen schon viele unserer Söhne, und die polnische Legion bei den Österreichern wird sich mit Ruhm bedecken. Auch für uns wird die Stunde schlagen, wo wir entweder unseren Besitz gegen die barbarische Zerstörungswut der zurückweichenden Russen schützen oder den anrückenden Feinden der Moskowiter Hilfe leisten müssen. Und diese Stunde ist näher, als man glaubt. Es wird schrecklich werden, viel zu schrecklich für ein junges Ding wie Sie, Fräulein Irene. Ich werde darauf bedacht sein, Sie in irgendeiner Weise — wie, das weiß ich heute noch nicht — mit den Meinen in Sicherheit zu bringen. Bis dahin vertraue ich Ihnen,“ sagte er mit Wärme und schüttelte ihre Hand. Aber sie entgegnete fest:

„Bis dahin nur, Herr von Bialy? Hören Sie, mit mir steht es so, aus Gründen, die ich Ihnen nicht

sagen kann und werde, daß ich mich nicht danach sehne, in Sicherheit gebracht zu werden. Und obgleich ich keine Amazonennatur in mir fühle, so würde ich es doch als mein höchstes Glück betrachten, gemeinsam mit polnischen Patrioten zu kämpfen und vielleicht den Truppen meines Vaterlandes — und ist es noch so wenig — hilfreich zu sein. Verkennen Sie mich nicht.“

Ihre Augen glühten und ihre feine, schlanke Gestalt streckte sich. Er schüttelte verwundert den Kopf. „Was nur in Sie gefahren ist,“ sagte er. „Aber gleichviel. Ich betrachte Sie als eine Freundin unserer Sache und werde für Sie bürgen.“

„Wohl auch dem Herrn Grafen Szaranczi gegenüber?“ fragte sie leise, auf ihn hindeutend.

„Sie machen wohl den Küchenzettel mit dem Fräulein?“ erkundigte sich der ein wenig eifersüchtige Graf.

„Nein,“ entgegnete Bialy leise, „ich betrachtete nur eine Waffe, die das Fräulein im Fundament unseres Pavillons gefunden hat.“

Der Graf machte vor Überraschung und Schreck ein so komisches Gesicht, daß Irene lächeln mußte. Bialy aber beruhigte ihn: „Der Zufall nur hat es gewollt, Bruder. Wir wollen ihn nicht schmähnen, und denken, daß deutsche Frauen, als Männer verkleidet, einst im großen Freiheitskampf tapfer gekämpft haben. Das Geschlecht dieser Heldinnen ist noch nicht ausgestorben. Jedenfalls übernehme ich jede Bürgschaft für die Zuverlässigkeit der jungen Dame.“

„Ich glaube nicht, daß mich jemals einer der Herren als Husar oder Grenadier verkleidet sehen wird, aber auch ohne das werden Sie sich durchaus auf mich verlassen können,“ versicherte Irene, und nun schüttelte ihr auch der Graf die Hand.

„Es ist möglich, daß Ihr Mut schon bald eine schwere Probe auszuhalten hat, Fräulein,“ meinte er, und wandte sich an Bialy: „Weiß sie schon um die große Sache?“

„Ich war im Begriff, es ihr zu sagen. Also hören Sie, Fräulein Irene: eine ganze russische Armee, die sengend und brennend in Ihr Ostpreußen vorgedrungen war, ist zwischen den Masurischen Seen entscheidend aufs Haupt geschlagen und fast vernichtet worden. Es wird natürlich verheimlicht, wenn nicht gar die furchtbare Niederlage feige und unwürdig als Sieg ausposaunt wird, aber an der Wahrheit meiner Nachricht ist nicht zu zweifeln.“

Ihre Augen leuchteten auf. „Ich weiß, daß es wahr ist. Es kann ja nicht anders sein. Oh, sie alle sollen erfahren, was es heißt, uns wie ein Rudel Wölfe anzufallen. Sie sollen es erfahren, und nach dem Anfang, den wir machten, werden wir siegreich unsere Bahn weitergehen!“ rief sie in tiefster Überzeugung.

„Der deutsche Sieg wird vielleicht zur Folge haben, daß sich die Russen weiter ins Land zurückziehen. Wir



Mus den Tiroler Freiheitskämpfen. Nach einem Gemälde von Albin Egger-Lienz.

hier werden darunter leiden müssen. Wenn die Deutschen sie energisch verfolgen, dürften die Geschlagenen in wenigen Tagen auch diese Gegend unsicher machen. Ihre Wut wird sich auch gegen uns Polen richten. Hinter jedem von uns werden sie einen Verräter suchen. Unsere Lage wird gefährlich werden," meinte der Graf.

"Nun denn, so wird sie gefährlich. Jedenfalls wandeln wir auf guten Wegen," sagte Irene mutig. "Und nun verzeihen die Herren. Unsere Küche verlangt nach mir, und Herr von Gora wird mit seiner Arbeit fertig sein. Er schält uns heute die Kartoffeln."

"Gott segne den jungen Mann dafür," lachte Szaranczi und sah ihr leuchtenden Auges nach.

"Es war wirklich nur ein böser Zufall, daß sie das Geheimnis meines Pavillons entdeckte," versicherte Bialy.

"Warum nur ein böser Zufall?" meinte der Graf. "Die Tatkraft, der Fanatismus vieler Frauen hat dem russischen Nihilismus große Förderung gebracht. Aber lebt nicht im Auge dieser feinen Deutschen etwas von dem stählernen Willen, den man ihrer Nation zuschreibt? Ich begrüße diesen Zu-

wachs und ich werde schon sorgen, daß die anderen nicht bange darum sind. Aber sage doch, was denkst du von dem, der da durch die Weiden streicht?"

Er deutete auf die Gestalt Wegorz', die in einiger Entfernung vor ihnen auftauchte.

"Ich weiß nichts von ihm, als daß er mir un-sympathisch ist. Ich habe den Namen unter denen unserer Patrioten niemals nennen hören."

"Ich auch nicht, und keiner der Unsrigen, die man hier festhält. Aber das ist sicher, daß er ein übles Früchtchen war, daß er sein Erbe vergeudet hat."

"Und daß er imstande wäre, sich für eine Handvoll Rubel zum Spion herzugeben, zum Spion für die moskowitzischen Hunde. Das wolltest du doch sagen?"

"Nichts anderes," bemerkte der Graf. "Seien wir auf der Hut vor ihm. Der Verrat lauert in seinen Augen."

Sie verloren den neuen Gefangenen aus dem Gesicht und spazierten noch eine Weile auf den beiden Inseln umher. Als sie sich dem Pavillon wieder zuwandten und um eines seiner Ecktürmchen bogen, erblickten sie Wegorz plötzlich wieder. Er machte sich

an der Fundamentmauer zu schaffen, gegen die er prüfend mit einem Kiesel pochte.

„Was machen Sie denn da, mein Wertester?“ fragte Bialy, plötzlich vortretend.

Wegorz erblaßte, stammelte etwas, die starke Fundamentierung des kleinen Schloßchens sei ihm aufgefallen. Er habe immer viel technisches Interesse für Bauwerke gehabt.

„Nun wohl, so werden Sie auch begreiflich finden, daß man ein Gebäude, das auf lockerem Grunde steht und von den Wellen bedroht ist, besonders stark fundamentieren muß. Ich wünsche Ihnen zu Ihrem Namenstage, werter Herr, daß Sie das Geld in Ihrer leeren Tasche hätten, das mich die Betonierung dieses Bauwerkes da gekostet hat.“

„Sie sind sehr freigebig,“ lachte Wegorz, sich fassend. Während des Mittagessens aber widerfuhr ihm etwas anderes, das ihm sehr fatal war. Bialy hielt nämlich eine kleine Ansprache, in der er die Neuinhaftierten förmlich auf seinem Grund und Boden begrüßte, den freilich die Weisheit einer hohen Regierung eben zu einem kleinen Gefangenenlager gemacht habe, wobei er daran zweifelte, ob ihm dafür jemals ein Pachtzins gezahlt würde. Immerhin dürfe er aber

vorausehen, daß jeder der unfreiwilligen Gäste das Gastrecht wahre. Sie alle wären ja fast miteinander bekannt, zum Teil seit langem befreundet. Sie alle seien loyale Untertanen des Zaren. Keiner brauche dem anderen mit Mißtrauen zu begegnen. Es würde ja auch weder in Worten noch in Handlungen, trotz aller falschen Verdachtsgründe, die eine hohe Regierung gegen sie zu haben scheine, irgend etwas geschehen, was einen guten Patrioten verletzen könne. Sollte es sich aber einer unter der unfreiwilligen Inselgesellschaft einfallen lassen, besondere Neugier in gewissen Dingen an den Tag zu legen, die Gefährten zu beargwöhnen und zu belauern, herumzuschneffeln und verräterische Absichten zu bekunden, so könnte das einen ungemütlichen Ausgang für ihn nehmen. Man habe ein Abkommen mit dem Fiskalkönig im See getroffen. Der habe sich verpflichtet, täglich mindestens einen seiner Untertanen an eine der ausgeworfenen Angeln zu liefern, dagegen wäre man gehalten, ihm den ersten faulen Kunden, den die illustre Gesellschaft der Insel unter sich entdecke, unverzüglich ins Wasser fallen zu lassen, damit seine Aale und Krebse ein Ergötzen an ihm hätten und fett an ihm würden.

(Fortsetzung folgt.)

## Hüte dich, Deutschland!

Deutschland, in deinen Gauen lauert einer versteckt,  
Den hat dein kampflodernd Auge noch nicht entdeckt:  
Das ist der stärkste von allen, ein Feind, der dich würgend unkrallt.  
Schon reckt er verstohlen die Pranken. Bezwing' ihn mit offner Gewalt!

Er schleicht um deine Türen und setzt sich zu Tische mit dir,  
Er bietet dir, sorglos lächelnd, die Speisen: „Nimm, alles ist hier!  
Wir haben in Speichern und Kammern gehäuft, für ein volles Jahr!“  
Hüte dich, Deutschland! Sei wachsam — denn was er spricht, ist nicht wahr.

Der Leichtfinn gewohnten Behagens, ein Schwächling, millionenstark,  
Saugt heimlich aus all deinen Gliedern das HelDENmark,  
Bis die dunkle Stunde gekommen, da deine Scheuern leer,  
Bis Hunger das Schwert dir entrungen. Hungernde — kämpfen nicht mehr!

Deutschland, die draußen stehen, an den Grenzen, in heißem Streit,  
Sie fragen: „Ist auch die Heimat zu tapferm Ringen bereit?  
Wir geben in Qual und Entbehren freudig das Leben her —  
Und jenen, an traulichen Herde, fällt ein kleines Opfer so schwer?“

Hört es, Dabeingebliedne: es gilt auch bei uns eine Schlacht,  
Es gilt, daß Bürger und Bauer scharf auf dem Posten wacht,  
Es gilt ein mannhafte Entfagen für alle, Frau und Kind —  
Deutschland kann nur siegen, wenn wir sparsam sind!

Deutschland kann nur siegen, wenn sein Volk sich tapfer beschränkt,  
Wenn jeder, in weisem Verzicht, an die Tage der Zukunft denkt,  
Wenn ein mutiges Heer Entschloßner abwehrt die kommende Not,  
Wenn in heiligem Ernst ein jeder hochachtet das Krümlein Brot!

Alice Freiin v. Gaudy.



Auf Requisition im Kriege 1870. Nach einem Gemälde von S. Breling.

## Soldatenhumor.

Von Theodor Kappstein.

Was ist Humor? Nach sinniger deutscher Sage trafen sich die Freude und der Schmerz einst im Walde bei dunkler Nacht, ohne einander zu kennen. Eins fand am anderen gerade das, was ihm fehlte, so schlossen sie den Bund fürs Leben. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, der mit einem Auge lachte und mit dem andern weinte. Der Vater war über das zweifelhafte Geschöpf betrübt und schalt es einen Wechselbalg, doch die Mutter liebte ihn und hieß ihn wegen seines beständig wechselnden, fließenden Gesichtsausdrucks Humor. Sie zog ihm ein Priesterkleid an und schickte ihn in die Welt, daß er jene beiden Reiche vereinige, aus denen seine ungleichen Eltern stammten. Dieser goldbedachte Humor, ein Weltpriester, trägt Lust und Leid des Lebens in sich als Bestandteile seiner Natur, sie haben ihn ja gezeugt und geboren: doch er selber hat die Bestimmung, sie beide zu versöhnen, er will darüber erheben. Er kann auf der Naturanlage eines glücklichen, leichtblütigen Temperaments erwachsen; dennoch bekundet durchgereifter Humor des Menschen geistige und sittliche Vollendung. Denn wahrer Humor ist eine Weltanschauung. Die Freude und den Schmerz des Daseins hat er überwunden, er behauptet seinen Standort jenseit oder oberhalb von ihnen beiden. Doch der Humor befißt nahe und entfernte Verwandte in dem Witz, der Ironie, dem Spott, bis hin zu seinem lockeren Vetter, dem losen Witz, dem zufriedenen Wortspiel um jeden Preis, dem körperlichen Schmerz bereitenden Kalauer (Calembourg).

Wer kennt den großen Unbekannten,  
Den muntern Sohn der harten Pflicht,  
Den niemals offiziell genannten,  
Den ledigen Schall — wer kennt ihn nicht?

Wer kennt nicht ihn und sein Gelichter,  
In Käppi, Mütze, Tschako, Helm?  
Halb Galgenvogel und halb Dichter,  
Bramarbas halb, halb lockrer Schelm —

Der euch auf allen Ruhmeszügen  
Getreu gefolgt und unberühmt,  
Ihn, dem von allen euren Siegen  
Ein duftig Lorbeerblatt geziemt?

Er ist's, der Schürer kühner Taten,  
Der Liebermund bei jedem Korps;  
Er ist's, der Genius der Soldaten  
Im deutschen Heer, er, der Humor.

Die Todesverachtung ist die Ursache oder die Wirkung des Soldatenhumors im Felde. Man ist so ausgefüllt mit Leben, daß man keine Stelle im Bewußtsein mehr frei hat für den Tod; zudem hebt die Kameradschaft der Todbereiten den Einzelnen über die Todesfurcht wie mit Adlerflügeln hinaus. „Ich bin hier Minenstreuer,“ meldet ein Matrose vom Torpedo seinen Eltern, „Gott segnet meine Arbeit.“ Auf einer weiskälischen Station hat ein Zug Soldaten Aufenthalt; der patriotische Stadtmusikus und seine Leute blasen passende Lieder. Als sie jedoch anstimmen: „Morgenrot, Morgenvot, leuchtet mir zum frühen Tod“, werden sie unwillig unterbrochen durch die begründete Beschwerde: „Bist du ruhig! Mir hon doch alle Retourbilljetter!“ Dieser Humorist verdient einen Orden. Eine Feldpostkarte beschreibt die Situation einer Kompagnie mit Goethescher Stimmung: „An unsrer Grenze ist's so — jeweilig brennt se; lichterloh flammt manches Haus. Rosaken schnarchen im Walde; warte nur, balde reißen sie aus...“ Als Englands Kriegs-

erklärung das Bukett von Osten und Westen krämergerig vervollständigt, sagte ein Referwist auf der Station, wo die Themseschmach bekannt ward: „Dann machen wir eben ein paar Überstunden.“

„Alles, alles über Deutschland,“ fangen sie in heroischem Mut; „seht doch, wie die ganze Welt gegen uns zu Schutz und Truze brüderlich zusammenhält; von Marseille bis an die Themse, von der Maas bis an den Don — alles, alles über Deutschland, an der Spitze Albion!“

Im französischen Kriege gab es deutscherseits kein sangbarer Marschlied als das am 24. Juli 1870 im „Kladberadatsch“ zuerst veröffentlichte Chassepotlied: „Jubelnd sei's der Welt verkündet: nicht mehr scheidet uns der Main, darum rücken wir verbündet ins Franzosenland hinein. Drüben stehn die roten Hosen — wer da Mut hat, klopft sie aus!“ Und der Refrain der sechs prächtigen Zeitsprophen besagte mit schöner phonetischer Deutlichkeit:

Immer frisch, frei, fromm und froh  
Haut sie auf den Chassepot,  
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot —  
Auf den Chass'pot mit Gurra!

1914 erhielt der Landsturm bei seiner Mobilmachung ein flottes Lied von Hans Brennert gewidmet, in dem sein Zweck umschrieben wurde: „In Frankreich und in Polen, da müssen wir versohlen ganz schnelle ja die Felle, ja Franzosen, Russ' und Brit'. Und ist uns auch zu enge der Rock grau oder blau — ihr kriegt doch eure Senge nicht weniger genau . . .“

Alle Berufe liefern die Farben für den einen Akt: Liebe! Der Kaiser, so hieß es, könne seinen Fabrikbetrieb in Radinen nicht schließen, da er die russische usw. Arme zu verkackeln habe. Der Schuster versohlt das Leder, der Gerber gerbt das Fell, der Tischler verholzt sie, der Musiker bringt ihnen die Flötentöne bei, der Landmann wird sie verdreschen (Wilhelm II. im Weißen Saal nahm diese Bezeichnung auf), der Schneider sticht oder bügelt ihnen den Hosenboden, der Schlächter schneidet ihnen die Wurst an und knickt ihnen die Hammelbeine, der Dachdecker steigt ihnen aufs Dach, der Gärtner zeigt ihnen, was eine Farbe ist. Die Truppen tragen, so hieß es bei der Bevölkerung beim Ausrücken, jetzt ungewichste Stiefel, weil die ganze Wische für den Feind gebraucht wird. Ein württembergischer Soldatenwaggon empfahl mit Kreide Germaniolsalbe, mit der Faust aufgetragen, als Mittel gegen die Englische Krankheit.

Alle Parteien sind wie weggeblasen: 1870 und 1914.

Deinen alten Brudergwitz  
Wird das Wetter dann verzehren;  
Laten wird zu dieser Frist,  
Helben dir die Not gebären.

Im Kaiserlichen Hauptquartier befindet sich unter den zugelassenen Kriegsberichterstattungen für die deutsche Presse der sozialdemokratische Vertreter des „Vorwärts“, der äzend-satirische „Simplizissimus“ änderte sein Programm, der sozialdemokratische Freiwillige Dr. Frank fiel vor dem Feind. Für diese einmütige Erhebung des gesamten Volkes wurde 1870 die wichtige Parole gefunden: Jetzt keine Zwietracht — es gibt nur eine Tracht noch: Die Tracht Prügel für den Feind! Und 1914 spricht man gerührt und bewundernd von dem Aufstand der Seelen und äußert humoristisch-nachdenklich: Jetzt muß jeder seine Particoloreur in die Farbe geben und die Marke verlieren — sonst behalten wir am Ende nichts wie die Marken . . . Der Doppelsinn in „Marken“ ist köstlich: wie heiter lächelnd wird da die bittere Wahrheit kund!

Welche Treuherrigkeit naiver Anständigkeit: Vor dem belagerten Straßburg; die Granaten aus der Stadt, die

sich nicht ergeben will, fausen über die Deutschen hin — da läßt sich ein moralischer Schwabe also aus: „Ich han als bloß denkt, was werbet die Leut' in der Schtabt von uns denke, daß mir so 'neischiehet . . .“ Der gute Kerl konnte auch inmitten des mörderischen Kugelregens das ethische Unbehagen nicht aus dem Blut loswerden: so benimmt man sich nicht — wie kann man seinen Mitmenschen solche Verlegenheit bereiten! Derber fand sich beim Sturm auf die Epicherer Höhen ein unverbesserlicher Berliner mit der Situation ab; die Kugeln und Mitrailleurten hagelten herunter, Hunderte fielen und auch dem Tapfersten bebte das Herz — da rief der Humorist das erlösende Scherzwort in die Todesnot hinein: „Kinder, det wird ja hier ordentlich lebensgefährlich!“ Das Bataillon brach in frohes Lachen aus und ging mit erfrischem Mut voran. Vor der lange uneinnehmbaren Festung Belfort herrschte damals Bärenkälte von 20 Grad; die vor Frost klappernden Franzosen liefen auf den Wällen herum, Arme und Beine schlendern, um sich zu erwärmen. Da bemerkte ein Pommer in den Laufgräben mit trockenem Gemütston: „Ich weiß gar nicht, was die Kerle da oben so frieren — bei uns taut's bei die Kälte!“ Wirkt solcher Humor auf halberfrorene Kameraden nicht gleich einem warmen Frühlingssonnenstrahl?

Der Liebeshumor unserer Truppen hat damals und jetzt wunderliche Blüten getrieben. Es liegt in der Natur der zarten Beziehungen der Geschlechter zueinander, daß sich hier das Beste keusch verbirgt. Das Heiligum des Hauses trägt sich nicht hinaus auf die Gasse; und was hinter mancher der zahlreichen Schnelltrauungen und Kriegsverlobungen auch an ungeschminkter Komik schlummert, das dürfen wir nicht aufwecken. Ein Aristophanes mag's im Frieden unternehmen! Nur einige lebende Bildchen seien zu dem unerschöpflichen Thema gestattet. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich entsteht das sonnige Familienlied: „Als wir 1870 sind nach Frankreich einmarschiert, hat die Guste, die bewusste, mir ein Butterbrot geschmiert. Und sie steck' mir eine Knackwurst unter heißen Tränen ein, und sie spricht: Mein lieber Zunge, nun gedenke du auch mein.“ Ein goldener Humor lächelt unter Tränen in der ruhrenden Hausballade. Doch der Soldat hat auch sein „Verhältnis“: er muß scheiden. „Na, Friße, seh' mir ins Gesicht: willst du mich treu verbleiben?“ — Der Grenadier ist eine ehrliche Haut, doch grob möchte er der freigebigen Küchenfee nicht kommen: „Karline, versprechen kann ich's dir nicht — ich werb' dir noch drüber schreiben.“ In den ersten Augusttagen dieses Jahres hörte ich im Nachbarhause eine einfache Frau laut schluchzen, ihr Mann war am Morgen eingerückt. Doch die kundige Portierfrau sagt zu dem notorisch bösen Weib, das seinem Manne das Leben sauer gemacht hat: „Lassen Se man jut sin, Reegen, Ihr Oller hat nu den ersten ruhigen Tag seit seine Hochzeit, wo er heite wejemacht hat.“ Das sagt genug! Neun, zwölf, ja bis sechszehn Männer marschieren aus einzelnen Familien ins Feld; bleich steht die Mutter angesichts ihrer Söhne und Schwiegeröhne, doch sie heißt ihr Herz schweigen. Der Vater packt seinen blühenden Segen auf den bekränzten Leiterwagen und fährt ihn, mit sich stark machendem Stolz, zur Bahnstation. Der Zug will abdampfen, das Herz schlägt hoch, da ruft er mit letzter Fassung ins Coupé hinein: „Mander, ziaht's mit Gott und zielt's guat. I bewach derweil mai Alti — isch a koo kloani Arbeit.“ In dem Lachen spiegeln sich die Tränen der strammen Männer.

Auch ins religiöse Gewand kleidet sich der Kriegshumor: Der Zar richtet an seine Umgebung die Frage,



Deutscher Kriegshumor. Der Führer der GrenzwaChe, die unsere Aufnahme zeigt, hat seine Mannschaften infolge ihres malerischen Aussehens die Komitatschi getauft. Die humorvolle Gesellschaft hält Wacht an der deutsch-russischen Grenze.

warum die Deutschen beständig siegen. „Das kommt daher, Majestät, weil sie immer vor der Schlacht ein Lied singen, dessen erster Vers lautet: Ein feste Burg ist unser Gott.“ — „Dann befehle ich, daß meine Truppen fortan den zweiten Vers jenes wunderbaren Liedes vor jeder Schlacht singen!“ — „Ach Majestät, das wird übel sein, denn der zweite Vers lautet: Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren . . .“

Ungebuldig warten wir auf die Kriegsnachrichten, von dem belgischen Siegeszuge maßlos verwöhnt. Schon 1870 war es ähnlich; damals entstand (nach einer Vorlage von Hoffmann von Fallersleben) die gelungene Satire: „Auf der Bierbank.“ Daß Paris nicht längst gefallen, wahrlich, ist nicht unsre Schuld — auf der Bierbank! Sagt, an welchen Hindernissen scheitert das Bombardement — auf der Bierbank? Nun, wohl an denn, losgeschossen; denn es ist die höchste Zeit — auf der Bierbank! Laßt Paris gen Himmel lobern, daß man endlich doch was sieht — auf der Bierbank! Schlußvers:

Mag es Molte auch verdrücken,  
Länger bleiben wir nicht stumm —  
Auf der Bierbank!  
Will er nicht Paris beschießen,  
Nun dann schießen wir es um —  
Auf der Bierbank!

Ich pflüchte noch etliche Kriegswitze zu einem Feldblumenstrauß: Wenn man so täglich lieft, was unsere braven Truppen leisten, dann müßte eigentlich jeder das Eisernes Kreuz bekommen. Antwort: Na, wer aus diesem Krieg gesund heimkehrt, der hat jedenfalls ein eisernes Kreuz! Ein Landwehrmann verabschiedet sich von seiner weinenden

Frau und sagt vorwurfsvoll zu ihr: „Wat meenste denn, Mutter, du gönnt mir woll die kleine Erholung nich?“ „Es lazarette sich, wer kann!“ In dieser kühnen Feldsprache blickt uns der stahlharte Kriegshumor unserer Helden an. Sind denn, wird Hindenburg gefragt, die Russenführer tüchtig? Ich weiß nicht, der Feldmarschall sagt — ich kenne sie nur flüchtig . . . In Belgien blüht ein Straßentamp, vor einem zerflossenen Haufe liegt ein verwundeter heimatlicher Frantkireur, dicht hinter ihm grunzt friedlich eine fette Sau. Der vorbereitende Major ruft: „Nehmen Sie das Schwein mit!“ — „Welches denn, Herr Major?“ erkundigt sich seelenruhig der angerebete Berliner. Aus einem Brief vom Osten nach Hause: „Gestern hatte ich noch so schwarze Finger, daß man nicht wußte, wo meine Finger aufhörten und die schwarzen Griffe meines Eßbestecks anfingen. Ich wußte es selber nicht ganz genau. Heute sieht man es schon wieder ziemlich gut.“ — Durch Tränen lächelnder Humor ist es auch, wenn der junge adlige Leutnant seinem einfältigen Burschen Auftrag gibt, falls er falle, solle er Sorge tragen, daß seine Leiche in die Heimat gebracht und in der Familiengruft beigelegt werde. Er sinkt, schwer getroffen, nieder; der Bursche faßt ihn und — fragt ängstlich-vergesslich: „Achott, achott, wo wollten doch Herr Leutnant begraben werden?“ — Anschaulich und rührend ist die gereimte Klage aus den Schützengräben an der Wisne: „. . . es quatscht in Schuh und Socken, der Dreck spritzt bis zum Ohr; das einz'ge, was noch trocken, sind Kehle und Humor. Doch dieser Heroismus hat auch 'nen großen Reiz: uns zieht der Rheumatismus fürs Vaterland durchs Kreuz!“ Wer packt da nicht schnell Liebes-

gaben ein für die Braven?! Sie waten marschierend durch breite Wasserlachen; die gedrückte Stimmung bessert ein Berliner gründlich auf durch die Feststellung: „Det is eben unser Fahneleid; wir haben geschworen: Treue unserm Kenig zu Wasser und zu Lande...“ Das Französisch unserer Truppen ist durchschnittlich ein bißchen Schulerinnerung, oder überhaupt nur Vestitulation mit Mutterwitz. Ein Unteroffizier sucht mit einem Reservisten in einem französischen Städtchen einen Friseur, der ihnen das Haar schneiden soll. Sie stehen im Laden, der Haarkünstler steht sie erwartend an. Doch nur der Unteroffizier „kann Französisch“. Er bestellt: „Rasez nous les chevaux de la capitale“ — und der Franzose vermundert sich, daß bei den Deutschen die Pferde in der Hauptstadt ausgerastet werden, statt die Haare des Hauptes! ... Ein anderer Unteroffizier, der seinem Sprachgenie nicht recht traute, kommandierte seine französischen Gefangenen mit begleitenden Handbewegungen: „Grande Nation links! — Grande Nation rechts!“ Und sie verstanden sich.

Zwei plattdeutsche Kriegshumore mag ich nicht unterdrücken zum Erweis, daß Fritz Reuters wetterfester Humor noch nicht ausgestorben ist. Eine Hamburger Inschrift der Mobilmachungstage erklärte:

John Bull, Russen und Franzosen,  
Watt malt jic bloß für Schojen!  
Jic denkt uns woll to zwidien,  
Doch dat wart jug nich glücken.  
Engländer, Franzosen und Russen,  
Wie süüd jug alle wijsen.  
Franzosen, be kniept ut,  
Russen slaght wie op de Snut,  
Wie angelt uns den Engelsmann,  
Und wenn he nich god swimmen kann,  
Denn süiht he siene Heimat nie,  
John Bull, daß op, wie dütert bi!

Zwischen Bismarck und Schwerin gibt's Abschied auf der Station. Als der Zug fahren will, ruft Vater aus dem Wagen: „Paß of up, dat du den Roggen gaud rinne kriegst!“ Doch Mutter erwidert energisch: „Kümmer di um dinen Kram, hürst du! Un af' mi nich so mit dei Patronen, dat of jede Kugel dröppt!“ Ruhige Kraft, wahres Pflichtbewußtsein, blanke Selbstachtung — der gute Kern in rauher Schale.

Die Franzosen, so las man zu Kriegsbeginn, brauchen künftig keine Schwindelnachrichten mehr zu verbreiten — wir werden sie beständig auf dem laufenden erhalten... Warum wir Deutschen aber diesen Krieg so viel besser können als die anderen Völker? Kunststück: uns ist er doch achtmal erklärt worden...!

Der kerngesunde Humor des Deutschen mit seinem traulich-schönen Gemisch von Ernst und Scherz lacht aus einigen uns vorgelegten Feldnummern der von sächsischen Kriegern geschriebenen und gedruckten Militärwochenzeitung auf Frankreichs Flur: „Der Landsturm“. Satz und Druck — in wissenschaftstrenger Antiqua — werden von einer tüchtigen vierköpfigen Landsturmfirma aus Leipzig gedeckt; der Text bietet Poesie und Prosa aus dem Erleben unserer Landstürmer — alles ist sinnig, martig, aus dem Schwung und stolzen Glück vaterländischen gemeinsamen Ringens heraus geboren. Den Beschluß machten humoristische Einfälle; wir geben als Probe das neckische Inserat: Geschäftsüberfiedlung! Endesgefertigter erlaubt sich den hohen und höchsten Herrschaften von Bouziers und Umgebung ergebenst anzuzeigen, daß er sein seit 15 Jahren in Wien betriebenes Friseurgeschäft nach Bouziers, rue Auetant, verlegt habe. Für tadellose Arbeit in Haar-, Bart- und Nagelpflege sowie Schneiden von Hühneraugen bürgt die langjährige Praxis im In- und Ausland. Um gütigen Zuspruch bittet Hans Steppat, Landsturmman, Friseur und Hühneraugenoperator. — Französische Reitpferde, so befagt eine andere Anzeige, fängt ein und reitet zu für Kompagnieführer und solche, die es werden wollen. Max, Husar a. D. — Die Buchdruckerei „mit Hand- und Fußbetrieb“ aber, die diese Wochenchrift unter... schmierigen Verhältnissen herstellt, übernimmt die Anfertigung von Massenausgaben deutscher Siegesbotschaften. Spezialität: Geschmackvolle Offerten für Zigarren, Delikatessen usw., mit riesigem Absatz — wenn vorher ein Muster eingesandt und der Preis verschwiegen wird... Inmitten des blutigen Lohesernstes der Schlachtfelder dieser hemdsärmelige Humor: ist er nicht das sicherste Zeichen gesunder deutscher Mannesseelen?!

Rein Krieg fragt nach dem Christentum; mit der Bergpredigt Jesu Christi läßt sich kein Staatswesen leiten. Darum war Tolstoi ein Gegner des Krieges, und wenn jetzt sein Zar beten läßt zum großen Gott der russischen Erde, und England sich auf sein Christentum ebensoviel zugute tut, so wollen wir schlichten Deutschen uns auf unser gutes Gewissen und die Reinheit und Schärfe unserer Waffen verlassen, Nachfahren der Germanen im Stile des Heliand; im Sinne jenes humoristischen Wahlspruchs, den Wilhelm II. vor Jahren seinem Hofprediger in frommer Landstnechtslaune unter sein Bildnis setzte:

Wer Gott vertraut  
Und seite um sich haut,  
Der hat auf keinen Sand gebaut...

## Das Lied der Kriegsbraut.

Du weißer Schnee, du kühler Schnee,  
Fällst du im fernen Land  
Meinem Schatz in die braunen Haare,  
Meinem Schatz in die liebe Hand?

Du weißer Schnee, du kühler Schnee,  
Und hat er auch nicht kalt?  
Sag', liegt er im weißen Felde  
Oder liegt er im dunkeln Wald?

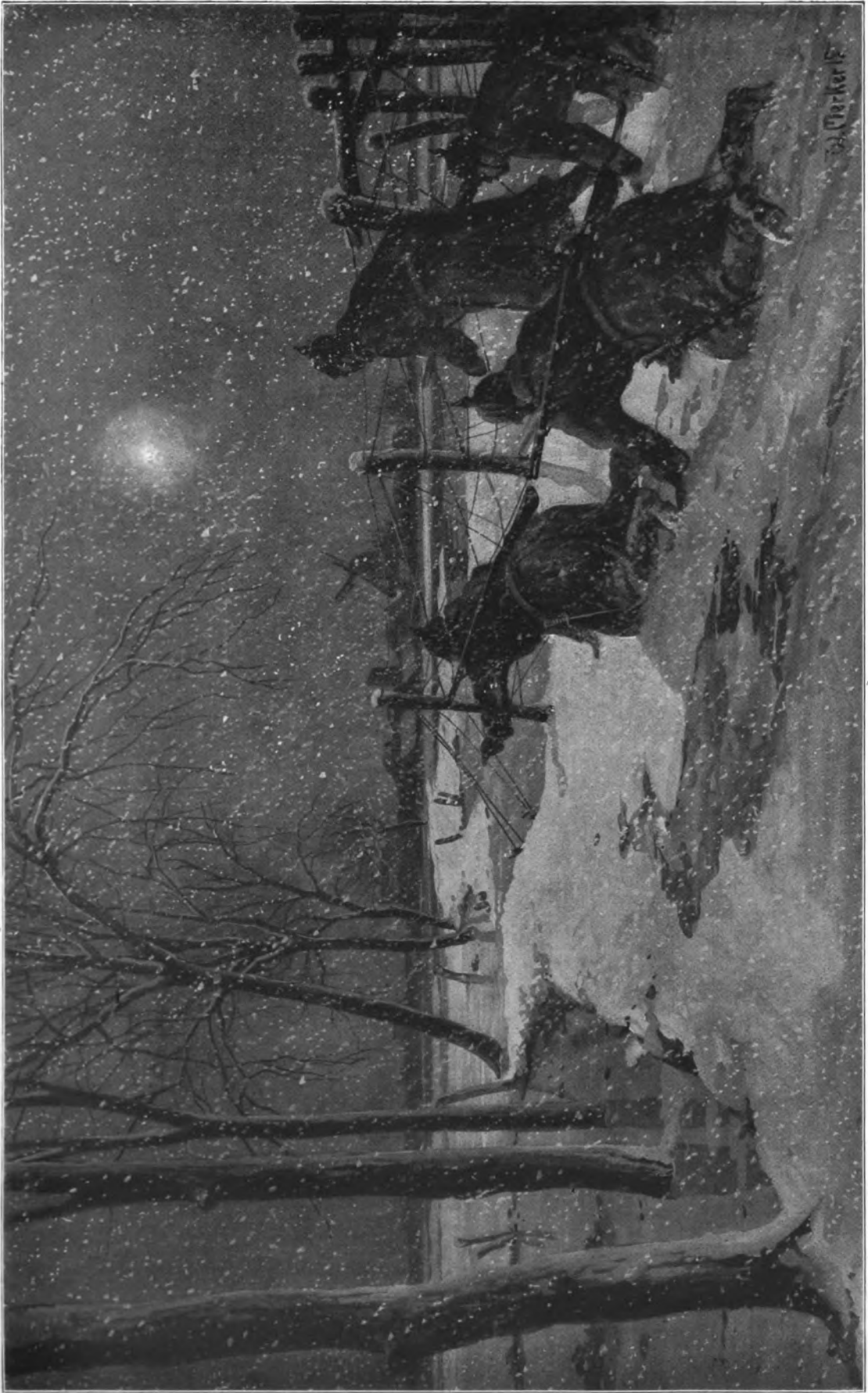
Du weißer Schnee, du falscher Schnee,  
Laß meinen Schatz in Ruh'!

Was deckst du ihm denn die Haare  
Und deckst ihm die Augen zu?

Du falscher Schnee, du weißer Schnee,  
Er ist ja gar nicht tot;  
Vielleicht sitzt er gefangen  
Bei Wasser und bei Brot.

Vielleicht kommt er bald wieder,  
Er kann schon draußen stehn,  
Und ich muß mir die Tränen wischen,  
Sonst kann ich ihn ja nicht sehn.

Hermann Hesse.



Ed. Carter F.

**Schleichpatrouille im Leberfchwemunggebiet in Westflandern. Nach einer Zeichnung von W. Merfer.**

UNIVERSITÄT  
DUISBURG  
ESSEN







## Die Menschenopfer.

Von Dr. U. Elster.

Es ist wiederholt als die allgemeine Meinung in Deutschland ausgesprochen worden, man wüßte diesen Krieg zu einem solchen Ende zu führen, daß die ungeheuren Opfer, die er gekostet hat, auch ersetzt werden. Die Bedingungen des Friedens müssen also so diktiert werden, daß sie den Einsatz rechtfertigen. „Gib mir den Einsatz zurück“, heißt es im „Prinzen von Homburg“. Und wenn einmal die gewaltige Spannung, in welchem Grade wir siegen werden, der Gewißheit dieses Sieges gewichen sein wird, dann werden wir mehr noch als bisher, soweit dies noch möglich ist, der Opfer gedenken, die der Krieg gekostet hat. An Gut und Blut werden ungeheure Opfer hingegeben; an Gut freilich weniger, insofern als der Krieg, von einem verschwindend kleinen Stück Elsaß und Ostpreußen abgesehen, außerhalb der deutschen Landesgrenzen geführt wird. Die Gefallenen aber, das Opfer an Blut der Besten unserer Landeskinder, der Blüte unserer lebendigen Kraft, werden der gewaltige Posten sein, der den Feinden bei der Abrechnung vorgerechnet werden muß. Nun ist es ja ein mißlich Ding, so gewaltige ideale Werte, die dahingegeben werden, Werte, die der lebendige Mensch verkörpert und die eine ungeheure Fülle seelischer und geistiger Verbindung bedeuten, rechnermäßig abschätzen zu wollen. Unter den Gefallenen werden Männer sein, die noch ungeahnte Kräfte für das deutsche Vaterland in geistiger oder ethischer Beziehung hätten einsetzen können, Genies, von denen ungeheure Wandlungen des Geistes abhängen können, Talente, denen wir noch Erfindungen, Fortschritte oder künstlerische Werte zu verdanken haben würden, wenn sie am Leben geblieben wären. Das alles läßt sich ebensowenig werten wie das tiefe schwere Leid, das den Angehörigen zugefügt wird und das so manches andere Leben mit sich in den Abgrund zieht.

Dennoch aber ist das Geld zum Wertmaßstab aller Dinge genommen worden, und wenn wir an die Frage herantreten dürfen, wie groß die Kriegsschädigung sein muß, die der Sieger zu fordern haben wird, so werden die Menschenopfer, die hier gebracht sind, doch auf eine materielle Formel umgerechnet werden müssen; denn das Nationalvermögen eines Staates wird durch den Tod eines Soldaten in ganz bestimmter Weise geschädigt.

Der Umfang der Schädigung, die das Nationalvermögen durch den Tod eines Mannes erfährt, ist naturgemäß ein ganz verschiedener. Des einen Arbeit kann

Millionen für das Volksvermögen bedeuten, des anderen Arbeit vielleicht nur eine bescheidene Summe. Da es sich aber bei den Gefallenen leider um eine recht große Anzahl handeln wird, so gleichen sich die Unterschiede schließlich aus, und man darf statistisch mit allgemeinen Werten rechnen.

Es ist nun von verschiedenen Seiten schon früher versucht worden, den wirtschaftlichen Wert eines Menschen im Durchschnitt in Zahlen anzugeben; namentlich für die Bewertung der Auswanderung hat man dies versucht. Der berühmte Statistiker Ernst Engel hat diesen Kapitalwert eines Menschen nach dem berechnet, was sein Unterhalt und seine Erziehung gekostet hat, also gewissermaßen nach den Produktionskosten. Die Zulässigkeit dieser Berechnungsart wurde von Becker bestritten und dafür die Messung des Überschusses der künftigen Leistungen des Betreffenden über seinen künftigen Bedarf gesetzt, also gewissermaßen der Reingewinn der Menschen. Auch diese Berechnungsart wurde von Jannasch durch eine andere ersetzt, der die ganze Größe des Einkommens eines Menschen kapitalisiert. Diese Summe stellt dann den Verlust des Volkswohlstandes dar, wenn der betreffende Mensch aus der Volkswirtschaft ausscheidet. Bei einer Anzahl von 100 000 Menschen, die dem Nationalvermögen so verloren gehen, kam nach diesen Grundsätzen Engel auf einen jährlichen Verlust von 150 Millionen Mark, Becker auf einen solchen von 80—90 Millionen Mark, Jannasch auf einen solchen von 800 Millionen Mark. Das sind freilich recht große Unterschiede und es ist schwer, hier das rechte Maß zu finden. Engels Schätzung dürfte zu niedrig erscheinen; sie liegt auch schon längere Zeit zurück. Die deutsche Volkswirtschaft hat sich seither ausgebreitet, und es ist gewiß ein Unterschied, ob wir diese Summen für die Angehörigen einer bescheidenen Volkswirtschaft, wie beispielsweise die Serben, oder für uns berechnen wollen. Die noch niedrigere Schätzung von Becker erscheint vollends unzulänglich. Denn der Wert eines Menschen kann nie und nimmer nur auf dem Überschuss beruhen, den seine Arbeit erzielt, sondern seine ganze Betätigung, auch soweit sie nicht auf dem Überschuss seiner Wirtschaft zum Ausdruck kommt, ist ein wichtiger Aktivposten der Volkswirtschaft, da er mit diesem Betrag andere Einzelwirtschaften speist und also auch mit dem Bruttoverdienst dem Ganzen nützt. Wenn wir also



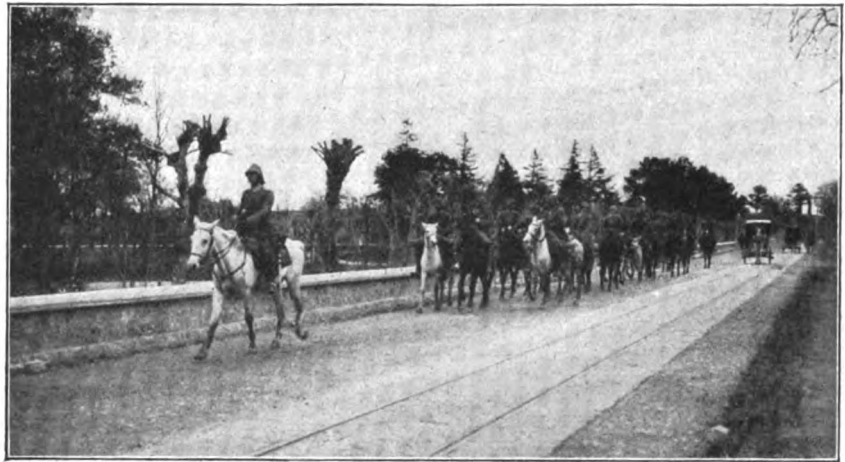
gierung, die Stämme zur Einhaltung der Neutralität zu veranlassen, haben bisher keinen Erfolg gehabt und werden auch in Zukunft keinen haben.

Aus Afghanistan liegen keine Nachrichten vor. Die Armee des Emirs soll gerüstet sein, doch weiß man nicht, nach welcher Seite sie einen Angriff auf den Dreiverband unternehmen wird: nach Indien zu oder nach Südpersien, um von dort die Engländer zu vertreiben, oder nach dem russischen Turkestan.

Unter den Stämmen Mesopotamiens und Syriens ist die Begeisterung für den Heiligen Krieg groß. Von überall kommen die Reiter und melden sich zur Teilnahme am Kriege. Auch die Drusen, die immer Eigenbrödlar waren und mit deren Mohammedanismus es nicht weit her sein soll, haben ihre Teilnahme am Kriege zugesagt. Die alten Widersacher der türkischen Regierung in Arabien, der Imam Jahia von Jemen und der Scheich Said Idris von Assyr, haben erfreulicherweise ihre Feindseligkeiten eingestellt und sich bereit erklärt, vereint mit den Türken am Kriege teilzunehmen.

Der Mangel an Nachrichten aus Nordafrika erklärt sich aus der strengen Zensur, die die Engländer und Franzosen ausüben, der Mangel an Nachrichten aus dem Osten aber aus den schwierigen Verbindungen. Post- und Telegraphenämter gibt es nur in größeren Orten, die aber bei dem Mangel an Wegen schwer zu erreichen sind. Wo die türkischen Truppen hinkommen, werden Telegraphenämter eingerichtet, in erster Linie natürlich für den Bedarf der Truppenführung, dann auch für den Privatverkehr. Ausländische Berichterstatter befinden sich nicht bei den türkischen Truppen. Auch die von Deutschland gesandten zwei Missionen des Roten Kreuzes sind noch nicht nach den östlichen Kriegsschauplätzen abgegangen.

Auf dem Schwarzen Meere herrscht reges Leben. Die türkische Flotte befindet sich fortwährend draußen, und nicht



Eine türkische Kavalleriepatrouille in Bulgurlu, Kleinasien.

selten hört man den Donner der schweren Geschütze bis nach Konstantinopel. Während der Feiertage fürchtete die Bevölkerung sehr, daß die englisch-französische Flotte die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwingen und vor Konstantinopel erscheinen werde. Jetzt hat man sich wieder beruhigt. Doch können die Konstantinopeler immerhin sagen, daß sie zwar noch keine Seeschlacht gesehen, wohl aber gehört haben.

Die inneren Streitigkeiten schweigen während des Krieges vollständig. Das sieht man auch an der gegenwärtigen Tagung der Kammer. Der Staatsvoranschlag für das kommende Finanzjahr 1331 und die von der Regierung geforderten Kriegskredite von ungefähr 13 Millionen Pfund sind von der Kammer ohne Debatte bewilligt worden. In zwei Sitzungen war der ganze Staatsvoranschlag erledigt. Ohne Widerspruch wurden auch die drückenden Kriegssteuern bis Ende des Finanzjahres weiter bewilligt. Die Ottomanen haben der Welt ein schönes Beispiel innerer Opferwilligkeit gegeben.

Tiefen Eindruck auf die Türken hat die rührende Fürsorge des Deutschen Kaisers und der deutschen Heeresleitung um das Seelenheil der gefangenen mohammedanischen Soldaten gemacht. Das Verlangen der deutschen Heeresleitung nach religiösen Schriften für die Gefangenen ist sofort erfüllt worden. Die türkischen Zeitungen sind des Lobes voll und preisen Deutschland und seinen Kaiser als den wahren Freund der Türkei und der Mohammedaner. Ein Teil der kriegsgefangenen mohammedanischen Soldaten ist bereits hier eingetroffen. Auch die Absicht des Deutschen Kaisers, dem algerischen Nationalhelden Abdul Kader ein Denkmal zu errichten, ist hier mit großer Begeisterung begrüßt worden. Ein Sohn Abduls Kaders ist Vizepräsident der türkischen Kammer und weilt zurzeit in Berlin, ein zweiter Sohn ist Emir von Marokko und leitet den Aufstand gegen die Franzosen. Da Abdul Kader sein Leben in Damaskus beschlossen hat, wo seine Söhne und Enkel noch ansässig sind, so betrachten die Türken eine Ehrung des algerischen Nationalhelden als eine Ehrung der Türkei.



Türkische Infanterie auf dem Marsch nach Haidar Pascha.



# Jetzt bin ich der Papa.

Erzählung von Luise Westkirch.



In Herbstpracht standen die Wälder. Die gelben Birken, die rotbraunen Buchen leuchteten wie Feuerflammen in der Mittagssonne. Und über die fröhlich bunten Waldhänge und über den tiefgrünen Samt der jungen Wintersaat knatterte von der Festung hinter dem Berge herüber die letzte Schießübung der Kriegsfreiwilligen, ehe sie hinausfuhren in Feindesland, während von der anderen Seite in langgezogenen Tönen die Totenglocke klagte um einen, der gefallen für das Vaterland, längst in fremder Erde schlief.

In einem der kleinen, hellen Häuschen an der Berglehne lag ein junges Weib auf dem Stubenboden, die Arme auf einem Schemel und den Kopf tief in den Armen vergraben, auf daß sie die leuchtende Sonne nicht sähe, und nicht die Welt voll keimender neuer Hoffnungen, sie, deren Hoffnung gestorben, deren Lebenssonne untergegangen war für immer. Und war doch so spät erst aufgegangen und hatte so kurz nur geschienen — freilich schön — überirdisch schön! In einer kinderreichen Familie groß geworden, unter der harten Zucht einer Stiefmutter, zwischen dreist zum Licht drängenden Geschwistern, war die Marie verschüchtert, verkümmert aufgewachsen, um gleich nach der Einsegnung in fremden Dienst zu treten. Kein Blättchen ihrer Seele hatte sich zu entfalten gewagt, ja ihr Körper blieb zurück. So streng und verschlossen schaute das junge Gesicht, daß seine Feinheit, seine Schönheit der Welt verborgen blieb, bis wie im Märchen der Prinz kam und das Aschenbrödel aus seiner Niedrigkeit emporhob. Der Prinz war ein junger Polierer in einer großen Möbelfabrik, der ein schönes Stück Geld verdiente und der das zarte stille Mädchen lieb gewann. Da war die Marie plötzlich aufgeblüht, Seele und Leib. Da hatten ihre Augen das Glänzen gelernt und ihre Lippen das Lächeln, dergestalt, daß wenn sie mit ihrem Erstgeborenen, dem kleinen Manne, auf dem Arm vor der Haustür stand, um ihren Mann zu erwarten, die Nachbarn einander erstaunt fragten: „Ist das wahrlich und wirklich dieselbe Marie, die wir haben aufwachsen sehen?“ Ehe das zweite Kind geboren wurde, führte Hermann Röver sie aus der Mietwohnung in ein eigenes Haus. „Es gehört uns noch nicht ganz, aber es wird uns einmal gehören.“ Ei, wie hatte die junge Frau da die Hände geführt in Stuben und Garten. Blanker und sauberer sah's in keinem der sauberen Häuschen aus. Schön geordnet stand der noch kargliche Hausrat, und weiße Vorhänge wehten vor den Fenstern. Für ihren Hermann, für die Kinder schaffte die Marie vom Morgen bis in die Nacht. Für sie lernte die Unselbständige rasch und klug sich entscheiden, die Verschüchterte begann mutig ihr und der Ihren Recht zu verteidigen gegen jeden Angriff. Sie kamen vorwärts. Jede Woche ersparten sie Geld. Sie errechneten schon die Zeit, wann das Haus ganz ihnen gehören würde.

Da brach der Krieg aus. Mit den ersten Landwehrleuten mußte Hermann Röver ins Feld ziehen. Marie begleitete ihn zur Bahnstation. Auf einem Arm das Gretlein, in der anderen Hand die Kleiderkiste, den dreijährigen Manne an ihrem Hock hängend, lief sie mit tränenüberströmtem Gesicht neben ihrem Mann den Zug entlang bis zu seinem Abteil, und stand und winkte und wehte mit dem Taschentuch, bis die letzte weiße Dampfwolke der Lokomotive in der Biegung zwischen den Bergen verschwunden war. Dann kamen seine Briefe, herzige, aufmunternde Briefe. Langsam erhob sich die Marie aus

ihrer Niedergeschlagenheit, arbeitete, hoffte, wartete. Pflötzlich blieben die Briefe aus. Sie lief zu den Behörden. Der Vorsteher fragte für sie bei Rövers Regiment an. Niemand konnte Bescheid geben. Sie vertraute ihre Kinder einer Nachbarin, ging heimlich wieder und wieder in die zwei Stunden entfernte Stadt und suchte Aufschluß über ihres Hermann Schicksal bei den klugen Frauen, die aus dem Kaffeefah und der Lage der Karten die Zukunft lesen. Gar widersprechende Kunde brachte sie von diesen Prophetinnen heim und war glücklich oder zu Tode betrübt, je nachdem sie ausfiel. Heut endlich war sichere Nachricht gekommen, doppelte Nachricht. Das Regiment gab Bescheid. Die Verlustliste gab ihn. Vor Namur war Hermann Röver gefallen — lag längst in einem Massengrab, als Marie seinen letzten Brief in Händen hielt.

Um die verzweifelte junge Frau standen im Halbkreis die Nachbarn, die Dorfgenossen, sprachen schüchtern die Trostworte, die üblich sind, tief in der Seele ihre Unzulänglichkeit fühlend. Hart und spitz wie Borwürfe polterte die Stiefmutter ihre Ermahnung zur Ergebung hervor. Der Vater sprach zaghafter und weicher, von seiner eigenen Bewegung gehemmt. Dann gingen beide, sie hatten zu schaffen. Der Gutspächter aus dem Nachbardorf, ein hilfreicher Mann, der auf die Todesnachricht herausgekommen war, beugte sich über die fassungslos Schluchzende.

„Frau Röver, ich will nur sagen, wenn Sie für Ihre Kinder verdienen wollen, auf meinem Hof ist alle Tage Arbeit für Sie. Und wenn ich in dieser schlimmen Zeit keine habe, so schaff' ich welche. Für Ihr Haus weiß ich auch eine Familie, die mit hineinziehen kann, so daß Sie beinahe frei wohnen. Wir helfen Ihnen alle. Verzweifeln Sie nicht.“

Die Marie hob nicht den Kopf. Da ging auch der Gutspächter. „Wir müssen ihr Zeit lassen.“

Sie aber schrie sinnlos, unaufhörlich in ihrem Schmerz, daß es bis auf die Straße gellte, schauerlich sich mischte mit dem Klang der Totenglocke und dem Knattern des fernen Gewehrfeuers und wie ein Messer den mitleidigen Frauen ins Herz schnitt. Eine davon, eine Stille, Sinnige, ging in die Kammer, nahm das Gretlein aus dem Bettchen und den kleinen Manne an die Hand und brachte sie der Frau.

„Marie Röver, deine Kinder wollen essen. Es ist Mittag.“

Marie streckte abwehrend die Hände aus. „Ich hab' kein Brot für sie! Der uns Brot schaffte, ihnen und mir, liegt tot in der Erde. Wären sie nie geboren! Ich will meine Kinder nicht sehen!“

Da zog die Frau Manne sein Mäntelchen an und schlang ein Tuch um das Kleinste. „Ich nehme sie vorerst mit,“ sagte sie leise zu den Umstehenden. „So ganz niedergebroschen müssen Kinder ihre Mutter nicht sehen.“

Der Kreis lichtete sich. Die Fortgehenden tadelten die Marie. Ihr Schicksal war hart. Aber der Mensch soll Maß halten, auch im Leid.

Dann kam der Pastor. Er wies die Verwaiste auf Gottes Weisheit und Güte hin, die über unser Verstehen sei. Er sprach Gebete für den Toten und für die Lebende und für das kämpfende, blutende Vaterland, und schlichte, warme Worte dazu, die sein gutes Herz ihm eingab. Marie hörte zu mit gesenkten Lidern, stehend und ohne zu widersprechen — aus anezogener Ehrfurcht. Zu ihrem



Kriegszeit. Nach einem Gemälde von Thomas Fald.

Herzen drang nicht ein Wort von allen, die der Geistliche redete. Und ihre zusammengepreßten Lippen sprachen die Gebete so wenig mit wie ihre Seele. Sie würde nie wieder beten. Hatte sie sich nicht die Knie wund gekniet und die Hände müde gerungen in heißem Flehen Tag und Nacht? Nun hatte sie den lieben Gott um nichts mehr zu bitten. Sie fürchtete ihn auch nicht mehr. Nichts Gutes und nichts Böses konnte er ihr künstig antun.

Mit dem Pastor gingen die letzten Mitleidigen. Die Sonne sank. Die Schüsse in der Festung hinter dem Berge waren verstummt. Die Lotenglocke schwieg. Dunkelheit sank herab und auch der Einsamen Schreien und Jammern erstickte in Erschöpfung. Stumm, zusammengekauert lag sie am Boden. Eine Nachbarin brachte einen Teller Suppe und wollte Licht machen. Aber Marie wollte kein Licht, und die Suppe erkaltete unangerührt. Sie stand nicht auf, um die Tür ihres Hauses zu schließen. Mochte ihr Vieh füttern, wer wollte. Sie rührte sich nicht. Sie suchte auch nicht ihre Kinder. Wie in Erstarrung lag sie und durchlebte vergangene Zeit. Ihren Hermann sah sie wieder, wie sie ihn zuerst gesehen hatte, als er von den Soldaten auf Urlaub kam, die hohe, breite Gestalt stramm im Extranzug, die leuchtenden guten Augen, die unter dem Helm hervor sie anstrahlten — von all den zum Tanz versammelten Dirnen sie! die in ihrem schmucklosen, weißen Kleid schüchtern im Hintergrund sich verbarg. Zu ihr war er getreten, hatte sie hervorgezogen und mit hinein in den Reigen. Freundliche Worte hatte er gesprochen, wenn die Musik schwieg, Worte, wie sie die Einsame, zeltlebens Zurückgesetzte, von keinem noch vernommen hatte. Form-

lich gestreichelt hatte sie der Ton seiner Stimme und ganz entrückt hatte ihr Blick an ihm gehangen. Als sie im Morgengrauen Abschied nahmen, als sie heimkehrend die schmutzigen, mühsamen Alltagspflichten in ihrem Dienst erfüllen mußte, war es ihr, als schließe sich vor ihr der Himmel, in den sie durch eine schmale Spalte ein paar Stunden lang hatte blicken dürfen. Sterbensweh war ihr zumut. Aber Hermann kam zu ihr, ehe sein Zug abfuhr. Und seine lieben Augen redeten weiter die Sprache der glückseligen Nacht. Er würde schreiben, verhiess er. Ob er auf Antwort rechnen dürfe? O, die lieben Briefe, die nun zu ihr herüberflogen, tagelang erwartet, wieder und wieder gelesen, bis der Briefbogen brüchig wurde und sie jedes Wort auswendig wußte. Als er dann von den Soldaten heimkam, hatte er sie gefreit. Auch Stunden aus ihrer glücklichen Ehe tauchten in ihrer Erinnerung auf, aber matter, verschwommener. So wie sie ihn an jenem schönsten Abend ihres Lebens gesehen hatte, so stand er in dieser Nacht des Jammers vor ihren starren, weit geöffneten Augen im Rahmen der offenen Tür, leibhaftig, greifbar deutlich, leuchtend fast durch die Dunkelheit. Es war wie eine Erscheinung. Und unter dem Helm hervor sahen seine Augen sie an wie damals, lieb und ernst und wie mit inniger Bitte, immerfort, immerfort — bis des Nachbarn Hahn krächte und graue Dämmerung den Raum erfüllte. Da schmolz die Gestalt weg. Und Marie, jäh zurückgeworfen in ihre Verlassenheit, wußte plötzlich ihren Weg. Auch das kam wie eine Vision. Der Fluß blühte vor ihr auf, der in breiter Windung sich um die Festung hinter dem Berge schlang. Seine Wellen gliherten zwi-

schen Weiden und Erlengestrüpp und flachem Ackerland, einladend und einsam, ganz einsam. Ein Gang von zwei Stunden nur, ein kleiner Sprung — nein nur ein Schiegleitenlassen! — und das Reissen in ihrem Herzen und das Bohren in ihrem Hirn, die unerträgliche Qual des Jammers würde aufhören. Ruhe würde sie finden, Ruhe. Ja, sogleich mußte sie diesen Weg gehen, leise und eilig, ehe das Dorf aufwachte, ehe der Strom sich belebte. Aber würdig mußte es geschehen. Die ihren Leib bargen, sollten nichts zu schmähen finden. Fieberhafte Geschäftigkeit kam über sie. Sie stand vom Boden auf, wusch sich, sie kämmt und flocht ihr verwirrts Haar. Ihr schönstes Hemd legte sie an und ein sauberes Gewand. Schnell nur! schnell! Schon färbte Morgenröthe den Himmel. Schon regte sich das Leben im Dorf. So, jetzt war sie bereit. Sie wandte sich zur Tür und verharrte zur Wilsäule erstarrt. Denn im Rahmen stand ein kleiner stämmiger Mann, einen Papierhelm auf dem Kopf, ein Holzschwert an der Seite. Und unter dem Helm hervor sahen ihres Hermanns Augen sie an, ernst und mutig und voll Liebe.

„Jetzt bin ich der Papa!“

Der Frau ging es wie ein Miß durch ihr ganzes Wesen. Die Tränen, die in den brennenden Augen vertrocknet waren, brachen neu hervor. Sie wankte, sie brach in die Knie. Leidenschaftlich riß sie ihren Buben an ihr Herz.

„Jetzt bin ich der Papa.“

Ja, er war's! — ihr Hermann Zug für Zug! Seine kraftvolle Gestalt, seine leuchtenden Augen, sein fleisch

und Blut, sein verjüngtes Selbst! Das Band der Liebe war nicht zerrissen! Es schlang sich fort über das Grab von dem Toten zu den Lebenden. Ihr Hermann war's wahrlich, nur hilfsbedürftig jetzt und schwach. Der große Hermann hatte sie einst emporgehoben aus Verlassenheit und hartem Dienst, hatte sie zu einer glücklichen Frau gemacht — nun war es an ihr, dem kleinen Hermann ein glückliches Loß zu schaffen, dem großen zum Dank! O, sie mußte wahnsinnig gewesen sein, das zu vergessen. Er war ja gar nicht tot, ihr Hermann, nur verwandelt, und bedurfte ihrer mehr als je. Wie hatte sie daran denken können, sich feige wegzuretten von ihrer Sorge für ihn?! Nein, wie er für sie gearbeitet hatte in seiner Kraft, so würde sie nun für ihn arbeiten in seiner Schwäche, bis wieder er groß und stark wurde und für sie, die Alternde, arbeiten konnte. Treue um Treue, von Glied zu Glied. Und die, für deren Errettung von der schweren Not des Krieges ihr Hermann gefallen war, mußten ihr helfen. Alle mußten sie ihr helfen, dem Toten die Treue halten, die er ihnen gehalten hatte bis ins Grab.

Sie trocknete die Tränen aus ihren Augen. Sie nahm den Zungen an der Hand. Hart und gefaßt trat sie vor die Nachbarin.

„Hüte mir die Kinder in deinem Haus, bis ich abends heimkomme — um Gottes willen und um meines Hermann willen, der für uns alle sein junges Leben gelassen hat. Ich gehe von heut ab zum Pächter, um Brot für sie zu verdienen.“

## Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

### X. Russisches Inferno.

Gestern noch spie der tückisch verhangene Winterhimmel glühendes Erz, bestende Schrapnellß über das Städtchen am Sübabhang der Karpathen.

Und nach einer Nacht der Schrecken bricht ein Morgen des Grauens an. Zwar: die Russen sind verjagt. Die Oesterreicher ziehen eben jetzt ein, ihr Train und Troß wälzt sich wie eine lange, grauschuppige Riesenschlange die Straße herauf. Honoeds singen und die vertrauten österreichischen Trompetensignale möchten das vor Angst erstarrte, stumme, gestorbene ungarische Städtchen aufwecken. Aber der Regimentshornist bläst beinahe umsonst. Die winzige, freundliche Stadt ist leer, verwüstet, geschändet und zerstört. Wie ein schmutziges Leichenlaken faltet sich der Himmel über den armselig verschrumpelten Häuschen. Und der widerliche Gestank einer halbgelöschten Feuersbrunst beißt die ehrlichen Soldatengurgeln der eintückenden Ungarn.

Das Lied stirbt auf ihren Lippen. Und ihre mutigen, treuen, guten Bubenaugen umfloren sich. Die Pferde hocken urplötzlich, stehen starr, mit gespreizten Weinen, ihre Mähne sträubt sich, ihre Müstern wittern Leichengeruch. Nur langsam kommt die Abtheilung wieder in Trab. Aber der Trompeter bläst nicht mehr, und die Honoeds ziehen düster, stumm, mit zusammengebitzenen Lippen aus dem Städtchen hinaus, das die fliehenden Russen zerstörten.

Fünfzig Schritte hinter dem letzten, in Brand geschossenen Häuschen beginnt das Inferno, das ungarische Häufte den Kosaken des Väterchens bereitet haben.

Rechts von der Straße liegt ein kleiner Hügel. Ein kottiges Weglein schlängelt sich zwischen Tannen und einigen fahlen Erlengestrüpp empor. Zu beiden Seiten stehen kleine, sonderbare Häuschen, rosenrot und himmelblau getüncht, ohne Fenster, und was ich von der Straße unten

für die Tür hielt, sind verwaschene, kaum mehr erkennbare Malereien irgendeines namenlosen, dürftlichen Künstlers.

Der Hügel, um den gestern von 4 Uhr nachmittags bis heute nach Sonnenaufgang gekämpft wurde, ist der Kalvarienberg des Ortes. Und die Kleinen, farbigen Häuschen zwischen Tannen und Gestrüpp stellen die zwölf Leidensstationen unseres zum Berge Golgatha wandelnden Herrn vor.

Die ersten beiden Kreuzwegstationen sind vollständig zerstört. Landsturmsoldaten räumen das Gefechtsfeld auf, so ungefähr, wie man eine gute Stube in Ordnung bringt. Und bei dem dritten oder vierten Häuschen, das Christus vor dem Landpfleger Pilatus zeigt, laden sie aus herbeigefahrenen Karren ab, was den Russen auf ihrer Flucht noch abgejagt werden konnte.

Das sind nun aber nicht, wie vermutet werden könnte, Gewehre und Patronentaschen, oder warme, weitfältige und erdsarbene Kosakenmäntel, die den Hals über Kopf Ausreißenden beschwerlich wurden. Sondern im aufgeweichten Schmutz des heiligen Hügels liegen . . . buntgewürfelte Bettpolster und Rissenbezüge ungarischer Bauern. Pelzmäntel, wie sie nie ein Kosak auf seinem Leibe trug. Sorgsam verschürte Bündel, aus einem gestohlenen Weiberrod, und drinnen stecken sinnlos zusammengeraffte Kostbarkeiten eines geplünderten Hauses. Gute Kleider, noch mehr Wäsche; Kühner mit umgedrehtem Hals; ein Teppich, Tischdecken, eine gute, neue, lederne Reisetasche, ein lichter Divanüberzug, in den zärtlich fünf Paar gestohlene Damensiefelchen gewickelt wurden.

Und schließlich zieht der bärtige Landsturmann aus einem mit dem Bajonett aufgeschlizten Rissen eine schöne, handgetriebene, kupferne Zimmerlampe hervor.

Also ausgerüstet traten die Russen ihren Rückzug aus dem Komitate Ung an. Nun hat man ihnen die Beute



Unsere Waffenbrüder: Ungarische Husaren in einem Waldlager in den Karpathen. Phot. Kiserbet, Wien.

abgejagt und stapelt sie auf dem Hügelchen des Leidens Christi zusammen. Das Ganze sieht aus wie ein klägliches und fast komischer Trödelmarkt beschmutzter, zerklüffelter Lumpen. Kein Jude gäbe dafür eine gute ungarische Krone mehr her.

Der bärtige Landstürmer wickelt aus einem in ein Tuch gebundenen Pelzstiefel ein Duzend alter, schwerer Silberlöffel. Das Paket war seinem jüngsten Inhaber offenbar zu schwer und er warf es weg, als Menschenleben billiger als Silberlöffel wurden.

Vor dem Häuschen der dritten Leidensstation häuft man das abgejagte, geraubte Gut zusammen, schweigend, mit einem grimmigen Hohnlachen. Und der Landpfleger Pilatus auf seinem Bild wäscht die Hände. In Unschuld ...

Im Straßengraben liegt ein unförmlicher Erdkloß. Das vorübergeführte Patrouillenpferd scheut ohne erkennbare Ursache, man sieht nach, und siehe, jener Schmutzkumpen ist ein Mensch. Ein Kosak, die Kugel traf ihn mitten vor die Stirn, mit dem Gesicht nach vorwärts stürzte er in den Schlamm, und die Hufe der vorüberstiebenden Husarenpferde schüttelten den Kadaver mit Rot und Erde zu.

Mit einem Strohwisch säubert ein Soldat das Antlitz des Toten. Es ist ein starker, junger Bursch mit slawisch vorspringenden Backenknochen, einer gutmütigen Kinder Nase, dünnsprießenden, gelben Schnurrbarthaaren. Eine Kruste von Blut und Schlamm zieht sich von der Stirnwunde zum rechten Auge hinunter, um die Nase, verstickert im aufgerissenen Mund, der voll Erde ist. Wie halbiert sieht dies gleichgültige, leere Bauernantlitz durch den schrecklichen Strich aus, böse starrt es aus offenen, vertrockneten und zerknitterten Augen. Der Landstürmer unterfucht die Taschen des Toten, findet, in ein Papier geschlagen, ein Muttergottesbildchen und einen Brief. Wir können ihn nicht lesen, schieben ihn in die Tasche zurück und stehen stumm, indes man die Leiche aufhebt, um sie in das nahe Massengrab zu bringen.

Leise klirrt etwas längs der baumelnden Füße des Leichnams zur Erde. Wir bücken uns. Ein silbernes Zigarettenetui ist es. Oder vielmehr nicht von Silber, irgendein dickes, wenig schönes Ding aus Pakfong, schon gelb geworden. In der Ecke aber steht, von ungelenter Hand mit dem Taschenfeitel geritzt, der österreichische Name Johann Merstallinger. In dem Etui sind zwei zerbrochene Sportzigaretten und eine ganz lichte, wie aus Seidenflachs gesponnene Kinderlocke.

Böse und häßlich starrt die schmutzige, blutverkrustete Maske des jungen Kosaken, den man fortschafft. Wir haben ihn für einen armen und tapferen Soldaten seines Väterchens gehalten.

Für ein willenloses Opfer von Zehntausenden des ungeheuren, russischen Schlachthaus. Unsere Landstürmer sind anderer Meinung. Sie stecken die Pakfongschachtel ihres unbekanntenen Kameraden Johann Merstallinger ein und sagen hinter dem toten Kosaken nur ein einziges Wort: „Dieb ...“

Österreicher schaufeln eine 4 m lange Grube zu. Gefallene Russen. Alles schweigt, zuweilen klirrt ein Spaten. Ein Einjähriger schnitzelt aus Kistenbrettern ein russisches Kreuz. Mit dem Messer schabt er den auf das ungehobelte Holz schablonierten Namen der Wiener Feigenkaffeeirma weg und kalligraphiert mit den vor Frost zitternden Händen: „Hier liegen in Gott dreiundvierzig Russen.“ — „In Gott, in Gott“, höhnt bitter einer der herumstehenden Juden, die die Kosakeninvasion in einem Keller überstanden haben.

Und mit jäh verzerrten Gesichtern, bitterlich und zornvoll, ballen sie alle die dünnen, schmutzigen Fäuste. „Sollen sie ruhen in Gott“, schreit heifer ihr Führer. „Aber lebendig haben sie nichts geruht von ihrem Gott!“ Mit seinen entzündeten, triefenden Greisenaugen starrt er zu dem Russenhügel, der unter den Spaten unserer Soldaten empornwächst. Unversöhnt ist dieser Blick, böse, entsehllich,



Krämpfe schütteln eine geballte, harte Faust. „Wie sie haben gelebt in Gott, das kennen die Herrn gleich sehen mit eigenen Augen, wenn sie sich mechten bemühen zu uns!“

Wir gehen mit dem Alten in das verheerte Städtchen, in dem noch immer Flammen der halbgelöschten Feuerbrunst glöhen.

Wie oft haben wir gesehen, was diese Juden mit bebenden Händen zeigen! Wie oft würgte uns dasselbe Entsetzen, wie oft standen wir stumm und schauernd, wenn eine armselige Herde Geretteter den Grabhügel ihrer Peiniger mit den Flüchen bespie, mit denen nun auch diese Juden ächzen und geifern: „Sehen Sie, hochwohlgeborene Herren, wie sie haben gelebt in Gott...“

Das Haus eines „Herren“, des Notars. Die Mauern, seine fröhlich himmelblau gemalten Mauern stehen noch, nur die Balken des Dachstuhles starren schwarz wie verkohltes Pferdegeripp zum Himmel, von dem der Winterregen trieft. Drinnen ist jede Tür aus den Angeln gerissen, die Schränke liegen umgestürzt, quer auf der Diele, ihr von Rosafentiefeln auseinander getretener Inhalt wurde bis in das kleine Gärtchen hinaus verschleppt. Mit den Stühlen wurde jedes der zerfetztesten Fenster noch einmal entzweigeschlagen. Mit umständlicher Bosheit ist ein liebes, altmodisches, großblumtes Sofa kaputt gemacht; Orgien der Zerkürung hat die Küche erlebt, die zerbeulten Rasterollen flogen übers Dach auf die Straße, und dort liegt auch in Fetzen die Bibliothek des Notars.

Nebenan das Haus des Apothekers. Seine Offizin ist ein Scherbenlager, der Mann selbst hat den dreitägigen Schrecken leidlich überstanden, sitzt — ein ungarischer Job — in der Verwüstung, raucht Unmengen von Zigaretten und erzählt, daß er eine Woche kein Auge zugetan hat.

„Wenn sie mir wenigstens ein Schlafpulver gelassen hätten“, meint er, zieht sein abgemagertes, struppiges Apothekergesichtchen zu einem mühseligen Lachen schief und tauscht Zigaretten mit dem Honvedmann.

Und weiter. Ruine an Ruine. Dies sähe schrecklich und trübsal aus, der Krieg hat nun mal kein umgänglicheres Gesicht. Aber die sinnlose, aberwitzig wütende Zerkürung ist von einer, ich finde kein anderes Wort, entsetzlichen Lächerlichkeit. „Als ob diese Häuser alle betrunken wären“, meint einer. Ihr Eingeweide schüttelten sie auf die Straße hinaus, spien ihre Heimlichkeiten durch die aufgerissenen, eingebrochenen Tore. Bilder, Betten, Möbel, Geschirr häuft sich zu Hügel, an denen seit Tagen der Regen herunterläuft; wo die Stiefel nicht ausreichten, trieb man Pferde durch den Wust, und traurig lächerlich sehen die ausgeleerten Zimmer aus, von denen in Mannshöhe womöglich die Tapeten heruntergerissen sind. Kaum eine Diele aber gibt es, die nicht beschmutzt, keine gute Stubenwand, die nicht von abenteuerlich einfallreicher Bestialität mit Unflat beworfen wäre. Und immer noch neue, immer dieselben Bilder eines viehischen Zerkürungstriebes, der sich mit dem Zerstören lange nicht begnügte und der stille, ehrenhafte Häuslichkeiten bespie und schändete. Die Juden, die uns führen, heben ihre Raftane hoch, in einem komischen Hahnenschritt stelzen sie über die besudelten Trümmer, tappen sie über den Unrat einer Schwelle, lugen furcht- und wutergrimm in das ausgeplünderte Innere einer Stube, deren Boden voll Pferdemist ist.

Von einer zerplissenen Türlatte nestelt einer von ihnen mit behutsamen, frommen Fingern, zitternd, ein Papierchen herunter. Zärtlich kosend hält er es in Händen, still stehen die Juden um ihn herum, und über ihre schmutzigen, von häßlichen Haarmüsten verfilzten Gesichter biblischer Zornväter wetterleuchtet es seltsam. Das Gebetsröllchen an der Tür des Chaim Leifer ist unversehrt geblieben...

Bebend verbirgt der Greis das Papier in seinem fleckigen Raftan. Und wird, wenn dies Schreckensjahr verschmerzt und an die Ewigkeit zurückgegeben ist, bleichen Judenmüttern und rabenhaarigen Enkeln das Zettelchen mit den heiligen Schriftzügen hervorholen, das Jehovas mitleidige Hand den Blicken der schändenden Kosaken entzog.

Im Spital. Übrigens ist es kein Spital mehr, sondern eine Stätte unbefreiblicher Verwüstung, in der man dennoch geduldig und halb verzweifelt Strohfacke und Reste von Strohfäden aufsucht, Säcke, Lächer, um Kranke und Verwundete zu betten.

Die Verwundeten sind österreichische Infanteristen, liegen stumm, mit unheimlich glänzenden Augen, hellen Stirnen, über denen der Schweiß in Perlenketten steht. Abseits, von Landstürmern bewacht, ein paar Russen. Übel zugerichtet sehen sie aus, durch ihre Verbände sickert das Blut der Wunden, und als ob es nicht Gefellen der entflohenen Mordbrenner wären, bleiben meine Juden gebannt vor dem Haufen Stroh und menschlichen Elends stehen. Da zerreißt ein seltsam kindlicher, spitzer Schrei die Stille, in der nur der Regen schmerzhaft laut in die Wasserlachen trommelte. Der so schrie, war ein verkrüppelter junger Mensch mit einem käsig blaffen Knabengesicht, ein sommerproffiger Zwerg mit dem leeren, grinsenden Blick des Idioten. Ruhelos wanderten seine Augen, fingerten die verkrüppelten Händchen in die Luft, und kindhaft quäend sah er an uns fort ins Leere.

Er war nicht verwundet, bis auf ein paar unschädliche Kolbenstöße hatte er die russischen Tage heil überstanden. Bloß sein armes, kleines Hirnchen bekam ein Led, sein winziger Verstand ging ihm vollends durch, da dieser Kretin durch das Inferno seiner Heimatstadt lief. Nun waren die Peiniger fort, vertrieben, niedergeschlagen, lagen stumm in der Erde und ächzten neben ihm auf dem Spitalstrohfack. Und die einziehenden Österreicher fanden, vergnügt auf einer zerstörten Schwelle sitzend, den Krüppel, der seinen Verstand längst verloren hatte.

Nun lag er, bekam über seine braunblaue Quetschwunde kalte Umschläge und schrie sich in hohen, zeternden Kindertönen in den Schlaf.

In einem lichtlosen Hofkabinett fanden die patrouillierenden Honveds einen sterbenden Kosaken. Dieser Russe aber war das Gräßlichste, was uns von dem durch seine Kameraden angerichteten Inferno in Erinnerung blieb.

Der Mann war nicht verwundet, und er hatte überhaupt nicht gekämpft, sondern litt an einer merkwürdigen, entsetzlichen Krankheit. Sein Körper starb ihm unter einer dunkel verfärbten, sich abschuppenden Hornhaut buchstäblich ab. Nichts Menschenähnliches hatte er mehr an sich, als ihn die Österreicher fanden. Reglos lag er in dem Bett, das die Russen ihrem Kameraden zurechtgemacht hatten, ächzte zuweilen, schnappte mit dem trockenen, angstvoll offenen Mund und verschied wie ein unbekanntes, unheimliches, grauenhaftes Lebewesen.

Die Österreicher, brave Leute von den steirischen Alpen, konnten sich nicht entschließen, den gräßlichen Leichnam bis zur Ankunft der Ärzte liegen zu lassen. Sie packten schauernd den schuppigen Leib in einen Kosakenmantel, gruben abseits ein tiefes Loch und senkten den Toten hinein.

In seine verdorrten, schwarzen Finger aber steckte einer ein Bild Unserer lieben Frau von Zell, und mit diesem Bildchen mag des russischen Infernos seltsamste Spukgestalt schlafen in der Erde, die seine Kameraden geschändet haben.

Lambert.

## Deutsches Aufgebot.

So schwören wir, getreuen Muts  
In Kampf und Todeswehen  
Bis auf den letzten Tropfen Bluts  
Für einen Mann zu stehen;  
Aus West und Ost, aus Süd und Nord,  
Deutschland heißt das Lösungswort,  
Nie deutsches Reich für immer!

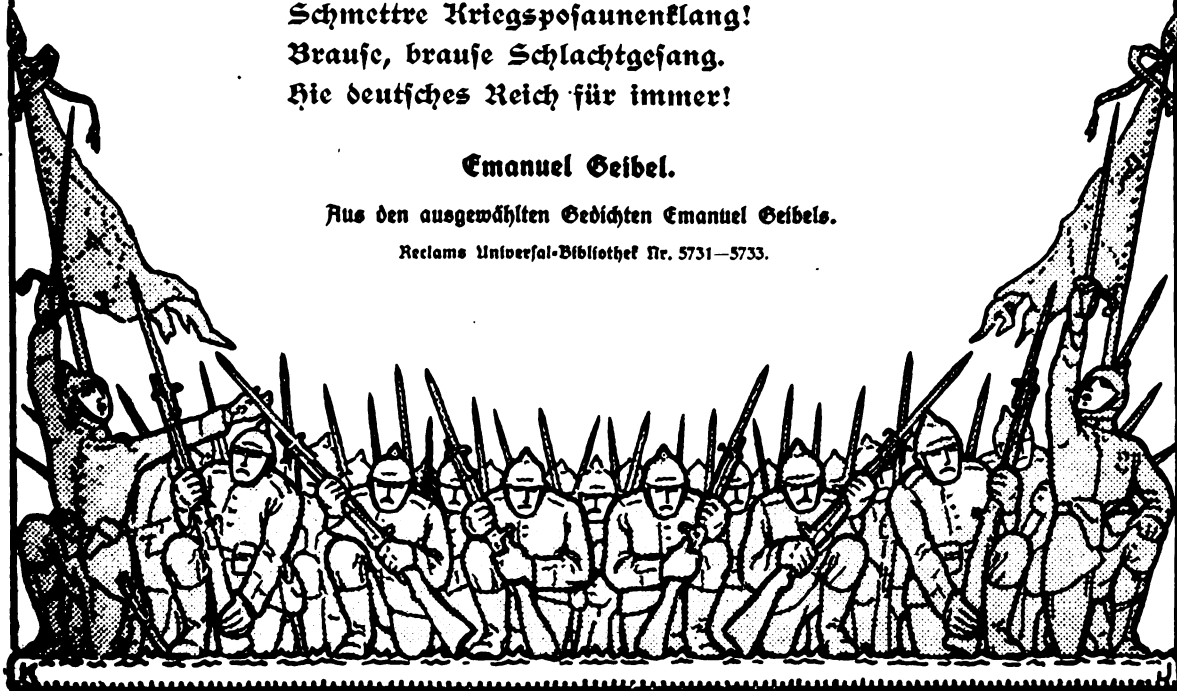
Wir fragen nichts nach Ruhm und Glanz,  
Die sind gar bald verborben;  
Uns hat die Not des Vaterlands,  
Die harte Not geworben.  
Für Weib und Kind, für Haus und Herd  
Züchten wir das scharfe Schwert,  
Zu siegen oder zu sterben.

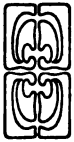
Komm an denn, Feind, wenn deutsches Mark  
Zu spüren dich gelüftet!  
Nie steht ein Volk in Eintracht stark,  
In Gottes Kraft gerüstet.  
Schmettre Kriegsposaunenklang!  
Brause, brause Schlachtgesang.  
Nie deutsches Reich für immer!

Emanuel Geibel.

Aus den ausgewählten Gedichten Emanuel Geibels.

Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5731—5733.





# Der Weltbürger.

Ein Kriegsroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



**S**err v. Wegorz fühlte, daß alle Augen der Fischgesellschaft auf ihn gerichtet waren. Er verfärbte sich und bemerkte, gezwungen lachend: „Herr von Bialy hat Phantasie. Sehehe, es ist schön, in einer so kitschigen Lage, in der wir uns hier alle befinden, Phantasie zu entwickeln.“

„Vorsichtigen Leuten gibt das Märchen von dem Tribut an den Fischkönig unseres Sees immerhin zu denken, Herr von Wegorz,“ sagte Graf Szaranczi. „Nun, jedenfalls lieben Sie es nicht, daß sich ein Mal in Ihrem verehrten Leichnam lustig macht, und freuen sich, daß Sie unter so honorigen Edelleuten leben dürfen, wie wir zu sein die Ehre haben.“

„In der Tat, in der Tat, ich fühle mich sehr geehrt,“ erwiderte der Angeredete.

Bialy aber rief: „Nachdem diese Frage erledigt ist, möchte ich den Herren noch von einem Traume Mitteilung machen. Wie gesagt, nur ein Traum, aber ich darf sagen, daß ich von Kindheit an öfter Wahrträume hatte, daß ich auch beispielsweise seinerzeit den Fall von Mufden ganz genau vorausgesehen habe. Also hören Sie: mir träumte in vergangener Nacht, die russische Armee sei in Ostpreußen, in der Gegend der Masurischen Seen, von den Prusaki vollständig geschlagen worden, gefangen, in den Sümpfen und Seen vernichtet. Was sagen Sie, verehrte Brüder? Es war ein sehr lebhafter Traum.“

Eine freudige Erregung ergriff alle. Aber man hielt sich zurück. Nur der Pan Wysokoje rief fast jubelnd: „Ja, die Prusaki, die Prusaki!“ und der weißbärtige Herr v. Jaskini bemerkte bedrückt: „Mein ältester Sohn steht als Hauptmann in der Armee, die dort vorgezogen ist.“

„Und den Vater eines Offiziers, der vor dem Feinde steht, hält man hier als Gefangenen,“ sagte sein Nachbar und reichte ihm die Hand.

Bialy aber fuhr fort: „Ob nun mein Traum Wirklichkeit ist oder eben nur ein — Traum, jedenfalls wirkt er so stark auf mich ein, daß ich die Herren einladen möchte, heute Abend zu einem Tee-punsch meine Gäste zu sein.“

„Wir wollen das Andenken der gefallenen Russen ehren,“ ergänzte Graf Szaranczi vorsichtig.

„Zum Henker, wie kommen wir zu Ponez auf dieser verdammten Insel? Ist er vom Himmel gefallen?“ rief einer verwundert.

Da bogte sich Irene, die neben Bialy saß, zu diesem hinüber und flüsterte: „Ich denke, der Fisch-

könig, der gestern Abend aus dem Wasser zu Ihnen stieg, hat Ihnen einige Flaschen mitgebracht?“

„Auch das wissen Sie, Sie Hege?“ entgegnete Bialy überrascht.

„Ja, auch diese Wasserpfeife hat mich ein Zufall entdecken lassen, aber sie darf meiner Verschwiegenheit versichert sein,“ erwiderte sie lächelnd.

25.

„Hast du noch einen Gott, Nikolaj Zwano-witsch?“ rief der General Schünjeli, hastig in das Eßzimmer des Gouverneurs eintretend, wo dieser mit Frau und Tochter noch beim Frühstück saß.

„Aber was hast du, Brüderchen? Warum so aufgeregert, mein Bester?“ fragte der Gouverneur. „Woher kommst du? Du siehst übel aus.“

„Verzeihen die Damen, aber ich bin seit vielen Tagen nicht aus den Kleidern gekommen. Ich weiß, ein Schwein ist das Urbild der Sauberkeit gegen mich, aber es hat nicht die Verantwortung. Hin und her zwischen den Forts und bei den Schanzen. In zwei Tagen können sie hier sein, die Gottver-dammten, und es fehlt noch vieles. Wer kennt meine Sorgen? Und nun auch noch dieses! Ich flehe euch an, Nechtgläubige, halst mir dieser Nikolaj Zwano-witsch auch noch diesen Prozeß auf.“

„Ah, du meinst den Fall Gehrrens,“ erwiderte der Gouverneur. „Aber beim Leiden Christi, ich bitte dich! Freilich, es ist Sache des Schwurgerichts. Aber ist es nicht der größte, ist es nicht der krassste Hoch-verrat, das Werk unserer Verteidigung zu stören, zunichte zu machen? Ich bitte euch, ich fühlte das bürgerliche Gericht nicht kompetent gegenüber einer solchen Schandtat, und so überwies ich die Sache ans Kriegsgericht.“

„Der junge Mann ist oft im Gouvernements-palast zu Gast gewesen, und er hat unserer Tochter einen Dienst erwiesen,“ wandte die Gouverneurin ein. Und ihr Gatte strich sich den Bart und sagte fast schmunzelnd: „Ich war froh, Brüderchen, daß ich diese Sache an das Kriegsgericht abtreten konnte, und nun hast du sie.“

„Er ist ein Gemütsmensch, Nikolaj Zwano-witsch. Gott gebe ihm Gesundheit!“ wandte er sich an die Damen. „O, es ist nicht, daß ich zaudern möchte. Ich hasse diese Deutschen, ich hasse sie alle, diese tausendmal Verdammten, an denen wir noch alle zuschanden werden. Ja, ich hasse sie mehr als die Pest, die uns bedroht. Aber ich wünschte, die Geschworenen



Sternennacht. Nach einem Aquarell von W. Merker.

hätten geredet. Dieser Mann bedeutet einiges. Man könnte seinen Tod schwer gegen uns ausspielen, wenn die Hunde unserer Herr werden. Vielleicht kostet das unserer Stadt eine Million Kontribution mehr.“

„Rechnest du schon so?“ fragte der Gouverneur erbleichend.

„Ich rechne damit, daß ich mich bis zum äußersten verteidigen werde, selbstverständlich. Aber ich rechne auch damit, daß man uns seit Jahren in Verteidigungsmitteln jämmerlich entblößt hat. Wohin sind die Gelder geraten? Wo sind sie geblieben? Ich habe sie nicht gesehen. Mögen sie denen wie geschmolzenes Blei ins Gewissen brennen, in deren Taschen sie gewandert sind. Und nun dies!“

„Einfache Sache, diese Angelegenheit Gehrkens,“ meinte der Gouverneur. „Du ernennst das Kriegsgesicht, und die Richter entscheiden. Nun wohl, sie werden natürlich auf Tod erkennen, Tod einem verräterischen russischen Untertanen. Beim Blute Christi, eine glatte Sache.“

„Nun ja, nun ja, so wird es sein,“ knurrte der General.

Der Gouverneur goß einen Kognak aus einer Karaffe in ein Weinglas und schob es dem Festungskommandanten hin: „Da, stärke dich, Bruder.“

Die Nasenflügel Schünjelis fingen an zu schnupern. „Allem Alkoholischen hat man den Garaus gemacht. Allerhöchster Befehl an die Armee. Und ich bin Soldat,“ seufzte er. „Nur in den Traktiers erster Klasse darf dergleichen noch verschenkt werden.“

„Nun, ich bin der Gouverneur, und so konzeptioniere ich hiermit dieses Lokal zu einem Traktier erster Klasse,“ lachte Hertlink. „Wohl bekomme es dir, Brüderchen.“

„Lohne es dir der Allbarmerzige, Nikolaj Iwanowitsch,“ sagte der General, trank das Glas mit einer Verbeugung gegen die Damen in einem Zuge leer und schüttelte sich. „Aber dieser Deutsche liegt mir trotzdem noch im Magen,“ versicherte er.

„So möge Ihnen mein Rat darüber weghelfen, Gregor Michaelowitsch,“ sagte Maruschka, und in ihren Augen funkelte es wie die Wut eines gereizten Reptils. „Freilich, Ihre Offiziere werden diesen Hochverräter verurteilen wollen. Nun wohl, so lassen Sie Ihre Meinung entscheiden. Ihr Einfluß bewirke, daß ihm das Leben gelassen wird.“

„Einem solchen Verbrecher, Gnädigste?“ entgegnete der Kommandant, wild werdend.

Aber Maruschka fuhr mit eisiger Ruhe fort: „Hinrichtung ist eine schnell abgemachte Sache, ist eine schlechte Buße für seine Tat, General. Lassen Sie ihn, mit Ketten an den gemeinsten Verbrecher gefesselt, von Kosakenpeitschen getrieben, nach Sibirien wandern, lassen Sie ihn im Moder der Bergwerke verfaulen, so bereiten Sie ihm eine gerechte Strafe und geben ihm Gelegenheit, sein Verbrechen täglich bitter zu bereuen. Na, nicht ein schneller Tod, aber ein qualvolles Leben wird das stolze Haupt dieses Sünders beugen.“

„Wohl, wohl, sie hat recht, mein Täubchen,“ pflichtete der Gouverneur mit böshafem Augenzwinkern bei und goß dem General ein zweites Glas ein. „Ja, man schenke diesem stolzen Deutschen das verfeimte Leben und gebe ihm Gelegenheit zur Reue und zur Demut in Staub und Asche.“

So kam es, daß andern Morgens Kurt Gehrkens im Hofe des Zitadellengefängnisses mit Sopochnikoff, einem Brandstifter und Dieb, durch Sarasan, den Schmied, zusammengekettelt wurde. Totenbleich, aber hoch aufgerichtet, stand er neben dem krummbeinigen, schielenden Verbrecher und streifte nur mit einem Blick die Arbeit des Handwerkers, der den beiden Sträflingen die um einen Fußknöchel geschlossenen Kettenenden in der Mitte zusammenschweißte.

„Gott hat euch beide zusammengefügt. Vertragt euch gut miteinander. Ihr habt einen weiten Marsch mitkommen,“ sagte der Schmied, als er sein Werk vollendet hatte, und wandte sich einem anderen Paare zu, das auch zum Transport in die sibirischen Bergwerke bestimmt war.

„Wie heißt du, Brüderchen?“ fragte Sopochnikoff seinen Gefährten.

„Ich denke, wir werden eine Nummer erhalten, und Sie werden die meine dann ja wissen, wenn Sie lesen können,“ entgegnete Kurt mit Abscheu.

Aber der andere höhnte: „Nur nicht so stolz! Diese Kette macht Brüderchaft zwischen uns. Verleugne sie nicht, Brüderchen, und halte dich an Sacha Dimietrowitsch, denn Gott hat ihn mit Fingigkeit gesegnet, versteht du?“

In dem Augenblick trat ein Gefangenewart heran und fuhr den Verbrecher gröblich an, das Maul zu halten, ihm gleichzeitig einen Fußtritt gegen das Schienbein versetzend. —

Zwei Tage danach, um die Mittagszeit, näherte sich auf der heißen, sonnenbeschienenen Landstraße, die aus dem Gouvernement Samak ins Innere Rußlands und weiter nach Sibirien führte, ein buckliges Männchen dem einsamen Krug, der dort am Rande eines ausgedehnten Waldes lag. Es war mit Sorgfalt touristenmäßig hergerichtet. Eine grüne Ledergewand, genau nach dem verwachsenen Rücken gearbeitet, umschloß mit einer gewissen Zierlichkeit den Kumpf. Die Füße stakten in kräftigen Schuhen, die Wädchen waren mit gelben Ledergamaschen bekleidet, und auf dem Kopf, der tief zwischen den Schultern saß, balancierte ein grünes Hütchen mit einem „Gamsbart“ aus Dachshaaren. Bevor sich der Kleine dem Wirtshause näherte, betrachtete er sich länger mit einem gewissen Wohlgefallen in einem Taschenspiegelchen. Dann zog er einen gefälschten Paß hervor, beäugelte ihn und lachte vor sich: Jakobus Hammesfahr, vergiß es nicht, daß du jetzt der Russe

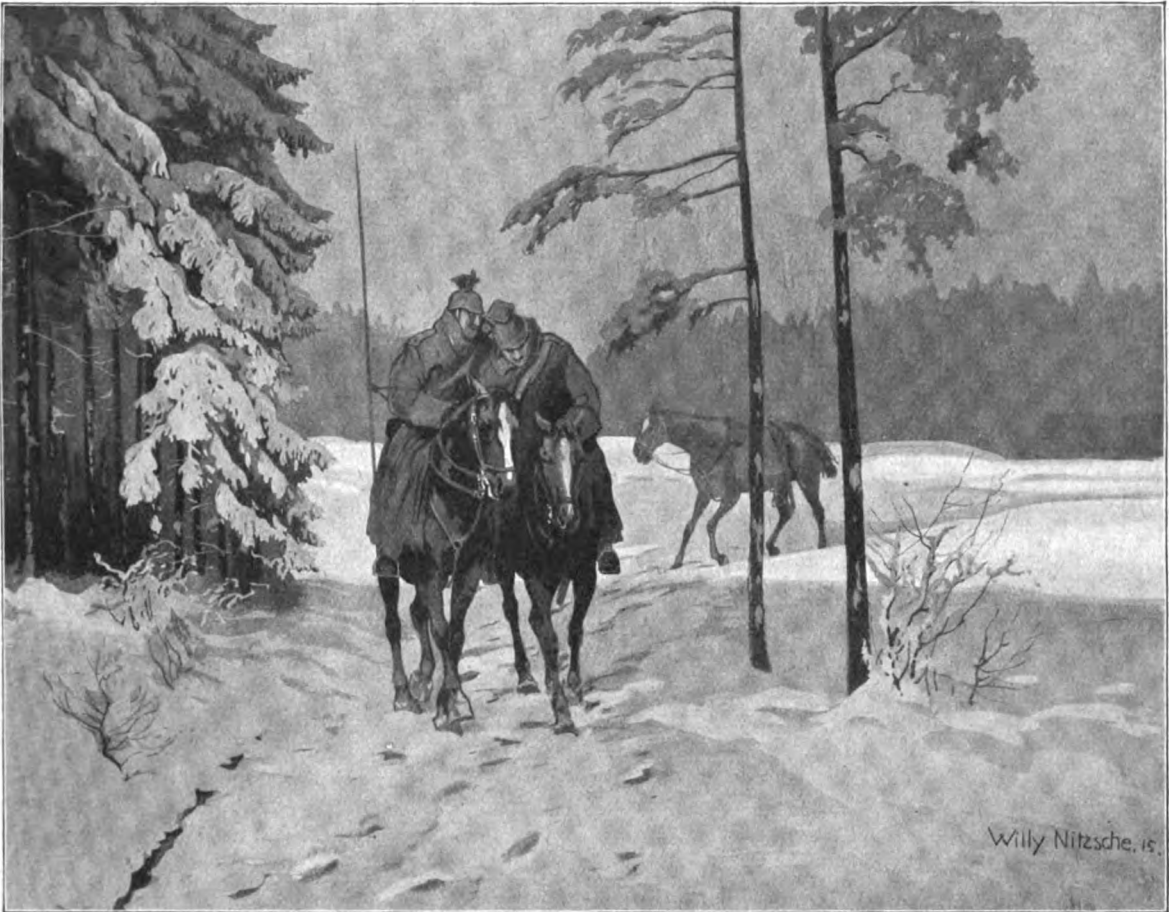
Jakoff Jakowlewitsch Gammessoff bist. Darauf heftete er sich eine Binde des Roten Kreuzes um den Arm und stiefelte mutig dem einsamen Hause zu. Ein ruppiger Hund kläffte die seltsame Erscheinung wütend an, einige Hühner rannten davon, so schnell sie laufen konnten, dann setzte er sich an einen Tisch, der seitwärts des Hauses, von wackeligen Bänken umgeben, unter mageren Bäumen stand. Er klopfte mit einem ansehnlichen Stock, den er mit sich führte, laut auf den Tisch. Lange brauchte er auf die Wirkung nicht zu warten. Ein ungepflegter, älterer Mann eilte herbei und fragte nach seinen Wünschen.

Hammesfahr bestellte sich ein Glas Kwas. Als es der Wirt vor ihn hinstellte, blickte ihn der Mann ein wenig argwöhnisch an und meinte: „Sie sind wohl auch nicht aus der Gegend, Gaspadin? Man sollte denken, Sie seien ein Schwede oder sonst ein Ausländer, denn Sie haben eine so seltsame Aussprache und reden unsere Sprache etwas stockend.“

„Aber dennoch bin ich ein Russe, ein echter Russe,“ erwiderte der Krüppel. „Gammessoff ist mein Name, Jakoff Jakowlewitsch Gammessoff. Aber ich bin im Auslande geboren, in Deutschland, Gott sei es geklagt. Mein Vater — gesegnet sei sein Andenken! — war viele Jahre lang Pope der russischen Gemeinde in Wiesbaden, einem von unseren Landsleuten vielbesuchten Bade nahe dem mächtigen Flusse Rhein. So kommt es, daß ich meine Muttersprache fast ganz verlernt habe, aber mein Herz ist so russisch wie das Eure, Mann.“

„Und auf das Herz kommt es an, Gaspadin. Ein gutes Herz ist ein Segen Gottes, selbst in einem schwachen Körper,“ tröstete der gutmütige Wirt. — „Aber darf man fragen, wie der Herr in diese einsame Gegend verschlagen wurde?“

„Das Schicksal führt den Menschen oft wunderbare Wege, mein Bester. Bis mein Vater vor zwei Jahren starb, ging es mir leidlich wohl. Ich habe eine helle Stimme, und so setzte es der Urheber meiner Tage durch, daß ich Psalmenjänger an der griechischen Kapelle zu Wiesbaden wurde. Aber als er starb, brachte mich sein Nachfolger um den Posten, denn er wollte einen Psalmenjänger von stattlicher Leiblichkeit — als ob es darauf ankäme. Da dachte ich, Gott zu dienen, wenn ich mich der Pflege der Armen und Kranken widmete. So wurde ich Angehöriger des Roten Kreuzes. Aber als der Krieg ausbrach, schützte mich meine wohlthätige Gesinnung nicht vor der unchristlichen Wut dieser Deutschen. Sie haben mich nicht gerade totgeschlagen, denn sonst säße ich nicht hier und tränke Kwas, aber erst wurde ich unter der Beschuldigung, für mein russisches Vaterland spioniert zu haben, von ihnen gefangen gesetzt und dann aus ihrem Lande gejagt. Was konnte mir erwünschter sein, als nun unserm



Drei aus einem Dorf. Sie blieben zusammen in Not und Tod, bis sie auf einer Patrouille das Soldatenschiedsal erreichte. Einer fiel, der Zweite wurde schwer verwundet und der Dritte brachte ihn zurück. Nach einer Kriegserinnerung gezeichnet von Willy Nitzsche, s. 3. verwundet.

russischen Roten Kreuze meine geringen Dienste anzubieten. Man nahm mich mit offenen Armen auf, selbstverständlich, aber man sagte: Jakoff Jakowlewitsch, sagte man, dein schwacher Körper hält die Anstrengungen des Feldzuges nicht aus, und es wäre schade, wenn du hin würdest. So mache dich hinter der Front nützlich und inspiziere im Dienste unserer heiligen Sache, wo es etwas zu inspizieren gibt.“

„Aber was könnten der Herr hier in dieser verlorenen Gegend untersuchen wollen, Euer Hochwohlgeboren?“ fragte der Wirt. „Ich bin gesund und meine Wirtschaftlerin auch, die mich Gott finden ließ, als mein liebes Weib gestorben ist. Sie war eine Polin, mein Weib, Jadwiga Popolska. Die Wege des Schicksals sind wunderbar, Herr, denn ich stamme aus Woronesch am Don. Als Kellner kam ich in diese Wirtschaft, die damals noch ansehnlicher war, als man die Eisenbahn nach Samak noch nicht gebaut hatte, die dem Verkehr der Landstraße Nebenhühlererschaft erwies. Der Krug gehörte dem Vater meiner seligen Frau. So heiratete ich mich ein, ich, Boris Wasiljewitsch Schussalski, und wir führten ein gottgefälliges Leben, und selten nur brauchte ich

von meinem Züchtigungsrechte Gebrauch zu machen. Ehre ihrem Angedenken.“

„Ihr seid ein guter Mann, Boris Wasiljewitsch,“ lobte Hammesfahr den Schwaghaften. „Gott wird Ihnen lohnen, und ich werde Eurer in meinen Berichten gedenken und Euch fördern. Und wie ist es mit den sibirischen Gefangentransporten, die aus dem Westen diese Landstraße daherkommen? Wird hier nicht eine Raft gemacht?“

„Nein, Euer Hochwohlgeboren. Es geht immer nur von einer Etappenstation bis zur anderen, und diese Wirtschaft liegt in der Mitte. Aber bei Staub und Hitze, wie am heutigen Tage, bringe ich wohl einen Eimer Wasser hinaus, damit sich die Pferde der Transporteure und die armen Gefangenen laben können. Mitunter steigen dann auch die Begleitmannschaften ab und sehen, ob sie nicht etwas Trinkbares bei mir finden.“

„Du bist klug und mildherzig, Boris Wasiljewitsch, und ich werde Sorge tragen, daß dein Haus eine Rasterlaubnis für Gefangentransporte erhält. Ich bin von der Inspektion entsandt, um hier zu untersuchen, ob bei diesen Transporten nach Menschlichkeit verfahren wird. Ich weiß, daß um diese Zeit

ein Transport aus Samat hier vorüberkommt. Vielleicht rührt die Staubwolke dort hinten auf dem Wege schon davon her. Es wäre mir sehr peinlich, wenn ich Unzuträgliches entdeckte und die Transporteure anzeigen müßte.“

„Sie würden dies Haus dadurch in schlechtem Andenken behalten, und es sind miserable Zeiten, Herr,“ sagte der Wirt kläglich.

„Nun wohl, so rate ich Ihnen folgendes, Boris Wasiljewitsch, um der Wilde wegen, die Sie an Ihrem Schwiegervater üben. Gehen Sie dem Transport entgegen, sagen Sie dem Führer, als wenn Sie es ihm heimlich und aus gutem Herzen sagten, hier säße einer auf der Mauer, ein Inspektor, der sich vom Zustande der Gefangenen überzeugen wolle, ob die Nagaita nicht ungebührlich angewandt worden sei und die Eisenfesseln an den Fußknöcheln keine Wunden verursacht hätten. Sagen Sie ihm auch, wer ich sei, nämlich Jakoff Jakowlewitsch Gammessoff, eines Popen Sohn, in Deutschland aufgewachsen und mit dem Krieg aus dem Lande gejagt, nun aber in hohem Ansehen und von großem Einfluß. Aber sagen Sie ihm auch, daß ich ein sehr wohlwollender Herr sei und daß er sich nicht allzusehr zu fürchten brauche.“

Der Wirt ließ sich das nicht zweimal sagen und trotzte schleunigst der Staubwolke entgegen. Hammesfahr erkannte durch ein kleines Fernglas schnell, daß er mit seiner Vermutung recht hatte. Deutlich sah er einen Trupp von Fußgängern, die von drei Veritlenen eskortiert wurden und sich in ziemlich schnellem Marsche näherten. Dann glaubte er auch seinen jungen Herrn zu erkennen, wie er neben einem in der Reihe der zu zwei und zwei Wandernden dahinschritt.

Der Kleine zog sich etwas zurück unter die Bäume. Bald kam der Trupp heran, von dem Wirt begleitet. Ein Kommando des Führers, eines Unteroffiziers von einem uralischen Kosakenregiment, ertönte, und die Gefangenen warfen sich an die Böschung der Straße. Ein Soldat blieb neben ihnen, hielt auch die Pferde der beiden anderen, die abstiegen und den Wirtsgarten betraten. Als er den Krüppel mit der Armbinde des roten Kreuzes erblickte, machte der Unteroffizier Honneur. Gnädig winkte ihm Hammesfahr zu.

„Er spricht auch nicht gut Russisch, er gehört einem Fremdvolk an,“ sagte der Wirt erklärend.

„Aber für eine Flasche Wodka wird er Verständnis haben. Ich weiß, Sie haben noch Vorrat verborgen. Ich ermächtige Sie, diese braven Leute nach dem langen Marsche damit zu erquicken. Den Gefangenen aber geben Sie nachher jedem ein Glas Wraß.“

Boris Wasiljewitsch verschwand, und man hörte, wie er im Hause laut mit seiner Wirtschafterin

redete, während der alte Pole stumpfsinnig nach den neuen Gästen hinüberblinzelte und verworrene Reden führte.

Hammesfahr trat jetzt nahe an den Unteroffizier heran und hielt ihm den gefälschten Paß unter die Nase.

Der Kosak warf einen ehrfurchtsvollen Blick auf das großmächtige Siegel, salutierte und sagte: „Weiß, weiß, Wirt hat gesagt. O, Mirko ferr gutte Kosak, Erzellenz.“

„Das freut mich zu hören,“ krächte der Krüppel gnädig mit seinem hellen Stimmchen. „Nun, ich werde mich nachher von dem Zustand der Gefangenen überzeugen. Sie sollen je zu zweien, wie sie aneinander gefesselt sind, in das Wirtszimmer geführt werden, und einer deiner Leute mag außen Wache halten, daß keiner entwischt. Ich muß jedem die Fußknöchel untersuchen, ob der Eisenring nicht gescheuert hat, werde jedem eine lindernde Salbe zuteil werden lassen. Du wirst mir zu dem Zweck für kurze Zeit den Schlüssel anvertrauen, damit ich die Eisenbänder öffnen und nachsehen kann.“

„Wie Erzellenz befehlen,“ sagte der Kosak, und seine kleinen geschlitzten Augen funkelten vor Bier, als jetzt der Wirt erschien und ein großes Glas Braantwein vor ihm und eins vor seinem Untergebenen niederetzte.

„Der Wodka ist selten geworden seit dem Beginn dieses Krieges. Väterchen Jar will keine betrunkenen Soldaten. Aber ein Gläschen sei dir erlaubt, mein Freund, und wenn du's vertragen kannst, soll es mir auf mehr nicht ankommen.“

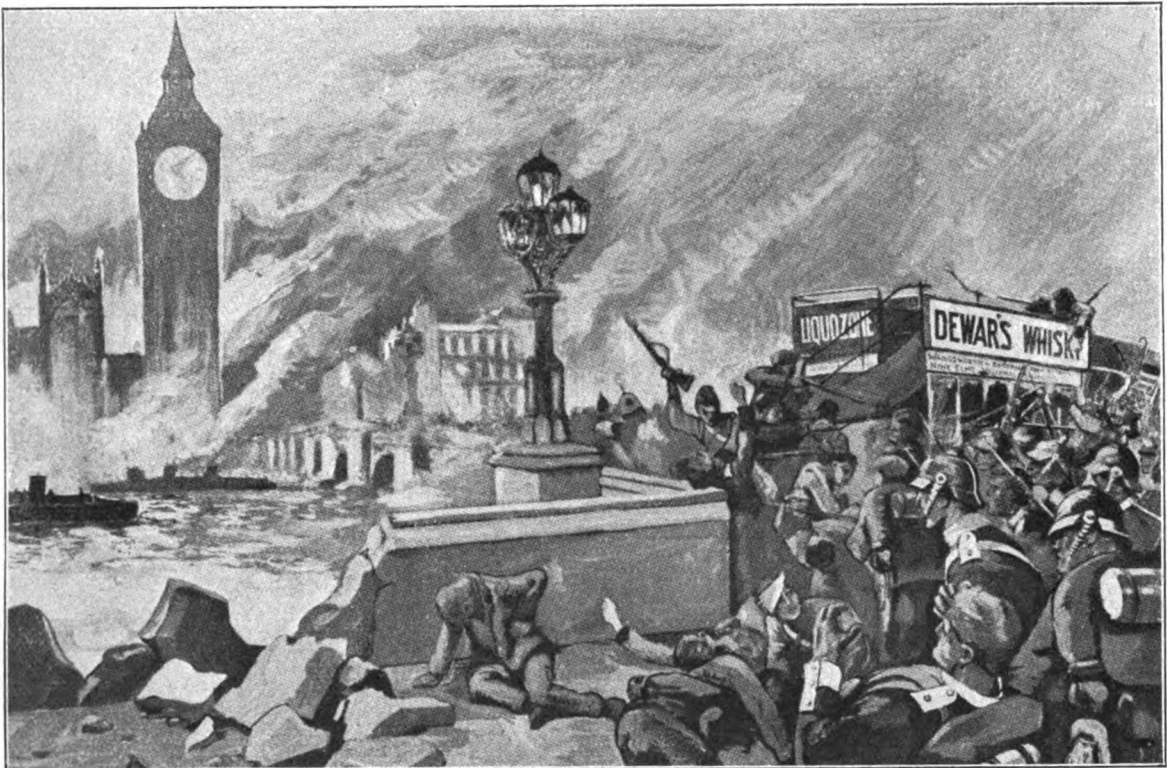
„Nulla Butulka,“ grinste der Unteroffizier zur Bestätigung seiner Leistungsfähigkeit und zeigte sein breites, gelbes Gebiß, und der andere grinste gleichfalls.

Nach dem zweiten Glase forderte Hammesfahr die Krieger auf, ihm ein Kosakenlied zu singen. Sie grölten wie die Wilden. Beim dritten mußte der Gemeine einen Kosakentanz aufführen. Er zog sich die Sporen ab, hüpfte wie besessen in Kniestellung umher und stampfte mit den Absätzen, daß der Staub aufwirbelte, während der Unteroffizier durch Handeklatschen den Takt schlug und eine wilde Melodie pfliff.

Die beiden Kerle waren schon merklich betrunken, und auch der bei den Gefangenen hatte sein Teil, als Hammesfahr, dessen Gesundheit sie in allen Tonarten ausgebracht hatten, ein ernstes Gesicht machte und erklärte, jetzt die Gefangenen untersuchen zu wollen.

„Untersuche sie, untersuche die Schufte, Erzellenz,“ lallte der Unteroffizier und lachte blödsinnig, ihm den Schlüssel zu den Fußschellen ausliefernd.

Unterdes rälkelten sich die Gefangenen an der Böschung in der Sonne. Nur einer saß aufrecht und starrte finster vor sich hin: Kurt Gehrens. Keine Hoffnung winkte ihm, seinem Glend zu entrinnen, diesem Glend, das mit dem Marsch auf heißer Land-



Die Schlacht auf der Westminsterbrücke. Die Verwirklichung dieser Scherzzeichnung, die das Londoner „Penny Illustrated Paper“ im Jahre 1905 brachte, nimmt immer greifbarere Gestalt an. Die Zeichnung war als Aprilscherz gedacht, sie ist aber zugleich ein interessanter Beweis dafür, daß der Gedanke an einen Krieg mit Deutschland schon vor Jahren in den Tiefen der englischen Volksseele wohnte.

straße, mit einem gemeinen Verbrecher zusammengepfiffelt, nur den Anfang neuer Leiden bedeutete. Wenn man ihn doch hingerichtet hätte. Nichts hatte er verjäumt, das Gericht zum Todesurteil zu reizen. Mit Stolz, und gar mit Hohn hatte er seine Tat bekannt, aber der Tod, der schnelle Tod, die Erlösung ging an ihm vorüber und ein langes, langes, qualvolles Siechen in Ketten, unter der Knute der Aufseher, stand ihm bevor. Mehr als einmal schon hatte er daran gedacht, ob er nicht ein Ende machen solle, ob er nachts, auf dem harten Fußboden der Station, sich nicht auf irgendeine Weise die Pulsadern öffnen sollte. Aber dann beschloß er, den Kelch aller Leiden gänzlich zu leeren, standhaft und stolz zu bleiben. Die sollte nicht recht behalten, die ihn in den Staub drücken wollte und die ihm vor seiner Abführung noch einen Gruß durch den Kommandanten hatte senden lassen: sie hoffe, daß ihn Sibirien Demut lehren werde. Um seiner selbstaufopfernden Tat willen, seines Vaterlandes und der zu Ehr', an die er auch jetzt immer noch denken mußte in Liebe und Sorge, wollte er sein Martyrium tragen, stolz und ungebeugt.

Wieder hatte er diesen Entschluß in sich bestärkt, während er so in Reih und Glied mit den anderen an der Straße lag, hatte unwillkürlich das müde Haupt zurückgeworfen, während sein Kettengenosse neben ihm leise schnarchte: da wurden seine Blicke

groß und starr, und fast wäre ein Ausruf des Erstaunens und der Freude über seine Lippen gekommen, hätte ihm Hammesfahr, der an die Gefangenen herantreten war, nicht verstohlen ein Zeichen gemacht, sich nicht zu verraten.

„Auf, ihr Halunken! Der Herr Inspektor!“ schrie der betrunkene Kosak, der vordem den wilden Tanz aufgeführt hatte und nun Hammesfahr auf seinen Befehl begleitete. Und als die Leidensgesichter aus ihrem stumpfen Brüten oder aus ihrem kurzen Schlummer aufwachten, lauderwelschte der Kleine, daß er vom Roten Kreuze beauftragt sei, sie zu untersuchen. Immer zwei von ihnen, die aneinander geschlossen seien, würde er zu dem Zweck in ein Zimmer der Wirtschaft führen lassen, und der Kosak bewache außen die Tür und werde jeden niederschließen, der etwa einen Fluchtversuch riskieren würde.

„Maufetot!“ lallte der Kosak grinsend. Dann ließ Hammesfahr ein Paar nach dem Hause führen, sprach, während der Unteroffizier unter den Bäumen weiter zechte und absolut mit dem alten Polen einen Kosakentanz aufführen wollte, freundlich und tröstend auf die Verbannten ein, steckte jedem eine kleine Erfrischung und ein Geldstück zu und entließ sie, worauf sie der Posten wieder bei seinem Kameraden am Straßengraben ablieferte und, mitunter den Kolben brauchend, ein neues Paar vorführte.

□

(Fortsetzung folgt.)

□





Ein Londoner Automobilomnibus im Dienst der Werbereklame: Rundfahrt von Angeworbenen.



Ein militärischer Reklame-Umzug in London zur Werbung von Freiwilligen.

## Der Ruf zu den Waffen.

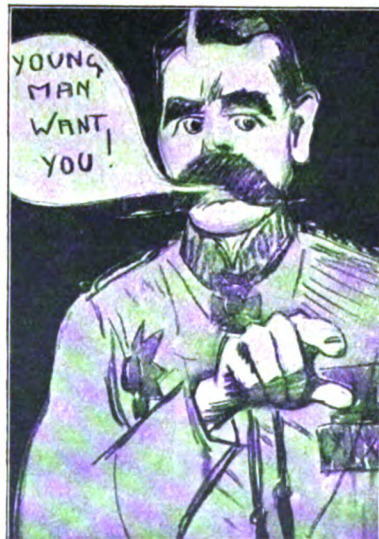
Die englische Heeresreklame. Von Norbert Jacques.

Mit elf Abbildungen.

Innerhalb der letzten sechs Wochen bin ich in den drei größten Hauptstädten Europas gewesen, in London, Paris und Berlin. Das Leben Berlins ist durch den Krieg so gut wie gar nicht berührt worden. Paris ist tagsüber vereinsamt, nachts dunkel, das Geschäft stockt wie das Leben, und einst die aufgeregteste und universalste Stadt der Welt, ist es heut die stillste. Ebenso stark, wenn auch in anderem Sinne, hat der Krieg das Bild Londons verändert. Das Leben in den Straßen dieser Stadt scheint noch mächtiger geworden zu sein. In ruhelosen Massen drängen die Menschen dahin, und überall fühlt man einen Unterstrom von Nervosität, Aufregtheit, Kriegshige. Es ist keine Kriegsbegeisterung. Begeisterung flammt auf einmal aus dem Dunkeln der Herzen auf. So war es in Deutschland und Österreich-Ungarn, als der Krieg begann, wohl auch in Frankreich. Aber den Londonern mußte erst zum Krieg eingeheizt werden. Das besorgten die paar Leute, die schuld an der Teilnahme am Krieg tragen, gegen den sich die Bevölkerung anfangs ungebärdigt sträubte (man erinnere sich an die Automobilumzüge mit den Schildern: „We don't want war!“), mit einer ungeheuren Energie.

London wurde als der Akkumulator für Kriegsstimmung wie für Verarbeitung betrachtet. Das Straßenbild der Stadt wurde also mit Wucht auf Krieg umgestimmt. Damit begann es.

Allenhalben wurden Schilder und Plakate angebracht, die die Anwerbearbeiten einleiteten. An zahllosen Hauswänden, in den meisten Geschäftsfenstern, in allen Postanstalten erschienen plötzlich diese Werbeplakate. Ganze Häuser wurden mit ihnen von unten bis oben bedeckt, z. B. das Carlton Hotel. Wir lesen Schriften darauf, wie: „Zum Heer!“ „Laßt euch gleich einschreiben.“ „Ein Ruf zu den Waffen.“ „Lord Kitchener braucht noch ein Heer von 100 000 Mann! Meldet euch!“ „Euer König und euer Land brauchen euch.“ „Wir müssen mehr Menschen haben für den Krieg“ usw. Auf jedem Automobil rast eine Inschrift durch London, die Bezug aufs Anwerben fürs Heer hat. Auch die öffentlichen Denkmäler und Gebäude wurden zur Heeresreklame benutzt. Der Fuß der Nelson-Säule ist mit hohen Bretterwänden eingekleidet. Auf jeder Seite steht in manns-hohen Buchstaben ein Ausspruch des Königs oder seiner Staatsleute. Im Giebelfeld über den Säulen des Mansionhouse in London steht in riesenhaften Buchstaben, sozusagen an die Stirn dieser Herzstadt, dieses Heizeffels des Kriegs, die Angst angeschrieben: „Wir müssen mehr Männer haben.“ Und an der Treppe, riesenhaft: „Ich baue mit Vertrauen auf die loyalen und restlosen Anstrengungen all meiner Untertanen. Der König.“ Dieser Ausspruch des Königs steht auch auf einer Seite der welt-



Lord Kitchener als Werbeplakat: „Junger Mann, wollen Sie?“

berühmten historischen Nelson-Säule. Aber am häufigsten und immer wieder taucht aus den Sturmwoogen dieser Reklame der hilflose Ruf auf, der vom Bürgermeistertaus nun die Stadt durchschallt: „Wir müssen mehr Leute bekommen!“

Denn auch England selber kann nicht mehr verbergen, daß seine Heereswerbungen nicht den gewünschten Erfolg hatten. Als ich Ende 1914 in London war und Lord Kitchener allerdings unter weitläufigen Angaben die Zahl der Angeworbenen auf mehr als eine Million schätzte, lachten die Engländer darüber, und mehrere von ihnen sagten mir, daß sich höchstens 300 000 zusammengefunden hätten. Ich erfuhr es dieser Tage aus den Artikeln eines amerikanischen Journalisten, der aus eigener Erfahrung erzählte, daß sich die Angaben jener Engländer bewahrheitet hatten. Er bestätigte auch aus persönlicher Anschauung, was ich damals ebenfalls nur indirekt erfuhr, daß die Angeworbenen so mangelhafte Vorbereitungen für Unterkunft, Verpflegung und Einkleidung vorgefunden hätten, daß sie gleich zu Tausenden desertierten. Bei uns hat immer der Irrtum vorgeherrschet über das großzügige Zielbewußtsein der englischen Nation. Englands Geschichte zeigt, daß dies Volk stets unvorbereitet an seine historischen Unternehmen heranging, bis der Räuberinstinkt einzelner Persönlichkeiten das Unternehmen allmählich zu einer nationalen Sache machte. So ging es auch mit diesem Krieg.

Natürlich hat man die Werbeplakate mit Darstellungen schöner lockender Uniformen, mit denen man schon für den Burenkrieg eingefangen hatte, wieder hervorgeholt. An den Werbelokalen kleben sie, strahlend vor Bunttheit. Auf allen Plakaten liest man: Geld! Geld! Die Zeitungen stehen recht im Dienst der Heeresreklame, und wenn Kitchener einen neuen Aufruf erläßt, erscheint die erste Seite bedeckt mit dem Inserat, mit dem stehenden Inserat nach Soldaten. Es gibt Marktschreier, die diese Technik der Zahlen haben, die Kitchener anwendet: Nur noch einmal 100 000 Mann . . . nicht mehr, Ein hunderttausend!

Es kann einem geschehen, daß man durch den Nebel etwas abwesend dahingeht, und auf einmal lehnt sich Lord

**Daily Mail**

THE YEAR'S WAR ON GERMANY

G.  R.

*Your King and Country Need You.*

**ANOTHER 100,000 MEN WANTED.**

LORD KITCHENER is much gratified with the response already made to the Appeal for additional men for His Majesty's Regular Army.

● In the grave National Emergency that now confronts the Empire he asks with renewed confidence that another 100,000 men will now come forward.

**TERMS OF SERVICE**  
(Extension of Age Limit).

Age on admission: 19 to 35. Ex-Soldiers up to 45, and certain selected Ex-Non-Commissioned Officers up to 50. Height, 5 ft. 3 in. and upwards. Chest, 34 in. at least. Must be medically fit. General service for the War.

Men enlisting for the duration of the War will be able to claim their discharge with all convenience speed at the conclusion of the War.

**PAY AT ARMY RATES,**

and Married Men on Widowers with Children will be accepted and will draw Separation Allowance under Army conditions.

**HOW TO JOIN.**

Men wishing to join should apply in person at any Military Barrack or at any Recruiting Office; the address of the latter can be obtained from Post Offices or Labour Exchanges.

**God Save the King.**

Lockung von Freiwilligen durch ganzseitige Zeitungsanzeigen.

Kitchener über einen und ruft herab: „Junger Mann, Sie brauche ich!“ Man schaut erschreckt auf. Lord Kitchener ist nur ein Plakat. Der junge Engländer, auf den er seinen Finger niederstreckt, geht am Werbelokal vorbei und tut so, als ob er nicht wisse, daß England Krieg mit Deutschland hat.

Dieses wortbrüchigste Volk der Erde hat schließlich den Zwang, in dem Deutschland die Neutralität Belgiens brach, zur Reklame für sein Heer mißbraucht. Als neuestes Plakat tauchte damals, als ich in London war, eine Wiedergabe des Altentstückes von 1839 auf, mit den Siegeln und Unterschriften der Minister, die Belgiens Neutralität garantierten, und darunter ein wortreiches Inferat, die Deutschen hätten ihr Wort gebrochen und Belgien verwüftet. Man möge doch helfen, die Ehre des Vaterlandes aufrecht zu erhalten, indem man Belgiens Freiheit wieder herstelle, und zum

Schluß: man solle sich gleich einschreiben lassen.

All diese Reklame scheint wenig genützt zu haben. Ich bin in den Tagen, in denen Lord Kitchener Milliarden von Plakaten mit einem neuen stehenden Aufruf durch London werfen ließ, dort gewesen. Abends standen in den Zeitungen immer phantastische Zahlen über Angeworbene des Tages. Ich bin an zahllosen Werbelokalen, die durch ganz London verbreitet sind (in der City wie im Osten und Westen, in Piccadilly wie im Hyde Park), vorbeigekommen, und in keinem dieser Lokale sah ich jemals etwas anderes, als ein Duzend schläfriger Beamten, die an leeren Listen saßen.

Die Heeresverwaltung dehnte die Reklametätigkeit aus. Es wurden Reklameumzüge von ganzen Regimentern veranstaltet. Das Interesse wurde mit Wucht erregt, die Zeitungen erwärmten es durch Notizen, die schon acht Tage vorher begannen und schließlich genaue Angaben über Zeit und Weg gaben. Diese Umzüge wurden „ge-managed“ wie ein Zirkus.

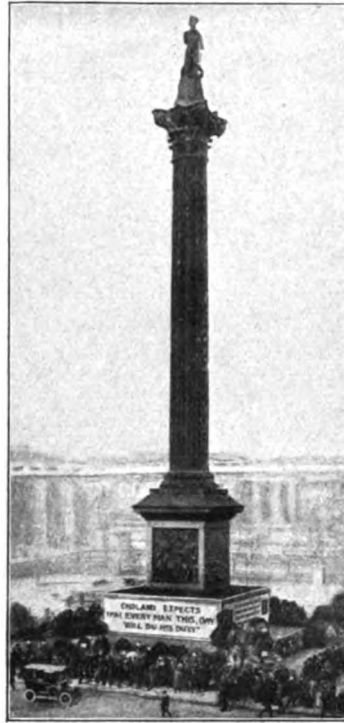
Bald wurde auch die illustrierte Presse in den Dienst der Heeresreklame gestellt. Sie verbreitete über das Land, wie die Soldaten am König vorbeimarschieren, wie es am Tage eines neuen Aufrufs vor den Londoner Werbelokalen zugeht, wobei es z. B. geschah, daß die Leute im



Werbeplakate für englische Kriegsfreiwillige an der berühmten Nelson-Säule in London.



Ein englischer Werberuf: Das „Stück Papier“, d. h. der Sechsmächte-Vertrag von 1839 über die Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens, dessenungeachtet Belgien unter Vordruch von Deutschland verunstet worden sei.



Die mit Werberufen bedeckte Nelson-Säule.



Ein englisches Werbeplakat: „Euer König und Land bedürfen eurer bringen, um Ehre und Ruhm des britischen Reiches aufrechtzuerhalten“ — „Ein winziges Stück Papier ist Englands Fessel“.

November dort in Strohhüten erschienen, woraus man auf den Ursprung des Bildes schließen kann.

Die Heeresverwaltung machte auch die Boy Scouts mobil und betraute sie mit Arbeiten, die man viel besser den zahlreichen Arbeitslosen gegeben hätte. Obschon kein Londoner Polizist die Stadt verließ, erschienen weibliche Polizistinnen. Das war alles vollkommen überflüssig. Aber es war Technik. Man mußte Kriegsstimmung in das Herz der Bevölkerung senken, die anfangs widerspenstig war. Deshalb wurde das Straßenbild Londons umgestaltet. Krieg! Krieg! schreit es einem überall entgegen. Wie ein wüstes Gebrüll rast dieser Schrei durch ganz London. Man fällt ihm anheim. Man läßt einen nicht zu Atem kommen über diesen Krieg. Immer wieder wird die Bevölkerung mit der Heeresreklame aufgerüttelt zu kriegerischen Instinkten. Die Reklame will nicht nur Soldaten werben, sie will Kriegsstimmung säen. Und das ist ihr gelungen. Als ich nach England kam, dachte ich mir, daß dies Volk, getreu seiner bewährten Technik des Fischens im

trüben, die Einmischung in den Krieg nur als Vorwand benutzen wollte, um bei einer etwaigen späteren Beuteverteilung auch mit dabei sein zu können. Nach meinem Besuch in London aber glaube ich das nicht mehr. Die Anstrengungen der englischen Regisseure dieses Krieges haben wieder etwas von dem Blutdunst, der in die Gesellschaft Englands eingepreßt liegt, freigelassen, und das Volk beginnt den ihm so vertrauten Geruch des Blutes wieder beißend und heiß auf der Zunge zu verspüren. Schon rüstet man sich gegen eine Invasion. Es bilden sich Damen-Schießclubs. Man will den Franktireurkrieg im großen organisieren, und wenn wir uns an die Suffragetten vergangenen Abendens erinnern, so mögen wir uns auch dabei auf einiges gefaßt machen. Allerdings können wir nicht sicher die Entfernung zwischen Absicht und Ausführung einschätzen. Aber eines ist gewiß: Es ist furchtbar heiß in England. „Der alte Löwe“, wie Shaw schrieb, „riecht Beute und Blut in der Nase.“ Und das deutsche Volk antwortet darauf mit seinem glühendsten Haß.



Ein Werbevortrag in London.



Das bekannte Carlton-Hotel in London im Dienst der Werbereklame.



# Ein seliger Tod.

Kriegsstizze von Fr. W. v. Destrén.



Mit dem eisernen Kreuz am Bande geschmückt war mein Freund im dritten Kriegsmonat zurückgekehrt. Er trug den Arm in der Binde und schleppte ein wenig den Fuß. Arg waren seine Verwundungen nicht; in längstens vier Wochen, wahrscheinlich aber früher, sollte er laut ärztlichem Gutachten völlig wiederhergestellt sein und von neuem ins Feld rücken. Wir waren viel beisammen; denn er hatte weder Eltern noch Verwandte, und der Kreis seiner Bekannten war eng. Befreundet war er eigentlich nur mit mir gewesen und mit Breitner, der am selben Tage, im selben Kampfe, in dem er seine Wunden erlitt, an seiner Seite fiel. Breitner, der prachtoolle, lebensfrohe und kraftstolze Mensch, den wir beide so lieb gehabt hatten, war denn auch der Schatten, der, aus jener anderen Welt wiederkehrend, in jedem unserer Gespräche neu zum Leben erstand und unseren Worten und Stimmen Farbe und Wärme lieh. Mein Freund wurde nicht müde, von Breitner zu sprechen und tausend Dinge von ihm zu erzählen, um die glühende Begeisterung, den Mut, die Unermülichkeit und die goldherzige Kameradschaft des Gefallenen zu schildern. Nur wenn ich ihn nach den letzten Lebensaugenblicken Breitners fragte, wurde er einsilbiger, seine Stimme rauher, seine Blicke weltfern starr und dunkel.

Kurz sagte er dann stets: „Es war Sturmangriff auf die feindlichen Stellungen befohlen; es war Nacht; wir stürmten; da traf ein Geschöß ihn in die Brust, und er starb in meinen Armen.“ Er sprach diese Worte wie etwas auswendig Gelerntes, ohne sie je zu ändern, und blieb jedesmal danach eine geraume Weile stumm. Und schließlich gab ich denn meine Fragen und die Bitte um Einzelheiten auf und mied, meinem Freunde die kurze Schilderung zu entlocken, die in ihrer hölzernen Unveränderlichkeit mir bereits weh zu tun begann. Daß sie ihn selbst noch weit mehr schmerzte, erfaßte ich; ich erriet, daß hinter ihr ein erschütterndes Verschweigen stak.

Als die dritte Woche zu Ende ging, trug mein Freund keinen Verband mehr und schritt fast schon aus wie ich. Darum war meine Überraschung nicht groß, als er mir eines Abends verkündete: „Ich rücke wieder ein.“

„Gott gebe, daß du bald und heil und für immer wiederkehrst,“ sagte ich, ohne so recht meinen Worten zu glauben. An den baldigen Frieden glaubte ich nicht, und selbst an der glücklichen Wiederkehr meines Freundes zweifelte ich. Denn er hatte einmal — und das war nach jenem Schweigen gewesen, das regelmäßig seiner Schilderung von Breitners Tod folgte — die Worte fallen lassen: „Wenn ich wieder ins Feld komme, wird mir sicher nur im Stürmen wohl sein.“

„Morgen rücke ich ein,“ fuhr er fort.

Nun blickte ich ihn aber doch erstaunt an. „Und das sagst du mir erst heute?“

„Morgen früh geht's fort. Ich bin heute abend bei dir, um Abschied zu nehmen,“ bestätigte er.

„Das ist aber nicht recht von dir,“ begann ich vorwurfsvoll. „Wenn ich das vorher gewußt hätte —“

Mit einem Winken seiner geheilten Hand unterbrach er mich. „Daß gut sein, Hans! So wie der Tod gehört der Abschied zu den Dingen, die man, wenn man's kann, möglichst rasch und still und schmerzlos abtun soll.“

„Du hast recht,“ gestand ich nach einer Weile zu. „Was traurig ist, soll man nicht feiern.“

Er sah mich groß an und schüttelte verständnislos den Kopf. „Traurig?“

„Nun ja. Kennst du einen Abschied etwa nicht traurig?“

„Ach so, du sprichst vom Abschied,“ sagte er wie enttäuscht. „Ich habe an den Tod gedacht. Der ist nämlich nicht traurig. Wie zum Beispiel Breitner starb —“ Er brach ab.

Mit einem Nuck hatte ich mich im Sitze höher aufgerichtet. Was? Er selbst begann ungefragt über Breitners Tod zu sprechen? Ich starrte ihn an und fühlte, wie Sturmflößen gleich kalte Schauer mir durchs Blut jagten und Beklemmung mir den Atem zerschchnitt. Mühsam sprach ich die Worte, die sich lächerlicher Weise wie etwas Unbezwingliches über meine Lippen drängten: „Es war Sturmangriff auf die feindlichen Stellungen befohlen; es war Nacht; wir stürmten; da traf ihn ein Geschöß in die Brust, und er starb —“

Ich verstummte, ehe ich zu Ende gesprochen hatte. Mein Freund hatte mit dem Fuße heftig aufgestampft und schrie heiser: „Hör auf!“ Und sein Gesicht verzerrte sich in Qual.

Wir saßen lange wortlos. Meine Blicke mieden ihn schein und hafteten auf irgendeinem blinkenden Gegenstand, der vor mir lag; eine Schere glaube ich, war es. Und es war ganz, ganz still in meinem Zimmer.

Endlich begann mein Freund wieder zu sprechen, und seine Stimme klang so entschlußstark und dabei so friedvoll geklärt, wie ich sie noch nie vernommen hatte.

„Mein Abschied heute ist ein Lebewohl,“ sagte er. „Ich komme nicht mehr zurück.“

„Das sagst du? Du, der über alle Todesahnungen und ähnliches stets die Achseln gezuckt hat?“

„Das ist keine Ahnung,“ versicherte er, „das ist eine Gewißheit. Ich will einfach den Tod, ich suche und finde ihn. Ich muß sterben.“

Jetzt blickte ich ihn entsetzt an. „Du mußt?“

Er nickte. „Ja. Ich ziehe das nämlich dem anderen vor.“

„Welchem anderen?“ forschte ich verständnislos.

„Der Pflicht, mich meinem Kommando als Mörder zu melden.“

Es durchfuhr mich. Und in mir war die Gewißheit, daß Breitners Tod — „Breitner?“ stieß ich gewürgt hervor. Meine Augen begegneten seinen strahlend ruhigen Blicken.

„Ja,“ sagte er warm und feierlich.

Ich verspürte die schweren Schläge meines Herzens und den Aufstieg des heißen Raß zu meinen Augen. In der Furcht, alle Fassung zu verlieren, erhob ich mich und ließ mich in einem Zimmerwinkel nieder, den die Lichtstrahlen der Schreibtischlampe nicht mehr voll erreichten. Da saß ich im Halbdunkel und schwieg und harrete mit hämmernenden Schläfen und brennenden Lidern.

„Der Tod ist nicht traurig,“ begann mein Freund endlich wieder. „Der von Breitner war's gewiß nicht; der war schön, licht und froh. Jemand muß es ja erfahren, wie er gestorben ist; eigentlich sollten alle es erfahren. Denn es war schön für ihn, zu sterben, so zu sterben und schön für mich, so sterben zu sehen, sterben zu lassen. Wenn ich gefallen bin — ich werde sorgen, daß du's erfährst —, dann Sorge du dafür, daß die, die nach mir ins Feld ziehen, es erfahren, wie man dort sterben kann.“

Mein Freund schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort: „Es war Sturmangriff befohlen; es war Nacht; wir stürmten. Er dicht neben mir. Im Sprung empor und wieder zu Boden, näher und näher den feindlichen Gräben. Wir schossen nicht. Keiner schoß. Handgranaten und kaltes Eisen waren unsere Sturm Waffen. Er sang ganz leise dabei, und seine Stimme war verhaltener Jubel.“

„Deutschland, Deutschland über alles“ sang er. Und damit er fühlt, daß ich bei ihm, neben ihm bin, sang ich halblaut mit. Zum Sprung auf, und da hatten wir den vordersten feindlichen Schützengraben erreicht.

Mit Hurra sprangen wir nebeneinander hinein, hinab, viele andere mit uns. Die Eisen wütelten mit Stichen, die Kolben mit Schlägen.

Weiter, voran, dem nächsten Graben zu.

Da wurden wir gleichzeitig getroffen von einem und demselben Maschinengewehr, er und ich, und fielen in den Graben zurück, dessen jenseitigen Rand wir eben erklimmen. Ihn traf's in die Brust, mich in die Hand. Beim Sturz verletzten wir den Fuß noch an irgendeiner Schärfe.

Da lag ich einen Augenblick wie betäubt vom Schmerz. Aber im nächsten hatte ich die dumme Schwäche überwunden und sah mich nach ihm um. Auf einem toten Franzosen lag er. Ich hab' mir ein Tuch um die Hand gewunden und ihn mit dem Arm umschlungen. Mit der heilen Hand hab' ich die Taschenlampe gefaßt und geleuchtet.

Brustschuß. Wie das blutete! Aber er war bei voller Besinnung, obwohl er die Augen geschlossen hatte.

„Laß sein,“ hat er leise gesagt, als ich ihm den Rock aufreißen wollte. „Laß sein! Es tut nur weh und nützt nichts mehr. Es ist aus mit mir.“

Aber ich habe ihm doch wehgetan und die Wunde gesehen und notdürftig verbunden. Und dabei habe ich erkannt: da ist keine Rettung mehr; das Leben zählt nicht einmal mehr nach Stunden. Mir hat der Schmerz um ihn den kalten Schweiß auf die Stirn getrieben. „Breitner,“ hab' ich aufgeschrien und geschluchzt.

Er hat still gelegen und schwer geröchelt.

„Geh und schau, ob wir siegen,“ hat er dann nach einer Weile leise hervorgestoßen. „Alles übrige ist gleichgültig.“

Ich hab' nicht nachgesehen und erwidert: „Ja, sei ruhig! Sie fliehen.“

Er muß gemerkt haben, daß ich das sagte, ohne mich zu überzeugen. „Geh und schau,“ hat er hartnäckig wiederholt.

Da hab' ich über den Grabenrand auf das von den Leuchtflugeln und Scheinwerfern erhellte Gelände geblickt. Und habe gesehen, daß der Sturmangriff von einer Übermacht abgeschlagen wird und die Unseren zurückgehen. Aufheulen hätte ich mögen, als ich zu ihm zurückkehrte.

„Wir siegen. Nicht wahr? Dann sterb' ich nicht umsonst,“ hat er geflüstert.

„Wir siegen,“ hab' ich mit schwerer Stimme bestätigt.

„In einer siegreichen Schlacht fallen — das ist immer mein Traum gewesen, das ist ein so herrlicher Tod,“ hat er mit pfeifendem Atem gesagt. „Weißt du, die Bitterkeit möcht' ich nie und nimmer ins Grab mitnehmen, als Besiegter gestorben zu sein. Das wäre — wäre qualvoll. Nicht wahr?“

„Ja,“ hab' ich herausgepreßt und wieder über den Grabenrand hinweg aufs Kampffeld geblickt, auf dem die Schlacht tobte. Die Unseren wichen, zogen sich zurück, kamen unserem Graben näher und näher. Vielleicht setzten sie sich hier fest zur Verteidigung, und dann sah und erkannte Breitner, daß ich gelogen hatte, und nahm die Dual ins Grab mit. Unwillkürlich nahm ich jetzt meinen Revolver in die heile Linke, ohne noch recht zu wissen, wozu.

Breitner rief leise meinen Vornamen. Ich eilte zu ihm.

„Wir siegen?“

„Ja,“ hab' ich gesagt.

„Gott sei Dank! Ich sterb' nicht umsonst. Ich sterb' den Siegertod. Ich glaub', ich werde auch noch die Sonne erleben, den Tag sehen. Beug dich!“

Ich hab' mich zu ihm herab gebeugt. Da hat er die Arme gehoben und mich umschlungen und mich an seine blutende, röchelnde Brust gedrückt — fest, fest. Und hat gelächelt, so selig, so verklärt, so —

Und da hab' ich auf einmal gewußt, wozu ich den Revolver in der Hand habe, und hab' ihn heimlich ihm an die Brust gehalten, dorthin, wo sein Herz schlug. Und so hab' ich gewartet.

Da ist er plötzlich aufgefahren. „Was ist das?“

Das Stimmgetöse des Kampfes, das sich entfernt hatte, war näher und näher zurückgestlutet. Im nächsten Augenblicke konnte —

„Nachstürmende,“ habe ich so ruhig als möglich gesagt. „Unsre Kameraden sind schon weit vorn. Es wird eine große Schlacht, der größte Sieg des Krieges.“

„Gott sei Dank,“ stammelte er, und Tränen der Seligkeit standen in den Augen mit den verklärten Blicken.

Und da — da hab' ich abgedrückt. Denn im nächsten Augenblick hätte er erraten, hätte er gewußt —

„So ist Breitner gestorben.“ —

Und mein Freund erhob sich, schritt auf mich zu und faßte meine Hand. „Leb wohl!“ Und er ging.

Ich war vor Erschütterung keines Wortes, keiner Gebärde fähig. Starrfalt saß ich und hielt ihn nicht zurück. — Vor fünf Tagen ist er gefallen. ☉

## Not und Tod.

Es liegt ein Grab am Wegesrand,  
Es schaut ein Kreuz ins weite Land;  
Um Himmel loht brandroter Schein,  
Die gierigen Hungervögel schrein,  
Sagen von Not und Tod.

Es furcht ein Pflug den Weltengrund,  
Es reißt ein Pflug die Herzen wund,  
Ein Sämann wirft die Saaten aus  
Bei Donnerhall und Schlachtengraus:  
Not und Tod — Not und Tod.

O Herz sei stark, o Herz sei still,

Weiß keiner, was noch werden will,  
Weiß keiner, wann vom bittren Leid  
Ein schöner Morgen uns befreit,  
Wie lang die bange Nacht noch droht:  
Not und Tod — Not und Tod.

Doch ob dir heut die Träne frommt,  
Vergiß nicht, daß die Stunde kommt,  
Da über jedem Kreuzzelein  
Versöhnend glänzt ein anderer Schein,  
Und wird ein großes Danken sein —  
Sei stark in Not und Tod.

C. Ropp.



## Not und Tod.

Nach einem Gemälde vom Kriegsschauplatz von Ed. Rud. Böhm.







Die Bearbeitung der deutschen Verluſtliſten.

## Archive des Menschenleids.

Die Zentralnachweisſtelle des preußiſchen Kriegsminiſteriums. Von U. Jacoby.

Mit fünf Abbildungen.

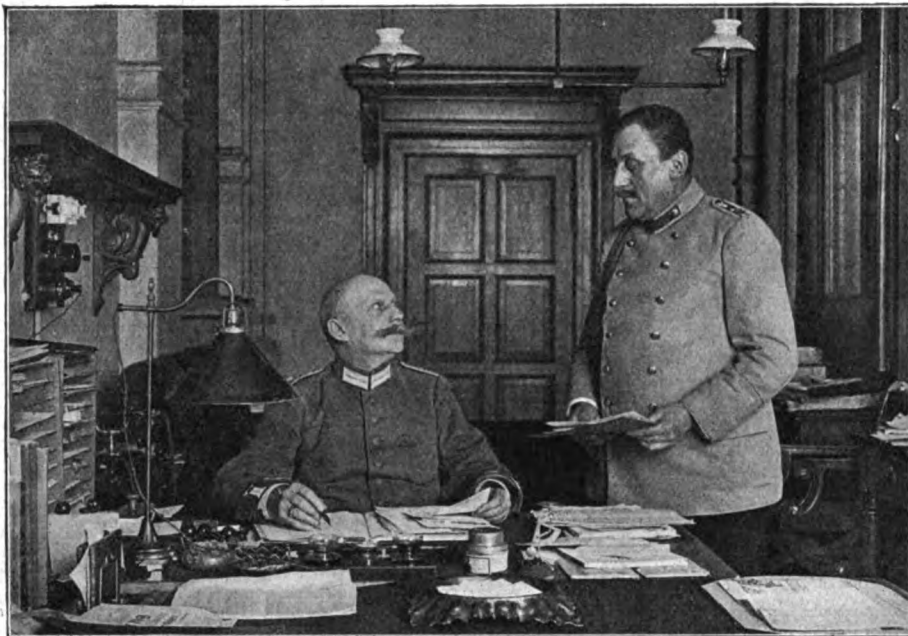
Wie in allen Zweigen unſerer militäriſchen Bereitſchaft, die die ſtaunende Bewunderung der Kulturwelt und ſelbſt unſerer Feinde gefunden hat, bietet auch die Zentralnachweisſtelle des preußiſchen Kriegsminiſteriums in Berlin, wo alle Meldungen über gefallene, vermiſte, verwundete Krieger unſerer braven Truppen in Oſt und Weſt, auf den Meeren und jenseits der Meere, in unſeren Kolonien, zuſammenlaufen, ein bewundernswertes Bild glänzend praktiſchen Organisationsaufbaues, vorbildlicher Einrichtung, emſigſter Arbeit und gewiſſenhafteter Pflichttreue aller derer, die hier zu wirken berufen ſind. Die Herzen derer, die dieſes Hauſes Innere betreten, ſind von Schmerz und Trauer erfüllt oder erzittern vor der Auskunſt, die ſie hier über Angehörige im Felde einholen. Und groß iſt das Maß der Anforderungen, denn die Zahl der Eingänge, die ausnahmslos zunächſt in die Regiſtratur gelangen, beläuft ſich an manchen Tagen biß zu 10000, darunter über 300 telegraphiſche. Alle fünf Tage haben ſämtliche Lazarette, deren Zahl ſich auf rund 4500 beläuft, Meldung über ihren Krankenbeſtand hierher zu erſtatten, auf Grund deren die erforderlichen Verrihtigungen über jeden einzelnen der im Lazarett Untergebrachten vorgenommen werden. Aus der Regiſtratur bzw. der Verteilungsſtelle werden die Eingänge ſobann an die einzelnen zuſtändigen Reſerate reſpektive Abteilungen geleitet.

Im weſtlichen Flügel des erſten Stockwerks befindet ſich die öffentliche Auskunſtsſtelle für mündliche Anſragen. Auf parallel laufenden Stuhlfreihen, die faſt ununter-

brochen beſetzt ſind, nehmen diejenigen Platz, die der Auskunſt harren. Hinter langen Eiſchreihen werden die Anſragen von einem Stabe von Herren entgegengenommen. Die Perſonalien werden notiert und der Fragezettel wandert dann ſofort in die Kartothek, in der aus den überſichtlich und ſyſtematiſch geordneten Zettelkaſten diejenige Karte herausgeſucht wird, die alle eingelaufenen Daten über den erfragten Krieger enthält. Die Fragekarte wird ſofort ausgefüllt und geht in die Auskunſtsſtelle zurück, wo Beantwortung der Anſrage erfolgt. In dieſer Kartothek werden alle Mitteilungen, die über Gefallene, Verwundete, Vermiſte eingehen, ſofort in die betreffende Karte eingetragen, für neue Fälle werden Karten angelegt. Über die auf feindlichem Gebiet gefallenen, verwundeten oder gefangenen deutſchen Soldaten erſtatten, abgeſehen von der unrühmlichen Ausnahme, die Rußland macht, alle feindlichen Staaten Meldungen. Rußland läßt ſich zwar gefallen, daß ſeine Behörden über ſeine Verwundeten und hier weilenden Gefangenen unterrichtet werden, aber ſeitens der ruſſiſchen Behörden geſchieht nach dieſer Richtung faſt gar nichts. Auch die mit der Wahrnehmung der deutſchen Intereſſen im Zarenreiche beauftragten Legationen und Konſulate neutraler Staaten ſind zumeiſt außerſtande, Auskunſt zu erlangen. 570 Perſonen, darunter etwa 250 Damen, ſind in dieſer einen Abteilung tätig, und es liegt ein Zug tiefer Tragik in der Tatſache, daß die Arbeitslaſt hier täglich wächst.

Eine weitere ſehr wichtige Abteilung der Zentralauskunſtsſtelle iſt diejenige, in der die amtlichen Verluſt-





Rittmeister Graf v. Schwerin, Leiter der Abteilung für feindliche Kriegsgefangene. Rechts sein Mitarbeiter  
Leutnant Hammer.

listen hergestellt werden. Die Unterlagen kommen aus dem Felde. Meist sind es ausgefüllte Formulare nach einem bestimmten sehr praktischen Schema. Allein, oft ist ein solches Formular nicht zur Hand, und da hilft man sich im Felde, wie wir uns überzeugten, oft mit irgendeinem Zettel, einem Notizbuchblatt, selbst einem Stück Papper, auf dem unmittelbar nach dem Gefecht mit Bleistift die Namen der Gefallenen, Verwundeten und Vermissten niedergeschrieben werden. In Hast und Eile häufig, weil Marschbewegungen und Kriegspflichten vorgehen. Oft erfolgt die Feststellung der Verluste eben so, daß der Feldwebel nach einem Gefechte seine Kompanie antreten läßt und die Mannschaft über ihr Wissen hinsichtlich der fehlenden Kameraden befragt. Daß dann später Er-

den. An Stelle der Zentralisation ist jetzt die Dezentralisation eingeführt worden. Jetzt gibt es 24 Dienststellen. Einer jeden von ihnen liegt die Bearbeitung des Materials bestimmter ihr zugeteilter Regimenter ob. In nächster Zeit wird sich die Notwendigkeit der Errichtung einer 25. Dienststelle ergeben. Jede Stunde erscheint mit militärischer Pünktlichkeit die Ordnung und überreicht jeder Dienststelle in einer Mappe die Eingänge über die ihrer Bearbeitung zugewiesenen Regimenter. Die von den einzelnen Dienststellen bearbeitete Verlustliste wird hierauf einer genauen Nachkontrolle unterzogen und dann in die im Hause befindliche Druckerei gegeben. Nach Einführung dieser Dezentralisation wird jetzt in 2 bis 3 Tagen das geleistet, wozu früher etwa acht Tage



Die schriftliche Beantwortung der eingegangenen Briefe und das Herausuchen der für mündliche Anfragen erforderlichen Angaben. Briefliche Anfragen gehen täglich bis zu 10000, telegraphische gegen 300 ein.

gänzungen und Änderungen erforderlich sind, leuchtet ohne weiteres ein. Hier in dieser Abteilung, die unter der Leitung von Major Noe steht, werden sämtliche Verlustanzeigen aller Truppenteile aller deutschen Armeen in Ost und West, oder wo sie sonst weilen mögen, zur amtlichen Verlustliste bearbeitet. Auch für die bayerische, die sächsische und württembergische Armee sind dieser Abteilung besondere „Filialen“ zum Austausch von Meldungen angegliedert. Die Methode, nach der die ungemein mühevollen und verantwortungsreiche Arbeit dieser Abteilung sich vollzieht, ist seit Ende des vorigen Jahres verbessert wor-

den. In dem großen Arbeitsaal dieser Abteilung ist jede der 24 Dienststellen durch fortlaufende Nummern kenntlich gemacht; unterhalb der Nummer sind auf einem kleinen Plakat die Truppenteile aufgeführt, die von der Dienststelle bearbeitet werden.

Eine weitere fünfte Abteilung der Zentralnachweisstelle beschäftigt sich nur mit den deutschen Gefangenen in Feindesland; eine, die vierte Abteilung, mit der Ausstellung von Todesschein. Soweit der Tod eines Soldaten einwandfrei festgestellt ist, wird hier der Todeschein ausgestellt und an das Ministerium

des Innern abgegeben, daß sie den staatlichen Dienststellen zur Übermittlung an die zuständigen Standesämter weitergibt. Direkt erteilt die Abteilung nur in besonderen Ausnahmefällen die Todesbescheinigung.

Die interessanteste und erfreulicherweise recht umfangreiche Aufgabe ist der dritten Abteilung zugewiesen. Sie befaßt sich mit der Auskunft über die Kriegsgefangenen der feindlichen Länder in Deutschland. Es bestehen zu diesem Zwecke die folgenden Dienststellen. Zunächst eine für die Listenherstellung. Es wird eine einmalige Liste aller gefangenen, verwundeten und gefallenen Feinde in fünfacher Ausfertigung hergestellt.

Diese fünf Exemplare gehen einerseits durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes an die Regierungen der kriegführenden Länder, bei denen sich ebenfalls Auskunftsstellen befinden, sowie außerdem an die Zentralstellen des Roten Kreuzes von Berlin, Genf, Brüssel und Kopenhagen. Auf diese Weise werden die Angehörigen der feindlichen Truppen in den Stand gesetzt, jenseits der Kampfzone sich bei ihren eigenen Regierungen und diesseits bei den Zentralstellen des Roten Kreuzes alle bekannten Nachrichten über die Ihrigen bequem und — was wohl die Hauptsache ist — bedeutend schneller einzuholen, als auf dem Umwege über Berlin. Diese Listen werden alle drei Tage ergänzt, so daß den betreffenden Stellen halbwöchentlich alles in diesen drei Tagen bekanntgewordene sofort übermittelt wird. Eine zweite Dienststelle dieses Referats oder Abteilung fertigt eine Zettelkartothek sämtlicher gefangenen, verwundeten und gefallenen Feinde an, aus welcher in besonderen Fällen Einzelauskunft erteilt werden kann. Diese recht interessante Kartothek, nach den Ländern der mit uns kriegführenden Völker geordnet, läßt beim Aufsuchen auch die verschiedenen Truppengattungen: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Spezialtruppen, Zivilgefangene und Marinegefangene, sofort durch besondere Merkmale erkennen, auch sind die Karten der gefangenen Offiziere von



Die Registratur der in Deutschland untergebrachten feindlichen Kriegsgefangenen, deren Zahl 600 000 weit überschritten hat.

anderer Färbung, da sie erfahrungsmäßig häufiger aufgesucht werden müssen. Eine dritte Dienststelle, die Sortierabteilung, ordnet diese Karten alphabetisch bis auf den fünften Buchstaben, und die besonders häufig, oft nach Hunderten, vorkommenden Namen nach dem Vornamen.

Alle eiligen oder in besonderem Auftrage verlangten Auskünfte, die sich täglich auf mehrere Hundert belaufen, werden von einer vierten Dienststelle an der Hand dieser Kartothek sofort erledigt. Eine fünfte Dienststelle, die Revisionsabteilung, prüft die in den Kästen eingeordneten Karten aufs neue durch, um etwaige Fehler auszumerken und auf diese Weise den Suchern die Arbeit zu erleichtern. — Die dritte Abteilung bearbeitet in ihrer Nachlaß-



Die Registratur der belgischen und englischen Kriegsgefangenen.

dienststelle die gesamten Nachlässe der gefallenen und gestorbenen Feinde. Die Nachlässe werden geordnet, nummeriert, mit Namen und Adressen versehen und der Generalkriegskasse überantwortet; diese packt die Einzelnachlässe wöchentlich in Landespakete zusammen und übergibt sie dem Auswärtigen Amt, das sie durch Vermittlung der neutralen Mächte der Heimatsbehörde zuleitet, da diese allein entscheiden kann, wer zur Übernahme des Nachlasses berechtigt ist. Über die Einzelnachlässe werden genaue Verzeichnisse geführt, aus denen zu ersehen ist, welche Nachlässe überhaupt vorhanden sind und welche von diesen bereits ausgeantwortet wurden. Im Gegensatz zu der teilweise empörenden Behandlung, der deutsche

Gefangene in Feindesland ausgekehrt sind, wird in Deutschland jeder Gefangene, sei es im Lager, sei es im Lazarett, dienstlich veranlaßt, gleich in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft eine vorgedruckte Postkarte, die seine Adresse und Nachrichten über sein Befinden enthält, an seine nächsten Angehörigen in der Heimat zu richten. Auch ist die Korrespondenz der Gefangenen mit der Heimat durchaus nicht beschränkt. Die Vermissten, von denen seit Monaten jede Nachricht fehlt, sind daher in den allermeisten Fällen als gefallen und unbekannt begraben anzusehen. Durch diese Anordnung ist alles Denkbare veranlaßt, um den besorgten Angehörigen Auskunft über die Ihrigen zu geben. ☐

## Ein einzig Volk von Brüdern.

Betrachtungen über die soziale Psychologie des Krieges. Von J. Alberty.

Der Krieg ist der Vater eines sozialen Empfindens, das siegreich alle dem Altruismus entgegenwirkenden Kräfte überwindet. Das stolze Gebäude der deutschen Sozialpolitik ruhte während der Friedenszeit in Schutz und Schirm der gesetzlichen Bindung, die freiwillige Sozialpflege blieb ein Gebiet kleiner ungrenzter Kreise, in Theorie wie Praxis. In diesen Tagen, da wir einen gigantischen Kampf, wie ihn gewaltiger die Weltgeschichte nicht kennt, zu siegreichem Ende führen müssen, offenbart sich in unserer Volksgemeinschaft ein derart potenziertes soziales Empfinden, wie es in gleicher Erhabenheit und Schöne wohl nie zu verzeichnen gewesen ist. Nicht nur das öffentliche, auch das private Leben des Einzelnen steht gewissermaßen unter sozialer Kontrolle.

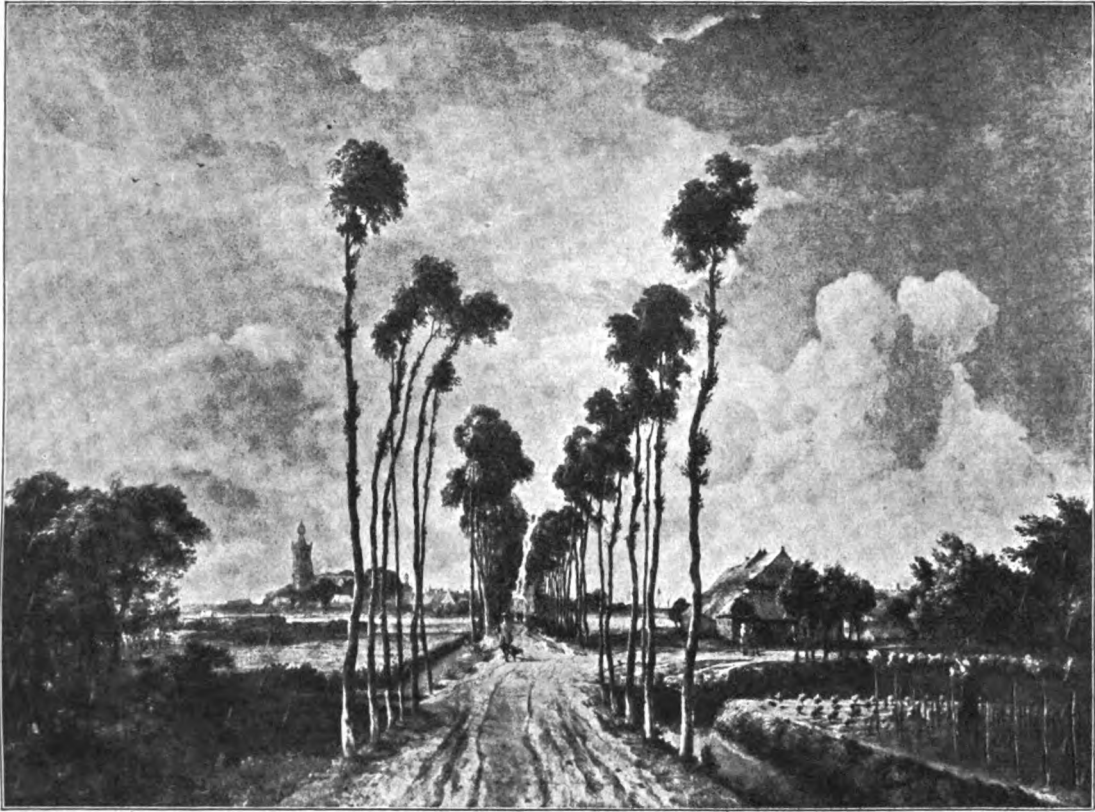
In einer Zeit, da die Besitzenden wie die Besitzlosen ihr Teuerstes und Liebstes auf dem Altar des geliebten Vaterlandes niederlegen und das ganze deutsche Volk, aller sozialen, wirtschaftlichen, politischen und religiösen Unterschiede vergeßend, in einzig dastehender Einmütigkeit und Begeisterung sich in den Dienst des Vaterlandes stellt, ist die soziale Hilfsbereitschaft fast zu einer schönen Selbstverständlichkeit geworden.

Was als das Natürlichste erscheint, braucht hier nicht in breiten Rahmen gespannt zu werden. Die Fürsorge für unsere tapferen Truppen über das Maß staatlicher notwendiger und möglicher Leistungen hinaus soll hier nur flüchtig gestreift werden. Das Rote Kreuz, diese großartige Organisation des Heil- und Pflegebetriebes für verwundete Krieger, die eifrige und erhebende Bereitwilligkeit, mit der Wünsche und Bedürfnisse der Truppen erfüllt wurden, berührt ebenso erhebend wie der edle Wettstreit von Staat, Kommunen und privaten Organisationen, die volle soziale Pflicht gegenüber denjenigen Familien zu erfüllen, deren Ernährer im Felde stehen. Den staatlichen Unterstützungen für die Familien der zur Fahne Einberufenen haben die meisten Gemeinden, leistungsstarke wie leistungsschwache, solche von gleicher Höhe und darüber hinzugefügt. Die private, nichtbeamtete Sozialfürsorge erschöpft sich gleichfalls auf den mannigfachen Gebieten der täglichen Bedürfnisse dieser Bevölkerungsschicht. Nichts aber ist bezeichnender für die tiefe Verankerung, die das soziale Empfinden in unserem nationalen Volkskörper gefunden hat, als die Tatsache, daß die freiwillige Liebestätigkeit der begüterten Klassen vielfach in Erwerbs- und Verdienstmöglichkeiten für die Bedürftigen umgeformt ist. Die Zurückdrängung der unbefordeten Ehrendiensttätigkeit und die Heranziehung besoldeter Arbeitskräfte bedeuten den glänzendsten Triumph des sozialen Gedankens in unserem Volke und ist eine der charakteristischsten Erscheinungen

der sozialen Psychologie des Krieges. Hierher gehört auch der öffentliche Unwille über jede unsoziale Erscheinung. Rücksichtslose Vermieter, die, auf den Buchstaben des Kontraktes pochend, solche Mieter ermittelten wollten, die durch die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse oder durch Abwesenheit des Erwerbers in Not geraten waren, sind der Gegenstand öffentlicher Rügen geworden, und so zum sozialen Empfinden und Handeln erzogen worden. Es gereicht indessen den deutschen Grundbesitzern und Hauseigentümern, die sich vielfach ihren Hypothekengläubigern gegenüber in oft wenig beneidenswerter Lage befinden, zur Ehre, daß sie dem sozialen Empfinden unserer Tage in weitestgehendem Maße Rücksicht getragen haben. Unsere Kommunalverwaltungen haben gleichfalls aus dem sozialen Zuge unserer Zeit heraus die anfänglich geübte Praxis der unbefordeten Hilfskräfte verlassen und sind dazu gelangt, eine Stätte der Fürsorge für die Arbeitslosen zu werden. Sie sind noch einen Schritt weiter gegangen und haben in diesen schweren Nöten der Kriegszeit vielfach den sozialen Schritt getan, den zu tun in normalen Zeiten sie vielfach ablehnten. Eine ganze Reihe deutscher Gemeinden hat die Arbeitslosenfürsorge zu einer gemeindlichen Aufgabe erhoben. Die Arbeitslosenunterstützungen haben auch da Platz gegriffen, wo man für diese Art sozialer Fürsorge bisher wenig Entgegenkommen zeigte.

Die soziale Psychologie des Krieges offenbart sich des weiteren in dem weit verzweigten sozialen Wirken auf allen Gebieten des täglichen Lebens. Die Sozialarbeit ist in diesen Tagen von einer erstaunlichen Intensität. Sie nimmt sich aller Bedrückten und durch den Krieg in Not Geratenen an. Kinder- und Familienfürsorge, Versorgung der von Haus und Hof vertriebenen Flüchtlinge, Volksküchen und Speisefallen und eine ganze Reihe anderer sozialer Einrichtungen verleihen diesen Kriegstagen die charakteristische Note. Und zu Tausenden hat sich bei Kriegsansbruch die städtische Bevölkerung zur Hilfeleistung der Landwirtschaft zur Verfügung gestellt. Auch die Geseßgebung hat den sozialen Erfordernissen unserer Tage weitestgehende Rücksicht getragen. Den Mittellosen und Bedrängten ist durch die richterliche Befugnis, Zahlungsfristen zu gewähren, eine Hilfe von nicht zu unterschätzender Bedeutung zuteil geworden. In der Praxis unserer Kaufmanns- und Gewerbegerichte zeigt sich gleichfalls ein Zug gesteigerter sozialer Rücksichten.

So sehen wir, daß der Krieg gleichzeitig mit seinen titanenhaften Schrecken das erhebende Gegenbild selbstloser Hingabe und Opferwilligkeit schuf und die tiefen und weit verästelten Wurzeln eines warmherzigen sozialen Empfindens im deutschen Volke aufdeckte. ☐



Die Allee. Nach einem Gemälde von M. Gobbema. Cop. Hanfstaengl.

## Von den flandrischen Schlachtfeldern.

Kriegsskizzen von Leutnant Hans Schoenfeld, zurzeit verwundet.

### 1. Die Allee.

Da, wo im Bachgrunde die Ferme massig sich dehnt und das Hellrot ihrer Dächer wetteifern läßt mit dem Gelb der Äcker und dem Grün der Bäume, streicht die Allee.

Schnurgerade läuft sie vom Gittertor hinein in den verschwimmenden Horizont, immer spitzer und winziger. Wie mächtige Kerzenreihe, so aufrecht und schlank, so genau hingestellt zieht sie mit ihren Bäumen. Sie steigen auf wie eine behende Fontäne, die sich oben zu ihrer krönenden Schale weitet — zweiglos bis zur sanftgerundeten Krone.

Weithin steht sie in stolzer, anmutvoller Schöne als Merkzeichen der Landschaft. Sanft schmeichelt ihr der Bach, der sich dem größeren Bruder im Tälchen zuschlingelt. Willig beugen sich ihr die Erlen und Weiden, die all die flinken Wässer säumen.

Des Abends, wenn der glühende Sonnenball über dem weiten, fruchtbaren Gefilde verglomm, ehe die Julimondnacht ihre Zauber verhieß, wandelte der Fermehesitzer mit seinem Schäferhund unter dem ewig wiegenden, träumerisch lispelnden Blätterdach der hundert Bäume und ließ die weidesatte Herde buntgescheckter Rüche stolzen Blickes an sich vorüberziehen.

Da kamen von der Küste her fremde Scharen. Kerls mit flachen Tellermützen und gelbem Gezeug; nicht Soldaten und nicht friedliche Bürger von Aussehen. Die beschauten die Allee von unten bis oben, gestikulierten und maßen

auf Karte und Krokierblatt und begannen ein seltsames Leben im Schatten der Bäume. Die mußten unwillig ihre Kronen schütteln und schauten aus zur Ferme hinüber, nach dem Besizer, dem Hund und den buntgescheckten Rügen. Aber sie kamen nicht mehr. Herr und Hund waren über den großen Kanal geflüchtet, der Belgien von Frankreich scheidet. Nur das verlassene Vieh brüllte aus den Ställen und der drahtumhegten Trift, in der sie nun gefangen gehalten wurden, nach der wohlbekanntem Allee, unter der es des Morgens und Abends dahingezogen war.

In dem Graben nisteten die Rhafigelben sich ein und warteten. Ganz vorn, wo die Umrisse einer neuen Ferme herübergrüßten, lagen ihre Feuerlinien.

Da gab es eines Tages im Oktober ein seltsam hartes kurzes Knallen, wie wenn Holz kurz wider Holz schlägt. Bald schwoll es an zu jorniger Melodie, deren verworren plappernder Taft nicht mehr zu entwirren war — bald klang es ab in vereinzelte, melodisch gedämpfte Töne. Mit hellauf klingendem Schlag fuhr es oft und öfter in die Stämme, an denen ein Zittern hinaufstief bis zur Krone.

So begann die Tragödie der Allee. Als die Nacht sank, saßen feldgraue Gestalten, riesengroß oder wuchtig gedrungen, in den Gräben zu Füßen der Bäume, wo zuvor die Flachmützen gelauert hatten. Und beim Morgenbämmern mußten die hundert Wipfelträger sich über die neuen Eindringlinge wundern.

Ach, das Wundern verging ihnen zur selben Stunde. Von jenseit, wohin die Tellermützen sich über den großen

Wach zähneknirschend hatten zurückziehen müssen, und eine lange Bodenwelle zu sanftem Gang aufstutet, kam es mit einem Fauchen und Zischen herangekocht, wie es Mensch und Tier, Bach und Baum in diesem stillen Winkel nie bisher vernommen. Es fuhr durch die Allee, ein schwarzes Etwas fauste nieder — ein Augenblick atemloser Stille... Dann schüttelte sich entsetzt die Erde, erbebte Baum an Baum. Ein Donnererschlag erdröhnte, nachhallend weit ins freie Land, und giftige Wolken von Schwarz und Gelb stiegen in scheußlichem Gebilde auf — weit über die Allee, die unter dem zerfließenden Schmutz entsetzt ihre Kronen zurückbog. Unten im Graben, wo sie sink sich geduckt hatten, reckten sie jetzt die Hälfe, zeigten auf die Erdwolke und lachten. Aber das Lachen verging ihnen. Schuß um Schuß kam es mit dumpfem Knall von drüben herangepeitscht — kürzer erst, weiter noch einmal, dann fuhr es mit schwarzroter Lohe hinein direkt in die Allee, den Graben darunter. Kurzer Aufschrei, vom Gebrüll plagerender Granaten erstickt, Krachen und Splintern, mitten drein und quer über den Graben fällt der erste Baum.

Bis zum Abend quälten sie sich so hin. Dann hörte das Schießen auf. Sie begruben ihre Toten und tauschten den Todesort mit Infanterie, die in schweigender Nacht hereingehuscht kam und noch in selbiger Nacht fünfzig Meter vor der gefährlichen Allee einen neuen Graben zu treiben begann.

Der Britte sah das neue Erdwerk wohl und ließ die Bäume vorderhand in Ruhe, denn seinen Granaten lohnte das neue Ziel besser, so schien's. Doch als er sich nach arg verschwendeter Munition überzeugen mußte, daß der Teufelsgraben noch stand und von den zähen Dutchs so dicht besetzt blieb wie zuvor, lenkte er seine Höllestücke mit verdoppelter Wut auf die Allee. Sie mußte weg, denn sie behemmt die Flugbahn der Geschosse, die hinein sollten in die Flecken und Orte, wo der Deutsche seine Lazarette, Etappen und Reserven hatte, und nun allesamt sich versingen in den hohen Bäumen der Ferme-Allee, so daß sie zu früh krepiereten.

Und ob die entblätterten Kronen noch so geschwind zur Seite schnellten und Raum ließen — selbst die Weiche ihrer Zweiglein und deren Dünnäste genügten, das empfindliche Ungetüm zu entseffeln. Flog aber solch Hundertpfünder gar wider den Stamm, so hob sich der durchsplitterte Stamm wohl einen Meter in die Höhe, drehte sich um sich selber und stürzte schwerfällig um die eigene Mittelachse über den liegenden Nachbarbaum, im letzten Fall noch die Zweige schier unlöslich mit dem treuen Genossen verflechtend.

Inzwischen hatten Jäger die Infanterie des vorderen Grabens abgelöst. Ein Offizier stand beim Grauen des ersten Morgens in der fremden Stellung, nach erster Frühroude, lange an der Grabenrückwand und schaute unverwandt hinüber zu der armen geschändeten Allee, die klägliche Stümpfe zum Himmel reckte oder mit tiefen Löchern statt der Bäume, die hier einst ihre Kronen dem Seewind entgegen schwangen, ihr Märtyrertum wies.

Ihm träumte von den alten Lindenalleen, die zu verstickten Schlöffern, zu stattlichen Höfen seiner Heimat führen, von dem vielhundertjährigen Eichenweg, der Dorf mit Dorf in geeigneten deutschen Gauen verbindet. Und ihm zog sich das Herz zusammen in Weh und Wut, dachte er an die prangenden Eschenalleen des geschändeten Landes Ostpreußen. Und ihn jammerte die fremde Allee mit der fremden Baumart, die ein Opfer verblendeten Fanatismus ihres Landes wurden. Im Sturmwind der Dezembernächte, der durch die letzten Bäume raste, klang's ihm wie

ein jorniges Schütteln und Sausen hinüber nach den Teller-mützen: Ihr Verruchten, die ihr kallfädelnd Baum und Wald Flanderns, die ihr Freunde nennt, dem Geldneid eurer Pfefferfäcke und Glücksritter opfert — Fluch euch, Herzlose, von den Bäumen von Compiègne, von Flandern und Belgien!

Der Träumer am Grabenrande war ich. Es heißt, wir werden bald abgelöst. Ich möchte nicht wieder zurück an diesen Ort, schon um der Allee willen nicht. Ein Zweiglein, das ein Sohn des Erzgebirges, der sich aus seinem grünen Forstrevier grausam in diese Flachgebilde der großen Schlammfüße Flandern verschlagen sieht, mir gebracht, Sproßling einer fremden Weichpappel, wie er meinte, hab' ich in meiner Ledertasche aufbewahrt — ein letzter Überrest der Allee von der Wasserferme zum verschwimmenden Horizont.

## 2. Unter Kerzen.

An der großen Straße nach dem deutschen Totengefüld um Ypern, wo die alte malerische Holzbrücke über den Lyssanal geht, liegt halb im Parke ein stattliches Haus mit Türmchen und Freitreppe; davor zwei hohe Lannen, deren Wipfel geköpft sind und als Weihnachtsbäume der Truppen, die wir ablösten, noch heute, da die zwölf Wunschnächte längst vorüber sind, im großen Saal und oben in den Burschenstuben unterm Dach prangen, noch im Schmuck erloschener Kerzen.

Dies einst so lichte Haus ist jetzt in stetes Dämmern gehüllt, denn seine Fenster sind mit Brettern dicht verschlagen; nicht nur, weil es Glascheiben längst nicht mehr gibt und bei jedem neuen Schuß der schweren englischen Rüstkaliber nur neue Scherben regnen müßte. Nein, es ist die Vorsticht eben dieser schlimmen Artillerie gegenüber, die jedem Lichtstrahl ängstlich wehrt.

Darum müssen wir auch über Tage im Dämmer sitzen. Wir brennen Kerzen, da alles Leuchtöl ausgegangen und nicht zu ersetzen ist.

Die Kameraden sind über diese Beleuchtung nicht eben erfreut, sprechen von traurigem Notbehelf und Klagen über das ewige Flackern, das beim Schreiben und Lesen föhrt. Aber ich liebe dieses feierliche Licht, das mit seinem gedämpften engbegrenzten Schein geheimnisvolle, mehr verbergende als enthüllende Winkel und Ecken in dem großen Saale schafft, der uns als Speise-, Les- und Wärme-raum dient.

In hohen Messingandelabern brennen sie und beleuchten phantastisch die Tafelrunde. So muß Friedrich der Große mit seinen Offizieren gefessen haben, so der Schweden und Kaiserlichen trinkfestes Offizierkorps. Schon darum liebe ich diese Lichter, weil sie schon jenen wilden Kriegskläuften als Behelfsmittel dienten und so unmittelbar eine feine Kette schaffen zu uns, die wir wieder auf Kerzen zurückgreifen müssen. Dieser Widerspruch scheint mir besonders reizvoll: Gas und Elektrizität, Kinder heutiger Technik, sind an geordnete Zustände — kurz, Kultur gebunden. Die Kerze, als Leuchtkraft gewiß kultivierter wie all das harte Licht in seinem Glas und Lüster, bewährt ihre letzten Reize erst, wenn alle Kultur zurücktritt vor hilfloser Notwendigkeit.

Drum sitz' ich gern unter ihrem Licht, wenn Teller und Schüsseln leise klappern, geräuschlos die Servierordnanz hin und wieder gleiten. Beobachte nachher in meiner Ecke aus dem Halbdunkel die unruhigen Silhouetten skatpielender Offiziere, eifrig schreibender Kameraden.

Und knistern Kerzen jäh zuckend auf, dann streck' ich mich behaglicher. Es träumt sich so schön im Kerzen-schimmer.



Ein Kriegsbild aus der Bukowina: Der Frauen letzter Abschied von den auf den Kriegsschauplatz ziehenden Männern. Phot. Co. Genfl.

## Österreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

### XII. Russisches aus Czernowitz.

**Z**um zweitenmal innerhalb eines Vierteljahres bekam die schöne Stadt Czernowitz die Taten Mütterchen Rußlands zu spüren.

Oder, um im Tone der offiziellen russischen Telegraphenagentur zu sprechen: in der Hauptstadt unserer Bukowina wird ein neues Regime von Ordnung, Gerechtigkeit und landesväterlicher Fürsorge installiert.

Daß diese vorübergehende russische Fürsorge im ganzen etwas stiefväterlich ausfiel, erzählten ein paar Leute, die von der ersten Czernowitzer Russeninvasion offenbar genug hatten und sich nun in Wien, Prag und Budapest von jener Art Gerechtigkeit, die der Kosak verkörpert, zu erholen trachten. Es sind nur kleine, beiläufige Geschichten, erlebt, man könnte auch sagen: erlitten am Rande einer großen Zeit. Aber es ist vielleicht nicht ganz unnütz, das russische „Befreiertum“ mit etlichen jener Bildchen zu illustrieren, die die „Befreier“ bändeweise liefern.

Die Österreicher räumten im September die momentan unhaltbare Stadt. Es scheint, daß die anrückenden Russen an eine Falle glaubten, wenigstens überlegten sie sich's merkwürdig lange, in die unverteidigte Stadt mit Gloria und Viktoria einzuziehen.

Zwei oder drei Tage dauerte es, ehe den Kosaken von ihrem Triumph nun auch warm wurde. Das heißt, bis sich die armen Czernowitzer, denen nicht sehr wohl in ihrer neuen russischen Haut sein mochte, von allerhand ersten, Kleinen, sozusagen schüchternen Schandtaten der „Groberer“ zu erzählen begannen. Die Kosaken plünderten zunächst nur draußen in der Vorstadt, traten armen Teufeln die

Türe ein, und diese wenig zartfühlende Art, sich zum Frühstück einzuladen, war um so eher zu entschuldigen, als die „besuchten“ armen Teufel Juden gewesen sind.

Sehr bald wurde man mutiger, wenn „mutig sein“ heißt: erschrockenen Bürgern am helllichten Mittag Uhr und Brieftasche zu entführen und vor keiner Art von Galanterie zurückzuschrecken. Aber über das Thema von der russischen Zärtlichkeit wollen wir uns hier lieber nicht verbreiten. Die russische Grobheit ist menschlicher . . .

Die erste Probe auf seine Umgangsformen legte der Kosakengeneral Ariutinow vor verammeltem Volke ab, das sich auf dem Czernowitzer Theaterplatz drängte; um einiges von den Segnungen der neuen Ara — also sagen wir: abzubekommen.

Sie bekamen sie auch in der Tat ab. Herr Ariutinow teilte den Bürgern von Czernowitz mit, daß sie sich mitsamt ihrer schönen Stadt als Angehörige, Untertanen und Steuerzahler — vor allem Steuerzahler! — der russischen Herrlichkeit zu betrachten hätten. Seine Rede soll sehr eindrucksvoll gewesen sein, mindestens auf den General selbst, von dem die Petrograder Blätter anderen Tages schrieben, wie sichtlich gerührt er Bäterchens neue Söhne dem Schutze des heiligen, großen, allmächtigen Rußland empfahl.

Die Sache soll in Wirklichkeit leider ein bißchen anders ausgesehen haben. Nämlich: die Rede des Generals klang in ein Hoch für den Zaren aus, in das die Czernowitzer nicht ganz mit wünschenswerter Lebhaftigkeit einstimmten. Aber Kosakengeneräle wissen sich zu helfen, und Herr Ariutinow ließ sich sofort herab, der Begeisterung mit eigenhändig gespendeten Kopfstücken nachzuhelfen. Sein

Beispiel machte den Kosaken Mut und aus ihren starken Händen empfangen die widerspenstigen Czernowitzer als erste Abschlagszahlung auf russische Gerechtigkeit — die Krute.

Man darf glauben, wie jetzt die Güte in die Höhe flogen. Und dem General Ariutinow liefen nun wahrhaftig die hellen Tränen über die Wacke.

Noch am selben Tag telegraphierte er an die Kabinettskanzlei in Petrograd: Die loyale Bevölkerung von Czer Majestät getreuer Stadt Czernowiz huldigt in tiefster Ehrfurcht . . . So siegt Rußland.

Wenn Generale gemütlich sind, werden Kosaken herzlich, ja sogar witzig, wie man aus der nachfolgenden kleinen Geschichte zu entnehmen beliebe.

In eine Vorstadtschenke treten drei Soldaten. Und wie jene drei Burschen, die über den Rhein zogen, bezogen sie zunächst ein intensives Verlangen, mit dem polnischen Wirtstöchsterlein Bekanntschaft zu schließen. Der Schenker, der auf diese Art von Kunden wahrscheinlich schon vorbereitet war, zuckte mit vielen Entschuldigungen bedauernd die Achsel: „Dziemczetka“ — Mädchen — führen wir nicht!

Also „Gengi“ (Geld). Der Jude blieb standhaft und bewies einleuchtend, daß die Herrschaften auch in diesem Belang bei ihm an den Unrechten gekommen seien. Daß es zu keiner Hausuntersuchung kam, verdankte er einem Wuttsifäpchen, in dem seine Gäste noch einen stattlichen Rest jener Flüssigkeit entdeckten, die auszuschlecken tags vorher durch Maueranschlag des Kommandanten strengstens verboten worden war.

Aber Verbote erläßt man, um beide Augen zuzudrücken, wenn sie umgangen werden. Die Russen beehrten zu trinken, und der Jude holte Gläser zusammen, kredenzte zitternd und wünschte sich im stillen Glück, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.

Leider hatte der Wirt seine Rechnung ohne die russischen Gäste gemacht. Denn diese Gäste trauten dem Branntwein nicht so ohne weiteres und herrschten den Schenker an, zuerst selbst zu kosten. Der Mann weigerte sich, und die Kosaken, die nun erst recht glauben mochten, daß der Trank einen nicht ganz bestimmten Zusatz enthielte, beharrten auf ihrer Forderung: „Pij!“

„Trink du zuerst!“

Der Schenker wird rot und blaß, er trinkt nicht. Man setzt ihm zu, droht mit dem Erschießen, prügelt ihn ein bißchen, der Alte steht mit dem Glas in der Hand und trinkt nicht. Er hat noch nicht Zeit zu seinem Morgengete gefunden, und vorher darf er nichts genießen. Die Kosaken wissen Rat, er soll das Gebet gleich jetzt nachholen, und nun endlich tut er ihnen den Gefallen, ein halbes Glas vorzutrinken. Unterdessen stöbern die Kosaken im Keller Rum auf, Bier auf, Wein auf. Von allem muß der alte Jude hübsch der Reihe nach trinken, bis er nicht mehr recht auf seinen Füßen zu stehen vermag.

Und weil sich inzwischen die Laune seiner Gäste erheblich verbessert hat, schlagen sie vor: „Der Jud' soll tanzen!“ Und der Greis, dem man zwischen zwei Bajonetten nicht viel Wahl läßt, beginnt mit seinen wankenden Beinen zu tanzen; der Rum, das Bier, der Wein zaubern um seine alten Augen einen dicken Nebel, und durch diesen Nebel hört er das wiehernde Gelächter seiner zehenden Freunde.

„Der Jude soll tanzen!“

Der Jude tanzt, er schnappt nach Atem, er singt sogar, und die Nachbarn, die der Lärm in der Schenke heranlockt, meinen nichts anderes, als daß Vater Baruch verrückt geworden ist. Aber er ist nur betrunken, und er

muß tanzen. Als ihm die zitternden Beine den Dienst endgültig aussagen, stürzt er lang hin, mit dem Gesicht platt auf die Diele. Und die witzigen Kosaken trinken ihm zu.

Übrigens, die Gerechtigkeit gebietet, auch von anderen Fällen zu erzählen. Die Barbarei dieser rohen Gesellen ist nicht so ganz selten mit einer Art naiver Gemütlichkeit, ja Herzlichkeit verbunden. Rußland hat viele Söhne, und nicht alle gleichen sie sich.

In einem Czernowitzer Bijouterieladen macht ein Kosakenhauptmann Einkäufe und bezahlt auf Heller und Pfennig. Es ist aber eine Differenz zum Schaden des Kaufmanns, denn dieser rechnet in österreichischen Kronen und der Offizier begleicht in Rubeln, die Zwangskurs haben.

Der Kaufmann ist mutig genug, zu erklären, daß er bei dieser Art von Geschäft rund die Hälfte draufzahlt. Der Hauptmann sieht den Mann eine Weile an, stumm, dann zieht er zum maßlosen Staunen des Verkäufers seine Börse, holt Notizblatt und Bleistift, rechnet, und legt die Differenz auf den Ladentisch.

„Damit du dich nicht beklagst, du . . . du Österreicher!“ sagt er zu dem neuen Untertan des Väterchens von Rußland, läßt sich seinen Einkauf zusammenpacken und geht sporenklirrend aus dem Laden.

Solche Geschichtchen erzählen sich herum, und es gibt Leute, denen sie sogar einigen Mut machen.

Der Bürgermeister von Czernowiz verhandelt mit dem russischen Stadtkommandanten wegen der überhandnehmenden Plünderungen. Der Russe läßt sich das bezügliche Protokoll vorlegen, verhört die Geschädigten und verspricht, „sich um die Sache zu kümmern“.

Im Gehen begegnet er, noch auf der Stiege, einer resoluten Dame, die ihn, ihren Henkelkorb schwingend, förmlich überfällt. Man hat ihr Haus buchstäblich ausgeraubt, in dem Henkelkorb bringt sie, was sich vom Mobiliar ihrer fünf oder sechs Zimmer retten ließ.

Die Frau hat Mut und vor allem: sie ist wütend. Sie fragt, ob man Krieg mit Perserteppichen, Fenstervorhängen, mit ihrem Klavier, Krieg mit den Rahnen ihrer Bilder, mit ihren Stuhuhren und ihrem Airedalepintcher führt.

Der Offizier, es war Stadtkommandant Kirienko, hört, langsam die Stiege herunterschreitend, die Klagen der Dame an. Und diese Dame hat nun schon Mut für vier, für zehn, für ein ganzes Kosakenbataillon. Leider übernimmt sie sich etwas und macht den Kommandanten für die Ausschreitungen der Leute verantwortlich.

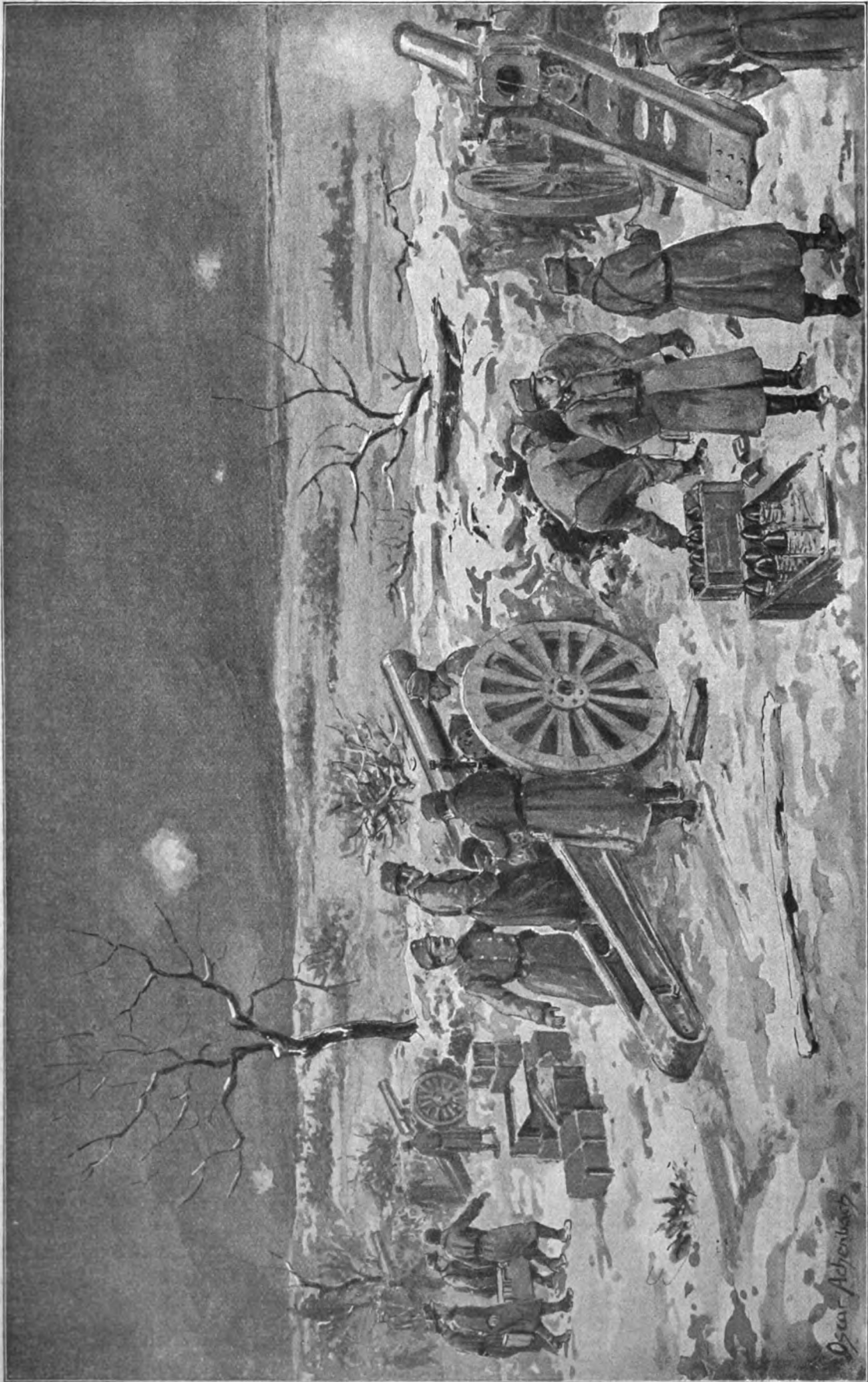
Ein dunkles Rot steigt in die Wangen des Offiziers. Aber es erfolgt nicht der Ausbruch, den die Umstehenden zitternd erwarten. Sondern er schwingt sich auf das Pferd, das sein Bursche herbeigeführt hat, grüßt mit vollendeter Höflichkeit die weinende und rasonierende Frau und sagt mit kaltem Lächeln: „Madame, c'est la guerre!“

Auf dem Theaterplatz tanzen Kosaken, hübsch unter sich, täppisch wie junge Bären oder Hunde. Gaffende Weiber drängen sich herzu, Diensthoten, Gelichter aus der Vorstadt, Köchinnen, die ihren abendlichen Ausgang haben. Eine von ihnen besorgt Zigaretten, liebäugelt mit einem großen, blonden, stämmigen Burschen und bietet sich ihm zum Tanz an.

Der mißt sie verachtungsvoll und dreht ihr den Rücken. „Hundeblut,“ sagt er, „hast deine Verwandten im Feld und mit uns willst du tanzen!“

Die Köchin vermeinte in den Erdboden sinken zu müssen. Und in diesem Falle ist der Kosak wahrscheinlich der bessere Mensch gewesen . . .

Lambert.



Auf den Schlachtfeldern Galliziens: Schwere Batterie der österreichisch-ungarischen Armee.

Für Reichsamt Univerſium gezeichnet von Oscar Achenbach.



# Der Weltbürger.

Ein Kriegerroman von Walthar Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)

Als lehte der Gefangenen wurden Kurt und sein Gefährte in das Zimmer geführt. Sobald der Kosak das Zimmer verlassen und außen Posten gefaßt hatte, wandte sich der Krüppel, heiser vor Aufregung, an den Brandstifter: „Mann, ich weiß nicht, wer du bist, aber ich will nicht, daß dieser hier gemeinsam mit dir eine Kette trägt; du sollst frei sein, hörst du?“

Der Verbrecher starrte ihn Brust und flüsterte: „Frei sollst du sein, du und dein Begleiter! Höre, ich werde die Schlösser der Fußschellen lösen. Dann wirst du zu diesem Fenster herauspringen, wirst über den Hof und durch den Garten laufen und dich rechts in die Weidengebüsch schlagen. Dort ist jumpfiges Gelände, kein Kosakpferd kann dir dahin folgen, und bald wirst du weit genug und gerettet sein. Und hier, nimm dies zur Wegzehrung, damit du nicht gleich zum Räuber werden mußt.“

Der Brandstifter starrte ihn noch immer verständnislos an, aber als er einige Goldstücke in seiner Hand schimmern sah und als ihn der Krüppel von der Fußfessel befreit hatte, atmete er tief auf und stöhnte: „Ihr seid ein Heiliger, Herr, ein Heiliger.“

„Aber der leibhaftige Teufel, Mann, wenn du Verrat üben solltest,“ zischelte Hammesfahr und zog eine Browningpistole aus der Tasche.

„Ein Heiliger, ein Gesandter Gottes,“ murmelte der Verbrecher wieder und küßte die Hand des Profuristen. Im nächsten Augenblick war er durch das Fenster verschwunden und eilte nach der Richtung, die ihm angegeben war.

„So, den Kunden wären wir los, und nun kommen wir, Herr,“ raunte Hammesfahr, sich bückend und die Fessel am Fuße Kurts aufschließend, der noch ganz fassunglos war und fast zu träumen glaubte.

„Hammesfahr, Sie? Und ich soll frei sein?“ flüsterte er.

„Ja, Herr Gehrkenz, das ist doch selbstverständlich, und nu schnell, schnell zum Fenster herut. Ihr müßt mich doch herunterlangen, weil ich nit so gut springen kann. Und dat hier nehmt für alle Fälle.“ Damit drückte er ihm eine geladene Repetierpistole in die Hand und sprang zum Fenster, aus dem der andere wenige Augenblicke vorher entsprungen war.

„Erst Ihr, dann ich. Zeigt, dat Ihr noch wat von einem preuß'schen Ulan in Euch habt,“ mahnte er. Da war auch Kurt schon im Hofe und half dem Kleinen herunter. Kurz darauf standen sie, aufatmend nach dem hastigen Lauf, in einer weiten, dichten Kiefernshomung.

„So, dat hätten wir gepäckt,“ jagte Hammesfahr, die Pistole noch schußbereit in den dünnen Fingern haltend. „Ich glaub', dat uns die Herren Kosaken ungeru vermissen, aber sie hätten wat zu tun, uns in diesem schönen Wald wiederzufinden. Ich hätt' et nit gern getan, aber ich hätt' et getan, dies Ding hier auf einen abgedrückt, wenn er uns zu nah gekommen wär'. Ich glaub', ich darf et nu wieder in der Buxentasche verschwinden lassen.“ Damit steckte er die Waffe gelassen wieder ein.

Kurt kämpfte wortlos mit einer heftigen Erregung. Dann packte er den Kleinen an beiden Händen und sagte: „Hammesfahr, Sie sind ein ganzer Kerl. Ich war tot, aber Sie haben mich ins Leben zurückgerufen.“

„Wenigstens fangen Sie schon wieder an zu japsen, Herr Gehrkenz,“ erwiderte der Kleine. „Aber dat Leben, dat fängt jetzt erst an, nämlich dat Leben von zwei Deutschen in Rußland, die sie auch weiter wie die Hasen hegen werden.“

„Jetzt ist es an mir, uns beide glücklich herauszubringen,“ sagte Kurt und reckte sich. „Ein Schuft will ich sein, Hammesfahr, wenn ich Sie jemals im Stich lasse.“

„Wir machen dat Stückchen schon miteinander fertig, Herr Gehrkenz,“ meinte der kleine Mann.

26.

„Jetzt müssen wir sehen, wie wir weiterkommen,“ sagte Hammesfahr. „Et is 'ne knifflige Geschichte. Von den Russen haben wir wohl genug, un mit dem Volk möcht' ich nit weiter in Berührung treten, aber wenn wir uns in die Arme der Deutschen werfen wollen, so müssen wir wohl die ganze moskowitische Aufmarschlinie durchbrechen.“

„Unter allen Umständen müssen wir sehen, daß wir zu den Preußen stoßen können,“ stimmte Kurt zu. „Der ersten Abteilung, die mir begegnet, stell' ich mich, und wenn sie vor einem fortgelaufenen Naturalisierten nicht ‚Pfui Deuvel!‘ sagen, dann sollen sie einen rechten Soldaten an mir finden, und wenn ich als Gemeiner eintreten muß.“

„Genau so hab' ich mir dat auch gedacht,“ äußerte der Kleine. „Aber eh' Ihr zu solcher Sache kommt, werden wir wohl acht Tage lang durch Feindesland zu marschieren haben, möglichst abseits durch Wälder und Einsamkeiten. Ich hab' dat alles vorgelesen un an alles is ordentlich gedacht, bis zur Generalstabskarte und zum Kompaß. Es fehlt nix.“

„Ja, Ihre Ausrüstung scheint tipp-topp zu sein, lieber Hammesfahr,“ meinte Kurt, den ‚Dreß‘ seines Prokuristen lächelnd betrachtend.

Der Krüppel warf sich in die Brust. „Zimmer den Umständen angemessen, Herr Gehrrens,“ sagte er. „Aber es ist auch mit einem ordentlichen Habit für Euch geforgt, denn so könnt Ihr nit bleiben, in diejem Armeesünderkamijöblchen.“

Aus der Richtung des Wirtshauses fiel ein Schuß.

„Jetzt haben sie den Kummel entdeckt. Wahrscheinlich gilt dat Passen Eurem freundlichen Gefährten. Wir haben in diesem schönen Kiefernbusch dat bessere Teil erwählt. Uns werden die Kerls vergeblich suchen, aber wir wollen nun doch den strategischen Rückzug weiter fortssetzen,“ sagte der Prokurist.

Er schlüpfte eine Weile durch das dichte Gezweige vor seinem Herrn her, dann stellte er sich plötzlich rückwärts geneigt hin, legte die hohlen Hände um den Mund und krächte mit lauter Stimme wie ein Hahn.

„Ich hab' dat als Jüngesken schon immer gut gekonnt,“ sagte er mit Genugtuung und horchte in den Wald hinaus, aus dem in einiger Entfernung ein ähnlicher Hahnschrei antwortete.

„Dat ist die Antwort von dem Skowronet, so 'n dreediger Polinski, der mit von der Parti is.“ Und wieder krächte er laut und freudigen Mutes in den Wald. Dann scholl die Antwort schon näher, und nach einer Weile fanden sie zwischen höheren Bäumen auf einer kleinen Lichtung einen älteren Mann und ein mit den verschiedensten Dingen beladenes Pferd, sowie einen braunen, langhaarigen Hühnerhund deutscher Rasse.

„Donnerwetter, das ist doch Ohm Benjamins Minka von seinem Gut Dzimiczyn,“ rief Kurt überrascht, und schon sprang das Tier, ihn erkennend, freudig an ihm in die Höhe, und der Mann verbeugte sich unterwürfig und küßte ihm den Saum des Rocks.

„Stimmt alles, Herr Gehrrens,“ erklärte Hammesfahr. „Der brave Skowronet ist fünf Tage lang mit dem Tier aus dem Gouvernement Lomzha bis

nach Samak gewandert, um Euch mitzuteilen, dat es faul auf dem Gute ausfähe, dat der Inspektor gefangen wär' und dat eine Partie Kavalleristen sich eingelagert hätte und das Unterste zu oberst fehrt.“

„Und was weißt du weiter vom Herrn Inspektor? Er soll nach Naparstek gebracht worden sein. Ist dem so?“ fragte Kurt.

„Tak tak, gnädiger Herr,“ bejahte der Pole eifrig. „Hab sich gebracht Ruff' Pan Müller nach Naparstek auf Injel. Sein vill, vill Herren auf Injel, Pan Bialy, Grabia Szaranczi und velle, velle, wo nicht libben der Ruff.“

„Weißt du, ob auch Damen dort festgehalten werden?“

„Tak tak, Pan Gehrrens. Zwei, ganz zwei Damen, altes, was war bei Gräfin Rakulka, junges, was war bei Pan Bialy. Sein deutsche Frauenzimmer. Ser gefärllich for Ruff.“

„So, und weißt du vielleicht, wie die junge Deutsche heißt?“

„Weiß nit, wie heißt Panna, aber hab's gesehen mit kleines Panna gehn spazier, schönes Panna, große, graue Augen, blonde Haare, nit gelb.“

„Also aschblond. Und weißt du sonst nichts von ihr?“

„Weiß nit. Aber Marinka, was ist meine Schwestertochter, was Magd ist auf Naparstek, hot gesagt, wär' weit her, Panna, bei großes Fluß, bei Rhein. Pan Bialy hat mitgebracht, kürzlich, von Reise.“

Kurt zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß es wirklich Irene war, die, mit den polnischen Verdächtigen auf der Injel gefangen, jedenfalls alle Schrecken durchzumachen hatte, die einer Deutschen jetzt in Rußland nur widerfahren konnten. Aber stärker, als seine Sorge um ihr Schicksal, war der Wunsch, ihr helfen zu können.

„Für mich heißt es noch mehr zu tun, als zu fliehen,“ sagte er zu seinem Angestellten. „Vielleicht blüht mir eine größere und schönere Aufgabe, als Fabriken in Schwung zu halten. Ich hatte mich fast schon ergeben, hatte abgeschlossen mit dem Leben, aber nun ist mir, als wär' ich neugeboren.“



Auf Patrouille. Nach einer Zeichnung von Hans Magr.

„Na, dann fangt den neuen Zustand mal damit an, daß Ihr diesem verdamnten Vieh ein bißken Mores lehrt. Wir haben et von einem besoffenen Kosaken gekauft, aber et läßt keinen aufsitzen un et tät Not, dat wir et auf dem Buckel trügen.“

„Ja, Sporen und Kandare kennt so was nicht. So einer geht nur auf Pfiß und Ruf und vielleicht auf die Nagaika. So werden wir wohl froh sein müssen, wenn wir neben ihm hertrotten können und es wenigstens unser Krämchen trägt,“ sagte Kurt ergeben.

„Et wird ihm schon leichter werden, wenn Euer Ausrüstung herunter ist. Et is alles so ungefähr, wie ich et selber hab', Ledergamaschen und Kamisöfchen un wat dat Herz begehrt. Wenn Ihr et anhabt, könnt' man uns für Brüder halten, aber Euer Paß geht auf einen anderen Vattersnamen, als der meinige. Danach seid Ihr der Zeitungs- und Kriegsberichterstatter Sergius Dimitriewitsch Trillmanski aus Odessa. Ihr sprecht so gut Rußisch, dat Euch jeder für voll nimmt, aber ich, mir bleibt nig anders übrig, als mich auf einen in Deutschland geborenen und groß gewordenen Popensohn auszuspielen, um mein Kauderwelsch erklärlich zu machen. Wenn's nit anders geht, kann ich ja auch den Taubstummen markiren. Aber wenn wir et schlau anfangen, schlängeln wir uns vielleicht ohne jede Paßschwierigkeiten durch.“

Mit großer Befriedigung musterte Kurt, was der Prokurist zusammengebracht hatte. Da fanden sich unter anderem ein kleines Zelt, ein paar Schlaffäcke, eine zusammenlegbare Flinte, Konserven und Gerät zum Abkochen im Walde, wie genaue Wegkarten und ein Kompaß.

Kurt verzog sich in ein Gebüsch, legte seinen langen Sträflingsmantel ab und kehrte bald in der neuen Ausrüstung zurück.

„Wie aus dem Schächtelchen!“ schmunzelte Gammesfahr, und dann zogen sie westwärts auf Schneisen und Holzwegen in den Wald hinein, um in einem weiten Bogen in tagelangem Marsche, sich von Dörfern und menschlichen Siedlungen möglichst ferne haltend, das Gebiet der Festung Samak zu umgehen und irgendwo auf deutsche Truppen zu stoßen. Nur der Pole wurde hin und wieder in ein Dorf oder Städtchen gesandt, um die notwendigen Einkäufe an Lebensmitteln zu machen. Die beiden andern hielten sich währenddes irgendwo im Gelände versteckt.

Unterdes hatten sie ihre schwere Not mit dem Gaul. Er mißachtete offenbar seine Begleiter und sah sie als Nichtkosaken nicht für voll an, machte sich oft unangenehm durch Ausjhlagen und Weißen und hatte dem Polen schon ein ganzes Stück aus der Jacke gerissen. Mitunter hatte er das Bedürf-

niz, sich zu legen oder sich zu wälzen. Daran hinderte ihn auch seine Verpackung nicht, und Schlägen setzte er einen Trotz entgegen wie ein philosophischer Esel.

„Wenn wir den Schinder nur erst auf anständige Manier los wären,“ seufzte Kurt öfter. Inzwischen waren sie in belebtere Gegenden gekommen. Mehr als einmal erblickten sie in der Ferne ziehende Truppenabteilungen, die sich allerdings mehr an die Hauptstraßen hielten. Aber eines Tages sah Kurt, als er vom Rande eines Waldes aus mit dem Glase Umschau hielt, wie ein kleines russisches Kriegsauto, von dem Fahrer und zwei Offizieren besetzt, unfern auf einer Landstraße einem nahen Dorf zuratterte und dort vor dem Gasthof hielt.

Kurt betrachtete sich längst als Soldat, der in Feindesland verschlagen war, und der Gedanke, den störrischen Kosakengaul durch ein beweglicheres und schnelleres Hilfsmittel zu seiner und seiner Gefährten Weiterbeförderung zu ersetzen, war ihm öfter schon gekommen. Jetzt konnte er sich vielleicht durch einen fecken Handstreich in den Besitz des Autos setzen. Er wies die beiden andern an, wo sie auf ihn warten sollten, und marschierte dem Dorf entgegen. Der Chauffeur hatte gerade den Kühler frisch mit Wasser versorgt und sich beim Kaufmann mit neuem Bezin-vorrat versehen, als Kurt anlangte. Er verwickelte den Mann in ein Gespräch, wußte ihn sicher zu machen, indem er ihm seinen Paß vorwies und sich als Kriegsberichterstatter vorstellte, und suchte ihn über dieses und jenes auszuforschen. So vernahm er, daß die beiden Offiziere, die sich drinnen stärkten, größeren Truppenmassen vorausgefahren wären, um die Beschaffenheit der Wege zu erkunden und ob sie für Artillerie fahrbar seien. Die Hauptstraßen seien von den zurückweichenden Truppen zu sehr in Anspruch genommen, und es gelte, ihnen andere Direktiven zu geben.

„Ich verstehe,“ sagte Kurt. „Wenn erst der Rückzug zum Stehen gebracht ist, könnte man den Feind durch einen Vorstoß nach Süden hin umfassen. Aus dem Rückzug könnte dann ein Sieg werden, Gott segne unsere Waffen und vernichte die Prussaki! Ist denn das Ding da gründlich in Ordnung? Es hat gewiß schon ordentliche Strapazen ausgehalten!“ erkundigte er sich, auf die Maschine deutend.

„Der Motor ist ausgezeichnet und die Bereifung ganz neu. Wir sind mit der Karre schon Wege gefahren, na, ich sage Euer Wohlgeboren, Wege . . .“

„Wie sie selbst in Rußland unerhört sind,“ ergänzte Kurt lachend. „Na, ich bin hier in der Gegend nicht ganz unbekannt. Vielleicht kann ich den Herrn da drinnen nachher einige nützliche Winke zum Wohl unseres von diesen verdamnten Deutschen an-



Der Heilige Krieg in den Gebirgen Indiens. Nach einer Zeichnung von Bruno Richter.

gegriffenen Vaterlands geben, aber vorher muß ich noch einige Einkäufe beim Juden machen.“

„Es ist gleich dort um die Ecke das dritte Haus,“ sagte der Chauffeur. „Euer Wohlgeboren brauchen sich gar nicht so zu beeilen, denn die Herren Offiziere drinnen frühstücken erst ordentlich und machen ihre Notizen. Auch ich werde mich ein wenig stärken.“

„Na, dann auf Wiedersehen. Bestellen Sie sich auch etwas auf meine Kosten und genießen es auf meine Gesundheit. Ich werde gleich zurück sein. Vielleicht haben Sie die Güte, mir schon einen Ziliciza mit Speck zu bestellen, damit ich nachher nicht zu lange zu warten brauche.“

Er winkte dem Manne noch freundlich zu, durchbrach den Ring gaffender Kinder und wartete an der nächsten Straßenecke, bis der stattliche Vollbart und die Uniform des Fahrers in der Tür des Wirtshauses verschwunden war. Nun kehrte er eilig zurück, versicherte sich, daß er aus dem Hause nicht beobachtet wurde, kurbelte dann plötzlich an, sprang in den Wagen und ergriff das Steuer. Von dem Geräusch aufmerksam geworden, eilte der Fahrer aus dem Hause, als Kurt eben davonfuhr.

„Halt! Halt!“ schrie der Soldat, riß seinen Revolver heraus und schoß hinter dem Fliehenden her. Eine Kugel pfiß am Kopfe Kurts vorbei, eine zweite

schlug in die Rückenlehne seines Sitzes. Er hatte sich gebückt, schaute sich nicht um und fauste mit Sechzig-Kilometer-Geschwindigkeit ratternd und stoßend dahin, schon aus dem Schußbereich des Feindes.

Wenige Minuten darauf warfen droben im Walde die Gefährten ihre Bagage in den Wagen und kletterten auf ihre Sitze. Kurt half, das eine wie das andere zu verstauen. Dann gab er dem Kosakengaul noch einen Hieb auf den Schenkel und lachte.

„Jetzt kriegt unsere Flucht durch das heilige Rußland erst Hand und Fuß,“ frohlockte Kurt. „Das Benzin reicht für dreihundert Kilometer, vielleicht gerade, bis wir den ersten deutschen Patrouillen guten Tag sagen können, und wenn wir noch so große Umwege und schlechte Nebenstraßen fahren müßten, an denen keine verräterischen Telegraphen- und Telephondrähte vorüberlaufen. Ich bitte also die Herrschaften, sich meiner Führung anzuvertrauen. Ich kenne ja die Sache hinreichend.“

Die Fahrt ließ sich sehr gut an und nichts Feindliches trat ihnen entgegen. Einsame Waldarbeiter rissen erstaunt die Mütze vom Kopf und verbeugten sich unterwürdig, wenn das Gefährt mit dem flatternden russischen Fähnchen auf der Maschine vorüberfuhr, und in den einsamen Dörfchen bildete es einen Gegenstand ehrfurchtsvollen Staunens.

Und wieder brachte sie ein Tag, wenn auch auf weiten Umwegen, den deutschen Truppen näher.

Der andere Morgen bereitete ihnen eine Überraschung. Man hörte, freilich in weiter Ferne, ein dumpfes, donnerndes Geräusch, das Gehrens alsbald für Kanonendonner erkannte. „Entweder ist eine Schlacht dort fern im Westen im Gange, oder aber es hat eine stattgefunden, und das ist die Verfolgungsmusik der Kanonen. Wären die Russen die Verfolger, dann hätten wir gestern schon das Bumm-bumm hören müssen. Fahren wir in zurückflutende Massen hinein, dann kann's böß werden,“ meinte er.

Eine Hügelwelle und freies Gelände mit einigen Seepegeln bot einen weiten Überblick. Sorgsam spähte Kurt in die Ferne. Dann reichte er Hammesfahr das Glas und machte ihn auf schwarze wimmelnde Pünktchen fern am Horizont aufmerksam.

„Nix Genaues sieht man nit, aber ich hab' so 'n Gefühlchen, als wenn uns da wat näher käm', wat Unangenehmes. Gott sei Dank, et ist wohl noch ziemlich weit,“ äußerte der Prokurist.

Nun machte Kurt auch den Polen auf die Sache aufmerksam und stellte ihm das Glas, das ihm eine ziemlich unbekanntere Einrichtung war. Es dauerte eine Weile, bis Skowronek damit zurechtkam. Dann rief er plötzlich: „Jse Russ! Lauft fit Russ! Lauft fit Russ! vor die Prussaki.“

„Der Mann hat die Sache richtig erfaßt,“ lachte Gehrens. „Hurra, lauft fit Russ! Und der Kanonen-

donner rührt entweder von russischer Artillerie her, die den Rückzug oder wahrscheinlich die tolle Flucht deckt, oder von unserer leichten Feldartillerie, die den Schnellläufern mit der Kavallerie auf den Fersen ist. Haha, wir wollen in einen Dachsbau kriechen, und wenn wir auf den Abend herauschlüpfen, dann können wir fortgeworfene Flinten, Tornister und andere Herrlichkeiten auflesen. Was meinen Sie zu dem Vorschlag, Hammesfahr?“

„Ich meine, wir täten gut, wenn wir möglichst bald aus dieser verdamnten Gegend fortkämen.“

Dann ging es auf einem schlechten Waldwege durch einen hohen Fichtenwald dahin. Noch nicht lange waren sie gefahren, da sahen sie plötzlich seitlich in einer Schneise zwei Kavalleristen auftauchen, die sie anschrien und zu halten winkten.

„Mit ihren abgetriebenen Kleppern nehmen wir's immer noch auf. Aber Ihr Pistölechen dürfen Sie immerhin locker machen, Hammesfahr,“ raunte Kurt seinem Prokuristen zu, der sich bald angewöhnt hatte, neben Kurt zu sitzen, so daß der Pole mit der Bagage hinten im Wagen thronte, Minka, die stolz und aufmerksam in die Welt schaute, neben sich.

Wieder hörten sie das Geschrei hinter ihrem Rücken, dann knallte ein Schuß, und die vorne im Wagen hörten einen kurzen Ausschrei hinter sich. Aber das Auto raste weiter. Plötzlich jedoch, bei einer leichten Biegung des Weges, sah Kurt eine umgestürzte Fichte über der Straße liegen, die der letzte Sturm geworfen haben mochte. Er stoppte und schrie: „Jetzt heraus und in den Wald hinein. Da können sie uns so schnell nicht folgen!“ Aber schon waren die beiden Verfolger heran. „Hinter die Karre ducken und schießen! Fangen sie uns, sind wir doch verloren,“ befahl Kurt, und ganz mechanisch, aber mit einer außerordentlichen Schnelligkeit war Hammesfahr aus dem Wagen gesprungen und kauerte sich, den Browning umklammernd, neben seinen Herrn. „Skowronek, schnell, schnell, hierher,“ zeterte er, da war der erste der Reiter schon am Wagen und schrie: „Ergebt euch, ihr Schufte! Warum habt ihr auf Anruf nicht gehalten?“

Er hielt seinen Karabiner im Anschlag, aber dann knallte Kurts Waffe, der Reiter warf mit einem Schrei die Hände in die Luft und stürzte rückwärts vom Pferde. Da drückte auch Hammesfahr seinen Browning auf den zweiten ab, der sein Pferd herumriß und zurückgaloppierte.

„Et hat geseffen. Er hat au! geschrien. Ich hab' et deutlich gehört!“ triumphtierte der Prokurist, mit Befriedigung dem Flichenden nachschauend, dem Kurt noch eine Kugel nachsandte. Dann erst bemerkten sie, daß der Pole tot im Wagen lag. Die Kugel, die die Dragoner dem Auto nachgesandt hatten, hatte ihn in den Rücken getroffen und das Herz durch-

bohrt. Die Kleider an seiner Brust waren vom Blute getränkt.

„Armer Kerl, du hättest auch was Besseres verdient,“ sagte Kurt bewegt. „Wir können uns leider nicht weiter um ihn kümmern. Wir müssen so schnell wie möglich fort von hier, ehe wir wieder mit russischen Soldaten Bekanntschaft machen,“ erklärte er. „Die Karre hat ihre Dienste getan. Also nur das Notwendigste mitgenommen und dann schleunigst in den dicken Busch hinein!“

Sie suchten sich einiges aus der Bagage hervor. Kurt bedeckte die Leiche des Polen, die der Hund winselnd beschnüffelte, mit einigen Fichtenreisern und dann schlüpfen sie in den Wald und immer zwischen den Stämmen hin.

So hasteten sie weiter im Walde. Fernes Geschrei sagte ihnen, daß sich Abteilungen der Fliehenden näher wälzten, vielleicht schon auf dem Wege, den sie vordem dahingefahren, und aus der Ferne dröhnten ununterbrochen die Kanonenschläge.

27.

Die beiden Flüchtlinge hatten eine üble Nacht verbracht. Es war schon empfindlich kalt, und sie mußten es beklagen, daß sie aus dem Auto nur wenig Bagage mitnehmen konnten.

Durch die kühle Morgenluft drang von ferne her leise ein Trompetensignal. Kurt horchte auf. „Ich denke, das hat mit den Russen nichts mehr zu tun. Es wird von verfolgenden preußischen Truppen herrühren,“ frohlockte er. „Die Zeit des Versteckens und Herumkriechens im Busch ist für uns vorbei. An die letzten acht Tage werde ich denken.“

Auf einem Flämmchen aus Hartspiritus bereiteten sie sich ihr Frühstück, bepackten sich und schlichen vorsichtig der Richtung zu, aus der sie das Hornsignal vernommen hatten. Nach längerer Wanderung gelangten sie an eine breite Straße, über die ein Teil der geschlagenen Armee geflohen sein mußte. Sie und da fand sich eine Waffe oder ein Uniformstück am Wege; eine Lafette lag umgestürzt im Graben des tief ausgefahrenen Weges, und zwischen den

Stämmen sah man ein reiterloses Pferd herumirren, das der Hund mütend anläßte.

„Wir haben gewiß nichts mehr zu fürchten,“ meinte Kurt. „Was hier vielleicht nicht weit von uns während der Nacht vorüber geblüht ist, das sind wohl Trümmer des äußersten linken Flügels der geschlagenen Armee. Wahrscheinlich wird's für die Sieger nun einen Ruhetag geben, oder die Korps formieren sich erst wieder, ehe sie weiterücken. Also frisch drauflos, Kamerad.“

Nicht gar lange waren sie gewandert, als sie an den Rand des Waldes gelangten, wo sie Umschau im Gelände halten konnten.

„Hurra, preußische Ulanen!“ schrie Kurt plötzlich und deutete auf eine kleine Patrouille, die in der Nähe hinter einem Gebüsch auftauchte, aber in einer anderen Richtung weiterritt.

„Hallo!“ riefen darauf beide, schwenkten die Taschentücher, liefen vom Waldrande vor und schrien wieder, bis sie bemerkt wurden. Einer der Ulanen kam, die Lanze gefällt, auf sie zu galoppiert.

„Nehmen Sie das Ding hoch, wir sind friedliche Leute,“ krächzte Hammesfahr.

„Und Deutsch sprechen tut ihr auch. Seid ihr denn keine Russenköpp?“ fragte der Ulan.

„Wir sind flüchtige Deutsche. Seit zehn Tagen hab' ich mich nach nichts so gesehnt, als nach dem Anblick eines von eurer Couleur. War selber Reserveoffizier bei einem rheinischen Ulanenregiment,“ antwortete Kurt. Der Mann salutierte, sprengte zu den übrigen zurück und kehrte gleich darauf mit der Meldung wieder, daß der Herr Leutnant, der Patrouillenfürher, seinen kameradschaftlichen Gruß sende und befohlen habe, daß die beiden Flüchtlinge dem Obersten vorgeführt würden.

Das Regiment stand marschbereit auf einer Wiese hinter dem Gutshof des teilweise eingäscherten Dorfes. Die Pferde schäumten ins Gebiß und jarrten, die Ulanenfähnchen wehten im Morgenwind, und die Mannschaft sah nach dem Nachtquartier frisch und fröhlich drein.

(Fortsetzung folgt.)



Der gefallene Sohn. Von Stephan Einbing.



# Kanonen.

Von Dr. Alfons Goldschmidt, Altffz. d. L.



Zum erstenmal hörte ich das Geräusch der Schlachtenkanone an der Grenze Deutsch-Lothringen-Luxemburg. Ich hörte das Geräusch, aber ich wußte es nicht zu deuten. Erst die Belehrung durch unseren Oberfeuerwerker wies mir die Ursache. Auch pläzende Schrapnells sah ich dort zum erstenmal. Zunächst glaubte ich einen Fesselballon in großer Höhe zu erblicken. Aber es erschienen zwei, drei, zehn solcher Gebilde schnell nacheinander. Ballons konnten das also nicht sein. Als in der Richtung der gelben Säcke ein Flugzeug sichtbar wurde, wußte ich, daß da oben Granatartätschen zersprangen. Von diesem Augenblicke an fiel der Kanonenschlag fortwährend, Tag und Nacht, ins Ohr. Nach seiner Stärke schätzten wir die Kampferfernung, nach seinem Tempo und Umfang den Gang der Schlacht. Er war uns Entfernungs-, Geschwindigkeits- und Kraftmesser des Krieges.

Ein sonderbares Wehen und Befangensein ist die seelische Wirkung des Dröhnens. Mit der Zeit wird das Gemüt elektrifiziert, ohne daß dieser Zustand bewußt bleibt. Erst eine längere Feuerpause bringt eine Lösung, Ruhe, und damit wieder die Erkenntnis von dem Einfluß der Kanone. Aber diese Ruhe ist dem Krieger nicht erwünscht. Er will die Spannung und ist vom stärksten Vorwärtstrang getrieben, wenn der Geschützdonner ihm fast die Besinnung nimmt. Diese gewaltige Schlachtpauke macht eine außerordentlich anfeuernde Musik. Wenn das bohrende Säusen abgeschossener Granaten hörbar wird, will man anhalten, um den Aufschlag in der Feindesstellung zu vernehmen. Man schätzt dann die Weite des Schusses und malt sich das Bild des Entsetzens.

Aber nur kurz ist das Besinnen; diese gewaltigen, todgefüllten, sekundenschnellen Pioniere des Verderbens haben einen unwiderstehlichen Magnetismus. Hell wie Glockenklang ist die Sprache des leichten Feldgeschützes, schwer, dumpf und gewaltig das Brüllen des Mörsers und der Haubitze, schrill und scharf der Knall der langrohrigen Ringkanone.

Am Tage weist der Donner den Geschützstand, in der Nacht der Feuerklumpen des entzündeten Pulvers. Aber das Echo narret den Feind, und die Flamme ist ein Irrlicht für ihn. Vergeblich jagen mit pestenden Nasen die feindlichen Spürgranaten dem Donner und dem Feuer nach. Die Batterie Führer, die Kanoniere lachen, wenn rings die Zylinder tanzen und keinem das ersehnte Maulstopfen gelingt. Sicher und unbekümmert werden die Geschütze bedient, kalt, ohne Angstspannung arbeiten die Leute. Unvergeßlich wird mir der Vorbeimarsch an einer feuernden Batterie in R. in Frankreich fein!

Von Lammenzweigen überbedet  
Stand da die Batterie verstedt;  
Wir sahen nichts von den Geschützen,  
Nur Leute auf der Erde sitzen.

Die Pferde gingen schwer und müd;  
Kein Scherz, kein lautes Wort, kein Lied,  
In Weinen zwei, in Weinen vier,  
Der eine heiße Wunsch: Quartier!

Da schoß ein Rot, dort schoß ein Rot,  
Da schoß aus langem Rohr der Tod.  
Sein Lachen war ein schriller Knall,  
Dann pffft er bis zum Niederfall.

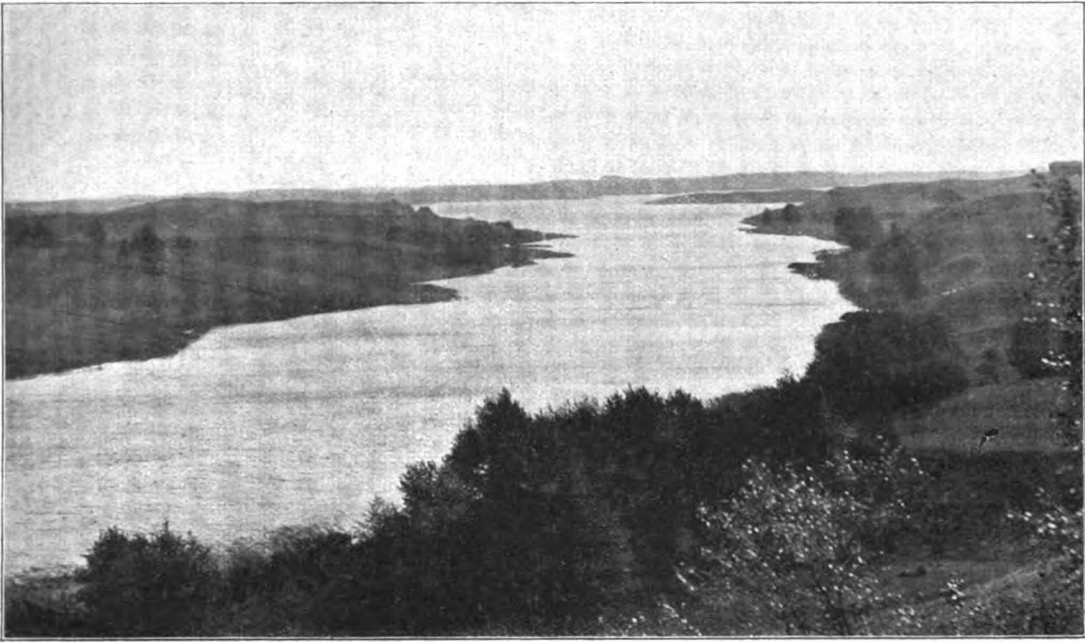
Die Pferde zerran an den Tauen,  
Die Reiter reißt ein jähes Grauen  
Nach vorne, an die Batterie,  
Die Salve nun um Salve spie.

Der Hauptmann schreitet still und spricht  
Ganz kalt, mit horchendem Gesicht  
Läßt er die Todesleiter stimmen  
Und ruhig die Zigarre glimmen.

Die Pferde gehen wieder Schritt,  
Sie zittern noch ein wenig mit;  
Dann schlafen sie von neuem ein —  
Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Järllich ist der Kanonier mit seinem Geschütz. Er puht und streichelt es, die Untertanenschaft schmeichelt ihm, dennoch respektiert er die Kraft. Er fühlt das Schwergewicht des Schwanzes in seinen Armen, drückt oft die schiebende Brust gegen das Rad. Aber der eiserne Ver-nichtungsmechanismus dreht, hebt und senkt sich leicht und ölig, der Rachen droht und speit nach oben, über die flache Bahn, auf einen kleinen Zug, eine bequeme Bindung. Alles paßt sich prompt in das Gefüge, die dicksten Eisentiere können das zierlichste Menuett vollführen. Ein schnelles Einstellen, und mit Meilenwut spuckt das Maul den Bomben im Riesenhogen auf den Feind. Schlanke Rohre gibt es, kleine, harmlos aussehende, dann wieder weithin tragende, bauchige, die einer riesigen Kürbisflasche ähneln, allerlei Größen und Formen, bis zu den Maffensputtern, den Maschinengewehren, die wie eine weithin-greifende Sense wirken.

Die runde Eisenkugel ist längst dem Langgeschos gewichen. Es ist das ein höchst komplizierter Apparat, den man nicht, wie einst den Ball, auf dem Münchhausen durch die Luft ritt, achlos neben das Geschütz werfen kann — Granate und Schrapnell wollen gepflegt sein. Die Feuerwerker müssen den Mechanismus prüfen, ob sich das Gefüge nicht gelockert hat. Jedes Geschos soll Sprengwirkung tun. Ich sah im Westen ein ganzes Feld mit französischen Blindgängern (nicht geplakten Geschossen), die von der Unachtsamkeit und Minderwertigkeit der feindlichen Geschosse zeugten. Bei uns wird mit mehr Sorgfalt gearbeitet. Versager sind daher selten. Grausam ist die Wirkung des pläzenden Geschosses. Trichter höhlt es in die Erde, oft von einer solchen Tiefe und Breite, daß ein gespannter Wagen darin untergebracht werden kann. Häuser prasseln zusammen, Bäume von Urwaldstärke werden weggefegt, ganze Menschentrupps umgeworfen. Unsichtbar und pfeifend kommen diese Vernichter — wumm! schlagen sie auf, und Feuer, Qualm, Erde, Steine fliegen. Ein zärtliches Rosen ist dagegen der Pfiff des Infanteriegeschosses, nur das Todesuhrwerk des Maschinengewehrs ist noch fürchterlicher. Das Fürchterlichste aber und zugleich das Bewundernswerteste ist der Geist des Menschen, der die Technik des Tötens auf diese Höhe gebracht hat. ☛



## Ostpreußen. Von Karl Hans Strobl.

Das ist das Land der Masurischen Seen, die weithin gedehnt sind in stumpf spiegelnden Flächen, oder in kleinere, silberne Felsen zerrissen, zwischen schwarzstarrenden Wäldern und Moor; Sümpfe sind da, unter jedem Schritt quillt gelbes, lehmiges Wasser hervor, Wollgras nickt zitternd aus Lachen, Störche fischen ernsthaft an langsam fließenden Bächen. Wilde Schönheit urweltlicher Wälder, versenkt in hinterste Einsamkeit!

Das große Geschehen spielt sich anderswo ab, hieher dringt nur ein verworrenes Dröhnen! Wer Märchen versteht, der hört noch in den Sümpfen die verlassenen Götter der Heiden stöhnen! Auf anderen Planen, weit von hier, in tosenden Städten, baut ihre Lichtpaläste die Zeit. Was hier vom Menschen geschaffen ward, ist härtester Ungunst entwunden: Ackerland, zwischen Moor und Wald, golden nickendes Ahrengespreite, die spärlichen Straßen über schwankendem Boden, seltene Schienenwege, geduckte Dörfer, Städte mit bescheidenen Gassen. Ostpreußen! Aber ein alle Wunder wirkendes Wort hat von dir seinen Weg in die Welt gefunden! Strahlt nicht Königsberg über die Wälder und Moore der masurischen Landschaft sein Licht? Das Wort, das in wilden Wäldern Wunder wirkte, das Zauberwort seines Weisen: die Pflicht!?

Nun brechen die neuen Hunnen vor, über Deutschlands Grenzen, eine Wolke struppiger Kerle auf kleinen, struppigen Säulen, vornübergebeugt, heulend, Kosaken; gegen unbewehrte, armfelige Dörfer, gegen entblößte Städte richten sie ihre Attacken, mit Lanzen und Flintenschüssen erweisen sie ihren Mut an dem armen, zitternden Volke. Brennende Dörfer stecken ringsum am Horizont, Rauchsäulen drehen schwarzgewundenes Geströps aus glostenden Sparren, himmelan flackernde Flammenzeichen über die Seen der Masuren; Menschen flüchten quersfeldein, ihnen nach die Jagd der Kosaken über die abgeernteten Fluren, Vieh zwischen den Trümmern verbrannter Ställe, aufgeknußte Gänse zieren die Sattelknöpfe, kreischende Frauen in letzter, verzweifelter Wehr gegen stinkendes Gesindel.

Von einem jungen Burschen weiß ich, den fragten sie nach dem Weg, und er wollte von ihm nichts wissen,  
da ward ihm ein Bein an den Baum gebunden, das andere ans Pferd, und so wurde er mitten entzweigerissen;  
Kinder, mit abgeschnittenen Armen, still verblutend, andere, aus der Wiege gezerrt, erhängt mit der Windel.



Hat euch die Hölle ausgespien, Unholde? Bestien, seid ihr den Träumen des Teufels entsprungen?  
 Hat sich das Tor der Vergangenheit aufgetan, um alle Greuel zu erneuern?  
 Den Dreißigjährigen Krieg? Die Glorien, die sich des vierzehnten Ludwig braver Melac in der  
 Rheinpfalz errungen?  
 Die Zeiten der Hunnen, Tataren, Mongolen, die Europa überschwemmt mit Blut und er-  
 stickten in Feuern?

Schon sind sie tief im Land der Masurischen Seen, vordringend an Sümpfen und langsam  
 fließenden Bächen,  
 über schwankenden Boden hin, langsam reitend, Lanzen ragen aus dichtem Knick. —  
 Horch, ist da nicht Glucksen rings im Moor, Geraschel, Raunen und Ästebrechen? . . .  
 Hoch im Bügel späht der Kosak, des Gaules Maul zerschneidet der Halfterstrick . . .  
 Da . . . eine Salve heult . . .! Getroffen! Blutige Knäuel, schlagende Hufe, schäumend  
 bricht Schweiß aus den Flanken der Rosse . . .! — Zurück! . . . Zusammenprall, Stürzen, Geknatter  
 schwillt aus Wald und Schilf, und wo die Flucht hindrängt, empfängt sie der Maschinen-  
 gewehre Geratter,  
 Mann sinkt bei Mann, in Klumpen und in den Sümpfen versinken die Pferde, sich bäumend.  
 Bleierne Vögel schwirren! Wußtet ihr, daß solche bleierne Vögel nisten zwischen den Seen  
 der Masuren?

Schrillen Geheuls zischen sie vorwärts und zeichnen ihren Weg mit blutigen Spuren.

Landwehrmänner! Haus und Hof starren als schwarze Ruinen! Dem Feinde preisgegeben  
 blieben die Lieben zurück! Mit zusammengebissenen Zähnen folgten ihr eurer Pflicht!  
 Nun habt ihr den Feind in den Fäusten, nun haltet gerechtes Gericht!  
 Laßt Ostpreußens bleierne Vögel schwirren, und jeder hole ein feindliches Leben.  
 In Scharen zusammengedrängt, die Arme emporgeworfen, abgeschnitten auf Inseln  
 zwischen abgründigem Moor, schwankend im Hagelschauer, den die Reihe unsrer Geschütze speit,  
 der Feind . . . er wehrt sich nicht mehr . . . hört ihr sein feiges Un-Gnade-winseln?! . . .  
 Laßt ihr die Gewehre sinken? Wollt ihr Gefangene machen? — Heißt eure Pflicht nun —  
 Menschlichkeit?

Soldaten! Landwehrmänner! Helden! Über die Seen der masurischen Landschaft strahlt helles Licht!  
 Eure schwere Arbeit im Frieden, eure blutige Arbeit im Krieg, euer Leben und Sterben ist  
 schlichte erfüllte Pflicht!



An den Masurischen Seen. Aufgenommen vor Beginn der letzten Kämpfe von H. Zennede.



Ein Motorpflug auf dem Tempelhofer Feld. Um die englischen Ausbungerungspläne unrichtig zu machen, werden alle brachliegenden, anbaufähigen Gebiete des Deutschen Reichs für landwirtschaftliche Zwecke nutzbar gemacht. Auch das Tempelhofer Feld bei Berlin wird zurzeit umgepflügt, um den Kartoffel- und Gemüosebau zu ermöglichen.

## Die Erschließung unserer Siedländer.

Eine zeitgemäße Mahnung. Von Hans Ostwald.

Mit einem beispiellosen Eifer hat gleich nach Kriegsausbruch die Fürsorge für die Betroffenen in allen deutschen Gegenden eingesetzt. Die Erntehilfe war ein schönes Muster von Gemeinschaftsinn. Und all die vielen Äußerungen von Hilfsbereitschaft, die aus allen Orten gemeldet wurden, sind ein prächtiges Zeugnis für den Zusammenhalt des deutschen Volkes.

Nun tut aber, wie sich während des Krieges deutlich gezeigt hat, noch eins besonders not: die Vergrößerung der Anbauflächen in Deutschlands Grenzen, durch die eine bessere Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln gewährleistet würde — und die Organisation der frei gewordenen Arbeitskräfte. Wegen der Nahrungsmittel brauchen wir keine schweren Befürchtungen zu hegen, da die Einschränkung des Verbrauchs uns vor Mangel an den Hauptnahrungsmitteln bewahrt. Wir müssen aber noch vorsichtiger im Verbrauch sein, und aus manchem, was sonst nicht beachtet worden war, werden Nahrungsmittel für die Menschen oder Futtermittel für das Vieh gemacht werden. Auch für die kommende Zeit müssen wir vorsorgen. Wir müssen uns so einrichten, daß wir in Zukunft nichts oder so gut wie nichts an menschlichen Nahrungsmitteln aus dem Auslande beziehen brauchen. Unsere riesigen Moor- und Heideflächen können uns dazu instand setzen. Jetzt bieten sich auch die Kräfte dar, mit denen wir rasch zum Ziele kommen könnten. Eine teilweise Arbeitslosigkeit hat in manchen Industriezweigen eingesetzt, da für die Ausfuhr nicht mehr gearbeitet werden kann. Besonders aber sind Massen von Gefangenen verfügbar, mit deren Hilfe wir unsere Anbau-

flächen ganz beträchtlich vergrößern könnten. Es würde sich hier nicht einmal um Noistandsarbeiten handeln, sondern um die Ausführung von Plänen, mit denen sich hervorragende Volkswirte, Kulturtechniker, Politiker und andere Sachverständige schon lange und gründlich beschäftigt haben. Die Vorbereitungen und Vorarbeiten sind schon lange getroffen. Viele fertig daliegende Entwürfe brauchen nur ausgeführt zu werden. Im Jahre 1912 waren in Preußen Meliorationsentwürfe in Arbeit für ein Gebiet im Umfange von 694 000 ha, während für 655 000 ha noch keine Vorarbeiten vorgenommen waren.

Und über die Wirtschaftlichkeit der Moorkultivierung mögen die folgenden Zeilen unterrichten: Nach Mitteilung des preußischen Landwirtschaftsministeriums wurde ein Erlös aus kultiviertem Moor erzielt: Für 1 ha Wiesenland 211 Mark, für 1 ha Weide 160—220 Mark. In Bayern, das noch 140 000 ha an größeren Moorflächen besitzt, wurden 1912 für Kulturarbeiten ausgegeben: 2 457 218 Mark. Es trat eine Werterhöhung auf 6 721 129 Mark ein. Im Hannoverischen Wiesmoor wurden 25 ha kultiviert, die 10 000 Mark Kosten beanspruchten. Sie erbrachten schon im nächsten Jahre eine Pacht von 8964 Mark. Sachverständige schätzen auf alle Fälle den entstandenen Mehrwert durch Kultivierung pro Hektar auf 700 Mark. Nach Mitteilung von Professor Tacke, dem Direktor der Moorerforschungsstation Bremen, zeigte das Weidewiehe auf Hochmoor eine Zunahme im Mittel von 163 kg pro Tier, während bester Marschboden gewöhnlich nicht mehr als 150 kg Weidewiehe Zunahme ergab.

Bei Anwendung der Handarbeit werden vielleicht in den Moorgebieten hier und da größere Kosten entstehen, als bei Maschinenverwendung. Es handelt sich aber nicht nur darum, ein Geschäft zu machen, sondern für unser arbeitsloses Volk zu sorgen und für die Zukunft Werte zu schaffen, die dem Nahrungsmittelmarke in Deutschland ständig zugute kommen.

An größeren kultivierbaren Moorflächen besitzen wir in Deutschland allein über  $2\frac{1}{2}$  Millionen Hektar. Sie könnten uns leicht jährlich ein Mehr von 8 Millionen Doppelpentnern an Fleisch und vielen anderen landwirtschaftlichen Produkten liefern. Die vielen trockenen Heideflächen, die wir in Norddeutschland, besonders in der Provinz Brandenburg, in Pommern, Posen, Westpreußen usw., besitzen, könnten in Roggenfelder, Kartoffeläcker, Geflügelfarmen und in Gemüsebeete umgewandelt werden. Bisher führen wir aus dem Auslande für viele Millionen an Eiern, Geflügel, Gemüse und Obst ein. Viele Versuche von gärtnerischen Lehranstalten, die Tätigkeit der märkischen Obstbörser, und die Erfolge der Ansiedler des Vereins für soziale Kolonisation Deutschlands haben bewiesen, daß auch der dürftige Sandboden der Streusandbüchse Brandenburg bei richtiger Bearbeitung mit Erfolg fruchtbar gemacht werden kann. Im Frieden könnte vielleicht an die Besiedelung der Flächen mit kleinbäuerlichen Familien gedacht werden, jetzt darf es sich aber nur um Kulturarbeit in größerem Stile handeln. Es ist vor allen Dingen zu achten auf Herstellung von Acker für Hafer und Getreideanbau und auf das Anlegen von Wiesen und Weiden. Wegebauten und schwierige Meliorationen sind möglichst zu unterlassen.

Ausgaben für Baracken, Arbeitsbuden usw. sind, soweit sie nicht unbedingt notwendig sind, zu vermeiden. Die Unterbringung der Arbeiter muß möglichst in den benachbarten Ortschaften versucht werden. Der Weg zur Arbeitsstätte kann wohl 30—60 Minuten betragen. Die Arbeiter sind bei Bauern oder Bürgern unterzubringen, oder auch in leerstehenden Schuppen, Scheunen oder sonstigen Gebäuden, die gewöhnlich in der Nähe von Ödlandereien zu finden sind. Soweit es geht, müssen die

Arbeiter sich selbst ihre Decken oder Betten mitbringen, sonst kann ihnen nur ein notdürftiges Lager geboten werden. Unter Umständen können sich die Arbeiter aus Brettern und kleinen Pfählen selbst Bettstellen bauen, in die sie Strohsäcke legen. Dies Verfahren ist bereits mit Erfolg vom Verein für soziale Kolonisation Deutschlands E. V. angewendet worden. Die Kost kann ganz einfach sein, ähnlich wie beim Militär. Der genannte Verein hat für das Umgraben von 1 qm Sauboden 4 Pfennig gezahlt. Da sind manche Arbeiter auf 4 Mark und mehr pro Tag gekommen. Der Verein hat überhaupt seit drei Jahren Unterlagen für eine erfolgreiche Kulturarbeit geschaffen, hat bewiesen, daß dabei auch Großstadtarbeiter zu verwenden sind, und daß sie auch hinausgehen und tüchtig arbeiten, wenn sie richtig angeleitet werden.

Die Heidekultur und auch die Arbeit im Moor könnte also auch für die Arbeiter recht ertragreich werden. Daß sie für den Staat oder das Reich, die allein hier wirksam eingreifen könnten, finanziellen Nutzen verspricht, geht aus den oben mitgeteilten Zahlen hervor.

Sie verspricht aber noch etwas anderes: eine große moralische und ethische Wirkung auf unser zurückgebliebenes Volk. Die Zurückgebliebenen, denen die Not der schweren Zeit so hart zusetzt, die ohne Arbeit dastehen und erfolglos von Arbeitsnachweis zu Arbeitsnachweis laufen, müssen fühlen, daß auch an sie gedacht wird.

Da auch die Ödlandarbeit das geringste Anlagkapital erfordert — 80—90 Prozent der aufgewendeten Gelder könnten als Arbeitslohn ausbezahlt werden —, da kein anderer Stoff als der Urstoff, der Boden, auf dem wir stehen, verarbeitet zu werden braucht, da eine solche Arbeit aber letzten Endes vor allem der Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln dient, sollte mit größter Energie von allen beteiligten Stellen an die Verwirklichung dieser Idee gegangen werden.

Nichts würde erhebender auf unser Volk wirken, als wenn jene, die zurückbleiben mußten, nun daran gehen könnten, uns im eigenen Lande ein kleines Königreich zu erobern: 500 Quadratmeilen Ödlandes könnten fruchtbar gemacht werden. 2

## Seilung und Fürsorge für Kriegskrüppel.

Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Sillmanns, Generalarzt à la suite des Rgl. Sächf. Sanitätskorps.

Mit fünf Abbildungen.

Für die Nachbehandlung zahlreicher Kriegsverwundeter sind besonders die verschiedenen orthopädischen bzw. medikomechanischen Behandlungsmethoden von der größten Wichtigkeit, um ungünstige Folgen der Verwundungen zu verhüten oder bereits vorhandene zu bessern, zu heilen. Die moderne Chirurgie im allgemeinen und die Orthopädie bzw. die mechanische Chirurgie im besonderen haben nach dieser Richtung hin große Fortschritte gemacht, so daß das Krüppeltum im Vergleich zu früher viel seltener geworden ist und auch nicht mehr in so hochgradigen Formen auftritt. Die moderne Kriegschirurgie ist sehr konservativ, Amputationen werden nur in äußersten Notfällen vorgenommen.

In unserem deutschen Vaterland ist für die orthopädische bzw. medikomechanische Nachbehandlung der Verwundeten in zahlreichen, vorzüglich geleiteten staatlichen, kommunalen und privaten Heilanstalten bestens gesorgt. Die Heeresverwaltung hat nach einer Mitteilung des Oberstabsarztes Prof. Dr. Schwiening in der Sitzung der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge im Sitzungssaale

des Reichstages am 8. Februar 1915 schon am zehnten Mobilmachungstage 100000 Betten für verkrüppelte Krieger zur Verfügung gestellt, deren Zahl sich seitdem verdoppelt hat. Auch für die Vermeidung der ungünstigen Folgen der Verwundungen hat die Heeresverwaltung schon in Friedenszeiten vorgesorgt. Die Heeresverwaltung hat teils eigene Abteilungen für Orthopädie bzw. mechanische Chirurgie eingerichtet, teils Verträge mit Privatanstalten abgeschlossen. Im Bezirk des königlich preussischen Gardekorps zu Berlin stehen z. B. 24 medikomechanische Anstalten der Militärverwaltung zur Verfügung. Mit 107 Kurorten sind Vereinbarungen wegen Nachbehandlung der Verwundeten und Kranken getroffen worden. Künstliche Glieder und Apparate werden von der Heeresverwaltung angeschafft und erneuert. Nach Schwiening sind besondere Anstalten z. B. für Einarmige und Blinde von der Heeresverwaltung eingerichtet worden, andere werden folgen. Geldentschädigungen in der Form von Kriegszulagen und Verstümmelungszulagen werden den Verstümmelten dauernd gewährt werden.

**Vor hundert  
Jahren.**

Kutschzug der Fran-  
zosen aus Rußland  
im Winter 1812.

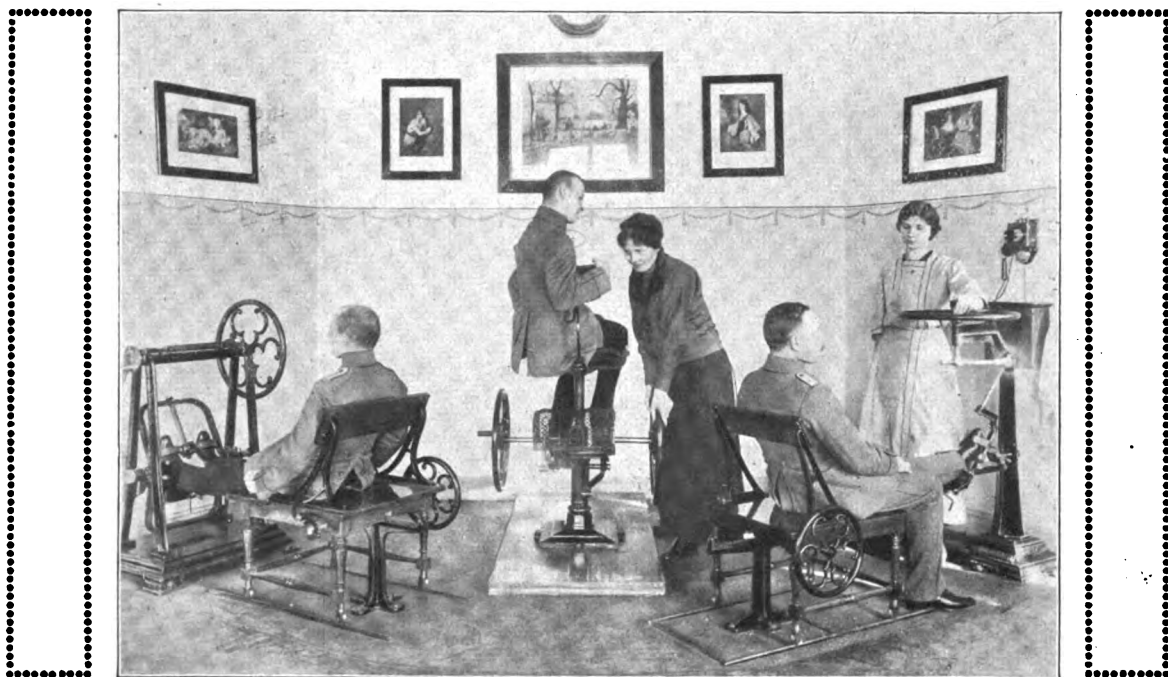
Nach dem Gemälde  
von A. Adam.



Ruß. Originalaufnahme von  
Jean Goussier.







Aktive Beinbewegungen, Fußbeugen und Fußstrecken, Radtreten, Fußkreisen.

Hand in Hand mit der Heeresverwaltung arbeitet die so segensreich wirkende Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge, der durch ein Kabinettschreiben der Kaiserin vom 13. August 1914 die Nachbehandlung der Verwundeten in den Krüppelheimen mit übertragen worden ist. Die Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge hat nach der Mitteilung ihres Vorsitzenden Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Dietrich in der oben erwähnten Sitzung des Vereins die nötigen Schritte getan, um in Gemeinschaft mit den Militär- und Zivilbehörden, den staatlichen Versicherungen und privaten Wohlfahrtsorganisationen die Krüppelfürsorge großzügig zu organisieren.

So ist alles geschehen, um das Los unserer Verwundeten möglichst günstig zu gestalten, das Krüppeltum teils zu verhüten, teils zu bessern.

Zur die Behandlung der ungünstigen Folgen der Verwundeten, des Krüppeltums, stehen der modernen Chirurgie bzw. Orthopädie vorzügliche, teils operative, teils unblutige (mechanische) Methoden zur Verfügung. Die Beschreibung der zahlreichen operativen Behandlungsmethoden gehört nicht in den Rahmen dieser Mitteilung, wir können hier nur die unblutigen (mechanischen) Behandlungsmethoden berücksichtigen. Die letzteren bestehen besonders in der Anwendung von verschiedenen Verbänden, Apparaten und der sogenannten funktionellen Therapie. Wichtige Hilfsmittel dieser modernen unblutigen (mechanischen) Chirurgie sind besonders die verschiedenen Methoden der Mechanotherapie (der sogenannten Heilgymnastik), die Massage, die Bäder und die Elektrizität. Und diese Behandlungsmethoden sollen hier unter Benutzung geeigneter Abbildungen kurz besprochen werden.

Unter Mechanotherapie versteht man besonders die Behandlung von Bewegungsstörungen durch mechanische bzw. maschinelle Bewegungsapparate, die große Fortschritte gemacht hat. Die früher angewandte manuelle Bewegungsmethode, um Steifigkeiten der Gelenke, Krankheiten der Muskeln, Sehnen und Nerven zu heilen, war ungenügend. Trotzdem hat aber diese manuelle Bewegungstherapie, richtig angewandt, noch heute großen Wert und

muß nach Bedarf mit der maschinellen Behandlung kombiniert werden.

Die Mechanotherapie wirkt teils allgemein, z. B. auf die Belebung des Stoffwechsels im Körper und auf die Blutzirkulation, teils nur lokal auf den erkrankten oder verletzten Körperteil. Gustav Zander in Stockholm ist der eigentliche Schöpfer der zweckmäßigsten Apparate für die Mechanotherapie.

Die Zanderschen Apparate sind teils Apparate für aktive oder passive Bewegungen, teils für andere mechanische Einwirkungen oder rein orthopädische Apparate.

Die Apparate für aktive Bewegungen sind Widerstandsapparate, der beliebig abzuschwächende oder zu verstärkende Widerstand gegen die Bewegungen, z. B. des Armes oder Beines, wird durch eine Hebelvorrichtung bewirkt. Es gibt zahlreiche, technisch vorzüglich konstruierte Apparate für aktive Bewegungen, besonders zweckmäßig sind die von Zander und Krusenbergs. In der obestehenden Abbildung sind die aktiven Beinbewegungen (Fußbeugen, Fußstrecken, Radtreten und Fußkreisen) abgebildet. Die Abb. S. 438 oben zeigt die aktiven Armbewegungen (Armkreisen, Armbeugen, Armstrecken).

Die Apparate für passive Bewegungen sind außer den Zanderschen Apparaten sehr zahlreich, sie sind ebenfalls teils maschinell getriebene Apparate, teils aber nicht. In Abbildung S. 438 unten ist die passive Knie Streckung und Rumpfstreckung dargestellt. Zu diesen passiven Bewegungsapparaten gehören auch die Apparate für Atemgymnastik oder Brustweitung (siehe Abbildung S. 439 oben) und für Beckenhebung. Andere Apparate erzeugen durch elastischen Druck oder durch Bandagen eine passive wirkende Kraft. Die Apparate für passive Bewegungen haben den Nachteil, daß ihre Kraft nicht immer dem einzelnen Falle entsprechend angewandt werden kann; infolge zu starker Krafterwirkung können daher leicht Nachteile entstehen. Aber bei veralteten, hartnäckigen Gelenksteifigkeiten leisten sie oft Vorzügliches.

Die Selbstbewegungsapparate sind insofern von großem Vorteil, weil der Kranke selbst den Grad der passiven



●● Aktive Armbewegungen, Armkreisen, Armstrecken, Armbeugen. ●●

Bewegungen bestimmen kann. Hierher gehören besonders die Krukenberg'schen Pendelapparate.

Ein wichtiges Hilfsmittel der Heilgymnastik sind die Freiübungen, durch die der allgemeine Stoffwechsel des Körpers und die Blutzirkulation günstig beeinflusst werden; ferner wird besonders die Kraft der Muskeln erhöht und die aktive Beweglichkeit der Gelenke gefördert.

Der Erfolg einer mechanotherapeutischen Kur hängt von verschiedenen Umständen ab, von der Art des be-

treffenden Krankheitsfalles und seiner richtigen speziellen Behandlung; sehr wichtig ist, daß der Kranke nicht zu spät nach seiner Verletzung die medikomechanische Kur beginnt. Kommt der Kranke frühzeitig zur Behandlung, dann soll man die medikomechanische Behandlung möglichst schonend ausführen. Von der größten Wichtigkeit für den Erfolg einer medikomechanischen Kur in der bis jetzt beschriebenen Form ist, daß sie in geeigneten Fällen besonders auch mit der Anwendung der Heißluftapparate, mit der Massage und der Elektrizität kombi-

niert wird. In Abbildung S. 439 unten ist die Anwendung der elektrischen Heißluftapparate z. B. für die Behandlung von Gelenksteifigkeiten dargestellt. Die Massage soll schon mehrere Jahrhunderte v. Chr. besonders in Indien, China und Ägypten ausgeführt worden sein. Ferner wissen wir, daß sie bei den Griechen und Römern besonders auch in öffentlichen Bädern allgemein in Gebrauch war. Die Massage geriet dann mit dem Verfall des römischen Reiches in Europa mehr

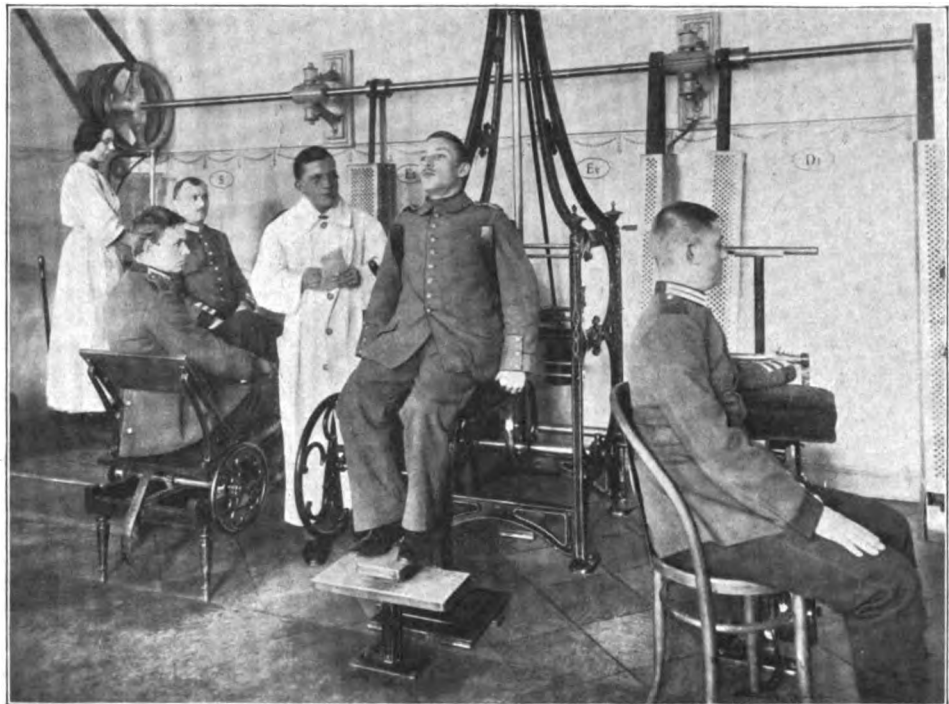


●● Passive Kniebewegung und Rumpfstreckung. ●●

oder weniger vollständig in Vergessenheit. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kam die Massage wieder zur Anwendung und wurde immer mehr als eine sehr wertvolle Behandlungsmethode anerkannt. Sie ist dann in den letzten Jahrzehnten auch wissenschaftlich ausgebildet worden und ist zu einem wichtigen Hilfsmittel der Mechanotherapie geworden.

Die Massage wird teils an einzelnen Körperteilen, teils als allgemeine Körpermassage ausgeführt und zwar entweder mit der Hand oder mit Instrumenten. Zu der instrumentellen Massage

gehört besonders die Vibrationsmassage mit Hand- oder Fußantrieb oder durch elektrisch bewegte Instrumente, ferner die Massage durch maschinelle Zander-Apparate. Die Massage mit der Hand ist jeder instrumentellen Massage bei weitem vorzuziehen. Die Handmassage ist natürlich an den einzelnen Körperstellen und je nach der Art des einzelnen Krankheitsfalles sehr verschieden, sie besteht aus einzelnen besonderen Handgriffen, besonders aus Streichen (Effleurage), Kneten oder Walken (Petrissage), Reiben (Friction), Klopfen (Tapotement) und



Atemgymnastik, passive Brustweitung.

Erschütterung (Vibration). Damit die Hand die einzelnen Prozeduren, besonders die Streichmassage, gut ausführen kann, wird die Haut des Kranken mit einem reinen (aseptischen) Fett in geringer Menge bestrichen, zum Beispiel mit reiner Vaseline. Statt der Vaseline oder sonstiger Massagefalsen kann man auch Talkpulver oder einen sonstigen Puder, eventuell mit etwas Borfäure oder Salizylsäure, anwenden. Die richtig ausgeführte Handmassage ist eine Kunst, die gelernt sein will.

gemeine Körpermassage und die Massage des Unterleibs sollen nie nach einer reichlichen Mahlzeit ausgeführt werden, am besten früh oder am Vormittag, sie soll anfangs nur etwa 15 Minuten lang dauern, dann wird man sie allmählich bis zu 30 bis 40 Minuten ausdehnen, wenn sie gut vertragen wird.

Nicht anwendbar ist die Massage bei allen infektiösen akuten oder chronischen Eiterungen, bei Krankheiten der Blutgefäße, bei bösartigen Geschwülsten usw. In jedem

Die physiologische Wirkung der Massage ist teils eine lokale, teils eine allgemeine. Die Allgemeinwirkung der Massage besteht in Anregung der Blutzirkulation, in Erhöhung des Stoffwechsels und in Vesserung des Ernährungszustandes. Durch die lokale Einwirkung der Massage wird die Ernährung und Kraft des betreffenden Organs, z. B. besonders der Muskeln und Nerven, verbessert, Gelenke werden beweglicher. Von der größten Wichtigkeit ist, daß durch die Massage krankhafte Produkte oder abnorme Verwachsungen beseitigt werden können. Die all-



Elektrische Heißluftapparate zur Behandlung von Gelenksteifigkeiten.



Jalle, wo die Massage angewandt werden soll, muß daher vorher eine sorgfältige Untersuchung des Kranken stattfinden. Durch eine fehlerhafte Massage in nicht richtig erkannten Fällen kann großer Schaden entstehen.

Die Anwendung der Elektrizität (die Elektrotherapie) geschieht entweder in der Form des galvanischen (konstanten) Stromes oder des faradischen Induktionsstromes besonders bei Lähmungen oder Schwächezuständen der Nerven und Muskeln. Abgesehen von der sonstigen vielfachen Anwendung der Elektrizität seien besonders noch

die elektrischen Vollbäder oder Teilbäder, z. B. in der Form des Bierzellenbades, erwähnt. Die elektrischen Bäder wirken teils allgemein, teils lokal, sie erhöhen die Stoffwechselvorgänge des Körpers, sie regen die Blutzirkulation an und werden bei Herzkrankheiten, bei verschiedenen Erkrankungen der Nerven, bei Neuralgien, Gelenkaffektionen usw. mit gutem Erfolg angewandt.

Zum Schluß sei noch betont, daß für die genauere Diagnose von Verletzungen und Krankheiten die Röntgenphotographie von größtem Werte ist. 2



## S 90.

Eine Skizze aus den Tsingtau-er Gewässern.

Von Wilhelm Schreiner.



Wir liegen schon eine ganze Weile unter Dampf, aber unser „Alter“, Kapitänleutnant Brunner, ist noch an Land. Nur ganz leise stampft das Gestänge der Kolbenmaschinen auf und nieder: tschb . . . tschb . . . tschb . . . Dazwischen murren dumpfe Schläge von Fort Bismarck herüber, so läuten wir diesmal den Jahrestag der Schlacht von Leipzig ein. Aber wer denkt noch an Leipzig? Auf See ist's heute merkwürdig still; zwar sah man den ganzen Tag die lautlos wandelnden Schatten der Blockadeflotte am Horizont, aber seit dem 14. halten sie Ruhe, und der Engländer unter ihnen, der „Triumph“, glänzt durch Abwesenheit; ein Volltreffer vom Seewerk Huchuin-Huck, es war: der erste Schuß, hat ihn so zugerichtet, daß er seitdem beharrlich streift. Allerdings sind am 14. auch die Zitibatterie und Huchuin-Huck böß mitgenommen worden. — Wumm! Das kommt vom Moltke-Berg hinter uns, hart in der Richtung der Missionsstation wachsen die Rauchwolken mit jedem neuen Schuß über dem fahlen Bergrücken auf. Im kleinen Hafen, wo wir vertaut sind, gegen Sicht von See gedeckt durch das vorgelagerte Guseifenriff, liegen nur ein paar Dschunken, aber auch im Großen Hafen ist's leer geworden, seit der „Scharnhorst“ mit dem Geschwader weg ist. Kein Mensch weiß wohin. Nun ankern nur noch die paar Kanonenboote dort. Das Feuer der Batterien nimmt zu; wie verhaltenes Knurren, durch die Berge gedämpft, läßt sich in den Pausen die Artillerie der Japaner hören; ja, allzu weit sind sie noch nicht herangelassen.

Die Sonne ist schon hinunter, aber der Himmel strahlt noch und leuchtet, in starrer Silhouette liegen die Berge im Südwesten der Kiautschou-Bucht; deren Wasser und die Innenreebe schimmern wie Stahl; von der offenen See her schreitet die Nacht. Und auf die warten wir. Sie wird dunkel sein, wie gemacht für uns, denn morgen schon ist Neumond.

. . . Mein Platz, ist am 5-em-Geschütz auf dem erhöhten Vorschiff. Etwas tiefer liegt achter uns das vordere Torpedrohr, dahinter ragt bis fast zur Höhe des Schornsteins die Kommandobrücke empor; Oberleutnant Hänser hat die Wache. Die Nacht kommt schnell.

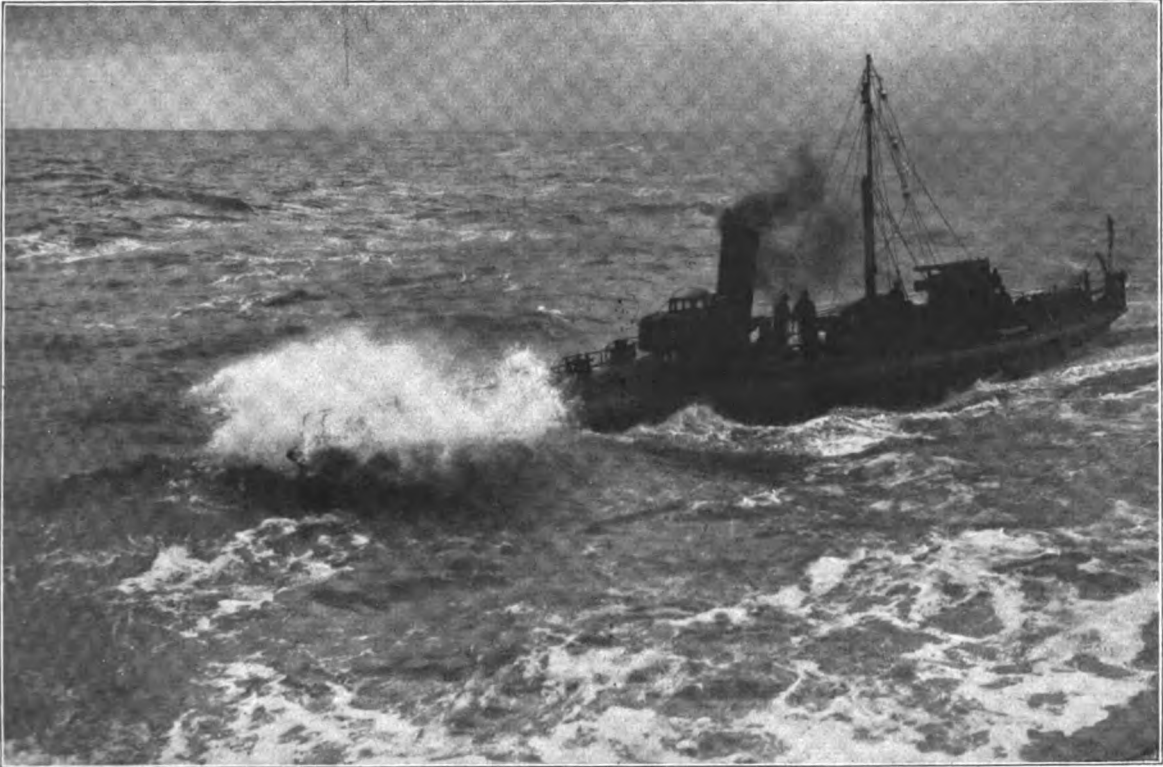
Wir gehen hart unter Land, denn noch immer ist's hinter uns hell im Westen. Beim Leuchtturm auf der Landzunge drehen wir nach Backbord und pirschen uns im Schatten der Tsingtau-Bucht durch die Außenreebe zunächst nach Norden. Kaum zu unterscheiden, so dämmrig ist's hier, liegen an der Nordspitze der Arkona-Insel „Jaguar“ und „Kaiserin Elisabeth“. Landeinwärts tasten

Scheinwerfer ins Vorgelände, knattert Gewehrfeuer, die Geschütze der Forts schweigen jetzt, denn ein Übermaß von Munition haben wir nicht. — Über dem Dunkel des Landes kreist noch, rückkehrend von kühner Erkundung, „unser“ Flieger, Oberleutnant Plüschow; wir haben ja nur den einen.

Hinter den Scheiben des Auslugs steht der Kommandant, aber bald ist's so finster, daß man nichts mehr sieht von dem, was auf der Brücke vorgeht, nur die Umrisse von Brücke und Schornstein kann das Auge ab und zu erfassen. Wir laufen ganz anständig, aber kein Feuer schein dringt aus den Schloten beim Schüren, kaum Rauch überhaupt, denn sorgfältig ist die beste Kohle ausgewählt für diese Fahrt, und unser Obermaschinenführer Schäfer versteht seine Sache.

Wir am Bug müssen achtgeben, daß uns die überkommende See nicht wegpült, denn unser kleines Boot hat schwer zu kämpfen, seit wir auf der Höhe der Zitibucht ostwärts ins offene Meer abgebogen sind. Auf und ab geht's unaufhörlich, mit Ingrimm wühlt sich der Bug in die Wellenberge und wirft wie ein schaumbedeckter Renner die Wogen zur Seite. S 90 hält die Fahrt, die Maschinen arbeiten fast lautlos. Wir stehen am Geschütz, die Augen in die Finsternis gebohrt, durchnäht vom unaufhörlich sprühenden Gisch, gekältet vom steifen Nachtwind, der uns seitlich aus dem Norden trifft, aber mit heißen Schläfen und hämmernden Herzen . . . denn heut geht's endlich hinaus dem Feind an die Kehle, oder ins Seemannsgrab . . . also . . .!

Der Nordwind hat Wolken gebracht, um so besser. Je weiter wir in die freie See kommen, desto öfter platschen von Backbord herüber die Wogen über Deck und verlaufen nach beiden Seiten, als ob alle Pumpen in Tätigkeit wären . . . aus der Finsternis leuchten die Wogenkämme gespenstig auf rings um uns her . . . Da! Backbord voraus für Augenblicke ein dunkler Schatten über den Wogen, nach Steuerbord verschwindend . . . sekundenlang später durchschneidet unser Boot einen blaffen Streifen von Schaum und Blasen . . . das Kielwasser eines japanischen Zerstörers . . . „Kling“ sagt der Maschinentelegraph im Bootsinnern, die Schrauben drehen sich schneller, wir laufen hohe Fahrt. Nirgends ein Laut außer dem schweren Rollen der See und Stampfen der Maschinen . . . Schiffschiff . . . schiffschiff kommen die Wogen über den Wellenbrecher geschäumt, an den Wanten stöhnt's und glückt's, unter uns zittert leise das Deck beim Gang der Maschinen . . . Wir sind feuerbereit . . .



Ein deutsches Torpedoboot in voller Fahrt.

Im Zickzack läuft das Boot... scheinbar führerlos... aber es gilt, noch zwei feindlichen Zerstörern auszuweichen, die in bedrohlicher Nähe patrouillieren... und gelingt. Die Vorpostenfleete ist durchbrochen... jetzt heißt's, am Gros des Feindes vorüberschleichen...! Aber wir haben nicht umsonst beobachtet, seit die Blockade dauert, daß die Japaner stets eine Lücke in ihrer Aufstellung haben... dort, wo im NO ein paar Sandbänke das Fahrwasser gefährden... darauf halten wir zu... uns tun die Untiefen nichts, denn wir sind ja hier daheim.

Nun müssen wir im Rücken der Blockadeflotte stehen... Kursänderung: wir fallen nach Süden ab... und suchen unser Opfer...

Doch ein paar Stunden vergehen in fruchtlosem Kreuzen, die See ist wieder glatter, ein paar Sterne flimmern... so ist etwas mehr Sicht... herrlich wie die Heizer arbeiten, wir sind sozusagen unsichtbar... Wieder näher an Land heran! Stehen jetzt sicher schon südlich der Kiautschou-Bucht... Kurs: NW. Es ist ein Uhr nachts.

Wieder vergeht eine halbe Stunde... mir ist, als sei da Steuerbord voraus der Himmel etwas verschleiert... wie von einer Rauchwolke... die nächste Woge, die uns hebt, gibt Klarheit: „Steuerbord voraus ein feindlicher Kreuzer!“

Fahrtrichtung vom Gegner läßt sich vorderhand nicht erkennen, plump und maffig liegt er auf den Wogen, abgeblendet natürlich, doch deutlich erkennbar, zwei Masten, ein Schornstein... 4000 Tonnen mag er groß sein... nun das lohnt sich.\*)

Schlau benutzt unser Kommandant den Wellengang, um unbemerkt sich heranzupirschen, die Fahrt ist etwas gestoppt, damit die Maschinen uns nicht durch ihr Stampfen verraten, denn sicher ist der Japaner nicht so ganz allein. — Leutnant Steinmetz taucht hinter uns am vorderen Rohr auf; neben ihm steht der Rohrmeister, Torpedo-

oberbootsmannsmaat Gräfe, gespannt mit dem Nachtglas nach Steuerbord lugend... matt glänzt am Vorderende des Rohres der vorstehende Kopf des kupferfarbenen Torpedos... Jeden Augenblick kann es zum Angriff gehen, die Pulse jagen... der Japaner pendelt ahnungslos kaum 800 m entfernt...

Achtung! — Eine leise Wendung, nun liegt der „Gelbe“ im spitzen Winkel, uns gerade recht, denn so kann man am wenigsten von uns sehen beim Heranjagen — ein kurzes Zittern im Boot... und dann bäumt sich der Bug wild gegen die See, die Maschinen hämmern in hastendem Takt, daß unser alter Kasten in allen Fugen kracht und ächzt... „Außerste Kraft!“ Nun heißt's alles hergeben, was nach sechzehnjährigem aufreibendem Dienst noch an Leistungsfähigkeit da ist, das ist aber auch alles... In schneidiger Fahrt geht's an den Japaner heran... 700 m... Sei, wie die Wellen auseinanderstieben am Bug! Die Rohre haben das Ziel genommen und lassen es nicht wieder los... 600 m... atemlos starren wir nach dem Feind... ob er noch nichts merkt... allerdings bei uns sehen sie weder Licht noch Rauch... 500 m... Echschsch! kommt von Backbord ein Wasserberg über bei der scharfen Wendung, die S 90 gemacht. Aber noch hat sich die See nicht verlaufen... da blitzt es schon kurz auf am vorderen Rohr... und wie ein glänzender Fisch plätscht der Torpedo ins Wasser, noch zweimal dasselbe Spiel achtern im Boot... alle drei Torpedos sind in der richtigen Breitseite abgekommen... deutlich sehe ich ihren Weg an den aufsteigenden Blasen eine Strecke weit... sie laufen hart auf den Kreuzer zu... der liegt nun nach unserer Wendung in Steuerbord querab... 300 m nur entfernt... in schäumender Fahrt suchen wir an ihm vorüberzulaufen...

Aber auch drüben haben sie das Aufblitzen gesehen, „Alarm!“ raffelt es herüber. Die im vorderen Mast haben ihren Scheinwerfer zuerst klar, unschlüssig flackert sein Licht noch — —

\*) Es war der japanische Kreuzer „Takatschibio“, 3700 Tonnen, bestückt mit acht 15-cm-Geschützen.

... Da wallt die See auf, schäumend und glühend, dumpf krachen die Explosionen unter Wasser am Bug und mittschiffs ... zweimal ... und dann ein neuer Schlag ... gewaltig ... der dritte Torpedo traf, scheint's, mitten in den Maschinenraum ... wie eine Stachelnadel in die Brust ... wie eine rote Lohe 100 m hoch in die Nacht ... uns ist's als lägen wir im stärksten feindlichen Feuer, so hageln die Sprengstücke auf uns nieder ... rund um uns schlagen sie in die See, an Deck poltert's und kracht's ... aber keiner wird getroffen ... Noch 200 m, in Backbord spritzen Geißer hoch ... und dann ein Donner ... in Stücke zerissen fliegt der Japaner buchstäblich in die Luft ... wir sehen wir im Feuerschein Masten über Stag gehen, Menschen und Geschütze wirbeln in der Luft ... graufiger Anblick! — Der Kreuzer ist verschwunden ... über den Wellen Schmerzensschreie ... fahl leuchtende Wrackstücke schwelen sinkend im Wasser. Und drüber schweigende Sterne ... und nun uns wieder die Nacht ...

Noch 200 m haben wir zu durchlaufen, ehe der Hagel der Sprengstücke nachläßt ... und dann beginnt — die Jagd! WNW! Aber die Meute, der wir am Orte der Tat unter dem Schutze der Dunkelheit entgangen, verlegt uns den Weg. Wir sind von Tümpfen abgeschnitten ... Schaughai!?

Unmöglich, dahin reichen die Kohlen lange nicht! ... Sie sind uns hart auf den Fersen ... Zerstörer und Kreuzer ... Also ... an Land! — —

... Hinter uns kriecht der Morgen über die Wellenkämme ... Der Himmel ist ganz klar, es wird ein schöner Tag. Dein letzter, S 90! Wir laufen westwärts mit letzter Kraft. Geradeswegs auf die Küste zu, die sich wie ein schwarzes Band in dem noch nächtlichen Westen zwischen Himmel und Wasser schiebt ...

... S 90 schlingert im seichten Wasser in der Dünung leise hin und her ... Wir stehen alle an Deck ... Der Kommandant spricht ... kurz und heiser, ha! unsere Herzen haben einen Schlag ... die Augen ruhen weh und doch stolz auf dem Flaggentuch, das im Top lustig flattert im Morgenwind ... Schwach erscheinen im Osten Rauchsäulen, verstreut am Horizont ... Die Meute! ... Kommt nur und seht ... damit eure gelben Gesichter noch gelber werden ... Der Morgenwind nimmt unser „Hurra!“ mit ... ach, brächt' er's dem Kaiser! ... jäh verklingt's ... und zögernd, ruckweis sinkt die Flagge.

Wir nehmen sie mit. Und nun an Land! Und die Lunte an den letzten Torpedo! Der gräbt dir dein Grab, S 90!

## Ein galizisches Wintermärchen.

Ein Besuch in Hindenburg-Nagyfalú. Von Karl Fr. Nowak.

Mit drei Abbildungen. (Vom k. u. k. Kriegspressequartier genehmigt.)

Jrgendwo auf Polens Schlachtfeldern, dicht vor den Rüssen, die unaufhörlich ihre kleinen, zierlichen Spitzkugeln herüberpfeifen lassen, liegt „Hindenburg-Nagyfalú“, die jüngste, die seltsamste Stadt auf Erden. Ihre Baumeister sind die tapferen ungarischen Vurschen, deren größten Stolz es ausmacht, daß sie nach dem großen Generalfeldmarschall sich nennen dürfen, die draußgängerischen, wilden, ungarischen „Hindeburger“, die sich den

Baugrund für ihre merkwürdige Stadt erst nach schweren Kämpfen mit blutigem Bajonett von russischen Störern freimachen mußten.

Idyllisch versteckt liegt die Pforte zu „Hindenburg-Nagyfalú“, zur „Großgemeinde Hindenburg“, in dunklem, grünem Tannenwald, der still und friedlich ist, als gäbe es gar keinen Krieg, und als wäre die „Großgemeinde Hindenburg“ selbst nichts weiter als ein hübscher Aus-



Der Eingang zu der „Großgemeinde Hindenburg“, die von den ungarischen Truppen in den galizischen Wäldern errichtet wurde. Phot. Klossner, Wien.

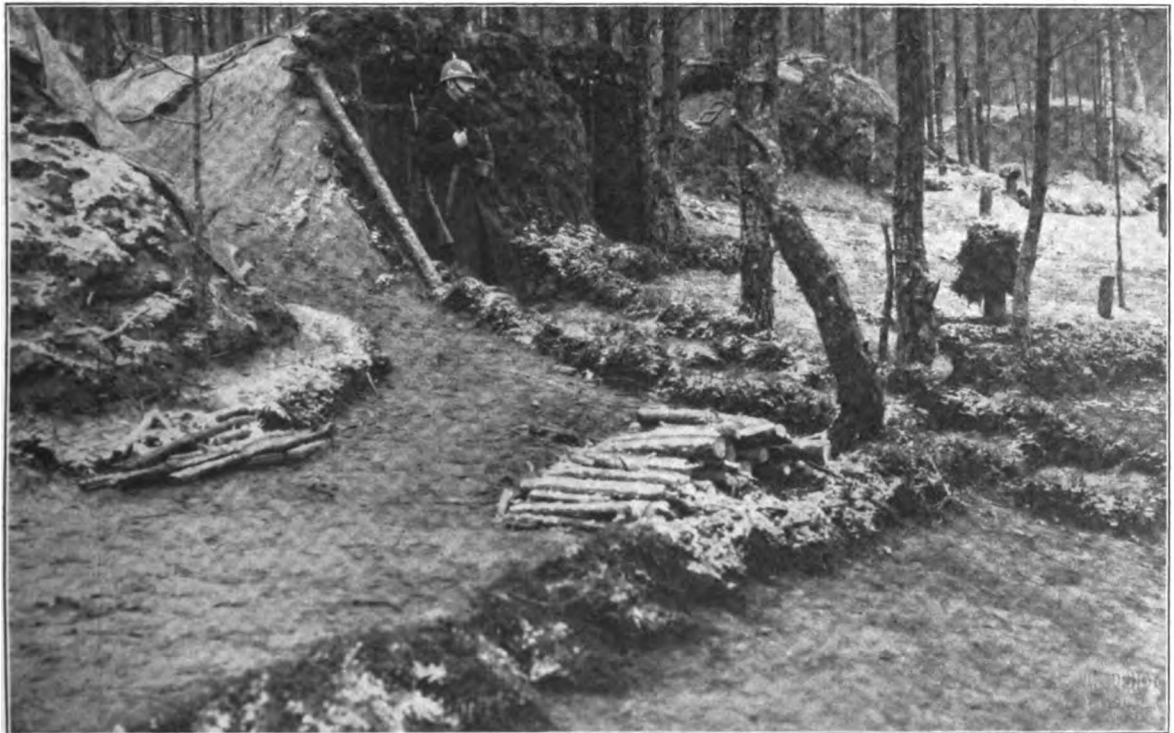


Der Prinz-Joachim-Platz in Hindenburg-Nagyfalu. (Phot. Ritterbet, Wien.)

flugsort für sonntäglich schwärmende Naturbesucher. Manchmal brummt von drüben, hoch über die Tannen weg, die russische schwere Artillerie, regelmäßig antworten um ein paar Töne heller die österreichisch-ungarischen Batterien; an die unerläßlichen Artillerieduelle indes, die nur den Raum über den Köpfen zu füllen scheinen, von unsichtbarer Stelle nach unsichtbarer Stelle hinüberkämpfen, gewöhnt man sich so rasch, daß man sie schließlich über-

haupt nicht mehr hört. Über die Waldstraße kommt ab und zu, im Schritt fast gemächlich, eine Patrouille vorbei, am Wege rauchen die „Gulaschkanonen“, allerlei lockende Lüfte wehen von ihren Schloten herüber — in der hellen Wintersonne fehlt hier nichts zu freundlich heiterer Friedensstimmung...

Plötzlich, wo der Waldweg enger wird und nach anderer Richtung abbiegt, steht man unvermutet vor



Soldatenwohnungen in Hindenburg-Nagyfalu. (Phot. Ritterbet, Wien.)

einem kleinen, puppenhaften Brückensteig, der einen halbgefrorenen Bach überseht. Eine helle, mit lustigem Dementament verzierte Tafel ist auf einen Baum davor genagelt, große, deutliche Lettern stellen die Topographie fest: „Hindenburg-Nagyfalu“. Hier also ist die vielberühmte Stadt aus Gullivers Reisen, das neue Liliput, die Stadt halb unter der Erde, die von Waffen starkt und doch vom Humor in eigener Person inmitten aller Schlachtschrecken erbaut ist. Hinüber über die „Kaiser-Wilhelm-Brücke“, die den halbgefrorenen Bach überquert!

Eigentlich wollen wir ein paar Schützengräben besuchen. Aber was haben diese Ungarn, spürend von Einfällen, aus der Verteidigungsnotwendigkeit, aus der harten Technik des Sichverschanzens gemacht... Drüben guckt Dach um Dach über den Erdsaum, oft knapp nur bis an den Fuß der Baumstämme reichen sie; ein ganzes Häusermeer wird nach und nach sichtbar. Sie haben drüben also das System der Deckungen nach allen Regeln der Kunst ausgebaut, haben sich statt einer Reihe von Schützengräben eine ganze Schutzgrabenstadt eingerichtet. Sich zurechtzufinden, fällt von Unbeginn gar nicht schwer. Von der Brücke aus braucht man nur der „Prinz-Joachim-Straße“ oder der „Terstjansk-Straße“ zu folgen, um nach ein paar Minuten bereits die Stadtmitte zu erreichen, deren schönste Stelle der „Prinzessin-Zita-Platz“ darstellt. Im Grunde aber ist ganz „Hindenburg Nagyfalu“ nichts weiter als eine Villenstadt. Einige öffentliche Gebäude sind natürlich da, etwa „Castelmovo“, die gern besuchte Sammelstelle, in der die Liebesgaben zusammenfließen, und noch eine Reihe anderer Staatsbauten ähnlicher Art. Im ganzen aber wirkt doch die Stadt vor allem als phantastische Villenkolonie unterirdischer Winterfrischer.

Die Deckungen und Unterstände der Mannschaften sind hier zu Villen in ganz regelrechter Auffassung geworden. Sie haben alle ein festes Dach, an dem sich nichts rührt, wenn Schrapnellsplitter es von oben liebevoll überraschen, höchstens daß der schlanke, nette Dachschlot einen kleinen Riß abbekommen könnte, wenn die Stahlscherben gar zu aufdringlich aus der Höhe auf ihn herabsaufen. Die Häuserfronten sind durchaus als Fronten von Luxusbauten zu betrachten. Fröhlich blinkende Fenster von Villa zu Villa. Überall ein ganz richtiges, sauber gezimmertes Tor, das den Eintritt in die Villen gestattet, nur einmal ist's ein übermütiger Zimmermannscherz, daß man als Villentor einen rätselhaft hier gestrandeten — Klavierdeckel verwendete... —

Übrigens kommt man nicht unmittelbar von der Stadtstraße vor das Villentor. Man hat offenbar das Muster der Dresdener Zierstraßen nachgeahmt und vor jede Villa einen kleinen, reizenden Garten gesetzt. Sorgsam werden die einzelnen Beete gepflegt. Allerlei Grün ist ersichtlich in glänzende russische Schrapnellhüllen gesetzt, die man oft genug fast unversehrt auf den Schlachtfeldern auflesen kann, winzige Laubbäume sind in die Erde eingepflanzt. Von der Straße führt durch die Beete zur Tür ein hartgestampfter Weg. Ost ist das Gärtchen von „Villa Maria“ so an den Vorgarten von „Villa Anna“ angebaut, daß beide ein einziger Garten scheinen. Dann ist natürlich auch für peinlich gehegte Verbindungswege zwischen den beiden Villen gesorgt. Der „Prinzessin-Zita-Platz“ ist eigentlich ein Schmuckplatz. Überhaupt ist man mit öffentlichen Anlagen, mit Schmuckplätzen und Zierparks — dem Schutze der Soldateska empfohlen! — keineswegs sparsam gewesen. Die Baumeister von „Hindenburg-Nagyfalu“ haben sich an die Muster der modernsten und besten Stadtarchitekten gehalten.

Puzig sind die Häuser von außen, nicht minder puzig sind sie von innen. Zwischen Offizierswohnung und Mannschaftswohnung ist kaum ein Unterschied zu merken: ein großer sozialer Zug spricht aus solcher Auffassung von Gleichheit und Brüderlichkeit aller Kämpfer im Feld. Das Material, das den Innenarchitekten der „Großgemeinde Hindenburg“ in der Hauptsache zur Verfügung stand, war der Wald mit seinen Stämmen. Aus ihnen zimmerte man Tische und Stühle, Bettstätten und kleine Schränke, Regale und Tore, alles blißblau gehobelt, alles gefällig zurechtgezirkelt. Da und dort ein Spiegelchen an der Wand, manchmal sogar ein Bücherbrett. In jeder Villa der knisternde, wohlige warme, zusammenklappbare Ofen in der Ecke, der den lustigen Schlot zum Dache hinaus schickt. Das Ganze doch immer wieder wie ein heiterer, unwahrscheinlicher Märchensput... das Ganze wie von Wichtelmännchen hingeseht... —

Die Wichtelmännchen, die das alles in die Erde hineingebaut, spazieren in den Vorstadtstraßen von „Hindenburg-Nagyfalu“ auf und nieder. Sie promenieren hinter der Stadtmauer auf und ab, die gleichfalls von zwei zu drei Schritt hübsche Fensterchen hat, aber das Glas fehlt in den Fensterhöhlen, und über den Fenstersims lugt schußfertig ein Gewehr in die Landschaft hinaus... Drüben liegen und lauern, nicht weiter als hundertachtzig Schritte von uns, die Russen. Kommt einem der Einwohner von „Hindenburg-Nagyfalu“ der Einfall, auch nur den Kopf über den Häufertamm der Stadt hinauszuheben, so prasseln von drüben die Kugeln herüber. Zeigt drüben sich eine Russenmühe, so knattern die Hindenburger... Einmal des Tages gibt es regelmäßig Plasmuff: wenn die „Gulaschkononen“ anfahren, schicken die Russen ihre „Postpakete“ in längerem Konzert nach „Hindenburg-Nagyfalu“. „Postpakete“ in diese Stadt werden durch russische Kanonenrohre befördert, aber sie treffen doch nie die richtige Adresse, wenigstens lassen sich die Hindenburger in ihrem Appetit nie stören.

Und man müßte eigentlich noch von hunderttausend anderen Dingen sprechen, die alle an sich wichtig und unerlässlich für eine dichtbewohnte Stadt sind, wenn ihr Organismus ohne Stocken und ohne Verlegenheit für alle Bürger tätig sein soll. Man müßte durch die Vorratskammern wandern, ihre Wasserversorgungsfragen erörtern, die Zufahrtsmöglichkeiten prüfen und erwägen, nach den Telefonanlagen und Elektrizitätswerken schauen. Aber vielleicht ist es einfacher, als dies theoretisch zu studieren, sich unmittelbar an jene zu wenden, denen alle Vorbereitungen, alle Erwägungen und alle organisatorischen Systeme gelten. Man geht auf ein paar Hindenburger zu, bietet ihnen Zigaretten, Schokolade, Konserven, bietet ihnen alles nur Erdentbare an. Sie schlagen soldatisch die Hacken zusammen: „Danke gehorfsamst, möchte nichts nehmen...“ Verwundert drängt man noch einmal: „Aber bitte, nur zu, warum wollen Sie nichts nehmen?“ Der Mann behält die Hand an der Mühe: „Danke gehorfsamst, habe selbst mehr.“ —

Solch fröhlicher Art voll ist inmitten Granatenheulen und Schrapnellzischen das Leben und Treiben in der „Großgemeinde Hindenburg“, bis auch ihre Bürger eines Tages wieder „zum Städte hinaus“ müssen, wenn die Sturmfanfaren durch alle Villenstraßen schmettern, und es gilt, drüben die Russen abermals ein Stück weiter nach Osten zu werfen. Denn die Hindenburger wollen trotz alles Wohlbefindens in ihrer Gemeinde ihre Methode des Städtebauens doch immer weiter in Feindesland hinübertragen, bis sie überhaupt heimkehren dürfen: in ihr Ungarland, als Sieger. —



**Deutsche Motorboote auf der Weichsel beschießen während einer Aufklärungsfahrt die verfolgenden Kosaken.**  
Nach Schilderungen vom Kriegsschauplatz für Reclams Universalum gezeichnet von J. Gleich.



# Der Weltbürger.

Ein Kriegsrroman von Walthcr Schulte vom Brühl.

(Fortsetzung.)



Es erregte einiges Aufsehen, als der Patrouillenreiter mit den beiden, den Hund im Gefolge, vorüberkam.

„Spionengefindel?“ tönte es aus dem Glied.

„Hättst's am besten gleich kalt gemacht!“ bemerkte einer. Aber Kurt schwenkte seinen Hut und rief: „Ehrliche Leut', ihr Kerle. Und heut noch hoff' ich ein Ulan zu sein, so gut wie ihr.“

Gleich darauf wurden sie vor den Oberst gebracht. Er reichte beiden die Hand, beglückwünschte sie, daß sie den Russen entkommen seien, und ließ sich von Kurt Näheres erzählen.

„Ich muß vorausschicken, daß ich naturalisierter Russe war, Herr Oberst,“ berichtete der Fabrikherr. „Ich bereue von Herzen, daß ich aus praktischen Gründen diesen Schritt tat, aber das Tischtuch zwischen mir und Rußland ist so gründlich zerschnitten, daß es niemals mehr aneinander gestickt werden kann.“ Und nun erzählte er von den Fabriken, und aus welchen Gründen man ihm das denkbar schrecklichste Loz, als Verbrecher nach Sibirien geschickt zu werden, habe bereiten wollen.

„Ja, Herr Oberst, genau so is et gewesen. Der Herr Gehrkens hat eine glänzende Existenz und Ehr' und Leben daran gesetzt, weil er so ein verdammt guter Deutscher war,“ bestätigte Hammesfahr.

„Ich meine, es sei nichts Besonderes, und viele andere würden nicht anders gehandelt haben,“ bemerkte Kurt bescheiden. „Aber daß ich auf dem Wege nach Sibirien in meinen Ketten nicht unter Kosakenpeitschen zusammengebrochen bin, daß ich jetzt hier vor dem Herrn Oberst stehe und um Aufnahme als Kriegsfreiwilliger in das Regiment gehorsamst bitten kann, das verdanke ich keinem anderen als meinem wackeren Prokuristen hier. Mit vieler List und großer Tapferkeit hat er mich aus den Händen meiner Transporteure befreit und fast Unmögliches möglich gemacht.“

Der Oberst lächelte. „Mut und Entschlossenheit sind nicht ausschließlich an robuste Naturen gebunden,“ sagte er. Dann ließ er sich von Kurt auf der Karte zeigen, welchen Weg die beiden Flüchtlinge gemacht hatten, und hörte alles mit großem Interesse an.

„Ich kenne die russischen Verhältnisse aufs genaueste, bin auch mit den Ortsverhältnissen mancher Gegenden in diesen Gouvernements ziemlich vertraut, da ich öfter tagelang Jagden auf den verschiedensten Gütern mitgemacht habe. Ich glaube dem Herrn Obersten versichern zu können, daß er, was die hiesigen Verhältnisse anbelangt, keinen besseren Pa-

trouillenreiter finden könnte als mich. Der Schaden, den ich mir im Manöver zuzog, macht sich kaum noch bemerkbar. Ich fühle mich vollkommen felddiensttauglich, und der Herr Oberst würde es nie bereuen, mich eingestellt zu haben.“

„Das Einstellen wäre eine einfache Sache,“ bemerkte der schneidige Graubart. „Meinetwegen können Sie, auch als naturalisierter Russe, in zehn Minuten als königlich preussischer Ulan im Sattel sitzen. Das nehme ich vollkommen und freudig auf mich, werter Herr. Aber ich habe natürlich keine Qualifikation, Sie in der Charge einzustellen, in der Sie abgingen.“

„Zu Befehl, Herr Oberst, das weiß ich wohl, und ich bitte gehorsamst, mich als Gemeinen einzustellen. Mit etwas anderem habe ich nicht gerechnet.“

Der Oberst reichte ihm die Hand. „Ich zweifle nicht, daß ich bald in die Lage komme, eine entsprechende Beförderung in Ihre frühere Charge höheren Orts zu befürworten. Abgemacht! Aber nun, Ulan Gehrkens, sehen Sie sich mal diese Karte an. Es soll verhindert werden, daß sich der linke Flügel der geschlagenen russischen Armee mit dem rechten Flügel des südlich stehenden, noch intakten feindlichen Heeres vereinigt. Halten Sie es für möglich, daß wir nach dieser Richtung hin einen energischen Vorstoß unternehmen können, oder ist uns das Gelände dazu nicht günstig?“

Kurt blickte in die Karte, verfolgte den Finger des Obersten, mit dem er den Vorstoß der Kavallerie bezeichnete. Dann rief er lebhaft: „Aber zwei oder drei Tagesmärsche bin ich weniger informiert, aber hier in dieser Gegend, nach der sich die Aktion dann richten würde, bin ich sehr gut bekannt. Dort liegt das Gut meines Onkels, dessen Oberverwaltung in meinen Händen lag. Es ist vorwiegend ein Wald-, Seen- und Sumpfsgebiet, und es würde uns nicht schwer werden, uns dort festzusetzen und uns zu behaupten, um einen Keil zwischen die geschlagene Armee und die südlich stehende zu treiben. So würden wir im Herzen Polens einen festen Stützpunkt gewinnen. Das Gelände dort ist einigermaßen schwierig, aber ich kenne es.“

„Ich werde darüber berichten, und ich hoffe, daß Sie uns in jenem verlorenen Erdenwinkel noch nützlich werden,“ sagte der Oberst und wandte sich dann an die nächststehenden Offiziere seiner Umgebung: „Ich stelle Ihnen hier zwei Flüchtlinge aus Rußland vor, meine Herren. Dieser hier, der ehemalige Manenleutnant der Reserve Gehrkens, eben als Kriegsfreiwilliger Ulan in unser Regiment eingetreten, sollte

für eine heroische deutsche Tat, die ihm zur höchsten Ehre gereichen muß, nach Sibirien transportiert werden und befand sich bereits, in Ketten geschmie det, auf dem Marsche, als er von diesem wackeren Manne, seinem Angestellten, dem Herrn Hammesfahr, mit Gefahr seines Lebens gerettet wurde, um Seiner Majestät, unserem allergnädigsten Kriegsherrn, einen braven Mann zuzuführen, der uns durch seine Kennt nis von Sprache, Land und Leuten hier natürlich doppelt willkommen sein muß."

Kurt stand still, und die Offiziere legten die Hand an den Helm.

"Über den Kriegs freiwilligen Gehr kens wären wir nun im klaren, aber was fangen wir denn mit diesem Herrn Hammesfahr an?" wandte sich der Oberst darauf an den Prokuristen.

"Wenn ich auf gute Manier aus dem Osten wieder nach dem Westen kommen könnt', so wär' mir am mei sten gedient, Herr Oberst," jagte Ham mesfahr. "So ein bißken militäri cher Schutz könnt' mir dabei gut tun, sonst möcht' ich am End' doch noch irgendwie unter die Räder kommen."

"Sehr richtig bemerkt," sagte der Oberst. "Ich werde Ihnen eine kleine Bescheinigung ausstellen und hoffe, daß Sie daraufhin von der ersten besten Leer zurückgehenden Munitionskolonne mitgenommen werden. — Wenn Sie mit dem Herrn noch etwas zu reden haben, Mann Gehrrens, so tun Sie es, unser Abmarsch wird nicht lange mehr auf sich warten lassen."

Während er sein Taschenbuch hervorzog, um das Schriftstück für Hammesfahr aufzusetzen, sagte Kurt zu dem Prokuristen: "Es muß also geschieden sein, lieber Freund."

"Ja, weil ich doch gewissermaßen mit selbdienst fähig bin," antwortete Hammesfahr. "Und dat nächste,

wat ich tue, is dat, dat ich Ihre Eltern aufsuche und berichte. Wird dat eine Freude sein."

"Ja, bestellen Sie alles Liebe und Gute, und sagen Sie denen daheim, ich wär' frisch und munter und würde dem Namen Gehrrens auch im Felde keine Schande machen. Und dann vergessen Sie nicht, den Nachbar meiner Eltern, den Professor Keller, zu besuchen, und richten Sie ihm aus, der ehemalige russische Staatsangehörige und nunmehrige kriegs freiwillige preußi sche Mann Kurt Gehr kens ließe ihn grü ßen; aller Wahr scheinlichkeit nach würde er sehr bald schon Gelegenheit finden, sich nach dem Schicksal seiner Tochter, wenn sie noch in Polen weilte, zu erkundigen."

Ein Pferd wurde für Kurt herange führt.

Da faßte er mit beiden Händen die Rechte des Krü pels, drückte sie krampfhaft und sagte in heftiger Be wegung: "Leben Sie wohl, Hammes fahr. Sie sind ein ganzer Kerl und haben mehr als ein Bruder an mir ge tan. Sie haben mich aus der Verelen dung und vom Tode gerettet und mich einem neuen, schö ne ren Leben wieder



Escherkeffen. Nach einem Gemälde des bekannten polnischen Genre- und Landschaftsmalers Prof. Albrecht v. Bierucki-Rowalski, der Ende Februar im Alter von 66 Jahren in München starb. Das Unioversum hat im Lauf der Jahre zahlreiche seiner vorzüglich gemalten Bilder gebracht. Photogr. Gef. Berlin.

gegeben. Nie werde ich es Ihnen vergessen."

"Adjüs, Herr Gehrrens," schluchzte der Kleine, holte ein stark mitgenommenes Taschentuch hervor und schneuzte sich gewaltig. Kurt stieg zu Pferde.

"Die Equipierung des Mannes kann bei der nächsten Rast vor sich gehen," befahl der Oberst, reichte dann Hammesfahr den Zettel mit der Emp fehlung, nahm einige von den Patrouillen eintreffende Meldungen entgegen und gab Marschbefehl.

Da sprang Hammesfahr noch hinter Kurt her, hielt ein dickes Kuvert hoch und schrie: "Gottver deck, die Kriegskasse, Herr Gehrrens! Ich hätt' et fast vergessen."



„Verwalten Sie sie nur weiter,“ entgegnete Kurt. „Ich brauch's auch in der Hinsicht nicht besser zu haben als jeder andere Man. Laßt's Euch gut gehen, Hammesfahr!“

Das Regiment formierte sich in Marschkolonnen und setzte sich in Bewegung, indes Minka, als sei das ganz selbstverständlich, nebenher trottete. Und der Kleine stand zur Seite und zog wieder und wieder sein Hütlein, schwenkte es und krächte „Hurra!“ bis er heiser wurde. Die Soldaten aber stimmten kräftig ihr Leiblied an, und frisch schallte es über Heide und Feld hin.

## 28.

Das kleine Gefangenenlager auf der Insel im See von Naparstek war an sich kein gemüthlicher Aufenthalt, aber die Jahreszeit machte ihn noch ungemüthlicher. Die Abende und Nächte waren schon ziemlich kalt, und oft machten sich Nebel lästig. Dabei fehlte es in dem nur für Sommerfreuden berechneten Pavillon an einer rechten Heizgelegenheit.

Man schaffte nun vom Schlosse so viel warme Kleidungsstücke herüber, als es nur ging, aber der Vorrat des Herrn v. Bialy erschöpfte sich; die Verbindung mit dem entfernten Städtchen und mit den Gütern der meisten Inhaftierten war durch den Krieg unterbrochen, und so halfen sich denn die Frostigsten an kalten Tagen damit, daß sie ein Loch in die Wolldecke ihres Bettes schnitten und den Kopf hindurchsteckten. Es gewährte einen komischen Anblick, wenn sie so zu mehreren am Gestade der Insel umherwanderten, und die auf Posten stehenden Soldaten bezeichneten sie deshalb nur als Smartschki, als Morchelpilze. Aber hatten sich die Inhaftierten früher gefellig wohl gefühlt, schon im Bewußtsein, mehr oder weniger einem großen Ziele zu dienen oder ihm wenigstens Sympathien entgegenzubringen, so war durch die Einlieferung des Herrn v. Wegorz etwas Fremdes unter sie gekommen. Sie ließen sich in ihren politischen Gesprächen nicht mehr so gehen, sie waren vorsichtig, zurückhaltend, und wie die frühherbstlichen Nebel legte sich auch in dieser Hinsicht ein kalter, unfreundlicher Hauch auf die Insel.

Etwas wie eine innere Entspannung war dann doch über die Mehrzahl der Gefangenen gekommen, als der deutsche Mitgefangene, der Inspektor Müller vom Gute des Herrn Benjamin Gehrens, eine passende Gelegenheit wahrnahm, dem unangenehmen Genossen einmal auf deutsch die Meinung zu sagen.

Man hatte nämlich den Polen, da man ihn in scharfem Verdacht bekommen, beim Kartenspiel das Glück ein wenig zu korrigieren, von dieser Hauptunterhaltung ausgeschlossen, ihm einfach klargemacht, man wünsche den Kreis der Spieler künftig nicht zu vergrößern. Wegorz brütete Rache. Er beschwerte sich

beim nächsten Appell dem Unteroffizier gegenüber, daß er nicht schlafen könne. Man habe ihm nicht nur eine wenig ausreichende Decke zugeteilt, man lärme auch bis tief in die Nacht beim Spiele dermaßen, daß die wenigen soliden Elemente sehr darunter zu leiden hätten.

Sofort erklärte der Chargierte in ziemlich zuvorkommender Weise, daß alsbald genügendes Bettzeug für Herrn v. Wegorz beschafft werden solle. Dem Unjug der Polacken müsse ebenfalls gesteuert werden. Wenn abends nach zehn Uhr noch Licht aus den Fenstern des Pavillons falle, würde er annehmen, daß dort eine Meuterei vorbereitet werde, und die Posten sollten Befehl erhalten, nach dieser Zeit auf den Lichtschein zu schießen.

Alles war wütend über den Angeber, aber Wegorz schien es gar nicht zu bemerken und zeigte die Miene eines Triumphators, bis sich beim Mittagsmahl der Inspektor Müller, der seinen Platz neben ihm hatte, plötzlich erhob und laut sagte: „Ich muß meinen Platz wechseln. Mein Nachbar zur Linken hat leider ein Gesicht — mein Gott, er kann wohl nichts dafür —, das man bei uns daheim in Westfalen als eine Ohrfeigenfrage bezeichnet.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ schrie der Pole aufspringend, mit rotbleichen Zügen.

„Ich will damit sagen, daß ich seit Ihrer Verschwerde beim heutigen Gefangenenappell meiner nicht mehr sicher bin, daß ich Ihnen eine derartige Ohrfeige versehe, wie sie bei uns daheim in der Soester Börde wachsen. Weiter nichts.“

„Komm sit her, Panie Müller. Hat sit Platz zwischen mirr und Pan Gova,“ rief Graf Szaranczi, strahlend vor Vergnügen.

Wegorz aber krächzte: „Sie werden mir Genugtuung geben, mein Herr, blutige Genugtuung.“

„Aber Verehrter, so regen Sie sich doch nicht auf,“ höhnte Herr v. Egoref, der dafür bekannt war, daß sein Säbel locker in der Scheide saß. „Hier ist uns ja nicht einmal ein Tischmesser bewilligt. Wie sollten die Herren hier zu Degen oder Pistolen kommen?“

„Vielleicht weiß Pan Bialy oder einer seiner Vertrauten in der Waffenfrage Rat,“ entgegnete Wegorz mit einem falschen Blick.

Bialy stutzte. Sollte der Schleicher das Geheimnis des Pavillons ergründet haben? Aber schnell gefaßt entgegnete er: „Ich verstehe nicht, was Sie meinen! Hier auf der Insel wachsen meines Wissens fast nur Weidenruten, und da sich die Herren damit wohl nicht duellieren wollen, dürfte es ratsam sein, den Austrag dieses Zwistes bis zu gelegenerer Zeit und zu anderer Örtlichkeit zu verschieben.“

„Ich stehe Pan Müller bei Tag und bei Nacht als Sekundant zur Verfügung,“ rief einer, und als-



Ein Jdyll auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Vbet. Dr. Hans Böhm.

bald ging es reihum um den ganzen Tisch: „Ich auch! — Ich auch! — Ich auch!“

„Ich danke den Herren von Herzen und sehe dem Kartellträger des Herrn von Wegorz mit Ge-lassenheit entgegen,“ lachte Müller.

„Ich auch! — Ich auch! — Ich auch!“ tönte es wieder rundum. So wurde der Grimm des miß-liebigen Leidensgefährten lächerlich gemacht, und seine knirschende Drohung: „Wir werden ja sehen, wer schließlich der siegende Teil ist,“ berührte keinen.

Fräulein v. Pratt verzog sich mit der spizen Be-merkung, man wäre doch wohl nicht auf der Insel, um derartige Streitereien zu genießen. Irene aber blieb noch ein Weilchen auf ihrem Platz. Auch sie empfand die Sache einigermaßen peinlich, aber sie war doch zufrieden, daß dem Polen eine solche Nie-derlage bereitet wurde, obgleich er jede Gelegenheit wahrnahm, ihr gefällig zu sein oder ihr eine Schmeichelei zu sagen. Sie hatte es sehr bald schon bemerkt, daß sie ihm nicht gleichgültig war, aber gegen die zarte, vornehme Art, wie ihr Gora seine Verehrung bekundete, stach die seine merklich ab. Wenn er sie ansah, so flackerten seine Blicke unruhig, und in seinen verlebten Zügen zeigte sich ein Aus-druck milder Begehrlichkeit. Einmal, als er sie allein sah, hatte er mit unterdrückter Stimme gesagt: „Es würde mir nicht schwer fallen, gnädiges Fräulein, diese Insel zu verlassen. Aber Sie sind die Zauberin, die mich hier fesselt. Vertrauen Sie mir ein wenig und Ihr Loß wird sich glücklich wenden.“

„Wie sollte sich mein Loß in Rußland wenden, Herr von Wegorz? Ungefährdet an die Grenze meines Vaterlandes würde man mich, wie heute die Kriegslage ist, doch nicht ziehen lassen, ja, man würde es vielleicht nicht einmal können. Hier weiß ich mich, wenn auch gefangen, so doch unter dem Schutze ritterlicher Leidensgefährten, denen ich durch-aus vertraue. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre gute Absicht,“ antwortete sie ihm.

„Sie sollten nicht so stolz und abweisend sein, mein Fräulein,“ mahnte er mit kaum zurückgehal-tenem Unmut. „Mein Blut ist so edel wie das jedes anderen hier auf der Insel, und auf mich können Sie sich noch stützen, wenn es mit diesen Herren zu Ende geht. Und dazu wird es kommen, Laskawa Panni. Ich aber möchte Sie auf meinen Armen hinaustragen aus allen Gefahren, und Sie sollten glücklich sein.“

„Was wissen Sie, was ich unter Glück verstehe!“ entgegnete sie und war froh, als einer der Mit-gefangenen auftauchte und die Unterredung somit ein Ende fand.

Irene gönnte die moralische Niederlage dem ihr widerwärtigen Polen, der das Lauernde, Heimtückische in seinem Wesen trotz seiner glatten, gewandten Art nicht verbergen konnte, von Herzen; aber es war ihr unangenehm, daß die Abermacht so spöttlich Fang-ball mit ihm spielte. Sie konnte sich auch der Emp-findung nicht erwehren, daß man sich Ables von dem Schwergereizten zu versehen hätte.

Nach dem Abendessen spielte Irene eine Partie Schach mit Herrn v. Gora. Er hatte sie mit dem Spiel erst näher bekannt gemacht, und sie war eine gelehrige Schülerin, die ihren Lehrmeister hin und wieder gar besiegte. „Sie würden mich noch weit öfter um den Lorbeer bringen, wenn Sie weniger ehrlich spielten,“ sagte er. „Sie müssen noch die kleinen Listen und großen Verschlagenheiten auf dem Feld der vier- und sechzig Felder anzuwenden lernen. Der teutonische Kampfsorn allein macht's nicht. Ihre wackeren Landsleute haben das auch erkannt, so gut erkannt, daß die Weisheit ihrer Gegner dabei in die Brüche geht.“

„Aber die größte Freude wird ihnen doch stets das Drein'schlagen bleiben,“ meinte sie.

„Dreischerarbeit, um das Bild Ihres Generalgewaltigen zu gebrauchen. Boshafter Leute könnten demnach die deutschen Soldaten auch Dreischlegel nennen,“ ließ sich die Stimme Wegorz' vernehmen, der hinter ihnen stand und, eifrig Zigaretten rauchend, ihrem Spiele zuschaut.

Gora hatte sich schon lange über den unsympathischen Zuschauer geärgert. „Ich würde Ihnen raten, diesen geistvollen Vergleich dem Pan Müller mitzuteilen. Er wird Ihnen die richtige Antwort wohl nicht schuldig bleiben,“ bemerkte er.

Der andere aber entgegnete, scheinbar gleichmütig: „Ich ziehe es für jetzt vor, zu Bett zu gehen und die Behaglichkeit der Decke auszuprobieren, die ich der Güte unseres Wachthabenden verdanke. Hier ist es ja doch zum Sterben langweilig.“ Und mit einer Verbeugung gegen Irene zog er sich aus dem Sälchen zurück.

## 29.

Eine halbe Stunde später, nach beendetem Spiel, bei dem sie Herrn v. Gora, wie er wenigstens versicherte, gehörig zu schaffen gemacht hatte, empfahl sich auch Irene und stieg in ihr Kämmerchen empor. Sie verstellte die Tür, die nur schlecht schloß, mit einem Stuhl, verhing das „Ochsenauge“, das als einziges Fenster diente, zog ihre Bluse aus und löste ihr Haar, das in reichen Wellen über ihre bloßen Schultern fiel. Dann kämmte sie es sorgfältig, sich an seinem feinen Glimmern im Schein der Kerze erfreuend, und flocht es in losen Zöpfen für die Nacht.

Ein leises Geräusch aus der Gegend des Gestells, das die Öffnung zu dem Waffenlager verdeckte, machte sie erschrecken. Sie dachte zuerst an eine Ratte, obgleich sie bisher keine im Gebäude bemerkt hatte, und der Gedanke war ihr unangenehm. Sie lauschte, aber dann war wieder alles still. Sie mochte sich getäuscht haben, oder das Geräusch kam vielleicht aus dem Saal unter ihr. Doch instinktiv hatte sie nach dem Revolver in ihrer Kleidertasche gegriffen, der sie jetzt nie verließ, und es war ihr eine Beruhigung, daß sie das kalte Eisen fühlte.

Im Begriff, ihre Nachttoilette zu beenden, hörte sie plötzlich wieder dies Geräusch. Mit schreckensstarren Augen blickte sie nach dem Gestell und sah, wie es sich bewegte, sich türartig ins Zimmer öffnete, und wie aus der Mauerhöhlung Wegorz vortrat.

„Nur ganz ruhig, nur keine Angst,“ sagte er lächelnd. „Jedes Geschrei wäre von Abel, in erster Linie für Sie, meine Gnädigste.“

„Wie kommen Sie in mein Zimmer, Unverschämter? Sofort verlassen Sie mich!“ leuchtete sie und wies, hoch aufgerichtet, gegen die Tür.

„Verzeihung,“ entgegnete er kalt. „Ich befinde mich, wenn Sie so wollen, hier in ‚amtlicher Eigenschaft‘, und Sie haben deshalb keine Ursache zur Furcht, wenn Sie sich demgemäß betragen. Allerdings, Ihre offenbare Mitwisserschaft an dem Hochverrat, der hier lauert . . .“

„Was wollen Sie von mir? Verlassen Sie mich, verlassen Sie mich sofort!“ fuhr sie gegen ihn. Aber er sagte mit höhnischem Lächeln: „Der so hart angewiesene Pan Wegorz könnte Ihnen doch außen unangenehmer werden, als hier innen, meine Beste. Wollen Sie, bitte, nur einen Augenblick Vernunft annehmen. Also hören Sie: Es handelt sich für die Militärbehörde darum, die hier eingesperrten Verdächtigen des Hochverrats zu überführen. Aus diesem Grunde ließ sich ein mutiger Mann und ausopfernder Freund seines russischen, schwer bedrohten Vaterlandes in diese Höhle der Löwen mit einsperren, nämlich — meine Wenigkeit. Und ich habe meine freiwillige Gefangenschaft gut ausgenutzt. Vor wenigen Minuten erst sind meine Bemühungen gekrönt worden, als ich, den Burgfrieden Ihres Zimmerchens brechend, meine Untersuchungen mit der Entdeckung eines Waffenlagers der polnischen Rebellen abschließen konnte. Wissen Sie, was das heißt? Hahaha, ein Wort von mir und die ganze Bande dieser stolzen Herren, die sich einbilden, mich ungestraft verhöhnen zu können, baumelt am Galgen.“

„Und Sie stecken dann Ihren Judaslohn ein, Glender,“ sagte Irene in tiefster Verachtung.

Er zuckte die Achseln. „Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert, und da man mir nicht den Georgsorden verehren wird, nehme ich mit einem Päckchen Fünfhundert-Rubelscheinen, schöner grüner Lappen, vorlieb. Ich habe das um das Vaterland wohl verdient, so gut, als die Verschwörer den Galgen verdienten. Aber nun zu uns, meine Liebe.“

Er trat ihr mit faunistischem Lächeln einen Schritt näher. Sie wich zurück. „Nur keine Angst vor dem, der Ihnen wohl will, oh, sehr wohl, meine schöne, blonde Feindin,“ flüsterte er. „Ihr Leben gehört sozusagen mir, aber es soll ein schönes, vergnügtes Leben sein — haha, voll Hauch und Glück in meinen Armen. Du hast es mir nun einmal angetan, du

Geze, mit deinen großen Augen und deinem glänzenden Haar. Ganz verrückt bin ich, wahrhaftig, ganz verrückt. Ein Wort von dir und ich werde schweigen, und die Todgeweihten unter uns sollen am Leben bleiben. Und mein Lohn? Du, nur du.“

„Verworfenener, zurück und hinaus, oder ich schreie das Haus zusammen,“ rief sie und wies drohend nach der Tür.

Er stuzte, aber dann lächelte er und sagte leise: „Du scheinst wirklich die Folgen törichter Störigkeit zu übersehen, Kindchen. Nicht allein, daß deine Verschwörer baumeln werden, auch dein schlankes Hälschen, als das einer Mitwisslerin und verdammten Deutschen, muß sich der Schlinge darbieten. Aber vorher, versteh', vorher, hehehe, werden braverussische Soldaten ihr Mütchen an der schönen Feindin fühlen wollen. Aber ich, ich rette dich vor alledem, und jetzt, jetzt wirfst du mich als Freund und Retter von Tod und Schmach willkommen heißen, nicht wahr?“ Er streckte den Arm nach ihr aus, die bis zur Wand zurückgewichen war. Da schrie sie auf: „Da, Hund, dies meine Antwort!“

Er riß den Revolver aus der Tasche und drückte ihn gegen sein Gesicht ab. Ein Schrei, und mit durchschossener Stirn fiel er vor ihr nieder, mit dem Gesicht auf dem Boden aufschlagend.

Mit weitgeöffneten Augen starrte sie auf den zuckenden Körper hin. Ein Stöhnen entrang sich ihrer Brust, und sie tastete sich an der Wand hin, aus der Nähe des Toten, ganz mechanisch, keines Gedankens fähig. Da kamen eilige Tritte die Treppe hinauf, es pochte an die Tür, und eine Stimme fragte aufgereggt: „Ist hier etwas geschehen, Fräulein?“

Dann wurde am Schloß gerüttelt. Da faßte sich Irene, schob den Stuhl, mit dem sie die Tür gesichert glaubte, zurück und öffnete. Szaranczi, Gora und Bialy standen draußen.

„Es ist hier geschossen worden. Es ist Ihnen doch kein Unglück zugestoßen, Fräulein Irene?“ erkundigte sich Bialy lebhaft.

Sie lachte nervös. Dann antwortete sie, in das Zimmer zurücktretend: „Ein Unglück? Ich weiß nicht, ob es ein Unglück ist.“

„Himmel, da liegt einer im Blute!“ rief Gora. „Es ist Herr von Wegorz,“ erklärte sie, nun schon wesentlich gefasster. „Ich habe ihn erschossen.“

„So haben Sie wahrscheinlich eine Canaille aus ihrem schäbigen Dasein befördert,“ bemerkte der Graf, indes sich andere die enge Treppe hinaufdrängten.

Bialy aber umfaßte Irene, sie stützend, und sagte:

„Mut, Mut! Wenn Sie ihn erschossen, so werden Sie auch einen Grund gehabt haben, einen ausreichenden Grund. — Freunde,“ wandte er sich an die anderen, „wir wollen doch ruhig bleiben. Dem Manne da ist nicht mehr zu helfen. Lassen Sie mich allein mit dem Fräulein. Sie ist zu aufgereggt, um einem Duzend Rede zu stehen.“

Er drückte die Tür zu und sagte weich: „Sagen Sie es mir, Kind, wie alles dies kam. Ich stehe Ihnen zur Seite.“

Da antwortete sie schluchzend: „Er überfiel mich. Er hat das Geheimnis ausspioniert und stand plötzlich dort in der Öffnung der Treppe zum Waffen-

lager. Er bekannte sich offen als russischer Spion, stieß die gefährlichsten Drohungen aus gegen mich, gegen uns alle. Er drang auf mich ein, der Abscheuliche. Oh, oh, es ist furchtbar. Aber ich würde es wieder tun, ich würde genau so handeln... Ich... ich habe ihn getötet und werde es büßen.“

Bialy faßte sie fest am Arm und sagte energisch: „Das wird sich alles finden, Fräulein Irene. Ihre Sache ist unsere gemeinsame Sache. Indem Sie den frechen Angreifer auf Ihre Ehre niederschossen, haben Sie das gefährliche Geheimnis dieser Insel vor Verrat geschützt... Wir alle haben Ursache, Ihnen dankbar zu sein. Fassen Sie Mut. Sie haben eine befreiende Tat vollbracht. Hier dürfen Sie natürlich nicht bleiben. Ich räume Ihnen mein Zimmerchen ein. Sie sind ganz sicher unter uns da unten.“

(Schluß folgt.)



Der Kaiserjäger. Für Neclaus Universalum gezeichnet von Joseph Frynta.



## Das Schlachtfeld.

Von Dr. Alfons Goldschmidt, Unteroffizier der Landwehr.

Ich habe noch, im August 1914, Schlachtfelder gesehen, die den Schilderungen unserer Kampfhistoriker entsprachen: Eines, an der belgisch-französischen Grenze, war wie eine furchtbare Wirklichkeitsillustration Lilien-cronischer Gefechts-erinnerungen. Hier waren aufrechte Heere wütend gegeneinander gestoßen, Kanonen und Maschinengewehre hatten in die Sturmkolonnen große Lücken gerissen. Die Fluchtstraße der Franzosen war flankiert von Leichen, Pferden, Köcken, Flinten, Rappis, Fegen. Auf dem weiten Gang, der in einen qualmenden und lobenden Ort führte, suchten die Krankenträger, und im Abendschein wurden schon Gräber geschaufelt. Milde Tücher deckten Entsetzliches. Es war die erstarrte Verwirrung des Todesfeldes.

Nie kann ich den ersten Blick auf diesen Plan vergessen. Wir waren plötzlich aus Waldfrische in die glutzitternde Weite der Äcker und Wiesen gekommen. Das leichte Schrittplaudern der Reitenden hörte auf. Eine Lähmung tötete die Worte, ein Schauern und Bangen durchbebt uns. Dann erzählten vorüberziehende Krieger von dem Helbizorn und der Sterbegleichgültigkeit der Gefallenen, und das Jagen wandelte sich in Staunen. Die Kampfsseele schwebte wie ein Ruhmeschein über den Liegenden. Leichen des Schlachtfeldes haben nichts Gestorbenes. Sie sind nicht stumm wie die im Bett Verschiedenen, die mir immer bleiche Mästel waren und Furcht vor Unerkennbarem in mir weckten. Tote sind wie eine Weihe. Der Blick ist nicht klagend und gebrochen, in ihm schimmert eine starke Mannesaktivität, die im Vorstoß der höchsten Kraft zusammenbrach. Gar bald verliert sich das Nachdenken an das letzte Zucken, das Sinnen über den Weg, den die Kameraden gegangen, und die Toten wecken den Drang, Kreuze auf die Gräber der Kameraden zu stellen und sie mit soldatischen Emblemen, Blumen und Blättern zu behängen, wie die Jahreszeit sie bietet. Aber es muß hell sein, die Sonne muß über dem

Frieden nach all dem Toben wärmen und leuchten. Wenn schwelende Brände die Nacht vergeistern und narrendes Dunkel die Farben und Konturen verzeichnet und verzerrt, packt es dich wohl mit eisigen Fingern in die Brust, und du bist erst frei, wenn neben dir die Stimme eines Mitmenschen tönt. Ich habe mit Ehrfurcht, Vergeltungszorn, mit frohen Todeswünschen und auch mit betrachtender Ruhe Schlachtfelder überritten, wenn aus dem blauen Himmelzelt die Ewigkeit des Lebens grüßte. Aber in der Nacht brauchte ich den Donner der Geschütze, damit das Blut aus banger Tiefen in Sieg und Tag vorwärtsstürmte. Es stirbt sich leicht im Getümmel, wenn noch die letzte Kraft den sichtbaren Feind niederstoßen möchte; im Lauern der Nacht wittert man ringsum Feinde und Tod. Auf Gottes goldenen Strahlen will der Krieger in den Tod gleiten.

Wenn neben ihm gute Kameraden sinken, schüttelt Mitleid und Mut den Kämpfer. Dieser Tod stößt nicht zurück, er feuert an, er peitscht, er ist ein Vorwärtstreiber. Der Soldat sieht nicht das Feld, wie es nach dem Kampfe fein wird, er weiß nicht, was und wie der Tod ist, er hat nur den Willen zum Sieg. Das Bewußtsein des nahen Endes ist ausgeschaltet. Das lehrt deutlich das Schlachtfeld, es zeigt den jähen Sprung, das Stürzen an den Feind, das Knicken ohne Wiffen, woher die plötzliche Kraftlosigkeit kommt. Manche haben noch ein Wundern in den Zügen, ein Staunen, daß sie nicht mehr weiter können, und der Griff ans Herz ist oft nur eine erstaunte Frage. Aber die Brust bieten muß der Kämpfer, vor sich haben muß er den Feind, sonst ist der Tod schrecklich. Ich sah eine jagende Franzosenflucht, Menschen, aus denen die Angst wie der Wahnsinn stierte. Hier war der Tod kein Zornreger, kein Anfeuerer gewesen, wie eine Peitsche hinter Gezüchtigten hatte er gewirkt, er hatte die Beine beflügelt und das Herz gelähmt. ☐

## Der Freund des Oberdoctors.

Eine russische Schelmengeschichte. Von Martin Proskauer.

Sergej Pudajeff, der reiche Bauer, hielt die Pferde vor der Tür des Apothekers an und kletterte aus dem Schlitten. Der Apotheker ging dem Freunde entgegen, führte ihn in die Stube hinter dem Laden und goß ihm ein Gläschen Schnaps ein.

„Ich komme um deinen Rat, Wassily Petrowitsch,“ schnaufte der dicke Bauer, „mein Sohn ist jetzt zwanzig Jahre alt, und im nächsten Monat muß er sich zur Untersuchung stellen.“

„Aha,“ nickte der Apotheker verständnisvoll, „du willst ihn frei haben?“

„Natürlich, Herzchen,“ sagte Pudajeff, „es ist doch mein Einziger. Was braucht er zu dienen! Hast du nicht so ein Mittelchen, das ihm ein bißchen kränkliches Aussehen gibt?“

Der Apotheker hob abwehrend die Hände:

„Was denkst du, Sergej Gawrilowitsch — ich bin doch sozusagen auch ein Beamter, ein studierter Mann wie der



## Das Schlachtfeld.

Nach einem Gemälde von Karl Winter.

UNIVERSUM



Militärdozent selber, und —“ setzte er hinzu, „so ein Mittel gibt's nicht. Aber geh doch zu Njerschachoff, der macht dir deinen Jungen frei wie nichts!“

„Wirklich, kann er das?“ fragte Pudajeff mißtrauisch.

„Wenn ich dir sage, Bruder,“ bekräftigte der Apotheker, „das ist der Mann für dich! Weißt du, der hat so geheime Beziehungen zu den Oberdoktoren, der kennt ganz oben im Gouvernement die rechten Leute — wenn einer freimachen kann, ist es der Zwan!“

„Was macht er denn?“

„Nichts,“ rief Wassily begeistert, „eben gar nichts. Du gibst ihm einfach zweihundert Rubel, und er spricht — na eben dort, wo er sprechen muß — und die Sache ist gemacht! Und ehrlich ist der Zwan, grundehrlich, sage ich dir. Siehst du, manchmal ist der Bengel zu stramm und kräftig, daß der Zar ihn durchaus für seine Garde haben will — da gibt dir der Zwan Njerschachoff deine zweihundert Rubel wieder — und nicht einer fehlt!“

Der Apotheker sah den Freund triumphierend an. Das letzte schien den Bauern zu beruhigen, und er sagte:

„Gut, gut! Wo wohnt der Mann?“

„Ganz unten in der Vorstadt. Aber du hast ja den Schlitten da, laß uns hinfahren!“

Die beiden erhoben sich und stiegen in den Schlitten, der rasch durch die verschneiten Straßen der Vorstadt glitt.

Vor einem niedrigen Hause hielt er an, und der Apotheker führte den Bauern zu Zwan Njerschachoff, einem kleinen, stillen Mann mit langem krausem Bart. Der hörte das Anliegen ruhig an und sagte:

„Gut, Sergej Gawrilowitsch, ich will tun, was ich kann. Aber es kostet zweihundert Rubel. Wenn dein Sohn doch nicht frei kommt, weil er dem Väterchen zu gut gefällt, bekommst du das Geld zurück!“ Dann holte er ein dickes Buch, in das er genau alle Ausgaben über den kostbaren Sohn des Sergej Gawrilowitsch Pudajeff eintrug.

Als die beiden zur Apotheke zurückfuhren, sagte Wassily Petrowitsch, der Apotheker, triumphierend:

„Nun, Herzchen, was habe ich dir gesagt? Mein Freund Wanja, das ist ein Kerl! Siehst du, den hört dich an, nur ein Wort da oben an der rechten Stelle — schon ist's gemacht. Freilich, wir haben ja noch andere Freimacher hier; den Juden, den Zsack Mendel, und noch ein paar. Aber die malen dir Krampfadern und machen Ehrliche — lauter dummes Zeug, auf das wir studierten Leute nicht reinfallen. Mein Wanja aber, der geht und spricht sein Wörtchen bei dem Oberdoktor — da kann der Militärdozent einfach gar nichts machen!“

Der Bauer dankte dem Apotheker für den guten Rat und versprach, ihm ein kleines Stierkalb zu schenken, wenn sein Junge freikame. —

Der Tag der Untersuchung kam heran und brachte eine Anzahl großer ungeschlachteter Bauernkümmele in die Stadt, die in den Kneipen und Teestuben herumlärmten, bis sie vor dem Arzt aufzumarschieren hatten. Der Bauer Sergej Pudajeff brachte seinen Sohn selbst im Schlitten in die Stadt und fuhr noch einmal bei Zwan Njerschachoff vor, der ihn beruhigte: „Alles ist eingeleitet, Sergej Gawrilowitsch, außer deinem Jungen hab' ich allein heute dreißig andere Söhnechen zu beschützen. Gott wird helfen!“

Am Nachmittag war die Untersuchung beendet und der Sohn des Bauern Pudajeff als tauglich befunden und zur Schützen-Artillerie ausgehoben worden. Der Vater war zuerst ganz bestürzt und raste in die Vorstadt zu Zwan Njerschachoff, der ihn zu beruhigen versuchte:

„Es ging eben nicht, Sergej Gawrilowitsch,“ redete er dem schimpfenden Bauern zu. „Warum hast du auch so einen strammen Jungen, er war ja kräftiger als alle andern, die da waren!“

Der erzürnte Vater sah ihn halb zweifelnd, halb geschmeichelt an.

„Na ja doch,“ nickte Njerschachoff, „der Doktor hat mir's selber gesagt. Wanja, hat er gesagt, zehn habe ich dir freigeben können; aber den jungen Pudajeff muß ich nehmen. Das ist ja ein Riesenkern, das wird ein Schmuck für das ganze Regiment. Es kostet mich den Kragen, wenn ich den freilasse!“

Und als Njerschachoff die zweihundert Rubel auf den Tisch zählte und eine große Flasche Wodka herbeitrug, war der Bauer getröstet und sogar schon ein bißchen stolz auf den Sohn. —

Und noch lange Zeit später rühmte Pudajeff jedem Vater eines militärpflichtigen Sohnes, wie tüchtig und besonders — wie ehrlich Zwan Njerschachoff, der Freund des Oberdoktors, in der Stadt sei. So blühte das Geschäft des braven Zwan weiter, sobald ein neuer Gestellungs-termin heranrückte. —

Da kam eines Tages Potschka, die rundliche Ehefrau Njerschachoffs, in sein „Kontor“ und sagte:

„Wanja, du mußt jetzt auch bald etwas für unsern Pawel tun, du weißt, er muß sich im nächsten Jahre stellen. Geh, sprich rechtzeitig mit deinen Freunden!“

„Potschka, meine Knospe,“ sagte Njerschachoff sanft, „setz' dich dort auf den Stuhl und hör' zu!“

Frau Potschka hob rasch den Kopf:

„Wozu soll ich mich setzen?“ fragte sie mißtrauisch, „mach', daß du dich um Pawel bekümmerst.“

„Ich kümmerge mich,“ murmelte Njerschachoff, „ich bekümmere mich sogar! Gott wird schon helfen, daß unser Paschka nicht Soldat wird!“

„Gott? — Gott?“ sagte Potschka, „er sei gelobt in alle Ewigkeit! — Aber das kannst du doch allein!“

Njerschachoff schüttelte den Kopf: „Nein!“

„Nein? Du kannst nicht?“ rief sie, „aber Wanja, du bist krank! Hast du nicht Hunderte von prohigen Bauernsöhnchen freibekommen und schöne Rubelchen verdient?“

Zwan drückte seine Frau in einen Stuhl.

„Potschka, hör' zu,“ sagte er. „Ich will dir was sagen. Bisher ging es dich ja nichts an. Aber jetzt, wo unser guter Pawel dran ist, muß ich dir's sagen. Ich kann — ich kann unsern Paschka nicht freimachen!“

Potschka starrte ihren Mann mit offenem Munde an, als ob er verrückt geworden wäre.

„Ich kann nicht,“ wiederholte er, „hab's nie gekonnt!“

„Aber Wanja,“ weinte Frau Potschka auf, „hast du nicht erst im vorigen Monat den Sergej und den Zwan und den Sawrila — und wie sie alle heißen — beschützt? Hast du nicht jedesmal zweihundert Rubel bekommen?“

„Das stimmt schon. Wenn einer freikam, habe ich das Geld gekriegt. Aber es war Gottes Wille.“

Siehst du, Potschka,“ fuhr er fort, „es ist ja so ein schönes Geschäft. Die dummen Bauern kommen und zahlen — nun, und die Söhnchen gehen zum Doktor. Mancher ist untauglich, dann jagt ihn der Doktor fort, und der Bauer denkt, daß ich ihn freigemacht habe und freut sich. Und kommt der Junge nicht frei, so gebe ich das Geld zurück und sage, daß er zu stramm war!“

Die Frau trockenete sich die Augen:

„Du kennst also da oben —“ sie machte eine unbestimmte Bewegung mit der Hand — „niemanden? Der Oberdoktor ist gar nicht dein Freund?“

„Leider nicht,“ bestätigte Zwan Njerschachoff traurig, „ich kenne keinen Doktor und niemanden. Wenn Gott wollte, hab' ich das viele schöne Geld verdient. Gott wird auch unserm Pawel helfen!“

Aber Frau Potschka schlug die geklümte Schürze vor das Gesicht und fing bitterlich zu heulen an. □





Moderne Höhlenbewohner. Nach einer Zeichnung von R. Webemeyer, 4. J. verwundet.

Vom Leben in den Schützengräben entwirft ein Kompagnieführer in einer von der „Rölnischen Volkszeitung“ veröffentlichten Feldpostkarte folgenden von Ernst und Humor durchsetzten Bild: „Schützengräben, halb voll Wasser. Draußen schneit's, regnet's, schneit's. Wir sind naß wie junge Hunde, schmutzig wie Schweine, sitzen 80 Meter vor dem Feinde und sind puppenluftig. Wir haufen in Erdböhlen, die uns über dem Kopf zerhauen werden, Frieden wieder heraus wie Kaninchen, leben von Schweinen, Ochsen, Hühnern, Gulash, Reis. Schneiden uns die Haare treppenförmig, schreiben bei Ketzenstummeln und kochen darauf zu gleicher Zeit. Sind wieder Urmenschen und haufen so. Wir kämpfen mit Engländern, Belgiern, Franzosen, Indern und andern mehr. Habe bereits lange das Eisenerz und lebe für König und Vaterland.“

## Neuzeitliche Höhlenbewohner.

Von Paul Lindenberg. Hierzu zehn Abbildungen.

Die vielen Hunderttausende, die im Laufe des Frühlings und Sommers 1914 die Leipziger Buchgewerbe-Ausstellung besucht haben, betrachteten mit ganz besonderer Teilnahme in der Halle der Kultur die getreuen Nachbildungen der Heimstätten der einstigen Höhlenmenschen. Diese schmalen, niedrigen Erd- und Felsenschnitte, in denen die Bewohner des südlichen Frankreichs und Spaniens einen Teil ihres Lebens verbrachten, waren meist ohne Licht, und nur einzelne zeugten von dem Bestreben ihrer einstigen Bewohner, diese engen, finsternen, unwirtlichen Behausungen mit bildnerischen Darstellungen zu schmücken. Für uns alle, die wir staunend jene fesselnden Darstellungen aus einer längst verschwundenen, uns wie ein Urzeitmärchen berührenden frühesten Entwicklungszeit der Menschheit betrachteten, lag ein merkwürdiger Reiz darin, jene „Wohnungen“ mit den unsrigen zu vergleichen, die wie moderne Märchen erscheinen. Mit ihren Erfindungen staunenerweckender Erfindungen: mit selbsttätigem Aufzug, der uns im Nu zum höchsten Stockwerk hinaufführt; mit elektrischem Licht, das auf eine Drehung hin strahlend aufflammt; mit heißem Wasser in Küche und Bad Tag und Nacht; mit Fernsprecher, der uns auf weite Strecken hin die mündliche Verständigung ermöglicht; ganz abgesehen von all den sonstigen Behaglichkeiten in der sorgsam gewählten und zusammengestellten Ausstattung.

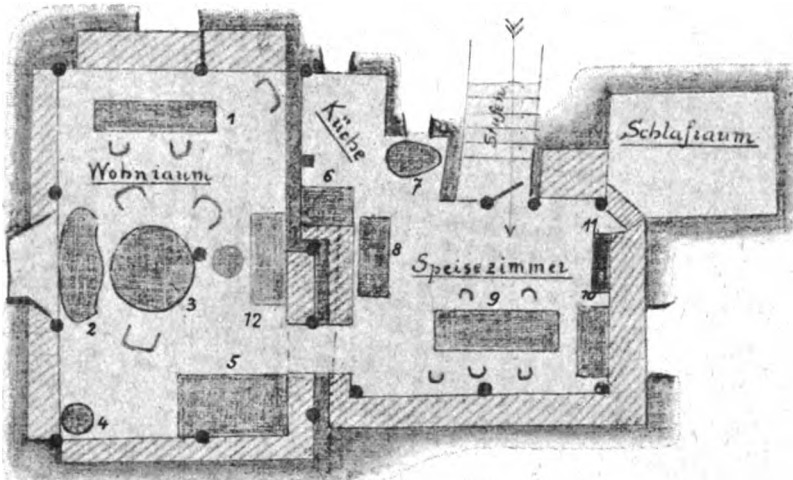
Wer uns damals gesagt, daß wir, die der Krieg hinausgerufen, uns binnen kürzester Frist zu Höhlenmenschen umwandeln, daß wir uns bei dieser Umformung recht wohl fühlen, gar nicht all die zahllosen Unnehmlichkeiten unserer Luxuswohnungen vermissen würden, den hätten wir jedenfalls sehr verwundert angeblickt und uns nach seinem Gesundheitszustand angelegentlich erkundigt. Und wie rasch wußten wir diese Verwandlung durchzuführen und uns den Wohnbedingungen der Höhlenmenschen anzupassen! Zuerst im Westen, nachdem dort das schnelle, siegreiche Vordringen infolge verschiedener Umstände, bei denen das schwierige Gelände eine Hauptrolle spielte, ein Halt gefunden. Die feindliche Kampfweise zwang uns, ihr zu folgen, man buddelte sich in die Erde ein, um sich vor Überraschungen, Angriffen, der Wirkung der Geschosse zu schützen, und man lernte es bald, sich in den Schützengräben und Unterständen häuslich einzurichten, so gut es ging. Man machte seine eigenen Erfahrungen, benutzte die der anderen, wußte allerhand Bequemlichkeiten auszutüfteln; es fand oft ein wahrer Wettbewerb statt, wer von den einzelnen Zügen und Kompagnien über die besten unterirdischen Behausungen verfügte. In Belgien und in Frankreich sorgten ja die verlassenen, begüterten Ansiedlungen dafür, daß man manches aus den Häusern zweckdienlich verwenden konnte, und mit Stolz zeigte man sich gegenseitig

seine „Palazzo“, die oft den Meid der weniger Bevorzugten erweckten.

Im Osten kam man erst später dazu, sich in Mutter Erde einzunisten, erst nach den Kämpfen an den Masurischen Seen, und zwar zunächst auf russischem Boden. Anfang Oktober war's, ein heftiger Kampf hatte sich vor Wilkowischki, der russischen Kreisstadt, entsponnen. Ich

hatte die Absicht, in Begleitung eines Offiziers die vordersten Batterien zu besuchen. Die letzten Artilleriestaffelungen lagen hinter uns, wir sahen wohl vor uns die kleinen Rauchwölkchen unserer feuernden Geschütze, von diesen selbst aber war nichts zu entdecken. Um zu unserem Ziel zu gelangen, mußten wir ein etwas erhöhtes Feld überschreiten. Da schlug, vielleicht 200 m vor uns entfernt, die erste feindliche Granate ein, einen hohen Sandhaufen aufwirbelnd; gleich danach kam die zweite, schon etwas näher, dann die dritte, die vierte, fünfte, und nun die sechste, die links seitwärts kaum 30 m weit plakte. Jetzt hieß es sich ducken und sich eilen, denn die Russen, die vorzüglich Aussicht zu halten verstanden und mit ihrer Munition nicht sparen, hatten uns entdeckt und „funkten“ tüchtig auf uns los.

Plötzlich erscholl's wie aus der Unterwelt zu mir: „Nun aber schnell! Wollen Sie denn Ihre Knochen im

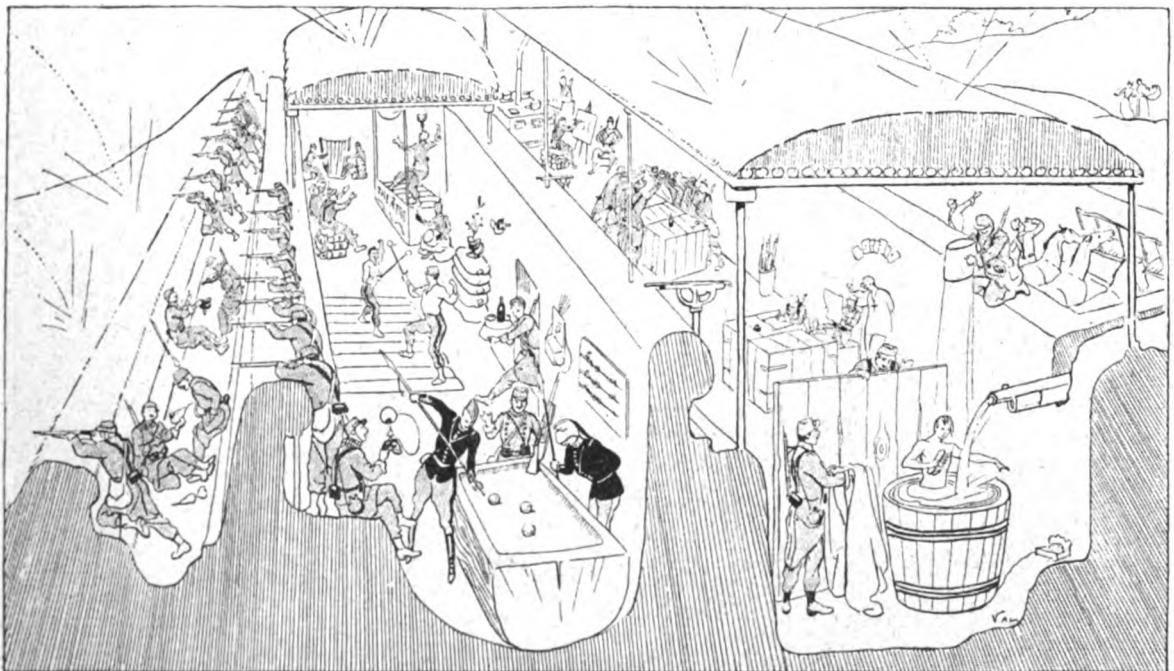


Grundriß einer deutschen Offiziershöhlenwohnung bei Reims, die mit „allen Bequemlichkeiten“ ausgestattet ist. Die Ziffern bezeichnen: 1. Schreibtisch mit Sessel, 2. Sofa, 3. Tisch, darüber Hängelampe, 4. Ofen, 5. Kuchentisch, 6. Anrichtentisch, 7. Kochofen, 8. Herd, 9. Tisch, 10. Bank, 11. Eckstuhl, 12. Klavier mit Klavierstuhl, ferner Zettel und Stühle.

Schnupftuch nach Hause tragen? Und außerdem heßen Sie ja die Kerls auf uns!“ Ein Artillerie-Feldwebel war's, der mit einigen Mannschaften die in einer Bodensenkung eingestellten Pferde- und Proben der nahen Batterie bewachte. Im Nu war ich unten, während die nächsten Granaten hinter mir sich eingruben, den moorigen Boden über uns

wegsprühend. Man atmete doch erleichtert auf, als man jetzt, in gut verborgener Deckung, die Geschütze erblickte, deren Stellung vom Feinde noch nicht erspäht worden war. Rechts hin zogen sich die Schützengräben einer Infanterie- und Pionier-Kompagnie, teils lagen die Gewehre schußfertig auf dem oberen Rand der Brustwehr zwischen dürrem Gras, teils standen sie pyramidenförmig zusammen. Die Soldaten lagerten in kleineren und größeren Gruppen, plaudernd, lesend, Postkarten und Briefe schreibend, diese holten die durch Patrouillendienst und Wache verlorene Nachtruhe nach, jene kochten sich in einem Graben über geschwärtzten Löchern ihre Erbsuppe, vorsichtig den Rauch fortwehend, damit er nicht zum verräterischen Zeichen wurde.

„Nun sagen Sie bloß, L., wie kommen Sie denn hierher in die äußerste Front?“ vernehme ich eine bekannte Stimme. Einem Hauptmann gehört sie an, mit dem ich



Französische Schützengräben. Nach einer französischen Karikatur. — Bezeichnend für die französische Lebensauffassung ist die Ausstattung, die der Zeichner den Schützengräben zuteil werden läßt; sie enthalten Kaffee-, Koch- und Kartentische, Küche, Atelier, Les- und Kabettzimmer mit Tisch, und aus der Ferne kommen holde Mädchen mit Liebesgaben.



Erdböhlen eines sibirischen Regiments auf dem masurischen Kriegsschauplatz.



Britische Offiziere in ihrer Höhle in Flandern.



Eingang zu einer deutschen Höhlenwohnung.

in Berlin manch angeregte Stunde verlebt habe. Er hatte sich ein Sonnenplätzchen hergestellt, unmittelbar unterhalb der Brustwehr, in einer schmalen Erdeinfurung, ein mit einer Pferdebedecke belegter Sitz aus hartem Lehm, um sich dem Studium einer zehn Tage alten Zeitung — „die Feldpost hat einen Aberglauben, uns hier mit neueren Nachrichten zu versorgen“ — hinzugeben.

Fröhlich bot er mir die Hand: „Herzlich willkommen bei uns in der Feuerlinie, und nun treten Sie mal näher und halten Sie Rast in meiner Villa ‚Granatenruh‘. Das heißt, wir wollen uns dort von den Granaten ausruhen, die sollen uns dort verschonen! Sie müssen uns viel erzählen, von Berlin und aus dem Westen, und wie es sonst überall in der Welt aussieht!“

Und alsbald saßen, nein, lagen wir behaglich zusammen in „Villa Granatenruh“, in Gesellschaft von drei weiteren Offizieren. Der ungeheure Vorrat des Weinkellers, in Gestalt einer ganzen Flasche Rotspöns, war sofort herbeigeht worden, und als Gegengabe konnte ich Zigaretten bieten. Fünf Meter im Geviert, war der Raum halb in die Erde hineingetrieben worden, halb oben mit Brettern, die mit Sand bestreut waren, überdacht; sie wurden vorn durch einen Tragebalken gestützt. Die Wände waren mit Stroh „tapeziert“, der Boden mit dicken Strohschichten belegt; durch die schmale Öffnung, die nachts mit braunen Zeltbahnen verhängt ward, konnte man bloß gebückt hereintreten, nur Menschen mit dem Durchschnittsmaß vermochten sich stehend zu bewegen. An den Seiten standen ein paar kleine Offizierskoffer, über die Schlafdecken geworfen waren, in einer Ecke befand sich die Vorratskammer, deren ganze Fülle augenblicklich aus einem halben Kommissbrot bestand. In den erwähnten Tragebalken waren einige Nägel eingeschlagen, an denen man Helm, Säbel, Revolver, Fernglas und Feldflasche aufhängen konnte; zur abendlichen glänzenden Beleuchtung dienten zwei kunstvoll aus Konservendbüchsen gefertigte Lichthalter, gleichfalls am Türpfosten befestigt.

„Ja,“ meinte der Hauptmann, als wir uns lang ausgestreckt hatten, „schauen Sie sich nur ordentlich um! Fein, was? Modernster Luxus! Erlesener Ge-

schma! Hier haufen wir schon eine Woche, zu viere. Sie kannten ja mein Berliner Heim, das, im Gegensatz zu vielen Wohnungen der Neuzeit, nicht ein Zimmer zu wenig, sondern eher zu viel hatte. Und nun hier dies verschwenderische Quartier! „Anfangs konnt' ich's nicht ertragen“, sagte auch ich mit Heine. Aber wie schnell haben wir uns eingewöhnt, fühlen uns hier außerordentlich gemütlich und verspüren drängende Sehnsucht nach diesen vier Wänden, wenn wir einige Zeit draußen waren, so 'ne stürmische, regenschwere Nacht im Busch, um, wie es manchmal nötig, die lieben Russen noch vor unserem Graben zu empfangen. Dann schläft man, in seine Decke gehüllt, auf dem Stroh, trotz nasser Kleidung, besser wie im weichsten Daunebette, und holde Träume führen einen weit fort aus der rauhen Wirklichkeit. Plagt mal in der Nähe eine Granate, so bildet das nur ein ganz kurzes Intermezzo, man druffelt desto molliger wieder ein!“

Auch während unseres Plauderstündchens brummt fortwährend ganz nah unsere Geschütze und sausten mit einem merkwürdig wehmütigen, fast seufzenden Ton die russischen Granaten über uns fort, uns nicht im geringsten störend. „An die Musik gewöhnt man sich schnell,“ meinte einer aus der kleinen Runde. „Auch unsere Leute. Nur gar zu nah darf so'n Ding nicht kommen, und vor allem darf's nicht beim Essen stören. Da wird der gelassenste Musketier wild! Das war ein Geschimpfe, als gestern abend, nachdem uns grad' die Feldküchen was Warmes gebracht — denn sie können sich nur in der Dämmerung oder Dunkelheit nähern —, oben auf dem Feld eine Granate krepierete und einen Haufen Sand in die gefüllten Eßgeschirre spritzte. Ich glaube, am liebsten wären unsere Jungens gleich losgestürzt und hätten den Russen eine bessere Lebensart beigebracht — so auf ihre Methode, mit blauen Bohnen und kalter Beigabe!“

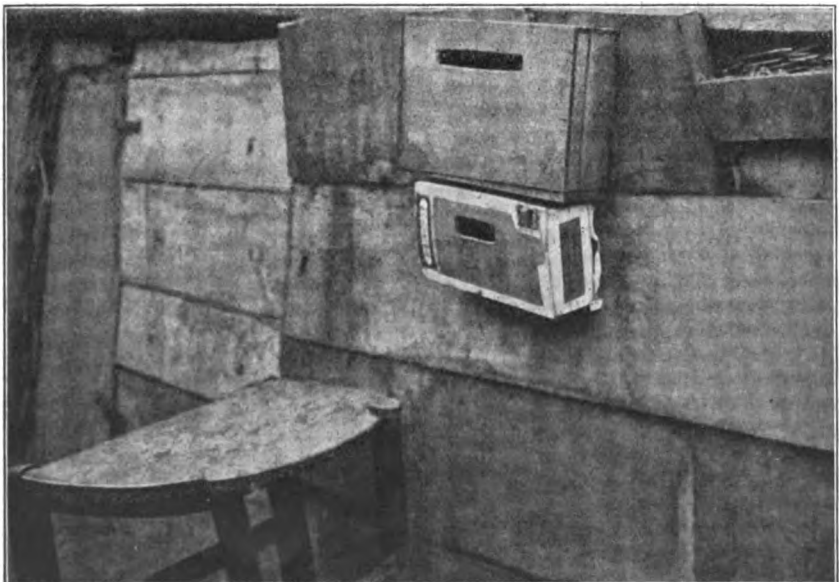
An den Abschied ging's. „Auf frohes Wiedersehen!“ Der Hauptmann sagte ernst: „Hoffen wir's, so mancher fehlt schon



Höhlenwohnungen deutscher Artillerie in vorgeschobener Stellung in den Vogesen.



Neu-Apremont, eine deutsche Waldhüttenstadt in den Argonnen.



Briefkasten und selbstgezimmerter Tisch in einem deutschen Schützengrabenunterstand.

von uns! — Und denken Sie unserer und der „Villa Granatenruh!“ —

Ja, oft in den seitdem vergangenen Wochen habe ich der Braven gedacht, auch des Freundes, der schon längst den letzten Schlaf nahe Bakalarzewo, in russischer Erde, schlummert, gefallen an der Spitze seiner Kompanie, die ein den Mittelpunkt der russischen Stellung bildendes Dorf erstürmte. Und jedesmal, wenn ich mich unter anderen neuzeitlichen „Höhlenbewohnern“ befand, erinnerte ich mich des ersten Empfanges in „Villa Granatenruh!“

„Wir haben viel in diesen Kriegen gelernt, besonders unsere innige Verbindung mit Mutter Erde, sagte zu mir kürzlich während der nahe Gumbinnen stattgefundenen Kämpfe der Führer einer Maschinengewehrkompanie, mit der ich vorging; denn sobald nur Granaten in unserer Nähe niederflatschten, lag alles auf dem Boden. „Die Russen waren uns gute Lehrmeister,“ fuhr er fort, „die verstehen es, wie die Maulwürfe sich einzuwühlen; es ist fabelhaft, mit welcher Schnelligkeit und Geschicklichkeit sie's machen.“

Ja, davon konnte ich mich oft genug überzeugen. Auf dem Rücken einzelner uns zugekehrter Hügel bei Marggrabowa hatten sie terrassenförmig in fünf-, acht-, zehnfachen Reihen ihre höhlenartigen Unterstände ausgehoben, hatten sie mit trockenem Laub, Stroh, Decken ausgestattet, oben alles mit Baumstämmen und Tannenzweigen zugedeckt. Aber es half ihnen doch nichts; unsere schwere Artillerie räucherte sie aus, und unsere Infanterie half dann nach.

Gerade die schwere Artillerie bedingte es, einen Schutz in der Erde zu suchen. Sie arbeitete ja stets gut vor oder brachte die Entscheidung. Bei der ungeheuren Munitionsverschwendung der Russen, bei der durchschnittlich recht guten Leistung ihrer Geschütze und dem scharfen Ausguck ihrer Beobachter entstanden auch auf deutscher Seite jene Höhlen, die gegen die von oben gestreuten

Schrapnell's Sicherheit boten und dem Feinde nichts verrieten. Wieviele erinnerungsvolle Stunden konnte ich in diesen Unterschlupfen verleben! Freilich, jenen „Luzus“, wie er uns in den Berichten vom westlichen Kriegsschauplatz geschildert ward, wiesen sie nicht auf, obschon man auch hier versuchte, den alten Spruch „Schmücke dein Heim!“ zu verwirklichen. Ach, nur daß die Russen in den nahen Ortschaften nichts oder doch

nur sehr wenig zum Schmücken übrig gelassen! Kränze und Girlanden wand man aus Fichtenreisern und flocht spärliche Herbstblumen hinein, allerhand Zinschriften wurden über den Höhleneingängen angebracht: so zum Beispiel „Petrograd“, „Asyl für Obdachlose“, „Gratis-Wärme-halle“, „Zum Luftdichten“, und auch das „Vergnügte Blutgericht“, nach einer befannten Königsberger Wein-stube so benannt, fehlte nicht.

Und vergnügt ging es häufig in diesen Höhlen zu, deren Bewohner sich bei der zunehmenden Kälte oft in den seltsamsten, an die einstigen Höhlenbewohner erinnernden Vermummungen zeigten. Namentlich des Abends, wenn die Post verteilt worden war, und man

Grüße wie Gaben der Lieben daheim erhalten hatte. Eine trauliche und beschauliche Stimmung durchwehte den fargen Raum, in dem sich bei besonderen Gelegenheiten der Duft des ostpreussischen Maitranks — eines steifen Groggs — mit jenem der Zigarren und Zigaretten vermischt, wenn allerhand Kriegserlebnisse ausgetauscht wurden und sogar ein verhaltener „Cantus“ stieg zu den rührenden Klängen einer Mundharmonika.

Wie oft wird man später dieser Stunden gedenken, in die häufig die Geschütze ihre dröhnende Musik gemischt, wie oft jener, mit denen man sie verlebte, und von denen so mancher, so mancher fehlt, der, sein Leben freudig opfernd für des Vaterlandes Sicherheit und Größe, nicht die Heimat wiedergesehen!



Englische Höhlenwohnungen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. (Nach einer englischen Zeitschrift.) Die Unterkunftsräume, die direkt hinter den Schützengraben angelegt sind, bieten außerordentlich viel Schutz.



# Ilowo — Mlawa.

Kriegsskizze von Erich Köhler.

Mit drei Abbildungen.



Das erste ist ein Dorf an der preussisch-polnischen Grenze, das zweite ein Städtchen im Russischen. Niemand hat früher in der großen Welt etwas von ihnen gewußt; in dem stumpfen Winkel, in dem Westpreußen nach Posen hinunterbiegt, haben sie ein stilles Schmugglerdasein geführt, und wer vom Schicksal in die Gegend verschlagen wurde, stöhnte höchstens über die Tücke. Jetzt aber ist Ilowo ein Schutthaufen wie viele Dörfer am Wege, und Mlawa ist eine Weltberühmtheit, eine von denen, die dieser Krieg neu geschaffen hat. Fünf Monate lang hat der Kampf hier hin und her gewogt. Doch jetzt flattern die schwarz-weiß-roten Fahnen standhaft bis Mlawa und darüber hinaus, und in einer winzigen Blechbude werden schon Fahrkarten verkauft für die jüngste Strecke der preussischen Eisenbahnen Ilowo—Mlawa und zurück. Auf meiner Karte, die ich als geschichtliche Seltenheit mir bewahrt habe, prangt bereits die stolze Nummer 0035.

Dies Stückchen Gleis ist ungefähr die Mittelstrecke der Bahnverbindung Danzig—Warschau. Fünfmal ist an seinen Strängen das Schlachten hin und her gegangen, jeder Fleck Erde ist mit Blut getränkt. Mit vernichtender Deutlichkeit sieht man hier den Unterschied zwischen deutscher und russischer Kriegsführung. Auf deutscher Seite ist Haus an Haus verbrannt und verwüstet, jenseits der Grenze wird kaum ein Schaden sichtbar.

Ich habe im Westen wahrlich Zerstörungen gesehen, die furchtbar wirken. Aber als ich den Marktplatz von Soldau, dem ersten größeren Ort von der Grenze her, betrat, stockte mir der Herzschlag. Von seinen vier Seiten sind zwei völlig niedergebrannt. Nur die Erdgeschosse der Häuser stehen noch, und niederdrückend nehmen sie an einzelnen Läden die noch erhaltenen bunten Reklameschilder aus. Von einem ersten Stockwerk, dessen Träger noch erhalten sind, hängt ein Balkon schwankend nieder, die phantastischen Blumenranken mit dünner Goldbronze überzogen. Aus einer Ecke des Marktes sieht man die Kirche, richtiger gesagt: die Reste der Kirche. Bei den Verwüstungen auf dem westlichen Kriegsschauplatz habe ich doch im allgemeinen den Eindruck gehabt, daß sie, aus kriegerischen Notwendigkeiten entstanden, während des Kampfes geschaffen sind. Im Osten

aber herrscht das Gefühl, daß Raub- und Mordlust diese entsetzlichen Zerstörungen angerichtet haben.

Wenn man sich die russischen Gefangenen, die in ununterbrochenen Trupps in dieser Gegend vorüberziehen, aus der Nähe ansieht, erkennt man freilich, daß wir auch hier nicht mit Menschen, sondern mit Wilden zu tun haben. Um so bewundernswerter erscheinen die Taten unserer Truppen, die gegen vielfache Übermachten sich gehalten und den Sieg errungen haben. Besonders im November ist auf dieser Strecke Märchenhaftes geleistet worden. Das Landsturmataillon Stottbus II unter Führung des Oberstleutnants v. Blankensee, dem noch drei andere Bataillone unterstellt waren, hat elf Tage in ständigem Kampfe gestanden, 3000 Mann gegen 20 000 Russen. In einer Nacht war es den Russen gelungen, sich in einer Ziegelei festzusetzen, die vor der Stadt Soldau auf der anderen Seite des Flüsschens Skottau lag. Hinter der Ziegelei steigen Höhen auf, vor denen sich Lehmgruben befinden. Auch diese Gruben und Höhen waren von russischen Maschinengewehrabteilungen besetzt. Über die Skottau führte nur ein schmales Brett, das halb im Wasser lag. Über diesen einzigen Weg hinweg stürmten die tapferen Landsturmänner die Höhen. Das Ergebnis der elf Tage war, daß die siebenfache Übermacht über die Grenze zurückgetrieben wurde unter sehr schweren Verlusten, deren Krönung über 2000 Gefangene bildeten.

Unendlich eintönig und düster erstrecken sich die zwanzig Kilometer von Soldau bis Mlawa. Man ist wahrhaftig froh, wenn man nach all den Trümmern in Wólka, der Bahnhofsvorstadt von Mlawa, wieder unzerstörte Häuser — na ja, was man so in Polen Häuser nennt! — sieht und einen Bahnhof, der in ordentlichem Betrieb scheint. Der frühere Eisenbahndirektor von Danzig ist hier als Hauptmann Bahnhofskommandant und hat schnell für Ordnung gesorgt.

Diese Sorge hat sich noch energischer in Mlawa selbst betätigt. Man hat schließlich schon viel von der „polnischen Wirtschaft“ gehört, aber man ist doch noch ein bißchen verblüfft, wenn man zum erstenmal in ihrem Bereich steckt. Dies Mlawa mit seinen mehr als fünfhundert Häusern ist ein ganz umfangreicher Ort, aber der äußere Eindruck steht hinter dem verfallenen deutschen Dörf-



Das erste „Berliner Kaufhaus“ in dem eroberten Mlawa.



Die Reinigungsanstalt für die Gruppen in Mlawa.

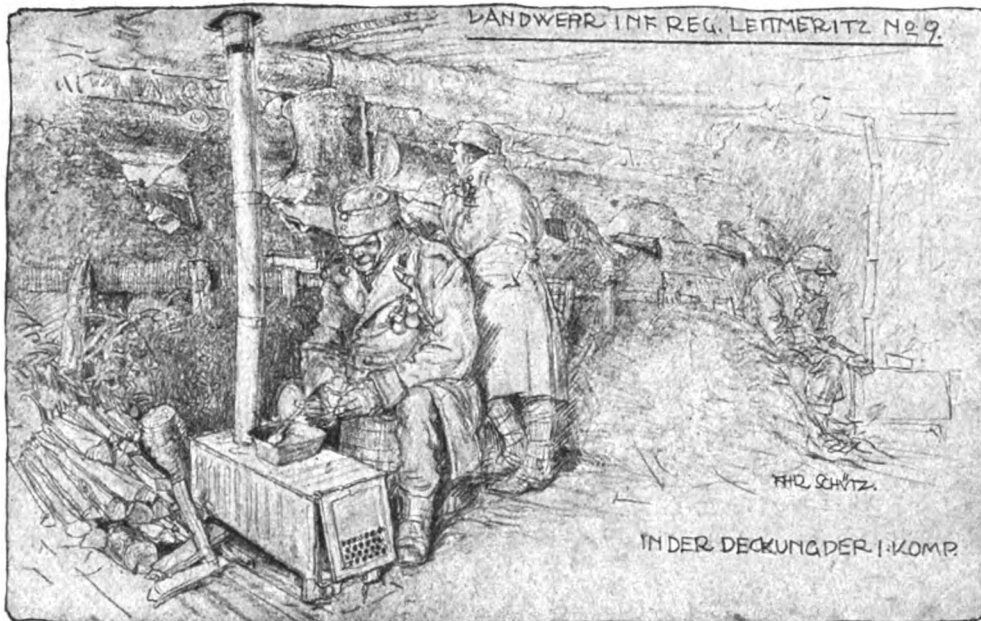
lein zurück. Der erste bleibende Eindruck geht von einer deutschen Inschrift aus, die an einem Hause klar und unübersehbar prangt. Sie heißt — die Leserin verzeihe! — „Entlassungsstation“, und sie spricht mit beherdeter Zunge von den bittersten Notwendigkeiten Polens. Sie ist an der Badeanstalt zu finden, mit der Bevölkerung Mlawas ihre Zugehörigkeit zur Kulturwelt strahlend dokumentiert. Freilich nur, solange man sie von außen bewundert! Denn wenn man hineingeht und in den Teil gerät, der der einheimischen Bevölkerung vorbehalten geblieben ist, sieht man ein Bassin mit einer schwärzlichen Flüssigkeit, in die jede Woche ein paar hundert Menschen hineingehen, die aber nie seit Menschengebunden erneuert wird! Freundlicher sind natürlich die Eindrücke in dem Teile, der von den Besatzungstruppen benutzt wird. In ordentlichen Wannenbädern finden unsere Leute Zeit, sich zu säubern, während ihre Sachen mit

stark sein Quartier aufgeschlagen hatte, und übte ihre Praxis ungehindert weiter aus. Allerdings machten ihr ein Leutnant und ein Unteroffizier heftig Konkurrenz, die ihren zahnärztlichen Zivilberuf beim Schein einer Petroleumlampe mit Leidenschaft ausübten und sich durchaus nicht auf die Soldaten beschränkten. Handel und Wandel sind eben in der Stadt Mlawa in Blüte. Selbst ein „Berliner Kaufhaus“ gibt es schon, in dem man vom Hosenträger bis zur Mundharmonika allerlei Schätze erwerben kann. Noch lebhafteren Zuspruch finden alle die fliegenden Händler, die auf der Straße ihre Waren an kleinen Tischen verkaufen und mit mehr Sprachgewandtheit als Sauberkeit den Soldaten anpreisen.

In weitem Halbkreis ziehen sich vor Mlawa unsere Stellungen durch die Felder. Ich bin über den harten Boden zu den Gräben hinausgeritten, die vorförmlich als zweite oder dritte Stellungen kunstgerecht ausgebaut sind, die wir nach den letzten Siegen aber wohl nicht mehr verwenden werden. Eifrig pfeift der Nordost über die Wüste der polnischen Felder, doch aus der Strohmiere, die er sich neben die Straße gestellt hat, grüßt fröhlich der Landstürmer heraus, der die Wache gegen die russische Walze hält. Sie wird die Straße Mlawa—Ilowo—Soldau nicht mehr vorwärts rollen, und aus den Ruinen der deutschen Dörfer und Städte blüht heute schon neues, und hoffnungsfrohes Leben.



Eine Straße in Mlawa bei Gauwetter.



In einem gedeckten österreichischen Schützengraben. Nach einer Zeichnung von Fährich Schütz, I. u. I. Landwehr-Infanterieregiment Leitmeritz Nr. 9.

## Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

### XIII. Auf Schneeschuhen in den Waldkarpathen.

Ende Februar. Da wartet man in Wien auf die ersten lindenden Lüfte und holt sich vor lauter Frühlings-erwartung glücklich den Stockschnupfen, den man bis in den Sommer hinein nicht mehr loskriegen wird.

Der Karpathenschnee läßt sich im Februar und läßt sich im März sehr wenig von der angeblichen Frühlings-erwartung träumen. Weich und kühl flodert er in den verhangenen Nächten vom Himmel, breitet immer neue, schimmernd weiße Leichentücher über längst gegrabene und zugeschüttete Soldatengräber. In einer silbernen flirrenden Schneewolke stäubt die Schneeschuhpatrouille zu Tal, fährt mit einem grandiosen Telemarkschwung zur Straße herüber, wo die Kameraden warten. Neues bringt der Mann nicht, läßt sich die Brettel abschnallen, wickelt sich aus fünf-einhalb Meter Schafwoll-Viebesgabe heraus und taut langsam auf am Herd der kleinen, schändlich überheizten ruthenischen Bauernstube, die ein paar Freiwillige vom Schneeschuhfahrer-Bataillon mit Beschlag belegt haben. Im papierernen „Stanzel“ ist noch ein Rest Tee, das Wasser kocht schon in dem irdenen Häferl der Ruthenin, die gerade dabei ist, zwischen Tür und Angel ihre Ziege zu melken. Und die Ruffen sind weit, die laufen jetzt schon nordseitig das Gebirg hin-

unter. Am liebsten möchten sie sich ihre Brettel anschnallen, die Freiwilligen, und vorwärts, über den Paß, hinüber nach Galizien.

Statt dessen müssen sie still sein, parieren, schön warten, bis man sie braucht. Faulenzend stehen sie sich die Füße in den Leib, horchen inbrünstig ins Telephon hinein, aber da heißt's nur immer: warten, Geduld . . .



Mahlzeit! Nach einer Zeichnung von Fährich Schütz, I. u. I. Landwehr-Infanterieregiment Leitmeritz Nr. 9.

Unterdessen richten diese jungen Wiener ein Duzend beschauliche, mährische Landsturmsoldaten zum Schneeschuhlaufen ab. Mit der Aussicht auf den Gipfsverband rutschen die Reserveonkel samt ihren angeschnallten Marterhölzern den Wiesenhang vom Wald herunter und turnen sich eine Kollektion blauer Flecke nach der andern an den Leib. So ungefähr am dritten Übungstag haben sie sich damit abgefunden, daß der normale Gebrauch zweier Beine abgeschafft sein soll. Hinfallen und Wiederaufstehn, nieder-auf; ni-ieder, a-auff — das ist es, was den Schneeschuh-sängling zieret. Statt in den Krieg schickte man sie in eine Gehschule, und nun roboten sie zwischen Geduld und Verzweiflung das vom Einjährigen titl. Korporal zugemessene Schneeschuhfeld ab. Was nützt es, wenn so ein frischgemusterter Herr Bäckermeister aus Nieder-Miskovec oben ganz guter Wille und Vorsatz ist,





2 Vom Kriegsschauplatz in den Karpaten: Österreichisch-ungarische Truppen in der Nähe des heißumstrittenen Nisokopfes. Phot. G. Frankl. 2

indef ihm unten die Schneeschuhe mitsamt den Füßen davonfahren! Die braven Landstürmer machen schauernd die Entdeckung, daß der Mensch eigentlich aus zwei einander beharrlich widerstrebenden Körperhälften zusammengesetzt ist. Oben regiert das süße Geseß der Pomadigkeit, und die Füße haben ärarische Flügel bekommen, schießen über den sanftmütigsten Abhang mit der Geschwindigkeit einer gut angeheizten Personenzuglokomotive und schleifen den zappelnden, luftschnappenden Landstürmer in irgendein schmerzhaftes Verderben. Ganz wohl fühlt sich keiner, bevor er nicht, hingefällt wie ein Stamm, auf der Nase liegt und seine blauen Flecken nummeriert . . .

Der Einjährige titl. Korporal Frigl Hubermeier aber lacht bloß: „Für an Bäd“, dekretiert er, „alsdann für so an Baunzerlbäd“ fährt ja direkt gl—ä—nzend!“

Die Wahrheit zu sagen, hat sich der Herr Landsturmann und Bäckermeister aus Nieder-Mislivec den Tod fürs Vaterland etwas weniger kompliziert vorgestellt.

Drei Wochen später fährt eine Schneeschuhpatrouille talwärts durch den wilden, ureinsamen Karpathenwald. Der mährische Landstürmer führt sie; aus dem Schneeschuhfängling und hoffnungslosen Mislivceer Zivilisten ist in den drei Wochen ein förmlich passionierter Schneeschuhteufel geworden, und daß er vor anderthalb Monaten noch seine Baunzerl buk und Wohnstrigel flocht, kommt ihm direkt unwahrscheinlich vor. Er soll mit seinen Leuten den Wald absuchen nach verpöngten Russen. Russen hat er keine gefunden, dafür haben sie einen Schneehafen geschossen, der ihnen besser als ein k. k. Konservegulasch schmecken wird.

Dieser Schneehafe sollte übrigens seine Geschichte haben. Unsere Leute waren ihrer vier. Vom Bäcker haben wir schon gesprochen, der zweite übte in den entschwindenden Tagen zivilistischer Betätigung das auch nicht übermäßig kriegerische Metier eines Schuhoberteilsteppers aus und war aus Komotau. Der Gentleman der Gesellschaft

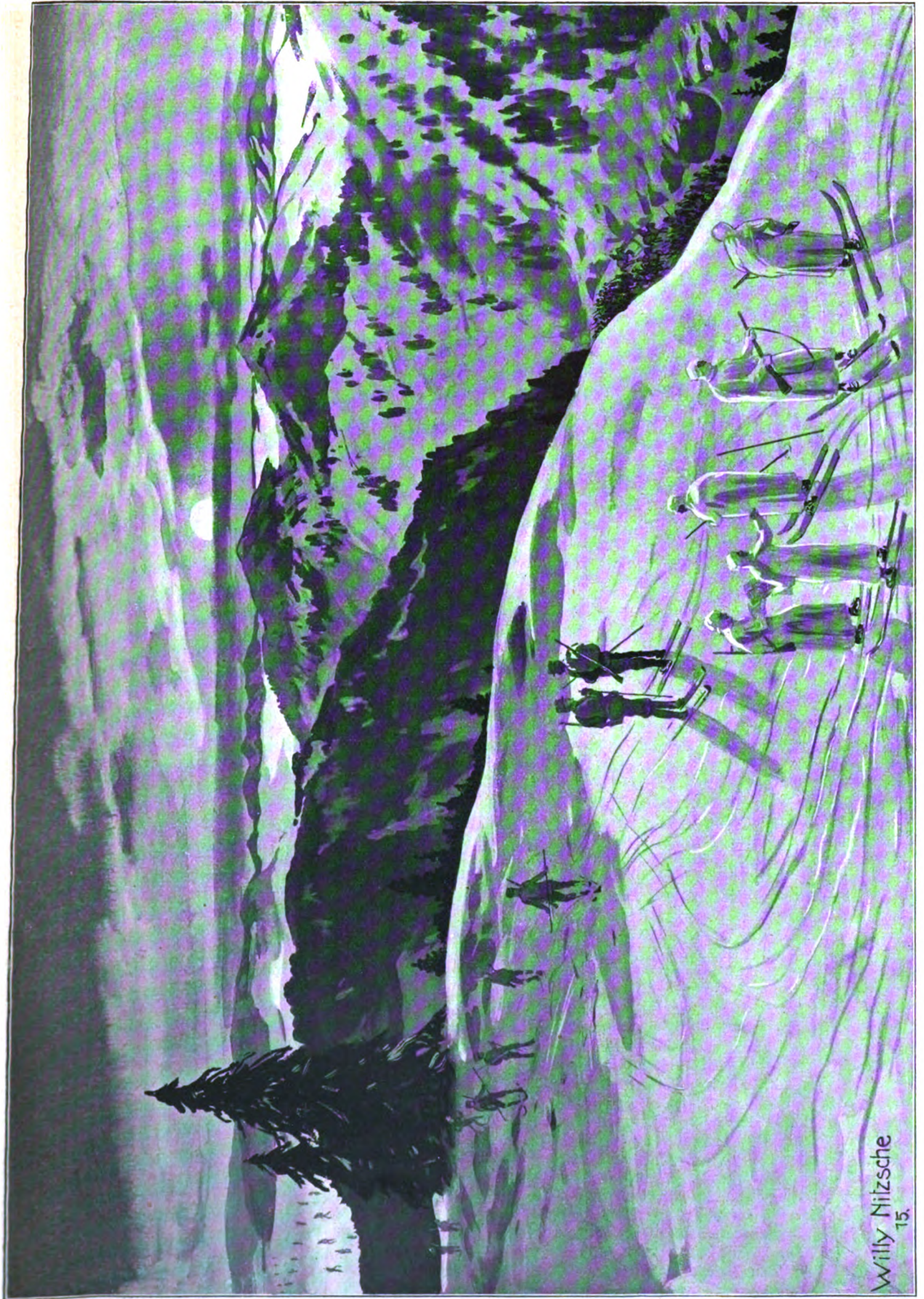
hieß Tomasi und rasierte, ehe ihn Schicksal und Russentücke in den wilden Karpathenwald verschlugen, in sanften Innsbrucker Friseurläden. Zum Beschluß war noch ein Einjähriger mit, aus Linz, ein Kind von zwanzig Jahren, das mit Stolz seine gelben Intelligenzbörtel trug, in schwierigen Situationen Homer und den redlichen Callustitierte und insolge dessen nicht ganz ernst genommen wurde.

Diese vier Helden also stritten über ihren Schneehafen, da staubte eine mächtige Schneewolke vom Berg herunter, und ehe sich die Österreicher von ihrer Verwunderung erholt hatten, sahen sie sich in einer Kotte von Russen, gut zwanzig Mann, die voll Seelenruhe ihre Gewehre zusammensetzten und den Österreichern, die ihre Flinten von der Schulter rissen, eine russische Antwort gaben, nämlich die Hände aufhoben. „Sie woll'n nimmer mitspüll'n“, meinte der Landsturmann und Bäckermeister, und da es ihm vor allem um die zwanzig russischen Schießprügel leid tat, lud er seine „Gefangenen“ ein, ihre Flinten wieder schön zu schultern. „Sunst nehmen mir enk nöt mit,“ erläuterte der Innsbrucker Freiwillige, und auch der Schuhoberteilstepper aus Komotau war der Meinung, daß die zwanzig Helden nur als billige Draufgabe zu den Gewehren abgeliefert werden dürften.

Also luden die Russen sauer süß und mißtrauisch ihre Flinten auf und gingen mit der Schneeschuhpatrouille. Auch den Schneehafen trugen sie, und weil den Österreichern beim Bergaufsteigen ihre langen Schnabelschuhe unbequem wurden, halften sie ihrer geduldigen Beute auch noch die vier Paar Schneeschuhe auf.

Beim Eintiefen der Zwanzig wunderte sich der Oberst über die geladenen Gewehre mehr als über die Russen. „No,“ sagte der Landsturmann aus Nieder-Mislivec, „ohne Fiß' wären uns die Gewehr' doch nicht mitgegangen!“

Die Russen bekamen neunzehn Nationen aus der Gulaschkanne. Zur zwanzigsten fragte der Koch aber schon seinen Kessel aus, und die vier Russenjäger mußten sich mit silbernen Tapferkeitsmedaillen begnügen. Lambert.



Willy Nilzsche  
15.

Eine Schneeschuhabteilung in Schneehemden verfolgt in den Karpaten zurückgehende Kuffen. Nach einer Zeichnung von Willy Nilzsche.

# Julius Cäsar über die Vorfahren der Franzosen.

Von J. Mieses.

Auch Julius Cäsar ist in eine Beziehung zum Weltkrieg gekommen, und sogar in eine offizielle. Das verdankt er dem König Albert, der in jenen ereignisvollen Augusttagen, als unsere Truppen in Belgien einrückten, in einem Aufruf an seine Untertanen den großen Römer als klaffischen Zeugen für den traditionellen Heldennut der belgischen Nation anführte. In der Tat werden im ersten Kapitel von Cäsars „De bello gallico“ die Belgier als die tapfersten von allen Galliern bezeichnet („Omnium fortissimi sunt Belgae“), aber es folgt ein Nachsatz, den der Belgierkönig wohlweislich verschwiegen hat. Er lautet nämlich: „propterea quod a cultu atque humanitate provinciae longissime absunt . . . , proximique sunt Germanis . . . , quibuscum continenter bel. um gerunt.“ Die Gründe für diese Tapferkeit der Belgier erblickte Cäsar also einerseits in deren Höheit, „weil sie von der Kultur und Zivilisation der römischen ‚Provinz‘ am weitesten entfernt wohnt“, und andererseits darin, daß sie an überaus kriegerische deutsche Stämme angrenzten. Die Germanen waren es demnach, die ihre westlichen Nachbarn sozusagen zur Kriegstüchtigkeit trainierten.

Die Frage wäre ja nun, ob überhaupt die heutigen Belgier die Nachkommen jenes Volkes sind, von dem Cäsar redet. Dies ist, soweit es sich um den wallonischen und nicht um den flämischen Teil der Bevölkerung handelt, gewiß zu bejahen. Auch Frankreich wird, darüber kann kein Zweifel sein, von einer keltischen, jedenfalls überwiegend keltischen, Rasse bewohnt. In den Jahrhunderten, die der Eroberung Galliens folgten, gelang es zwar der römischen Kolonisationskunst, die lateinische Sprache zur allgemein herrschenden zu machen, so daß die keltische allenthalben — einen Teil im Nordwesten Frankreichs ausgenommen — verschwunden ist, aber eine Blutmischung zwischen Römern und Galliern fand dabei doch nur in recht geringem Maße statt. Noch weniger in Betracht kommt der Einschlag germanischen Blutes in Frankreich zur Merowingerzeit und gelegentlich später im Mittelalter. Der Grundton der französischen Bevölkerung ist ein keltischer geblieben. — Nicht gegen eine romanische Nation, sondern gegen eine keltische führen wir also gegenwärtig Krieg.

Wenn wir uns diese Tatsache vor Augen halten, dann verlohnt es sich wohl, wieder einmal Cäsars „De bello gallico“ zur Hand zu nehmen, dieses so unübertrefflich klar und elegant stilisierte Werkchen des genialen Mannes, an das die meisten von uns nur noch schwache Erinnerungen von der Tertia her haben — obwohl es wahrlich nicht für Tertianer geschrieben ist. Hier wird ja zum erstenmal der uralte Kampf zwischen der auch heute noch jugendfrischen germanischen Welt und dem schon damals im Niedergang begriffenen Keltenum beleuchtet, und ein historischer Gewährsmann, wie er kompetenter nicht gedacht werden kann, entwirft uns hier eine sehr interessante volkpsychologische Schilderung der Vorfahren unserer jetzigen Gegner. Zwar ist es keine zusammenhängende Charakteristik der alten Gallier, die uns Cäsar gibt, aber seine gelegentlich eingeflochtenen kritisierenden Bemerkungen und durchaus objektiv erscheinenden Urteile über ihre Sinnesart und ihre Eigenschaften lassen sich ohne Mühe zu einem scharf umrissenen, fein gezeichneten Gesamtbilde vereinigen. Und dieses Bild ist das Urbild der heutigen Franzosen mit allen ihren Schwächen und Vorzügen.

Was den Eroberer Galliens an seinen Gegnern am meisten interessierte, waren natürlich ihre politischen und militärischen Eigenschaften. Tapfer und kriegslustig sind die Gallier, das erkennt er unumwunden an, aber er betont doch ausdrücklich, daß sie hierin mit den Germanen keinen Vergleich aushalten können. Sie selbst müssen dies zugestehen, trotz ihres Selbstbewußtseins, ihrer nationalen Eitelkeit. („Ne so quidem ipsi cum illis virtute comparant.“) — Auch haßt ihrem kriegerischen Geiste eine verhängnisvolle Schwäche an: es fehlt ihnen die Ausdauer, sie verlieren den Mut, wenn das Glück sie im Stiche läßt, oder wenn sie auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen. „Nam ut ad bella suscipienda Gallorum alacer ac promptus est animus, sic mollis ac minime resistens ad calamitates perferendas mens eorum est.“ Da haben wir's! Das ist der berühmte französische „Elan“, der so rasch verpufft. Ein Schützengrabenkrieg liegt dem gallischen Temperament nicht. Überhaupt ist Wankelmütigkeit und, damit Hand in Hand gehend, eine ausgesprochene Neigung zu Neuerungen und politischen Umstürzbewegungen typisch für den Charakter der keltischen Rasse. — Und an einer anderen Stelle sagt Cäsar: „Ut sunt Gallorum subita et repentina consilia.“ „Unberechenbar und wetterwendisch“ waren die Gallier in ihren Entschlüssen — und die Franzosen zeigen sich in dieser Hinsicht wahrlich als ihre echten Nachkommen. — Unausant und modern anmutend, auch auf heutige französische Verhältnisse passend, klebt sich, was Cäsar mit leichtem Spotte über den schon im alten Gallien so stark getriebenen politischen Klatsch berichtet. Jeder hinzugereifte Fremde wird auf der Straße umringt und von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Seine Mitteilungen werden dann in entstellter, den jeweiligen Volkswünschen zusagender Weise weitererzählt. Leere, haltlose Gerüchte nimmt man als bare Münze an. (Addunt ipsi et adfingunt Galli, quod res poscere videtur.) — Auch das unbestreitbar große technische Talent der Franzosen, das der französischen Industrie auf so manchem Gebiete einen berechtigten Weltruf erworben hat, ist ein Erbteil ihrer Vorfahren, deren manuelle Begabung und deren besonderes Geschick in der Nachfertigung römischer Kriegsgewerkschaften Cäsars Aufmerksamkeit erregte. (Ut est summae genus solertiae atque ad omnia imitanda aptissimum.) Das sind so die hervorstechendsten Züge in dem von Cäsar mit scharfer Beobachtungsgabe entworfenen Charakterbild der Gallier.

Und nun lese man schließlich noch jenen Aufruf, in dem der gallische Freiheitsheld Vercingetorix seine Stammesgenossen zur Abschüttelung des römischen Joches aufforderte. „Meiner Klugheit“, so heißt es darin, „wird es gelingen, alle Staaten Galliens zu einem großen Bunde zu vereinen. Einem einigen Gallien aber kann die ganze Welt nicht widerstehen.“ („Se sua diligentia unum consilium totius Galliae effecturum, cuius consensu ne orbis quidem terrarum possit resistere.“) Klingt diese Sätze nicht, als ob sie aus einer Proklamation Napoleons, aus einer Rede Gambettas stammten? Man möchte das Goethesche Scherzwort zitieren: „Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos.“ — Ja, Vercingetorix kannte seine Landsleute: er wußte, wie leicht sie mit großen Worten und pathetischen Phrasen zur Begeisterung hinzureißen waren.

Zwei Jahrtausende sind seit jenen Tagen verfloßen. Wie wenig hat sich doch in diesem langen Zeitraum die Psyche der keltischen Rasse verändert!

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mauer in Leipzig.

Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Frieß & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. D. Frieß, Wien I, Bräunerstraße 3.

Copyright 11. März 1916 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



## Die Nornen.

Die Nornen singen durch die Nacht,  
Sie haben ein grausiges Lied erdacht.  
Sie sitzen bei flackernden Feuers Glut  
Und spinnen den Faden rot von Blut.  
Sie weben ein Netz von Kummer schwer  
Und senken es in ein Tränenmeer.

Was heben sie wohl vom dunklen Grund?  
Herzen von Not und von Jammer wund,  
Gebete von zitternden Lippen ertönt,  
Flüche in letzter Verzweiflung gestöhnt,  
Zerschlossnen Gewand und zertrümmert Gestein,  
Blanke Geschosse und Totengebein.

Unter dem weltweiten Himmelsaal  
Hocken sie bleich bei des Glutfeuers Strahl.  
Grausige Ernte zukünftiger Tage,  
Bietest du Antwort der Schicksalsfrage?  
Wißt ihr was wird?

Monde von Waffenlärm durchklirrt,  
Nächte von Wehgeschrei durchzittert,  
Tage von dumpfem Entsetzen umwittert?  
Wißt ihr was wird?

Schütteln die Häupter die weisen Frauen,  
Fragend und zweifelnd in heimlichem Grauen,  
Heben die Hände zu Bitte und Schwur:  
Göttliche Schwestern auf blitzheller Spur,  
Auf tausenden Winden, auf wiehernden Rossen,  
Schützt eures Volkes tapfere Genossen!  
Walküren auf zu Schlacht und Krieg,  
Kündet Deutschland den Sieg — den Sieg!

C. Kopp.

# Der Weltbürger.

Ein Kriegeroman von Walther Schulte vom Brühl.

(Schluß.)

Er küßte ihre Rechte, öffnete die Tür und sagte: „Meine Freunde! Mehr als zuvor verdient diese junge deutsche Dame den Schutz aller echt polnischen Edelleute. Sie hat uns vor der Canaille, vor dem Spitzel und Spion gerettet, der uns morgen wohl alle an den Strick der Moskowiter geliefert hätte. Fräulein Keller bedarf der Ruhe nach dieser furchtbaren Aufregung. Wir aber werden jetzt zu beraten haben, was geschehen soll. Die Zeit eines idyllischen Gefangenenebens ist vorbei. Wir dürfen uns an Tatkraft nicht von einer jungen Dame über treffen lassen.“

Gleich darauf versammelten sich alle Inhaftierten, mit Ausnahme der beiden Damen, im Sälehen.

„Nachdem der Schuft, dessen Gemeinheit jeder instinktiv geahnt hat, glücklich beseitigt wurde, glaube ich annehmen zu dürfen, daß sich unsere Gesellschaft nur noch aus Ehrenmännern zusammensetzt und daß kein Verräter unter uns ist,“ wandte sich Bialy an die Anwesenden. „Aber was wir jetzt zu verhandeln haben, sind gefährliche, sind, im Sinne der Moskowiter, hochverräterische, in unserem Sinne jedoch patriotische Dinge. Mitwisserschaft kann den Kerker oder gar das Leben kosten. Wer solches nicht gerne in die Wagschale wirft, wer sich rein halten möchte von diesen Sachen — und keinem soll es nachgetragen werden — der wird gut tun, unseren Kreis zu verlassen und sich zur Ruhe zu begeben.“

Der dicke Pan Kowoblo erklärte, er wäre ein guter Pole, aber er wolle seine Ruhe haben, und der nervöse Pan Jablonski meinte, wenn man sieben Kinder hätte, wie er, hätte man sich in erster Linie seiner Familie zu erhalten. Herr Hermann, der Pommer, aber brummte, er sei nach Rußland gekommen, um sein Erbe anzutreten und zu verwalten, nicht aber, um sich in polnische Geheimbündelei einzulassen. Er würde selbstverständlich nicht aus der Schule schwätzen und nicht den Versuch machen, sich bei den Russen „ein rotes Röckelchen“ zu verdienen. „Mein Name ist Hase, ich weiß von gar nir,“ zitierte er und verschwand. Der lange Pan Chopinski, der einige Güter des Fürsten Galizin unter Verwaltung hatte, zog hinter ihm drein mit dem Bemerkten, seine amtliche Stellung zwingt ihn zur Zurückhaltung; im übrigen wünsche er den Herren alles Gute. Der Inspektor Müller jedoch erklärte, wenn man ihn als deutschen Bundesgenossen annehmen wolle, so täte er mit, selbst auf die Gefahr hin, daß es

noch einmal für ihn heißen solle: „Mitgefangen, mitgehungen!“

„Dann wären wir nun also unter uns,“ bemerkte Bialy nach einer kleinen Weile. „Etlche nur sind allerdings Wissende, aber die anderen sollen es gleich werden. So hören Sie denn, meine Herren, daß wir uns hier über einem gut versehenen, seit Jahren mit Liebe und Sorgfalt aufgestapelten Waffenlager befinden, groß genug, um ein ganzes Bataillon polnischer Freiheitskämpfer im Handumdrehen trefflich zu bewaffnen. Es ist nur eines von dem halben Hundert in unserem Gouvernement, aber es scheint den Vorzug zu haben, zuerst in Aktion zu treten. Nur sehr wenige wissen von dem Geheimnis meiner Insel. Ich allein trage die Verantwortung. Sie haben tot hier in sicherem Verlies gelegen, diese guten Waffen, aber es ist höchste Zeit, daß sie lebendig werden. Eine hat bereits gesprochen, in der Hand des deutschen Fräuleins, das den Schuft zusammenschuß, der dies Geheimnis ausspionierte, um es zu verraten. Es war ein guter Anfang, Brüder.“

Lebhaft stimmte man ihm zu, und Gora rief: „Die Fortsetzung soll nicht schlechter sein, ihr Herren.“

„Die Fortsetzung steht vor der Tür,“ sagte Bialy. „Freunde, obwohl uns diese blödsinnigen Russen hier gut verwahrt hielten, habe ich all die Zeit Verbindung nach außen unterhalten können. Einige von euch kennen vielleicht den Namen Baranek.“

Wieder erschollen Stimmen des Beifalls.

„Nun, so freut euch. Dieser Patriot ist im Lager der Deutschen und lacht darüber, daß die so lange von ihm geführten Moskowiter einen Preis von zehntausend Rubeln auf seinen Kopf gesetzt haben. Schon vor Tagen hat er mich gedrängt, den Sturm zu entfachen, aber ich will es gestehen, daß ich noch zögerte, aus Sorge um Weib und Kind. Nun aber ist endgültig das Signal gegeben. Es war der Revolverchuß der jungen Dame, die den Verräter streckte. Spätestens morgen früh beim Appell wird die Tat kund werden. Es bleibt uns dann nichts übrig, als entweder unsere Mitgefangene Fräulein Keller als die Täterin auszuliefern . . .“

Rufe der Empörung und heftiger Widerspruch erklangen.

„Was selbstverständlich vollkommen ausgeschlossen ist,“ fuhr er lächelnd fort, „oder aber die schuftigen russischen Kommissärpöbel, die uns polnische Edelleute hier wie Hunde behandelten, zu überwältigen, im

Falle gar zu beseitigen. Dann verlassen wir die Insel, sorgen, daß wir die ganze Wache aufheben, und zwar so, daß die anderen Kommandos, die sich auf unseren Besitzungen wohl sein lassen und die Herren spielen, vorab von diesen Dingen hier nichts ahnen. Inzwischen werden meine Diener, Knechte und Waldhüter, wie ein gut Teil der Bauern bewaffnet sein, und wir können daran denken, die verstreuten moskowitzischen Abteilungen zu überfallen. Und wie hier, so wird es fast überall sein, wo sich ähnliche Waffenlager befinden. Wie ein Lauffeuer wird er durch ganz Polen gehen, dieser Ruf: Zu den Waffen!"

„Aber der praktische Erfolg?“ wandte einer bedenklich ein. „Dies alles geschieht doch im Rücken der russischen Fronten. Wie können wir gegen diese Übermacht ankämpfen? Es würde ein nutzloses Opfern.“

„Nur keine Sorge,“ beruhigte Bialy. „Wo Gefahr oder Gewißheit da ist, daß man sich durch ein Losschlagen nutzlos opfern würde, hält man sich ruhig. Es ist alles wohl bedacht. Wer sich hier, zwischen unseren Seen, Wäldern und Sümpfen, energisch festsetzt, der ist schwer wieder herauszubringen. Wisten sich zu den vorhandenen, verstreuten Kommandos größere Massen der zurückweichenden Russen ein, so wird alles, was hier polnisch heißt, der grausamen Willkür der Barbaren preisgegeben. Es ist dann auch Gefahr vorhanden, daß die der Gegend kundigeren Russen hier den Preußen ein ähnliches Schicksal bereiten, wie es diese der Narew-Armee in den Masurischen Seen bereiteten, worüber wir ja inzwischen hinreichend unterrichtet sind. Es handelt sich also darum, den Truppen des äußersten linken Flügels der geschlagenen Armee hier keine Gelegenheit zu geben, sich festzusetzen und so Fühlung mit ihrem Zentrum oder dem rechten Flügel der weiter südlich operierenden russischen Armee zu behalten oder zu gewinnen. Nein, die Deutschen müssen hier einen guten Stützpunkt finden, und bei dem energischen Nachschub, über den sie verfügen, Gelegenheit haben, im Falle nach zwei Richtungen russische Heeresflügel zu umgehen. Brüder, dieser Gefahr werden die Moskowiter zu entweichen suchen, und unsere Gegenden werden, hoffentlich für immer, frei von der Bande. Die glorreichen deutschen Armeen werden schon dafür sorgen, und die braven Österreicher und Ungarn werden von Süden her dreinschlagen. Ein Hurra unseren nahenden Befreierern vom Moskowiterjoch!"

Mit wilder Begeisterung stimmten alle ein.

Da vernahm Herr v. Sakowitschi, der einem der Fenster an der nicht vom Scheinwerfer aus dem Schlosse beleuchteten Pavillonseite nahe saß, plötzlich ein leises Klopfen gegen die Scheibe. Erstaunt blickte er auf und sah in ein von tiefenden Haaren um-

gebenes Gesicht. „Alle Wetter, der Wassergeist!“ rief er erstaunt, und sich schnell erhebend und hinaussehend, meldete er: „Weiß der Teufel, ein total nackiger, pudelnasser Kerl, soviel man in der Dunkelheit erkennen kann. Was soll das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, daß irgend etwas Wichtiges vor sich geht, wenn mein Wassergeist eher hier auftaucht, als ich ihn sonst erwarten darf,“ sagte Bialy, eilte ans Fenster und öffnete es.

„Ich bin es, Herr! Ich wußte mich nur so bemerklich zu machen. Es ging nicht anders,“ sagte der Nackle vor dem Fenster.

„Es sind keine Verräter unter uns, Kapusti,“ entgegnete Bialy. „Steig' nur herein. Aber hier, zieh' dir die Decke über den Kopf.“ Er reichte eine der als Poncho verwendeten Wolldecken hinaus. Der Diener steckte den Kopf hindurch und kletterte in seinem seltsamen Aufzug über die niedere Fensterbrüstung in den Saal. Dann raffte sich der Frierende zusammen und meldete: „Man hat auf der Wache etwas wie einen Schuß gehört. Marinka, das Stubenmädchen, das den Unteroffizier gründlich an der Nase herumführt und mir alles berichtet, stand gerade mit dem Russen zusammen. Da sagte er, er würde gleich, nachdem die Wache abgelöst sei, noch einmal zur Insel herüberfahren und sehen, was die polnischen Schweine — ja, so hat er sich erfrecht, von den gnädigen Herren zu reden! — für Unfug anstifteten, und wie sie zu einer Schießwaffe kämen. Er würde ihnen den Übermut schon vertreiben. So habe ich mich denn fortgeschlichen und bin hergeschwommen, die gnädigen Herren zu warnen.“

„Freunde, nichts Besseres könnte uns passieren,“ rief Bialy freudig. „Das Schicksal selbst arbeitet uns in die Hände. Im Dunkel der Nacht werden wir gänzlich unbemerkt die Schufte überwältigen können, werden ebenso unbemerkt ans Land rudern und die Wache und die ausgestellten Posten gleichfalls unschädlich machen. Hier unser wackerer Schwimmer aber wird sich in einen listigen Wanderer umwandeln und in der Nacht noch aufbrechen, um wichtige Botschaft ins preußische Lager zu tragen.“

„Und der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn nicht begleite!“ rief der Inspektor Müller. „Freunde, ich bin ein alter Jäger. Ich sehe im Dunkel wie eine Eule, ich schleiche wie eine Katze und marschiere mit jedem um die Wette. Ich kenne unser Seengebiet in weitem Umkreise wie meine Hosentasche. Hurra, ich werde unseren Truppen den Wegweiser machen!“

„Bravo!“ lobte Bialy. „Aber eines nach dem anderen. Einige von uns mögen einen stillen Mann in den See versenken, wohin er gehört, und einige andere mögen mir folgen, um Waffen herzuholen. Auf, wir haben keine Zeit zu verlieren. Sei, werden

die Russen aber Augen machen, wenn sie in ihrem Nachen landen und unsere blitzenden Säbel und die Mündungen unserer Pistolen sehen. Unsere Stunde ist gekommen und jetzt halten wir Appell ab. Nieder mit den Hundst!"

30.

Der Anschlag der Gefangenen auf die kontrollierenden Soldaten war geglückt. Die beiden russischen Kahnführer waren gefangen, dem wachhabenden Unteroffizier, der sich zur Wehr setzen wollte, wurde durch einen Hieb mit einem polnischen Krummsäbel, den Herr v. Gora führte, der Schädel gespalten. Einige der bisher Gefangenen blieben zur Bewachung auf der Insel zurück, die übrigen, auch die beiden Damen, wurden übergesetzt.

Mit Energie und Schnelligkeit ordnete Bialy nun alles an, was zu geschehen hatte. Ohne viel Lärm wurden die Dienerschaft und die Knechte zusammengebracht und bewaffnet. Zunächst wurden die um den See aufgestellten Posten angegriffen und meistens niedergemacht. Nur einer von den Soldaten, durch Schüsse aufmerksam geworden, konnte entfliehen und schließlich sich fort, um die nächste, eine gute Stunde entfernt in einem Dorfe liegende Truppenabteilung zu warnen. Inzwischen wurden Boten abgeschickt, um das ganze umliegende Gebiet zu alarmieren und die Bewaffnung der Bevölkerung in die Wege zu leiten. Einige der befreiten Gefangenen, deren Güter nicht weit entfernt waren, rückten ab, andere blieben auf Naparstek, das, als ein zur Verteidigung gegen geringere Infanterieabteilungen wohl geeignetes und durch die kleine Inselbefestigung überdies gedecktes, festes Schloß, einen guten Stützpunkt bot. Kapusti, der getreue Schwimmer, hatte sich alsbald aufgemacht, um deutsche Hilfe herbeizuholen. Inspektor Müller, der ihn erst begleiten wollte, nahm sich das beste Pferd des Gutes, das sich der wachhabende Unteroffizier bereits requiriert und gegen seinen ruppigen Gaul eingetauscht hatte, und ritt davon, wählte aber einen anderen Weg als der Gärtner, damit die Möglichkeit, daß wenigstens einer durch das wahrscheinlich von zurückgedrängten russischen Truppen besetzte Gelände bis zu den preußischen Vorposten gelange, verstärkt werde. Bialy aber richtete alles zu einer Verteidigung seines Schlosses her und wies seiner zeternden Gemahlin, die sich über das herrliche Auftreten des russischen Wachtkommandos und über die Räubereien der Soldaten in heftigen Klagen erging, seinem Töchterchen und Irene Wohnung im „Fingerhut“ an, dem festen Turme, der in früheren Zeiten schon bei gelegentlichen Belagerungen eine wackere Rolle gespielt hatte. Es war nicht daran zu denken, die Frauen nach auswärts in Sicherheit zu schaffen.

Der andere Tag brachte zunächst noch keine Überraschungen. Nur ein Duzend Bauern aus der Um-

gend rückte heran, wurde bewaffnet und verstärkte die kleine Besatzung des Schlosses. Sie brachten das Gerücht mit, daß sich die in der Gegend verstreuten russischen Wachtkommandos zusammengezogen hätten, um nordwärts aus dem Aufruhrgebiet zu entweichen und sich mit dem zurückgehenden linken Flügel der geschlagenen Armee zu vereinigen. So verwahrte man denn das Schloß noch besser, gab allen Wehrfähigen einen Posten, verammelte die Tore des Wirtschaftshofes, füllte die gewöhnlich trocken liegenden, halb verfallenen Gräben durch Zuleiten von Wasser aus dem See, verproviantierte auch die von Herrn v. Gora befehligte Wache auf der Insel ausreichend und harrete der kommenden Dinge. Aber es ließ sich nichts Feindliches sehen, und die Turmfalken zogen wie gewöhnlich ihre Kreise um Naparstek, die Fische sprangen im See, die Hühner scharrteten friedlich auf dem Mist und die Pfauen schlugen ihr Rad oder kündeten durch ihr Geschrei Regen an.

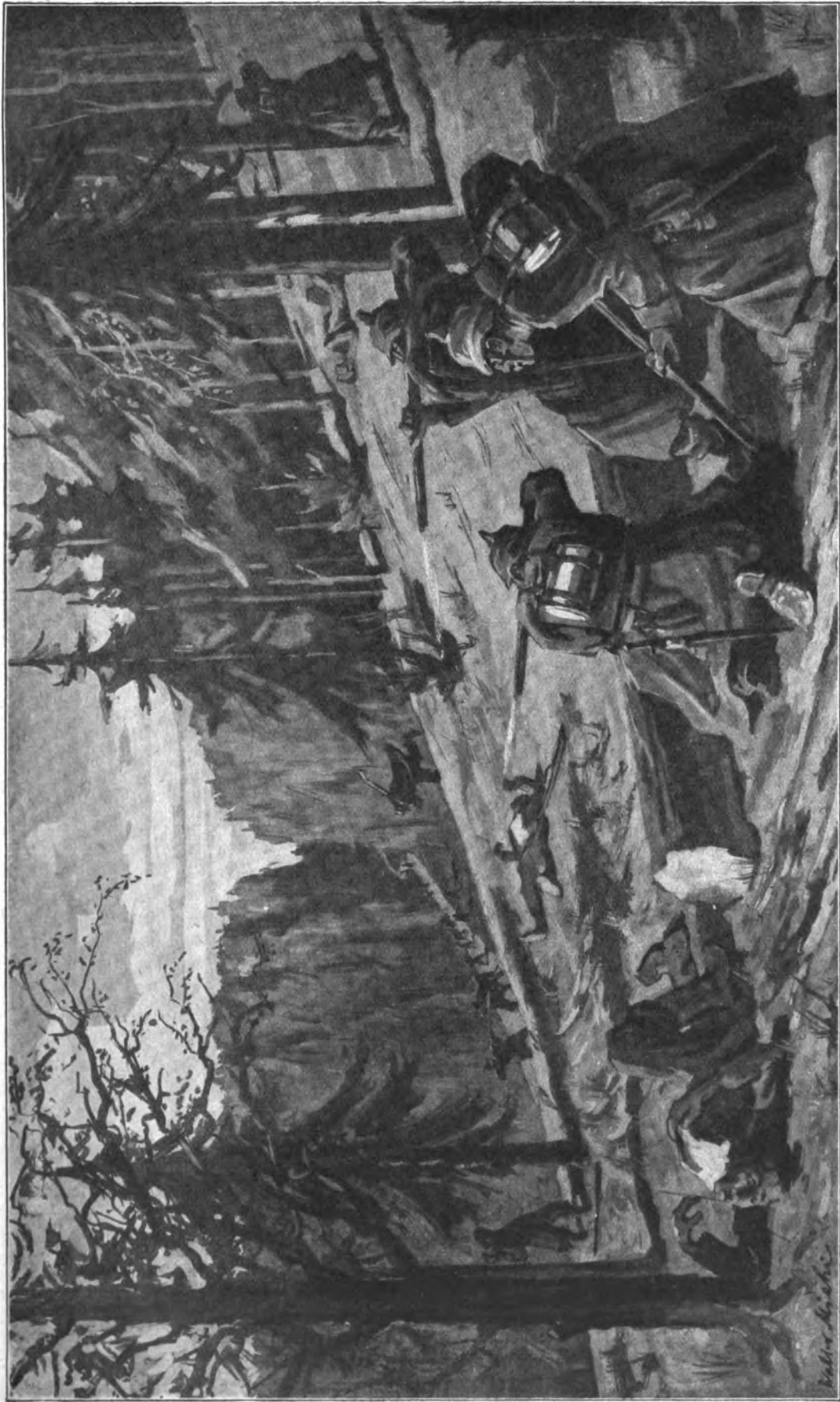
Inzwischen war Inspektor Müller nach fast achtstündigem, angestrengtem Ritt, oft zu weiten Ausweichungen gezwungen und einmal sogar verfolgt und beschossen, bei den preußischen Vorposten angelangt. Eine Mannenpatrouille nahm sich seiner an und führte ihn einer Feldwache zu. Der Kommandierende hörte mit lebhaftem Interesse den Bericht des Inspektors an, der aber durch das Eintreffen der Ablösung unterbrochen wurde.

Plötzlich stürzte Müller auf einen Mannenunteroffizier zu und rief freudig und erstaunt: „Do schlag doch Gott den Döwel dod! Sün Sei dat, Herr Gehrkens?“

„Ja, das könnte schon stimmen,“ lachte Kurt.

„Ja, mein werter Herr,“ wandte sich der wachhabende Leutnant an Müller, „der Kriegsfreiwillige Gehrkens ist uns auch so vom Himmel geschneit, und ich meine, wenn sich die höheren Instanzen für einen schnellen Vorstoß ins Gebiet Ihrer modernisierten Senfemänner entschieden, wäre er der gegebene Patrouillenfürher. Na, erzählen Sie dem Manne, was Sie zu erzählen haben, während ich meinen Bericht über Ihre Meldung ans Kommando mache. Wird heut wohl noch ein scharfes Reiten werden.“

Die erste Frage, die Kurt an den Inspektor richtete, war die nach Irene. „Dat 's 'ne höllische Dearn, das Fräulein Keller,“ berichtete Müller mit Bewunderung. „Hätten wir die nicht bei uns gehabt, so stünde ich jetzt wohl nicht hier. Dat mit eigener Hand einen schabigen russischen Spion, der sich unter uns eingenistet hatte und der sie bedrängte, zusammengeschossen. Ja, ihr haben wir Inhaftierten von der Insel zu Naparstek es wahrscheinlich zu verdanken, daß wir nicht alle an den Galgen gekommen sind, daß wir vielmehr jetzt mit den Waffen in der Hand



Ein Walzkampf in den Bogenen. Für Reclams Univerſum gezeichnet von Walter Mebe.



den russischen Barbaren entgegentreten können. Wenn ihr uns dabei helft, säubern wir unser Gebiet von ihnen. Mein Ritt hierher ist für die preussischen Vortruppen so gut wie ein Aufklärungsritt.

„Ich muß tun, was ich geheißt werde.“ Aber warten Sie nur, lieber Müller, Sie werden sehen, daß ich 'ne Patrouille zu führen krieg', und dann durch nach Naparstek.

Meldungen flogen inzwischen hin und her. Es erwies sich auch, daß Kapusti bereits vor einer Stunde, ganz erschöpft von seinem langen Marsch, auf preussische Vorposten gestoßen war. Den Vorteil der polnischen Unterstützung und guter, ortskundiger Führung in schwierigem Gelände konnte man sich natürlich nicht entgehen lassen, und so erfolgte denn auch bald Befehl zu weiterem energischem Vorrücken, und Kurt erhielt eine starke Patrouille, um die Lage in der Gegend von Naparstek zu erkunden.

∞

In Naparstek verbrachte man den Tag in Spannung und Sorge. Selbst wenn die ausgesandten Boten rechtzeitig bei der preussischen Linie eintrafen und wenn dem Verlangen der polnischen Revolutionäre sogleich Folge gegeben wurde, konnte kaum vor dem Spätnachmittage Hilfe eintreffen. Und dabei lag das Schloß so, daß sich die durch den Aufstand beunruhigten und sich zurückziehenden russischen Detachements, die sich mit der Haupttruppe vereinigen wollten, in dieser Gegend vorüberziehen mußten.

Herr v. Bialy war unermüdet, sich auf einen Besuch der Russen vorzubereiten. Seine Vorsicht war nicht überflüssig, denn nachmittags erschien eine kleine Infanterieabteilung und forderte energisch Einlaß, schon wütend durch den Umstand, daß ihnen die Tore nicht weit geöffnet standen.

Die Ungestümen erhielten die Erwiderung, es sei keine Einquartierung angemeldet und das Betragen der Russen sei nicht derart im Lande gewesen, daß man ihnen vertrauensvoll Gastfreundschaft gewähren könne. Der kommandierende Leutnant schäumte wie ein Eber, aber er zwang sich doch noch zu der Vorstellung, es scheine eine Rebellion ausgebrochen zu sein. Wenn man sich nicht der Mithilfe verdächtig machen und die schweren Folgen tragen wolle, solle man sofort den Truppen Aufnahme gewähren.

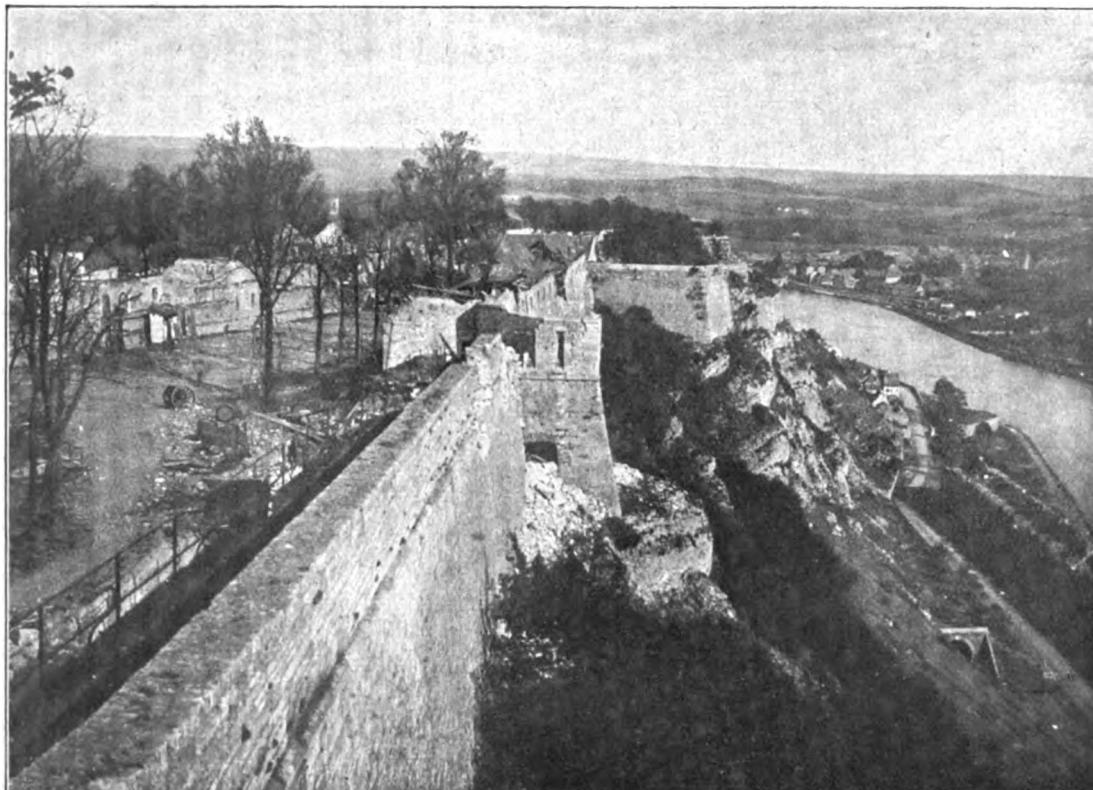
Man wisse nicht, wer mehr zu fürchten sei, die wegen der Aufzählung der Truppen empörte Bevölkerung oder die Truppen, lautete der Entscheid, den ein Oberknecht Bialys aus einem Stallfensterchen neben dem geschlossenen Tor des Wirtschaftshofes erteilte. Er hatte das letzte Wort noch nicht gesprochen, da piff auch schon eine Kugel an seinem Kopf vorüber und schlug hinter ihm in die Wand.

„Zurück mit euch! Wir sind gut vorgeesehen.“ tönte eine unsichtbare Stimme, aber ein wildes Ge-

brüll der Soldaten antwortete. Neue Schüsse fielen, und sie machten sich bereit, das Tor zu stürmen, als sie Feuer erhielten, das einige verwundete und dem Leutnant die Tellermütze vom Kopf riß. Die Angreifer zogen sich daraufhin etwas zurück und suchten Deckung hinter einer Gartenmauer, von wo aus sie die Fenster des Schlosses eine Weile beschossen. Aber einsehend, daß sie damit den Widerstand nicht brechen würden, verteilten sie sich und gingen von allen Seiten zum Sturm vor. Und wenn auch mehrere fielen, so dauerte es doch nicht lange und einige waren durch eingeschlagene Stalltufen und Seitentürchen eingedrungen, setzten sich im Hofe fest und hieben, da sie keinen der Verteidiger erwischen konnten, einen armen, halb idiotischen Schweinehirten zusammen, den sie hinter einer Kiste hervorgezogen hatten. Der scheußliche Vorgang blieb nicht ungerächt. Aus dem oberen Stockwerk des Schloßturmes fiel ein Schuß, der einen der Barbaren niederstreckte. Und ehe sie sich decken konnten, verwundete eine zweite Kugel einen anderen schwer. Irene hatte mit Entsetzen zugehört, wie die Kerle den armen Knecht hervorzerren und ihn verstümmelten. Kaum wissend, was sie tat, schoß sie die Flinte ab. Und als der Schuß gefallen, da war es, als ob alle Angst und Scheu plötzlich von ihr genommen sei, und nun handhabte sie das Militärgewehr, trotz des kräftigen Stoßes, den sie beim Schuß gegen die Schulter erhielt, bald mit kühler Gelassenheit. Vorsichtig spähte sie aus allen Fensterchen ihres Zimmers, die fast wie Schießscharten in der meterdicken Wand saßen, und bemerkte, daß auf der Westseite des Schlosses, nach dem See zu, einige Russen versuchten, dort die verammelte Tür, die auf die vorliegende Veranda führte, einzuschlagen. Sie beugte sich weit aus dem Fensterchen vor, um schießen zu können. Da fielen von der Insel, deren kleine Besatzung Bialy durch ein Signal auf die Gefahr aufmerksam gemacht hatte, einige Schüsse und veranlaßten die Angreifer, sich zurückzuziehen. Irene feuerte gegen einen der Zurückweichenden und verwundete ihn, denn er konnte sich nur hinkend retten, aber ein Gefährte wandte sich um, legte auf Irene an und traf sie in den Arm, der das Gewehr hielt. Die Kugel hatte ihr die Fleischteile des Unterarms durchschlagen. Sie fühlte einen stechenden Schmerz, aber sie merkte, daß die Wunde wenig gefährlich war und versuchte sie mit Hilfe einer Magd, die mit im Zimmer weilte und, auf den Knien herumrutschend, verzweifelt Gebete murmelte, zu verbinden.

„Was brauchen Panna auch zu schießen,“ wimmerte die Dienerin. „Frauen sollen nicht schießen, Frauen sollen beten.“

„Deutsche Frauen schießen auch, wenn's not tut, Kasimira, und ich denke, daß auch Polinnen Waffen zu führen wissen,“ entgegnete Irene.



Die Trümmer der Maasforte Sivot an der belgisch-französischen Grenze. Die Bergseite wurde anfangs September durch die österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Wörlerbatterien zusammengeschoffen und ergab sich, als weiterer Widerstand unmöglich war.

Inzwischen hatte es den Anschein gewonnen, als wenn die Russen in ihrer Obermacht des Widerstandes Herr würden. Aus einer Scheuer im Wirtschaftshofe schlugen Flammen empor. Die Verteidiger des Schlosses waren fast sämtlich aus den Nebengebäuden ins Schloß selbst zurückgedrängt. Schon waren einige der Russen dort eingedrungen und zwangen, wenn auch unter Verlusten, die Polen, sich durch das Treppenhaus gegen den Turm zurückzuziehen. Da wurde es plötzlich lebendig zwischen den Kiefernstämmen des nahen Waldes. Hell ertönte eine Stimme: „Zur Attacke Lanzen gefällt! Vorwärts marsch!“ und alsbald wurden die Russen, die noch im Hofe gedeckt standen und die Fenster unter Feuer hielten, plötzlich durch ein lautes Hurrageschrei und Hufschläge erschreckt. Aber die Trümmer des von den Russen eingeschlagenen Hoftores stürmte, von einem laut bellenden Jagdhund begleitet, eine preussische Mänonpatrouille mit gefällten Lanzen in den Hof. Der Überfall kam so plötzlich, daß die Russen nicht einmal mehr zum Abfeuern ihrer Gewehre kamen. Sie warfen sie von sich, suchten in panischem Schrecken ein Versteck, liefen wie die Mäuse rings an den Mauern entlang, bis sie, auch von der aus einem Fenster herabgesprungenen Logge des Schloßherrn bedroht, in einer Ecke zusammen-

getrieben, die Hände in die Höhe streckten und sich ergaben.

„Die Gefangenen auf die Tenne dort! Einer genügt, sie zu überwachen. Für uns gibt's, wie's scheint, im Schloß noch mehr zu tun!“ befahl Kurt, der die Patrouille führte. Aber schon trottete der Inspektor Müller auf seinem abgekehrten Gaul heran und rief: „Die Gefangenen übernehme ich!“ Er stellte sich mit dem Revolver in der Faust an der Tür der Tenne auf, in der ein halbes Duzend der schnell entwaffneten Gefangenen sich zum Zeichen ihrer völligen Ungefährlichkeit platt auf den Boden warfen.

Die Mänonen waren unterdes abgeseffen und kletterten, während einer die Pferde hielt, durch ein von den Russen eingeschlagenes Fenster, die Karabiner schußbereit, in das Schloß, aus dessen inneren Räumen Kampfschrei erscholl und vereinzelte Schüsse fielen. Durch die Gemächer hineinleitend, überraschten sie einige, die eben dabei waren, Schränke und Kommoden aufzubrechen und zu plündern. Sie wurden zusammengehauen oder gefangen genommen. Und weiter stürmten die Mänonen, gelangten durch das Treppenhaus in den zweiten Stock, wo am Ende eines langen Flurs einige Russen mit Beilen und Gewehrkolben dabei waren, eine feste, in den Turm führende Tür einzuschlagen. Sie waren so eifrig bei

der Arbeit, daß sie die Feinde erst merkten, als einige unter den Karabinerschüssen der Mlanen zusammenstürzten. Starr vor Entsetzen baten die anderen um Gnade und wurden abgeführt.

„Jetzt überall Nachschau halten ob sich nicht noch einzelne Kerls irgendwo verkrochen haben, und dann dem Feuer im Hof auf den Leib gerückt. Es wird bald Hilfsmannschaft frei werden,“ befahl Kurt. Dann stieß er mit dem Säbelknauß gegen die schwere, mit dicken Eisennägeln noch verstärkte eichene Zugangstür zum dicken Turme, die von innen her von einigen Kugeln durchbohrt war, und rief laut: „Hallo, ihr da innen, Verteidiger von Naparstek, ein preußischer Mlan bittet die tapferen Polen um Einlaß.“

Drinnen erhob sich ein lautes Freudengeschrei, und die Stimme des Herrn v. Bialy ertönte: „Hurra den Verbündeten! Aber Geduld, wir müssen die Barrikade noch forträumen.“

Schwere Möbelstücke wurden beiseite geschoben, die Tür öffnete sich, dann umringten die Polen jubelnd den preußischen Reiter, umarmten ihn, schüttelten ihm die Hände, und etliche der bewaffneten Dienerschaft warfen sich nieder und küßten die schweren Reiterstiefel.

„Das war Hilfe in der Not!“ rief Bialy. „Die Kerle selber wären unserer nicht Herr geworden, aber ich fürchte, sie hätten das Feuer zur Hilfe geholt.“

„So helfen Sie meinen Leuten, es zu bekämpfen. Die Brandstifter sind gefallen oder in unseren Händen,“ sagte Kurt. Da erst erkannte ihn Bialy.

„Träume ich nicht, Sie, Herr Gehrkens?“ rief er, Kurt an den Armen fassend und ihm ins Gesicht sehend.

„Ja,“ lachte Kurt, „ich kann es nicht leugnen, ich bin es selber. Es war mir die liebste Aufgabe, nach Naparstek zu reiten. Mir scheint, ich bin gerade noch recht gekommen. Aber wo sind Ihre Damen?“

„Um alles in der Welt,“ schrie Bialy, „meine Frau stirbt ja vor Angst droben in ihrem Turmzimmerchen. Kommen Sie, kommen Sie, daß wir ihr die Rettungsbotenschaft bringen.“

Schon eilte er voraus, die schmale Wendeltreppe zu den oberen Stockwerken hinan.

„Ist nicht noch eine andere Dame bei ihr?“ erkundigte sich Kurt, hinter ihm hereilend.

„Freilich, freilich, Ihre Landsmännin, Ihre Nachbarin. Sie hat sich bei uns zu einer germanischen Heldin entwickelt. Hier in diesem Zimmer steht sie auf Posten. Bringen Sie ihr selber die Befreiungsnachricht und führen Sie das Fräulein zu uns hinauf,“ antwortete der Schloßherr, weiter die Treppe hinanhaftend. Kurt aber pochte an die bezeichnete Tür und rief: „Gute Freunde, Fräulein Irene, und gute Botenschaft! Öffnen Sie nur unverzagt.“

Da wurde ein Riegel zurückgeschoben und die Tür geöffnet, und Kurt stand vor Irene. Erst fuhr sie erschrocken zurück, als sie den Mlan erblickte, indes unter einem Bett die Augen Kasimiras entsezt hervorstarren und aus dem Kissen zwei Kinderbeinchen ragten.

„Aber Irene, Fräulein Keller — erkennen Sie mich denn nicht?“ fragte er vortretend.

Einen Augenblick sah sie ihn starr an, dann klang es wie Jubel, als sie rief: „Kurt!“ um sich gleich, verlegen werdend, zu verbessern: „Herr Gehrkens, Sie, Sie?“

„Ja, Irene, ich. Aber jetzt nicht mehr der Weltbürger und naturalisierte Russe, sondern nichts als ein simpler, preußischer Mlanenunteroffizier.“ Und ihre Hand ergreifend, fragte er leise: „Werden Sie auch den fortschicken, wenn er Sie wieder fragt, was der — nun, der andere Kurt Gehrkens, Sie einmal gefragt hat?“

Da schluchzte sie laut auf: „Ach, Kurt, Kurt, ich hab' ja schon so viel, so sehr viel geweint, daß ich einmal so hart zu Ihnen war.“

„Und jetzt, jetzt wollen Sie lieb zu mir sein, Irene?“ sagte er in unterdrücktem Jubel.

Da warf sie die Arme um seinen Hals und weinte an seiner Brust.

E n d e.

## Kriegsfriihling.

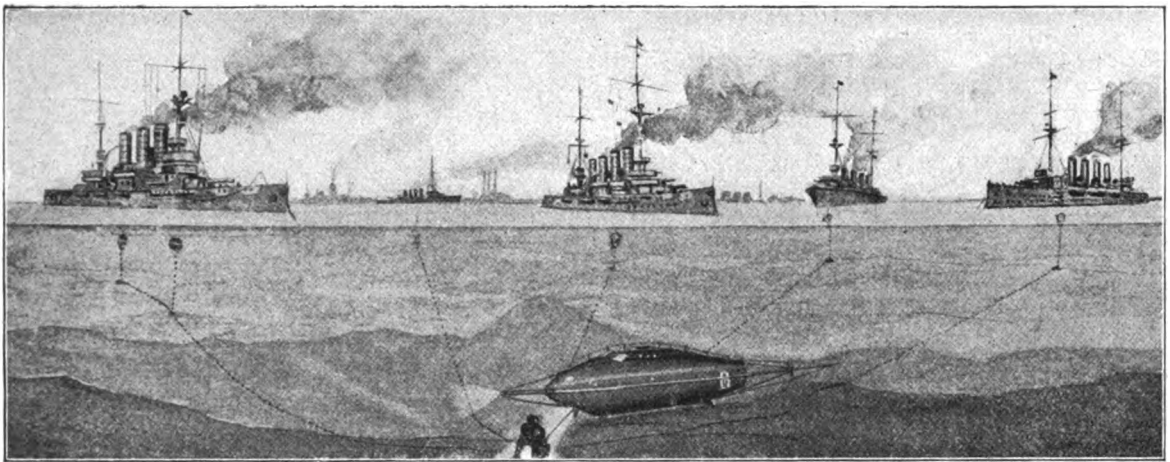
Kinder spielen unterm Fenster  
auf dem weitgeschwungenen grünen Hügel,  
und darüber spannt ein warmer  
Frühlingstag die märchenblauen Flügel.

Stare pfeifen, Wolken eilen,  
erstes Keimen lockert schon die Erde;

vor der Mauer an der Stalltür  
pußen Fahrer schwabend ihre Pferde.

Stiller Frieden, Bild der Heimat,  
wenn nicht immerfort das eine wäre:  
dieses Donnern der Kanonen  
und das ferne Knattern der Gewehre.

Leutnant Günther Pögg.



Unsichtbare Unterseeboote beim Legen von Seeminen unter feindliche Schiffe. Die Minen werden von dem auf dem Meeresboden festliegenden Unterseeboot aus, mit dem sie verbunden sind, gleichzeitig zur Explosion gebracht und vernichten die Schiffe.

## Ein unsichtbares Unterseeboot.

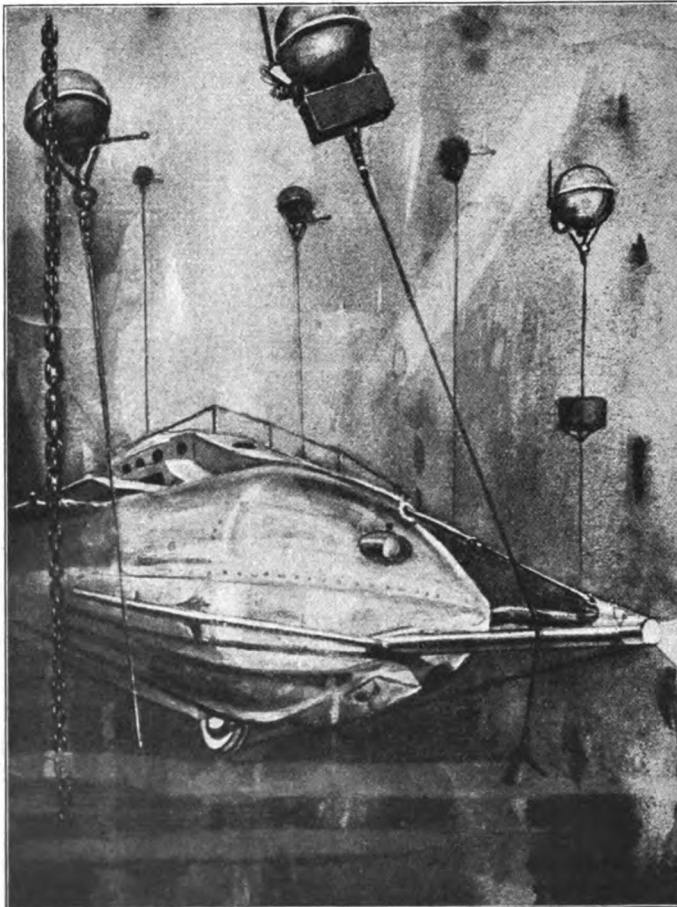
Von Dr. Alfred Gradewitz.

Mit vier Abbildungen nach dem „Scientific American“.

Geht, wo die Unterseeboote der deutschen Marine — nach ihren hervorragenden Leistungen der ersten Kriegsmonate — zu noch größerer Rolle berufen sind, erscheint die Frage am Platze, ob im Bau derartiger Boote noch wesentliche Vervollkommnungen denkbar sind. Zunächst ist es — wenn auch die Verschiedenheit der Operationsbedingungen den Vergleich erschwert — wohl zweifellos, daß die Konstruktion unserer Unterseeboote der englischen überlegen ist. Wollen wir aber erkennen, was noch zu leisten ist, so müssen wir unseren Lesern das bisherige Konstruktionsprinzip des Unterseebootes zunächst kurz vor Augen führen.

Ein Unterseeboot hat einen zigarrenförmigen Rumpf aus erstklassigem Stahl; alle Verbindungen (Nähte, Riete usw.) sind ganz besonders dauerhaft, da das Boot zeitweise unter Wasser fährt, und zwar häufig in beträchtlicher Tiefe, wo es ungeheuren Wasserdruck aushalten muß. Wenn das Boot an der Wasseroberfläche fährt, wird es von starken Explosionsmotoren angetrieben; in untergetauchtem Zustand erhält es seinen Antrieb hingegen von Elektro-

motoren, die aus Akkumulatorbatterien Strom beziehen. Sobald diese Batterien aufgebraucht sind — meistens nach mehreren Stunden —, muß das Boot wieder auftauchen. Die Fahrtgeschwindigkeit unter Wasser ist geringer als die an der Oberfläche.



Ein Unterseeboot, das auf dem Meeresboden durch ein Minenfeld fährt und die verankerten Minen losreißt bezw. die Ankertetten und Drahtseile durchschneidet.

Wie wird nun aber das Untertauchen des Bootes bewirkt? Durch Öffnen von Ventilen wird Wasser in die Behälter eingelassen, und zwar zunächst so viel, daß ein geringer Auftrieb übrig bleibt und das oberste Ende der Kommandobrücke gerade noch aus dem Wasser herausragt. Soll auch dies vermieden werden, so wird noch etwas Wasser nachgelassen; dann sinkt das Boot gänzlich unter, und nur das Periskop, die Ausguckvorrichtung, ragt über die Wasseroberfläche hinaus. Die Mannschaft hat, solange das Boot untertaucht und jede Verbindung mit der Außenatmosphäre aufgehört, natürlich nur die Innenluft zum Atmen, doch reicht diese Luft im allgemeinen etwa 24 Stunden aus. Außerdem besitzt jedes Unterseeboot jedoch so viel Druckluft, daß es eventl. mehrere Tage davon zehren kann. Ähnlich wie Luftschiffe und

Flugzeuge haben Unterseeboote zweierlei Steuer: Höhensteuer zum Auf- und Niedergehen und Horizontalsteuer zum Wenden nach rechts und links. Das Periskop, die Ausguckvorrichtung — sozusagen das Auge des Unterseebootes —, ist auch sein wunder Punkt: trotz aller Unauffälligkeit kann die herausragende Spitze nämlich doch vom Feinde gesichtet werden. Es ist ein senkrechtcs Rohr mit Linsen und Spiegeln im Innern, durch das die äußere Umgebung wie im Fernrohr sichtbar ist.

Wirksame Mittel zum Schutz gegen die Angriffe von Unterseebooten gibt es bisher nicht. Was man auch vorgeschlagen hat (Unterteilung der Kriegsschiffe in viele wasserdichte Kammern, die Anbringung eines Innenpanzers, häufiger Kurswechsel, fleißiger Ausguck — namentlich mit Wasserflugzeugen —, um das Nahe des gefährlichen Feindes eventuell zu erfassen, und schleunige Flucht mit der überlegenen Geschwindigkeit des Schlachtschiffs), alles nützt doch nur in bestimmten Fällen. Schneller Angriff mit Torpedozerstörern hat immerhin einige Aussicht auf Erfolg. Zum Schutze der im Hafen verankerten Kriegsschiffe legt man Minen aus und umgibt die Schiffe mit Schutzseilen und Stacheldrähten.

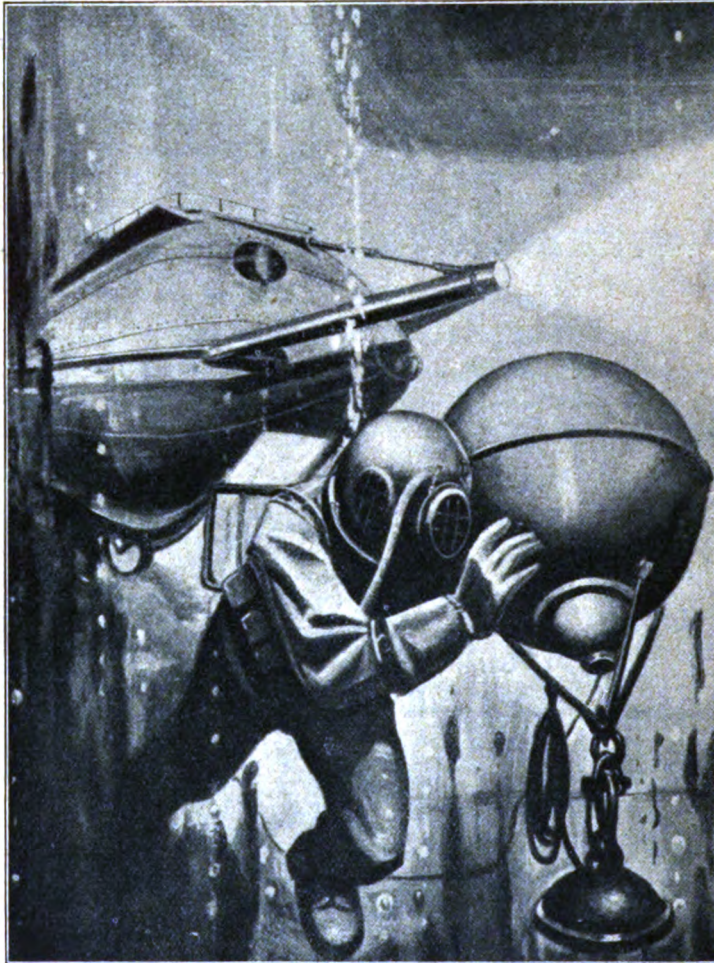
Simon Lake, wohl der bedeutendste Erfinder auf dem Gebiete des Unterseebootes, hat es sich nun angelegen sein lassen, durch Verbesserungen der Konstruktion auch diese Verteidigungsmöglichkeiten zu beseitigen und das Tauchboot zu einer sozusagen unfehlbaren und unbezwinglichen Waffe zu machen. Zu diesem Zwecke hat er es so eingerichtet, daß es sich ohne Periskop orientieren kann und daher gänzlich unsichtbar bleibt. Ferner kann sich das Boot wie ein Motorwagen über den Meeresboden bewegen und daher ungefährdet in jeden Hafen eindringen. Das neue Unterseeboot besitzt zu diesem Zwecke — abgesehen von anderen Konstruktionseinzelheiten, die noch nicht bekannt sind, aber das Prinzip selbst kaum berühren — an seiner Unterseite Laufräder. Wenn es in seichtem Wasser auf dem Grund aufsteht, so drückt es gegen diesen immerhin so kräftig, daß es durch Meeresströmungen nicht aus seinem Kurs abgelenkt werden kann. Das Boot gleitet also wie ein Automobil über den Meeresboden und besitzt noch den Vorzug, daß sein Gewicht zum größten Teil durch den Auftrieb im Wasser

ausgeglichen ist und steile Steigungen und andere Terrainhindernisse daher ungleich leichter genommen werden als an Land.

Schwierigkeiten stellten sich freilich insofern heraus, als sich das Unterseeboot in seichtem Wasser bei starkem Seegange heftig auf und nieder bewegte. Um es daher dem Einfluß des Wogenganges zu entziehen, befestigte der Erfinder die Räder an nachgiebigen Armen und brachte außerdem einen Zylinderpuffer an. Auf diese Weise kann der Rumpf des Bootes jetzt ungehindert auf und nieder

schwimmen, ohne daß die Räder auch bei schneller Fahrt ihren Zusammenhang mit dem Meeresboden verlieren.

Umfangreiche Versuche haben bewiesen, daß das neue Unterseeboot ungehindert durch Minenfelder hindurch und in Häfen eindringen kann; während sich andere Tauchboote mit Hilfe ihres Periskops orientieren müssen und dabei Gefahr laufen, entdeckt zu werden, bleibt das Lakesche gänzlich unsichtbar. Trotzdem jeder äußere Zusammenhang mit der Umgebung fehlt, lassen sich alle Daten für den Kurs des Unterseebootes leicht bestimmen. Die zurückgelegte Entfernung ergibt sich nämlich aus der Umlaufzahl der Räder, die ähnlich wie bei einem Tachometer gemessen wird; ein Druckmesser (Manometer) liefert die Wassertiefe und der Kompaß die genaue Richtung; kurz, mit einer guten Schiffskarte kann das



Ein Taucher legt und verankert von einem Unterseeboot aus Seeminen vor feindlichen Häfen.

Boot ebenso sicher steuern wie ein an der Meeresoberfläche fahrendes Schiff. Bei vorsichtigem Fahren kann man sozusagen schrittweise das Terrain sondieren und alle Minen mit Sicherheit vermeiden.

Beim Durchgange durch ein Minenfeld kann das neue Unterseeboot mit seinen Schutzarmen (am Borderteil) leicht die Ankertafel beiseite schieben; es kann Minen wegräumen und mit seinen vorspringenden Armen unter den Drahtnetzen hingleiten, die gewöhnlichen Tauchbooten den Zugang zu den Schiffen im Hafen versperren. Mit einem Worte, die sonst wirksamen Verteidigungsmaßregeln sind dem neuen Boote gegenüber machtlos. Es kann aber auch seinerseits zum Legen von Gegenminen benutzt werden, durch die alle im Hafen verankerten Fahrzeuge im gegebenen Augenblick in die Luft gesprengt werden. Das Auslegen dieser Minen besorgt der Taucher, der aus der Klappentür im Borderteil des Unterseebootes heraustritt.





Im Lande des Heiligen Krieges: Stadt und Golf von Tunis.

## Des Korans Sieg.

Eine Skizze aus Tunis. Von Elisabeth Biermann.

Tiefgolden versinkt die Abendsonne in den smaragdgrünen Bogen des Golfes von Tunis. Am Strande des Dorfes Salambo, das neben vielen anderen kleinen Ortschaften am Meere gelegen ist, spielen nackte Kinder im diamantglitzernden Sande. Die Pinien, die den Marabou eines Heiligen umschließen, seufzen leise im Abendwind. Hinter ihnen dehnen sich die weißen Mauern des Palastes des Abdul ben Melek, des reichen Mohammedaners, der als Oberst im französischen Solde steht. Aus reinem Marmor sind die Quadern seines stolzen Hauses gefügt. Die Innenräume sind von Kuppelgewölben überdacht, die von dunkeln blauen Schleiern überzogen werden, in die, Tautropfen gleich, bunte Mosaiken wie Diamanten verwoben wurden. Räucherwerk steigt in zarten Schlangenlinien aus goldenen Behältern und verbreitet einen süßen, einschläfernden Duft. Auf schweren, buntgewirkten Teppichen, die von Silberfäden durchzogen sind, sitzt im Vorhof die Schar blinder Musikanten, die zu eigenartigen Instrumenten schwere, eintönige Melodien summen. Diese steigen hinauf zu dem Gemach der schönen Herrin Subida, die im Scheine rosafarbener Ampeln des Gatten harret, während durch das Gitterwerk des Fensters verstohlen Silberfäden des goldenen Vollmondes spielen und ihren Nacken umfosen. Stunde um Stunde wartet sie vergeblich Abdul ben Meleks, der sich mit Freunden treffen wollte, um Neuigkeiten zu erfahren über den großen Krieg in Europa, der nun auch ihre Küste bedroht.

Von Subidas Vorgeschichte muß ich einiges berichten. Früher hieß sie Suzanne. Das einzige Kind irgendetwas hohen französischen Beamten, war sie in Reichtum und Vornehmheit groß geworden. Als sie 16 Jahre zählte, begegnete ihr das Schicksal, und es geschah das Aufsehen-erregende. Auf einer Auslandsreise hatte sie den Mohammedaner Abdul ben Melek kennen und lieben gelernt. Sie heiratete ihn kurz entschlossen und zerstörte so mit einem Schlage die schönsten Hoffnungen ihrer Eltern. Aber es war eine große, heilige Liebe. Unsichtbar der Außenwelt, so wie es die mohammedanische Sitte heische, lebte sie nur für ihren Gatten, nahm den Namen Subida an und kleidete sich ganz als Muselmännin. Abdul und Subida lebten der Liebe wie einer heiligen Offenbarung. Nichts hätte sie voneinander trennen können.

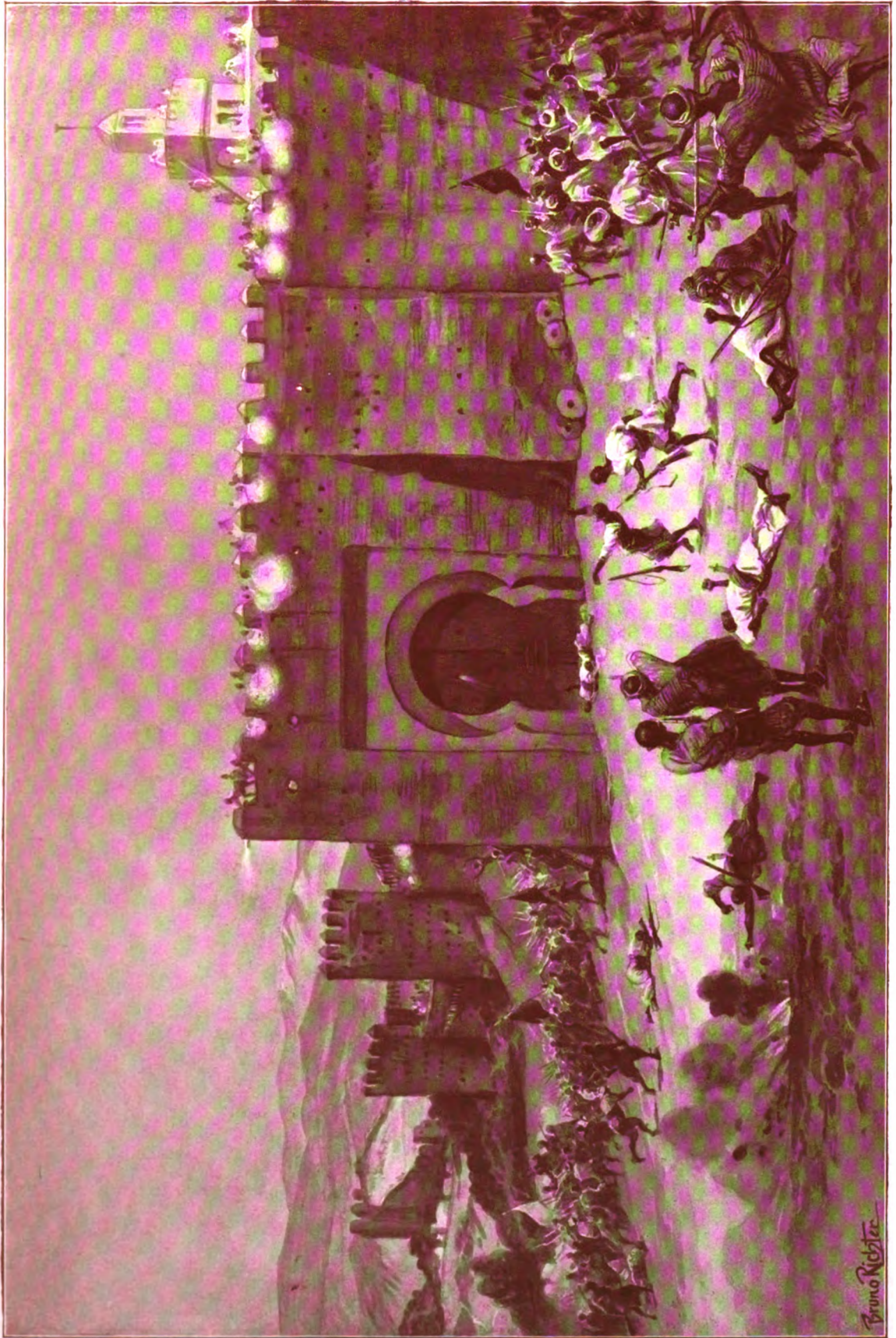
Heute wartete Subida zum erstenmal umsonst auf ihren Herrn. Da überkam sie mit voller Wucht das Gefühl des Verlassenseins und ein grenzenloser Schmerz.

In derselben Nacht wob der Vollmond schmeichelnde Strahlen auch um die hohen Terrassen des französischen Tunis: er warf tiefgelbe Reflexe auf die kantigen Steine der arabischen Sonst. Unter seinen Strahlen schienen

die weißen Häuserreihen höher zu wachsen und das Meer der bemalten Säulen sich magischer zu färben. In diesem Versunkensein kein Laut. Doch plötzlich durchdringt das Klappern von losen Holzpantoffeln die Stille. Es klingt erst zögernd wie einsetzende Trommelwirbel, dessen Ton von unten herauf die Gasse voraneilt, bis er im Hofe des arabischen Offiziers Salah ben Achmir verhallt. Hier ist beim Scheine flackernder Pechfackeln ein Kreis von Männern zusammengekommen, die vom Heiligen Krieg gehört haben, den der Sultan soeben erklärte. Es sind meist höhere Beamte und Offiziere, alle in französischem Solde. Sie sind in schwerem, innerem Zwiespalt gewesen, bis das Gebot des Kalifen sie davon befreite. Nun ist man einig, und die Begeisterung schlägt wilde Flammen empor. Sie alle wollen kämpfen und sterben, nicht für den fremden Eroberer — sondern für Allah und den Propheten. Auch Abdul ben Melek weilt unter den Verschworenen. Er hat als Erster gesprochen und der Fahnen-treue gegen Frankreich entsagt.

Am frühen Morgen trennt man sich. Abdul ben Melek eilt zur Moschee, um mit tausend anderen den Segen Allahs für die große heilige Sache zu erflehen.

Freudig kehrt Abdul am Morgen zu seiner Gattin nach Salambo zurück, die in seiner Gegenwart sogleich alle Bitternisse der letzten Nacht vergißt und an seiner Begeisterung erglüht, noch bevor sie den Sinn seiner mitteilbaren Rede eigentlich verstanden hat. Denn es war ihr bisher gar nicht zum Bewußtsein gekommen, was der Heilige Krieg für die Mohammedaner bedeutet. Da mit einem Male wird es ihr klar, daß dieser Krieg ihr, der Christin, ihrem Lande gelten soll, an dem Abdul Verrat zu begehen im Begriffe steht. Noch ermißt sie nicht die ganze Tragik, denn sie hofft und baut auf ihre Liebe — ihre Überredung. Aber sie hat doch wohl den tiefen Glauben des Mohammedaners unterschätzt, dem das Gebot des Sultans ein heiliges Gebot bedeutet. Mißtrauen hat plötzlich ihre Liebe durchsezt. Auch ungesprochen schwebt immer das schreckliche Wort auf ihren Lippen, das sie für ewig voneinander trennen soll: „Der Heilige Krieg.“ Für Abdul gibt es kein Besinnen mehr, aber Subida hofft, betet, weint und fleht in schlaflosen Nächten für ihr Vaterland. Jetzt erst ist sie sich bewußt geworden, wie fest und untrennbar die Religion die Menschen an ihre Pflichten binden kann. Aber sie wollte nicht glauben, daß Abduls Liebe in diesem Kampfe unterliegen könne, diese Liebe, deren Pfand sie eben unter dem Herzen trug. Abdul sieht sich stark, und doch leidet er nicht weniger. Fast ängstlich geht er den Fragen Subidas aus dem Wege. Zweifel tauchen in ihm auf. Er hat Frankreich den Fahneneid geschworen, und Schwüre muß



Bruno Richter

Der heilige Krieg in Marokko: Rabysten stürmen eine von Franzosen besetzte Stadt. Nach einem Gemälde von Bruno Richter.

Illustration





man halten. Außerdem hat er ja doch Verpflichtungen, gegen seine Gattin, die ihm alles geopfert, gegen sein Kind, dem er als ehrlicher Mensch in die Augen schauen will. Immer mehr gewinnen Vernunft und Liebe Oberhand über das religiöse Gebot. Tage gehen so dahin. Subida darf hoffen. Ihr Abdul bleibt ihr und ihrem Frankreich treu. Er zieht nicht in den Heiligen Krieg.

Die Pinien hinter dem Marabu in Salambo neigen ihre Spitzen dem Meere zu. Ein feiner Schirokko breitet eine drückende Atmosphäre über den Palast des Abdul ben Melek, der untätig am Meere liegt und sich nach Tunis sehnt. Denn heute ist der große Tag. Die Freunde ziehen aus in den Heiligen Krieg. Nur er, der lauteste und wärmste Fürsprecher der gerechten Sache, er wird fehlen. Ihn halten Liebe, Pflicht und Fahneidtreue. Und dennoch, er kann die erhoffte Ruhe nicht finden, neue Zweifel quälen ihn. Da klingt es in seinen Gedanken wie mahnende Glocken. Vier melodisch abgetönte Männerstimmen rufen vom schlanken Minarett zum Gebet. Das scheint Abdul ben Melek wie Erlösung. Er folgt dem Rufe und geht unter die Betenden. Mit von Blut verzehrten Augen trinkt er aus der heiligen Quelle des Korans. Lange liegt er im Gebet, bis ihn der Wärter mahnt. Da rafft er sich auf. Sein Entschluß ist gefaßt. Siegesgewiß und festen Schrittes sucht er den Weg zu seinem

Palast. Heilig ist die Liebe, heiliger die Pflichterfüllung gegen die Vorschriften der Religion, am heiligsten aber der starke Glaube an Freiheit und Allahs Größe. Die Hirngespinnste sind dahin. Er hat Stärke im Gebet gefunden. Er wendet sich seinem Hause zu, um Abschied zu nehmen von Subida, seiner Gattin.

Diesmal flossen ihre Tränen vergebens. Sie haben ihn nicht mehr wankelmütig machen können. Auf leichtem Schiff fliegt er gen Tunis. Wohl ist ihm weh ums Herz, denn er kann die Geliebte nicht vergessen, die ihm so viel geopfert, die ihm den Sohn versprach, den er wohl niemals sehen wird. Und doch, es ist Allahs Wille — und sein Wille geschehe. So zieht er denn mit tausend anderen in den Krieg, Trauer und Freude im Herzen.

Bild tobte die Schlacht. Erbittert war der Kampf. Viele haben ihr Leben lassen müssen. Abdul ben Melek liegt sterbend unter Toten. Ein letzter heißer Lebensdurst brennt in seinen Gliedern, heiliges Feuer flackert in den brechenden Augen. Allah hat geholfen! Und ihm soll er bald begegnen. Dieser letzte, höchste Laumel des Sterbenden kennt keine Grenzen. Nicht denkt er mehr an Weib, Kind und Fahneid. Er hat die heilige Pflicht erfüllt, und zum letztenmal wendet er das Haupt gen Mekka. Seine Lippen flüstern das heilige Gebet: „Allah ist groß, er hat gesiegt!“

## Wir werden alt.

### Betrachtungen eines verwundeten Offiziers.

Der König, der uns an den Feind geschickt, rechnet uns ein jedes Kriegsjahr doppelt; nicht nur, weil wir unser Leben stündlich in die Schanze zu schlagen haben, sondern gewiß auch, weil wir uns Doppelte altern. Krieg frisst Nerven!

Uns Doppelte nur?

Ich sehe: den einen macht's älter, den andern — fast jünger. Mancher Offizier, das ist kein Zweifel, der mit faltenlosem Gesicht auszog über die Ardennen, hat jetzt Züge wie aus Stein gemeißelt und viel feine Runzeln drin. Nicht nur, weil er hagerer geworden ist. Unsere Wohlbeleibteren, die in Ruhetagen rasch genug ersetzten, was ihnen an Fülle verloren ging, tragen auf ihrem runden Gesicht noch merklicher die Spuren einer leise streifenden Hand: der Ermüdung, des Verbrauches.

Ich glaube, das macht uns älter, daß wir so viel sehen mußten an vernichtetem blühenden Leben. Die Gesamtheit der Toten dieses mörderischen Krieges wird den Überlebenden von ihrem Guthaben ans Leben abgezogen. So hoffen wir, daß der Opfer, bis daß der Friede geschlossen ist, nicht noch so unendliche gefordert werden wie bisher.

Daß wir so viel Wärme hergeben gemußt, das macht uns älter. Den unmenschlichen Geschützen schweren Kalibers, die widernatürlich in den Feldkrieg der Landheere eingreifen und deren Getöse und furchtbare Wirkung wir spürten und ständig noch gewärtigen müssen, opfern wir unsere Nerven, die zu Wärme kristallisierten Lebensäfte, die nicht so rasch zu ersetzen sind, wie sie sich verbrauchen.

Darum suchen wir in der grauen Ob- dieser Wintertage, dieser Kanalprovinzen der feindlichen Länder, so begierig die Sonne, daß wir noch nicht genug der tausend Kilometer Marsches haben, um trotz aller Müdigkeit nicht sofort in die Sonne zu wandern. Denn Liegen heiße die unzähligen Stunden des Schützengrabens qualvoll fortsetzen. Darum frösteln wir so stark, daß wir uns in warmes Unterzeug und ein Gebirge von Schlafdecken

packen. Der lauen Bitterung im westlichen Feindesland zum Schutze wäre im Frieden uns noch die Hälfte zu viel erschienen.

Manche freilich, doch nicht die Mehrzahl, fühlen sich verjüngt und sehen gesund aus wie nie zuvor: das ist das Heer der Stubenhocker und geistigen Arbeiter, die nun bei Marsch und reichlichem Schlaf, bei ständigem Aufenthalt in frischer Luft und mäßiger Kost die Kur erfolgreich durchüben, die kein Heilbad ihnen gegeben hätte.

Daß wir so gealtert aussehen, macht wohl auch der starrende Bart um Kinn und Wange. Führt Gott uns glücklich heim, und fällt unter den vereinten Bitten von Schwester und Frau, von Tochter und Mutter die stolz jedem Rasiermesser entzogene Kriegstracht, dann schaut wohl im Überschwang der Freude und des Behagens unser Antlitz gleich jünger.

Wir sprechen es nicht aus, aber ein wenig bangt uns doch vor dem ersten, prüfenden, allumfassenden Blick unserer liebsten Angehörigen; vor ihrem mühsam verborgenen Erschrecken über die Veränderung, die mit uns vorging.

Wenn man die schweren Zeiten an etwas uns vornehmlich ansetzt, dann an den Lippen. An diesem hartgeschlossenen, scharfumfurchten Mund, der all das Unausgesprochene, was in unseren Heimatbriefen nicht zu lesen stand, bereiteter spricht als lange Worte — die Falten streicht uns keine noch so liebende Hand weg.

Und wenn wir später in unserer Erinnerung zurückdenken an Augenblicke, die uns am ärgsten vor uns selbst erschreckten, weil sie uns greisenhaft alt sahen, dann sind's wohl die, als ein Volltreffer mitten in fröhlich plaudernde Schar an gesichert geltendem Ort einschlug und uns die rot-schwarze Flamme der berstenden Granate unsere plötzlich so kreidebleich, so well gewordenen Züge enthüllte. Das Lächeln, das dann irr um bebende Lippen spielt, das Frösteln, das so langsam aus den bleischweren Gliedern will — das wiegt eines Lebensjahres Dauer auf.



# Das Deutschtum in Rußland.



Kulturgegeschichtliche Betrachtungen von Dr. Valerian Cornius.

Als die Russen das Bedürfnis fühlten, ein eigenes Staatswesen zu bilden, schickten sie Gesandte zu den Normannen mit folgender Botschaft: „Unser Land ist groß und reich, aber es herrscht keine Ordnung darinnen; kommt zu uns, nehmet es in Besitz und regieret über uns.“ So berichtet der Mönch Nestor, der älteste russische Chronist. Was uns am meisten in dieser Botschaft auffällt, das ist das freimütige Zugeständnis eigener organisatorischer Unfähigkeit. Man wendet sich an Fremdlinge und betraut sie mit der Verwaltung des Reiches. Da es sich um Germanen handelt, so ist wohl anzunehmen, daß man schon damals in russischen Landen einen hohen Begriff von germanischer Tüchtigkeit und Intelligenz gehabt hat.

Erstreckte sich dieser Begriff anfangs auch nur auf das Germanentum im allgemeinen, so erhielt er doch im Laufe der Zeit — mit der Annäherung Rußlands an Westeuropa — eine spezielle Anwendung auf die Deutschen. Die Nachbarschaft beider Völker mußte, obwohl Litauen hemmend dazwischen lag, zu einer näheren Berührung führen. Und so sehen wir Wassilij IV. bereits diplomatische Beziehungen mit Kaiser Maximilian I. anknüpfen. Sein Nachfolger, Iwan der Furchtgebietende — fälschlich der „Grausame“ genannt — setzte die schüchternen Versuche seines Vaters fort, aber mit stärkerem Zielbewußtsein. Als er Livland mit Krieg überzog, scheute er nicht davor zurück, eine Anzahl Deutscher von dort nach Moskau zu entführen, wo sie als Handwerkslehrmeister dienen sollten. So bildete sich schon damals eine kleine deutsche Kolonie im Herzen Rußlands, die, wenn auch nicht auf das Staatswesen, immerhin auf die Kultur einwirkte.

In diesem vorzugsweise von Deutschen bewohnten Ausländerviertel, der sogenannten Sloboda, empfing Peter der Große seine ersten Eindrücke von europäischer Zivilisation. Hier fand er bereits die Helfershelfer für sein bedeutames Reformwerk: die Europäisierung Rußlands — künftige Generale, Ärzte, Apotheker, Ingenieure, Handwerker. In allen Wissenschaften wurden die Deutschen seine Führer. Die von ihm ins Leben gerufene „Akademie der Wissenschaften“ hatte anfangs nur deutsche Mitglieder. Deutsche Bücher wurden eingeführt, deutsche Tracht wurde Mode, die neu gegründeten Städte und Festungen erhielten deutsche Namen, kurzum die Europäisierung des russischen Reiches war in vieler Hinsicht gleichbedeutend mit einer Germanisierung des Landes. Die Bevorzugung des Deutschtums trat überall zutage.

Nach der Eroberung Liv- und Estlands setzte ein Zustrom deutscher Elemente auch von hier aus ein. Er machte sich jedoch zu Peters Zeiten weniger bemerkbar, als in den Regierungsepochen seiner nächsten Nachfolger: Katharinas I. und Anna Joannownas. Namentlich letztere öffnete den Deutschen Tür und Haus. Wurde auch zu Peters Zeiten die Hauptarbeit von den Ausländern geleistet, so standen doch immerhin an der Spitze des Kollegiums ausschließlich Russen. Anna Joannowna schaltete letztere vollkommen aus. In den Jahren 1730—1740 wurde Rußland nur von Deutschen beherrscht. Obgleich unter den baltischen Deutschen, die damals das Steuer der Regierung lenkten, einige tüchtige Persönlichkeiten sich befanden, Männer wie der kluge Diplomat Ostermann oder die Feldmarschälle Münnich und Lacy, so muß doch jenes Jahrzehnt, in dem der Name Bühren eine verhängnisvolle Rolle spielte, im Hinblick auf die Würde des

Deutschtums in Rußland als der unerfreulichste Zeitraum bezeichnet werden. Und wenn heute in gewissen russischen Gesellschaftsschichten eine Animosität gegen das Deutschtum existiert, so sind die Wurzeln dieser Abneigung nicht zuletzt in jenem unglückseligen Tyrannenregime der Deutschen unter der Führung Bührens zu suchen. Diese Epoche bleibt ein Makel in der Geschichte des russischen Deutschtums.

Kein Wunder, daß nach dem kläglichen Ausgang der Bühren-Episode unter Elisabeth eine Auslehnung gegen die Bevormundung durch das Deutschtum erfolgte. Aber Peter III. verschaffte ihm wieder Macht, und Katharina II. kannte als deutsche Prinzessin sehr genau die Fähigkeiten ihrer Landsleute und wußte wohl, wie hoch diese für die Herrschaft in Rußland zu bewerten seien. Die Folge davon war ein abermaliges Heranziehen deutscher Arbeitskräfte auf allen Gebieten. Daß selbst ein deutscher Dichter im heiligen Rußland zu hohen Ehren aufzusteigen vermochte, dafür ist uns Goethes Jugendfreund Maximilian Klinger ein leuchtendes Beispiel. Und wie man einzelne Persönlichkeiten zu gewinnen wußte, so suchte man nunmehr das Deutschtum auch in größeren Massen in den Organismus des russischen Staatskörpers einzufügen, indem man sich davon eine segensreiche Einwirkung auf das eigene Volk versprach. Die Aufforderungen, die Katharina und später Alexander I. an deutsche Bauern ergingen ließen, sich in bestimmten Gebieten Rußlands anzusiedeln, bezweckten vor allem eine Hebung des russischen Bauernstandes. Der Fleiß und die Sorgfalt im Ackerbau sollten der einheimischen Landbevölkerung ein nachahmenswertes Vorbild werden. Man wird nicht leugnen können, daß der russische Bauer manches von den Kolonisten gelernt hat. Wenn es ihm trotzdem noch nicht gelungen ist, Wohlstand zu erlangen, so liegt das an seiner späten Befreiung aus der Leibeigenschaft.

Es gibt keinen fremden Staat, in dem deutscher Einfluß so stark gewesen wäre wie in Rußland. Welches Gebiet der Verwaltung, des Wirtschaftslebens oder der Wissenschaft man auch wählen mag, man wird überall auf deutsche Namen stoßen. So war es schon vor mehr als hundert Jahren und so ist es auch noch heute. Man nehme zum Beispiel die russische Armee, wieviele deutsche Namen befinden sich darunter: Rennenkampf, Rausch von Traubenberg, Korff, Kaulbars und andere! Zwar sind es keine Todlebens oder Münnichs oder Barclay de Tollns, aber immerhin nicht die untüchtigsten Generale. Wie groß ist ferner die Zahl der Minister und Diplomaten deutscher Abstammung in dem letzten Jahrzehnt! Es seien unter den vielen nur genannt: Witte, Plehwe, Lambsdorff, Schwarz, Bendendorff, Hartwich, Giers. Und diese bilden nur einen kleinen Bruchteil der Deutschen, die maßgebende Stellungen im russischen Reiche einnehmen. Ebenso zahlreich sind deutsche Namen unter den Professoren vertreten; ja man kann, ohne zu übertreiben, behaupten, daß die russische Wissenschaft sich zur Hälfte auf deutschen Gelehrtenfleiß stützt. Und welche Unsumme an Leistungen wird in Rußland schließlich von deutschen Ärzten, Ingenieuren, Chemikern, Technikern und Kaufleuten hervorgebracht!

Man wird manche dieser Deutsch-Russen und vor allem solche, die hohe Ämter bekleiden, wegen ihrer ausgesprochen russischen Gesinnung nicht mehr als Deutsche gelten lassen dürfen. Die Zahl der Renegaten ist ja, leider, im deutschen Volke von jeher ziemlich groß gewesen. Man hat



Russischer Winterabend. Nach einem Gemälde von Wärtan Maholian.

fogar Grund, in einigen von ihnen scharfe Gegner des Deutschtums zu erblicken. Aber einige deutsche Tugenden haben diese russifizierten Elemente doch beibehalten: Fleiß, angeborene Tüchtigkeit und Ordnungssinn — Eigenschaften, die der Russe entweder gar nicht oder nur in geringem Maße besitzt. Und so hat die Tätigkeit selbst jener russifizierten Deutschen eine heilsame Wirkung auf Rußland ausgeübt. Von ihnen sind Programme aufgestellt worden, die stets ein geschlossenes Ganzes bildeten und ein festes Ziel ins Auge faßten. Sie standen in wirksamem Gegensatz zu den zwischen extrem-radikaler und ultrakonservativer Gesinnung hin und her schwankenden Regierungsprojekten einzelner russischer Staatsmänner. Ich erinnere nur an die sehr klug und bedachtsam in die Wege geleitete Reformpolitik des Grafen Witte, die mit ihrem maßvollen Vorgehen allein zu einer gedeihlichen Neuordnung des Staates hätten führen können.

Sehr bezeichnend ist es auch, daß der Deutsch-Russe Witte als Erster den Kampf gegen die Betrügereien und Unterschleife des Beamtentums aufnahm. Er traf damit eine der wundesten Stellen des russischen Wesens, und es war darum kaum verwunderlich, daß gerade diese Attacke ihn zu Fall brachte. Die Ehrlichkeit — ebenfalls eine Tugend des Deutschtums, die sich nicht so leicht wegbringen läßt — war ja von jeher mit der Psyche des russischen Beamten unvereinbar. Darum genießen die Beamten baltischer Abstammung unter ihren Kollegen gerade keinen guten Ruf, weil sie sich auf Bestechungen nicht einlassen.

Fleiß, Ehrlichkeit und Ordnungssinn der Deutschen haben in Rußland im Laufe der Zeit große Erfolge gezeigt, die in dem Durchschnittsrussen — die Intelligenz erkennt doch zum Teil diese Vorzüge willig an — Mißgunst und Neid entfachten. Er fühlt, daß es sich hier um Fähigkeiten handelt, die seinem Naturell fehlen, Fähigkeiten, die er eigentlich schätzen müßte, weil er ihnen einen großen Teil des Aufschwungs verdankt; aber statt dessen

sieht er in ihnen eine Gefahr, die beseitigt werden soll. Es ist, wie man nicht scharf genug betonen kann, allerdings nur der Beamte, der Bureaurat, der so denkt. Aber sein Wort repräsentiert ja, leider noch immer, trotz Duma und Reformen, die maßgebende Stimme der öffentlichen Meinung. Die Phrase „diese verfluchte deutsche Akkuratesse“ kann man aus dem Munde Hunderttausender vernehmen. Sie ist der eigentliche Anlaß zu der jetzt ausgegebenen Regierungssparole: Bekämpfung des Deutschtums in jeder Form.

Gegen wen richtet sich nun dieser Kampf? Zu allererst natürlich gegen die in Rußland lebenden Reichsdeutschen. Man verbietet ihnen Land- und Immobilienbesitz, man beschränkt die Vergünstigungen, die sie bisher genossen, man sucht ihren Einfluß auf ein Minimum zurückzudämmen. Das alles sind aber nur von der Kriegsstimmung diktierte Augenblicksmaßregeln, die ein deutscher Sieg wieder aufzuheben vermag. Viel schwerer trifft jener Kampf die eingewanderten Deutschen, die russische Staatsangehörige sind, in erster Linie die Balten. Galten die baltischen Deutschen, die trotz ihrer Loyalität aus ihrer deutschen Gesinnung nie ein Fehl gemacht haben, schon immer als eine Gefahr, die unterdrückt werden müsse, so sieht man ihre Russifizierung jetzt als eine unbedingte Notwendigkeit an. Es haben niemals Deutsche für ihr Volkstum so viel kämpfen müssen wie die Balten. Und in Rußland hat man sie stets wegen ihres zähen Festhaltens an ihrer Sprache und Sitte für gefährlicher gehalten als die eingewanderten Reichsdeutschen. Das beweist schon die Tatsache, daß man sie jetzt wie Verbrecher polizeilich überwacht und Hausdurchsuchungen bei ihnen veranstaltet, weil man glaubt, sie ständen in geheimer Verbindung mit der deutschen Regierung. So verblutet vielleicht das deutsche Baltentum in diesen Schicksalschlägen und geht zugrunde, aber nicht ohne den Stolz des Märtyrers, der für seine Überzeugung stirbt.



# Reichweite von Geschützdonner.

Auffallende Kriegsbeobachtungen.  
Von Dr. Walther Brand, Marburg.



Im gegenwärtigen Kriege ist eine Reihe von Beobachtungen gemacht worden, die eine auffallende Reichweite des Geschützdonners erkennen lassen. Zuerst berichtete ein holländischer Meteorologe van Everdingen in der Zeitschrift „Gemel en Dampkring“ über „De hoorbaarheid van het kanongebulder bij Antwerpen op 7.—9. Oktober 1914“. Seine Aufzeichnungen erstrecken sich natürlich nur auf holländisches Gebiet. Aus ihnen geht hervor, daß der Geschützkampf außer in der unmittelbaren Nähe Antwerpens auch noch in einer Entfernung von 160 km und darüber hinaus gehört wurde, während zwischen beiden Gebieten ein breiter Streifen lag, in dem der Geschützdonner nicht vernommen wurde. Bestätigt und ergänzt werden seine Angaben durch deutsche Meldungen aus Malmédy, 150 km von Antwerpen, Zülpich bei Köln 165 km und von den Höhen des bergischen Landes bei Remscheid, 175 km. In der „Umschau“ sind weitere Beobachtungen veröffentlicht über die Hörbarkeit der Beschießung von Verdun, z. B. am 1. November in Kreuznach, also in einer Entfernung von 200 km, Zülpich 195 km, wiederholt in Eppingen (Baden) 240 km, Ende September auf dem Drachenfels und am 8. Oktober auf der Madenburg in der Pfalz 200 km, Ende September bis Anfang November in Oberstein und Kirn an der Nahe, vom 31. Oktober bis 2. November im Soonwald 200 km, vom 1. November ab in Napen (Eifel) 190 km, also in einem Gebiet, das rund 200 km von der Festung entfernt ist. Dagegen fehlen gänzlich Nachrichten von Orten, die Verdun näher liegen (vgl. die Kartenskizze). Ferner sind Beobachtungen mitgeteilt, die sich auf den Geschützkampf vor Belfort und die Kämpfe im Oberelsaß beziehen. So wurde auf den Höhen bei Zürich, in Bronschhofen bei St. Gallen und am Sigergletscher am 1. Weihnachtstage anhaltender Kanonendonner aus nordwestlicher Richtung von dem etwa 180 bis 160 km entfernten oberelsäßischen Kriegsschauplatz vernommen, während in dem unmittelbar an der Grenze gelegenen Basel nichts zu hören war. Am selben Tage hörte man in den ungefähr 150 km entfernten württembergischen Orten Degerloch, Tuttlingen und in Sigmaringen deutlich fernen Kanonendonner aus westlicher Richtung, an andern Tagen aus südwestlicher Richtung in Eppingen. Auch am 3. Januar war nach einem Bericht in der „Rölnischen Zeitung“ in Zürich und anderen Teilen der Ostschweiz das dumpfe Grollen des im Elsaß tobenden Geschützkampfes

zu hören, aus dem sich in fast regelmäßigen Zwischenräumen deutlich einzelne stärkere, wahrscheinlich von Haubitzen herrührende Schläge abhoben. Die letzten Berichte beziehen sich auf das Seegefecht in der Nordsee am 24. Januar. Während der drei Stunden, in denen das Gefecht tobte, wurde nach der „Frankfurter Zeitung“ in der niederländischen Provinz Friesland heftiger Geschützdonner vernommen, der kurz vor 11 Uhr seinen Höhepunkt erreichte. Da die Angaben über Zeit und Richtung des Schalles stimmen, ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Kanonendonner von jenem Seegefecht herrührte. Die Entfernung von dem Punkte, wo nach dem deutschen Berichte das Gefecht abgebrochen wurde, beträgt 175 km.

Zwar handelt es sich bei den mitgeteilten Beobachtungen nur um einzelne Fälle, aber in verhältnismäßig großer Zahl. Demnach ist eine solche abnorm weite Hörbarkeit durchaus nicht selten. Daß eine systematische Untersuchung unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht gut möglich ist, ist erklärlich; sie wäre auch insofern schwierig, als es sich nicht um eine einzelne Schallquelle handelt, sondern der Schall von verschiedenen Punkten herrühren kann. Das Wesentliche an der Erscheinung ist, daß neben einer Zone normaler Hörweite, die den Entstehungsort des Schalles konzentrisch umgibt, noch ein viel ausgedehnteres Gebiet anormaler Hörweite vorhanden ist, welches von dem ersten durch einen breiten Gürtel getrennt wird, in dem man keinen Schall wahrnimmt, eine „Zone des Schweigens“. Die hier beschriebene Erscheinung ist nämlich insofern nicht ganz neu, als etwas Ähnliches schon wiederholt bei vulkanischen Ausbrüchen und heftigen Explosionen beobachtet worden ist. Jedesmal war das Gebiet anormaler Reichweite einseitig ausgebildet mit einem scharf begrenzten Innenrand, während nach außen sich die Hörbarkeit allmählich verlor. Von den vier näher untersuchten Fällen mögen hier zwei herausgegriffen werden.

Bei der Explosion an der Jungfraubahn am 5. November 1908 erstreckte sich das Gebiet normaler Hörweite bis etwa 80 km von der Schallquelle, aber einseitig nach Norden zu, die darauf folgende Zone des Schweigens bis 140 km. Von da begann die Zone anormaler Hörbarkeit in einer Breite von 50 km, welche aber nur einen Horizontalwinkel von 80° etwa von Norden bis Osten umfaßt. Eine andere Untersuchung hat die Explosion eines Pulver-



Französische Feldgeschütze, die zu Anfang des Krieges in großer Zahl in deutsche Hände fielen. Unsere Aufnahme zeigt eine Batterie aus Les Apelles.

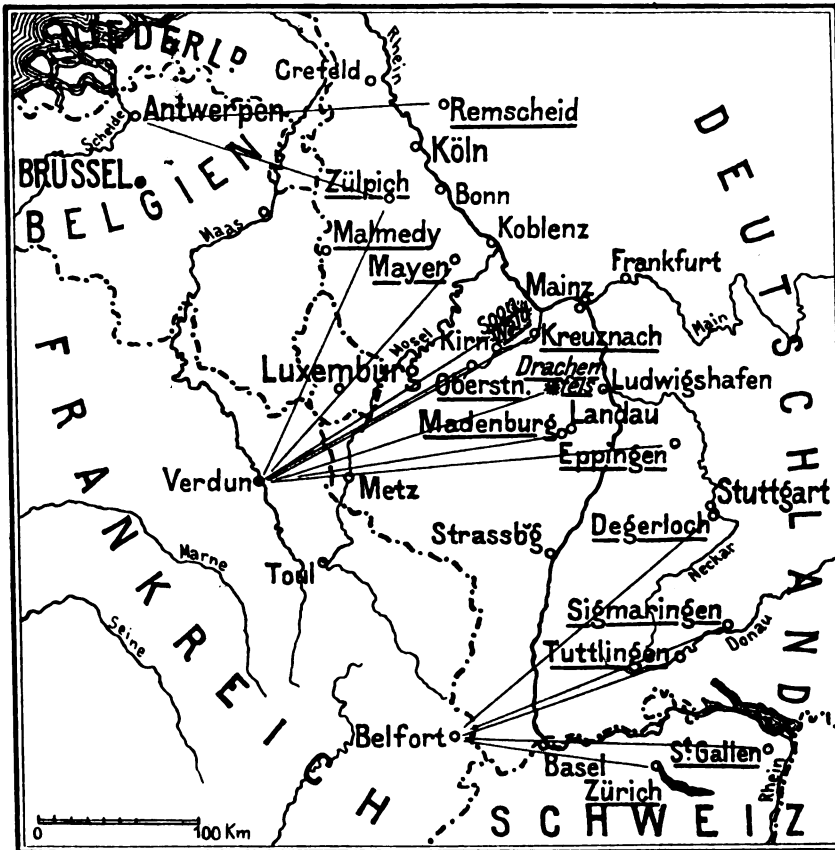
magazins in Wien-Neustadt vom 7. Juni 1912 zum Gegenstand. Auch hier gliederte sich das Verbreitungsgebiet der durch die Explosion von 150000 kg Pulver ausgelösten akustischen Erscheinungen in einen inneren, die Explosionsquelle umschließenden, gegen Westen und Süden durch die vorgelagerten Höhenzüge scharf abgegrenzten, gegen Osten zu nicht scharfer abzuteilenden Bereich, und in ein äußeres, eine Ringfläche von etwa 180° Öffnung bedeckendes, von Nord über West gegen Süd gelegenes Verbreitungsgebiet. Beide waren durch einen Gürtel von 100—130 km Breite getrennt, in dem kein Schall gehört wurde. Man geht wohl nicht fehl, wenn man diese Beispiele in Parallele zu den oben angeführten Beobachtungen über die Reichweite des Geschützdonners stellt. Denn nicht nur im großen und ganzen ist eine Ähnlichkeit ohne weiteres zu erkennen, sondern auch die Zahlen für den Abstand des Innenrandes der zweiten Hörbarkeitszone von dem Entstehungsort des Schalls stimmen auffällig überein.

Was nun die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung anlangt, so ist es jedenfalls ausgeschlossen, daß die Schallübertragung auf direktem Wege erfolgt ist, denn dann wäre eine Zone des Schweigens unverständlich. An positiven Erklärungen stehen sich gegenwärtig zwei gegenüber; die eine will die merkwürdige Fernwirkung des Schalls auf die Wirkung des Windes zurückführen, die andere auf das Vorhandensein leichter Gase in sehr hohen Schichten der Atmosphäre.

Der Schall pflanzt sich geradlinig nur in einem einheitlichen, überall gleichartigen Medium fort. Dagegen tritt beim Übergang von Schallstrahlen von einem Medium in ein anderes eine Richtungsänderung ein, also eine Brechung des Schalls, wie das auch beim Eintritt eines Lichtstrahls zum Beispiel von Luft in Glas geschieht. Die Dichtigkeit der Luft ändert sich nun fortwährend infolge der Abnahme der Temperatur mit der Höhe; also müssen auch die ursprünglich geradlinig nach oben verlaufenden Schallstrahlen fortwährend gebrochen, d. h. gekrümmt werden. Diese Krümmung kann so stark werden, daß die Schallstrahlen vollständig herumgebogen werden und wieder zur Erde zurückkehren. Dadurch würde in der Tat

sich die Zone des Schweigens erklären. Eine solche starke Krümmung setzt aber eine scharfe Schichtgrenze voraus. Die einen suchen nun diese Schichtgrenze da, wo durch Windsprünge Unstetigkeiten in der Atmosphäre hervorgerufen würden. Hierdurch würde namentlich die einseitige Entwicklung der Erscheinung erklärt. Solche markante Windsprünge, wie sie zu einem derartigen Herumbiegen erforderlich wären, pflegen indessen nur in den untersten Luftschichten bis zu 11 km Höhe aufzutreten. Legt man aber solche geringen Höhen einer Berechnung zugrunde, so bekommt man zu kleine Entfernungen der zweiten Hörbarkeitszone. Außerdem ist die Größe der Windsprünge sehr selten genügend, um überhaupt die Erscheinung

eines völligen Herumbiegens zu erklären. Und damit scheint sich die große Häufigkeit des Auftretens nicht vereinbaren zu lassen. Deshalb führt man vielleicht besser das Phänomen nicht auf Bewegungsdifferenzen in der Atmosphäre zurück, sondern auf die verschiedene chemische Zusammensetzung der höheren Schichten. Man weiß, daß der Sauerstoff- und Stickstoffgehalt der unteren Schichten mit zunehmender Höhe schwindet und in höheren Schichten Wasserstoff den



Reichweite des Geschützdonners von den französischen und belgischen Schlachtfeldern. Für Neclams Universum gezeichnet von H. Amenb.

Hauptbestandteil in der Zusammensetzung bildet, und zwar muß eine ziemlich scharfe Schichtgrenze in einer Höhe von etwa 70 km vorhanden sein. Verfolgt man rechnerisch das Herumbiegen der Schallstrahlen unter dieser Voraussetzung, so wird der Abstand der zweiten Hörbarkeit auf Entfernungen hinausgeschoben, die gut mit den Beobachtungen übereinstimmen. Es ist also wahrscheinlich, daß die Ursache dieser abnorm großen Reichweite des Geschützdonners in einer Art Echo an der unteren Fläche der Wasserstoffhülle der Erdoberfläche zu suchen ist. Dagegen erklärt sich wahrscheinlich die einseitige Ausdehnung des zweiten Hörbarkeitsgebietes, wie sie in den genauer untersuchten Fällen festgestellt ist, durch die Windverhältnisse in der Atmosphäre.

Übrigens hat die Lösung des Problems der Fernwirkung von Schallquellen nicht nur rein theoretisches Interesse, sondern kann im Kriege unter Umständen von Wichtigkeit sein. Beispiele für die Bedeutung des Kanonendonners als richtunggebendes Signal finden sich in allen größeren Werken der Kriegsgeschichte.

# Wahnfried.

Seiteres aus einem englischen Gefangenenlager. Von Bruno Schmidt-Reber.

Als der holländische Dampfer „Potsdam“ unweit des Kapts Lizard von dem englischen Kreuzer „Diana“ eindringlichst eingeladen wurde, seine Fahrt nach Rotterdam zu unterbrechen und sich gefälligst nach Falmouth zu begeben; als wir Deutschen und Österreicher dann am nächsten Morgen weiterhin ersucht wurden, uns gütigst von Bord herunterzubemühen und englische Gastfreundschaft anzunehmen, da kam alles das wohl vielen von uns zunächst wie ein böser Traum vor.

Ein erstes gähnendes Erwachen erfolgte, als wir am Pier, den wir auf einer Hühersteige erkletterten, von einer Kompanie Royal-Füßler empfangen wurden, die angesichts der „Gefährlichkeit der Deutschen“ die Gewehre luden und Bajonette aufpflanzten. Als wir dann nachts mit einem Extrazuge nach Dorchester geschleppt wurden, wo uns die neugierige Bevölkerung und ein ergiebiger Regen empfing und schließlich unsere Sommerfrische, das „Camp“, aufnahm, dessen wohlthuendste Einrichtung lediglich eine recht mäßige Kantine zu sein schien, da kam es auch dem eigensinnigsten Träumer frierend und durchnäht zum Bewußtsein, daß es nun einstweilen mit der Freiheit zu Ende sei. Wir hatten den zweifelhaften Vorzug, englische Kriegsgefangene („Prisoners of war“) zu sein.

Aber eine gütige Fee hat den meisten Deutschen eine köstliche Gabe in die Wiege gelegt, den Humor, und ihm dazu eine von allen Völkern beneidete Geschicklichkeit gesellt, sich auch den sonderbarsten Lagen schnell anpassen und aus dem Widerwärtigsten immer das wenn auch noch so spärlich vorhandene Gute herausfinden zu können. Unter der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft fanden sich die gleichgestimmten Seelen rasch — so auch die musikalischen, und wie überall hockten auch unter den „Musikern“ die Wagnerianer am dicksten beieinander.

Es waren ihrer Fünfe, die sich zu dem Orden der „Wahnritter“ zusammenschlossen und die den verwegenen Gedanken hatten, sich eine Burg „Wahnfried“ zu bauen, in der, nach dem großen Vorbild, auch ihr Wäghen Frieden finden könne. Aber das „Wie“ herrschte zunächst die Klarheit, die nach biblischer Überlieferung auf der Erde bestanden hat, bevor der Herr das Licht schuf.

Da machte sich einer der Wahnritter, nach seinem Rang, überflüssiger Arbeit im Camp grundsätzlich aus dem Wege zu gehen das Megatherium (Miesensfaultier) benannt, an das Werk. Zunächst erforschte er einen geeigneten „Baugrund“ für die Burg in einem verwahrlosten Fahrzeugschuppen. Dann stöberte er in verschiedenen Ecken des Lagers mehrere alte Fenster auf, deren Zustand derartig war, daß selbst der sonst so praktisch veranlagte Engländer nichts hatte damit anfangen können. In der Kantine wurde weißes Wachsstück aufgegebelt, und mit diesem Wenigen ausgerüstet, schuf nun das Megatherium eine wundervolle, ebenso gemütliche wie stimmungsvolle Ecke in dem Schuppen: unser „Wahnfried“. Die offene Seite des Schuppens wurde durch die Fenster und ihre Umrahmung aus Wachsstück abgeschlossen. Die Wände wurden weiß getüncht und zwar von den Wahnrittern eigenhändig zur Unterdrückung etwa aufsteigenden Hochmutes. Der „Großordensmeister“ des Ordens gab unter sachverständiger Beihilfe des „Musikmeisters“, der als amerikanischer Theaterdirektor bei uns den ehrenben Beinamen „Striese“ (aus dem „Raub der Sabinerinnen“) erhalten hatte, der Burg die musikalische Note. Mit schwarzer

Farbe und einem Pfeifenreiniger wurden an die Wände herrliche Wagner-Motive „hingezaubert“. Als Eingangsmotiv sinngemäß das „Naht euch dem Strande“ („Tannhäuser“), darunter prangte der Lockruf der Blumenmädchen („Parfital“): „Komm holder Knabe“. Leider fehlte es im übrigen aber im Lager gänzlich an Weiblichkeit, die irgendein Parfital hätte umgaukeln können. Das Schwertmotiv aus dem „Ring“ erhielt eine besondere künstlerische Note durch einen Schwan, den Striese als sinnige Arabeske den Noten anfügte. Der „Kanzler“ des Ordens meinte zwar, es wäre eine Ente, die zuviel Alkohol bekommen hätte, und das wäre „lagerwidrig“ (denn Alkohol wurde uns in keiner Form verabreicht), aber es blieb bei dieser ornithologischen Darstellung. Das schräge Dach des Schuppens war durch einen Balken abgestützt. Auf dem wurden Alpenveilchen und Schlingengewächse aufgebaut, deren Pracht jeden in Wahnfried Eintretenden so blendete, daß er unfehlbar mit dem Kopf dagegen rannte. So war ein Prunkgemach entstanden, würdig seines hehren Zweckes. Da wir doch nun unabhängigweise auch einen Knappen haben mußten, wurde einer der Schiffsjungen, „Wili“, mit dieser Würde betraut. Bei feierlichen Gelegenheiten bekam er ein Pappschild in die Linke, das das Wappen des Ordens — eine aus dem Meere aufsteigende Sonne, deren Strahlen Wolken vergoldet — zeigte, und in die Rechte einen Stab mit bunten Bändern, den er beim Eintritt jedes Ritters feierlich in die Höhe zu heben und hierbei den Ordensgruß zu rufen hatte: „Es lebe der Wahn!“ wobei er sich wahrscheinlich seinen Teil dazu dachte.

Das nie zufrieden zu stellende Megatherium meinte, daß der Orden unbedingt auch noch einen Hund haben müsse. Als dem Oberst dieser Wunsch vorgetragen wurde, entrang sich nur ein verblüfftes „What, a living dog?“ dem Gehege seiner Zähne. Da glitt sein Auge auf die strahlende Burg, zu deren Bewachung wir das Vieh als notwendig hingestellt hatten. Ein guter Kerl, der er war, schien er froh, seine Gefangenen bei guter Laune zu wissen, und so erhielten wir die Erlaubnis. Nun folgte die Taufe.

An einem Tage wurden mit feierlicher Karte durch den Knappen die Spitzen des Lagers geladen: nämlich ein „festgesetzter“ Oberlandesgerichtsrat als Vertreter der Justiz, der einzige aktive Offizier als Vertreter des deutschen Heeres, ein österreichischer Reserveoffizier für die befreundete Doppelmonarchie, ein Kapitan als Vertreter der Marine, ein amerikanischer Journalist und ein Dr. phil. aus Panamá als Vertreter der amerikanischen und deutschen Presse.

Um 8 Uhr war das „Amt“ angefekt. Kurz vor der feierlichen Stunde ertönte durch das Lager in langgezogenen Tönen das Gralmotiv, das von dem Kornettbläser unserer Lagerkapelle, die die Engländer — wahrscheinlich zu unserer Erheiterung! — von der „Washington“ heruntergeholt hatten, geblasen wurde. Dann setzte die Kapelle mit dem „Einzug der Gäste auf der Wartburg“ ein.

Der Ordensmeister, mit dem Beinamen der „Lord“, begrüßte die Gäste und geleitete den Taufpater auf seinen „Thron“, einen mit weißem Wollschal überdeckten und mit herblichem Laub geschmückten Viegestuhl.

Striese, als der gegebene Mann, sprach den Prolog, bei dessen Schluß der Oberlandesgerichtsrat die Taufe vollzog, indem er eine mit Wasser gefüllte Selterflasche, die



Das englische Gefangenelager in Dorchester, in dem die deutschen Zivilgefangenen untergebracht sind.

an einem eisernen Pfosten herunterbaumelte, zerfetzte. Die Musik setzte mit dem Strandmotiv aus „Tannhäuser“ ein, und wenn der Himmel nur etwas Verständnis für das Erhabene unserer Feier gehabt hätte, so hätte er uns jetzt einen sonnigen Blick schenken müssen. Er drieselte aber ruhig weiter aus mürrisch grauem Gesicht. Bei Kaffee und Kuchen wurden dann so viel Reden geschwungen, als es sonst nur bei einer richtiggehenden Taufe der Fall zu sein pflegt. Die Musik hatte bei der Fülle Mühe, zu ihrem Rechte zu kommen. Schließlich klang die Feier mit einem Parsifalmotiv aus. In Bayreuth hätte die ganze Sache vielleicht schöner, aber sicher nicht origineller sein können.

Nun Wahnfried ordnungsmäßig getauft war, war an Gästen, die Bekanntheit mit dem bereits erwähnten Balken machen wollten, kein Mangel. Der Kanzler schlug vor, auf dem Balken die Namen aller derer zu verewigen, denen er sich „vorgestellt“ hatte. Die Fläche hätte dafür nicht ausgereicht! Vor dem Tor baumelte jetzt ein Schild in Form eines Schwanz, dessen eine Seite die Inschrift trug: „Der Orden empfängt Gäste“, und auf dessen anderer zu lesen war: „Der Orden hat geheime Sitzung.“ Mit dieser hatte es eine eigene Bewandnis. Sie bestand nämlich darin, daß die Ritterschaft samt Knappen sich der Beratung wichtiger Fragen so eindringlich hingab, daß böse Lästermäuler behaupteten, die Küstenbesatzung von Wymouth würde durch das Schnarchen alarmiert. Das war aber eine gemeine Verleumdung. Ein besonderes Fest gab es in der Burg, als der Kanzler „heilig“ gesprochen wurde. Als guter Katholik hatte er dies als das schönste Ziel eines Christen hingestellt. Er erhielt also den ersehnten Heiligenschein. Ein feines Deckels beraubter alter Strohhut wurde dem neuen Heiligen auf den runden kurzgeschorenen Kopf aufgestülpt. Er hätte ein Modell für Raffael geben können. Sogar Striese meinte, Saturn mit seinem Ringe könne sich nicht schöner in Wahnfried ausnehmen. Die Verleihung erfolgte natürlich in feierlicher Sitzung und damit die Verpflichtung, ihn stets „im Dienst“ zur Erhöhung des Ansehens des Ordens zu tragen. Außer der Befriedigung des religiösen Ehrgeizes besaß aber nun der Ordensmeister auch ein herrliches disziplinarisches Mittel gegen den

manchmal auffässigen Heiligen. So wurde er denn auch einmal mit „einstündiger Entziehung des Heiligenscheins“ bestraft. Bei dem Vollzug dieser schweren Strafe mußte der Knappe Willi dem Heiligen seinen Schein abnehmen, den der Herold Kupferberg feierlich in Verwahrung nahm, d. h. an den Nagel hängte. Alle Ritter verhielten sich während dieser Prozedur schweigend und ernst erhoben. Ihre Schwere preßte dem nun reuigen Sünder fast Tränen aus. Nach Ablauf der Stunde wurde der Heiligenschein mit solcher Inbrunst „an Ort“ gebracht, daß der wieder Geheiligte behauptete, einige Beulen davon getragen zu haben.

Die Ordensritterschaft ist nicht über die Zahl „5“ hinausgewachsen. Die Aufnahmebedingungen waren zu schwer; denn unter anderem mußte der „Rezipiend“ mindestens 20 Motive aus Wagnerschen Dramen einwandfrei bestimmen können, und das kann nur der, der mit echter Graumilch aufgezogen wurde.

Daß Wagnersche Musik von den „Rittern“ natürlich besonders gepflegt wurde, ist selbstverständlich, das war ja der Zweck des Ordens. Ich fürchte, der große Richard wird sich bei den Exerzitten manchmal im Grabe herumgedreht haben — aber die ehrliche Begeisterung seiner Jünger wird ihn hoffentlich immer wieder in die richtige Lage gebracht haben.

Dieses Wahnrittertum hatte gewiß seine komische Seite, aber in dem Ernst, mit dem es ausgeübt wurde, zeigte sich gerade der Humor, und der mußte unter den traurigen Verhältnissen der Gefangenschaft wie eine köstliche Blume gepflegt werden.

Nun sind die Dorchesterleute nach einem Schiff ausgewandert, die Burg „Wahnfried“ ist zerfallen und nur die Motive an den Wänden werden noch bis zur Neutünchung ein stummes Zeugnis davon abgeben, wie Wagner in Dorchester in Ehren gehalten wurde. Aber die Erinnerung wird weiterhin um die Wagner geweihte Stätte schweben, sie wird leise die Motive erklingen lassen, und die Geister, die dort rege waren, werden die Ritter in deutschen Landen wieder zusammenführen. Für alle war jedenfalls dieser Wahn nicht der schlechteste „Wahn“.



# Aufgaben der Kriegs-Illustration.

Von Hans Mägr.

Einwände, die des öfteren gegen die Naturtreue oder gegen die „Richtigkeit“ von Kriegs-Illustrationen erhoben worden, lassen es nicht unangebracht erscheinen, einiges über die Aufgaben oder Ziele zu sagen, die sich der illustrierende Künstler bei seiner Auseinandersetzung mit den bildhaften Erscheinungen des Krieges setzt; besser noch: die ihm einestheils durch die Art seiner Ausdrucksmittel und andererseits durch den gegebenen Stoff von vornherein festgelegt sind. Um Klarheit zu schaffen, ist es notwendig, bei den Illustratoren unserer Zeitschriften diejenigen, die nichts anderes anstreben als eine authentische Berichterstattung, von denen zu unterscheiden, die sich bemühen, etwas von dem Geist dieses Kriegs in ihre Zeichnungen zu bringen. Die ersten legen Wert darauf, daß sie die Vorgänge, die sie darstellen, wirklich gesehen haben, daß sie dabei gewesen sind. Die zweiten hingegen legen den Nachdruck auf die Erlebnisse ihrer künstlerischen Phantasie, auf die starke Erregung ihrer Vorstellungskraft durch alles, was seit einem halben Jahre durch Berichte in literarischer Form, durch Gesehenes und Gehörtes ihnen zum stärksten Erlebnis wurde. Und von diesen soll hier die Rede sein.

Dem Illustrator wird das zu Illustrierende (die Ereignisse des jetzigen Kriegs) zum geistigen Erlebnis, dem er im Bild Ausdruck zu geben sich bemüht. Gebunden durch seine technischen Mittel und den ihm zur Verfügung stehenden Raum unternimmt er es, einen Widerschein von den Dingen zu geben, die draußen auf den Schlachtfeldern von nahezu ganz Europa geschehen — und nur indem er sich beschränkt, sich in hohem Maße der Grenzen seiner, der bildenden, Kunst bewußt, wird es ihm möglich, sich dieses vielgestaltig ungeheuren Stoffes zu bemächtigen. Er muß sich darum vollkommen klar darüber sein, was er darstellen kann und weiterhin, was nur er mit seinen Ausdrucksmitteln festhalten, zeigen kann. In der Frage nach dem „Was“ entscheidet die Individualität des Künstlers: ob er das Dramatische oder Traurige, das Große oder Ungeheure, das derb Humorhafte oder wehmütig Volksliebhabte dieser kriegerischen Zeit zu gestalten sich gedrungen fühlt. Stets wird er aber nur unter der Gefahr, den wertvollsten Teil seiner Wirkung zu verlieren, die Grenzen überschreiten, die die Kunst von der Wirklichkeit trennen. Derjenige, welcher meint, er müsse die ganze Wirklichkeit in den Kriegs-Illustrationen wiederfinden, ist im Irrtum, denn der illustrierende Künstler entnimmt der Wirklichkeit nur so viel, als er braucht, um ein der Wirklichkeit Übergeordnetes zu geben: die Wahrheit. Wie in dem Gedicht, dem Drama der Dichter alle die Dinge ausschaltet, die nicht der Idee des Ganzen dienen, sondern sie nur verdecken, andre wieder zum gleichen Zweck durch seine Kunstmittel über die Realität hinaus steigert — genau so verfährt der Illustrator, indem er bei seiner Arbeit sich in erster Linie durch Kompositionsgesetze leiten läßt, die ihm erst die Möglichkeit geben, das Wesentliche einer natürlichen Begebenheit in eindeutiger Wucht zu zeigen. Beide, der Dichter wie der Künstler, suchen in dem scheinbar willkürvollen Chaos des Geschehens, der Dinge den Sinn, die Wahrheit im Sinne Schillerscher Ästhetik. Wenn der Illustrator es nun unternimmt, aus diesen Überlegungen heraus, die im allgemeinen rein

gefühlsmäßig in ihm wirksam sind, sich mit den Kriegsergebnissen zeichnend auseinanderzusetzen, wird er wohl bestrebt sein, militärtechnische Einzelheiten zu studieren. Der Apparat moderner Kriegsführung lockt ihn zweifellos, auch die rein sachlichen Reize irgendeines Teils dieser riesigen Maschine darzustellen. Das Militärtechnische ist ihm aber im letzten Grunde nur Mittel zum Zweck, denn er will keine Anschauungsbilder für die Militärakademie schaffen, die durch Generalstabswerke und ähnliche Fachschriften ja viel besser und zureichend bedient wird, ebenso wenig wie er mit der Photographie an Genauigkeit wetzeln will. Er gibt etwas, was all diese Sachen nicht zu geben vermögen: er zeigt im Bilde, welcher Art die geistigen Erlebnisse sind, die ihm der Krieg ausdrängt. Er zeigt vielleicht die ganze Wut eines Sturmangriffs in der kolossalen Bewegtheit dreier Soldaten mit einer Eindringlichkeit, die kein Panorama erreicht. Und das ungeachtet der militärtechnischen Unmöglichkeit des Schützengrabens, gegen den sie anrennen, der ihm gerade so, wie er ihn darstellte, ein unentbehrliches Mittel schien, seine Vorstellung einer entfesselten Kraft zu gestalten. Der Künstler gibt hier eine gesteigerte Wirklichkeit, die er nur erreicht, indem er sich über reale Einzelheiten hinwegsetzt, um dem Betrachter zu zeigen, wie er die Dinge durch das Medium seiner künstlerischen Anschauung erlebt. Er vermeidet es bewußt, die Phantasie des Betrachters durch die Genauigkeit festzulegen, mit der das Scherenfenrohr die Vorgänge zeigt. Er möchte vielmehr die aufs höchste gespannte Aktivität einer feuernden Batterie, eines Infanterie- oder Kavallerieangriffs künstlerisch zur Erscheinung bringen und erreicht das am ehesten, wenn er mit epigrammatischer Kürze nur ihre wesentlichen Erscheinungsformen aufs Papier wirft und damit der Einbildungskraft des Betrachters alle Wege offen läßt, dies Allgemeine, Typische auf jedes begrenzte einmalige Geschehen zu übertragen. Er gibt hinwiederum Ausschnitte, die aufs Ganze um so stärker hinweisen, je mehr Ergänzungsmöglichkeiten sie der weiterbauenden Phantasie übrig lassen. So vermag er das Wesen einer dieser Millionen Schlachten auf kleinstem Raum durch bildmäßige Stimmungswerte auszudrücken. Alles dies in einem gesagt: der Illustrator steht sich vor der Möglichkeit und damit vor der Aufgabe, im Bilde Zeugnis von dem Geist zu geben, der die sichtbaren Formen dieses Kriegs schafft, dem Geist, der die zeitliche und örtliche Bedingtheit realen Geschehens überdauernd der Geschichte der Menschheit angehört. Ein unerreichtes Vorbild und Beispiel für diese schöne Aufgabe des illustrierenden Künstlers besitzt die deutsche Kunst in den Illustrationen Adolph Menzels zu Ruglers Geschichte Friedrich des Großen. In all diesen Zeichnungen und Wagnetten im kleinsten Format hat es Menzel erreicht, den Geist jener Zeit in einer Weise den Nachgeborenen lebendig zu machen, wie es kein Historienbild je vermocht hat. Wir wissen nicht, ob sich die Szenen des siebenjährigen Kriegs in Wirklichkeit so zugetragen haben, wie sie Menzel darstellt. Aber sie geben uns eine zwingende Vorstellung von dem Geist, der das friderizianische Preußen zu seiner Größe erhob, sie zeigen uns im anschaulichen Spiel der schwarz-weißen Formen das, was über die Wirklichkeit der Vorgänge hinaus unvergänglich bleibt.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.

Für Österreich-Ungarn: Herausgeber: Frieße & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Frieße, Wien I, Bräunerstraße 3.  
Copyright 18. März 1915 by Philipp Reclam jun., Leipzig.



Die deutsche Stadt Duala in Kamerun, die mit ihren Bewohnern von den Engländern den Duala-Negern zur Plünderung überlassen wurde.

## Unser neuer Roman.

Durch das Getöse des gigantischen Ringens, das sich in unserer Nähe abspielt, hallt es hin und wieder über die Meere zu uns herüber wie ein ferner Ruf, zuckt es von entlegenen Küsten wie heller Schein und sagt dem von den Ereignissen in der Nähe Gebannten, daß auch weit drüben über dem Meere, in unseren Kolonien, Deutsche, abgeschnitten von jeder Hilfe, nur auf sich selbst gestellt, einen schweren, ungleichen Kampf kämpfen. Einen Kampf, der wohl nur von dem in seiner ganzen Schwere und Tragweite erfaßt wird, der mit jener überseeischen deutschen Welt durch einen beträchtlichen Teil seines eigenen Lebens verwachsen war.

Welche Bilder entrollen sich vor dem Auge eines solchen! Wie seit Jahrtausenden wälzt sich brüllend die schwere westafrikanische Brandung an den Strand Togos. Geheimnisvoll rauschen die Wipfel der endlosen Wälder Kameruns, flüstern die Gräser der südwestafrikanischen Pad, murmelt das Meer an den Korallenriffen Ostafrikas, wiegen die Palmen unserer Südseeperlen ihr gefiedert Haupt im Winde. Und über allem liegt die heiße tropische Sonne! Wirft ihren Segen auf deutsche Arbeit, spendet ihr Licht zu friedlicher Eroberung ungemessener Weiten, zur Erziehung von Millionen Eingeborener zu deutschem Wesen!

Da! Entferntes Grollen überm Meer! Mutter Germania im Kriege mit Rußland und Frankreich! — Der Deutsche drüben lacht. Necht sich nur in den breiten Schultern. „Macht nichts! Wir wissen ja, wie stark unsere deutsche Mutter ist! Mit denen wird Deutschland schon fertig! Ihr Jungen — fahrt heim! Und uns hier?! — Laßt sie nur kommen!“

Da reißt ein jäher Blitz das Firmament entzwei. „Krieg mit England!“ Und plötzlich steht vor dem deutschen Siedler drüben die ernste Frage: „Wird England den Krieg in die Kolonien tragen?“

„Unmöglich!“ sagt man sich. „Der Engländer ist ein zu erfahrener Kolonialpolitiker! Unmöglich wird er den Schwarzen das Beispiel geben, wie Weiße sich gegenseitig mit Hilfe ihrer Schwarzen das Messer an die Kehle setzen! Unmöglich in der Brust des Schwarzen dämonische Gestalten wecken, die eines Tages alle Weißen vom afrikanischen Boden in die See fegen! Unmöglich!“

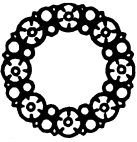
Und dann kommt der Tag, der den deutschen Siedlern Antwort gibt auf dieses „Unmöglich!“ — Mächtige Rauchfahnen am Horizont. Kreuzer sind's mit gähnenden Feuereschländen! An der Gaffel die Kriegsflagge Englands, die Tricolore Frankreichs. Ihre Luken öffnen sich, speien schwarze, bewaffnete Kohorten unter Führung weißer Offiziere an Land. Und dann beginnt unter dem Schutze des St. Georgskreuzes, unter dem Schutze der Republik, die „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ im Banner führt, ein Vernichtungskampf gegen alles, was deutsch oder eines Deutschen ist, der nicht einmal vor deutschen Frauen und Kindern halt macht.

Aber der Feind hat sich die Eroberung des Landes, das durch mehr als dreißigjährige Kulturarbeit deutsch geworden, nicht so schwer vorgestellt! Auf Schritt und Tritt stellt sich ihm die tapfere Schutztruppe entgegen und liefert ihm, unterstützt von den Verhältnissen und treu gebliebenen Eingeborenen, heiße, blut- und opferreiche Gefechte. Ein Nibelungenkampf, in dem sich die Namen Tjingtau, Tanga, Garua, Jola, Sandfontain glänzend und würdig den großen deutschen Waffentaten auf den europäischen Schlachtfeldern anreihen.

Voll banger Erwartung blickt mancher nach den einsamen deutschen Kämpfen in den Kolonien hinüber, die Frage im Herzen: „Werden sie durchhalten?! Werden sie die Kolonien halten können?!“

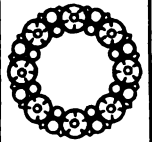
Für die afrikanischen Kolonien Kamerun, Südwest- und Ostafrika glaube ich als Kenner afrikanischer Verhältnisse die Frage getrost bejahen zu können. Und da im übrigen das Schicksal der Kolonien auf europäischen Schlachtfeldern entschieden wird, wird auch Togo wie die deutsche Südsee das bleiben, was sie früher waren — deutsch!

Diese Kämpfe haben auch die engen Bande zwischen dem deutschen Mutterland und seinen Kolonien enger getnüpft. Daber wird unseren Lesern der umstehend beginnende Roman „Eroberer“ doppelt willkommen sein. Er spielt nach kurzer Überleitung in einer unserer Kolonien, in Kamerun, dem zukünftigen deutschen Indien, wo der Verfasser Richard Müas Jahre hindurch tätig war, und bringt ein Stück kolonialen Lebens und deutscher Kulturarbeit.



# Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küss.



Die Sommer Sonne lag brütend über der Wilhelmstraße.

In einem Zimmer der Kolonialabteilung saß der Kommissar eines unserer westafrikanischen Schutzgebiete, Herr v. Bütow. Er vertrat den augenblicklich auf Urlaub befindlichen Legationsrat, der sonst die Personalien bearbeitete.

Auf Bütows mit mehreren Durchziehern geschmücktem Gesicht lag ein Ausdruck von Mißmut, gepaart mit Langerweile.

In diesem Augenblicke kam einer der Räte eiligst aus seinem Zimmer herüber. „Haben Sie schon gehört, Bütow?! Zolldirektor Heffgrau ist in der Brandung ertrunken! Eben ist die Nachricht eingetroffen!“

Aber Bütows Gesicht glitt der Schimmer eines maliziösen Lächelns. „Der Nachrichtenapparat meines Nachfolgers draußen arbeitet etwas reichlich langsam, Verehrtester! Ich habe die Nachricht mit allen Einzelheiten bereits gestern durch einen Privatbrief erfahren.“

„Und das sagen Sie so ruhig?! Sie, der Sie mit Hellerau unter einem Dache gehaust und gut befreundet waren?!“ entgegnete Legationsrat Eggloffstein.

„Freunde!“ Ein fast geringschätziger Ausdruck spielte um seine schmalen Lippen. „Steht unsereiner draußen nicht immer allein?! — Und was das Sterben anbelangt, so brauchen Sie sich nicht zu wundern, daß ich nicht darüber erschrecke! In Westafrika steht der Tod mehr als anderswo hinter einem! Gewissermaßen wie der schwarze Diener bei Tisch. Nur daß der erstere immer ungerufen kommt, der letztere nicht! Und daß der Diener immer das gleiche undurchdringliche Gesicht zeigt, während der Tod draußen sein Gesicht mehr seiner Umgebung anpaßt. Je nachdem man sich in der Brandung, im Urwald, im Steppengras, zwischen feindlichen Stämmen, im krokodilerheiterten Flußbett, oder im wirklichen Bett befindet. Manchmal versteckt er sich auch hinter eine hübsche schwarze Mädchenstrafe, oder auch in der Kognakflasche! Ja, ja,“ schloß Bütow lächelnd, „lieber Eggloffstein! Es gibt viele Dinge und Möglichkeiten, von denen ihr gewöhnlichen Sterblichen in der Wilhelmstraße keine blasse Ahnung habt.“

„Na, ich habe mir ja Afrika auch nicht ausgesucht!“ antwortete Eggloffstein und schüttelte sich, wie wenn ihm ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Ich auch nicht, dachte Bütow, aber er schwieg. Es klopfte.

Auf Bütows „Gerein“ trat der Bureaudiener ein. „Verzeihung!“ wandte er sich, anscheinend ungeschlüssig, bald an Bütow, bald an Eggloffstein, „es ist eine Dame draußen, die sich nach den näheren Umständen beim Tode des Zolldirektors Hellerau erkundigen möchte.“

„Führen Sie sie nur zum Herrn Legationsrat Eggloffstein!“ befahl Bütow. Und als Eggloffstein abwehrte, wandte er sich zu diesem: „Sie haben doch die offizielle Nachricht?“

„Aber doch keine ‚näheren Umstände‘!“ brummte der Rat. „Also doch nichts Eingehendes! Vorläufig!“

„Eben deshalb!“ erwiderte Bütow lächelnd, der die Abneigung des geschworenen Junggesellen Eggloffstein gegen Damen kannte. „So was muß man den Damen immer in homöopathischen Dosen beibringen. Sie vertragen’s dann besser.“

„Die Dame sieht nicht aus, als ob sie bei jeder Nachricht gleich in Ohnmacht fallen würde,“ erlaubte sich der Bureaudiener mit haltungsvoller Vertraulichkeit zu bemerken.

„So! hm!“ Bütows Blick wurde einen Grad interessierter. „Und sonst...?!“

Rösler schmunzelte.

Das entschied bei Bütow. „Ich lasse bitten!“ machte er lächelnd dem Hin und Her ein Ende.

Im Gange blinzelte Eggloffstein über seinen Kneifer hinweg nach dem offenen Meldezimmer, in dessen Lichte er ein helles Kleid sah, und verschwand in seinem Arbeitszimmer.

Unterdessen hatte Bütow einen Blick auf die Karte geworfen, die Rösler hereingebracht hatte.

„Sigrid Kressentin“ stand darauf.

„Kressentin?!“ murmelte Bütow vor sich hin.

Er umfaßte mit einem einzigen schnellen Blick die schlanke Kaffegestalt der Eintretenden, die seine leichte Verbeugung mit einer anmutigen Neigung ihres von blondem Haar umrahmten Kopfes erwiderte.

Ihre Blicke begegneten sich. Bütow sah in ein paar große, graublauere Augen, die wie prüfend über ihn hinglitten, und dann später, wenn sie denen Bütows im Laufe der Unterhaltung begegneten, diesen fest und sicher anblickten.

Und als Bütow im Laufe der Zeit durch diese blanken Fenster in Sigrid Kressentins Seele sehen gelernt hatte, war es ihm wie einem, der in die



Ein Kriegsdoyll: Unterstand einer sächsischen Haubitzenbatterie auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

von hellem Sonnenschein durchtränkte beste Stube seines Nachbarn sieht. Licht in jeder Ecke und Falte. Trotz aller Sonnenflut nirgends ein Stäubchen! Und überall freundliche Bilder.

Er bat sie mit einer einladenden Handbewegung, Platz zu nehmen, und während sie das tat, stellte er mit Befriedigung fest, daß sie schickes Schuhwerk und schlanke Fesseln hatte, sowie daß ihr einfacher Sommerhut die passendste Umrahmung für ihr liebliches, vornehmes Gesicht abgab.

Aber, was ihn mehr als alles dieses an ihr fesselte, war der Umstand, daß jede ihrer Bewegungen unbewußte Anmut und Grazie atmete. Der Schönheitshuldiger in Bütow freute sich an den Linien, die sich durch das helle Musselinkleid diskret verrieten.

Freilich, die Kleidung Sigrid Kressentins hatte nichts von der neuesten Mode an sich. Bessere Provinzstadt! schätzte er. Vielleicht gar selbst gefertigt! Und doch . . .!

Bütow suchte umsonst zwischen seinen bisherigen Bekanntschaften. Keine, die es mit dieser hätte aufnehmen können, an allem, was unklüßlicher und unveräußerlicher Besitz ist am Weibe, an Kraft, Jugend und Schönheit.

Eine geheime Angst überkam ihn. Wenn sie nur nicht enttäuscht, sobald sie den Mund zu reden aufhut, dachte Bütow. Aber der nächste Augenblick entthob ihn dieser Besorgnis.

„Mein Bruder Gehrt,“ begann sie, „hatte mir geschrieben, daß er bestimmt mit dem gestern in Hamburg ankommenden Wörmannsdampfer ‚Gertrud Wörmann‘, Kapitän Große, fahren würde und daß ich ihn hier in Berlin erwarten solle. Er benachrichtigte mich gleichzeitig, daß er noch eine Dienstreise in Gesellschaft des Zolldirektors Hellaus zu machen habe. Nun ist mein Bruder nicht angekommen. Auf mein an die Wörmann-Linie gerichtetes Telegramm antwortete diese mir telegraphisch: ‚Ein Kressentin hat sich nicht als Passagier an Bord der Gertrud befunden.‘ Heute morgen lese ich in der Zeitung von Direktor Hellaus Unglück, und nun . . .“

Sie stockte. Aber ihre schönen Augen zog es wie feuchte Schleier. Botho v. Bütow fuhr auf. Die durch das plötzliche Schweigen des jungen Mädchens entstandene Stille rief ihn wieder zu sich.

Er war weit weg gewesen, während das junge Mädchen redete. Ihre ruhige klangvolle Altstimme erfüllte den Raum. Die Wände dieses nüchternen Zimmers nahmen das Aussehen einer südfranzösischen Kirche an, die er einmal auf der Durchreise in der sonnigen Provence gesehen hatte. Und die Stimme des jungen Mädchens, das jetzt vor ihm saß, hatte diesen Raum erfüllt, wie eine wunderbare Orgel jene Kirche erfüllt hatte.

Er hätte dieser Stimme immer zuhören können und bedauerte, daß sie schwieg.

„Ich freue mich, Sie über das Schicksal Ihres Herrn Bruders vollständig beruhigen zu können, gnädiges Fräulein!“ begann Bütow. „Die Übergabe der Geschäfte an seinen Nachfolger hatte sich verzögert, und da inzwischen die Gertrud Wörmann längst fällig gewesen war und jeden Augenblick vorlaufen konnte, Ihr Herr Bruder den Dampfer aber nicht verfehlen wollte, so entband ihn der Zolldirektor von dieser Inspektionsreise und fuhr ohne ihn nach der Station, in deren Nähe dann dem Zolldirektor das Unglück passierte.“

Sigrid Kressentin atmete auf. Ihre Augen, die voll ängstlicher Spannung an Bütows Munde gehangen hatten, solange er sprach, begegneten jetzt seinem Blick mit einem Ausdruck der Dankbarkeit in ihnen dafür, daß er alle Angst um ihren Bruder von ihr genommen hatte.

„Freilich,“ fuhr Bütow, mit einem Lächeln des Bedauerns die Achseln zuckend, fort, „eine Folge wird das auch für Ihren Herrn Bruder und somit auch für Sie nach sich ziehen.“

„Für mich?!“ fragte sie betroffen.

Bütow nickte. „Sie werden ihn sechs Monate später wiedersehen, denn er ist jetzt der nächste, der für die Vertretung des Zolldirektors in Frage kommt, und kann somit frühestens in einem halben Jahr auf Urlaub kommen.“

„Wie schade!“ entfuhr es ihr. „Gehrt ist der einzige, der mir von meiner Familie noch übriggeblieben ist!“ setzte sie leise hinzu.

Er wollte etwas Tröstendes sagen und fing es ungeschickt an. Eeeliich niedergedrückten Frauen gegenüber fand er nicht den richtigen Ton. Bei denen kannte er sich nicht aus. „Nun, wie ich Ihren Herrn Bruder kenne, wird ihm das halbe Jahr schnell vergehen, denn er ist mit Leib und Seele Afrikaner.“

Er sah, wie sie freudig überrascht zu ihm aufblickte. Seine Person, die ihr bis jetzt keine besondere Bewunderung abgenötigt zu haben schien, schien in diesem Augenblick bei ihr eine vollständig neue, größere Wertung zu erfahren. „Sie kennen meinen Bruder?“

„Ich habe mehrere Jahre draußen mit ihm zusammen gearbeitet,“ erwiderte er. „Mein Name ist Bütow,“ fügte er mit leichter Verbeugung gegen sie hinzu.

Ein Lächeln flog über Sigrid Kressentins liebreizendes Gesicht. „Gehrt hat mir oft von Ihnen, als seinem Kommissar, geschrieben,“ sagte sie verbindlich.

Es war, als ob der in Afrika befindliche Bruder mit einem Male alles Fremde zwischen Sigrid Kressentin und Herrn v. Bütow aus dem Wege geräumt hätte, so bekannt kamen die beiden sich vor.

Sie gerieten ins Plaudern. Über die Verhältnisse in den Kolonien im allgemeinen und über die Kolonie, in der sich Gehrt befand, im besonderen. Weder der eine noch die andere bemerkte, wie die Zeit verflog. Bis Sigrid plötzlich die Uhr zog und mit Erschrecken feststellte, wie spät es inzwischen geworden war.

„Sie werden nun wohl direkt in Ihre Heimat zurückfahren?!“ forschte Bütow vorsichtig.

Sigrid verneinte. Geheimrat Sturmholz, ein Jugendfreund ihres verstorbenen Vaters, habe ihr die Erlaubnis gegeben, seine Vorlesungen zu besuchen. Sie würde das sowieso getan haben, auch wenn Gehrt gekommen wäre. Nun aber, da er so lange auf sich warten ließe, würde sie das natürlich erst recht tun!

„Sturmholz? Ist das der bekannte Chemiker?“ fragte Bütow.

„Ja!“

„Dann haben gnädiges Fräulein also studiert?“

„Den regelrechten Bildungsgang habe ich nicht durchgemacht. Papa hatte einen ausgesprochenen Widerwillen gegen die weitere Ausübung seiner ärztlichen Praxis, nachdem selbst seine Kunst Mama nicht vor dem Tode retten konnte. Er beschäftigte sich dann nur noch mit chemischen Studien und Experimenten. Bei den letzteren ging ich ihm immer zur Hand. Und so bin ich in dieses Studium hineingewachsen.“

„Um ihre Jugend und Gesundheit vielleicht den giftigen Dämpfen einer Färberei als schlechtbezahlter weiblicher Chemiker auszusetzen oder in einer Zuckerraffinerie auf dem Lande zu vereinsamen!“ entfuhr es Bütow.

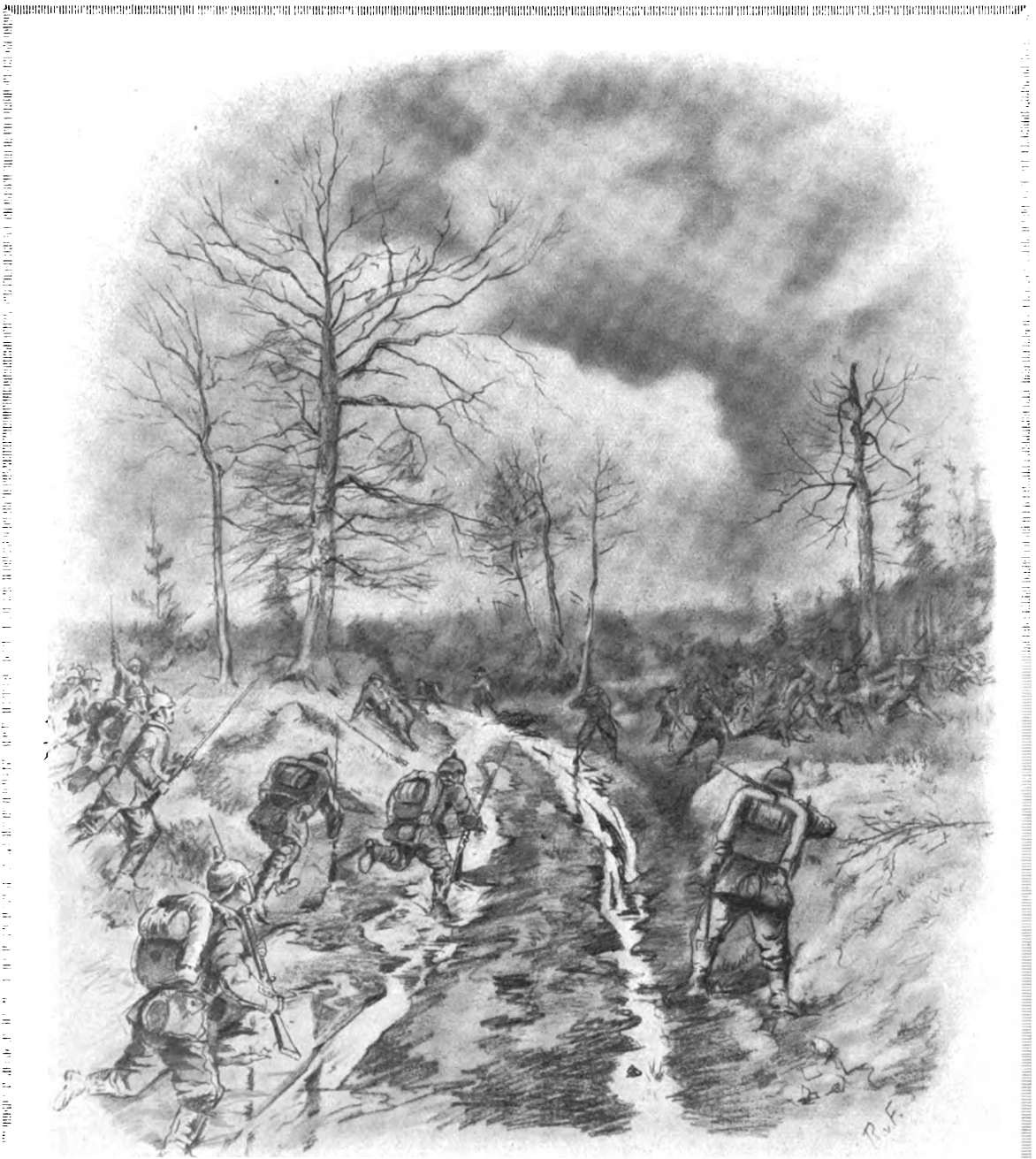
„Nun, so schlimm wird es nicht gleich werden. Geheimrat Sturmholz hat mir überdies versprochen, mich zu seinem Assistenten heranzuziehen — wenn er das in mir fände, was mein Vater in mir gesehen hätte,“ entgegnete Sigrid lächelnd. „Und irgend etwas muß der Mensch doch tun, um ein Anrecht auf's Dasein zu haben!“

„Haben Sie Verwandte oder Bekannte in der Stadt, wo Sie untergebracht sind?“ fragte Bütow plötzlich unvermittelt.

„Augenblicklich keine Menschenseele. Sturmholzens sind verreist und kommen erst in einer Woche zurück. Ich habe mir eine Pension gesucht und will mir die Museen und Galerien einmal ordentlich ansehen.“

„Darf ich mir erlauben, mich Ihnen für diesen Fall als Führer anzubieten?!“ bat Bütow.

Sigrid sah einen Augenblick zögernd zu dem schlankgewachsenen Manne hinauf. Er kann ruhig mein Vater sein, sagte ihr Blick. Sie neigte beistimmend das blonde Haupt. Der um viele Jahre ältere Vorgesetzte ihres Bruders, der seine Schuld und Fürsorge auf den Schutz einer alleinstehenden jungen Dame in ritterlichster Weise ausdehnt, dachte sie.



Ein Waldgefecht. Nach einer Zeichnung von R. v. Flemming.

Bütow hatte ihr Zögern bemerkt, obwohl es nur wenige Sekunden gedauert hatte.

Um dem jungen Mädchen den letzten Rest eines Bedenkens zu nehmen, beeilte er sich, hinzuzufügen: „Meine Schwester, Frau von Klichow, ist verwitwet und kinderlos. Sie verfügt über viel Zeit. Es würde ihr sicher großes Vergnügen bereiten, Sie unter ihre Fittiche zu nehmen. Und ich hätte gerade heute abend Gelegenheit, Sie bei ihr einzuführen.“

Als Sigrig Bütow für seine lebenswürdigen Bemühungen danken wollte, lehnte er ab. „Tu' ich schon aus Korpsgeist! Wir Afrikaner bilden gewissermaßen eine Art Freimaurertum, in dem oft einer für den anderen eintritt. Darin bildet Ihr Herr Bruder keine Ausnahme, und als seine Schwester rechnen Sie ja halb und halb auch dazu.“

Bütow lächelte bei diesen Worten, und auf seinen etwas vorzeitig gealterten Zügen nahm sich dieses

Lächeln, wie es Sigrid Kressentin dünkte, beinahe väterlich aus.

„Und wo darf ich Sie dann abholen?“ fügte er seinen letzten Worten hinzu.

Sie nannte die Pension, in der sie abgestiegen war.

Als das junge Mädchen Bütow verlassen hatte, war dieser äußerst zufrieden mit sich selbst und schritt insolgebeffen ausgeräumt seiner eleganten Junggejellenwohnung zu. Er sog in tiefen Atemzügen die Luft ein, die in den erhitzten Steinklüften der Häuserwüste gefangen lag und gegen deren Einatmen sich sonst seine an Wald- und Seeluft gewöhnten Lungen sträubten. Jetzt aber war es ihm, als habe er mehrere Stunden auf Bergeshöh' zugebracht.

Er lehnte den Fahrstuhl ab und sprang mit fast jugendlich elastischen Schritten, wie ein Zwanzigjähriger, die teppichbelegten Treppen hinauf, die zu seiner Wohnung führten.

Briefe waren da, die auf ihn warteten. Kleine, zartduftende Boten, an deren Kuffschrist man sah, daß sie von Frauenhand stammten. Halb abwesend in seinen Gedanken, öffnete Bütow sie, sah sie oberflächlich durch, während ein Lächeln der Geringschätzung um seine schmalen Lippen spielte. Dann zerriß er sie und warf sie in den hohlen Elefantfuß, der ihm als Papierkorb diente. Nur den letzten Brief, der seiner Schwester Jutta v. Kligow's steile, charakteristische, fast männliche Handschrift trug, sah er aufmerksamer durch und rief dann diese Schwester durchs Telephon an. „Bist du's selbst, Jutta? — Ja? Hör' mal! Ich möchte gern, daß du deine Einladung auch auf eine junge Dame ausdehnst, die ich deinem besonderen Schutze anempfehlen möchte, falls du dafür zu haben bist!“

„Ein junges Mädchen, das du mir zuführen willst, lieber Botho, ist mir immer willkommen!“

„Wirklich?“

„Ja, denn ich betrachte das gern und willig als das erste Zeichen, daß dich gewissenlosen Wilderer einmal selber das Geschick erreicht hat, das er so vielen anderen bereitet hat,“ sagte Jutta.

Bütow's Stimme klang ungewöhnlich spöttisch durchs Telephon zurück, als er sagte: „Du weißt doch, liebe Jutta, daß ich bei aller mir von dir zur Last gelegten Gewissenlosigkeit doch nicht ganz ohne Grundsätze bin! Dazu gehört, daß Frauen und Schwestern meiner afrikanischen Untergebenen ein Blümlein ‚Rühr'-mich-nicht-an' für mich sind.“

„Und ist die junge Dame das eine oder das andere?“

„Die Schwester eines Afrikaners, ja!“

„Und Motiv zur Tat?“

„Motiv? — Pures, uneigennüchsiges Mitleid eines Kavaliere mit der Weltverlorenheit einer jungen Dame, die zum erstenmal nach Berlin kommt!“

Von der uneigennüchigen Seite kenne ich ja meinen Bruder Botho noch gar nicht, dachte Frau v. Kligow. „Ist sie hübsch?“ fragte sie.

„Mein Gott, Jutta, du fragst aber wirklich naiv! Ist doch immer Standpunktsache und niemals objektiv!“ erwiderte Bütow.

„Aber interessant ist sie doch?“ fragte seine Schwester hartnäckig. „Denn sonst würdest du dich doch nicht für sie interessieren!“

„Auch das muß ich deinem eigenen Eindruck überlassen!“

„Weißt du, Botho, es ist doch schade, daß du dein diplomatisches Talent da unten zwischen deinen Kaffern verkümmern lassen mußt!“

„Also ich darf...?“

„Du hast mich sehr neugierig gemacht!“

Bütow hing den Hörer an. Im Vorübergehen warf er einen kritischen Blick in den Spiegel, dessen Rahmen von vier riesigen Elefantenzähnen gebildet wurde. Nachjären! dachte er, als er sah, daß sich an den Wurzeln seines im übrigen dunklen Haares verräterische graue Stellen zeigten. Nur noch durch Habich's Färbekunst konnte er es erreichen, in das Ende der Dreißig gezählt zu werden. Aber wenn dann Bütow wieder in den Kolonien war, wo Habich's Färbekunst fehlte, dann lief es nach wenigen Wochen wie Schneetreiben über sein Haupt.

Und nach Verlauf dieser wenigen Wochen lächelte dann Schwarz und Weiß stillvergnügt vor sich hin. Denn jetzt hatten sie ihren richtigen Kommissar wieder! Ihren „Kommandante ga! Ihren großen Kommandanten“, wie ihn die Schwarzen in Anlehnung an das Portugiesische in ihrer Landessprache nannten. Den „mit dem weißen Grafe auf seiner Kokosnuß!“ den echten Herrn v. Bütow! Der andere, der mit dem schwarzen Haar, der war nicht echt!

Bütow fand Sigrid im Empfangszimmer der Pension. Sie wartete schon auf ihn.

Wenn sie klassische Gewandung trüge, würde sie wie eine deplacierte antike Statue zwischen diesem billigen Kram wirken! dachte Bütow bei Sigrids Anblick und fuhr mit ihr zu seiner Schwester.

Frau v. Kligow hatte ihren sogenannten „afrikanischen“ Abend. Es waren nur männliche Gäste da, die irgendwelche Beziehungen zu Afrika hatten.

Helleraus Unglück war das allgemeine Thema. Da sie nicht bei seinem Begräbnis sein konnten, wollte man ihm die letzte Ehre erweisen, indem man ihm ein stilles Glas widmete und von ihm sprach.

Gerade als jemand sagte: „Wenn Kressentin mit Hellerau gewesen wäre, wäre diesem das Unglück nicht passiert!“ trat Sigrid Kressentin ein.

Niemand der Anwesenden sah auf ihr Kleid. Es kam bei ihr gar nicht in Frage. Ihr Gesicht überleuchtete das alles. Jeder sah nur dieses Gesicht







# Prophetische Worte Bismarcks.

Zu Fürst Bismarcks 100. Geburtstag. Von Karl Wilke.



Einem reichen Schatz staatsmännischer Weisheit besitzt das deutsche Volk in den Briefen, Reden und vor allem in den „Gedanken und Erinnerungen“ seines großen Kanzlers; sie alle sind nicht nur eine Fundgrube reichen geschichtlichen Quellenmaterials für die fünf Jahrzehnte seit dem Ersten Vereinigten Landtag Preußens, sondern auch ein Vermächtnis, aus dem eine staunenswerte politische Erfahrung und eine nicht minder bewundernswürdige Kenntnis der Geschichte auch noch zu den späteren Geschlechtern spricht. Aus der eichenumrauschten Gruft im Sachsenwalde tönt fort und fort mahnend und warnend, ermutigend und aufrichtend die Stimme Bismarcks; sie verlangt auch heute gehört zu werden, wo wir um unsere Daseinsberechtigung und um unsere Geltung ringen in Europa und in der Welt.

Fünfundzwanzig Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges bereits äußert sich der damalige preussische Minister des Auswärtigen in Schönbrunn am 22. August 1864 dem Kaiser Franz Joseph gegenüber: „Wenn Preußen und Österreich sich die Aufgabe stellen, nicht bloß ihre gemeinsamen Interessen, sondern auch beiderseits jedes die Interessen des anderen zu fördern, so kann das Bündnis der beiden deutschen Großstaaten von einer weittragenden deutschen und europäischen Wirksamkeit werden.“

Zweck und Ziel des engen völkerrechtlichen Zusammenschlusses Deutschlands und Österreich-Ungarns begründen die „Gedanken und Erinnerungen“ klipp und klar: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann.“

Mit Seherblick hat Bismarck die Lage von 1914 vorausgesehen, denn er sagt in seinem hinterlassenen Werke: „Wenn die geeinte österreichisch-deutsche Macht in der Festigkeit ihres Zusammenhangs und in der Einheitlichkeit ihrer Führung ebenso gesichert wäre wie die russische und die französische, jede für sich betrachtet, es sind, so würde ich, auch ohne daß Italien der Dritte im Bunde wäre, den gleichzeitigen Angriff unserer beiden großen Nachbarreiche nicht für lebensgefährlich halten.“

Den östlichen Kriegsschauplatz beurteilt er in zutreffender Weise: „Die geographische Lage der drei großen Mächte ist derart, daß eine jede von ihnen, sobald sie von den beiden anderen angegriffen wird, sich strategisch im Nachteil befindet, auch wenn sie in Westeuropa England oder Frankreich zum Verbündeten hat.“

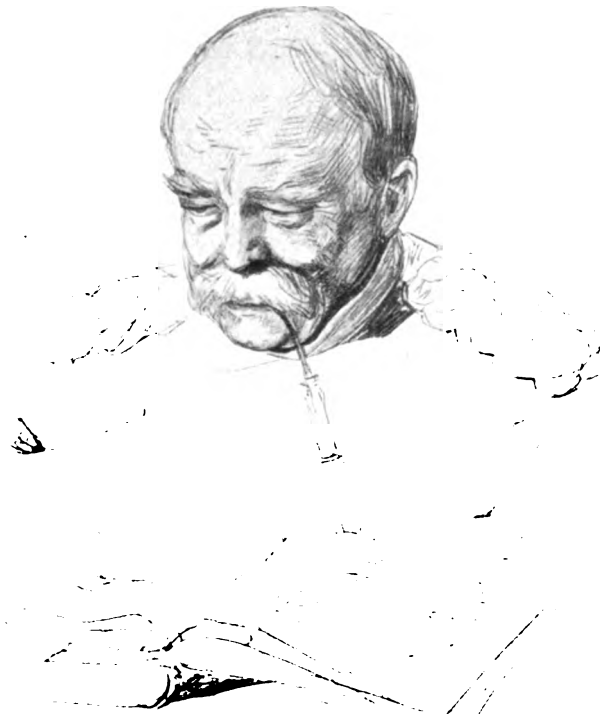
Der Verlust Galiziens wird nicht allzu tragisch genommen; nun und nimmer darf aber der preussische Staat Ost- und Westpreußen, Posen und Teile Schlesiens freiwillig oder unfreiwillig aufgeben.

„Galizien ist überhaupt der österreichischen Monarchie looser angefügt als Posen und Westpreußen der preussischen. Die österreichische, gegen Osten offene Provinz ist außerhalb der Grenzmauer der Karpathen künstlich angeklebt, und Österreich könnte ohne sie ebenso gut bestehen, wenn es für die fünf oder sechs Millionen Polen und Ruthenen einen Ersatz innerhalb des Donaubeckens fände. Pläne derart in Gestalt eines Eintausches südslawischer Bevölkerungen gegen Galizien, unter Heranführung Polens mit einem Erzherzog an der Spitze, sind während des Krimkriegs und 1863 von berufener und unberufener Seite erwogen worden. Die alten preussischen Provinzen aber sind von Posen und Westpreußen durch keine natürliche Grenze getrennt, und der Verzicht auf sie wäre unausführbar. Die Frage der Zukunft Polens ist deshalb unter den Vorbedingungen eines deutsch-österreichischen Kriegsverbündnisses eine besonders schwierige.“

„Österreich hat der polnischen Frage gegenüber nicht die Schwierigkeiten, die für uns in der gegenseitigen Durchsetzung polnischer und deutscher Ansprüche in Posen und Westpreußen und in der Lage Ostpreußens mit der Frage einer Wiederherstellung polnischer Unabhängigkeit unlösbar verbunden sind. Unsere geographische Lage und die Mischung beider Nationalitäten in den Ostprovinzen, einschließlich Schlesiens, nötigen uns, die Eröffnung der polnischen Frage nach Möglichkeit hintanzuhalten.“

„Eine Polen befriedigende Auseinandersetzung in den Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien ist unmöglich, ohne den Bestand Preußens aufzulösen.“

Wenn hier Bismarck den Nachdruck darauf legt,



Bismarck. Nach einer Zeichnung von Anton v. Werner vom Januar 1877.  
Mit Genehmigung des Verlags Carl Zuercher, Berlin SW.



Das Arbeitszimmer des Fürsten Bismarck im Schloss zu Friedrichruh. Es befindet sich noch im gleichen Zustande wie zu Lebzeiten des Fürsten. Auf dem Tischchen neben dem Schreibtisch wurde der Präliminarfrieden zwischen Deutschland und Frankreich in Versailles am 26. Februar 1871 unterzeichnet.

daß Preußen seine Gebiete an Weichsel und Warthe nicht aufgeben darf, ohne sich selbst aufzugeben, so verkennt er doch nicht die Schwierigkeiten, die im Falle einer Niederlage der Russen in Kongreß-Polen entstehen würden. Er streift die alsdann entstehenden Probleme bei Erwähnung der gegen Rußland gerichteten Pläne der sogenannten Wochenblattspartei unter Friedrich Wilhelm IV. und der in demselben Jahrgange sich bewegenden Denkschrift, die der preußische Gesandte Bunsen in London im April 1854 dem Minister v. Manteuffel eingereicht hatte.

„Angenommen, daß die preußischen Heere und ihre etwaigen Verbündeten in siegreichem Vorschreiten waren, so würde sich doch eine artige Reihe von Fragen aufgedrängt haben: ob uns der weitere Erwerb polnischer Landstriche und Bevölkerungen wünschenswert sei, ob es notwendig, die vorspringende Grenze Kongreß-Polens, den Ausgangspunkt russischer Heere, weiter nach Osten, weiter ab von Berlin zu rücken, analog dem Bedürfnisse, im Westen den Druck zu beseitigen, den Straßburg und die Weißenburger Linien auf Süddeutschland ausübten, ob Warschau in polnischen Händen für uns unbequemer werden könnte als in russischen.“

Es möchte scheinen, als ob Bismarck die Wiedererlangung der preußischen Grenzen von 1793 bzw. 1795 (ohne bzw. mit Warschau) nicht als außerhalb aller Möglichkeit erachtet hätte. Hatte nicht Rußland selbst einmal daran gedacht, sich Polens links der Weichsel zu entäußern? Bismarck sagt darüber: „Kaiser Alexander (II.) war damals (Anfang 1862) nicht abgeneigt, Polen teilweise aufzugeben; er hat mir das mit dünnen Worten gesagt, wenigstens mit Bezug auf das linke Weichselufer, indem er, ohne Akzent darauf zu legen, Warschau aus-

nahm, das strategisch zu dem Festungsdreieck an der Weichsel gehörte. Polen wäre eine Quelle von Unruhe und europäischen Gefahren für Rußland, die Russifizierung sei nicht durchführbar wegen der konfessionellen Verschiedenheit und wegen des Mangels an administrativer Befähigung der russischen Organe. Der Russe fühle nicht die nötige Überlegenheit, um die Polen zu beherrschen, man müsse sich auf das Minimum polnischer Bevölkerung beschränken, das die geographische Lage zulasse, also auf die Weichselgrenze und Warschau als Brückenkopf.“

Eine gründliche Abrechnung mit Frankreich im Falle eines neuen Überfalles faßte der Reichskanzler ins Auge in der Rede, die er am 11. Januar 1887 im deutschen Reichstag hielt: „Wir würden, wenn wir jetzt von neuem von Frankreich angegriffen würden und uns noch überzeugen müßten, daß wir nie und unter keinen Umständen Ruhe haben, ähnlich verfahren (wie Napoleon I. nach Jena in Preußen), wenn wir wieder als Sieger in Paris sind. Wir würden uns bemühen, Frankreich auf dreißig Jahre auferstand zu setzen, uns anzugreifen und uns in den Stand zu setzen, daß wir gegen Frankreich mindestens für ein Menschenalter vollständig gesichert sind. Der Krieg von 1870 würde ein Kinderspiel sein gegen den von 1890 — ich weiß nicht, wann — in seinen Wirkungen für Frankreich. Also das wäre auf der einen Seite wie auf der anderen Seite das gleiche Bestreben; jeder würde versuchen de saignor à blanc, das heißt so lange zur Ader lassen, bis die Blutleere eintritt.“

Hat Bismarck auch die deutschfeindliche Regierung Eduards VII. nicht mehr erlebt, so hat doch der Einsiedler von Friedrichruh nicht daran gezweifelt, Albion eines Tages in den Reihen unserer Gegner zu sehen: „England hat

der Verbindung mit einer der kontinentalen Militärmächte gehabt und die Befriedigung desselben, je nach dem Standpunkt der englischen Interessen, bald in Wien, bald in Berlin gesucht."

Hat Bismarck nicht auch England beargwöhnt, als er schrieb: „Mein Wunsch war, den (Nord-Ostsee-)Kanal von der Niederelbe in westlicher Richtung so weit fortzusetzen, daß die Wesermündung, die Fahde und auch die Emsmündung zu Ausfallspforten (unserer Marine), die der blockierende Feind zu beobachten hätte, hergerichtet würden."

Im Kampfe um Sein oder Nichtsein mit dem britischen Feinde würde sich der erste Kanzler des neuen Deutschen Reiches keine Stunde besonnen haben, allen denen die Hand zu reichen, die am Sturze der englischen Herrschaft arbeiten, so den Iren; sagt er doch: „Ebenso wie ich 1866 nach und in Folge der Einmischung durch Napoleons Telegramm vom 4. Juli vor dem Bestande einer ungarischen Insurrektion nicht zurückgeschreckt war, würde ich auch den der italienischen Republikaner (1870!) für annehmbar gehalten haben, wenn es sich um Verhütung der Niederlage und um Verteidigung unserer nationalen Selbständigkeit gehandelt hätte."

Die den Opfern entsprechenden Gewinne eines Waffenganges sind schon vor der endgültigen Einstellung der Feindseligkeiten in Aufrechnung zu bringen: „Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erklämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der von dem Staate verfolgten Politik entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung der Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen, die Beratung des Monarchen in betreff derselben ist und bleibt während des Krieges wie vor demselben eine politische Aufgabe, und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegführung sein."

Daß glühende Vaterlandsliebe und einmütiger Opfer-

sinn dereinst einen glänzenden Sieg über allen Parteienhaber und Fraktionsgeist davontragen würden, wie es in den welthistorischen Reichstagsitzungen vom 4. August und 2. Dezember 1914 zum Erstaunen aller Welt und zur Verblüffung unserer Gegner der Fall gewesen ist, das hat trotz allem und allem Bismarck freudig erhofft. Und dieser Hoffnung, die nicht getrogen hat, gab er beherzten Ausdruck in der Reichstagsrede vom 14. März 1885: „Sollte es denn nicht möglich sein, daß wenn nach einem weiteren Vierteljahrhundert, so wie dieser (Frankfurter) Bundestag einen Poschinger gefunden hat, ein Reichstags-Poschinger einmal auf unsere jetzigen Fraktionsfertigkeiten zurückblickte, man dann auch den Eindruck hätte, daß der Fraktionspartikularismus von damals ein glücklich überwundener Standpunkt wäre, daß man in den 25 Jahren erhebliche Fortschritte zum Besseren gemacht hätte, daß der nationale Gedanke mehr als bisher und einheitlicher als bisher zum Durchbruch gekommen wäre."

Daß das nicht mehr vom Zwiste der Parteien zerklüftete, vielmehr einmütig um das Reichsbanner gescharte deutsche Volk die Kraft in sich fühlt und besitzt, auch einer Welt in Waffen erfolgreich Widerstand zu leisten, sah der Paladin Kaiser Wilhelms I. voraus, als er seine glänzende Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 mit den kraftvollen Worten schloß: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Der ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, die 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgefogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, der die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird, und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!"



Der Altreichskanzler Fürst Bismarck im intimen Kreise. Von links nach rechts (stehend): Christoph, Söhne Manxau, Lindow, Graf Wilhelm Bismarck, Schwemmer, Gräfin vonos, Lenbach. — Sitzend: Graf Manxau, Graf Herbert Bismarck, Frau v. Lenbach, Gräfin Manxau, Fürstin Bismarck.



Bismarcks Grab im Sachsenwald.

## Friedrichsruh. 1. April 1915.

Leisen Fußes um die Mauern  
 Schleicht ein blauer Frühlingstag;  
 Eine Drossel flötet zag,  
 Und die alten Eichen schauern.

Aller Deutschen Hände strecken  
 Heut sich diesem Wald entgegen,  
 Wo auf leisumgrüntem Wegen  
 Geht der Geist des deutschen Recken.

Siehst du, wie sie Kränze bringen  
 Und sich neigen dir zum Danke?  
 Und der Knaben heiße, blanke  
 Augen, wenn dein Lied sie singen?

Fühlst du, wie ihr Herz sie zieht  
 Heut zu dir aus allen Gauen?  
 Weißt du, daß sie nach dir schauen,  
 Wie man in die Sonne sieht?

Hör's auch heut in deiner Ruh:  
 Heller jauchzt die Schwerterweise,  
 Bärt'ge Lippen murmeln leise:  
 „Unser Bismarck sieht uns zu!“

Helene Brauer.



# S. M. S. „Ayesha“.

Eine Skizze vom Indischen Ozean. Von Wilhelm Schreiner.



Der Morgen graute erst, als die Pinasse von der „Emden“ abstieß. Friß und ich kamen zusammen in den einen Kutter in ihrem Schlepptau, den Oberleutnant Geyßling befehligte, der zweite unterstand Leutnant Schmidt, auf der Pinasse selbst war Kapitänleutnant v. Muede. Sie führte zwei Maschinengewehre, wir hatten je eins außerdem in den Booten. Alles war in fieberhafter Erwartung. Hundert Europäer wohnen auf der Insel. Ob die sich ohne weiteres ihre Kabel und Funkenstation zerstören lassen würden? Einerlei, haben mußten wir sie. Denn von hier laufen Kabel nach Batavia, Singapur, Perth und Adelaide. Und erst gar die Funkenstation! War ja das erste Ziel unserer Sehnsucht. . . Die Pinasse zog feste an, im Bug unseres Kutters kauerten zwei Mann hinter dem Maschinengewehr, wir andern saßen dichtgedrängt, die geladenen Gewehre gesichert überm Knie, Friß am Außenrand — er kriegte öfter Salzwasser als Liebesgabe bei dem Lavieren zwischen den Riffen hindurch. Duster lag die Hafeneinfahrt vor uns, dahinter die niedrigen Dächer von Keeling. . . Nach drei Monaten sollten wir wieder den ersten Fuß an Land setzen. Hart neben dem Pier lag ein kleiner weißgestrichener Schoner, noch einer von den alten, mit drei kümmerlichen Masten. . . „Ayesha“ steht in verschabten Buchstaben am Heck. Ob sich bei dem das Rapern überhaupt lohnt? . . .

Rnirschend schrammte die Pinasse am Pier. Im Handumdrehen waren wir aus den Booten. Sofort richteten sich die Läufe der Maschinengewehre nach der Station. Ein Teil von uns besetzte alle wichtigen Punkte — viel waren's nicht; wir andern mit dem Ersten Offizier an der Spitze zur Funkenstation. „Lauffschritt, marsch marsch!“

Der Morsestreifen des letzten Telegramms, das trotz der hartnäckigen Störungsversuche durch den Apparat der „Emden“ in verräterischen Wellen vom Funkenmast in meilenweite Runde zitterte und Hilfe rief, war kaum unter dem Taster hervor, als sich der Telegraphist vom Apparat zurückgerissen sah, neben ihn traten wir zu zweit mit aufgeschlagenem Seitengewehr, andere drängten hinter unserm Ersten Offizier drein, der sich förmlich und freundlich dem leitenden Beamten vorstellte: „Kapitänleutnant v. Muede.“ Ein paar höfliche Sätze hinterher, und widerstandslos übergaben die Herren ihre Station. Unser Erster Offizier geleitete sie bis vor die Station. Er fragte: „Wo enden die Kabel?“ — „Im Meer,“ hörte ich den Engländer noch gerade sagen, dann schloß sich die Tür. Wir nahmen brauchbare Teile der Apparate heraus, was übrig blieb, gab unsern Beilen Arbeit.

Knappe zehn Minuten später krachte der Mast mit den Antennen unter unserer Dynamitpatrone zusammen, das Maschinenhaus, das ein erhebliches Lager von Reserveteilen barg, fraßen die Flammen. Unterdessen hatte die Pinasse endlich das versteckt in See mündende Kabel gefunden, aber das Durchschneiden machte Schwierigkeiten. Wir sahen von der Station aus, wie sie sich damit abmühten.

Plötzlich erschien die „Emden“ vor der Hafeneinfahrt. „Tuuuuuuut! Tu—utt. . . Tuuuuuut!“ heulte die Dampfströhre. Alle Arbeit ruhte sofort. . . Da bligte es am vorderen Mast auf. Der Scheinwerfer, im Licht des trüben Tages sichtbar, wie ein Heliograph, morste: „ . . . . . “ „Beileung!“ Warum nur? Schon schrillten die Pfeifen der

Maate an Land: „Sammeln!“ In wenigen Minuten war die Pinasse wieder klar mit uns im Schlepptau. Da . . . gerade als wir losgeworfen hatten . . . dreht die „Emden“ ab und steuert mit großer Fahrt in See. Fast im selben Augenblick krachen ihre Geschütze, und nur wenig später schlagen um sie herum auch schon feindliche Granaten gesfernd ins Wasser. Erst vom Dach der etwas höher gelegenen Station aus, das wir in Hast erklimmen, wird uns der Gegner sichtbar. In laufendem Ferngefecht verschwinden beide Schiffe sehr bald am Horizont, denn die ganze Insel steht nur wenige Meter über Wasser. Nun sind wir allein. Auf uns angewiesen. Es geht jetzt auf elf Uhr. Mit fester Faust nimmt unser Kapitänleutnant den Befehl über . . . die Insel. Die Flagge steigt an der Stange vor der Station in die Höhe. Die Maschinengewehre werden an beherrschenden Punkten eingebaut . . . die Bewohner gezwungen, alle Waffen abzuliefern . . . Die Insel wird besetzter deutscher Platz. Gehalten von 45 Mann und drei Offizieren. . . Gegen Mittag kommt die „Emden“ wieder in Sicht, halb zum Wrack geschossen, unterhält aber ein unausgesetztes Feuer auf den in weiter Ferne erkennbaren englischen Kreuzer. Die Kämpfenden verschwinden wie am Morgen, das Gefecht zieht sich nach Norden. Wir ahnen den Ausgang.

„Antreten!“ . . . Es ist drei Uhr geworden. Wir stehen im Kreis um den Ersten Offizier. „Wer von euch hat schon Dienst auf einem Segler getan?“ . . . Eine Anzahl tritt vor. „Gut, macht sofort den Schoner da seelkar! Wir laufen vor Sonnenuntergang aus!“ . . . Unsere Blicke folgen v. Muedes Finger zur . . . „Ayesha“.

Drei Stunden später ist sie seelkar; die Ladung von Reis und Kakao konnte so bleiben. Wasser ist bald übergeholt. Proviant von den Bewohnern der Insel requiriert, viel hatten sie nicht. Als v. Muede sich mit lässigem Gruß von den Herren Engländern trennt und die Planke betritt, die den Schoner mit dem Land verbindet, fliegt unter drei Hurras die Flagge, die vorher vor der Station gehweht, ins Top des Fockmastes. „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot von unsres Schiffes Mast!“ Der Schoner ist deutsches Kriegsschiff, S. M. S. „Ayesha“!

Bis wir von der Insel frei sind, schleppt uns die Pinasse, wir die Kutter. Bis nach der entfernten Hoersburg Insel Bucht. Dort werfen wir Anker. — — — — —

Mit dem Frühlicht des 10. November wird es lebendig an Deck, denn da lagen wir die Nacht, sonst ist kein Platz auf unserm kleinen Raften. Pinasse und Kutter liegen angebohrt auf dem Grund der stillen Bucht. Eine Zolle besitzen wir auch seit gestern. Die werden wir behalten. Ein kameradschaftliches Gewimmel herrscht an Deck. Bis der Mensch des Tages erwacht ist.

Der Kommandant befehlt uns sämtlich in die Back. Raum haben wir Platz. Er selbst steht am Bugspriet, an den Klüverbaum gelehnt, scharf hebt sich sein krasser Körper gegen die kommende Sonne. Sein Gesicht ist ernst. Der erste Gottesdienst auf der „Ayesha“! Der Kommandant spricht ein Gebet im Gebeten an unsere „Emden“, deren Geschick auf unseren Herzen zweifelnd lastet, für die Kameraden, die gestern den ungleichen Kampf gekämpft; sehnsuchtsvoll schwingen die Gedanken über die Meere zum hartbedrängten Vaterland. Das „Amen“ der



**Ran an den Feind.**

Nach einem Gemälde von E. Schön.

UNIVERSUM  
LEIPZIG



ganzen Mannschaft eint uns in dem Schwur: „Mit Gott für Kaiser und Heimatland!“ Verheißend glüht die Flagge zu unsern Häupten auf im ersten Sonnenstrahl.

„Kameraden!“ Scharf wie ein Messer hallt's vom Bugspriet her. „Kameraden“ hat er gesagt, ja, fester schweißst uns, als alles, die Not. Die 47 drängen sich näher an den Führer heran. „Ihr kennt unsere Lage. Wir müssen durch! Nach Batavia! Mit dem Kompaß allein, ohne genügenden Proviant, mit wenig Wasser, aber mit deutschem Mut. Das Wort, das wir auf dem Koppel tragen, bleibt die Losung: Gott mit uns! Uns Werk!“ Über uns schlagen die Rahen im ersten Anspringen der Brise gegen den Mast. Anker auf! Mit lautem Knall bläht der Wind die Segel. Mit ein paar Schlägen sind wir von der Insel frei. Hoi! Nun geht's in die wogende See! — — —

Samstag. Das ist nun ein ander Leben als an Bord der „Emden“; am knappsten sind wir mit dem Trinkwasser dran. Die Rationen werden streng bemessen: morgens einen Becher Kaffee, mittags Gänsewein, abends Tee, immer die gleiche Menge. „Menge“ ist gut gesagt allerdings. Na, alle freuen wir uns schon auf die Führer, die wir an Bord nahmen als Andenken an die Kokosinseln. Nachts ist's bannig kalt. Wir haben aber nur unsere dünnen Tropenuniformen. Tags in der Sonne tun uns die Helme sehr guten Dienst. Ein Segen, daß unsere Schiffsjungen noch immer im Segeldienst ausgebildet werden, sonst säßen wir jetzt recht übel auf. Wir Landratten sind ja auf der „Ayesha“ die reinsten Baifensknaben. Und bekommen täglich Instruktionsstunden von den „gefahrenen“ Leuten, damit wir auch zu was nütze sind. Bald haben wir das Nötigste gelernt. Im ganzen steht guter Wind, doch gab es auch schon Tage, wo wir mühsam mit halbgefülltem Gaffelsegel bei gebrachten Rahen vorwärts hinkten, oder gar rückwärts, denn hier gehen starke Strömungen und bringen große Abtrift. — — —

Heute sind wir acht Tage in See. Frische Brise. Haben volle Leinwand gesetzt. Der Klüver hatte schon ein großes Loch, ist aber tabellos gestickt. Gert war der Künstler. Gestern fiel starker Regen. Da haben wir alle an Deck geduscht — für gewöhnlich fällt Waschen aus. Und ein ganzes Faß voll Regenwasser gesammelt. Der Kommandant sagt: 580 Seemeilen sind schon durchlaufen . . . Segen Abend hört der Regen auf, im Westen steht eine große Blänke. Wird Wind bringen. Können jede Mühe voll gebrauchen. Heute stehen wir wieder um den Kommandanten, entblößten Hauptes, in stillem Gebet. Vor acht Tagen um diese Stunde sank wohl die „Emden“ — und lebt doch. „Mögtst stehen uns fernerhin bei!“ . . .

Der Himmel hat sich wieder umzogen, aber die Brise fest aus; schlaff klappen die Segel am Mast. Ich habe Freiwache. Und sitze mit Fritz W. in Steuerbord am Fockwant. Wir lehnen an die Keeling. Versonnen und stumm. Aber ob wir nun reden oder schweigen — an einem nur bohren die Gedanken: „Emden!“ Und immer drückender lastet auf uns die Sorge um die Heimat. Im jachen Dienst auf unserm Kreuzer war wenig Zeit zu denken. Aber jetzt, wo wir in einer Nusschale von nicht ganz 100 Tonnen auf dem Ozean schaukeln und oft mit der Langweile kämpfen, da nagt uns die Ungewißheit am Herzen. „Der Rhein übersritten! Die Ruffen im Anmarsch auf Berlin!“ so lauten die Nachrichten, die uns allein in die Hände kamen. Wir haben gelacht. Doch glimmt drunten in Tiefen des Herzens ein Zagen. Schimpfliche Schwäche? Und ist doch da! Bei allen. Und ist keine Schwäche, ist Liebe. Vaterland, Vaterland! . . . Achtern im Schiff singt Heinz wieder sein Lied . . . wir kennen's schon alle . . . „Mit Gewitter und Sturm aus

fernem Meer, mein Mädel, bin dir nah!“ Mein Mädel, singt er und meint „Deutschland!“ . . . Mein Mädel, summen wir mit und meinen „Vaterland!“ Nicht nennen, nicht sagen kann ich's, was ich meine . . . Die Brüder sind es, die teure Heimat! Ja, mit den Winden zu fliegen . . . „über turmhohe Flut, von Süden her!“ . . . Wir lauschen und finnen . . . die Nacht liegt auf See . . . und die Wogen schimmern weißköpfig vorbei . . . „wenn nicht Südwind wär' . . . ich . . . nimmer wohl käm' . . . zu dir! . . . Ach, lieber Südwind . . . blas' . . . noch mehr!“ . . . Ach lieber Südwind! . . . Gott grüß' euch, all ihr Lieben! — — —

Rings nur die See, gestern stand im Westen kurze Zeit eine Rauchwolke. Heute ist's wieder leer . . . und öde. Der Wind schläft. Wir auch . . .

Mittags Übung im Winken und Segelsetzen. Blänken im Nordosten verheißten Wind. Nach Batavia zu fahren gaben wir schon seit Anfang der Woche auf, versuchen Padang anzulaufen. Der Wind aus NO ist da und wird Sturm. Wir haben schwere Arbeit mit den Segeln. Aber machen dann gute Fahrt vor dem Wind unter voller Leinwand. Die „Ayesha“ geht wie ein Renboot. Doch die alten morschen Segel sind zum Reißn voll, wir müssen die Rahsegel reffen und die Gaffel breissen, sonst legt der Winddruck das Schiff um. Bei der Krassladung hat die „Ayesha“ wenig Steifheit aufzuweisen, droht also im Sturm fortgesetzt Gefahr des Kenterns . . . Aber wir halten durch. Blitze zucken durch die Nacht und mürrisch rollen die Donner über den Wogen. Heisa, das ist Musik! Die Sturmfahrt bringt uns auf die Höhe. „Über turmhohe Flut von Süden her!“ — — —

Montag, den 23. November. Land in Sicht! Düster im Nordwesten . . . Am andern Morgen: laufen langsam mit wenig Wind zwischen Pora und Siboroet hindurch. Segler. — Mittwoch, den 25. Vor uns liegt Sumatra. Wir sind dicht vor Padang. — Donnerstag. Immer mehr entfernt sich die Küste. Wir liegen seit vorgestern davor und warten auf Wind, treiben aber derweil immer mehr ab. Versuch, mit unsern Booten den Schoner zu pullen, war vergebens. Unter der Küste morgens und abends ein Dampfer nach und von Batavia vermutlich. Ein Dampfer! Ahnt ihr, welche Gefühle das in uns auslöst? Ein bißchen Raubtier lebt ja in jedem. Kreuzen den ganzen Tag. — Freitag, den 27. November. Wir sehen schon die Häuser von Padang. In höchstens einer Viertelstunde fällt der Anker.

Was nun wird, wissen wir noch nicht. Der Kommandant ist stumm wie das Grab. Mit Recht, denn niemand darf Wind bekommen, was wir vorhaben. In vier Wochen brennt der Tannenbaum. Grüßt mir mein Deutschland! Wenn der Brief euch erreicht, sei's ein Weihnachtsgruß! Grüß Gott! Guer Heinrich.

Ich schreib dar grad unter. Der Jung sieht gut aus und braun. Ge hat mich den Brief geben, as ich mit Uve Larfen int' Boot an det Schip längs ging, in'n Dunkeln, wegen die Holländers.

Un dat's allens war so: Wir hatt'n beide noch nit utflasen von Mittag her und druckten an Bord von „Aleist“ herum, der seit'n September in Padang festhilt von wegen die Engländers. Un nu also stand'n wir an Bord un dösten; no seggt Uve to mi: Jung, fit, se haben enen fangt. Weil von See dat Torpedoboot kam und en Schoner in Backbord von'm. Aber: Dunnerlag! fuhr's uns uf een Schlag rut. Un wi warn auf emol seelkar, dat's Ding hati' unfer Kriegsflagg in' Topp. Und so wor es, un es sünd 48 von de „Emden“ wesen. Mit'n Kommandant v. Muecke. Un nu die Freude! Un die Dogen von die Holländers! 18 Tag warn' se in See, up so'n ollen Rafen. Was



„Anefha“ hieß, ihr Schiff. Drei Masten mit ollen Feszen an, aber bein' Abfahn allens neu, von uns Landblüt zusammen gelegt. Proviant un Kleider un allens. Un es ging bis Abend hin un her mit'n Boot. Un als es schummrig wurde, kömmt uns een Offizier von „Kleis“ un seggt: „Jungs, macht die Fulle los, ich will rüber auf die ‚Anefha‘, aber die Holländer dürfen nig merken.“ Un immer in Schatten von'n Schiffen flutschten wir över. Mit'n großen Koffer un en Pack Zeitungen. „Denn“, seggt de Offizier, „ich gehe mit den Kameraden in See. Der ‚Kleis‘ kann mir gestohlen bleiben.“ Un nu wollten wir ooch mit. Ging aber nicht, denn 49 warn schon zu vill auf den kleinen Dings. Uve blieb int' Boot un de Offizier und ich entert'n an der Beschlagszeisng, die bald bis upt' Wasser hing, an Deck. Bloß mußte ich widder runner, un de Offizier blieb oven. Und die Zeitungen han se bald freten, un denn fand eener d' Blatt, wo vorn upstand: „Untwerpen gefallen! Bombardement von Reims! Die Deutschen vor Warschau!“ un las dat laut vor. Un da kam euer Jung un grient noch vor Freud über dat, wat in' Zeitung stand, un seggt to mi: ich soll sin Brief mitnehmen un nach Haus schiden. Un dorbei drückt he min Hand, als wär's een Unterspüll. Un nu sind se schon wieder in See. Un verschwunden, wie de fliegende Holländer. Übers Wasser nach Hus. Un wir mußten hie bleiben. Aberst wenn er kommt — un er kommt, dat is sicher — no drücken se ihm och de Hand in min Namen so fest as er mir, un seggen se ihm, wir hätten fest mitungen, als sie aus den Hasen liefen: „Deutschland, Deutschland über alles!“ un „Es braukt en Ruf as Donnerhall, as Swertglirr un Wogenprall“ ... Wenn wir man bloß mit drupslagen köntten.

In düssen Sinn grüßt Jhnen Bidder Hansens.  
Up'n „Kleis“ in Padang.

Es vergingen zwei Monate. Vom Golf von Bengalen kam Kunde, daß der Kohlendampfer „Oxford“ gefapert sei, bald mehrten sich die Mären. Der Feind verhoffte staunend: die „Emden“ war doch tot! ... Von neuem suchten die Kreuzer. Scharf bewacht waren die Straßen des Meeres. Der Schrecken von Bengalen blieb. In der Strahe von Perim kreuzten Zerstörer.

Gart unter der Küste lief in der SO-Brise ein friedlicher Schoner. War ehemals weiß. Aber ein geiziger Kleeder sparte scheint's mit der Farbe. Woju auch? Der alte Kasten kam doch in Wälde unter den Hammer. „Natürlich ein Engländer“, sagte der Kommandant des französischen Zerstörers mit quinkelndem Auge zu seinem Ersten Offizier, drehte dem Schoner den verbündeten Rücken un sich eine neue Zigarette. — Heil „Anefha“! ... 5000 Meilen, und noch nicht müde?

Vor Hodeida machte sich ein Ungetüm von französischem Panzerkreuzer unnüg. Ein Scherzobjekt der türkischen Truppen, die um Hodeida zelteten. Wie eine aufgedonnerte Dame saß er mit wenig Abwechslung seit Wochen hier — arbeitslos.

Kurz vor ihm erst fiel der Schoner nach Land ab; gemächlich. Und hüste die deutsche Kriegsflagge! Bis der Franzose Lunte roch, war die Mannschaft an Land un geborgen. Heil „Anefha“! Ihr fragt, wie das ward? Da müßt ihr Muede fragen. Heil „Anefha“! ... Die neue „Emden“ ist im Bau. Die dritte! Wer weiß, wie das noch wird? — — — — —

In zitternden Händen hielt die Mutter das Extrablatt: „Die Mannschaft der Emden II geborgen!“ ... Und ging in die Kammer. Und holte den Brief. Wie hatte der Junge geschrieben? ... „Das Wort auf dem Koppel bleibt die Losung: Gott mit uns!“ ... „Ja, Junge!“ ... und jauchzte vor Freude. — Wir alle mit.

## Gedanken über den Krieg.

Groß ist, wer stets vor der Schlacht mit dem Leben gemacht seinen Abichluß,  
Größer ist, wer noch im Tod freudig das Leben bejaht.

Wenn auch im Anfang des Krieges ein schwerer Druck auf uns lastete, er hat uns nicht gelähmt, sondern Wärme erzeugt, und die setzen wir jetzt in Kraft um.

Der Dreiverband ist nicht eine Symbiose, wie das deutsch-österreichische Bündnis, sondern das Schulbeispiel eines Parasiten, der von seinen Wirten lebt.

Sorgenvoll steht jetzt der Briten zum Himmel um Segen von oben.  
Horch! Der Propeller Gebrumm zeigt die Erhörung ihm an.

Niemand mag gerne an begangene Torheiten erinnert werden. Deshalb schießt auch England seine Flotte nicht in die Sehweite von Helgoland.

Hartlepool und Scarborough sind für die englische Ansicht gewiß unbesetzte Städte, für uns aber ist die Seeseite die Sehseite.

Ehrfurchtgebietend und heilig sind immer auch uns Kathedralen,  
Aber germanisches Blut steht für uns höher im Wert.

Auch der Krieg ist ein Pädagoge, er zeigt durch Anschauung, daß das Ganze größer ist als jeder seiner Teile.

Wien kann zwingen der Vär auch durch Hunger — doch nur theoretisch!  
Aber in Pragis vertreibt eher der Mangel ihn selbst.

Wer einen faulen Frieden schließt, gleicht dem Heilkünstler, der eine Wunde ohne Kenntnis des aseptischen Verfahrens vernäht.

Klag' nicht um Menschen, daß ferne der Heimat die Erde sie decke,  
Ruhn sie doch allüberall gütiger Mutter im Schoß!

Mag Hillmann.



# Die Leipziger Kriegsmessen.

Von Siegfried Moltke.

Mit drei Abbildungen.



**M**itten im Kriege, mitten im „eingekreisten“ Deutschland eine Leipziger Messe! Eine Messe mit dem bunten wogenden Leben der Gassen, dem die Ausländer, die Verkäufer und Einkäufer ferner Länder, ihr eigenartiges Gepräge geben, mit dem Beiwerk wehender Fahnen und humorvoller Plakat- und Alttrappen-Kellameumzüge! Ist überhaupt Krieg? Überall in den Straßen der alten sächsischen Messstadt ertönt diese Frage. Wenn nicht das Gewimmel der vielen Soldaten wäre, wenn nicht Kolonnen und Züge, ja ganze mit klingendem Spiel durchziehende Regimenter der inneren Stadt einen fremdartigen Zug verliehen — wer würde es ihr ansehen, daß wir mitten im fürchterlichsten Kriege sind, der je entbrannte; wer wollte behaupten, daß wir — ausgehungert werden sollen! Eine Messe in Leipzig mitten im Kriege! Das ist kein Symptom des Kriegselends, das uns das feindliche Ausland andichtet und das es die Neutralen glauben machen will! Sie waren in Leipzig zur Messe, die Neutralen, und sie haben gehört und mehr noch: sie haben gesehen! Auch von jenseits der deutschen Ostgrenze, aus dem russischen Polen, hatten sich zwölf Messbefucher vom Volke des Zaren in Leipzig eingefunden, und sie wußten nicht,

worüber sie mehr staunen sollten, über diese wohlgelungene Leipziger Kriegsmesse, über Deutschlands weiterflutenden Handel und Wandel oder über die Tausende kraftstrotzender deutscher Krieger, die sie in Leipzig sahen, alle erfüllt von der einen gemeinsamen Sehnsucht, hinauszuziehen für Deutschlands Freiheit und Größe! „Und bei uns glaubt man, in Deutschland gäb's nur noch Greise und Krüppel!“

So ist's im Weltkrieg 1914 1915!

Nicht immer war's so, wenn in deutschen Landen oder vor des Reiches Toren oder in fernen Staaten die Kriegesfurie tobte. Erst mußte unser Volk, ja selbst die Einzelstädte und unter ihnen die Mess- und Handelsstadt Leipzig innerlich erstarren, um solche Kraftproben wagen zu können. Bereits aus der Mitte des 16. Jahrhunderts wissen wir, daß zu Neujahr und zu Ostern 1547 keine Marktglocke die Messen ein- und ausläutete, denn vor den Mauern stand der Feind, und der fremde Kaufmann mied die Straßen nach Leipzig, weil er nicht sicher seines Lebens und noch weniger seines Gutes war. Und nicht anders mag es schon früher gewesen sein, Anno 1429 z. B., als auch die Hussiten in der Umgegend wüteten.



Die Leipziger Frühjahrmesse während des Weltkriegs: Der Massenverkehr inmitten des Messviertels. Die ausländischen Messbefucher konnten u. a. die Beobachtung machen, daß trotz unserer im Felde stehenden Millionenheere ganz Deutschland einem überfüllten Heerlager gleicht. Ober v. Winter.



Der Markt während der Leipziger Messe vor 100 Jahren.

Vor allem sei gedacht an die Zeit des 17. Jahrhunderts, die großes Elend auf die alte Meßstadt brachte: der Dreißigjährige Krieg! Das waren keine Jahre, in denen es den fremden Handel auf den Leipziger Brühl und die engen, oft pestverseuchten Straßen und Gäßchen dieser Stadt lockte, draußen das eiserne Schwert der räubernden Soldateska, die blutige Landstraße, drinnen das hohle Antlitz des Pesttodes, der mit der klirrenden Sense reiche Ernte hielt. Und kamen die Fremden dennoch, glückte es ihnen, in pestfreien Zeiten durch die Tore Leipzigs einzuziehen, dann kam es nicht selten vor, daß plötzlich der geharnischte Feind die Mauern umschloß und die Tore vor ihm gesperrt wurden. Dann galt es, der Einwohnerschaft werktätig zu helfen, um selbst nicht vom Feinde Schaden zu erleiden, und der Chronist meldet von der Michaelismesse 1642, daß sich an den Ausfällen der Stadt die zur Messe anwesenden fremden Handlungsdienner und Fuhrleute zu Hunderten beteiligten. Und etwa zehn Jahre früher, als der kaiserliche General Holcke die Stadt Leipzig nahm, da haben Abgeordnete des Rates, der Bürgerschaft und der Universität beim Abschluß des Übergabevertrags gebeten, auch die Waren der Michaelismessfremden zu schützen. Dieser Schutz des Meßgutes hat der armen Stadt ein gut Stück Geld gekostet: 200000 Taler forderte Holcke an Kontribution. Ein Jahr später war's dann, als zum Ostermarke der feindliche Oberst Sigismund v. Wolffersdorff in Leipzig hauste, da verstand er es, die Meßfremden zu schröpfen, denn „er unterstund sich / eine schwere und zuvor nie erhörte Schatzung auff Pferd und Wagen zu legen und wollte deren keins / wo ihm nicht von jedem Pferde ein Goldgülden / und von einem beladenen Wagen 10 Thaler geliefert wurde / zur Stadt hinauslassen“. Am 8. Juli 1640 war's ferner, da „schrieb der Schwedische Commandant von Halberstadt an den Rath allhier (Leipzig) und begehrte von hiesiger Stadt eine große Summa Geldes / mit Bedrohung / daß er widrigen Falls die zukünftige Michaelis-Messe hindern und hemmen wolte“. Der Rat aber blieb aufrecht: „Der Bothe ward etliche Tage ins Stockhaus gelegt / und mit schlechter Resolution hernach abgefertiget.“ Es ist der Stadt wieder nicht gut bekommen, denn „die Schwedischen Parthengänger streifeten biß an Lützen, trieben die auff

der Messe nach Leipzig reisende fremde Kauffleute zurücke und machten also den Michaelis-Markt zu nichte“.

Aber trotz aller Hindernisse, Wirren und Feindseligkeiten, die Leipzig wiederholt zwangen, die Messen nicht abhalten zu lassen oder sie doch wenigstens zeitlich zu versetzen (1639, 1640, 1641 und 1649), blieb Leipzig obenauf. Unruhige Zeiten kamen immer wieder: der französische Krieg Ende des 17. Jahrhunderts, der nordische Krieg anfangs des 18. Jahrhunderts, sie blieben nicht ohne schädigenden Einfluß auf die Leipziger Messen; denn ob auch Karl XII. von Tauscha aus die Handlung und namentlich die zur Leipziger Messe Kommenden schützte, wer mochte sich und seine Ware wohl all den Gefahren der Landstraße in Zeiten aussetzen, wo immer noch trotz allen königlichen Schutzes die Macht des einzelnen Soldaten über das Recht des Reisenden ging!

Das folgende Jahrhundert stand unter dem Zeichen des großen Preußenkönigs. Nie hat Leipzigs Kaufmannschaft so schwer unter einem fremden Herrscher gelitten, wie unter dem Krückstock des Alten Fritz. Persönlich unter harter Gefangenschaft gelitten, bis die ungeheuren Kontributionen, die Friedrich der Große den Ersten und Besten der Kaufleute auferlegte, bezahlt waren. Es ist bezeichnend, daß für fast die ganze Zeit des Siebenjährigen Krieges (1757 bis 1762) Meßberichte der Kommerzien- deputation völlig fehlen. Erst über die Ostermesse 1763 wird einiges gesagt, vor allem über Mangel an Einkäufern und Geld geklagt.

Es bedarf kaum der Begründung für die Behauptung, daß Napoleons Kontinentalsperre dann insonderheit auch die Leipziger Messen schädigte, und daß die Freiheitskriege wenigstens zeitweise „traurigste und ödste Messen“ in Leipzig gebracht haben, ist ebenfalls nur allzu begreiflich. Das Bild wechselte sein Aussehen zwar oft, und zeitweise Friedensausichten, dann der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Osterreich belebten auch die großen Völkeryahrmärkte Leipzigs, wenn sie auch nicht den Gewinn normaler, ruhiger Zeiten abwarfen. Das wichtigste Jahr 1813 sah auch seine Messen. Die Buden in den Straßen waren aufgesetzt, manche derselben sowie die Mehrzahl der Gewölbe allerdings verschlossen. Im Brühl, wo sonst während der Messe alles von Frucht-

wagen und Gütern voll und die Passage daher sehr enge und beschwerlich war, fand man alles öde und leer. Man verlängerte schließlich die Messe, wohl um die Zeit einigermaßen wettmachen zu lassen, was der Verkehr versagte. Von der Annäherung der verbündeten Heere im Herbst hatte man eine Eröffnung der nordischen Handelswege und einen günstigen Ausfall der Michaelismesse 1813 erhofft. Aber gerade zu Beginn der Messe zogen sich die Armeen um Leipzig zusammen, und die große Völkerschlacht machte die Abhaltung der Messe fast unmöglich. Abgehalten wurde sie aber doch.

Man sieht, der alte Handelsgeist der Leipziger Messen war nie zu erlöten, wie es neuerdings auch die Versuche der mit uns im Kriege stehenden feindlichen Völker niemals vermögen werden. Das 19. Jahrhundert brachte dann vor allem den deutschen Krieg 1866 und den deutsch-französischen Krieg 1870/71. Es ist erklärlich, daß auch diese Zeiten den Leipziger Messen nicht sonderlich hold waren. Immerhin war ihr Ergebnis nicht so schlimm, als man zu fürchten berechtigten Grund hatte. In den auf 1866 folgenden drei Jahren steigerte sich die Zufuhr von Messhandelsgütern zu einer bis dahin nie gekannten Höhe, um so mehr mußten die für das Kriegsjahr (Michaelismesse 1870) geltenden weit niedrigeren Ziffern der statistischen Messetabellen ins Auge fallen, und zwar erstreckte sich dieser Ausfall auf alle Warengattungen, mit Ausnahme der Garne und Lederwaren. Aber wiederum gilt hier: die Messen wurden trotz Krieges, trotz aller Verkehrserschwierigkeiten überhaupt abgehalten, sie konnten abgehalten werden, weil Leipzig sich selbst stark genug fühlte, die auf den Messen von je geförderten internationalen Handelsverbindungen zu halten und zu heben, und weil ein großer Teil aller an den Messen beteiligten Nationen das Vertrauen zu dieser uralten Kraft der Leipziger Messen und sicher auch zu der Sieghaftigkeit der deutschen Heere zu bekunden im eigensten Handelsinteresse

sich gedrungen fühlte. Daß dieses Gefühl durch nichts mehr zu erticken ist, nicht durch eine Legion feindlicher Lügenberichte, das haben wir nun auch im großen Weltkriege 1914 15 erleben dürfen. Es wurde wächgehalten und belebt durch die unermüdbliche Rührigkeit des Rates der Stadt Leipzig und des Messausschusses der Handelskammer zu Leipzig in Verbindung mit der eifrigen Propaganda der neuerdings gegründeten Zentralstelle für Interessenten der Leipziger Mustermesse. Wie schon eingangs gesagt: das Stadtbild Leipzigs während der Kriegsmesse Ende Februar 1915 war fast völlig gleich dem der normalen Messen. Man hörte auf den von Tausenden durchwogten Straßen, in den vielen besetzten Messpalästen, in den überfüllten Gast- und Kaffeewirtschaften wie auf allen Messen wiederum alle Sprachen, man fühlte sich geschoben und gedrängt, man hatte zu sehen und zu staunen über Tausende von Neuheiten, von denen ungezählte Gegenstände ihr eigenartiges Kriegsgepräge, freilich nicht immer geschmackvoller Art, zeigten. Man war seit in die seit alter Zeit dem Leipziger so wohlbekannte Messmenschenmenge eingetaucht, wo etwas Besonderes in wirkungsvoller Reklame angepriesen wurde, und man weidete als guter Deutscher Auge, Herz und Seele an der keineswegs immer nur stillen Bewunderung, die von den nach Tausenden zählenden ausländischen Ein- und Verkäufern unseren Truppenkörpern in dem Messstadtinnern gezollt wurde. Man kann mit vollem Recht sagen, daß auch diese Leipziger Kriegsmesse ein nationales Ereignis für unser hart auf die Probe gestelltes deutsches Vaterland gewesen ist, ein Ereignis von weittragender Bedeutung, das eine Fernwirkung von unergleichlicher Kraft namentlich in der Zeit nach Friedensschluß haben wird, eine Wirkung, die ganz prächtig helfen wird, alle Bestrebungen des feindlichen Auslandes, seinerseits in neu zu gründenden Musterlagermessen der alten unvertilgbaren Leipziger Messe Konkurrenz zu machen, von



Die Leipziger Messe

im Kriegsjahr 1871.

Anfang an zu ersticken. Alle neutralen Staaten hatten ihre Vertretung auf dieser Kriegsmesse, selbst Amerika hatte seine Handelsleute gesandt, die erwiesenermaßen auch für englische Firmen große Einkäufe, namentlich in Spielwaren, besorgten. Bei gar vielen mag es zunächst nur ein gewisses geschäftliches Pflichtgefühl gewesen sein, auch zu dieser Messe in alter gewohnter Weise zu kommen, um die Firma auf der Messe vertreten zu wissen. Und dann haben sie es alle nicht bereut. Denn jetzt, da die Messe abgeschlossen ist, da man ihr Gesamtergebnis zu schätzen vermag, da darf man es mit Stolz und Freude in alle Welt verkünden, daß dieses Ergebnis auch die Erwartungen der freudigsten Optimisten übertrifft. Selbst jene Geschäftszweige, denen die kriegerischen Weltereignisse die mindesten Aussichten boten, brauchen es zum wenigsten nicht zu bedauern, zur Messe gekommen zu sein. Verlobnt hat sich die Fahrt jedenfalls für alle. Neue Anregungen für den Absatz der durch den Krieg im Absatz beschränkten oder ganz ausgeschalteten Waren und Warengruppen wurden reichlich geboten, und die Mehrzahl der Neuheiten hat allseitigen Anklang gefunden. Neben mancherlei Flachheiten viel, sehr viel Schönes, Geschmackvolles, Entzückendes, nicht zuletzt unter den einen Hauptartikel bildenden Spielsachen, die selbstverständlich einen ganz „kriegsmäßigen“ Eindruck machten: der Schützengraben, der Feldgrau, der Brummer, das U-Boot, der Zeppelin und Flieger, dann unsere Großen

und Größten im Heere, obenan „unser Sündenbun“ und „unser Zeppelin“, spielten eine große Rolle, letztere namentlich auch in der Keramik. Solche Sachen gingen sogar ins nicht verbündete Ausland und sind insbesondere vom österreichisch-ungarischen Brudervolk begehrt worden.

Wenn der Herbst kommen wird, wird, so Gott will, Frieden sein. Dann werden auch die Schar der diesmal noch ausgebliebenen alten und viele, viele neue Messinteressenten zu Michaelis nach Leipzig pilgern. Soll's aber sein, daß dann noch immer die Welt unter dem Donner der Mörser erzittert, dann — dessen darf Leipzig gewiß sein — wird die Herbstkriegsmesse ein noch lebhafteres Bild abgeben als die Osterkriegsmesse, denn diese hat wirkungsvoller dem Inlande nicht nur, sondern vor allem auch dem Auslande bewiesen, was die für sie veranstaltete Kellame als kommende Tatsache voraus sagte: auch in Kriegszeiten ist die Leipziger Messe unentbehrlich! Und vor allem hat sie es dem Auslande gezeigt: Deutschland steht so gerüstet da, militärisch und wirtschaftlich, daß seine Feinde, so sie einen Einblick gewinnen wollten oder könnten, erkennen müßten: des Deutschen Reiches ist der Sieg. Die bunt durcheinander wehenden unzähligen Kellamefahnen und Wimpel der alten Messstraßen Leipzigs verkündeten in der Osterkriegsmesse 1915 diesen Sieg deutscher Kultur, deutschen Fortschrittes, deutscher wirtschaftlicher tiefgegründeter Unerschütterlichkeit!

## Brudertreue.

Schulter an Schulter untrennbar vereint,  
So geht es im Sturm an den Feind, an den Feind,  
Unser Bündnis — daß niemals es zerreißt —  
Wird jetzt mit Blut zusammenschweißst,  
In eiserner Schmiede — in Not und Tod!  
Schwarzgelb und Schwarzweißrot!

Das Wort sitzt uns tief in Herz und Mark:  
Ja, Einigkeit macht stark, macht uns stark! —  
So ziehn wir kampffroh in die Schlacht  
Gegen Tücke und drückende Übermacht —  
Schulter an Schulter in Sieg und Tod!  
Schwarzgelb und Schwarzweißrot.

Brudertreue in Freud und Leid —  
Brudertreue in eiserner Zeit,  
Geschützt von des Preusschen Reiches Rat,  
Von des Doppeladlers Flügelpaar  
Und auf Gott vertrauend in Sieg und Tod!  
Schwarzgelb und Schwarzweißrot!

Eva v. Collani.





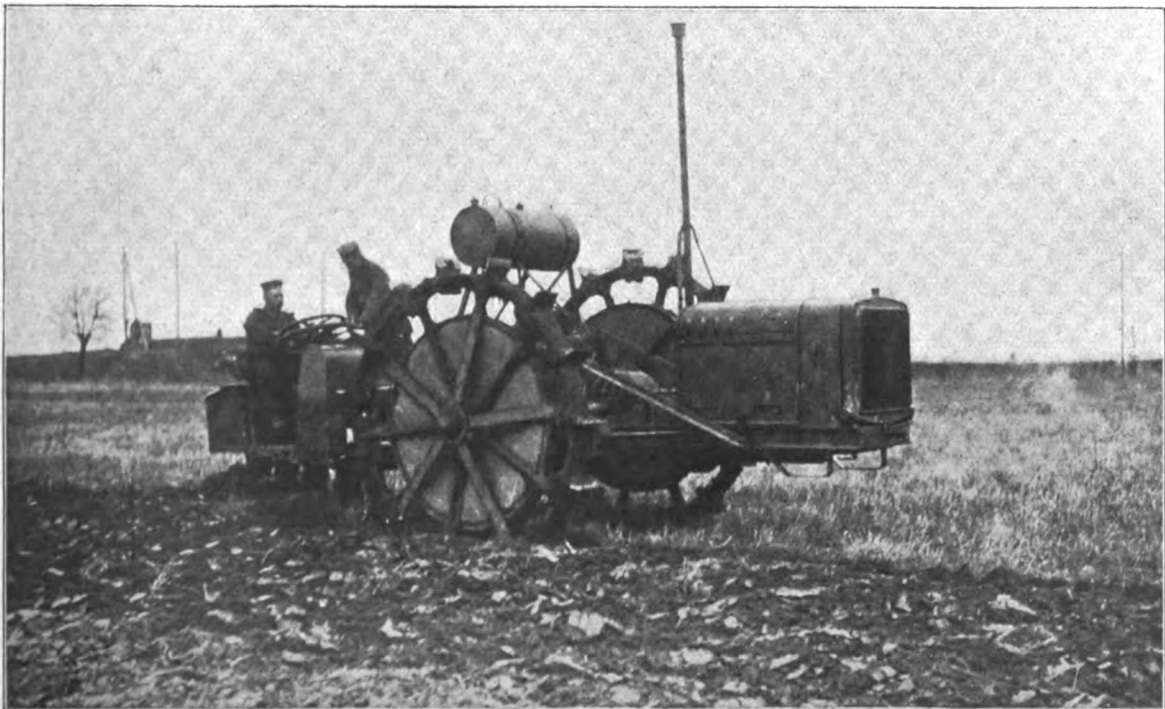
Unsere Feldgrauen hinter dem Pflug: Feldbestellung in Feindesland hinter der Front. Phot. A. Grebe.

## „Deutsches“ an und hinter der Front.

Kriegsbetrachtungen. Von Hans Elden.

S in und wieder habe ich empfindsame Stimmen gehört, die sich beklagen über das Einerlei unseres heutigen Lesestoffs in Zeitungen und Zeitschriften: „Der Krieg und immer nur der Krieg! Gibt es denn gar nichts anderes mehr in der Welt?“ Hört sich ganz gut an, ist aber doch falsch, falsch nach zwei Seiten. Einmal weil wirklich unser Leben, Fühlen und Denken so auf dies ungeheuerste aller bisherigen Weltgeschickale eingestellt ist, daß wir alles, was wir erfahren und lesen, doch wieder

darauf, und nur darauf zurückführen würden, und zum andern, weil's nicht wahr ist, daß das Lesen und Schreiben vom Kriege einformig und abstumpfend sei! Ich bin mit meiner in den Tagen der Mobilmachung anhebenden und bis auf den letzten Tag reichenden Sammlung von Feldbriefen und Berichten weit in den Tausenden, aber der Reiz des Neuen, des Packenden, des Unerhörten und tieft Erschütternden dieser Dokumente ist für mich immer noch der gleiche, und sie werden immer zu meinem köstlichsten



Unsere Feldgrauen in Feindesland: Bestellung der beiechten französischen Felder mit dem Motorpflug. Phot. A. Grebe.

Bestiz zählen. Und wo man immer in ihre Schätze hineingreift, da springt ein unerschöpflicher Quell der Kraft.

Was ist es um das „Deutsche“ an der Front, wovon diese Zeilen erzählen wollen? Man braucht es kaum in Begriffe zu fassen, es ist, kurz gesagt, meistens das, worin wir anders sind als unsere Feinde, und worin wir ihnen über sind. Es beginnt mit dem einfachsten Erfordernis des Soldaten, dem Dach über seinem Haupte, ohne das er einen solchen Feldzug nicht ertragen würde. Ich will die tausend Schilderungen der Unterstände und Erdhöhlen in und hinter unseren Grabenlinien nicht wiederholen, die in ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit Stoff für ein Buch sind. Aber hören wir, was ein Beobachter von dem „Bergdorf an der Aisne“ erzählt: „Hier hat ein Zauberer inmitten der zerschossenen französischen Steindörfer ein hellglänzendes Holzdorf hingebaut. Zwei Reihen Häuser, als wären sie aus einem Weihnachtsschaufenster der Großstadt genommen, mit Treppen, Türen, Glasfenstern, Lannengirlanden um die spizen Giebel, wie in einem Wälderdorf im Harz oder Schwarzwald. Gardinen, Ofen, Tische und Stühle, Matratzen, Gipshüften. Eben ist neue Mannschaft eingezogen, die verwundert und scheu die Treppen hinaufgehen und in die Fenster gucken, als wären Riesen über eine Zwergstadt geraten. Hier ruhen sie nach dem Kampfe aus, sitzen neben dem Ofen, rauchen und singen und werden wie im Traum an ihr Dorf und Haus in der Heimat denken.“ — Daß nach und nach während des Winters fast alle Schützengrabenhöhlen zum Heizen eingerichtet sind, und sollten die Töpfer und Maurer Lehmöfen darin bauen, ist bekannt. Auch daß der Feind nie beseffen auf jeden Rauchstreifen schießt, der aus diesen Unterständen dringt. Was haben die Unermüdblichen getan? An manchen Stellen haben sie die Ofenröhre in so viele dünne Kanäle verzweigt, daß die einzelnen Fäden gar keine richtige Rauchfahne mehr bilden können. Und an vielen Stellen, im Westen wie im Osten, sind hinter der Front große Meiler angelegt, in denen das Holz der Wälder in Holzkohle verwandelt wird, und an der Glut dieser mühsam gewonnenen Kohlen wärmen sich unsere Soldaten in den weit vorgeschobenen Stellungen, ohne sich dem Feinde zu verraten. Holzkohle brennt ohne Rauch, das ist die Voraussetzung, und unsere Feldgrauen können alles, das ist die zweite des Gelingens solcher Kunststücke. Ein Offizier aus der Gegend vor Toul erzählt, daß sein Bursche, der Maurer ist, zwei Zentner Backsteine aus dem nächsten Dorf auf dem Rücken herschleppte und einen Ofen davon ins Erdbloch baute, der im Nu zum Vorbilde in der ganzen Grabenstadt wurde.

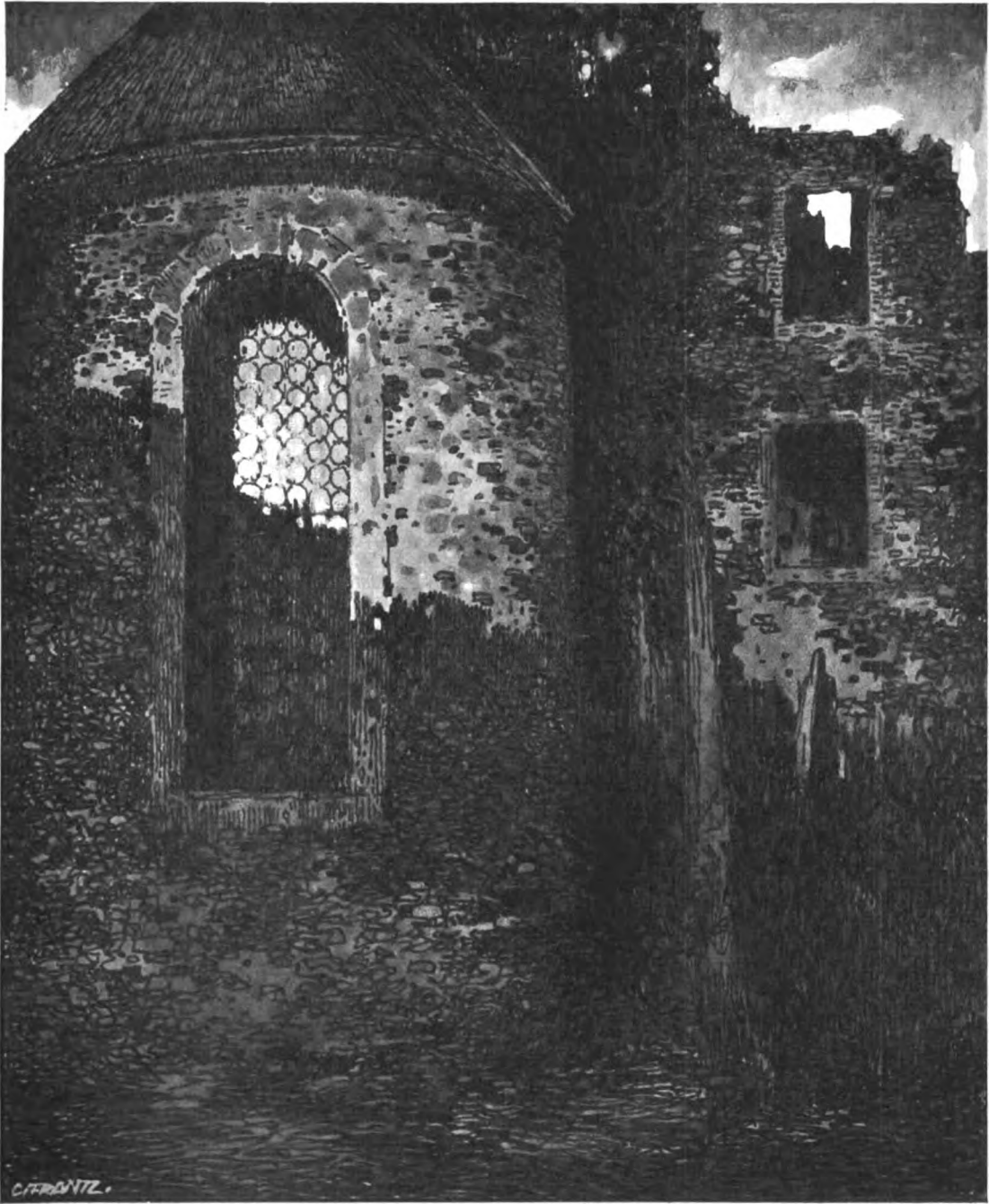
Man will uns aushungern, nicht nur an Nahrung, nein auch an Rohstoffen. Da ließe sich wieder ein Buch darüber schreiben, wie die Naturschätze und die Hilfsmittel der eroberten Gebiete in den Diensten, nicht der Armeen allein, sondern der ganzen deutschen Volkswirtschaft gezogen sind. Das begann schon im September, kaum daß die deutschen Männer ihren Eisenwall um das eroberte Land getürmt hatten. Die Bewohner liefen davon und ließen Korn und Rüben verkaufen. Der Soldat nahm die Dreschmaschinen, aber sie taugten nicht viel, er ließ also bessere aus der Heimat kommen und mähte, drosch, mahlte und buk. Er kann das alles, denn er hat es zu Hause auch gemacht; was er aber nicht kann, lernt er mit unheimlicher Schnelligkeit. Da liegt eine französische Mühle, der Besitzer ist fort. Der Deutsche bringt die Mühle in Gang, was nicht schwer ist, denn die Maschinen sind deutsches Fabrikat. Und bald raffelt, stiebt und mahlt es in allen Gängen, und „ein deutscher Reserveoffizier leitet den Betrieb, eifrig und besorgt, als schaffte er für sein eigenes

Haus, für Frau und Kinder“. Draußen auf den Feldern aber — so erzählt Wilhelm Schmidtbonn von seinen Fahrten an der Aisne — stehen überall gebückte Gruppen von Frauen und Männern, die einzigen zurückgebliebenen Einwohner, und haben gegen Brot und die Rüben aus. Auf einem Hügel rauchen die Schloten einer Zuckerfabrik, und auf den Kanälen, die wieder in Betrieb gesetzt worden sind, liegen schwer befrachtete Kähne, die Getreide und Zuckerrüben nach der Heimat verfrachten. Aber mehr noch, diese deutschen Eindringlinge, die sich in Feindeslande mit dem Gewehr im Arm festhaft gemacht haben, sie sorgen schon vor auf die nächste Ernte, kaum daß sie die heurige unter Dach haben. Der deutsche Bauernsohn, der deutsche Landwehrmann pflügt den fremden Acker, und gewiß mit der gleichen Sorgfalt und Liebe, wie daheim den seines Vaters oder den eigenen. Und mehr, sie holen sich Motorpflüge, sie nehmen auch den schweren Boden unter Kultur, und wenn die verblendeten Kinder Frankreichs es im ersten Jahre nicht einsehen, daß eine verbrecherische Regierung sie für England ausgepfert hat, so wird ihr eigener Boden uns die Mittel gewähren, es im zweiten Jahr und länger auszuhalten!

Es ist nicht der Boden allein! Aus den halbzerrückerten, verlassenen Städten haben die Deutschen herausgeholt, haben sie für verständigen Gebrauch gerettet, was zu retten war. Die gewonnenen Werte sind beträchtlich. Als wir, erzählt ein Offizier, eines Abends aus unsern Höhlen in das zerschossene Dorf gingen, trafen wir eine Abteilung Infanterie, die in den Trümmern schaufelte und hackte, als wollten sie Herculanium ausgraben. Sie suchen Reineisen, Messing, Zink, Blei und Kupfer. Dann sammeln sie die noch vorhandene Wolle und das herumliegende Korn, nur die Kartoffeln bleiben liegen. Sie erzählen: 20 Zentner Reineisen, 40 Zentner Hafer und Weizen haben sie in diesem einen Dorfe gefunden! Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Absicht der Engländer, uns durch Kupfermangel lahm zu legen, sonst Aussicht hätte, Frankreich allein aus den besetzten Provinzen den Ausfall decken könnte. Duzende französischer Fabriken sind in voller Tätigkeit, mit Leichtigkeit wird jeweils unter den Reserveoffizieren oder Freiwilligen ein sachverständiger Leiter gefunden. Eine große Wollwäscherei wird betrieben, um Uniformen, Mäntel und Wäsche zu reinigen. Die Badeanstalten, die Wäschereien, überhaupt die ganze Reinlichkeitspflege ist ein Kapitel für sich, das uns hier zu weit führen würde. Deutsche Erfindungsgabe hat auf diesem Felde Orgien gefeiert!

In den Vogesen hat fast jeder Truppenteil seine eigene Werkstatt, man kann ruhig sagen seine Fabrik, wo nicht nur Fahrzeuge, Tragbahnen, Schneereifen, Bergstöcke usw. angefertigt, sondern auch Waffen repariert und neu gefertigt, Erfindungen ins Leben gesetzt werden, kurz, wo den heimischen Waffenfabriken viel Arbeit abgenommen wird. Feldküchen stellt man billiger her, als sie je wieder angeboten werden, verfügbare Drahtseile werden in ihre Bestandteile aufgelöst und in — Stacheldraht verwandelt, Schlitten und Schützengrabenhöfen sind Gegenstände der Massenfabrikation, und der Frontwärts kennzeichnet solche Fabriken durch die Bestellung: „Senden Sie sofort 5 km Schützengrabeneinrichtung mit allem Komfort und Zubehör!“

Das und hundert andere Dinge, für die mir der Raum fehlt, sind es, was ich als „deutsche“ an und hinter der Front bezeichne. Es hilft den Soldaten, die Lage mit Gesundheit und Humor ertragen, es hilft Tausenden hinter der Front zu gesunder, belebender Tätigkeit in der Zeit des Wartens und Bereitseins, es erleichtert der Heimat den wirtschaftlichen Kampf in einem Maße, wie es vielleicht erst später ganz übersehen und gewürdigt werden kann.



## Kriegsostern in den Vogesen.

Ein zerstörtes Kloster im Weisertal.

Für Reclams Universum gezeichnet von Carl Franz.







# Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Käs.

(Fortsetzung.)



Sigrid Kressentin erschien Bütow immer mehr als ein interessantes Novum, das ihm in seiner Eigenart bisher noch nicht zu Gesicht gekommen war.

Er interessierte sich für seltene Exemplare, welcher Art sie auch angehören mochten. Seine Sammlungen zeugten davon. Zu diesen Sammlungen gehörten auch seine Erinnerungen von Erlebnissen mit weiblichen Seelen. Sie reizten ihn, solange er sie nicht ergründet hatte. Und während er sie ergründete, genoß er sie.

War er dann auf dem Grunde ihrer Seelchen angelangt, dann legte er sie fein geordnet in den Altenschränk seiner Erlebnisse. „Geschlossen“ stand auf diesen Alten. Und sein Gewissen hatte die seltene Gabe, den Schlüssel zu diesen Geheimfächern stets zu verlieren. Auf ewig.

Aber diese Sigrid Kressentin . . . ?

In ihren Augen, in ihren Antworten blitzte manchmal etwas verräterisch auf, was die Lösung ihres Seelenproblems nicht leicht zu machen schien.

Ja, wollte er sich denn auf die Lösung dieses Seelenproblems einlassen, das dort drüben in einer wunderhübschen Mädchenhülle saß?

Bütow ertappte sich auf diesem Gedanken und gestand sich, daß er damit schon auf dem besten Wege dazu sei.

Da brandeten scherzhaft streitende Worte an sein Ohr. Er blickte auf.

Nicht weniger als drei Afrikaner stritten sich um den Vorzug, Sigrid zu ihrer Pension begleiten zu dürfen. Über die Köpfe der Streitenden hinweg bot sich ihr Bütow als Begleitung an. „Damit keine Feindschaft zwischen Ihnen entsteht,“ motivierte er lächelnd sein Dazwischentreten. „Nicht, gnädiges Fräulein?“

„Gewiß doch, Herr von Bütow!“ entgegnete Sigrid, diesem freundlich zunicend.

Die drei Afrikaner, die wesentlich jünger als Bütow waren, beugten sich dieser Autorität.

„Hör' mal, Jutta!“ raunte er dieser bei der Verabschiedung zu. „Könntest du dich nicht dieser verwaissten jungen Dame in der nächsten Zeit etwas annehmen, wenn ich dich dringend darum bitte?“

„Mit vielem Vergnügen will ich das tun, Botho! Und um des jungen Mädchens selbst willen!“ fügte sie mit besonderem Nachdruck hinzu. —

Berfonnen lösten an diesem Abend Sigrid Kressentins schlankte Finger die lichtgoldene Flut ihres Haares, die ihr bis an die Knie rieselte.

An Bütow blieben ihre Gedanken haften. Länger als an allen anderen. Sie war ihm im Grunde ihres Herzens dankbar, daß er sie mit seiner Schwester und mit den Afrikanern bekannt gemacht hatte.

Was waren das für freie Menschen! dachte Sigrid. Nichts von engbegrenzten kleinstädtischen Ansichten. Nichts von dem engen Fahrwasser persönlicher Interessen, die immer beim lieben Ich endigten.

Sie sah sie in helle Meerfahreraugen! Der Hauch von Weltbürgertum, allerdings mit stark deutsch-völkischem Einschlag, wehte sie zwischen ihnen an.

Und wie nett sie alle zu ihr gewesen waren! Vor allem dieser Herr v. Bütow selbst! Er ist übrigens doch bei weitem jünger, als ich ihn anfänglich schätzte! Im Laufe der Unterhaltung verliert er das Väterliche des ersten Eindrucks und behält nur das Wesen des vollendeten Kavaliere! . . . Und wie es doch bei allem zum Vorschein kommt, daß er über den anderen steht . . . ! —

Auch Bütow saß an diesem Abend in Gedanken versunken. Er konnte sich von den Eindrücken, die mit Sigrid Kressentins Begegnung auf ihn eingestürzt waren, nicht losreißen.

Aber während er sich eine dustende Zigarette anzündete, fiel sein Blick auf den Namen der Spenlerin des Etuis, der in feinziselierten Buchstaben auf dessen Innenseite stand.

„Rita!“ Bütow sah den Rauchkringeln nach. Das war ein Jugendtraum gewesen, der sich davon gekräuselt hatte, duftig wie die blauen Wölkchen seiner Zigarette, die sich auch nicht mehr einfangen ließen.

Sie hatte längst einen bekannten Diplomaten geheiratet, der unten am Goldenen Horn Geschichte machen half. Und er? — Er hatte sie längst aus dem Gedächtnis gestrichen!

Nein! Rita v. Buddenbrock mußte doch wohl nicht die Richtige gewesen sein!

Dann waren andere gekommen! Badebekanntschäften aus Homburg, Baden-Baden, die höhere Tochter aus Berlin W, ostelbische Agrariertöchter, Urlaubsbekanntschäften und Liebschäften.

Aber das war doch alles nichts gewesen! Da muß doch noch etwas mehr da sein! So kann das Leben doch nicht vorübergehen! dachte Bütow. Aber das würde bald kommen müssen! Denn darüber machte sich Bütow kein Gehl. Afrika räumte mit äußeren Vorzügen sehr bald auf. Und nach seiner



Ein Ruhestündchen in einem Offiziersunterstand bei Ypern.

Kolonialdienstzeit war er eigentlich kein Sechszund-dreißigjähriger mehr, sondern ein Dreiundvierzig-jähriger. Sie zählte nicht umsonst doppelt.

Und das Innere des Mannes sehnte sich nach einem großen, inneren Erlebnis! Nach einer großen, tiefen Leidenschaft.

∞

Bütow und Sigrid sahen sich seitdem fast täglich. Anfänglich in den Museen, zwischendurch auf einer Land- oder Segelpartie. Am meisten aber in der Kolonialausstellung. Verabredet waren diese gemeinschaftlichen Bummel und Ausflüge nur zwischen Jutta und Sigrid. Aber nie fehlte Bütow dabei, der sich da immer wie zufällig einfand. Ließ er dann bei diesen Gelegenheiten einmal länger als gewöhnlich auf sich warten, aus irgendeinem Grunde, dann befahl Sigrid eine sichtliche Unruhe. Sie sah alle Augenblicke nach der Uhr und schielte nach dem Eingang, um zu sehen, ob sie nicht endlich seine hohe, männliche Gestalt bemerkte. Und so vertieft war sie in diese Erwartung, daß sie oft eine Frage überhörte, die Jutta an sie richtete, oder eine Bemerkung, die jene über diesen oder jenen Gegenstand machte.

Bütow fehlte ihr. Erschien er dann auf der Bildfläche, so schwand ihre Unruhe, um einem tiefen

Interesse zu weichen, mit dem sie seinen Ausführungen über einen Ausstellungsgegenstand, über koloniale Dinge, über ein Bild, eine plastische Gruppe zuhörte.

Meist war es Bütow, der durch eine oberflächlich hingeworfene Äußerung Jutta veranlaßte, Sigrid zu diesen gemeinschaftlichen Unternehmungen einzuladen. Hatte er jedoch einmal seine Schwester für sich allein, so spielte er den Unschuldigen und fragte: „Was hast du denn eigentlich an dieser Kressentin? Ihr seid ja fast unzertrennlich! Willst du sie vielleicht gar adoptieren?!“

„Sie trägt ihr Krönlein für sich, und tausendmal lieber wäre sie mir, als daß du vielleicht eines Tages das Bütowsche Blut mit dickem Semitenblut auf-frischlest, und wenn auch in jedem Tropfen dieses Blutes so viel Goldplättchen herumschwämmen, als in einer ganzen Flasche Danziger Goldwassers.“

„Willst du mir nicht sagen, wo du hinauswilst, liebe Jutta?“

„Daß du dem Mädels keine Schrüllen in den Kopf setzt! Sie nicht erst an dich glauben machst, wenn du diesen Glauben doch nachher mit Füßen treten wilst!“

„Sieht es schon danach aus?!“ fragte Bütow ein wenig betroffen.

„Meinst du denn, ich müßte auch ganz blind und taub sein, wenn ich mich auch schon so stelle?!“ fragte Jutta.

Von da ab nahm Bütow eine Zeitlang Sigrid gegenüber wieder die väterliche Rolle ein, die er im Anfang ihrer Bekanntschaft zur Schau getragen hatte. Teufel! dachte er, sich binden! In meinen Jahren! In meinen Verhältnissen! Das würde sich doch nur lohnen, wenn diese Sigrid Kressentin entweder sehr viel Geld oder sehr weitreichende gute Verbindungen hätte! Am liebsten beides zusammen. Denn mit den zwölf- bis fünfzehntausend Mark, die ich einmal als definitiv angestellter Landeshauptmann haben werde, falls man mich wieder draußen anstellt, was auch noch ungewiß ist . . . die kann ich ganz allein brauchen! Ja, die reichen nicht einmal zu, so wie ich das Leben gewohnt bin, daheim und draußen!

Solange diese Vorätze frisch und stark genug waren in ihm, traf Bütow seltener mit Sigrid zusammen.

Aber je größer diese Zwischenräume wurden, desto unaufhörlicher beschäftigte Sigrid ihn in seinen Gedanken.

Wollte es dann der Zufall, daß er ihr wieder einmal begegnete, so entschuldigte Bütow sich Sigrid gegenüber mit Arbeitsüberhäufung. Dann tat es ihm weh, wenn Sigrid es für selbstverständlich hielt, daß er die Arbeit ihrer Gesellschaft vorzog, und es war eine Enttäuschung für ihn, daß sie ihn nicht mehr vermist hatte.

Bei diesen Begegnungen klang dann jedesmal so viel herzliche Teilnahme über seine Überbürdung, so viel herzliches Bedauern aus ihren Worten, und ihre Stimme, die immer einen Zauber auf ihn ausgeübt hatte, umfing ihn wieder mit ihrem alten Wahn.

Da wehrte er sich nicht mehr länger gegen sein innerstes Selbst, sondern folgte ihm, ließ sich treiben, wohin es ihn trieb. In Sigrid Kressentins bannende Nähe.

Eines Abends brachte er sie von Jutta nach Hause. Man hatte sich dort über Bestimmung und Zukunft und Zweck der Menschheit unterhalten, und die Meinungen waren aufeinander geplagt.

Welche waren da, die sagten, wir Menschen seien tierische Organismen wie andere auch. Gebilde, bestimmt zu werden und zu vergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Bis die Erde, die uns trägt, eines Tages den gleichen Gang ginge.

Bütow hatte sich noch drastischer ausgedrückt. Schotter sei die Menschheit auf der Chaussee, die die Großen wandelten. Am Ende des Weges eine Pagode. Drinnen der Menschheit uralter Gott, mumifiziert sie selber, behangen äußerlich mit buntem Tand und Kinkerlitz aller Glaubensarten. Und in

diesen Glauben hingelegt das Bangen vor dem Tode und alle Sehnsüchte.

Sigrid hatte nur stumm zugehört und sich nicht am Gespräch beteiligt. Als sie jetzt unter die schweigenden Bäume des großen nächtlich stillen Tiergartens eintraten, fragte er sie unvermittelt: „Nun, was sagen Sie denn zu der Frage, ob der Mensch einen Zweck hat auf der Erde?!“

„Was wollen Sie darüber hören?“ antwortete Sigrid. „Ein Glaubensbekenntnis, eine Überzeugung oder einen Traum?“

Bütow lachte. „Ein Glaubensbekenntnis ist eine heilige Sache! Man soll es respektieren! Bin das auch von den wilden Völkerschaften her gewohnt, mit denen ich drüben zu tun habe! Und wenn es noch so verrückt ist . . . Nur nicht dran rühren! — Überzeugung — ist ein anderes Wort für Voreingenommenheit. Tiefsinnigste Gründe und logische Beweise langen nicht, um sie zu erschüttern . . .“ Er sah sich um, blieb stehen und horchte auf. Leiser und leiser wurde um sie das Branden der Riesenstadt, der Mond sah verträumt durch der Bäume Gedst.

„Es ist Wetter zum träumen!“ sagte Sigrid.

„Lassen Sie uns Ihren Traum hören!“ bat er.

„Gut!“ antwortete Sigrid lächelnd. „Träumen wir uns also einmal an den Stützen der Wissenschaft und der Geschichte und unserer Schlüsse rückwärts bis an den Anfang des Alls. Von allem Lebenden, sehen wir da, hat sich nur eines stetig fortentwickelt: der Mensch! — Die Bäume sind dieselben geblieben, die Eichen waren vor tausend Jahren genau dieselben Eichen, wie wir sie heute sehen. Der Löwe, der Elefant, als einer von vielen, lebt sein Leben genau so wie vor Tausenden von Jahren, mit demselben Maße von Wildheit, Stumpfsinn oder Intelligenz. Nur der Mensch erzeugt sich neu und in immer fortgeschrittener Entwicklung.“

„Ja, das ist aber doch kein Traum!“ warf Bütow ein. „Das ist doch erwiesene Wahrheit! Sie wollten doch träumen.“

„Kommt noch! Haben Sie nur Geduld!“

„Fortschritt, Fortschreiten aber bedeutet doch ein Ziel, Ziel einen Plan! Plan bedingt eine planende Intelligenz, einen planenden Geist, begabt mit Willen und Können, seinen Plan zu einem Ende zu führen. Welchem Ende?! — Wir wissen es nicht. Vorläufig nicht!“

Wo sie wohl hinaus will?! dachte Bütow.

Sigrid Kressentin machte eine Pause und richtete ihren Blick zu den Sternen, als ob sie aus der Unendlichkeit des Alls Kraft und Klarheit für den Ausdruck ihrer Gedanken holen wollte, ehe sie fortfuhr: „Es ist eine anerkannte und uralte Wahrheit, daß die Natur nichts umsonst schafft und nichts umsonst werden läßt. Ebenso wenig schafft sie über-



**Oesterreichisch-ungarische Infanterie geht im Schutz des Nebels in den Karpathen zum Angriff vor.**  
Nach einer Zeichnung von Prof. Artur Heyer.

flüssiges. Wenn es ihr nur darum zu tun wäre, Menschen zu dem Zwecke zu schaffen, um wie im Urwald die Pflanzen als Dünger für die nachkommenden zu dienen, so würde sie, wenn diejenigen Recht behalten sollen, die da meinen, daß mit unserm Tode alles vorbei und zu Ende sei, diesen Zweck doch viel einfacher erreichen, wenn sie uns als Urmenschen entstehen und vergehen ließe. Denn der tote Körper eines Kulturmenschen hat für die Materialisten und ihre Welt nicht mehr Wert, als der tote Körper eines Urmenschen. Wäre aber dann nicht die Weiterentwicklung der Menschheit zu ihrer heutigen geistigen und gedanklichen Höhe, der Entdeckung der Röntgenstrahlen, des Radiums und der tausend und abertausend Offenbarungen, die unser noch warten, die geist- und zweckloseste Verschwendung, die sich die Natur erlaubt?! — In der Natur hat aber alles seinen Zweck. Mithin auch die Entwicklung unserer geistigen Kräfte . . .“

Bütow hatte ihr schweigend und nachdenklich zugehört. Wie er manchmal draußen in Afrika an stillen, einsamen Abenden in der Regenzeit dem Fallen des Regens auf das Dach seines Hauses zugehört hatte. Da war es ihm zuweilen gewesen, als ob der Regen eine singende Seele hätte. Als ob Stimmen aus den vergangenen Jahrtausenden der Menschheit leise zu ihm sprächen. Als ob sich an diesen Abenden sein Inneres weit offen täte und frei würde von den kleinen Geschneitten verlornener Tage für große, schwere, Menschheitsprobleme wälzende Gedanken. Und wie er damals diese grüblerische Neigung mit einem Lächeln über sich selbst abgeschüttelt hatte, so wollte er sich jetzt der Wirkung der Worte Sigrids entziehen, indem er sie in die Enge trieb durch die spöttische Frage: „Und zu welchem Zweck, meinen Sie wohl?!“

„Zu dem Zwecke, uns hinter das Geheimnis des Zusammenhanges unserer physischen Natur mit unserer Seele kommen, uns hinter den Schleier des Verhältnisses zwischen diesen beiden Naturen sehen zu lassen,“ entgegnete Sigrid.

„Und das Endergebnis?!“ fragte Bütow weiter, sicher, daß sie ihm jetzt nicht mehr entweichen könne.

„Die Kenntnis einer Welt, die wir jetzt nicht sehen, eines Endzweckes, der jetzt nur dämmerhaft vor uns wenigen liegt, und die Kenntnis unseres Verhältnisses zu Gott, den alle Welt sucht.“

„Und wann meinen Sie, daß dieser Zeitpunkt eintreten wird?“

„Wenn die Wissenschaft die Überzeugung an die Stelle des Glaubens gesetzt haben wird!“ entgegnete Sigrid.

Es ist ein Traum, und es ist keiner! denkt Bütow. Für einen Traum ist zu viel Logik darin. Er ist zuviel auf die Wissenschaft als Stützen auf-

gebaut. Und doch könnte man es einen Traum nennen, trotz allem. Den Traum einer Seele, die das All und das Leben schauend umfaßt.

„Warum haben Sie diesen Gedanken nicht Ausdruck gegeben, als vorhin bei meiner Schwester die Rede davon war?“ fragte Bütow.

„Man vertraut den Schlüssel seines Innersten doch nicht jedem an . . .“

„Und mir vertrauen Sie ihn an, diesen Schlüssel?“ Er fragte es mit einem leisen Lächeln des sich geschmeichelt Fühlens.

„Ja!“

Sie schritten schweigend nebeneinander her. Er tief in Gedanken. Er dachte an draußen, an Afrika. Im Grunde war er dort immer allein. Keiner war da, dem er sich rückhaltlos anvertrauen durfte. Keiner! Niemand, dem er gestehen durfte, wie es manchmal in ihm aussah. Da hatte er wohl ab und zu mit dem Gedanken geliebäugelt, eine menschliche Seele um sich zu haben, der er sich ganz und rückhaltlos anvertrauen dürfe. Das konnte natürlich nur ein Weib, sein Weib sein! Sein Weib, das mehr als jeder andere in allem ihm gehörte, in allem voll und ganz von ihm abhängig, mit allen äußeren und inneren Banden an ihn gefesselt war. Aber er stellte Ansprüche. Sie mußte schön, jung und geistreich sein. Unwillkürlich nahmen die Züge dieses geträumten Weibes die Züge der still neben ihm Hereschreitenden an.

Er dachte an die langen Abende draußen. Es würde ihm in ihrer Gesellschaft niemals langweilig werden. Er dachte an die Expeditionen ins Innere, mit ihr als Zeltgenossin. Sie, die durch ihre naturgeschichtlichen Studien die fremde unbekannte Welt um sie herum durch tausend Wesen, die sie erkannte, erst beleben würde. Er dachte an das ewig unvermeidliche Fieber, währenddessen man jetzt als Junggeselle einfach seinen schwarzen Dienern überantwortet war. Mit Sigrid Kressentin als seinem Weib würde sich das alles ändern. Ihre hellen Wunderaugen würden dann über ihm wachen, ihre schlanken weißen Hände würden wohlthätig um ihn wirken, ja das Bewußtsein ihrer süßen Gegenwart würde sich bis in seine Fieberphantasien hinüberstehlen und diese selbst zu einem wunderbaren Haschischrausch gestalten.

Liefer als gewöhnlich beugte sich heute Bütow vor dem jungen Mädchen und küßte ihr, was er sonst nie zuvor getan, die Hand.

Sein Inneres war unruhig. Er empfand, daß ihn der Schlaf meiden würde, wenn er sich jetzt nach Hause und zur Ruhe begeben würde. So lehrte er noch in einer Bar ein.

Aus der durch farbige Lampen stimmungsvoll abgetönten Halbdämmerung der Nischen winkten ihm heiße Augen. Lockten in der tropischen Farbenpracht



Nach Original-Auin. von Franz Hanfstaengl, München.

Auf den russischen Schlachtfeldern vor 100 Jahren: Der Rückzug der französischen Armee. Nach einem Gemälde von Adam.

ihrer schimmernden, sich um ihre Glieder schmiegenden Gewänder, die Giftblüten nordischen Kulturlebens. Verführerisches Geflüster von Seide, dessen Eindringlichkeit noch von einem im ganzen Raume sich verbreitenden Gemisch von Tüften, die von ihren reinern Schwestern aus dem Pflanzenreich stammten, wirkungsvoll unterstrichen wurde, umfing Bütow.

Für alles hatte er nur eine an harte Abweisung grenzende Antwort im Blick. Allein setzt er sich in eine der Nischen, wohin ihm der Kellner seinen schweren afrikanischen Cocktail bringt.

Ist es die süße, einschmeichelnde Musik, die diskret zu ihm herüberbönt? Streckt Sigrid Kressentin, die gewiß jeht, gerade in diesem Augenblicke, dabei ist, sich in ihr jungfräuliches Bett zu legen, ihre weißen Arme nach ihm aus?

Er sieht sie auf einmal draußen auf seinen Empfangsabenden inmitten von deutschen und fremden Kriegsschiffsoffizieren, Beamten und Kaufleuten. Angestaunt und angebetet von allen sie, beglückwünscht und beneidet um ihren Besitz er . . .

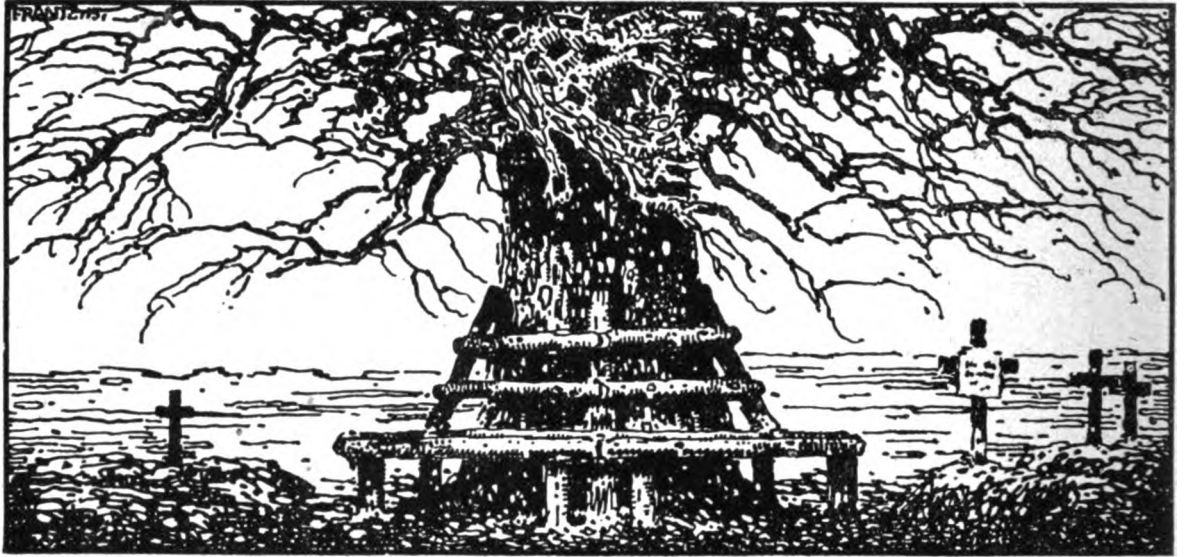
Zu Hause fand er Briefe vor aus seiner ehemaligen Kolonie, Briefe, die über seinen Nachfolger im Amte klagten, der nicht den richtigen Maßstab für die Behandlung seiner farbigen Landeskinde zu finden wußte. Der keinen Unterschied zu machen wußte zwischen einem europäisch erzogenen Mulatten, der eine große Vertrauensstellung bei einer großen

Firma inne hatte und vollständig auf europäischem Fuße lebte, und einem Kroneger, der kaum ein Hüftentuch trug, das Fleisch von gefallenem Tieren als besonderen Leckerbissen ansah und auf dem tiefsten Kulturniveau stand. Der einem mächtigen Bergvolf drohte, er würde dessen Häuptling binnen fünfzehn Minuten am nächsten Baume hängen lassen, wenn er ihm nicht zu Willen wäre, und der sich dann mit seinen fünf und zwanzig Soldaten durch einen schwarzen Missionschulmeister auf diplomatischem Wege retten lassen mußte.

Bütow lächelte. Er wußte voraus, was kommen würde. Die große englische Firma, deren Angestellter der Mulatte war, würde sich wegen dessen Behandlung beklagen. Beschwerde des britischen Auswärtigen Amtes würde die unmittelbare Folge sein. Man würde an Bütows Personen- und Landeskenntnis appellieren. Er würde nichts nötig haben, als dem regierenden Geheimen im Amt diese soeben erhaltenen Briefe vorzulegen, und das Schicksal seines Nachfolgers war besiegelt.

Rücksichten?! Bütow lächelte, als ihm dieses Wort durch den Sinn schoß. Wer hat denn gegen mich Rücksicht genommen? Kühn und bedenkenlos war er einer innerpolitischen Strömung geopfert worden. Rücksicht?! Er würde gegen niemanden welche üben! Mit diesem Gedanken schloß er ein.

(Fortsetzung folgt.)



Massengräber bei Markfisch. Auf dem Kriegsschauplatz gezeichnet von Carl Franz.

## Waffenstillstand.

Zu unserer Kunstbeilage. Von Dr. Alfons Goldschmidt, Unteroffizier der Landwehr.

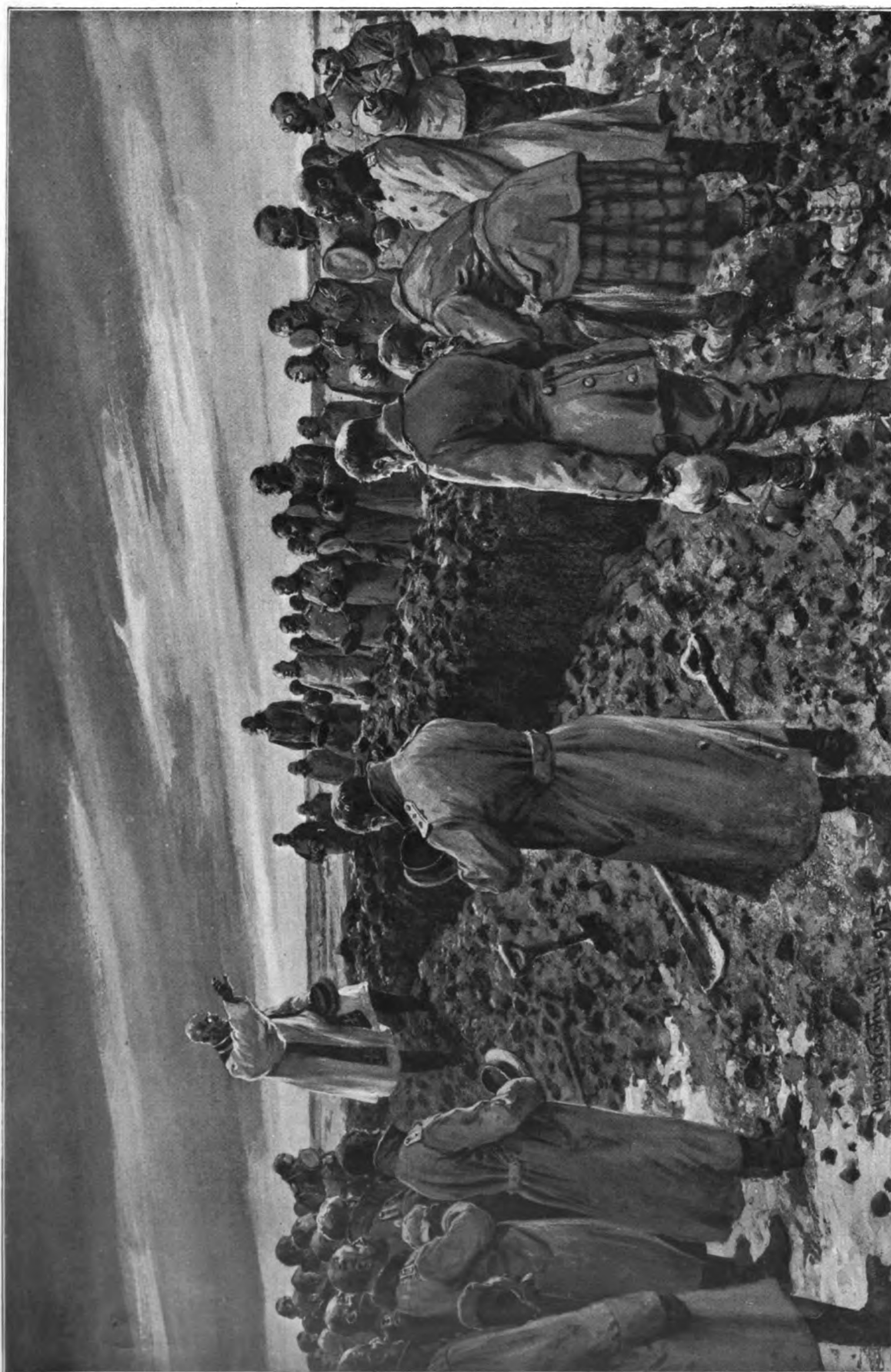
Soldatengräber sind mitten im Schlachtgetöse Dasen des Friedens. Der Krieger geht an den gemeinsamen Ruhestätten vorüber, ohne daran zu denken, ob hier Freund oder Feind in die Ewigkeit zog. Er scheut nicht den Gedanken, neben einem Gegner zu liegen, den der Tod zum Bruder gemacht hat. Nie habe ich vor den herrlichen Hügeln, auf denen Kameradschaft ihr schlichtes Gedemken ließ, anderes als Ehrfurcht und Stolz empfunden. Stolz vor der jungen Manneskraft, die in edlem Aufbäumen zusammenbrach, mochten Deutsche oder Franzosen dort unten gebettet sein. „Honneur et gloire au X<sup>1<sup>me</sup></sup> Régiment de ligne“ steht auf einem großen Grab an der belgischen Grenze, in dem viele französische Krieger schlummern. Ehre und Ruhm allen, die für ihr Land zu Ende geblutet.

Doch die Grausamkeit des Krieges läßt oft die Gefallenen tagelang nicht zum tiefen Frieden des Grabes kommen. Dann liegen sie zwischen den Fronten, die sich belauern, aus denen der Tod zuckt, wenn drüben nur die Ahnung eines Kopfes auftaucht. Granaten schlagen unaufhörlich in das Feld. Wer sich aus dem Graben wagt, gibt sein Leben preis. So müssen die Toten warten, bis eine der Parteien das Feld im Sturm genommen, so daß hinter ihrer Front das Begräbnis vorgenommen werden kann. Zuweilen auch bittet der Gegner um kurzen Waffenstillstand, er gibt ein Zeichen, daß er verhandeln will, und schickt, wenn das Feuer schweigt, einen Parlamentär, der Zeit und Ort des Begräbnisses mit dem Feinde verabredet. Nicht immer wird dem Ersuchen stattgegeben. Ich hörte häufig von Weigerungen der Franzosen, die vielleicht fürchteten, eine Chance zu verlieren. Ja, man erzählte, der Feind habe viele Tage und Nächte sich gegen die Beerdigung gesperrt, weil er die Leichen als Wall gegen deutsche Kugeln benutzen wollte. Die Leiche eines meiner Freunde lag neun Tage in der Feuerzone, ehe sie Ruhe fand. Wenn jedoch das Menschlichkeitsempfinden die Kampffrüchtheit beslegt, führen treue Hände schnell den Spaten und schaufeln die Grube, in die Krieger und Priester Abschiedswünsche und Gelübnisse senken. Da reihen sich Freund und Feind zu ewig verbundenen Freunden und über der Tiefe schwebt die Hoffnung auf glückselige Zeiten der Kampfruhe, der Heimat. Mancher unerhörte

Heldentat findet so zwischen Schützengräben ihr Ende in diesem Kriege des unromantischen Heroismus. Nicht mehr stehen Regimente mit trauernden Fahnen an den Gräbern, ohne Farbigkeit, ohne gewaltigen Hintergrund, spielen sich täglich die stillen Dramen des Krieges ab. Die lange Gräberlinie von den Vogesen bis zur Nordsee wird einst für diese heldenmütige Pflichterfüllung ohne Pose zeugen.

Die Heere wechseln im jetzigen Kriege nicht mehr wie früher schnell die Kampfsoläße. Sie lassen nicht mehr ihre Toten hinter sich. Sie begraben sie zwischen den Stellungen und kämpfen im Angesicht der Gräber weiter. Wie unsagbar heldenhaft wird so dieser Schützengrabenkrieg, der vielen trist erscheint. Sind die Gefallenen gesegnet, ist das Grab geschlossen, der Waffenstillstand beendet, fegen wieder über den frischen Hügel die Kugeln, heulen wieder die Granaten in das Feld, und mancher wird bald in einer Nachbargrube schlafen. Mit welcher Manneskühle, welcher Todesgleichgültigkeit wird dieser Kampf geführt. Vom Begräbnis in den Kampf, vom Kampf zum Begräbnis, Monate hindurch ein Hin und Her zwischen dem Tode der anderen und der eigenen Todesgefahr. Wann wird wieder ein sonniger Friedenshimmel über diesem unendlichen Todesgraben leuchten, wann werden die Völker den ewigen Waffenstillstand schließen?

Für den zum stillen Schlummer gebetteten Krieger ist er schon angebrochen. Dennoch wirkt der tote Soldat kämpfend weiter. Es ist Wahrheit, daß Heldengeister über den Gräbern schweben, daß sie die lebend streitenden Kameraden zum Kampf anfeuern. Sie umhauchen den Krieger mit multigem Atem und flüstern ihm zu, daß der Tod ein ewiges Glück sei. „Denk nicht an unseren zerschmetterten Leib, denk an unseren schmerzlosen Frieden.“ Man hat ihnen die Waffen genommen, aber nicht die Kraft, zu begeistern. So werden sie noch wirken, wenn längst die Bürger, denen sie die Ruhe erstritten, zu ihren Gedenksteinen pilgern. Immer werden sie entflammende Heroen sein. Auch als Tote sind sie die Kraft des Vaterlandes. Denn stets stählten sich die Nachfolgenden an der Kühnheit, die für eine Idee das Sterben nicht schente. Wenn die Waffen des Krieges stillstehen, kämpfen sie noch für eine edle und große Bestimmung.



**Waffenstillstand. Begräbnis Gefallener zwischen deutsch-englischen Schützengräben.**  
Nach Schilderungen vom Kriegschauptlas gezeichnet von Prof. Hans W. Schmidt.

REUTEMANN  
LEIPZIG







Der Friedensengel. Von einem Schüler der 2. Klasse einer Wiener Knabenbürgerschule.

## Die Kinder und der Krieg.

Von Richard Rothe.

Mit sieben farbigen Abbildungen.

In der zweiten Hälfte des November vorigen Jahres veranstalteten mehrere Mitglieder der aus Künstlern und Lehrern bestehenden Vereinigung „Kunst und Schule“ im Kunstraum Heller in Wien eine Ausstellung von Schülerzeichnungen über den Krieg.

Die Idee, Kinder den Krieg darstellen zu lassen, so wie er in ihrer Vorstellung lebt, unbeeinflusst durch den Zwang des Lehrers, fand von seiten der Tagespresse, der obersten Schulbehörden, der Künstler und Kunstforscher und vieler anderer maßgebender Faktoren weitestgehende Anerkennung. Man sah in dieser Art des Unterrichts den besten Weg zur Förderung selbständigen Schauens und künstlerischen Empfindens und versicherte wiederholt, daß, wenn es eine Möglichkeit gibt, der ersterbenden Volkskunst zu neuem Leben zu verhelfen, es nur auf die vorgesehene Weise geschehen könne. Was man hier zu sehen bekam, waren wirklich ganz ehrliche, unbeeinflusste Produkte kindlicher Phantasie, die einen eigenartigen Hauch von köstlicher Frische und erfreuender Naivität ausströmten.

Vielfach wurden die Zusammenhänge mit der Kunst alter oder primitiver Völker hervorgehoben, und man wurde durch diese Kinderzeichnungen davon überzeugt, daß jeder einzelne Mensch während der kurzen Zeit seines Erdenwallens alle Phasen der Menschheitsentwicklung, von den wilden Instinkten des Armenschentums angefangen bis herauf zu den Kulturbestrebungen unserer Tage, durchmachen muß.

Und wenn Stil darin besteht, mit den geringsten und sparsamsten Mitteln voll und ganz das auszudrücken, was

man eben sagen will, dann ist er diesen Kinderzeichnungen in hohem Grade zu eigen. Die eine Zeichnung mutet an, als wäre sie die Kopie eines altägyptischen Reliefs, die andere erinnert an die japanischen Holzschnitte, wie man sie zur Zeit des russisch-japanischen Krieges vielfach sehen konnte, ohne daß deshalb die Kinder, deren Alter sich zwischen 11 und 13 Jahren bewegt, davon eine Ahnung gehabt hätten. Von manchem Kritiker wurde die Ausstellung auch dazu benutzt, um Vergleiche mit der primitiven Kunst der Gegenwart anzustellen, die aber niemals zu deren Gunsten ausfielen.

Wir Erwachsenen betrachten eben diese Bilder mit ganz anderen Augen als die Kinder, denen es nie zum Bewußtsein kommt, daß ihre Arbeiten irgendwie mit der Kunst zusammenhängen. Für sie ist das Zeichnen von Kriegsbildern ein dem Soldaten- oder Kriegsspiel ähnliches Vergnügen. Es ist für sie eine Gelegenheit, ihrer Begeisterung für die große Zeit, in der wir leben, Ausdruck zu verleihen, sich von einem Drucke, der schwer auf ihrer Seele lastet, zu befreien, ihrem epischen Drange Genüge zu leisten.

Die Kinder wissen nicht, daß ihre Arbeiten nach Farbe, Form und Rhythmus gewertet werden, darum bilden sie auch eine Klasse für sich, weil sie innere Erlebnisse schildern. Diese Fähigkeit stirbt zumeist mit dem Tage, an dem die Kinder „wissend“ werden, wo sie sich dessen bewußt sind, daß sie „ein Bild malen“; die Berechnung tritt in den Vordergrund, und das früher unbewußt schaffende Kind wird zum Dilettanten, der sich seiner Kindlichkeit schämt,

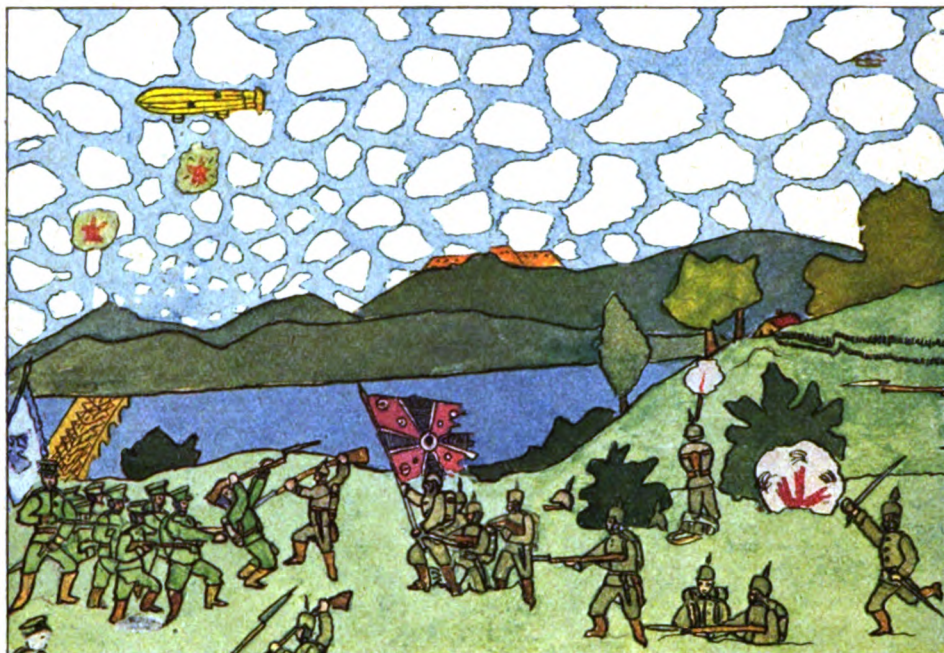




Sturm auf die Festung. Von einem dreizehn Jahre alten Schüler der 1. Klasse einer Wiener Knabenbürgerschule.



Sturm der Türken gegen die Russen. Von einem Schüler der 2. Klasse einer Wiener Knabenbürgerschule.

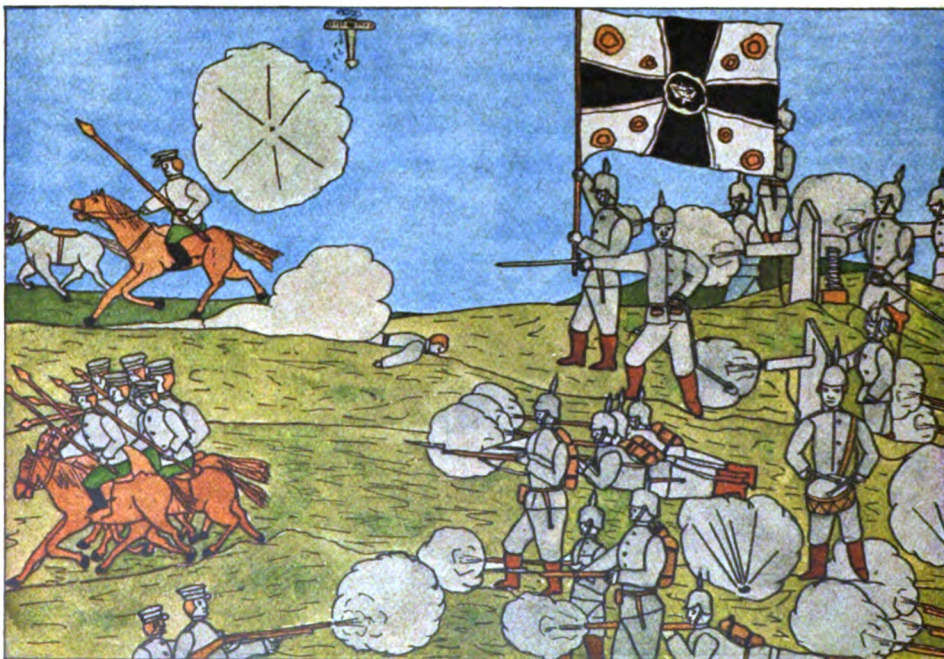


2 Ⓜ Gefecht in Polen. Von einem dreizehn Jahre alten Schüler der 2. Klasse einer Wiener Knabenbürgerschule. Ⓜ

Alle Errungenschaften moderner Kriegstechnik sind den Schülern bekannt und finden auf ihren Kriegsbildern ausgiebige Verwendung. Was so manchen modernen Kriegsillustrator in Verlegenheit bringen mag oder umfangreiche Studien kostet, zeichnen die Kinder mit einer Selbstverständlichkeit hin, als wenn sie sich immer nur in dem von ihnen geschilderten Willen bewegt hätten. Wenn sie auch niemals an die Wirklichkeit herankommen und der Beschauer weiß, daß z. B. ein Kriegsschiff nie so aussehen kann, so wissen die kleinen Zeichner doch den Eindruck eines solchen imaginären Erlebnis überzeugend zum Ausdruck zu bringen.

gen sind so gering, daß sie einem nur bei genauer Betrachtung auffallen. Diese Beobachtungen kann man in jeder Schule und in jedem Lande machen. Die Zeichnungen der Höhlenbewohner weisen für gleiche Gegenstände die ganz gleichen Symbole auf, und die seinerzeit in Dresden ausgestellten Zeichnungen von Negerkindern bestätigten diese meine Annahme aufs neue.

So sammeln die Kinder fortwährend für die sie interessierenden Gegenstände bewußt oder unbewußt jene einfachen Zeichen, mit denen sie ganz unzweideutig das darstellen können, was eben ihre Aufmerksamkeit erregt hat. Das Symmetriegefühl für die Einzelform ist sehr



2 Ⓜ Ein abgewiesener Kavallerieangriff. Von einem Schüler der 2. Klasse einer Wiener Knabenbürgerschule. Ⓜ

Das Zeichnen der Kinder besteht im Neben- oder Übereinandersetzen von einzelnen festgeformten Zeichen oder Symbolen. Diese Symbole, die nirgends gelehrt werden, noch irgendwo aufgezeichnet sind, sind Gemeingut der ganzen Menschheit und hatten vor tausend Jahren dieselbe Form, die sie heute haben. Wenn man z. B. in einer Elementar-

klasse ein Haus oder eine Kirche zeichnen läßt, so wird auf dem halben Hundert Schiefertafeln überall daselbe Haus und dieselbe Kirche zu sehen sein. Die einzelnen Abweichun-

stark ausgeprägt, man möchte beinahe behaupten, daß unsymmetrische Formen nie vorkommen. Das mag seinen Grund darin haben, daß jedem Kinde die feste Anschauung, der eingewurzelte Begriff von der Vollkommenheit des Individuums innewohnend ist. Niemals wird ein Kind einen verküppelten oder einseitigen Baum, z. B. eine Wettertanne, zeichnen, das kann es mit seinem Symmetriegefühl nicht vereinbaren. Je intelligenter das Kind ist, desto reicher ist sein Schatz von Symbolen, die es zum Aufbau für seine Bilder verwendet. Es

arbeitet damit so, wie vielleicht mit den Steinen seines Baukastens oder mit den einzelnen Figuren seiner Zinnsoldatenschachtel.

Die Aufgabe des Lehrers besteht nun darin, dieses Sammeln von Symbolen zu fördern, deren Primitivität zu erweitern und zu bereichern. Das muß aber mit sehr viel Verständnis und Vorsicht geschehen, damit der persönliche Stil eines jeden Kindes nicht Schaden leidet oder gar verloren geht. Jede Vorlage, jede Vorzeichnung stört das schöne Wachstum dieser allmählichen Entwicklung.

Verschiedene Versuche mit Erwachsenen haben gezeigt, daß dieser Symbolschatz aus den Tagen der Kindheit in den späteren Jahren keine Bereicherung mehr erfährt, mit einem Wort, Erwachsene, die keinem der zeichnenden Berufe angehören, zeichnen genau so wie die Kinder.

Die hier abgebildeten Zeichnungen, die alle aus einer Wiener Knaben-Bürgerschule eines Vorortsbezirks stammen, werden die oben angeführten Behauptungen am besten beweisen und auch dartun, daß an diesen Zeich-

nungen nichts von Schablonenmäßigkeit haftet, daß sich vielmehr die Charaktere der einzelnen Schüler klar voneinander abheben, sie wurden geschaffen aus einer inneren Notwendigkeit. Sie entstanden so, wie die Volkslieder entstehen, wie vielleicht ein Zigeuner eine neue Weise spielt, und mit vollem Rechte können diese Kriegsbilder als Produkte einer wirklichen Kunst, die allerdings eine Klasse für sich bildet, betrachtet werden.

Nicht jeder der Zeichner ist ein Talent, viele sind fleißige Arbeiter, und das ist gut so, denn eines jeden Existenz und damit der Fortschritt der Kultur ist von der des anderen abhängig.

Was aber aus allen Zeichnungen in rührender Einfalt spricht, das ist die große, begeisterte Liebe zum Vaterlande. Es sind Zeugnisse einer großen ungebrochenen Kraft in den jüngsten Sprossen am Stamme unseres Volkes, die sich hier offenbaren, sichere Garantien für die glückliche Entwicklung der Zukunft, weil diese Kraft und Begeisterung ein Erbteil jener ist, die draußen in Not und Tod für Vaterland und Ehre freudig ihr Höchstes opfern. ☐

## Die Glocke von La Haye.

Skizze von Else Höffer.

Seit zwei Monaten saßen diese verdammten Deutschen nun schon in La Haye fest, so fest, als ob sie nie mehr herauswollten, als ob das ganze Dorf ihnen gehörte. Sie wohnten in den Häusern, kehrten die Straßen und beteten in der Kirche.

Ja, bei Gott, sie beteten, diese Barbaren! Sie beteten mit andächtigen Gesichtern und frommen, blauen Augen für ihren Sieg. Und Père Antoine, der Küster, mußte das mit ansehen, und das war von allem Schrecklichen das Schwerste!

Er stand dann mit geballten Fäusten oben auf dem Chor, in eine Ecke gedrückt, und fixierte auf diese graue Masse hinab, die so still und friedlich seine Kirche füllte, und die andächtig den Orgelklängen lauschte, die unter den Händen eines blutjungen Leutnants hervorquollen.

Die Augen des Alten flimmerten vor Wut, er schluckte trocken und bewegte unablässig den lippenlosen Mund, und er betete Flüche, Flüche, Flüche auf all die ahnungslosen, blonden Köpfe herab.

Ach, und das Ärgste war, daß er ihnen auch noch läuten mußte! Er, der Père Antoine, der Veteran von 1870. Er mußte seine geliebte Glocke rühren und schwingen für diese verhassten Deutschen. Diese Glocke, die er seit Jahrzehnten bediente, hütete und liebte, als Einziges auf der Welt liebte. Diese Glocke rief nun die grauen, deutschen Soldaten zu ihrem Gott. Er hatte zuerst gedacht, ihr Erz müsse bersten von der Schmach.

Er hörte es wohl, er allein — ihre Stimme klang anders als sonst. Sie war dünn und blechern, wie ein Weinen klang es mit. Das kam wohl daher, daß seine Hände sich in verbissener Wut in den Hanfstrick krallten, daß seine Armmuskeln schlaff wurden, so daß er immer wieder ausruhen mußte zum Atemholen.

Oft strich nur ein klägliches Gewimmer aus den Schalllöchern und slog traurig über das arme Dorf. Dann lachten die deutschen Soldaten wohl über das jämmerliche Glöcklein.

Ja, sie wußten eben nicht, was für eine Glocke das war! Sie wußten nicht, daß diese Glocke tönen und dröhnen, klingen und schwingen konnte wie keine andere!

Die wollte jetzt nicht singen, die war krank von Haß und Wut. Die hätten nur die Glocke hören sollen in den

ersten Augusttagen, als die Kriegserklärung in La Haye bekannt geworden war. So gedöhnt und gedroht, so gejauchzt und gerufen, gejubelt und gebetet hatte sie noch nie zuvor.

Da hatte Père Antoine gefühlt, wie seine alten Narben von 70 anfangen zu brennen, wie die wilde Revanche ihn heißer packte und schüttelte, wie ihm das Blut toll im Leibe kreiste, wie einst in jungen Jahren, als er Gambettas Feuerworten gelauscht. Da hatte er am Glockenseil gezerrt, und sie hatte dort oben den heißen Schlag seines Blutes über das Land gedöhnt. Krieg den Deutschen! Sieg der Trikolore! Sieg!

Und dann hatte er täglich darauf gewartet, zu dem ersten Sieg läuten zu dürfen. Sein Tag war nur Warten gewesen, seine Nacht Beten für den Sieg. Er hatte keinen Augenblick gezweifelt, daß er kommen würde, der Sieg.

Und auf einmal waren die Deutschen dagewesen. Mit Gesang und Gelächter waren sie durchs Dorf gezogen, hatten den Mädchen gewinkt, mit ihren schweren Stiefeln hatten sie Frankreichs heilige Erde gestampft. Immer westwärts weiter, immer mehr graue Kolonnen.

Und Père Antoine hatte sie mit haßsprühenden Blicken betrachtet, diese Lachenden, Singenden, Siegesgewissen. Flüche, Flüche, Tod, tausendfache Hölle hatte er auf sie niedergebetet, und sie hatten ihm nur übermütig zugnickt.

Oft hörte man von fernher Kanonendonner, oft wurden die Kompagnien im Dorfe plötzlich nach vorn gezogen. Dann stand Père Antoine auf dem Kirchturm dicht bei seiner Glocke und spähte durch eine Luke ins Land hinaus, und er wartete auf die Stunde, da der graue Strom zurückfluten sollte: eine wilde, wirre, regellose, geschlagene Masse.

Wenn er dann das Glockenseil zog, schrie seine Glocke: „Nun kommt Revanche, Revanche! — Für Weißenburg und Wörth! Für Gravelotte und St. Privat!“

Er hörte die Worte ganz deutlich in dem dunkeln Klang der Glockenstimme. Sie rief es den Kanonen zu, ihren wilden Schwestern, und die Kanonen antworteten ihr: „Wir nehmen Rache für Weißenburg und Wörth —“ Dann glänzten des Alten Augen feurig.

Doch die Geschütze verstummten, und der graue Strom kam nicht zurückgestutet, nur neue Wogen kamen heran-

gezogen, aus unerfchöpflicher Quelle: Soldaten, Soldaten. Manchmal wohl kamen Wagen und Autos mit Vermundeten zurück, mit verbissener Schadenfreude betrachtete sie Père Antoine. Und einmal kam ein anderer Zug —

Eine lange Kolonne Pioupiou in schmutzbedeckten Uniformstücken, mit hohlen Gesichtern, die Augen am Boden. Gefangene. Sie wankten ostwärts, so wie er ostwärts gewankt war, vor 44 Jahren. Ihr Anblick brach dem Alten fast das Herz, aus ihren Augen sprang die wilde Verzweiflung ihn an. Seitdem wurde sein Rücken immer krummer und sein Gesicht immer spitzer. Er hatte den Glauben an den Sieg der grande nation verloren. Er hätte sich am liebsten in einen Winkel verkrochen, um zu sterben.

Doch zäh lebte der wilde Revanchegedanke, eine letzte Hoffnung hielt ihn aufrecht und riß seine morschen Knochen zusammen. Diese Hoffnung wärmte ihm noch einmal das dünne Blut.

Die Russen! Die Russen mußten Frankreich retten! Die würden das ganze Deutschland überfluten und nieder machen, was ihnen in den Weg kam, die würden Berlin anstecken und den Kaiser fangen. Das war ganz gewiß, denen konnte Deutschland nicht standhalten. Die Russen würden auf blutigen Säbelspitzen die Revanche bringen.

Père Antoine begann aufzuleben. Der Gedanke an die Russen verfolgte ihn Tag und Nacht. Er horchte im Lande herum, und von Mund zu Mund kam es geflogen wie ein dunkler Vogel, von Auge zu Auge züngelte es wie eine Flamme: „Die Russen waren über der Weichsel — jetzt vor Berlin — jetzt kamen sie gegen den Rhein, um den deutschen Heeren in den Rücken zu fallen. Nur noch Wochen, nur noch Tage Geduld!“

Und die dummen Deutschen sangen und lachten und wußten nicht, daß Berlin ein Aschenhaufen war und ihr Kaiser gefangen! Stört sie nicht in ihrem Wahn! Wenn sie das alles erfahren, wird das Entsetzen sie umbringen!

Père Antoine rieb sich die Hände. Haha! Morgen schon, vielleicht heute noch kamen die Russen.

Père Antoine saß auf den Kirchenstufen und starrte in den abendlichen Frieden der Dorfstraße hinein. Er wälzte grimmige Gedanken in seinem Kopf. „Bald hatte es ein Ende, dies ewige Singen! Bald werdet ihr vor Angst heulen! Haha!“

Die Soldaten standen vor den Türen, putzten ihre Waffen, bürsteten ihre Röcke, rauchten, schwachten, schälten Kartoffeln. Die Kinder liefen ihnen zwischen den Beinen herum und fürchteten sich längst nicht mehr.

Plötzlich gelte ein Ruf über die Straße hin. Wie ein Fieb traf er jeden der grauen Soldaten, riß ihn hoch, setzte seine Augen in Flammen. Jeder warf fort, was er gerade in der Hand hielt, und stürzte zum Platz vor der Mairie, wo die Offiziere standen. Ein weißes Blatt Papier leuchtete in einer geschwungenen Hand.

Und plötzlich stieg aus der grauen, wimmelnden Masse ein Aufschrei zum Himmel, ein Schrei, der hätte Bäume zerbrechen, Felsen spalten können. Dreimal dieser wilde, rauhe Schrei.

Père Antoine saß geduckt, lauernd, mit stieren Augen, die böse, böse glommen. Er sah alles, hörte den Schrei. Jetzt erfuhren sie es, haha, jetzt kam die Stunde!

Da rannte ein Mann die Straße herauf, auf ihn zu. Er sah ein blaßes, erregtes Gesicht, lodernde Augen. Der Mann schrie ihn an: „Läuten Sie die Glocken, läuten Sie! Der Kaiser hat es befohlen!“

Père Antoine lächelte hämisch, er verstand wohl. Er sollte Sturm läuten, damit all diese Barbaren draußen im Lande aufmerksam wurden und erfuhren, daß ihre Stunde gekommen. Er sollte ihnen ihren Untergang verkünden.

Und er packte den haufenen Strang und riß an der

Glocke, daß sie droben in ihrem Gehäuse erschrak und jäh erwachte. Und er raffte die Kraft seines morschen Leibes noch einmal zusammen, daß die blauen Adern sich auf seiner Stirn schlängelten und unter der braunen Haut sich die Sehnen spannten. Und sein Herzschlag juckte am Strang empor bis in das eiserne Glockenherz, und über das abendliche Land rief sie seine wilde Siegesfreude.

„Tod den Deutschen — Sieg den Russen, den Brüdern, den Genossen! Revanche, Revanche!“

Die Glocke donnerte, das Erz bebte.

„Sie sind in Berlin. Sie stehen am Rhein. Revanche, Revanche.“

Die Glocke dröhnte und sang.

„Auf ihr Brüder, hebt die Tricolore! Revanche, Revanche!“

Sie rief und betete, jauchzte, jauchzte.

„Dem Himmel sei Dank, wir sind gerettet, wir sind erlöst! Revanche, Revanche!“

Noch nie hatte die Glocke so machtvoll gesprochen. Antworteten ihr nicht die Kanonen? Rauschten die Wälder ihr nicht zu? Klängen nicht die Wellen der Bäche zu ihr herauf? Revanche!

Die Luft sollte über ganz Frankreich schwingen, bis ans Meer sollten alle es hören: der Sieg war da!

Père Antoine hatte die Augen geschlossen. Er zerrte an dem Strick, daß seine Glieder sich bogen, der Schweiß rann ihm über das Gesicht, die Zähne gruben sich blutig in die Lippen. Er fühlte nichts. Er gab seine letzte Kraft hin, vergehen, verrötheln wollte er, nur den Sieg mußte, mußte er noch künden!

Ihm war, als schwankte der Turm ihm zu Häupten, als wollte die Glocke den engen Kerker sprengen. Und immer dies wilde Brausen, als ob der Sturmwind aus den Schallöchern bräche. Antworteten nicht die andern Glocken im Lande? O selige Stunde der Revanche, 44 Jahre des langen Wartens —

Da legten sich warme, junge Hände über seine eisfalten, neue Kräfte zerrten und rissen mit am Glockenstrang.

Er öffnete die Augen und sah in ein helles Gesicht, blaue Augen unter einem grauen Helm, sah einen lachenden Mund. Und aus den Augen flossen und rannen Ströme von Glückseligkeit, Ströme von Siegeswonnen.

Und die Glocke dort oben gehorchte den jungen Muskeln und jauchzte immer wilder.

Père Antoine ließ den Strick los und tastete sich gegen die Wand, auf eine Kiste glitt er nieder. Er stierte dem Deutschen in das strahlende Gesicht. Und der junge Soldat lachte, und plötzlich liefen ihm die Glückstränen heiß über das braune Gesicht. Und er läutete, läutete.

Père Antoine bewegte die Lippen. Seine Hände öffneten und schlossen sich krampfhaft. Da schrie der Soldat ihm zu:

„Die Russen sind geschlagen — Wir haben die Russen geschlagen!“

Und die Glocke jubelte, jubelte: „Wir haben die Russen geschlagen.“

Père Antoine lehnte seinen Kopf gegen die Wand und hörte auf zu denken. Er hörte nur stumpfsinnig auf die Stimme der Glocke, die dem Feind gehorchte. Seine Glocke zerbrach — nicht.

Als der Soldat davongepoltert war, als das Jauchzen und Singen drunten wie ein Orkan anschwell, stand Père Antoine auf. Sein Gesicht war uralt, seine Augen erloschen.

Er zog die Kiste heran und stieg darauf. Er legte sich den haufenen Strick um den Hals und biß die Zähne aufeinander. Als er von der Kiste glitt und der Körper schwer niedersank, gab die Glocke droben einen kleinen, wimmern- den Klage-ton von sich. Ein Seufzen.

Aber niemand hörte es.



## Das Amerikanische Rote Kreuz in München.

Von Dr. F. A. R. Jung, Chefarzt des Vereinslazaretts des Amerikanischen Roten Kreuzes in München.

Sierzu drei Aufnahmen des Verfassers.

Die schönen Gartenzimmer mit ihren weißen Möbeln, die großen Salons mit Tafelungen und Kunsttapeten waren endlich in ein Hospital umgewandelt. Vierzig junge Amerikanerinnen und deutsch-amerikanisch gesinnte Damen, zum Teil berühmte Schönheiten, waren als Pflegerinnen ausgebildet worden, und bei der Eröffnungsfeier hatten die Generalärzte ihren Beifall ausgedrückt. Es gab auch ein besonders schönes Zimmer mit 3 Betten. Da hinein sollten wir einen russischen, einen englischen und einen französischen General legen, so sagten sie. Offiziere wollten wir aber eigentlich nicht als Verwundete. Es herrschte ein stillschweigendes Einverständnis, daß diese Hallen zunächst den Leiden des einfachen Soldaten geweiht werden sollten. Endlich kam der Erste. Seine Verwandten hatten gehört, wie schön es bei uns ausfähe, und hatten beim zuständigen Lazarett um seine Überführung gebeten. Es war ein Weichteilschuß durch den Oberschenkel mit sehr großer Aus- schußöffnung. Der Herr Oberarzt bemühte sich um den Jüngling, als ob er ein Prinz wäre. Kein Mensch wollte es ihn merken lassen, daß er vorläufig nur der einzige Bewohner all der 60 Betten wäre. Der arme Mann wurde schon am zweiten Tage sehr unruhig; ich verstand ihn und ging zum zuständigen Herrn Generalarzt und bat flehentlich im Interesse unseres Einsiedlers um mehr Verwundete, sonst könnte

ich nicht dafür einstehen, was noch passeren würde. Der Chefarzt des großen Reserve-Lazarettes verstand, lächelte und gab Befehle. Bald hatten wir 20 weitere kranke Leidensgenossen unseres Erstlings, und die Gefahr des Damenkampfes um den einen war glücklich abgewendet. Auch konnten wir ja den leeren Betten mit Mut wieder in das Weiße sehen und konnten im Vorbeigehen leise zu ihnen sagen: „Wartet nur, wir schämen uns nicht mehr, ihr werdet alle noch voll!“ Und das ging schnell. Hatten die ersten 20 hauptsächlich Magen- und Darmkrankheiten und nur wenige unkomplizierte Schußwunden, so kam bald die Zeit, wo sie direkt von der Bahn hereinkamen mit dem Lehmn Flanderns und ihrem Blute bedeckt, mit struppigem Bart und sonnenverbrannter Haut. Da hatten wir eines Nachmittags eine kleine Feier, und Künstler des Hoftheaters erfreuten uns durch ihre Vorträge. Mitten

in der Festlichkeit kamen sie an; ich werde ihre Blicke nie vergessen. Es war etwas Tadelndes, zugleich etwas Geheimes in ihren Mienen. Sie glaubten sicher, sie wären falsch gewiesen. Sie, die von den schrecklichen ersten Kämpfen um Ypern kamen, konnten es nicht fassen, daß sie nach zwei- oder dreitägiger Eisenbahnfahrt in einem amerikanischen Lazarett bei Kaffee und Kuchen und Opernsängern landen sollten. Fast alle zeigten mir Ausweisscheine, auf denen sie nach anderen kleineren Lazaret-



Merzte und Pflegerinnen des Vereinslazaretts des Amerikanischen Roten Kreuzes in München. Am Vordergrund sitzend der Chefarzt Dr. Franz A. R. Jung, links von ihm seine Gattin, eine der bekanntesten Frauenärztinnen der Vereinigten Staaten.



ten im Lande bestimmt waren. Um sie zu beruhigen, riefen wir die diensttuenden Sanitäts-offiziere auf dem Bahnhof an. Nun hörten sie es selbst, ja, sie waren durch höheren Befehl für unser Lazarett bestimmt und durften nirgend anders hin. Bald hatten die Kameraden ihnen erzählt, wie schön es bei uns ist, und nach zwei Tagen waren die wilden Löwen gezähmt. Zu dieser Zeit erschienen die Eisernen Kreuze. Der Träger des ersten war früher Offiziers-



■ Aus dem Amerikanischen Vereinslazarett in München: Die Schweiger. ■

bursche gewesen und hatte sich sehr gute Manieren angeeignet. Er erhielt parfümierte Seife, Hosenträger, Strümpfe, Strumpfbänder von Seide; bekam extra gute Weine und hochfeine Zigarren und ging aus bis zur späten Nachtstunde. Viele Eisernen Kreuze kamen nach ihm. Ihre Inhaber hatten alle eine charakteristische Eigentümlichkeit; sie waren Stoiker, mancher verbergte seine Dekoration, und nur durch Zufall kam es oft heraus, wem ein Feld er war. Unter ihnen fanden sich die Bescheidensten und auf der anderen Seite die Draufgänger.

Sieben Monate hat nun schon der Krieg gedauert. Eine neue Art Kranke haben wir jetzt bekommen: das sind die großen Schweiger, die sie uns jetzt zusenden, damit wir ihnen alles erdenkliche Gute tun. Sie haben ihnen draußen im Feldlazarett die Beine abgeschnitten. Als sie das erlebten, sind sie Geschöpfe Gottes geworden, vor denen du zunächst verstummst, denn sie selbst verstummten auch. Da ist Thürriegel, 22 Jahre alt; ein beinahe schwächlicher Jüngling mit treuen Augen

schaust dich an und sagt dir auf deine Fragen, daß das künstliche Bein auf Befehl des General-Kommandos schon angemessen ist. Er darf es aber noch nicht tragen, denn der Stumpf ist noch nicht geheilt. Gerade hatten wir eine junge Gräfin zu Besuch, die selbst den in der Blüte erster Jugend stehenden Gatten verloren hatte und nun mit ihren zwei Kindern trauert. Leid findet sich leicht zu Leid, und Thürriegel erzählte: „Ein Infanteriegeschöß als



■ Aus dem Amerikanischen Vereinslazarett in München: Die Eisernen. ■

Querschläger zer-schmetterte mit den Unterbeinknochen. Ich wurde in eine Scheune gefahren. Die Franzosen schossen die Scheune in Brand. Drei von uns verwunden wurden herausgerissen und gerettet. Zwölf verbrannten in der Scheune. Als ich im Kriegs-Lazarett wieder zu mir kam, hatte ich nur ein Bein.“ Da sandte die Gräfin am andern Tag Bergkristalle und Rosen. Allmählich scheint es mir zu gelingen, ihm ein Lächeln auf die

Kinderzüge zu zwingen. Das fast gelockte blonde Haar könnte ruhig weiß sein; es würde mehr passen zu diesen wissenden, traurigen Augen, die das große Grauen gesehen. Endlich fängt er an, ein oder zwei Pfund zuzunehmen, und vielleicht wird auch nun die Wunde heilen, wenn die Psyche jaghaft die Schwingen wieder entfaltet.

Im vorderen Zimmer liegt Meißner. Es könnte fast ein Bruder Thürriegels sein, nur hat er dunkle Haare; aber auch er hat das besondere, feingeschnittene Jünglings-gesicht, auf dem du erstaunt etwas siehst, was du vorher in Jünglings-gesichtern nie geschaut: den Ernst und das Schweigen eines gereiften Mannes, der mit dem Leben längst abgeschlossen hat. Fünf Stunden lag er im Schrapnellfeuer und niemand kam. Sie zer-schossen ihm das Bein, dann schossen sie ihm einen Finger weg, und da er sich gerade auf die Seite gedreht hat, fuhr ihm dieselbe Kugel auch noch quer durch den Rücken. Der Brand kam in das Bein, so mußte die Amputation gemacht werden. Jetzt endlich sind alle Wunden geheilt, und zum

erstenmal antwortete Meißner auf meine Frage: „Es geht gut, ich kann jetzt mit der ver-stümmelten Hand meine Krücke halten und habe Gehen gelernt.“ Da haben wir alle vier ein-beinigen Menschen-kinder in ein Auto-mobil geladen und sie hinaus nach Nymphenburg gefahren. Das war das Schönste, was sich Meißner geträumt hatte: das königliche Schloß zu sehen und in dem teuren Auto-mobil zu fahren. Die Schwester be-

richtete, daß er wirklich zum erstenmal gelacht und erklärt haben soll, er werde nun gleich einen Luftsprung auf seinem einen Bein machen. Dann fuhren wir die Corona der Schweiger zu dem Hause, wo sie all den armen Soldaten Schuhe geben. Zwei Schuhe für jeden. Du lächelst wohl und denkst, ich, der Schreiber dieser Zeilen, schlief. Mitnichten, lieber Leser. Wenn die Tage kommen, wo du die Stümpfe nicht mehr siehst und vielleicht die Krücken für immer verschwinden, dann muß das künstliche Bein einen Schuh bekommen, gerade so wie das andere. Siehst du nun wohl?

Der dritte Freund ist dreißig Jahre alt und hat eine etwas belegte, fast weiblich zarte Stimme. Er steht an seinem Bettende, wenn ich die Visite machte und versichert mir stets, es gehe ihm gut. „Weißt es nicht ein wenig?“ frage ich. „Nun es brennt wohl eine ganze Kleinigkeit.“ Ich weiß Bescheid. Handl denkt, daß wir viel zu tun haben und daß seine Behandlung viel Zeit in Anspruch nimmt. Da will er warten, bis es absolut nötig ist, ihn wieder zu verbinden. Ich keine aber sein mildes Lächeln. Jeden Tag muß die Kanüle erneuert werden, denn sein Stumpf hat noch eine böse Fistel. Er behauptet aber immer, es täte nicht wehe. Schüchtern frug er aber doch einmal: „Ist noch eine weitere Operation nötig?“ Drei Tage lang hatte er mit dem ersten Verband im Feldlazarett liegen müssen, ehe man Zeit fand, ihn genau zu untersuchen. Die Verluste waren zu schrecklich gewesen, und das große Sterben der Bauchschnitte ging um ihn her vor sich.

Der einzige, der stets ein leichtes Lächeln zeigte, auf rötlichem Gesicht mit Sommerprossen, ist Holzhauer von Profession und ein Riese, dessen zwei Hände ihre Arbeit wohl im Frieden und im Kriege hart und ehrlich vollbracht haben. Im Anfang war sein einziges Verlangen, recht schnell sein Bein zu bekommen. Wir fuhren sie alle spazieren; sie sahen, daß sie warten mußten, die Welt es aber mit ihnen wenigstens soweit ganz besonders gut meinte. Dann aber hatte unser Freund einen Rückfall; es stieß

sich wieder ein Knochensplitter ab. Kaum war die Wunde heil, kamen zum erstenmal die neuen Beine zur Anprobe ins Haus. Die drei Stillen zeigten großes Interesse und waren außergewöhnlich freundlich. Der Holzhauer aber mit seinem sonst nie verlagenden Lächeln verstummte. Seine harten Züge traten in dem großen runden Kopf in ganz ungewohnter Weise hervor. Die Schwester sah, daß etwas in ihm vorging, und drang nicht in ihn. Lange schaute er das Bein an, stieß es endlich fast feindlich von sich und sagte: „Nehmen Sie es weg, ich wollte, ich hätte mein Bein wieder!“ Was mag alles durch seinen Kopf gegangen sein in jenen Minuten? Dachte er zurück an die Schlacht? dachte er an seine Zukunft? Zum Trost erzählte ich ihnen allen recht oft von Helen Keller in Amerika und daß sich ein Ausschuß gebildet habe, der ihnen bei der Neuwahl eines Berufes behilflich sein wird.

Wir haben auch einen stattlichen, jungen Mann, dem sie den rechten Arm abgeschossen haben. Er stammt aus Thüringen, und letzte Woche hatten sie seinem Mütterlein das Eiserne Kreuz für ihn geschickt, weil sie draußen in den Schützengräben nicht wußten, wo er war. Gestern sandte die Mutter das Kreuz an den Sohn. Er lernt bei uns Schreiben mit der linken Hand. Gerade als er das Kreuz erhalten hatte und sich im Geschäftszimmer der Lazarettvorsteherin vorstellte, fällt sein Blick auf die Schreibmaschine. Ja, ob man die auch wohl mit der linken Hand bedienen könne? Jawohl, sagt das Fräulein, und zeigt ihm den Mechanismus. Da konnten wir alle sehen, wie die Trauer aus seinen Augen stracks zur Türe hinausmarschierte. Eisernes Kreuz, Schreibmaschine und sogar Schreibmaschine für linke Hand: das war fast zu viel des Guten für einen Tag. Als aber der Befehl des Kaisers kam, daß alle Schwerverwundeten und Krüppel das Eiserne Kreuz erhalten sollten, herrschte heller Freudenjubel nicht nur bei unseren Krüppeln, sondern in den Herzen aller Kameraden. Und vergessen war für einen Tag das andere Kreuz, das auf ihnen lastet.

## Mein Herz, es wird auch dies Jahr Frühling sein . . .

Und auch in diesem Jahr wird Frühling sein,  
Und auch dein Garten wird dir Knospen  
tragen,

Er wird aufs neue voller Amselschlagen  
Und Fliederdüften stehn und Sonnenschein.

Die Kinder werden auf die Wiesen gehn  
Und beide Hände voller Veilchen pflücken  
Und mit den schelmlich-süßen Kinderblicken  
Wie holder Frühlingsglaube vor dir stehn.

Und wo dein Liebstes ferne schläft im Grab,  
Wird zages Grün sich um den Hügel  
schmiegen,

Ein seliger Lerchensfang wird drüber fliegen,  
Und Gottes Augen sehen blau herab.

Und leise Lieder wehn von Wald und Rain,  
Sie wollen dir das tote Grämen rauben —  
So lerne wieder an die Liebe glauben —  
Mein Herz, es wird auch dies Jahr Frühling sein.

Helene Brauer.



## Rampftage in Flandern.

(Aus einem Feldpostbrief.)

Seit dem Morgengrauen hören wir heute ununterbrochen Kanonendonner und zwar auf unserer ganzen Linie. Es handelt sich offenbar um einen Durchbruchversuch der Engländer und zwar mit Ausbietung aller verfügbaren Kräfte. Die Situation ist ungefähr folgende: Die Straße unseres Dorfes zieht sich etwa in der Richtung von Nord nach Süd. Westlich davon sowie von dem nordöstlich von uns liegenden . . . befinden sich drei Orte, die durch nord-südliche Straßen miteinander verbunden sind. Unser Regiment liegt vor dem Dorf . . . , das infolge der wiederholten Stürme ganz zerstört ist. Unsere Stellung in einer Gruppe von Ruinen war bei den früheren Stürmen am weitesten vorgeschoben worden, so daß unsere Linie an dieser Stelle eine Ausbuchtung hat, die sich in die englische Reihe hineinschiebt. Vor allem rückt unsere Stellung unmittelbar an einen quer zu uns ausgedehnten dichten Hochwald heran, der von den Engländern sowie durch unsere Artillerie mit heruntergebrochenen Ästen dicht verbarricadiert ist. Um von dort her gesichert zu sein, muß eine Gruppe von uns ein Haus, das 200 m vor dem letzten Graben steht, dauernd besetzt halten. Das ist natürlich eine sehr gefährliche Aufgabe, da ihr wegen der großen Entfernung keine Hilfe gebracht werden kann. Die ganze Stellung ist auch darum so schwierig, weil man sowohl von vorn als auch von den beiden Flanken Feuer bekommt. Oft sollte deswegen die Stellung aufgegeben und die Linie ausgeglichen werden, aber sie ist mit zu viel Blut erkauft, und vor allem ist sie ein guter Vorposten gegen den Feind. Wie sehr die Engländer diese vorgeschobene Stellung als ein Ärgernis empfinden, geht daraus hervor, daß sie täglich Granaten hineinwerfen und bereits so viel hineingeworfen haben, daß keine Mauer der Ruinen mehr gerade steht und daß man seinen Weg zwischen den wassergefüllten Granatlöchern suchen muß. Auch ein Angriff wurde bereits versucht. Eine feindliche Gruppe von etwa 15 Mann kroch am helllichten Tage aus dem Walde hervor und versuchte, den vordersten Graben links von dem Haus, den wir aufgegeben hatten, weil er ersoffen ist, zu besetzen, sie wurde aber von unseren acht Mann abgeschossen und der Führer, ein englischer Feldwebel, gefangen genommen, was der Gruppe 500 Mark Belohnung eingetragen hat. Es war nämlich hier so lange Zeit niemand gefangen genommen worden, daß unser Kommando gar nicht mehr wußte, welche Truppen uns gegenüberliegen.

Und nun stellen Sie sich einmal das Gefühl vor, den ganzen Tag über ununterbrochen Kanonendonner zu hören, und sehen zu müssen, wie die Hauptzahl der Granaten fast ausschließlich um unsere Stellung herum platzt. Ein solches Schauspiel mit erleben zu müssen, ist einfach furchtbar. Wir können kaum hinaus ins Freie. Über der ganzen Gegend bis in den Ort hinein plagen die Schrapnells, um die etwa nachrückenden Reserven am Vorwärtkommen zu hindern. Bei dem links von uns liegenden Regiment hat's angefangen, das hat, wie ich hörte, 14 Stürme der Engländer zurückgewiesen. Nun

will man's bei uns versuchen, um die Straße nach . . . zu gewinnen.

Abends 7 Uhr, in der Dunkelheit kommt der Sergeant, der das vorne liegende Haus besetzt hat, mit verbundenen Händen und über und über schwefelgelb zurück. Wie er erzählt, kam nach fürchterlichem Granatfeuer eine englische Patrouille von drei Mann an das Haus, die man nahe heranschleichen ließ, um sie dann abzuschießen. Nur einer entkam. Etwas später erfolgte ein furchtbarer Krach. Alles fiel um, war einen Augenblick betäubt, und die Luft war schwefelgelb; ekelhaft war der Geschmack in Mund und Nase: es war eine Handgranate.

Wieder kommt einer aus dem Hause zurück mit einer Kopfwunde; er meldete folgendes: Als das Artilleriefeuer einen Augenblick aufhörte, beobachtete man plötzlich herankommende Engländer. Sie kamen zwei und zwei aus dem Walde, schleichend und steigend wie die Sioux-Indianer, wohl in der Meinung, daß unter ihrem Granatfeuer alles zugrunde gegangen sei. Man ließ sie ruhig herankommen, dann empfing sie ein mörderisches Feuer, das so gut wie alles vernichtete.

Wieder kommt einer, noch einer: ein Landwehrmann und ein Rekrut, von oben bis unten naß. Sie verließen als Letzte das Haus, konnten aber vor Gewehrfeuer nicht weiter, flüchteten in einen verlassenen Graben, der voll Wasser war, drückten sich in eine Ecke und warteten. Die Engländer kamen und überschritten den Graben, in dem sie versteckt lagen. Die beiden duckten sich so weit ins Wasser, daß kaum mehr als die Augen herauschauten, und stellten sich tot, was in der Situation sicher nicht leicht war. Die Engländer zogen weiter. So warteten sie bis zum Eintritt der Dunkelheit. Dann bemerkten sie englische Krankenträger, die die Gegend absuchten. Als diese mit einem Verwundeten zurückgingen, krochen sie aus dem Wasser hervor und nach der Kompanie zu. Bald stießen sie auf tote und schwerverwundete Engländer. Da wußten sie den Ausgang. Sie krochen zwischen ihnen durch, von den Verwundeten um Hilfe angerufen, hatten aber mit sich selbst genug zu tun und kamen glücklich zu den Unseren.

Unsere Kompanie wurde vom Major und dann vom Obersten, der extra herüberkam, öffentlich belobt, weil sie ohne weitere Unterstützung den Angriff dreier Kompanien zurückwarf und den feindlichen Führer fing, der wichtige Nachrichten gab. Der Angriff muß eine Verzweiflungstat gewesen sein. „Wir mußten vorgehen“, sagte der englische Hauptmann. Vielleicht wurden die Engländer hier durch ihre oberste Leitung oder durch ihre französischen Brüder von der Defensiv zur Offensiv gedrängt. Vielleicht auch machte ihnen das Wasser in den Gräben zu sehr zu schaffen. Kurz, sie kamen. Daß wir aber nach zwölfstündigem Granatregen nicht tot waren, wie sie glaubten, sondern einen überlegenen Angriff noch zurückzuweisen imstande waren, muß sie mit Staunen, wenn nicht mit Schrecken erfüllt haben.

# Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

## XIV. Im Raume von Krakau.

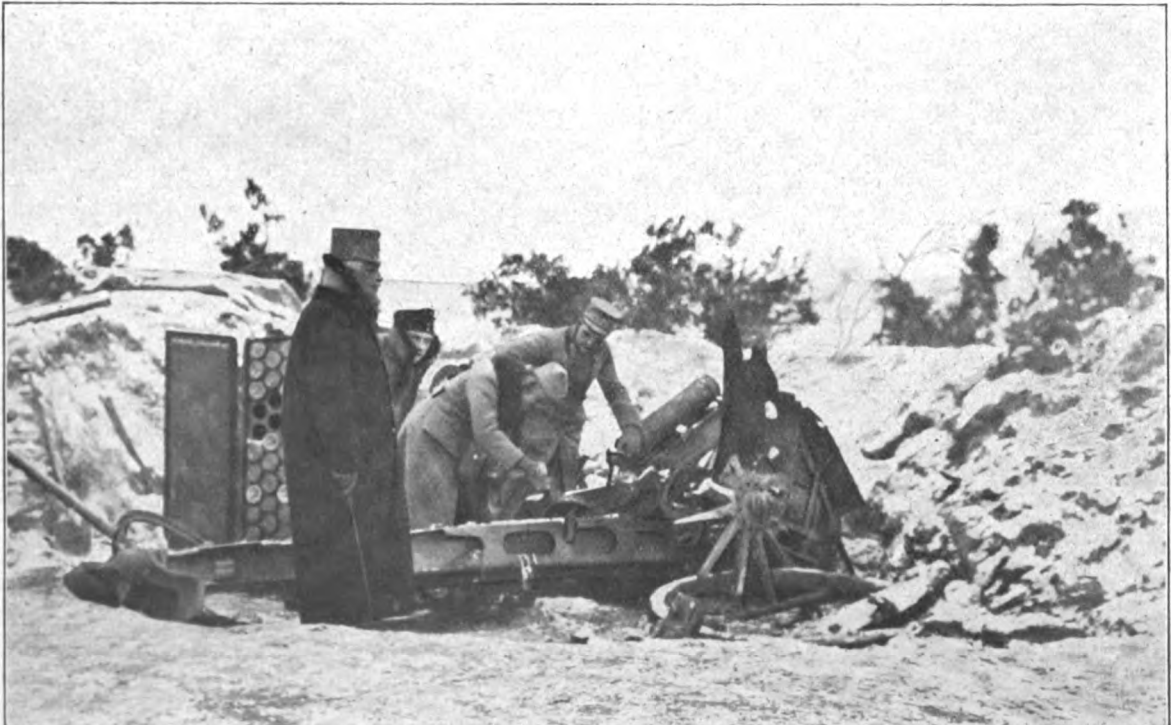
In Przemyśl sitzt, nach dem Zeugnis der russischen Belagerungsarmee, die es wissen muß, der Teufel in höchsteigener Person. Seine k. und k. Heerscharen halten aber noch einen zweiten, nicht minder höllischen Amboß bereit, und er heißt Krakau.

Die alte Herrscherstadt der Jagellonen erlebt nun wieder die großen Tage, zu denen sie ihr Name und ihre eisenraffende Vergangenheit eigentlich verpflichtet. In grauer Vergangenheit, nämlich vor acht Monaten, dämmerte dies Krakau irgendwo am Rande unserer österreicherischen Wirklichkeit, wir kannten es kaum, und wenn in Wien, Graz oder Budapest der Name dieser jedem Polen ins Herz geschriebenen Stadt genannt wurde, dachten neunhundertneunundneunzig von tausend Österreichern an die letzte Preissteigerung in Krakauer Würstwaren. Andere Zusammenhänge als diesen kulinarischen gab es kaum. Wir können es uns ja leisten, wir Österreicher, diese oder eine andere unserer alten, schönen Städte gelegentlich ein bißchen zu vergessen. Schließlich, wir haben ja auch keine Ahnung von Dalmatien, Ungarn sahen die meisten vom Expresszug, wo er am schnellsten fuhr, und zu Galizien hat erst der Weltkrieg unsere Herzen bekehrt. Was also war uns Krakau . . . ?

Heute wissen wir, daß die Karpathenkämpfe ihren wichtigsten Stützpunkt in Galiziens zweiter Festung Krakau fanden. Auf jeden Teufel, der im unüberwindlichen Przemyśl sitzt, kommen zehn, die in der Märchenstadt am Krakusberg und Weichselufer ihre ärarischen Hörner und Klauen wehzen. Als in Krakaus Hörweite die russischen Kanonen donnerten, fehlte nicht viel und unsere Soldaten hätten noch vor beginnendem Kampf die bereitgehaltenen

Siegesfahnen ausgesteckt. Aber der Feind hielt sich in anständiger Entfernung, Vorsicht war in diesem Fall wirklich der klügere Teil der russischen Tapferkeit. Das zarische Ungewitter vergrollte und die Krakauer Besatzung rechte vergeblich die Hälse um die Helden, die sich nach rückwärts konzentrierten. Mut in der Brust, siegesbewußt, ließen sie sich's an dem Teufel von Przemyśl genug sein und banden nicht mit seinen höllischen Heerscharen an, deren Residenz die alte Wunderstadt der Jagellonen ist.

Eigentlich seltsam, wie in dieser fremdartigsten, verblichstenen, verschollenen aller österreichischen Städte gleichwohl an allen Ecken und Enden Erinnerungen an das Theresianische, das Josephinische Wien, an Prag, an Salzburg heraufsteigen. Auf dem Krakauer Ring oder in der Florianigasse darf man, wenn man beide Augen zudrückt, an die mittägige Korbstunde auf der Wiener Kärntnerstraße denken. Aber dies wäre nicht Krakau, wenn uns nicht wenige Schritte unter die Schatten gotischer Kirchenlauben führten, entlang an schimmelfleckigen, aus erloschenen Fenstern starrenden, uralten Wohnstätten. Schmalbrüstig unter hohem Giebel drängt sich Haus an Haus, moderig schlägt eingesperrte Luft aus steingewölbten Fluren. Über Trödeläden, die ein bleiches Kastenjüngelchen mit siebrigen Augen und fliegenden Schläfenlöckchen bewacht, hängen windschiefe Schilder mit fremden Schriftzügen. Gelbe Judenweiber mit Mumien Gesichtern unter der glänzend schwarzen Perücke hocken auf Steinstufen neben slawischen Mädchen mit bunten Fransentüchern und geblümten, dreifachen Röcken. In dunklen Schwermutstönen läuten die Glocken der Marienkirche zum Kasimierz, dem Getto von Krakau, hinüber.



■ Zum Schweigen gebracht: Ein russisches Geschütz, das durch einen Volltreffer der österreichisch-ungarischen Artillerie vernichtet wurde. ■

Man denkt an alte Judenstädte, deren Glend über die Ketten, mit denen sie abgeschlossen wurden, hinausgeschwoll. Überall starren bleiche Schattengefalten aus unirdisch großen, dunklen Grübleraugen dem Fremden nach, der sich mutig in solche fremde Welt verirrt. Unverständlich feisen die Weiber, komisch und beklemmend klingt das Kauderwelsch der Handelsleute, das ein merkwürdig verstümmeltes, häßliches und groteskes Deutsch ist. Auch in das Ghetto wirft der Krieg seine Schatten. Keiner der Ladenjünglinge hat die Gesichtsfarbe und das Schultermaß der Gesunden. Nur Unterernährte sind zurückgeblieben, Schwindluchtige, Hohlwangige Knirpse mit bleiern Augenringen, bucklige, spitzbärtige Gnommen, die uns mit ihren flehenden Händlerblicken gewaltsam in ihr vereinsamtes Lädchen zerran möchten. Aber niemand kauft, schlechte Zeiten; zuweilen stapft neugierig und nicht gerade feinsüßlich starrend ein Rudel feldgrauer Burschen durch, Soldaten vom oberösterreichischen Inn oder der Salzach und Donau. Die Kastans reißen aus, die Judenweiber weichen tiefer zurück in die Finsternis der Flurgänge. Und die Steirer nehmen lachend einen dreizehnjährigen kreisenden Bengel bei den Korkzieherlocken, machen die Gehärde des Abschneidens, trollen sich. Der Schwarm der Juden faßt zu spät Vertrauen und drängt den blonden Riesen nach: sie haben Messer zu verkaufen, die allerdings nicht gerade aus Solingen sind, und Luntenfeuerzeuge für sechzehn Heller; und einen Posten Baumwollsocken, so gut wie geschenkt; und Taschenlampen, giftgrüne Seife, Notizbücher, Knöpfe, Zwirn und Nadel. Papier mit gemalten Rosensträußen für das hochwohlgeborene Fräulein Braut, das jetzt wahrscheinlich im heimatischen salzburgischen Stall die Bläß und die braune Marei melkt. „Kooofen Se,“ flehen die Juden, „bei mir haben Se Rabatt; vierzich Perzent loß! ich nach vom Einkaufspreis!“ Aber die Soldaten machen sich aus dem Staub. Ihre nägelbeschlagenen Stiefel dreschen durch hochaufspritzende Pfützen, in denen sich das zärtliche Wunder eines Frühlings-Abendhimmels mit ziehenden Schäferwölfchen spiegelt. Lachend entrinnen die Fehstgrauen dem Judengetto, und die bleichen Männchen schleppen sich geduldig die ausgetretenen Steinstufen ihrer Lädchen empor, brüten hinterm schwarzen Verkaufstisch, lauern auf Kunden, die nie kommen wollen.

Und — warten! Denn auch diese am anderen Rand unserer Wirklichkeit haufenden und feilschenden Schatten sind Österreicher, sind Polen. Sie lieben den Boden, auf dem sie zur Welt kamen. Mit dumpfer, trauriger Zärtlichkeit hängen sie an ihren grauen Schattengassen, in die selten ein Goldstreif der Sonne fällt. Das Fieber dieses Krieges brennt auch in ihren Adern, sie bangen und zittern um ihre mit Urväterhausrat angestopften Giebelhäuser, deren Inneres mehr Trödelmagazinen als menschlichen Wohnungen gleicht. Ihre fleischlosen Fäuste ballen sich, wo einer den Namen des Zaren nennt. So seltsam es klingen mag, aber auch diese östlichsten Europäer hegen sehnsüchtige und schmerzliche Träume von einem größeren, einigen Polenreich, und mehr als ein Jude, den ich zwischen fleckigen Überziehern, rostigen Hügeleisen und stehengebliebenen Uhren fragte: „Was erhoffen Sie sich vom Krieg?“ schob bedächtig seine Achseln höher, spähte mich mit seinen grauen, entzündeten Augen vorsichtig aus und antwortete langsam: „Derr, ich bin ein guter Österreicher; ein Deutscher bin ich, Mendel Feuerstein heiß ich und Gott der Gerechte soll seine Sonne noch scheinen lassen viele Jahr' über unsern Kaiser Franz Joseph. Aber wenn dieser Krieg uns ein neues Polen bringen möcht', ein großes Polen, ein ungeteiltes Polen . . .“

Ich kenne die seltsam irre Glut, die jetzt aus diesen alten Judenaugen schlägt. So brennen die Augen der eleganten und reichen Polen, die mit ihren Schönen jeden Abend durch die Krakauer Florianigasse spazieren gehen, wenn sie „unser Polen“ sagen. Und mit diesen Augen voll Traum und Phantastik zogen die Siebzehn- und Sechzehnjährigen von Warschau, Lemberg, Strij und Stanislaw und Jaroslaw in „ihren“ Krieg.

Auch der Jude in der alten Gasse von Krakau träumte den Knabentraum von dem ungeteilten Polen, und als ich ihn betroffen frug, wie er sich dies eigentlich denke, ein Polen unter einheitlicher Verwaltung, unter einem König, unter welchem König? — als ich das frug, strich er nur nachdenklich seinen grauen, wie von Moder zerfressenen Bart.

„Ich weiß nicht,“ gab er ausweichend zur Antwort, „ich bin zu alt. Aber jeden Tag bet' ich zu Gott, daß er mich erleben lassen soll die Befreiung von Rußland.“

Um die Befreiung von Rußland sah ich Polen beten auf den Steinfliesen der Krakauer Marienkirche, deren von Weit Stoß geschnitzter Hochaltar wie eine kerzendurchflimmerte Märchenlaube durch das Weihrauchgewölk leuchtete. Da lagen sie reihenweise auf den Steinen, wie hingemähte Sommerblumen eines Feldes, die Mädchen in den bunten Röcken, den roten Strümpfen, den grellen Tüchern über dem glattgestrählten, glänzend schwarzen Haar. Zu Sankt Stanislaw beteten sie für die Jünglinge und Männer im Feld, die Vitanei aller Heiligen stieg empor zum nächtigen Kirchengewölbe, den Himmel mobilisierten diese Mädchen für den Liebsten im polnischen, galizischen und russischen Schnee. Unbeweglich starnte das verwiterte, braune Muttergottesgesicht eines alten Gnadenbildes aus seinem juwelenleuchtenden Rahmen, der Weihrauch versammelte sich in lichten Wolken um das Altargehäufe des mittelalterlichen Meisters, ein weißhaariger Priester hob über die Niedergeworfenen die gleißende Goldmonstranz . . . und noch auf die nächtliche Gasse von Krakau scholl mir der leidvolle, fanatisch inbrünstige Gesang der Mädchen nach: „Ora, ora pro nobis!“

Der seltsamste Edelstein in Polens verlorener Krone schien mir in dieser Nacht die österreichische Stadt Krakau zu sein.

Österreich selbst habe ich am anderen Mittag entdeckt. Die Sonne schmolz den Märzschnee, und die Knospen der Kastanien auf dem Wawel glänzten harzig, letzte trübe Gischollen trieb die Weichsel an den Brückenkopf, erstes Frühlingsahnen vergoldete die alten Türme und Mauern der Jagellonenstadt. Selbst der armen polnischen Landschaft schien ein farger Schimmer von Schönheit geschenkt, und die Soldaten, die singend durch das alte, hallende Florianitor zogen, trugen frische gelbe Primelsträuße an den Skappen. Die Mäntel dieser Abgelösten aus Schützengräben in den Karpathenbergen sahen arg mitgenommen aus, Schmutz und Erde verkrustete ihr einft so fröhliches Hechtgrau, die gerissenen Knöpfe hatten sie mit Windsfaden ersetzt, und mehr als einer von ihnen hielt tapfer Schritt und wollte nicht zurückbleiben trotz des Verbandes, den er um Stirn oder Nacken und Arm geschlungen hatte. Aber alle, alle sangen sie in der fremden, polnischen Stadt, die ihren Alplerjodlern nur ein erstaunt hallendes Echo zurückgab, schwangen ihre Hüften, starteten mit sonnenblendeten Augen zum finsternen Steingebirge des Doms, und aus den engbrüstig zum Licht emporwachsenden Gassen der Helden- und Königsstadt flog auf einmal das fröhlich-sehnsüchtige Marschlied, das unsere österreichischen Soldaten von ihren deutschen Kameraden gelernt haben: „Gloria, Gloria Vittoria, die Vöglein im Walde, die sangen so wunderwunderschön, in der Heimat, in der Heimat, da gib't's ein Wiedersehn!“ Lambert.

# Für unsere Frauen.

## Eine großstädtische Hilfsorganisation. Von C. Ropp.

So löblich der Eifer war, den die hilfsbereiten Frauen bekundeten, die sich in Scharen den verschiedenen Vereinen und Hilfsorganisationen anboten: es ist ihnen doch vielfach mit Recht der Vorwurf gemacht worden, daß in der ersten Begeisterung oftmals über das Ziel hinausgeschossen und durch Leistung freiwilliger Arbeit zahlreichen Bedürftigen der Verdienst geschmälert und entzogen wurde. Daß dies in einer Zeit der allgemeinen Not und Arbeitslosigkeit, wie die gegenwärtige, keinesfalls ein Dauerzustand werden darf, ist von Einsichtigen längst erkannt worden, und man ist allerseits bemüht, den Strom der Hilfsbereitschaft in ruhigere und feste Bahnen zu lenken, damit er nicht Schaden statt Nutzen stifte. Und es bleibt wirklich auch außer dem Striden von Strümpfen und Pulswärmern noch allerlei zu tun! Besonders erfreulich ist es, daß in den Großstädten zahlreiche Frauen ihre ganze Kraft einsetzen, um Bedürftigen Arbeit zu verschaffen und so der ungeheuren Not der Heimarbeiterinnen zu steuern. Dieses Ziel hat sich übrigens schon in Friedenszeiten der Verein zur Arbeitsbeschaffung für Bedürftige in Leipzig gestellt, der bereits auf eine dreiundzwanzigjährige Wirksamkeit zurückblicken kann und bisher etwa 150—200 Frauen Arbeit zuerteilte. Mit dem Ausbruch des Krieges wuchsen die Anforderungen, die an den Verein gestellt wurden, ungeheuer, so daß nunmehr der dreifachen Anzahl von Frauen ein Verdienst gegeben werden könnte, wenn die Möglichkeit vorhanden wäre. Bis jetzt erhalten etwa 400 Frauen fortlaufend Aufträge. Es handelt sich dabei um Näharbeit und Strickarbeit für Private und Krankenhäuser. Frauen, die nicht die nötigen Vorkenntnisse zur Ausföhrung dieser Arbeiten besaßen, wurden in den fünf Abendnähschulen, für die der Rat der Stadt Leipzig die Räume zur Verfügung gestellt hat, ein entsprechender Unterricht zuteil. Natürlich wäre es nicht möglich gewesen, den Bedarf an Arbeitsleistung ohne weiteres mit dem verstärkten Zubrang der Bedürftigen zu verdoppeln, wenn nicht das Rote Kreuz den Bestrebungen dadurch entgegengekommen wäre, daß für Lazarette während der ganzen Dauer

des Krieges ständig Lieferungen in Auftrag gegeben werden. Auch hat sich die Tätigkeit des Vereins entsprechend erweitert. Zahlreiche freiwillige Arbeiterinnen helfen mit beim Zuschneiden der Näharbeit und der Verwertung geschenkter Stoffe und Stoffreste, und es ist interessant zu sehen, wie auch die geringste Gabe, jedes Fleckchen und Stückchen Stoff nutzbringend verwendet

wird. Im Kaufhaus in Leipzig wurde den arbeitenden Frauen und Mädchen ein großer freundlicher Raum zur Verfügung gestellt. Darin spielt sich die Tätigkeit ab, die sich auf drei Gebiete erstreckt. Zunächst werden an den großen Zuschneidetischen Wäsche und Kleidungsstücke zugeschnitten, die jeweils Dienstags und Freitags den Bedürftigen zur Verarbeitung übergeben werden. Stapel von Wäsche und Wolle häufen sich am Abend zuvor auf den Tischen und in den Regalen. Ferner werden für die ostpreussischen Flüchtlinge aus geschenkten Stoffresten zahlreiche nützliche Gegenstände angefertigt: Kinderkleider, Häubchen, Jacken, Schürzen usw. Man ist erstaunt, wieviel allerliebste einfache Dinge sich aus den unscheinbaren Resten herstellen lassen. Noch mehr staunt man jedoch, wenn man sieht, wie auch die Abfälle dieser Reste wieder bis aufs kleinste Schnippelchen verwertet werden, zu Liebesgaben für unsere Soldaten und Verwundeten. Aus Resten von Leinen und Leintüchern entstehen Taschentücher, die mit dem roten Kreuz gezeichnet werden. Aus Lederabfällen und alten Lederhandschuhen werden Tabaksbeutel gefertigt und gefüllt, und die kleinsten Fleckchen, die anscheinend zu nichts mehr zu gebrauchen sind, werden zu kleinen Schnipfeln geschnitten und als Kissenfüllungen verwendet. Die Kissen sind sehr weich und angenehm und werden hauptsächlich in Lazaretten gebraucht. An einer Fensterseite des Raumes ist eine Pantoffelfabrik eingerichtet. Es werden dort riesengroße, weiche warme Pantoffeln für solche Verwundete genäht, die Fußverbände tragen und für die daher gewöhnliche Pantoffeln unbrauchbar wären. Aus alter Pappe wird zunächst die Grundform der Sohle geschnitten und mit Abfällen weicher Wolle, die eine große Fabrik stiftet, belegt und kreuzweise übernäht. Dann wird die Sohle unten mit Wachstuch oder starkem Stoff, oben mit leichtem Kattun abgefüttert, ebenfalls beides gestiftet, und schließlich kommt der weich abgefütterte Baumwollstoff oder das „Oberleder“ daran, das jedoch aus Resten von Wollstoffen, Tuch, Gardinestoffen und ähnlichem haltbarem Zeug besteht. So entsteht täglich ohne Kosten

eine Anzahl von Pantoffelpaaren, und wir glauben gerne, daß diese Gaben in den Lazaretten sehr willkommen sind, um so mehr als sie nicht käuflich sind in diesen Größen. Die fertigen Arbeiten werden, soweit sie am Ort Verwendung finden, von Pfadfindern befördert. Außerdem gehen täglich freiwillige Gaben ein, Frauen, die durch ihre Pflichten ans Haus gefesselt sind, arbeiten zu



Eine großstädtische Hilfsorganisation: Freiwillige Helferinnen bei der Arbeit für unsere Soldaten und Verwundeten. Phot. Perscheid.

Hause mit, und tragen so ihr Teil zur Hilfe bei. Groß ist natürlich der Andrang bei der Arbeitsausgabe. In dichten Reihen stehen da die Frauen vor den Türen, alte und junge Gesichter sieht man, auch besser Bekleidete sind viele dabei. Einzelne haben ihre Kinder bei sich, andere lassen auch während der halben Stunde des Wartens eifrig die Stricknadeln klappern. Sorge ist



Eine großstädtische Hilfsorganisation: Arbeitsablieferung und Ausgabe von Arbeit an Bedürftige. Phot. Reichsb.

auf den Gesichtern zu lesen, viel Sorge und Kummer, den wir ja allen nicht wegzuschrecken vermögen. Aber doch wird viel Not gelindert durch die eifrige Tätigkeit des Vereins, und die zahlreichen Helferinnen sind fröhlich und eifrig am Werke. Möge ihr Eifer nicht erlahmen und noch vielen dadurch Trost und Hilfe werden. Unseren Leserinnen aber, die abseits von der aufs höchste gesteigerten Not der Großstädte wohnen, und für die es oft schwer ist, mit den Hilfsorganisationen in nutzbringende Verbindung zu treten, hoffen wir durch einen Einblick in die Art und Weise der Hilfsstätigkeit mancherlei Anregung zu geben. Vielleicht werden auch sie gern ihre Schätze durchsuchen und Lust bekommen, allerhand Reste und Restchen noch nutzbringend zu verwerten und so ihr kleines Teil beizutragen an dem Danke, den wir unseren tapferen Kriegerern schuldig sind.

### Deutsche Kleider.

Von Willy Rath.

Im Lenz dieses Jahres — heute mutet es schier ahnungsgraubend an — unternahm ein großes Berliner Modenhäus eine Ausstellung zum Besten des Roten Kreuzes, die den Titel führte: „Deutsche Kleider“. Sie brachte Kleider aus deutschem Material nach Entwürfen deutscher Künstlerinnen (unter der künstlerischen Leitung von Lily Reich). Im Vorwort, das ich zu schreiben hatte, lauteten — notgedrungen — die ersten Worte: „Wer Welt und Modenwelt kennt und dennoch es auszusprechen, als Titel einer Modenschau es zu verkünden wagt: 'Deutsche Kleider'... der muß anfänglich wohl einiger Mißdeutung gewärtig sein.“ Heut freut es einen, daß man solchermaßen auf alle Fälle schon in der nun geschichtlich gewordenen Epoche vor dem Weltkrieg von 1914 für die Einführung deutscher Kleider eingetreten ist. Jene Berliner Schau war ein Experiment von mäßigem Umfang, ein Sammelausdruck uneinheitlichen Suchens mit vereinzeltm Gelingen. Die französische Mode, die im deutschen Damengeschmack und im Berliner Geschäftswesen seit mehreren Menschenaltern fest verwurzelt war, konnte durch das eine Experiment natürlich nicht ent wurzelt werden. Das war nur ein einzelner Arzthieb gegen einen breiten Inorrigenen Baum. Weitere Hiebe sollten folgen. Eine entscheidende Wendung war noch sehr, sehr fern. Da kam der Krieg und mit ihm die einheitliche Wiedergeburt des deutschen Gedankens. Und auf einmal gab es gar nichts Selbstverständlicheres

die Berufenen unterschiedlichster Art bereits zusammengetan: Künstler, Stoffmacher, Zutatmacher, Kleidermacher, Kleiderhändler. Man erkannte sofort den rein technischen Vorteil, daß diesmal, zum erstenmal seit mehr als vier Jahrzehnten, keine Pariser Herbstsachen getragen, keine Frühjahrsmodelle eingeführt werden konnten. Die Pariser Moden für Herbst 1914 waren selbstverständlich beim Ausbruch des Krieges schon längst dem deutschen Frauenvolk vorgeschrieben, die Hüte waren bereits in den Schaufenstern, die Modelle in den „Modosalons“ zu sehen. Der Absatz französischer Modesachen seit dem 1. August ist aber verschwindend gering, obwohl manches, was ursprünglich als „echt Pariser Schick“ und so ähnlich angepriesen wurde, seither wohl unter anderer, möglichst unter deutscher Flagge gehandelt wurde. Es sind ja auch die Schilder der angebeteten echt Pariser „Maisons“ rasch verschwunden und ungezählte „s“ von den ach so beliebten Aufschriften „Modes“ oder „Robes und Modes“ weggewaschen worden. Kurz: der Augenblick ist unerhört günstig, eine deutsche Mode ins Leben zu rufen — natürlich erst zum Lenz 1915, frühestens! Auch ein minder äußerlicher Grund, den man merkwürdigerweise in der öffentlichen Erörterung bis jetzt noch nicht vernommen hat, spricht dringend dafür. Man hat es (das ist leider wieder echt deutsch) nicht gleich allgemein einsehen wollen, daß das vielgescholtene, meist auch allzu rein-praktische deutsche „Reformkleid“ von der Jahrhundertwende einen nachträglich, freilich nur sehr mittelbaren Sieg in den erfolgreichen „créations“ des schlauen Herrn Poiret gefeiert hat. Jetzt bezweifelt es wohl niemand mehr, daß seine schmieglamen Gewänder, von „echt Pariser Mannequins“ vorgeführt, unverkennbar zurückgingen auf das taillenlockere, langlinige, biedere Reformkleid — nur strebten sie ebenso entschieden nach übertriebener Kostbarkeit, wie jenes schmiedeliche und treuherzig-nüchtern nach Einfachheit strebte. Daß Poiret (der jetzt als Wehrmann in Bordeaux „weilen“ soll, wie uns eigens verkündet ward!) auf diesen unpariserischen Umweg kommen mußte, war der erste auffällige Beweis für einen Mangel an eigenem Modewachstum in Paris. Und danach stellten sich in der Tat, „Saison“ um „Saison“, die trauhaftesten Verlegenheits-einfälle der Modemacherinnen und -macher von der Seine ein: der Pumphelrod, der Hosenrod, der Schlitzrod, all die Extravaganzen, die nur um jeden Preis dem Eindruck des Neuseins nachjagten. Der vertausfelte,



Abb. 1. Gestrickte Schutzhüte für Soldaten. Der Verein zur Arbeitsbeschaffung für Bedürftige solche Hüte sowie Leibbinden, Strümpfe usw. von geschnittener Wolle gegen Lohn stricken. Phot. Reichsb.

amerikanisch praktische und nun gar der deutsch-sachliche Geist, der sportfrohe, hygienebewusste Geist der Zeit gefährdete sichtlich mehr die „angestammte“ Oberherrschaft der Pariser Damen-Luxusmode. Da verlor man in den Ateliers der Rue de la Paix die alte Sicherheit des Geschmacks, auf der diese Oberherrschaft beruhte. Gewiß hat Paris noch nicht aufgehört, auch verhältnismäßig vornehm-ruhige Modegebilde zu ersinnen. Aber Tatsache ist jedenfalls, daß die charakteristischen französischen Neuerungen der jüngsten Jahre nicht bloß bekämpft wurden (Anfangswiderstand beweist schließlich in Modefragen nicht allzuviel), sondern von der Welt der wirklichen Damen einfach abgelehnt wurden. Zuletzt sogar in Paris selbst: Im Frühjahr 1914 haben Hunderte von Damen der Pariser Gesellschaft eine sehr scharfe Protesterklärung wider die Entartung der dortigen Mode unterzeichnet. Ist zuviel behauptet, wenn man nach alledem sagt: Die Pariser Luxusmode mit ihrem mehr oder minder starken Gehalt von Kokottensinn ist am Ende ihrer Weisheit angelangt — und das ausgerechnet vor dem Ablauf der Friedensperiode? Wie gut wir dagegen in Deutschland heute für die Schaffung einer selbständigen Mode gerüstet sind, braucht hier nicht umständlich vorgetragen zu werden. Unser modernes Kunstgewerbe hat einen solchen Aufschwung (im Gegensatz zum hundertjährigen Stillstand in Frankreich!) erreicht, wir haben heute so viele geschmackvolle, wohlgeschulte Künstlerinnen und Künstler, so viele leistungsfähige Seiden-, Tuch-, Hutfabrikanten, die allzulange unter der schmachtvollen Bevorzugung des Auslandes leiden mußten — wir können getrost anfangen! In der Herrenmode hat Paris ja schon längst keine besondere Bedeutung mehr; von Amerika und England, die auf diesem Gebiet die Führung übernommen hatten, werden wir uns ohne große Schwierigkeit unabhängig machen können. Selbstverständlich immer Hand in Hand mit Wien, wo alte Kultur und alter Reichtum selbständige Modeschöpfungen schon im 18. Jahrhundert gezeitigt haben, als es in Norddeutschland noch spartanisch dürrig zuging. Im Zusammenwirken mit Österreich und namentlich der Wienerin muß nun aber vor allem die nie wiederkehrende Gelegenheit genützt werden, Paris (und wenn es sich künftig noch so gut erholen sollte) für die elegante Frau des ganzen deutschen und österreichischen Kulturgebiets überflüssig zu machen. Es liegt ja klar zutage, welche unabsehbare Fülle wirtschaftlicher Vorteile daraus für uns und den Bruderstaat entspringen müssen... Gegenwärtig ist bei uns auch in der bedeutsamen Mode-Vorarbeit alles noch im Fluß. Es erwies sich daher als untunlich, jetzt schon Bilder zu unserem Thema zu bringen: alles wäre verfrüht oder veraltet. Über die Gestaltung der kaum glaublichen Neuheit fürs Frühjahr 1915, einer wirklichen deutschen Mode, läßt sich bis heute nach Ausfragung der Maßgeblichen nur so viel sagen: ein gewaltfamer Umsturz wird es nicht werden. Tollkühne Neuerungen werden höchstens von Außenleitern und Außenleiterinnen hervorgerufen werden. Die große Organisation, die jetzt im

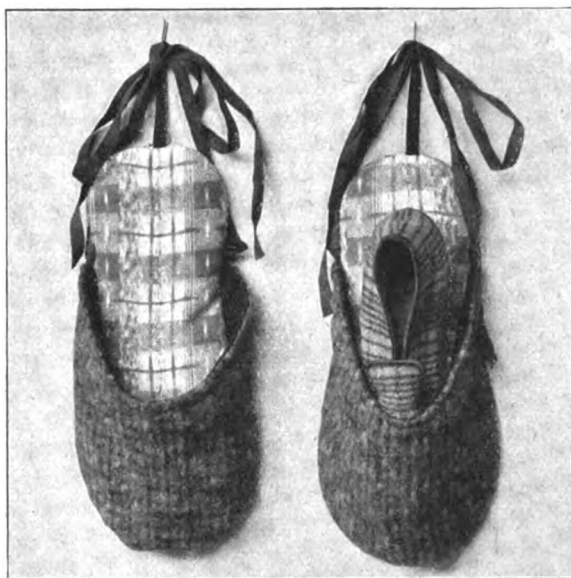


Abb. 2. Ein Paar Niesenpantoffeln, hergestellt aus Stoffresten, die für Verwundete mit Fußverbänden bestimmt sind. Rechts ein eingesteckter normal großer Pantoffel.

Werden ist, hängt zu eng mit den bedachtsamen Gewerben zusammen, um übermütig deutschmäkelnd den Anschluß an die Vergangenheit zu verschmähen. Eher könnte man, nach ein paar neueren Rundgebungen (von Kunstschritstellern und Künstlern so gar!) mutmaßen, daß im Gegenteil die Zurückhaltung allzu weit getrieben werde. Mit Sicherheit darf man heute das eine erhoffen, daß die groß angelegte Unternehmung nicht ausgehe wie das Hornberger Schießen. Wird für den Anfang mehr das Wirtschaftliche betont, die Befreiung von ausländischem Gewerbe, während in der Formgebung die Verbindung mit der geschmackvollsten älteren Modekunst auch des Auslandes gewahrt bleibt, so wird sich die Neuerung jedenfalls eher allgemein durchsetzen. (Man weiß ja auch, wie viele deutsche und österreichische Kräfte, die in den Pariser Werkstätten „Pariser“ Mode schaffen halfen, dann für uns

verfügbar wären.) Auf solcher Grundlage wird sich dann ein deutscher Charakter der deutschen Mode entwickeln. Sein Kern wird sicherlich sein: Maßhalten und Reife im Sinne gut deutschen Sachstiles. Ohne Zweifel haben wir für den Augenblick noch gewaltig ernstere Sorgen. Aber es ist durchaus berechtigt, ist notwendig, daß wir kriegsuntauglichen Zivilisten schon jetzt umsichtig die Werke des Friedens vorbereiten für das verjüngte, gestärkte, verklärte Deutschland, das wir als unvergängliche Frucht dieser Riesenkämpfe uns erwarten...  
 Unsere Hausapotheke zur Kriegszeit.  
 Soll schon in Friedenszeiten jeder geordnete Haushalt eine gut imstande gehaltene Hausapotheke aufweisen, um wieviel mehr ist dies jetzt zur Kriegszeit nötig, wo bei kleineren Unfällen oft ein Arzt nicht so schnell beschafft werden kann und man auf Selbsthilfe angewiesen ist, wo aber auch die Pflege von Verwundeten bald genug an uns herantritt. Da heißt es beizeiten sich für diese Fälle rüsten, und wo eine Hausapotheke noch nicht vorhanden ist, eine solche schleunigst einzurichten, oder die bereits vorhandene diensttauglich zu machen. Natürlich muß man hier enge Grenzen ziehen, um nicht ins Uferlose zu geraten, und nur die Dinge anschaffen, die Hilfe in der ersten Not leisten können, bis der Arzt zur Stelle ist. Der Inhalt einer Hausapotheke muß so übersichtlich zusammengestellt sein, daß sich ein Kind darin zurechtfinden kann. Am zweckmäßigsten ist noch immer ein nur für diesen Zweck bestimmtes Wandschränkchen, das die Medikamente und Verbandmittel in isolierter Weise aufnimmt, denn nirgends wird ein Untereinandermengen mit anderen Gegenständen so unangenehm und auch leicht verhängnisvoll, wie hier. Zum wirklich brauchbaren Inhalt einer Hausapotheke gehört folgendes: 250 g sterile Wundwatte (für Kriegszeit ist dieser Vorrat umfangreicher zu gestalten), ein Duzend Gazebinden von 3 bis 8 cm Breite, ein Palet Verbandmull und mindestens ein Quadratmeter Willroth-Watist. Dieser wasserundurchlässige Willroth-Watist ist ein vorzüglicher Ersatz

verfügbar wären.) Auf solcher Grundlage wird sich dann ein deutscher Charakter der deutschen Mode entwickeln. Sein Kern wird sicherlich sein: Maßhalten und Reife im Sinne gut deutschen Sachstiles. Ohne Zweifel haben wir für den Augenblick noch gewaltig ernstere Sorgen. Aber es ist durchaus berechtigt, ist notwendig, daß wir kriegsuntauglichen Zivilisten schon jetzt umsichtig die Werke des Friedens vorbereiten für das verjüngte, gestärkte, verklärte Deutschland, das wir als unvergängliche Frucht dieser Riesenkämpfe uns erwarten...  
 Unsere Hausapotheke zur Kriegszeit.  
 Soll schon in Friedenszeiten jeder geordnete Haushalt eine gut imstande gehaltene Hausapotheke aufweisen, um wieviel mehr ist dies jetzt zur Kriegszeit nötig, wo bei kleineren Unfällen oft ein Arzt nicht so schnell beschafft werden kann und man auf Selbsthilfe angewiesen ist, wo aber auch die Pflege von Verwundeten bald genug an uns herantritt. Da heißt es beizeiten sich für diese Fälle rüsten, und wo eine Hausapotheke noch nicht vorhanden ist, eine solche schleunigst einzurichten, oder die bereits vorhandene diensttauglich zu machen. Natürlich muß man hier enge Grenzen ziehen, um nicht ins Uferlose zu geraten, und nur die Dinge anschaffen, die Hilfe in der ersten Not leisten können, bis der Arzt zur Stelle ist. Der Inhalt einer Hausapotheke muß so übersichtlich zusammengestellt sein, daß sich ein Kind darin zurechtfinden kann. Am zweckmäßigsten ist noch immer ein nur für diesen Zweck bestimmtes Wandschränkchen, das die Medikamente und Verbandmittel in isolierter Weise aufnimmt, denn nirgends wird ein Untereinandermengen mit anderen Gegenständen so unangenehm und auch leicht verhängnisvoll, wie hier. Zum wirklich brauchbaren Inhalt einer Hausapotheke gehört folgendes: 250 g sterile Wundwatte (für Kriegszeit ist dieser Vorrat umfangreicher zu gestalten), ein Duzend Gazebinden von 3 bis 8 cm Breite, ein Palet Verbandmull und mindestens ein Quadratmeter Willroth-Watist. Dieser wasserundurchlässige Willroth-Watist ist ein vorzüglicher Ersatz

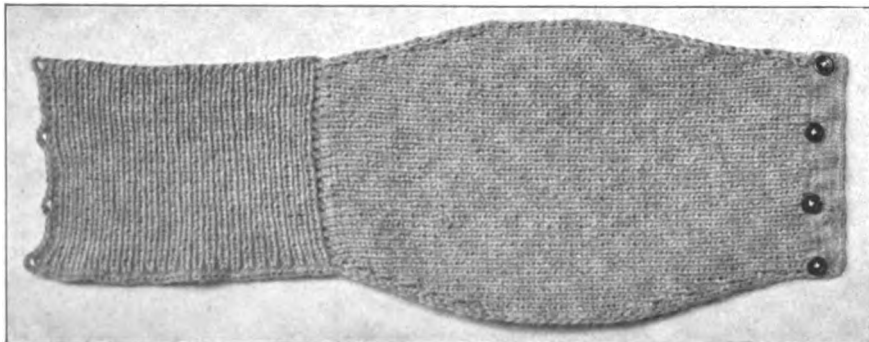


Abb. 3. Gehtriebe Leibbinde in einfacher Form. Unsere Abbildung gibt die Vorlage so deutlich wieder, daß die Leibbinde ohne Schwierigkeit danach gearbeitet werden kann.



des früher gebräuchlichen Gummipapiers, das den großen Nachteil hatte, bei längerem unbenutzten Lagern brüchig zu werden und zu zerbröckeln, während der Billroth-Batist niemals hart — und brüchig wird. Ferner müssen vorhanden sein mehrere Rollen Kautschulheftpflaster (Leutoplast) von 1 bis 4 cm Breite, die am besten in kleinen Blechdosen verwahrt werden. Ein Kuvert mit einigen Blättern Senfpapier und ein Brief englisches Pflaster, eine Glasbrause mit Eisenchloridwatte, mehrere Bardeleben'sche Brandbinden und eine Schachtel mit vernickelten Sicherheitsnadeln der verschiedensten Größe müssen ebenfalls vorhanden sein. Niemals benutze man die Messingdrahtnadeln, die früher üblich waren und so leicht Grünspan ansetzen, auch nehme man die neuen Nadeln, die am umgebogenen Ende eine Kugel und nicht wie früher eine Schlinge haben, die sich so leicht in das Gewebe der Binden einhalte und das schnelle Hantieren erschwere. Priesnitzumschläge für Hals, Brust und Leib dürfen keinesfalls fehlen und sollten, mit allen Zutaten übersichtlich aufgerollt, verwahrt werden. Auch ein Palet sauberer alter, weicher Feinwand, in Pergamentpapier eingeschlagen, damit kein Staub eindringen kann, ist von Wert. Ferner ist für die Pflege von bettlägerigen Kranken ein Vorrat von Zellstoff für Unterlagen, Binden usw. sehr zu empfehlen. Dieser Zellstoff ist ganz weich und sehr aufsaugungsfähig. Er ist auch nicht teuer, das ganze Pfund kostet etwa 80 Pfennig. Man bekommt ihn auch mit Mull überzogen. Zum Schutz gegen das Aufliegen der bettlägerigen Kranken ist eine Unterlage, die man sich, wie folgt, leicht selbst herstellen kann, sehr praktisch. Man fertigt sie in der Größe der Bettbreite, meist 80 cm im Quadrat, an, und zwar aus zwei Lagen ungeleimter Watte, zwischen die eine Lage feinsten Holzwolle kommt. Das Ganze wird mit Verbandmull überzogen. Derartige Holzwollelatten sind auch fertig zu haben, kosten dann aber mindestens 2,50 Mk., während sie bei der Selbstherstellung viel billiger zu stehen kommen.

Von Instrumenten gehört unbedingt in die Hausapotheke ein amtlich geprüfter Fieberthermometer, eine Coopersche Schere, die auf das Blatt gebogen ist, und eine anatomische Pinzette, ferner eine scharfe Schere zum Zerschneiden von Watte und Mull usw. Eine Eisblase, eine Gummiwärmflasche, eine Herzflasche sind Utensilien, die oft gebraucht werden und deshalb zum Bestande gehören. An Medikamenten braucht man nicht sehr viel. Ein gutes Desinfektionsmittel, am besten Lysoform, auf dem die notwendige Verdünnung des Mittels äußerlich auf der Flasche vermerkt ist, eine Flasche mit absolutem Alkohol und eine mit essigsaurer Tonerdelösung (Liquor

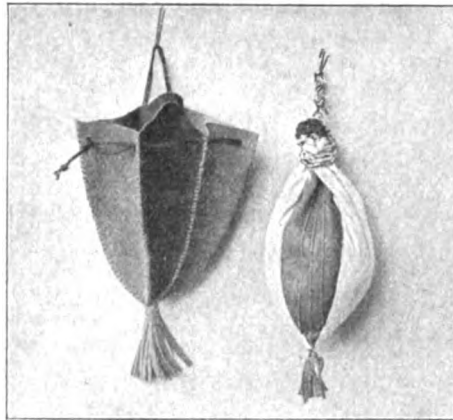


Abb. 4. Tabakbeutel aus Leberabfällen und abgelegten Ballhandhülsen als Liebesgaben für unsere Soldaten.

ätherischen Balbiantropfen, die bei Ohnmachtsanfällen, Herzklappen usw. vorzügliche Dienste leisten, dürfen nicht fehlen. Außerdem ist es angebracht, eine Glasröhre mit Aspirinabletten, Barbertabletten, einige Brausepulver und verschiedene Sorten von Tee, am besten in Glas- oder Blechbüchsen verwahrt, der Hausapotheke einzuverleiben. An Tees kämen in Frage: Kamille, Pfefferminze, Valerian und Zinnkraut, das bei Blasenkrankungen schnell lindernd wirkt. Sämtliche Medikamente in Flaschen und Schachteln müssen mit genauer Inhalts- und Gebrauchsanzeige versehen sein, damit ja keine Verwechslungen vorkommen können und jeder gleich weiß, welchem Zweck sie dienen sollen und wieviel davon zu nehmen ist. Niemals darf die Hausapotheke zur Ablagestätte alter Medizinreste, Salbenbüchsen und Pulverschachteln gemacht werden. Solche Reste werft man am besten gleich fort, denn jede neue Erkrankung verlangt ihre spezifische Behandlung und neue Verordnung, und solche Reste verursachen nur Unordnung und haben schon oft Unheil angerichtet. So klein die Hausapotheke ist, so verlangt sie doch eine aufmerksame Pflege. Man muß darauf achten, daß verbrauchte Medikamente und Utensilien sofort wieder ergänzt werden und daß nicht mehr ganz einwandfreie weggetan werden. Das Schränkchen muß staubdicht verschlossen werden können, und der Schlüssel soll nur Erwachsenen zugänglich sein. Natürlich läßt sich der Inhalt noch durch bewährte Hausmittel erweitern, die oben angegebenen bilden nur sozusagen den eisernen Bestand. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß ein Irrigator mit verschiedenen Mundstücken auch vorhanden sein müßte und daß alle Gegenstände aus Gummi, wie Eisblasen, Herzflasche, Schläuche usw., durch öfteres Einreiben mit Glycerin weich und elastisch erhalten werden, so daß sie jederzeit ohne weiteres gebrauchsfähig sind.

M. K.-Sch.



Abb. 5a und b. Die weibliche Handarbeit und der Art. Zwei Solafissen für ein Herrenzimmer. 5a. Das eiserne Kreuz ist in Auflegearbeit, der Eichenlaub- und Lorbeerzweig in Flachstick auszuführen. 5b. Die beiden Flaggen (schwarz-gelb und schwarz-weiß-rot) in Auflegearbeit auszuführen. Stichmuster gegen Einreißung von 1 Mark (1,25 Kronen) zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22.

# Für unsere Frauen.

## Östpreussische Flüchtlingsheime in Berlin. Von Luise Marella.

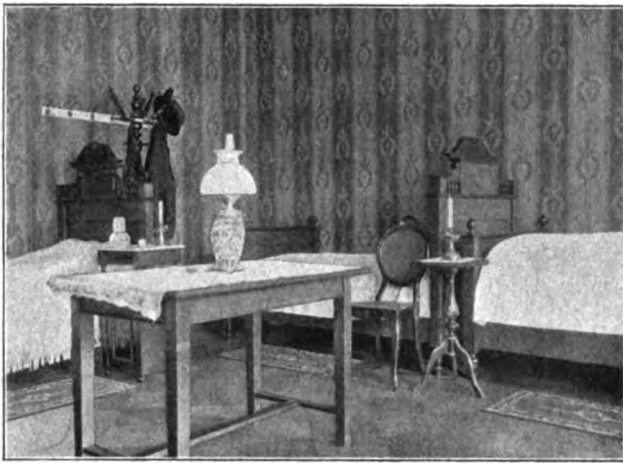
Eine kurze Spanne Zeit — allerdings erfüllt von den weltbewegendsten Ereignissen — ist vergangen, seit ich von einer ostpreussischen Gutsfrau einen Brief erhielt, in dem sie folgendes schreibt: „Nun leuchtet uns die Kriegsfackel in nächster Nähe, die den Brand legte an Dörfer, Schlösser und Städte des heiligen alten Ordenslandes. Eines Morgens, ganz früh, hörte ich dumpfe Detonationen, fühlte mehr noch das Vibrieren der Erde und der Luft, Feuerschein lohte am Horizont auf, spät abends tönte schrill das Telephon: „Die Russen in der Nähe. Vieh und Ernte nach  $\mathcal{L}$ . in Sicherheit bringen, Frauen und Kinder müssen den Gutshof verlassen“ — so lautete die Order. Schnell wurde der Befehl ins Dorf, an die Vorwerke weitergegeben, fieberhaft alles Wertvolle zusammengerafft, verstaubt, vergraben (auch die eingemachten Lebensmittel). Die jammernden Leute beruhigte mein Mann so gut es ging und leitete sie an: das Vieh wurde zusammengetrieben, Wagen hoch beladen, die ganze Nacht durch alles zum Auszug im Morgengrauen vorbereitet. Da — im Momente des Ausbruchs, Gegenbefehl: „Dableiben — der Kampf setzt sich in anderer Richtung fort — 80 Mann Besatzung werden gleich anrücken.“ Um Mitternacht, nach bangen Stunden der Ungewissheit, trafen sie ein und mußten durch warmes Essen nach langem Eilmarsch gestärkt werden. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte die spannende Ungewissheit, niemand kam aus den Kleidern; bald näher, bald ferner grollte Kanonendonner, Feuerbrände röteten den Abendhimmel. Auf der Landstraße hinter den Waldungen bewegte sich der Zug der Flüchtlinge in jammervollem Zustand vorwärts; heiße Getränke und Speisen wurden verabreicht. Wieder mußte ich

nähren, pflegen? Wird man ihnen Hilfe bringen können?“ Ja, man brachte ihnen Hilfe: Herzen und Häuser öffneten sich den Flüchtlingen aus Ostpreußen, die, von einem niederen und wilden Feinde von Haus und Hof vertrieben, mit wenigen armseligen Habseligkeiten verängstet und verhärtet anlangten. Was wir lesend und schauend einst miterlebten in Fritz Reuters „Franzosenzeit“, Kaulbachs Illustrationen zu „Germann und Dorothea“ — Gegenwartsbilder, grauenvolle Wirklichkeit wurden es für uns. Umsichtige, eingreifende und verständnisvolle Hilfe tat not. Für die einfachen Landbesitzer wurden sogleich Baracken eingerichtet, einen Teil versuchte man auf dem Lande unterzubringen, ihnen Verdienst durch Entarbeit zu verschaffen. Vereinigungen aller Art, voran immer die Frauen des „Vaterländischen Frauenvereins“ und des „Nationalen Frauendienstes“, sorgten für Aufnahme in Familien, wo man Lehrer, Kaufleute, Geistliche mit Frau und Kindern wie liebe Logiergäste behandelte und mit neuer Wäsche und Kleidungsstücken versah. Im Reichstagsgebäude wurde vom Roten Kreuz eine Beratungsstelle für die Flüchtlinge eingerichtet. In einem Zimmer des Polizeipräsidiums leitete Gräfin Witzbach-Sorquitten, deren Schloß in Ostpreußen niederbrannte, eine Sammelstelle, in der warme Kleider und Wäsche angenommen, sortiert und an die Bedürftigen verteilt werden, die von dort aus auch an schnell improvisierte Heime und Quartiere bei Privaten gewiesen werden, auch Marken für Freitische erhalten die Bedürftigen; Frau v. Hopfgarten, die Vorsitzende des Pfadfinderinnenbundes, unterstützt von Herrn Oberlandesgerichtsrat Machatius und Herrn Konsul Vohsen, warb werktätige Frauen an, die verschiedene Hauseigentümer ver-



Unsere Konkurrenz in Feindesland: Strümpfstopfende Marsjäger.

anlassen, leerstehende Wohnungen zur Verfügung zu stellen. Bei Firmen und Privatpersonen wurden Möbel und Einrichtungsgegenstände aller Art erbeten, und nach wenigen Tagen wurden verschiedene behagliche „Flüchtlingsheime“ eröffnet, die später bedürftige erwerbende Frauen aufnehmen sollen. Eines dieser Heime in der Derslingerstraße macht einen sehr freundlichen und wohllichen Eindruck, einige Kaufmannsfamilien aus Gumbinnen und Insterburg fanden Aufnahme und rühmen die Fürsorge der das Heim leitenden Frauen. Dasselbe gilt von dem Heim in der Stülerstraße, das Frau Machatius und Frau Cucuel-Tschenschner, die bekannte Kunstgewerbetlerin, einrichteten. Aus der Hausordnung seien folgende praktische Bestimmungen erwähnt: „Betten und Waschoiletten werden von den Gästen selbst in Ordnung gebracht.“ — „Bier und andere alkoholhaltige Getränke werden nicht verabreicht.“ — „Um Licht zu sparen, werden die Gäste gebeten, sich abends bis zum Schlafengehen in dem gemeinschaftlichen Wohnzimmer aufzuhalten.“ — „Arzt zur Verfügung. Medikamente



Aus einem Flüchtlingsheim für die Ostpreußen in Berlin: Links Schlafzimmer, rechts Gemeinschaftliches Wohnzimmer.

20 Proz. Ermäßigung.“ Frühstück und Abendbrot werden im Heim verabreicht, für das Mittagessen erhalten die gänzlich Mittellosen Marken für eine der zahlreich eröffneten Notstandsflächen für den berufstätigen Mittelstand. An mehreren Abenden der Woche versammeln sich die Flüchtlinge, Angehörige aller Stände: Gutsbesitzer, Lehrer, Geistliche, Kaufleute, Dorfleute in bestimmten Lokalen, um Nachrichten aus der Heimat, Erfahrungen in Berlin auszutauschen und zu beraten, auf Grund behördlicher Auskünfte, wann an die Rückkehr in die Heimat und Wiederaufbau der zerstörten Behausungen zu denken ist. Wie großzügig auch in Berlin wie in anderen Städten des Reiches die Fürsorge für die Flüchtlinge einsetzte — es muß noch viel Geld gelindert werden; Unzählige, materiell und seelisch Niedergebrogene gilt es aufzurichten, Verzagenden neuen Daseinsmut und Arbeitsfreude einzuflößen, denen von einem barbarischen Feinde das Lebenswerk vernichtet, die von den Vätern errichtete Scholle in wenigen Stunden verwüftet, deren liebste Angehörige zum Teil ermordet oder gräßlich verstümmelt wurden. Eine große Hilfsaktion der Behörden ist eingeleitet, reiche Mittel aus allen Teilen des Reiches fließen zu, um beim Wiederaufbau zu helfen. Das Wiederaufrichten zer Schlagener und geängsteter Seelen ist eine stille und feine Aufgabe für Frauenherzen und -hände, und unsere Frauen sind am Werke, sie zu üben.

**Ein Mahnwort an Stellungenlose.**  
 Von Magda Trott.

Tausende von Frauen und Mädchen sind durch den Ausbruch des Krieges stellunglos geworden und versuchen von Tag zu Tag vergeblich eine neue Existenz zu finden. Viele von ihnen sind durch die bitterste Not gezwungen, untergeordnete oder schlechtbezahlte Posten anzunehmen, nur um das liebe Leben zu haben. Andere aber, die es nur irgendwie aushalten können, benutzen diese unfreiwillige Ferienzeit, um sich von den jahrelangen Strapazen auszuruhen, und warten geduldig auf bessere Zeiten. Die besseren Zeiten für die weiblichen Angestellten werden nach Beendigung des Krieges kommen. Sie sind teuer und schmerzlich erkauft, da Tausende unserer Brüder ihr Leben für des Vaterlandes Wohl lassen mußten und die Stellen, die sie bisher eingenommen haben, nie mehr ausfüllen können. In jedem Geschäftsbetrieb werden aber, wenn der Krieg vorüber ist, diese Lücken ausgefüllt werden müssen, und man wird sich, da das männliche Menschenmaterial knapp geworden ist, nach weiblichen Hilfskräften

umsehen. Allem Anscheine nach ist der Sieg unser, wir dürfen getrost in die Zukunft sehen, und demzufolge ist schon heute anzunehmen, daß Handel und Industrie nach Beendigung des Feldzugs einen großen Aufschwung nehmen werden. Mit fieberhafter Tätigkeit und neuen Kräften wird gearbeitet werden, um das Versäumte einzuholen, und so wird sich ein geschäftliches Leben entwickeln, das an die Angestellten hohe Anforderungen stellt. Das weibliche Geschlecht ist bis auf den heutigen Tag zugunsten der Männer oft ausgeschaltet und oft zurückgedrängt worden. Die billige Entschuldigun, Frauen leisteten das nicht, was ihre männlichen Kollegen leisten, mußte immer und immer wieder ausschließen, wenn man nach der Ursache dieser Zurückstellung forschte. Jetzt wird die Sache anders. Jetzt liegt es selbst am weiblichen Geschlecht, zu zeigen, daß diese Behauptung ungerechtfertigt war. Es kommt jetzt die Zeit, da man an die Frau herantritt, aus Mangel an Männern. Man wird dazu greifen müssen, ihnen jene Stellen zu übertragen, die bisher nur durch Männer ausgefüllt wurden, man wird sie in höherer Posten aufsteigen lassen und ihre Verantwortung wird eine größere werden. Man wird es versuchen, und wohl den Frauen, die sich dann auf diesen Posten behaupten. Es wird sich zeigen, ob das weibliche Geschlecht diesen Anforderungen gewachsen ist. Wenn das aber der Fall ist, dann bricht eine neue Zeit für das ganze weibliche Geschlecht herein, denn dieser Schritt bedeutet Sieg auf der ganzen Linie. Soll das aber erreicht werden, dann muß die Frau mit aller Energie und allem Fleiß danach streben, sich zu behaupten. Jetzt ist die Zeit dazu, jetzt, da sie den ganzen Tag beschäftigungslos und sich selbst überlassen ist. Die guten vorhandenen Kenntnisse sollen weiter ausgebaut werden, das Wissen erweitert, will sie dann,

wenn man an sie herantritt, mit reinem Gewissen sagen können, daß sie den angebotenen Platz auszufüllen vermag. Es bieten sich zu dieser Weiterfortbildung tausend Gelegenheiten. Es wäre durchaus falsch, wollten die jungen Damen, die sich in leidlichen Verhältnissen befinden, die einige Ersparnisse gemacht haben, scheu und ängstlich ihren Mammon behüten. Die beste Kapitalanlage, die vielhundertfältig Zinsen tragen wird, ist die, sich weiter zu bilden, nicht allein damit die Zukunftsaussichten sich bessern, es wird auch all denen, die ganz plötzlich ihre Schulter verloren haben, eine Weiterexistenz ermöglicht. Jede im Beruf stehende Frau hat einen bestimmten Zweig, dem sie ihre besondere Liebe zuwendet, sei es den fremden Sprachen, der Schnell-



Abb. 6. Gebähtes Wams für Verwundete. Auf den Ärmeln zutröpfbar. Man häkelt das Wams aus 500 g weicher grauer Wolle, sich an den Schnitt einer kurzen weiten Jade lehrend, in festen Maschen hin und her gehend, wobei der Halsauschnitt durch Ab- und Zunehmen gebildet wird. Die Ärmel häkelt man kellerartig, jeden für sich. Die Knopflöcher werden jeweils der festen Maschenreihe eingehäkelt, die Jade und Ärmel umschließt.

schrift, dem Tarifwesen, dem Auslandsverband oder ähnlichem. Hat sie nun bisher auf diesem Gebiete Gut-Durchschnittliches geleistet, so soll sie nun danach streben, sich in diesem Zweige schleunigst weiter zu bilden und sich zu vervollkommen. Zahlreiche Frauen haben ferner an der Seite eines Mannes, diesem aber untergeordnet, gearbeitet, ihr energisches Streben gehe nun dahin, sich mit den Arbeiten des männlichen Kollegen schon jetzt eingehend vertraut zu machen, damit sie befähigt ist, in diesen höheren Posten einzuspringen. Kurze zur Weiterbildung gibt es überall, und keine einzige sollte, da sie Zeit hat, die günstige Gelegenheit versäumen. Diejenigen aber, die in der jetzigen schweren Zeit ängstlich mit jedem Pfennig haushalten müssen, die Gelder für die Fortbildung nicht ausgeben können, sie können sich gemeinsam mit gleichstrebenden Kolleginnen auf der bereits geschaffenen Unterlage allein weiterbilden. Auch dieses wird goldene Früchte tragen. Jede kaufmännisch gebildete Frau, die den ernststen Willen hat, vorwärtszukommen, soll daher jetzt mehr denn je streben, sie soll die Zeit nutzen und die Gelegenheit ergreifen, um nach Möglichkeit aus ihrer untergeordneten Stellung heraus ebenbürtig dem Manne zur Seite gestellt zu werden.



Abb. 7. Morgenjacke in einfacher Schnittart mit geschützten Knöpfen.

es unseren Frauen nicht schwer fallen, nach den Modellen, die unsere einheimischen Modehäuser auf den Markt bringen, sich geschmackvoll zu kleiden. Im großen und ganzen baut sich die diesjährige Wintermode auf den Entwürfen des Sommers auf. In gemilderter Form, durch ernstere Linienführung und einfachere Aufmachung von ihrer Vorgängerin unterschieden, die dunkleren Farbtöne bevorzugend, so wird die Mode des Winters ihren, dem Ernste der Zeit angemessenen, stillen Einzug halten. Die Schlißröcke sind in Acht und Bann getan, und die neuen Modelle weisen in überwiegender Mehrheit Röcke auf, die sich durch großen Stoffreichtum auszeichnen. Über den lang und eng die Füße umgebenden glatten Rock legen sich die in reiche Falten geordneten Volants oder Überwürde. Die langen, vorn zusammengeflohenen, mit Knöpfen reich geschmückten Prinzestailen erfreuen sich steigender Beliebtheit. Die Taillen werden halbfrei gearbeitet, weiße Matrosenträger aus Glasbatist, aus gebrauchten Spitzen gefertigte rückwärtige Krausen fügen sich dem Ausschnitt an und sind sehr kleidsam. Die langen Ärmel umgibt die mit dem Halsauspuß übereinstimmende Manschette. Samt ist die große Mode, und

## Die Mode im Winter.

Von Hilde Waldow.

Mit Zaudern und Zagen, mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, mag manche deutsche Frau in diesen denkwürdigen Herbst-



Abb. 8. Kleid aus Lüneburger Samt mit Prinzestaille. Ausgeführt von der Firma Behrens, Berlin.

tagen, da unsere Tapfern des Vaterlandes Grenzen vom Feinde säubern, Schränke und Truhen geöffnet und die vorjährige Wintergarderobe einer genauen Prüfung unterzogen haben. Angesichts der großen Gescheltnisse der Weltgeschichte, die mitzuerleben ihr vergönnt sind, erscheint ihr solche Beschäftigung allzu banal, wenn nicht gar verwerflich. Und doch auch sie hat ihre Berechtigung. Neuanfassungen, die sich als Folgeerscheinungen dieser Prüfungen als notwendig erweisen, kommen unserer Industrie zugute, schaffen Brot und Erwerb für unsere beschäftigungslos gewordene Arbeiterschaft. Das Lesen und Hören wir jetzt, da unser Leben äußerlich wieder in die gewohnten Bahnen getreten ist, alltäglich und beginnen langsam diese Lehre zu begreifen und zu beherzigen. Trotzdem wir durch den Krieg von den für die Modetonangebenden Städten des Auslandes, Paris und London, vollkommen getrennt sind, wird

da unsere deutsche Industrie in bezug auf Güte, Schmiegsamkeit und Mannigfaltigkeit der Farben Hervorragendes leistet — man braucht nur an die berühmten Lüneburger Samte zu erinnern — können wir Einfuhr aus dem feindlichen Ausland gern entbehren. Neben den Mänteln, die zwei Winter lang ausschließlich getragen wurden, sieht

man viele lang herabwallende, in malerische Falten sich legende Capes oder Capemäntel. Aus einfarbigen oder variierten Fäulschstoffen gefertigt, ergeben sie eine kleidsame und wärmende Umhüllung und werden meist mit großen blanken Knöpfen sparsam verziert. Der ernsten Zeit angemessen, bevorzugt die Wintermode die schwarzen und dunkleren Farbtöne wie Braun, Grün, Marineblau und Weinrot, und verbannt alle grellen, krassen Nuancen als störend in dem Wibe des würdigen Ernstes, der über unser aller Leben gegenwärtig ausgebreitet ruht. Unsere Abbildungen zeigen ein Cape sowie ein schlichtes Kleid aus Lüneburger Samt. Die lange Taille, die vorne mit Knöpfen schließt, ist von einem Volant begrenzt, der über einen weiten Überrock fällt. Ein weißer Matrosenträger vervollständigt das Kleid. Schnitte zu unseren Modellen werden nach Maßangabe und gegen Einzahlung von 2 Mark nebst Porto angefertigt.



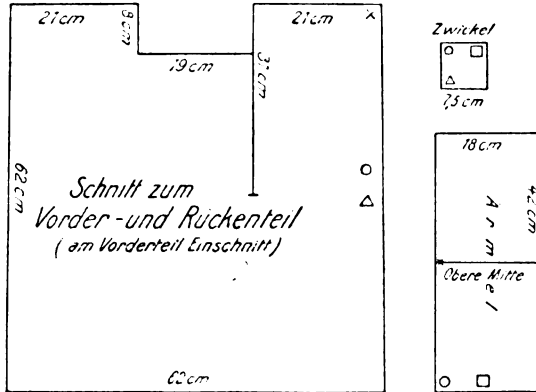
Abb. 9. Wintermantel in Capeform. Ausgeführt von der Firma August Polig in Leipzig.

## Wie können wir helfen?

Von Cl. Bergen.

Wenn man an die zahlreichen Berichte denkt, die von der Opferwilligkeit des deutschen Volkes Kunde geben, an die Tätigkeit unserer großen Hilfsorganisationen, an die Liebesgaben, die aus allen Schichten der Bevölkerung freudigen Herzens dargebracht werden, so möchte es fast überflüssig scheinen, diese Frage zu stellen. Und doch ist sie es nicht. Denn soviel auch schon geleistet worden ist und geleistet wird an jedem Tag: noch stehen wir erst am Anfang der Kriegsnot, noch werden die Aufgaben, die an unser deutsches Volk gestellt werden, wachsen. Deshalb dürfen wir nicht müde werden, auf Möglichkeiten der Hilfe zu sinnen und über der Bewunderung für die großartig organisierte Hilfstätigkeit und die in der Zeitung quitierten Opfer auch die unscheinbareren, die wir zu bringen imstande sind, nicht vernachlässigen. Eines davon möchte ich nennen: die übertriebene Angst vor dem Verlust von Geld und Gut. Ja, die sollte mancher zum Opfer bringen. Es gibt tatsächlich Leute, deren Vermögen nach Millionen zählt und die schon jetzt aus Furcht davor, daß der Krieg sie vielleicht eine davon kosten wird, nur noch Malzkaffee trinken und fast alle Dienstleute entlassen. Man verstehe mich recht: es liegt mir nichts ferner, als der Verschwendung das Wort zu reden. Es ist einfach eine soziale Pflicht für jeden, gegenwärtig alle Verschwendung, jeden Luxus zu meiden, und Ehre jeder Hausfrau, die jetzt durch Mitarbeit im Haushalt den Lohn für das Dienstmädchen spart, sofern es nötig ist. Es ist auch mehr denn je Pflicht einer jeden Hausfrau, zu sorgen, daß in der Wirtschaft nichts umsonne und vertan wird, was einem Bedürftigen zugute kommen kann. Aber noch gibt es zahlreiche Familien, deren Lage als wirtschaftlich absolut sicher gelten kann und für die das Wort gilt: alles mit Maß und Ziel, auch die Sparsamkeit. Wer es irgend ermöglichen kann, sollte seine Dienstleute behalten, im Notfall wird sich eine geringere Löhnung verabreden lassen — um die Zahl der Notleidenden nicht zu vermehren. Wer es irgend ermöglichen kann, sollte Handwerker, Heimarbeiterinnen und Munde durch Erteilung von Arbeitsaufträgen unterstützen. Wer es irgend vermag, sollte auch ab und zu das Theater besuchen. Denn je mehr Theater geschlossen werden müssen, desto zahlreicher wird das Heer der Arbeitslosen, und auch die Auszahlungen der Pensionen werden in Frage gestellt. Es ist aber unsere Pflicht, die Künstler, die uns in guten Zeiten so oft schöne, genutzreiche Stunden geschenkt haben, in den schlechten nicht im Stiche zu lassen und ihnen so lange als möglich einen Verdienst zu sichern. Die Leiter der Theater bemühen sich, dafür zu sorgen, daß der Spielplan der Stimmung des Publikums angepaßt wird. Groß ist auch die Not unter den Privatlehrerinnen, sei es auf wissenschaftlichem oder musikalischem Gebiet. Auch unter ihnen sind Ungezählte, die Stunden, die sie in wohlhabenden, ja in den reichen Häusern von Millionären gaben, nach dem Ausbruch des Krieges verloren haben, während so manche arbeitende Frau, manche Kontoristin oder Buchhalterin, deren Gehalt bedeutend ver-

fürzt wurde, trotzdem die einst zum Vergnügen betriebenen Studien nicht aufgibt, um so die Lehrerin nicht ohne zwingendsten Grund zu schädigen, der Not und Entbehrung preiszugeben. Wir machen hier wie in hundert anderen Fällen die Bemerkung, daß bei der berufstätigen Frau das soziale Empfinden und soziale Verantwortlichkeitsgefühl weitaus stärker ist als bei den meisten derjenigen Frauen, die fern von aller Not ihr Leben in Behaglichkeit und Luxus verbringen und dann bei der ersten ernsthaften Anforderung einer ernsten großen Zeit, die an sie herantreten, verfliegen. Das soziale Verantwortlichkeitsgefühl aber macht es uns auch in jeder anderen Hinsicht zur Pflicht, bei aller Sparsamkeit nicht knauserig zu sein und auch andere leben zu lassen. Es ist würdiger, jemanden durch Erteilung von Arbeit zu helfen, als durch Almosen. Und wenn wir auf diese Weise unquitierte Opfer bringen, wenn wir wirklich vom Ersparten, Erworbenen einen Teil verlieren: nach dem Krieg, wenn wir siegreich daraus hervorgegangen sind — und wer zweifelt heute noch daran? —, wird uns ein neuer Aufschwung bevorstehen, und wir werden eifriger die Hände regen und in rastloser Arbeit neu erringen, was wir jetzt hingeben. Freilich die Zahl derer, denen ein so großzügiges Opfern und Schenken möglich ist, ist nicht allzu groß. Viele aber sind, die aus bescheidenen Mitteln gerne das ihrige dazu beitragen möchten oder könnten und denen vielleicht nur ein Fingerzeig auf das „Wie“ mangelt. Vielleicht auch sehen sie, auf dem Land oder in kleinen Städten wohnend, zu sehr abseits und ohne die nötige Verbindung mit den großen Hilfsorganisationen. Und doch wäre gerade auf dem Lande oft eher Möglichkeit zur Hilfe, als in den Großstädten, wo jede Auskunftsstelle von Tausenden in Anspruch genommen wird. Und es ist jetzt erst der Anfang der Not, die sich noch immer steigern wird, und wir werden alle Reserven benutzen müssen, um ihrer dauernd Herr zu werden. Deshalb müßten auch unsere Hausfrauen, deren Zeit es nicht erlaubt, täglich viele Stunden dem Liebeswerk zu opfern, das ihrige dazu beitragen. In einem großen Haushalt macht ein Eßler mehr nicht viel aus, in manchem Land- und Stadthaus steht ein Gastzimmer leer oder das Zimmer, in dem ein Sohn gewohnt hat, bevor er in den Kampf hinauszog. So mancher Platz ist frei geworden, den für einige Zeit ein Notleidender oder eine Notleidende einnehmen könnte, und so mancher ängstlichen Mutter würden die Tage rascher vergehen, wenn sie in der Sorge um einen Schützling die bange Sorge um die Lieben auf dem Kampffeld zeitweilig vergeffen könnte. Wir sehen, es ist noch mancher Weg zur Hilfe nicht betreten, und es wird sich für den einzelnen vielleicht noch der und jener ergeben, wenn wir uns nur bemühen, ein wenig darüber nachzudenken, was wir Liebes tun können. Ein jeder Vorschlag, ein jedes Anerbieten würde von den in jeder Stadt errichteten Auskunftsstellen des Bundes „Nationaler Frauendienst“ sowie allen anderen Wohlfahrts- und Frauenvereinen sicherlich mit Freude und Dank angenommen werden, und diese Vereine sind gerne bereit, die in Aussicht gestellte Hilfe solchen Personen zu vermitteln, für die sie geeignet erscheint.



Verfeinerte Schnittvorlage zu Abb. 7. Die überaus einfach herzustellende Morgenjade wird nach den angegebenen Maßen aus kräftigem Leinen zugeschnitten, die einzelnen Teile werden mit Perlgarn zusammengesäßelt.

## Den deutschen Frauen.

Wir deutschen Frauen dürfen jetzt nicht klagen,  
Wir müssen alles stolz und lächelnd tragen:  
Wie wund die Seele auch, wie bang das Sehnen,

Wir weinen nicht — wir wehren uns der Tränen,  
Es gilt die ungeweineten Tränen sparen  
Zu Freudentränen bei den Siegesfanfaren!

D. Plus.

# Für unsere Frauen.

## Arbeiterinnenfürsorge während des Krieges. Von Luise Marcell.

Alle die Hilfsarbeiten des „Nationalen Frauendienstes“, die unmittelbar nach Ausbruch des Krieges einsetzten, zugleich mit den Massenfindigungen und der Schließung zahlreicher Fabriken, dem Stillstand großer Betriebe, die Hunderte von Arbeiterinnen beschäftigten, zielten natürlich in erster Linie darauf hin, der durch die veränderten Verhältnisse in größte Not geratenen Frauenvelt tägliches Brot, Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Die wichtige sozialpolitische und volkswirtschaftliche Seite aller dieser gut organisierten Vereinigungen tritt erst in zweiter Linie hervor, ist aber außerordentlich beachtenswert: durch die neu gegebenen regelmäßigen Arbeitsmöglichkeiten wird der Industrie eine disziplinierte Arbeiterinnenschaft erhalten, die unvermeidliche Verwilderung und Erschlaffung der Energie durch Müßiggang und Unterernährung wird vermieden. Es stand zu befürchten, daß viele der plötzlich brotlos werdenden Frauen und Mädchen, die bis dahin in Fabriken guten Verdienst hatten — mit 4 Mark Unterstützungsgeld wöchentlich —, der Straße und ihren fittlichen Gefahren anheimfallen würden, in der Ernährung auf Kaffee und Schrippen, Kartoffeln und Fering, gar Schnapsgenuss gesetzt worden wären. Für die Konfektionsarbeiterinnen, Schneiderinnen und Näherinnen aller Art war es verhältnismäßig noch leicht zu sorgen durch erfolgreiches Wirken auf die Fabrikleiter und Geschäftsinhaber, eine größere Anzahl Angestellter mit halben Löhnen zu behalten, durch den Zusammenbruch hilfsbereiter, arbeitsschaffender, organisatorisch erfahrener Frauen, durch die Mithilfe der Stadt bei der Einrichtung zahlreicher Nähstuben. Viel schwieriger war es, Beschäftigung und Verdienst zu finden für die große Anzahl der Arbeiterinnen aus den verschiedensten Fabriken, die durch den Krieg zum völligen Stillstand gezwungen wurden, deren Leiter und Werkmeister und Vorarbeiter fehlen, ebenso wie Besteller und Abnehmer ihrer Erzeugnisse. Für die ungelerneten Arbeiterinnen, die meist tagein und tagaus nichts tun, als den mechanischen Dienst bei einer Maschine versehen, die Teile eines Handelsgegenstandes herstellt, galt es Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen. Margarete Friedenthal, die bekannte und bewährte Gründerin und Vorsitzende des „Ausschusses zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen“, die innerhalb des „Nationalen Frauendienstes“ den Vorschlag führt über die Abteilung: „Arbeitsbeschaffung für Arbeiterinnen“, nahm Anfang September sogleich die Einrichtung von „Strickstuben“ in die Hand, um den Arbeiterinnen verschiedenster Industrien, den darbenenden Frauen aus mannigfachen Berufen Verdienst und regelmäßige Beschäftigung zu geben. Sie wandte sich mit ihrem Plane zuerst an den Magistrate, um genügende und dauernde Mittel

und eine solide finanzielle Grundlage für diese bedeutungsvolle Hilfsarbeit zu sichern. Ihr Vorschlag ging dahin: die Stadt möge dem Verein für jede in einer Strickstube dauernd beschäftigte Arbeiterin die für die brotlose Arbeiterin ausgelegte Unterstützungssumme von wöchentlich 4 Mark als Zuschuß zum Wochenlohn gewähren. Leider mußte dieser praktische Vorschlag abgelehnt werden, wegen der ungeheuren Belastung der städtischen Unterstützungskasse. Das Handelsministerium, an das sich die Vorsitzende ebenfalls wandte, gewährte einen Zuschuß von 4000 Mark. Drei bedeutende Fabrikbesitzer gaben unentgeltlich Arbeitsräume für die Strickerinnen her; außer der Heizung gewährte die Auer-Gesellschaft auch noch freie Beleuchtung. Mit den „Volksspeisehallen“ wurde ein Vertrag abgeschlossen, dahingehend, daß für 20 Pfennige die Portion ein kräftiges und reichliches Mittagsgewicht täglich geliefert und in der einräubigen Mittagspause jeder Arbeiterin unentgeltlich verabreicht wird. In der Auer-Fabrik ist ein besonderer Speiseraum zur Verfügung gestellt, in dem auch mitgebrachter Kaffee gewärmt werden kann. Die Voraussetzung, daß die Arbeiterinnen, wenn auch sonst in weiblichen Handarbeiten ungeschult, wenigstens stricken könnten, erwies sich als irrig im Zeitalter der Strumpfstrick- und Webemaschinen. Die meisten mußten das ABC des Strickens erst mühsam an Pulswärmern erlernen, bis sie in die Geheimnisse der „Ferse“ und der „Strumpfspitze“ eingeweiht wurden. Statt der anfangs eingesetzten Vorarbeiterinnen wurden in letzter Zeit Handarbeitslehrerinnen eingestellt, denen die Stadt die Belehrzeit in den Strickstuben als Probejahr anrechnet. In drei Strickstuben werden jetzt 700 Arbeiterinnen der verschiedensten Berufe beschäftigt: 1. Kaufmännisches Personal: Kontoristinnen, Packerinnen, Lageristinnen, Kassiererinnen, Stenotypistinnen, Verkäuferinnen, Lehr- und Laufmädchen. 2. Arbeiterinnen in Papierfabrik, Karton, Putz und Straußfedern; Beleuchtungsindustrie, Metall- und Silberwaren; Konserven; Putz- und Leppichindustrie, Waffen und Munition; Druckerei; Buchbinderei; Weberei; Zigarren; Schuh- und Spielwaren; Schokoladen, Marzipan; Kanervas, Lampen, Glas; Kattun, Zelluloid usw. 3. Haus- und



Für unsere Soldaten. Daß nicht nur Frauen- und Mädchenhände für unsere Kämpfer nützliche Dinge herstellen können, beweisen die zukünftigen Vaterlandskrieger auf unserem Bilde. Die vier Schwesterlein ausgewachsenen Brüder haben schon eine große Anzahl von Strümpfen, Pulswärmern usw. geliefert.

hilfspersonal, Wäscherinnen und Plätterinnen. 4. Frauen ohne Beruf, von diesen nur ein geringer Prozentsatz. Achtehundert Heimarbeiterrinnen wird ebenfalls Strickarbeit zugeeilt. — Von der ersten Monatsbestellung von 10 000 Paar Strümpfen und 10 000 Paar Pulswärmern steigerte sich die Herstellungskraft auf monatlich etwa 30 000 Stück Paar Strümpfe, Leibbinden, Kopfschläuche und so weiter. Auftraggeber und zahlende Abnehmer sind: die

Militärbekleidungsämter, das Gardekorps Berlin und das dritte Armeekorps, das Rote Kreuz und Privatpersonen. Ein und ein halber Zentner Wolle wird durchschnittlich täglich bei achtstündiger Arbeitszeit verarbeitet. Die Gruppe für Arbeitsbeschaffung erweitert die Leistungsfähigkeit der Strickstuben von Woche zu Woche. Die Anfertigung einfacher Wollfächer und Wäschestücke wurde in den Arbeitsplan aufgenommen und damit



Strickstube für stellunglose Arbeiterinnen.

auch ein neuer erzieherischer Wert geschaffen. Es wurden Wäschestücke aller Art, Militärhemden, Unterhosen und Kindersachen genäht, die zur Weihnachtsbescherung für Landwehrmänner verwendet wurden, zum Teil durch ihre eigenen Angehörigen. So konnten sogar den Kriegsnähstuben, in denen der Arbeitsstoff abebbt, neue Aufträge zugeführt werden. In Aussicht steht der Anschluß der Mädchenklubs der Volksschulen; bewunderungswürdiger und vorbildlicher Weise haben die Volksschullehrerinnen, um dem Verein Mittel zuzuführen, auf einen bestimmten Teil ihres Gehaltes verzichtet. Die Mittel für die großzügige Einrichtung dieser Arbeitsstuben fließen aus verschiedenen Quellen: Zuschuß vom Handelsministerium, vom Nationalen Frauendienst, vom Roten Kreuz Berlin, von der Landesversicherungsanstalt Berlin, aus zahlreichen Privatpenden in Folge eines Aufrufs. Dazu kommt als Selbsterhaltung des Unternehmens der Erlös aus den Verkäufen der fertigen Strickarbeiten. Der durchschnittliche Wochenlohn für die Arbeiterin beträgt 7—8 Mark. Neben der Sorge für das körperliche Wohl durch regelmäßige, gute Ernährung, der moralischen Einwirkung durch straffe Arbeitsordnung wird auch für Erhebung und Zerstreuung der Gemüter gesorgt durch monatlich einmal stattfindende musikalische Abende. Für ihren künstlerischen Wert bürgt die Veranstalterin: Frau Friedländer, die Gattin des Prof. der Musikgeschichte. So kann man auch diesem, von einer erfahrenen und zielbewußten, weitsehenden Frau zur Linde rung „der Not der Zeit“ ins Leben gerufenen Unternehmen nur ein „Wachse, bläße und gebeiß“ zurufen.

## Gelegenheitsarbeiterinnen.

Von Marie Louise v. Bancel.

Ein auf dem Arbeitsmarkt jeglicher Branche, höherer und untergeordneter Berufe, leider immer häufiger in Erscheinung tretendes Unwesen, besonders in Großstädten, sind die Gelegenheitsarbeiter. Ich rede hier nur von dem weiblichen Teil derselben, obgleich die männlichen mindestens ebenso — wenn nicht mehr — zu rügen

wären. Welche Charakteristik haben die Gelegenheitsarbeiterinnen? Nun, wer aufmerksam den Arbeitsmarkt studiert, selbst genötigt ist, irgendwelche Arbeiterinnen zu beschäftigen, sei es im Kontor, Geschäft, Fabrik, in eigener Wirtschaft, Haushalt usw., wird die Bemerkung gemacht haben: wieviel Personal, das sich täglich in Mietbureaus, Zeitungen usw. mit hochtönenden Phrasen anbietet, vorzügliche Leistungen verspricht, liefert am Ende bei näherer Prüfung gänzlich unzulängliche, rohe, ungelübte, ungeschulte Arbeit, noch dazu bei häufig hoher Lohnforderung. Manchmal fragt man sich er-

staunt: was in aller Welt hat diese Arbeiterin, die doch von Jugend auf angewiesen war, sich ihr Brot zu verdienen, eigentlich gelernt? Die Hauschneiderin, die kaum eine gerade Naht zuwege bekommt, die Köchin, der die einfachste Hausmannskost mißrät, die Putzmacherin, der alle Grazien des Geschicks abhold sind und so weiter! Meistens entrollt sich der Werdegang dieser Frauen dann folgendermaßen: Zum Beispiel Fräulein J. steht vor der traurigen Notwendigkeit, wie sie selbst betont, Geld verdienen zu müssen, obwohl sie eigentlich zu nichts besondere Lust hat, aber sie will es mit der Schneiderin „versuchen“. Nach etlichen Arbeitsstunden findet sie das Maschinennähen zu anstrengend und ihre Finger für das ewige Stichein zu schade. Sie möchte sich einmal „im Kontor umsehen“. Lernt Schreibmaschine, aber das Klappern fällt ihr bald auf die Nerven; viel schöner wäre es im Geschäft, wo sie, elegant gekleidet, vornehme Kundschaft bedienen könnte. Nur leider fehlen ihr hierfür die Umgangsformen, und sich vom Chef etwas sagen zu lassen, paßt ihr überhaupt nicht. Es



Abb. 23 und 24. Dunkelblauer Taftkleid mit schwarzem Samtband. Einfaches Franerikleid mit Doppelrod.



Abb. 25. Einfaches Kleid aus dunklem Bindweber-Samt mit Stickerei. Auch zur Trauer geeignet, wenn statt dessen Kreppbezug verwendet wird.

folgen noch etliche Versuche, etwa: Empfangsdame, Stütze, Kinderfräulein, obgleich sie kleine schreiende Kinder nicht ausstehen kann und so weiter. Allerdings gibt es auch hier wie überall Ausnahmen, Personen, die selbst bei nur zeitweiliger Beschäftigung Gutes in mehreren Berufen zugleich leisten. Aber das sind doch immerhin nur verschwindend seltene Begabungen. Fräulein J. meint: es schadet ja nichts, man kann eben alles mal probieren! Am Ende arbeitet sie nur hier und da, so bei Gelegenheit, wenn vielleicht gerade ein Stück Geld zu verdienen ist. Wie diese Arbeit dann ausfällt, darüber hüllen wir uns in Schweigen. Der Arbeitgeber denkt: einmal hineingefallen, nicht wieder! Bei höher, phantasiereich angelegten weiblichen Naturen fehlt auch fast nie der Drang, zur Bühne zu gehen,

der Schauplatz eines ständig, lichtbildartig wechselnden Gelegenheitsarbeiterinnen — sagen wir leidet häufig — Proletariats. Jede denkende Frau sollte darum dem Unwesen der Gelegenheitsarbeiterin energisch entgegentreten, mangelhafte, flüchtige, ungenügende Arbeit abweisen mit den Worten: Wer nichts Rechtes gelernt hat, für den ist der geringste Lohn zu hoch! Ferner gilt es, die Kinder, auch Mädchen aller Gesellschaftsklassen, so zu erziehen, daß sie wenigstens in einer Sache, einem Berufe, und sei es der bescheidenste, etwas Tüchtiges, wirklich Gutes leisten. Jeder Mensch, und auch der unbegabteste, hat doch zumeist eine Befähigung, Arbeitsneigung, die ihm persönlich lieb ist. Nutzloses Umherpfuschen in den verschiedenen Berufen aber sollte verhindert werden. Besonders



Abb. 26. Frauenkleid mit faltigem Doppelrock und Westreifeinsatz.

die Frauen, die leider häufig in Nebensächlichkeiten sich zerstreuen, bedürfen dringend der Konzentration, um im Leben vorwärtszukommen.

Schauspielerin, Sängerin, sei es auch nur Statistin, mit einem Wort: Künstlerin zu werden. Winzig kleine Talente, die in jedem Fach Gastrollen geben, immer von goldenen Bergen träumen, die ihnen nicht der jetzige, aber sicher der nächste Beruf einbringen wird. Vom Mädchen für alles an, das kaum gelernt hat, den Besen zu führen, aber ihre bisherige Stellung verläßt, weil sie sich „verbessern“ will, wie im Dienstbuche steht, bis hinauf zu den landläufigen, höheren, endlich kunstfertigen, künstlerischen Berufen der Frauen, immer mit mehr oder weniger Unterschied, häufig das gleiche Bild: ständiger Arbeitswechsel und Erhoffen, Ausschauen nach günstigeren, einträglicheren, leichteren Positionen. Klagen der Arbeitgeber über mangelhafte Leistungen, ständiger Wechsel, manchmal ein förmliches Gastieren des Personals. Am Ende auch von nicht zu unterschätzender Einwirkung auf Charakter und Sinnesart der Arbeiterinnen selbst: Flüchtigkeit, Hang zur Unsolidität, anezogen durch häufige längere Pausen zwischen den Arbeitsperioden sind beinahe selbstverständliche Folgen. Der sonst so Unheil herausbeschwörende Krieg hat hier in letzter Zeit allerdings manche erfreuliche Wandlung geschaffen. Die Arbeit ist knapper geworden, und man sucht gemeinhin gute Stellen festzuhalten. Aber trotzdem sind besonders größere Städte nach wie vor

## Sollen wir Trauerkleider tragen?

Von Alice Kemp.

Während bei den unzivilisierten Völkern die Äußerung der Trauer sich häufig in sehr heftigen Kundgebungen darstellt, tritt sie bei den Kulturmenschen in einer äußerlich recht gemilderten Form dem Unbeteiligten entgegen. Wie sehr wir aber auch versuchen, in Zeiten tiefer Trauer unseren Schmerz vor fremden Blicken zu verschließen, uns nach Möglichkeit der Einsamkeit zu ergeben, so sehr verlangt es uns doch danach, auch unsere äußere Erscheinung vor der Mitwelt der ernsten Stimmung unseres Gemüts anzupassen. Die drastischen Mittel der Völker des Altertums, die durch Zerreißen der Kleider, durch Bestreuen des Hauptes mit Asche, Entfagung von Schmutz und Keilichheit, Abschering des Haupt- oder Barthaars ihrer maßlosen Trauer Ausdruck zu geben versuchten, eignen sich naturgemäß nicht mehr für die moderne Zeit. Nur in der Wahl der schwarzen Trauerfarbe, die wir zur Herstellung der Trauergewänder ausschließlich verwenden, kommt der düstere Ernst unserer Gedanken zum Ausdruck. Schon den Griechen und Römern galten die schwarzen Stoffe als Zeichen der Trauer.



Abb. 27. Gebüfelte Leibblende. Man schlägt 20 Luftmaschinen auf und häkelt darauf 1 Reihe tunessisch. 2. Reihe: Die Maschen werden von hinten aufgenommen, damit sich das Häkchen bildet. 3. und 4. Reihe: Blatt tunessisch gebüfelt. 5. Reihe: Die Maschen werden von hinten aufgenommen wie bei der 2. Reihe. Es müssen 16 solcher Streifenmuster entstehen. 18 mal wird aufgenommen, bis 56 Maschen geworden sind. Abwechselnd 1. und 2. Reihe wird immer aufgenommen. Dann wird ohne Zunehmen gebüfelt, bis 25 Streifenmuster erreicht sind. Der Schluß der Binde wird gearbeitet wie der Anfang, nur daß statt des Zunehmens abgenommen wird. Den Abschluß der Binde bildet ein fester gebüfelter Rand. Die Binde erfordert 170 g Sportwolle.



Gelb war die Trauerfarbe der Ägypter, während die Chinesen neben blauen und grauen Trauerkleidern vorzüglich solche von weißer Farbe tragen. Die täglich erscheinenden Verklüfteten, die Zeugnis davon ablegen, wieviel mutige deutsche Krieger ihr Leben opfern mußten bei dem siegreichen Vordringen unserer Truppen, lassen die modische Regelung der äußeren Trauer aktuell erscheinen für alle die, denen der Krieg unerbittlich das teuerste Gut ihres Lebens geraubt. Man hat in der letzten Zeit vielfach die Frage erörtert, ob die Hinterbliebenen eines auf dem Felde der Ehre fürs Vaterland gefallenen Helden sich in die althergebrachte schwarze Trauerwandlung kleiden, oder ob sie zu ihrem gewohnten bunten Anzuge eine Armbinde tragen sollen, die durch Stickerei oder Inschrift ihren herben Verlust, den sie um des Vaterlandes willen erlitten, ankündigt. Schon Monate sind ins Land gezogen, seit der uns aufgezwungene Krieg gewaltige Opfer an kostbaren Menschenleben von uns fordert. Aber außer in den Zeitungen habe ich bis jetzt noch keinen derartigen Trauerschmuck in der Wirklichkeit gesehen. Ernst und still ist das Straßenbild, das sich uns darbietet, im schroffen Gegensatz steht es zu dem des kaum vergangenen Sommers mit seiner heiteren Leichfertigkeit. Viele Frauen sehen wir gemessenen Schrittes an uns vorüberwandeln, die Glieder in düsteres Schwarz gehüllt, die blassen Sorgengesichter umrahmt und verhüllt der starre Trauertrepp. Den Frauen ward das Vorrecht, durch ihre äußere Erscheinung Freud und Leid in erhöhterem Maße zum Ausdruck zu bringen als der Mann. Wir dürfen ihnen nicht grau sein, daß sie jetzt durch den Ernst ihrer Erscheinung uns eindringlich daran gemahnen, daß wir in schweren Zeiten leben, daß selbst der glänzendste Sieg nie und nimmer mehr erfochten werden kann ohne das Opfer zahlloser Menschenleben. Inmitten unserer Gesellschaft hatte sich schon längst eine Partei gebildet, die das mahnende Wort des Todes ungehört an sich vorüberdönen lassen wollte, die sich gegen das Tragen von Trauerkleidung zur Ehrung eines Dahingeshiedenen absprechend äußerte. Sie wollte in diesem Leben, das ohnehin genug des Schweren für jeden Erdenbürger mit sich führt, nicht sich und ihren Mitmenschen die Stimmung verderben durch den düsteren Anblick schwarzgekleideter, treppumwogter Gestalten. Diese Gedanken entspringen aber einem trassen Egoismus und richten sich dieses unethischen Motives wegen von selbst. So wie das Leben der zivili-

sierten Völker sich nach bestimmten gedruckten und ungedruckten Gesetzen vollzieht, so müssen wir auch die notwendigen Begleiterscheinungen unserer Schmerz- und Freudenäußerungen den Anordnungen einer vernunftgemäßen, anerkannten Mode unterwerfen. Gewiß bleibt dem Gefühl, dem persönlichen Geschmack stets noch das letzte, ausschlaggebende Wort zur Entscheidung dieser Frage vergönnt. Die Mode des kommenden Winters, soweit man in dieser ersten Zeit überhaupt von einer Mode sprechen kann, wird neben der schwarzen Farbe alle dunklen Töne wie Violett, Marineblau und Dunkelweinrot bevorzugen. Die Vorliebe entspringt aus dem Wunsche, sich dem existenz Straßenbild, das so viel Trauernde aufweist, harmonisch einzugliedern. Auch aus Gründen der Sparsamkeit, die für fast jedermann gegenwärtig die zwingende Notwendigkeit ist, wird sich die dunkle Kleidung empfehlen. In der letzten Zeit ist in Wort und Schrift allerdings sehr viel gegen die übertriebene Konomie zu Felde gezogen worden. Die wirtschaftlich Starke sollen durch übermäßige Zurückhaltung ihrer Aufträge nicht in unnötiger Weise die in der Industrie Beschäftigten zur völligen Arbeitslosigkeit verdammen. An sie ergeht die eindringliche Mahnung, sich in der Garderobe keine allzu große Beschränkung aufzuerlegen. Aber selbst wenn sie diese Mahnung beherzigen, so werden sie sich doch vorzugsweise der schwarzen oder dunkelblauen Stoffe bedienen, und der farbenfrohen Mode der letzten Jahreszeiten einen Abschiedsgruß zursprechen. Es kann nicht in ihrer Absicht liegen, durch grellfarbige Reflexe das harmonische Bild des getragenen Ernstes, das über unserer Heimat ausgebreitet ruht, zu zerstören und durch eine gewollte Buntheit die Gefühle derer zu beleidigen, die bereits dem Altar des Vaterlandes den Tribut eines teuren Angehörigen zollten. Schwarze und dunkelblau kostüme, Umhänge, Mäntel und Hüte, gemildert durch die erfrischende Mitwirkung des kleidsamen Weiß; das ist die kennzeichnende Note dieses Winters. Lehnen wir uns nicht dagegen auf, kämpfen wir nicht gegen die überkommene Sitte der schmucklosen schwarzen Trauerkleidung. Bevorzugen wir für die Gegenwart und die nahe Zukunft die dunklen Farben, damit wir schlicht und anspruchslos gekleidet in herzlicher Sympathie denen entgegen treten können, denen der Krieg Nahestehende geraubt oder die er durch soziale Not in Kummer und Harm gestoßen hat, und die er Rettung und Hilfe heischend, sich an uns wenden.

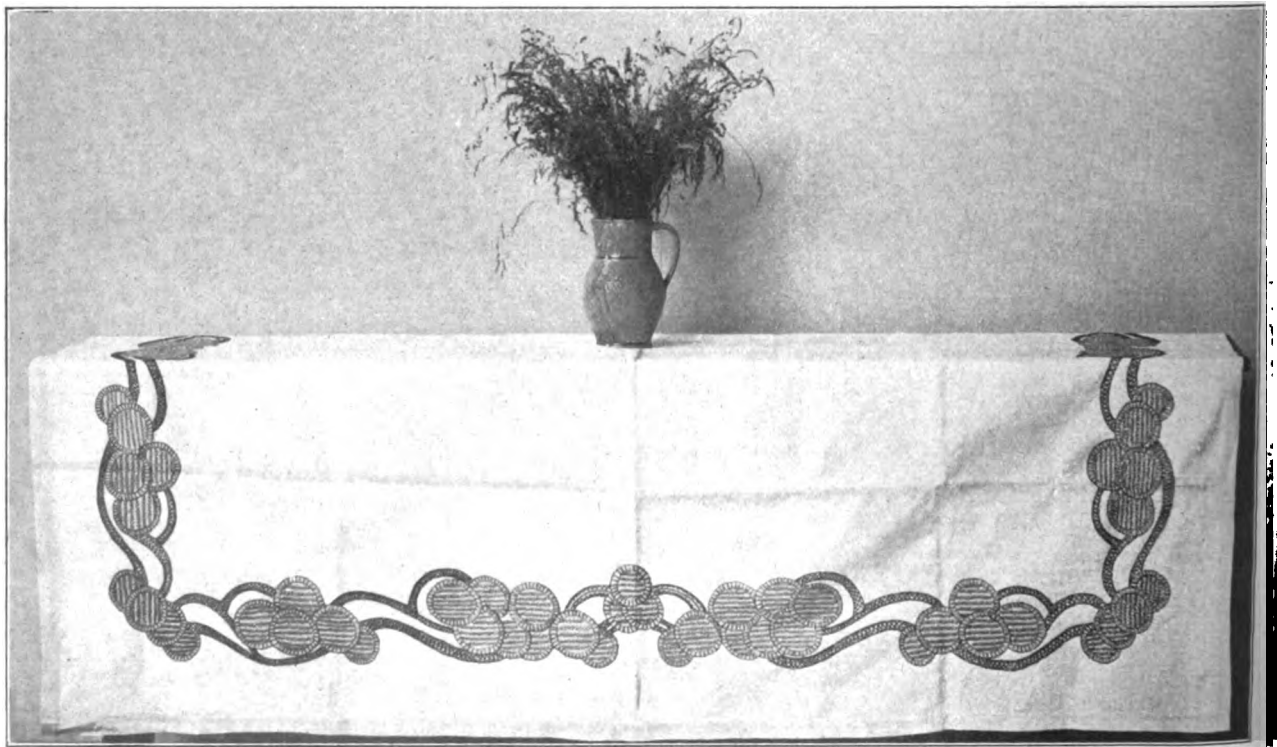


Abb. 24. Kaffeetischdecke mit leichter Stickerei. Werkstätte D. Wübiral und Seeligmüller, Weimar. Die Konturen werden in Stickstoff ausgeführt und mit leichten Perlen ausgefüllt. Braunes und gelbes Pergarn zu verwenden. Tischmüster gegen Entsendung von 1,40 Mark (2,25 Kronen) erhältlich durch die Geschäftsbücherei des Universitums, Leipzig, Inselstraße 22. Phot. Perlefeld.

# Für unsere Frauen.

## Deutsche Spitzen und handgenähte feine Wäsche. Von Sophie Charlotte Elleram.

Die Fürsorgetätigkeit der Frauen — abgesehen von aller direkten Wirksamkeit für Soldaten und Verwundete — setzte seit Beginn des Krieges auf den verschiedensten Gebieten ein. Neben allen Bemühungen zur Steuerung und Beseitigung der Not der Arbeitslosen, der Fabrik- und der Heimarbeiterinnen wandte sich die Aufmerksamkeit der Helfenden sehr bald den Frauen und Mädchen der höheren Stände zu, die durch den Krieg in eine schwer bedrängte, oft schier verzweifelte Lage kamen. Zahllose, schon in Friedenszeiten auf wirtschaftlich schwachen Füßen stehende Existenzen sahen sich jetzt dem Elend gegenüber. Frauen, die als Künstlerinnen und Kunstgewerbetlerinnen, Musik-, Rezitations-, Sprach- und Turnlehrerinnen ihren Unterhalt erwarben, waren jetzt ohne jeden Verdienst. Aufträge wurden zurückgezogen, Stunden abgesagt oder nach den Sommerferien gar nicht wieder aufgenommen. Um der Not des Augenblicks vorzubeugen, wurden zahlreiche „Kriegsheime“ eingerichtet für solche, die wegen rückständiger Miete ihre Wohnung oder das Pensionsheim verlassen mußten; in den Notstandsküchen für den Mittelstand konnten sie für geringen Preis (30 Pfennig pro Portion) nahrhafte Mittagkost finden, nachmittags und abends zum Teil unentgeltlich eine leichte Mahlzeit. Was sie aber alle am dringendsten suchten und erbat: Arbeit, Verdienst irgendeiner Art, auf irgendeinem Gebiete, wenn auch in bescheidenstem Maße, das zu schaffen war ungleich schwerer. Der Hilfsbund für gebildete, bedürftige Frauen und Mädchen, den Frau Dr. Wasbuhli in Berlin ins Leben rief, bemüht sich seit Jahren, Frauen, die leider für keinen Beruf vorzubereitet sind, arbeitsfähigen Gelegenheitsverdienst zu verschaffen. Auch in der Auskunftsstelle für Frauenberufe ist unter den Rat-Suchenden — namentlich aller Frauen über 25 Jahre — ein großer Prozentsatz derjenigen, die in keiner Weise beruflich geschult sind und durch die verteuerten Lebensbedingungen doch „verdienen“, wenigstens „zuverdienen“ müssen. Auf die Frage, welche Erwerbsmöglichkeit sie ins Auge faßten, lautet die gewöhnliche Antwort: „Vielleicht mit Maschinen-Nähen.“

— Immer wieder muß dann aufklärend und entmutigend darauf hingewiesen werden, wie gering der Verdienst auf diesem Gebiete ausschaut und welche anstrengende Ausdauer er selbst für geübte Näherinnen erfordert, die, vom Morgen bis in den Abend an der Maschine sitzend, weder Haushalt noch Kinder zu besorgen haben, sich kaum Zeit für ruhige Mahlzeiten lassen, um einen einigermaßen nennens-

werten Wochenlohn zu erzielen. Ganz anders aber lautet die Auskunft, wenn die eine oder die andere ihre Fähigkeit im Handnähen feiner Wäsche rühmt. Seit einer Reihe von Jahren ist in den Kreisen der Begüterten wieder Nachfrage nach handgenähter feiner Wäsche, die hoch im Preise steht. Die großen eleganten Wäsche-Konfektionsgeschäfte bezogen solche feine Wäsche für ihren verwöhnten Kundenkreis ebenso wie die Spitzen aus Belgien und Frankreich, und Millionen gingen so jährlich außer Landes; eines der bedeutendsten Wäsche-Engrosengeschäfte Berlins schickte sogar Stoffe nach Belgien, um die Wäschestücke dort arbeiten zu lassen. In den Beguinenhöfen in Gent und Brügge und in Mecheln, auch in Zuchthäusern in Belgien, unter den Heimarbeiterinnen der Städte finden sich die Feenhände, die kleine Wunder aus Spitzen, die sie klöppelten und nähten, und aus feinsten Waschstoffen herstellen. Schon vom 6. Jahre an werden die kleinen Mädchen in der feinen Handnäherei unterwiesen. Ähnliches gilt für Frankreich und Italien. Der Krieg machte einen Schnitt in alle diese Beziehungen. Einsichtsvolle und erfahrene Frauen, Mitglieder des Deutschen Hygeum-Klubs, der alle Fraueninteressen und Bestrebungen fördert, hielten den Zeitpunkt für günstig, diese ausländische feine Wäsche — immerhin ein vielgekaufter Luxusartikel, trotz Kriegszeiten — durch deutsche Arbeit zu ersetzen, seine Handnäherei auch in Deutschland wieder als Erwerbszweig einzuführen. Denn diese Geschicklichkeit der Frauenhände war bei uns nur verschüttet, erschlagen durch die Maschinen, wie so manche alte Kunstfertigkeit. So wurde vor ein paar Monaten eine „Nähtube für handgenähte feine Wäsche“ aufgemacht unter der Leitung von Frau Julius Reichenheim und ihrer Schwiegertochter, die — selbst Meisterin in diesen Arbeiten — Schule bilden und die nötige Anleitung geben konnten. Frau Julius Reichenheim steht seit einigen Jahren mit Erzellenz v. Hausmann und Frau Justizrat Mühsam an der Spitze der Deutschen Spitzenschule, die sich seitdem außerordentlich entwickelte, so daß in der Spitzen-Ausstellung 1913 im Abgeordnetenhaus für mehr als 12 000 Mark deutsche Spitze verkauft wurde.

Durch Wanderlehrerinnen wurden in Sachsen, im Harz, in Oberschlesien, in Baden, Bayern und Posen Spitzenschulen eingerichtet und Arbeiterinnen dort geschult. Zu dem Arbeitsausschuß für die „Nähtube für feine Handnäherei“ gehört Erzellenz Gräfin Helene Harrach, die erste Vorsitzende des Deutschen Hygeum-Klubs, ebenso wie Hedwig Hehl, die geschäftsführende Vor-

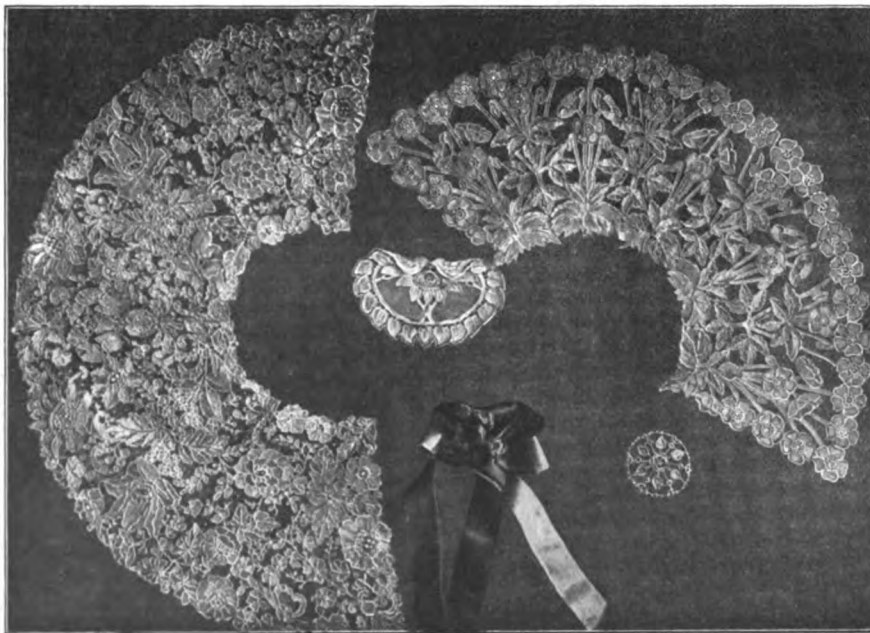


Abb. 29. Handgearbeitete deutsche Spitzen und Spitzenfiguren. Phot. Alice Nagborski.



Abb. 30. Handgearbeitete Untertaillen. Phot. Magdorff.

sitzende, und Marie v. Bunsen, die die letzte Anregung zu dem Werke gab. Das bedeutendste Wäsche-Engros-Geschäft am Plage, die Firma van Vienen & Fischbein in der Burgstraße, wurde für den Plan gewonnen und stellte einen großen Arbeitsraum unentgeltlich zur Verfügung. Eine kleine Anzahl wirklich geschickter und gebildeter Frauen —

Offizierstöchter, Künstlerinnen und andere — fand sich nach peinlicher Ausmusterung: unter hundert erwiesen sich etwa zehn als geeignet; sie wurden in kurzer Zeit geschult und arbeiteten von 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags mit einstündiger Mittagspause für einen Tageslohn von zwei Mark. Für einen ganz geringen Preis wurde ihnen Gelegenheit zu einer schmachhaften Mahlzeit in der nahegelegenen „Krankentüche“ der Frau vom Rath geboten. Sie alle rühmten die überaus reizvolle Arbeit. Das Resultat nach kaum zweimonatiger Arbeit war glänzend. In dem schönen neuen Hause des Deutschen Lyzeum-Klubs wurden die Erzeugnisse ausgelegt in der „Weihnachtsausstellung der Kommissionen und der Kriegsfürsorge-Abteilung des D. L. Kl.“, die drei Tage nach der Einweihung des neuen Hauses am Küpfer-Platz 8 eröffnete. Feinste Damen-Tag- und Nachthemden, Untertaillen, Pöte, Umlegefragen und Manschetten, Frisierjacken, Taschentücher, Kinderwäsche, Kaffeedecken, Eiservietten usw. waren angefertigt und wurden zu angemessenen Preisen verkauft, in wenigen Tagen für etwa 1500 Mark. Die verarbeiteten Spitzen und Einfäße waren von der Deutschen Spitzenschule bezogen. Da so jeder Zwischenhandel ausgeschaltet war, konnten die Sachen immerhin billiger verkauft werden, als gleichwertige Wäschestücke, die, aus dem Auslande eingeführt, hier in eleganten Läden verkauft werden. Bei einem Nachthemde mit Aufschlag von 33<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Proz. auf die Herstellungskosten betrug der Unterschied zirka 18 bis 20 Mark. Natürlich ist eine kaufmännisch durchgearbeitete Ausgestaltung notwendig, wenn hier dauernd ein neues Beschäftigungs- und Erwerbsgebiet für zahlreiche fleißige und geschickte Frauenhände eröffnet werden soll. Enge Verbindung mit Industriellen ist die Vorbedingung; jeder Charakter von Wohlfahrtsbestrebung muß ausgeschaltet werden, wenn sich aus dem kleinen, zielbewußt und energisch durchgeführten Anfangsversuche etwas Großzügiges entwickeln soll. Der Beweis ist erbracht, daß Frauen aus verschiedenartigen Verufen und Berufslose mit gutem Willen und etwas angeborener Geschicklichkeit das Handnähen feiner und feinsten Wäsche leicht erlernen können, wenn sie auch fürs erste darin nicht mit der verblüffenden Geschwindigkeit belgischer Hand- und Spitzennäherinnen konkurrieren können. Ihre Majestät die Kaiserin und Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Kronprinzessin interessieren sich lebhaft für das Unternehmen, sie machten Einkäufe und neue

größere Bestellungen. Nur an den gestellten Aufgaben können die Leistungen wachsen, welche die Großkaufleute überzeugen sollen, daß sie in Deutschland ihren Bedarf an feiner handgenähter Wäsche ebensogut wie im Auslande decken können. Für deutsche Frauen ist es eine ernste Aufgabe, bei Einkäufen deutsche



Abb. 32. Kragen für Kinder, handgenäht mit Falten, Pöhsaum und klar eingefügtem Röhreleinfäße. Phot. Alice Magdorff.

Ware zu fordern und nach Kräften die Arbeitslosen durch Bestellungen zu unterstützen. Neben der Luxuswäsche wurden in der Ausstellung auch Arbeiten aus der Nähstube des „D. L. Kl.“ gezeigt, die zu Beginn des Krieges eingerichtet wurde mit dem Zweck, arbeitslose Näherinnen, Schneiderinnen und Heimarbeiterrinnen zu beschäftigen. Eine Spezialität wurde die Anfertigung allerliebster Kinderkleider aus Resten. Viel Militärwäsche, aber auch Damenleib- und Bettwäsche wurde gearbeitet, zum Teil durch hübsche Handfräseereien wertvoll verziert. Kürzlich erfolgte von einer hiesigen Firma ein Auftrag auf 150 elegante Damen-Abeanzüge. Auch hier herrscht unter den Leiterinnen, den Vorarbeiterinnen und den Maschinennäherinnen ein erfreulicher Geist der Zufriedenheit und des gemeinsamen Interesses am Fortbestand und der Entwicklung auch dieses kleinen Unternehmens. Viel Werte werden gehoben in dieser großen und harten Zeit, und Zukunftsaal wird ausgestreut in die Ackerfurchen, durch die die Pfugfchar allgemeiner und persönlicher Not ging. Möchte die Ernte gefegnet sein!

**Zur „neuen deutschen Mode“.**

Nicht nur der Krieg mit Frankreich hat den Unwillen gegen den Einfluß der französischen Mode zutage gefördert, sondern lange vorher schon hat er sich bemerkbar gemacht, weil die Modetorheiten ihren Gipfel erreicht hatten und einen Charakter annahmen, der etwas Dirnenhaftes hatte. Der mondaine Zug in der letzten Mode ist dem eigentlichen Wesen der deutschen Frau völlig fremd. Er wird bei ihr zur Unnatur. Ihre ganze Erscheinung, der Körperbau, die ernstere, schwerere Art stellte sie von jeher im Gegensatz zur Französin. Liegt in der kraftvollen deutschen Ruhe nicht eine besondere Schönheit, die sich mit der leichten französischen Grazie wohl messen kann? — Warum besitzen deutsche Frauen so wenig Stolz, so wenig Selbstbewußtsein, daß sie in Feindesland betteln gehen, statt den eigenen Wert zu pflegen? Das waren die Fragen, die von allen denjenigen gestellt wurden, die in neu erwachtem Nationalgefühl sich ihres Wertes und ihres Deutschtums bewußt geworden waren. Und gleichzeitig wurden zweifelnde Stimmen laut, die Stimmen derer, die es den Deutschen nicht zutrauen, daß sie eine eigene Mode zu schaffen wüßten. Was aber denkt man sich unter einer „deutschen“ Mode? Gibt es überhaupt einen „deutschen Stil“, frei von ausländischen Einflüssen, den wir dauernd



Abb. 31. Kinderkleid mit reichem Faltenkragen und Röhreleinfäßen, handgenäht. Phot. Alice Magdorff.

für unsere Mode anwenden könnten? — Und wenn es einen gäbe, was erreichten wir damit? Einseitigkeit. Da aber Mode gleichbedeutend mit Wechsel ist, wäre das der Tod der Mode. Es kann natürlich nicht unsere Absicht sein, für alle Zeiten die internationalen Beziehungen aufzugeben, bewußt darauf hinzuwirken, daß unsere Mode sich um jeden Preis von allein, was anderswo Mode ist, unterscheidet. Aber daß das Bestreben der deutschen Industrie und der deutschen Künstler, Eigenes, Bedeutendes auf diesem Gebiete zu schaffen, freudig zu begrüßen ist, das ist fraglos. Es wäre eine undankbare Sache, für die Entwicklung dieser Bestrebungen Bestimmtes vorauszusagen — wir möchten diese nur aufmerksam verfolgen und unseren Leserinnen ab und zu über das Ergebnis in Wort und Bild berichten. Eine beratende Modenkonferenz hat schon gegen Ende des vergangenen Jahres in Berlin stattgefunden. Außerdem hat der Deutsche Werkbund einen Ausschuß für Modenindustrie gebildet, der zunächst sich mit dem zu verwendenden Material befaßt, und von dem man später gewiß auch einmal eine interessante Kleiderschau erwarten darf. Lange schon tritt ja der Verein für Frauenkleidung und Frauenskultur für eine Loslösung von Paris ein. Seine Forderungen: Gebiegenheit des Materials, gute Ausführung, sinnvoller Schmuck und zweckmäßiger Schnitt, werden auch für die künftige deutsche Mode bestimmend sein. Die deutschen Frauen aber müssen mithelfen, uns späterhin vor Verirrungen zu bewahren, wie wir sie im vergangenen Jahre beobachten mußten. Sie müssen sich freimachen von törichter Nachäfferei der Ausschreitungen der Pariser Demimonde, müssen selbst eine Empfindung bekommen für das, was zu ihrer Art und zu ihrem Wesen paßt und sich mit ihrer Würde und Gefinnung in Einklang bringen läßt. Aus der Reihe der praktischen Versuche zur Schaffung deutscher Kleider greifen wir drei Entwürfe von Frau Rosa Gerlach-Charlottenburg heraus und führen sie unseren Lesern im Bilde vor. Da ist zunächst ein sehr hübsches

Mädchenkleid (Abb. 33), geschaffen unter Anlehnung an ein litauisches Motiv: die Margine. Das Überkleid ist mit Verschmürung geziert, der Metallgürtel und der Schmuck aus Holzperlen wirken ebenso grazios wie der Spigentragen und die Aufschläge der halblangen Ärmel. Der Schnitt des Kleides ermöglicht freie Armbewegung. Das Festgewand (Abb. 34) weist reichen Schmuck durch die gestifte Stola auf, die ein Stuartragen am Halbe abschließt. Es ist für Frauen gedacht, während das Kleid mit Schofstaille (Abb. 35) sich für junge Damen eignet. Solche Entwürfe sind freilich zunächst nur Vorläufer einer Entwicklung, aber sie erscheinen doch nicht uninteressant. Im übrigen bleibt abzuwarten, wie die deutschen Bestrebungen auf dem Gebiete der Kleiderkunst sich weiter entwickeln werden, und ob es gelingen wird, sie dauernd von dem Einfluß der französischen Halbweltmode freizuhalten.

### Wirtschaftlichkeit.

Es ist so viel geredet und geschrieben worden von den Pflichten, die eine große und schwere Zeit uns auferlegt, und von dem einmütigen Willen des deutschen Volkes, sie zu tragen und Opfer zu bringen. Es sind auch Millionen Hände tätig am Liebeswerk, und falsch wäre es, nicht anzuerkennen, daß auch die Frauen viel und Bewundernswertes geleistet haben, diejenigen besonders, die mitten im öffentlichen Leben und in sozialer Tätigkeit stehen und schon immer gestanden haben. Und doch, wenn man sich die Frage vorlegt, ob die deutsche Frau wirklich ihren Aufgaben in dieser Zeit voll gewachsen ist, so muß man leider, wenn man die Menge der Frauen aller Stände ins Auge faßt, mit einem „Nein!“ antworten. Wohl ist die Bereitschaft, zu geben und zu helfen, allenthalben groß, aber — so merkwürdig der Vorwurf für die deutsche Hausfrau klingen mag — es fehlt der deutschen Frau an Wirtschaftlichkeit. Wirtschaftlichkeit ist nämlich mehr als Staub wischen und die Milch nicht überkochen



Abb. 33. Mädchenkleid mit Überkleid. Anlehnung an die litauische Margine.



Abb. 34. Deutsches Festgewand.  
Entwürfe von Frau Rosa Gerlach, Charlottenburg.



Abb. 35. Kleid mit Schofstaille.

lassen; Wirtschaftlichkeit ist ein kluges Übersehen der Lage, ein zweckmäßiges und restloses Ausnutzen der zur Verfügung stehenden Mittel. Es sind schon seit einer Reihe von Jahren Stimmen laut geworden, die der Wirtschaftlichkeit das Wort redeten, und diese sind leider nur zu wenig beachtet worden. Dazu gehören alle Versuche, den Frauen

Interesse an der Nahrungsmittelchemie beizubringen, sie über die richtige Zusammenstellung und Ausnutzung der Nährstoffe zu unterrichten. Ganz sind ja die Worte der Mahner nicht verhallt, aber sie haben doch nur langsam ein wenig Einfluß gewonnen, und Tausende von Frauen ließen sie völlig unbeachtet. Heute aber wären wir froh, wenn in weiten Kreisen ein lebhafteres Interesse für die volkswirtschaftliche Bedeutung der Ernährungsfrage und mehr Vorkenntnis auf diesem Gebiet vorhanden wäre, mehr Verständnis für die große und wichtige Forderung der Zeit: Haushalten! Alle Mahnungen zur Sparsamkeit sind von Tausenden von Frauen, die nicht durch höchste

Not dazu gezwungen wurden, in den Wind geschlagen worden. Wäre es sonst möglich, daß in diesem Jahre an Weihnachten mehr Kuchen gebacken wurde als je zuvor? Wäre es sonst möglich, daß zahllose Frauen sich in den Konditoreien drängen und sich aus Bequemlichkeit, anstatt zu kochen, mit Kaffee und Kuchen ernähren? Wir wollen annehmen, daß es meist Gedankenlosigkeit und Unachtsamkeit ist, die die Frauen sich in solcher Weise verjüngend läßt. Denn nicht nur könnte das Geld, das für wertlose Nüchereien ausgegeben wird, für wertvolle, dem Körper zur Erhaltung notwendige Bestandteile verwendet werden, sondern es mindert ein jedes Stückchen Kuchen den Vorrat an Weizenmehl und verringert so die Möglichkeit, den Aus Hungersplan unserer Feinde zunichte zu machen. Was kann es nützen, daß Volkswirtschaftler und Statistiker die genauesten Berechnungen über die Volksernährung aufstellen, wenn nicht diejenigen, in deren Händen die Wirtschaftsführung liegt, die Frauen, sich den notwendigen Forderungen der Sparsamkeit unterordnen? Draußen verströmt das Blut deutscher Felder, draußen dulden Hunderttausende um unserer Ruhe willen Kälte, Nässe und Gefahr, und bei uns soll es am Willen fehlen, uns wirtschaftlich vernünftig einzurichten? Das dürften sich die deutschen Frauen nicht nachsagen lassen! Die Einsichtigen unter ihnen tun ja auch alles Mögliche, um Aufklärung zu verbreiten. Der Nationale Frauenverein gibt Merkblätter für die Volksernährung und einen Nothausplan für die Kriegszeit heraus. Frau Hedwig

Hehl hat ein kleines Kriegslocherbuch zusammengestellt (Verlag E. Habel, Berlin; 15 Pf.), dessen billiger Preis jedem die Anschaffung ermöglicht; in einzelnen Städten, wie z. B. Hamburg, finden Nothstandsunterweisungen statt, die Verständnis für die wichtigsten Fragen in weite Kreise tragen sollen, und in allen Tageszeitungen lesen wir wieder und wieder belehrende Artikel.

Es ist an den Frauen, dafür zu sorgen, daß sie nicht nur gelesen und dann vergessen werden. Überaus wichtig ist es, daß unsere und unserer Kinder Gesundheit erhalten bleibt, gehört doch seelische und körperliche Kraft dazu, schwere Lage, wie die gegenwärtigen, stark und ruhig zu ertragen. Daher soll nicht gegeizt werden, aber jede Frau müßte bei der Zusammenstellung des täglichen Speisezettels Rücksicht nehmen: erstens darauf, daß der Körper durch die dargebotene Kost zweckmäßig und genügend ernährt wird, und zweitens, daß möglichst wenig von denjenigen Nahrungsmitteln verbraucht werden, die knapp zu werden drohen. Vor allem ist der Verbrauch von Semmeln, Weißbrot und Weizenmehl einzuschränken, ferner der von Fleisch, namentlich Kalbfleisch, und von Eiern und Sahne. Auch der Verbrauch von Fett läßt sich in vielen Fällen vermindern, und für Reis, Erbsen und Linsen bietet Gerste, Grieß, Hirse und Haferflocken guten Ersatz. Speisereste müssen sorgfältiger als je verwendet und ausgenutzt

werden, und mit den Abfällen werden Tausende fortgeworfen, wenn man sie nicht sammelt und zur Viehfütterung verwendet. All das ist schon oft gesagt worden und kann doch nicht oft genug gesagt werden. Mühten doch unsere Frauen sich täglich mehr der großen Verantwortung und der ernstesten Pflichten bewußt werden, die sie gegenwärtig auferlegt. Und nicht nur im eigenen Haushalt gilt es wirtschaftlich zu sein: wo irgend sich Gelegenheit bietet, aufklärend zu wirken, sollte diese mit Ernst und Eifer ergriffen werden. Ihr deutschen Frauen, sagt es eine der anderen, wie ihr sparen, wie ihr wirtschaften könnt, und bildet so die starke innere Front gegen den Feind jenseits des Kanals, der das deutsche Volk aus Hungern möchte. Wenn ihr recht auf dem Posten seid, wird es ihm nicht gelingen!

werden, und mit den Abfällen werden Tausende fortgeworfen, wenn man sie nicht sammelt und zur Viehfütterung verwendet. All das ist schon oft gesagt worden und kann doch nicht oft genug gesagt werden. Mühten doch unsere Frauen sich täglich mehr der großen Verantwortung und der ernstesten Pflichten bewußt werden, die sie gegenwärtig auferlegt. Und nicht nur im eigenen Haushalt gilt es wirtschaftlich zu sein: wo irgend sich Gelegenheit bietet, aufklärend zu wirken, sollte diese mit Ernst und Eifer ergriffen werden. Ihr deutschen Frauen, sagt es eine der anderen, wie ihr sparen, wie ihr wirtschaften könnt, und bildet so die starke innere Front gegen den Feind jenseits des Kanals, der das deutsche Volk aus Hungern möchte. Wenn ihr recht auf dem Posten seid, wird es ihm nicht gelingen!

### Unsere Handarbeiten.

Der Sinn für handgearbeiteten Kleiderschmuck wird erfreulicherweise wieder geweckt und gepflegt. Reizend in der Wirkung ist unser Blusenbesatz (Abb. 36), der auf blauem Leinen mit mattblauem und gelbem Garn in einfachem Flachstick ausgeführt war. Das Muster wirkt sehr reich. Das Kissen in Micheliou-Stickerie war aus weißem Leinen über lavendelblauer Seide gearbeitet und sieht sehr zart und vornehm aus. Die übrigen mit einfachen, aber geschmackvollen und wirkungsvollen Wollstickereien geschmückten Kissen sind leicht und rasch zu arbeiten. Abb. 37 b war aus grünem Leinen mit schwarzer, grünlichweißer und kirschroter Wolle gestickt. Abb. c schwarzes und weißes Leinen, weiße, schwarze und blauviolette Wolle. Abb. d gelbes Leinen, schwarze und weiße Wolle. Stedtmuster zu unseren Handarbeiten sind nur zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22 und zwar zu Abb. 36 für 80 Pf. (1 Kr.), zu Abb. 37 für je 1,30 Mark (1,60 Kronen). Voreinsendung des Betrages erbeten.

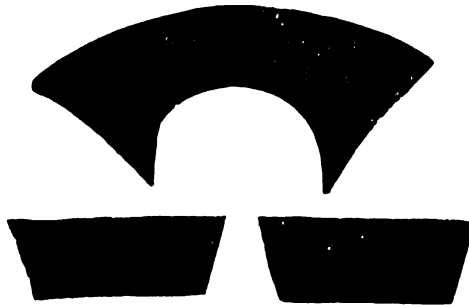


Abb. 36. Gestickter Kragen und Manschetten für eine Bluse. Entwurf und Ausführung D. Seeligmüller-Wibral, Weimar. Phot. Versteib.

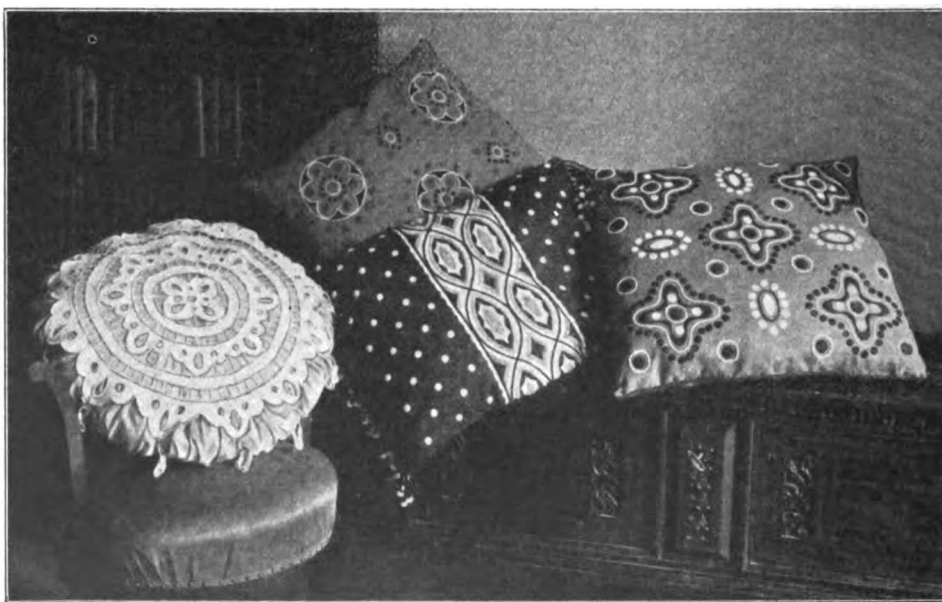


Abb. 37. a Kissen in Micheliou-Arbeit, b c d mit leichter Flachstickerei. Entwurf u. Ausführung. Schwestern-Gatanel, Reichenau (R.-O.).

# Für unsere Frauen.

## Die Ausnutzung der Hausgärten in der Kriegszeit. Von Emma Stropp.

Zu den notwendigen Anpassungen an die durch den Krieg veränderte volkswirtschaftliche Lage Deutschlands gehört die zweckmäßige Ausnutzung der Hausgärten, der brachliegenden Gemeindegartengrundstücke und der Arbeiter- oder Schrebergärten, um durch rechtzeitige und zielbewußte Pflanzung derselben die Volksernährung vorteilhaft zu beeinflussen. Die Gemeinden haben bereits in dankenswerter Voraussicht große, bisher ungenutzte Liegende, für Bauzwecke bestimmte Grundflächen, wie zum Beispiel einen Teil des Tempelhofer Feldes bei Berlin, zum Anbau von Kartoffeln kleinen Privatleuten gegen geringe Pacht zur Verfügung gestellt und die notwendigen Vorarbeiten, Bearbeitung des Bodens, Düngung und Lieferung von Saatkartoffeln, durch Fachleute in Aussicht genommen; ähnliche Maßnahmen werden von anderen Gemeinden vorbereitet. Auch hat sich eine Anzahl gemeinnütziger Gesellschaften vor kurzem zusammengeschlossen, um Auegelande landwirtschaftlich zu verwerten. Allein diese von den amtlichen Stellen eingeleiteten und in der nächsten Zeit durchzuführenden Bestimmungen zur Hebung der einheimischen Kartoffel-, Obst- und Gemüse-Erzeugung genügen nicht, um den Ausfall der bisherigen Einfuhr aus Südfrankreich und die Beschränkung der Zufuhr aus Italien und Holland zu decken. Aus diesem Grunde ist es notwendig, auch die kleinen, in Privatbesitz befindlichen Grundstücke, die Hausgärten und, wo es möglich ist, auch die Vorgärten der Volksernährung durch geeignete Bodenbearbeitung und Pflanzung dienstbar zu machen. An alle Besitzer solcher Gartenflächen geht daher die dringliche Mahnung, in diesem Jahre die sonst so berechtigten Freunde an Blumen- und Rasenschmuck zurück-

zustellen hinter der vaterländischen Pflicht, durch die Beschaffung eines Teiles des eigenen Bedarfes an Frühgemüse und Obst und gegebenenfalls eines gewissen Überschusses, der verkauft oder zu gemeinnützigen Zwecken abgegeben werden könnte, der Volksernährung dienstbar zu sein. Wenn auch in den Stadtbezirken der Großstädte sich diese Absicht nicht immer durchführen lassen wird, da die hohen Häuser den Vor- und Hofgärten zu viel Licht und Sonne nehmen, so gibt es doch auch in ihnen viele nach Süden gelegene, geschützte Hauswände, an denen nach geeigneter Düngung Spalierobst und Heben angepflanzt und Streifen des Gartenlandes für Spinat-, Erdbeer- und Erbsenanpflanzungen ausgenutzt werden könnten. In den Vorstädten und den Kleinstädten dagegen, ganz abgesehen von den großen Gärten auf dem Lande, könnten in diesem Jahre an Stelle der Blumenrabatten und der weiten Rasenflächen Gemüse- und Obstanlagen, ja sogar Kartoffelfelder angelegt werden. Gewiß werden manche Gartenbesitzer sich dagegen sträuben, und ein gewisses Bedauern, schöne Rasenflächen, deren samtgrüner Teppich das Auge erfreute, unzuadern und „prosaischen“ Zwecken dienstbar zu machen, wird verständlich sein. Aber das Allgemeinwohl verlangt auch

dieses, im Vergleich zu den Leistungen und zu der Entbehrungsfähigkeit unserer Truppen so geringe Opfer. Daß es willig gebracht werden wird, nehmen wir in einer Zeit, die so viel Opferfähigkeit gezeitigt, als selbstverständlich an. Da der Anbau von Frühgemüse einer sorgfältigen Vorbereitung bedarf, würde es sich nicht nur empfehlen, sich rechtzeitig mit einem erfahrenen Gärtner in Verbindung zu setzen, sondern auch für die weiten Kreise, die die Kosten hierfür nicht aufbringen können, öffentliche Beratungsstellen zu errichten, für die in den größeren Städten vielleicht die Stadtgärtner heranzuziehen sind, die durch ehrenamtliche Mitarbeit erfahrener Berufs Gärtner Unterstützung finden dürften. Durch solche Hilfsstellen könnte auch der gemeinsame Einkauf bzw. die Abgabe von Samen oder angetriebenen Saatzpflanzen zum Selbstkostenpreise der Gemeinde an unbemittelte Gartenbesitzer in die Wege geleitet werden. Da die Aussaat verschiedener Gemüse bereits im März zu erfolgen hat, ist keine Zeit zu verlieren, um die Vorbereitung des Bodens und dessen Düngung in Angriff zu nehmen; auch ist der Samen baldigst zu bestellen, da die großen Samenzüchter in der nächsten Zeit mit Aufträgen überhäuft sein werden, so daß die Lieferung nicht immer umgehend erfolgen kann. Für kleinere Betriebe empfiehlt es sich auch, um die Ernte zu beschleunigen, Erbsen in flachen Holzkästen im Zimmer heranzuziehen und später auszupflanzen, wenn die Keime etwa Spannlänge erreicht haben. Ohne besondere Vorkenntnis kann man auch Spinat säen, dessen Samen in den Boden kommt, sobald der Frost daraus gewichen ist. Man sät ihn am besten in Reihen von 25 cm Zwischenraum. Der Boden dafür muß aber besonders gut gebüngt und reich an Stickstoff sein. Auch Salat läßt sich früh heranziehen, für kleine Betriebe ebenfalls anfänglich im Zimmer, für größere in Mistbeetkästen, ebenso Kohlrabi und frühe Kohlsorten; für letztere empfiehlt es sich jedoch, den Rat eines Gärtners einzuzuholen, da die Einrichtung der für die nötigen Mistbeetkästen fachmännischer Anleitung bedarf. Für den Anbau von Spalierobst und Erbbeerbeeten werden von großen Züchtereien, wie Heinemann, Haage & Schmidt (Erfurt), Paul Huber (Halle), L. Späth (Baumschulenweg-Verein) usw., genaue Anweisungen gegeben und auch Rat erteilt, welche Sorten sich für die besondere Bodenbeschaffenheit des in Frage kommenden Grundstücks eignen. Jedenfalls ist es jetzt sehr an der Zeit, sich mit dieser für das Volkswohl überaus wichtigen Frage der Ausnutzung von Kleingärten für die Volksernährung zu beschäftigen und Mittel und Wege zu finden, die den örtlichen Verhältnissen der Gemeinde oder des Einzelbesitzes angepaßt sind. Durch den Anbau von Gemüse und Obst auf sonst anderen Zwecken dienenden Bodenflächen kann nicht nur der Einzelne seine Lebenshaltung verbilligen, er vergrößert auch damit das Volksvermögen, und trägt dazu bei, daß die von Berufsgärtnern gezogenen Gemüse unverkürzt



Lied Vaterland magst ruhig sein! Porzellanstatuette „Regimentsmusik“ von Martin Wegand, München.

und dadurch billiger den Ungezählten überlassen werden können, die nicht in der Lage sind, Eigenbau zu treiben und daher von dem öffentlichen Markt abhängig sind. Auch könnten durch diese Maßnahmen große, bisher dem Gemüsebau dienende Landflächen für den Anbau von Brotfrucht frei werden, das wir jetzt so dringend gebrauchen. Aus allen

sarougs; selbst die Töchter des königlichen Stammes üben diese Arbeit aus. Immer kommt dafür Kattun in Anwendung, und zwar seit langem schon eingeführtes Fabrikat. Das Wachs wird auf kleinen Kohlenbecken erhitzt und flüssig erhalten und auf die dazu durch Waschen und Stärken eigens vorbereiteten Stoffe gebracht. Und zwar geschieht dies mit dem Panting,



Abb. 38. Schal aus Seidencrepp mit Batif (grau und blau). Entwurf und Ausführung D. Seeligmüller und D. Wibiral, Weimar.

diesen Gründen geht hervor, wie überaus wichtig es ist, daß die Kleingärten dem Gemüse- und Obstbau nutzbar gemacht werden. Die verhältnismäßig geringe Mühe, die dem Einzelnen daraus erwächst, der Verzicht auf die gewohnte Augenweide an Nasen und Blumenpracht wird aufgewogen durch die freudige Gewißheit, dem Vaterlande zu dienen. Was unsere tapferen Krieger auf blutigem Feld erstreben, den Sieg Deutschlands, können wir, die Dahingeblichenen, durch zielbewußte Arbeit im Dienste unserer gefährdeten Volksernährung unterstützen. Wir brauchen nicht mit blutiger Saat das Kampffeld zu bestellen; friedliche Keime dürfen wir in fruchtbaren Boden sinnen. Aber auch sie können dazu beitragen, den Ausgang dieses furchtbaren Ringens für Deutschland sicherzustellen und die Aushungerungspläne unserer Feinde zuschanden werden zu lassen. Die Mitarbeit aller Kreise aber ist dafür notwendig, darum: Sät beizeiten, auf daß ihr ernten könnt!

### Von alter und neuer Batif-Kunst.

Wohl selten hat eine neue Technik im Kunstgewerbe in kurzer Zeit so viel Beachtung und Interesse gefunden, wie die Batif. Aber nicht nur im Kunstgewerbe, auch in den weitesten Kreisen interessiert man sich dafür, und manche unserer Leserinnen haben sich sicher schon in dieser Kunst versucht. Um so mehr muß es wundernehmen, daß über den Ursprung der Batif sowie über ihre künstlerische Wertung noch so wenig bekannt geworden ist. Daher werden einige Aufklärungen über die Batif, ihre Erfindung und Verbreitung in Deutschland, ihre Vorzüge und Eigenart gewiß von Interesse sein. Batif oder Wachszeichnung auf Stoff ist eine alte, aus Java stammende Technik. Die Javanerinnen verzieren damit von altersher ihre Gewänder, Hüfttöcher, sogen.

einem Kleinen in einen Bambusgriff gesteckten Schöpfkännchen aus Metall, mit verschiedenen weiten Ausflußröhrchen. Mit dem durch diese Röhrchen ausfließenden Wachs zeichnen die Javanerinnen ihre reichen, phantastischen, der Natur entlehnten Musterungen mit erstaunlicher Feinheit auf den Stoff. Bedauerlicherweise fällt aber auch diese edle Technik, wie alle andere Volkskunst, den Einflüssen der Zeit zum Opfer — seit Jahren wird die Batifkunst der Eingeborenen schon für den Export ausgenutzt und können sich diese Erzeugnisse mit den alten, unbeeinflussten nicht mehr messen. Vor ungefähr 20 Jahren wurde die Batiftechnik von dem Künstler Torn-Pricker nach Holland gebracht und dort ausgeübt. Sie fand allmähliche Verbreitung, die in letzter Zeit leider so allgemein wird, daß durch dilettantische Mißverständnisse viel damit gesündigt werden kann. Man kann diese Technik wohl einem veräberten Bedürfnis anpassen, was Material und Färbung betrifft. Der zeichnerische Ausdruck wird immer durch das in Betracht kommende Instrument der Ausübung, den Panting, bedingt sein und bleiben. Ein guter Beweis dafür sind die schönen Arbeiten des Herrn Fleischer-Wymann, Berlin. Dieser Künstler hat durch lange Aufenthalte in Java dieser Technik ihre Geheimnisse der Ornamentik und Färbung innig abgelauscht und entwickelt sie in ausgezeichneter Weise fort. Auch er bevorzugt als Material Kattun. Jedoch erschließt sich, gerade was hinsichtlich Material anbelangt, dieser nun europäisierten Technik der Batif ein sehr weites Feld. Man kann Samt, Seide, Crêpe de Chine, leichte Gewebe verwenden und dem wechselnden Modebedürfnis eine reizvolle Nuance damit einfügen. Die dieser Besprechung beigegebenen Abbildungen zeigen Batifs auf verschiedensten Stoffen. Sie stammen aus der Werkstatt von Derrote Seeligmüller-Wibiral, Weimar. Diese Stücke zeigen besondere Vorzüge



Abb. 39. Batifarbeiten. Entwurf und Ausführung D. Seeligmüller und D. Wibiral, Weimar. a. Schal; b. Tüch aus Batif; c. Beutel aus Spiegelstamm; d. Tasche aus Stamm; e. Kragenschoner; f. runde Tüch aus Kattun.

der Ornamentierung, die die Möglichkeiten der Technik aufs glücklichste ausnutzen. Eine der Hauptbedingungen, einen guten Batik zu erzielen, ist vollkommene Beherrschung einer phantastischen Zeichnung. Schon die Beschaffenheit des Zeichenmittels, des beständig fließenden Wachses, bedingt große Sicherheit der Vorstellung aller Formen und des Endzieles der Dekorierung nach der Färbung. Was nun diese anbelangt, so ist es möglich, durch chemische Färbverfahren eine viel reichere Farbenskala und feinere Abtönung zu erreichen, als wir sie auf den javanischen Batiks finden. Diese zeigen als charakteristischste Farben den Indigo und Catechou, helles Blau, ein kräftiges Rot, Gelb, Schwarz, selten ein Grün. Immer sind die Färbungen sehr rein und kräftig, von einer unbedingten Wasch- und Lichtechtheit. Es werden Holz- und Pflanzenfarben verwendet, und das Färben einer Farbe dauert tagelang unter abwechselndem Sonnen und Spülen oder Besprengen der Stoffe. Die chemischen Färbeprozesse ermöglichen eine weit kürzere Dauer des Verfahrens, eine weit reichere Skala an Misch-tönen und Nuancen. Freilich bedarf es auch hierin langer Erfahrung, um lichtechte, teilweise auch waschechte Farben mit Sicherheit



Abb. 40. Strickschürze aus buntem Satin oder Batist, gleichzeitig Arbeitsbeutel. Modell Grünfeld. Phot. Schneider, Berlin.



Abb. 41. Große Hauschürze aus buntem Satin. Modell Grünfeld. Phot. Schneider, Berlin.

anwenden zu können. Vor dem Färben werden die Stoffe, die mit Wachs bezeichnet sind, in kaltem Wasser eingeweicht und gut gedrückt. Hierbei erhält die Wachsbedeckung jene zarten, reizenden Sprünge, in die bei der nachfolgenden Färbung die Farbe eindringen kann, und die dann am fertigen Stück die charakteristischsten Merkmale der Technik zeigen. Die Färbung erfolgt kalt; jede neue Farbe erfordert neue Wachsbedeckung, und man kann so von Hell nach Dunkel wohl bei guter Erfahrung Farbe über Farbe färben. Jedoch ist es häufig nötig, besonders wenn sehr helle reine Färbungen erzielt werden sollen, nach jeder Färbung das Wachs wieder zu entfernen und die

Dekung in neuer Weise vorzunehmen. Leider wird die Batistechnik oft in dilettantischer Weise gemißbraucht. Ihre Verwendung auf Leder, Holz und Metall ist unsinnig. Die Technik ist zur Dekorierung von Stoff erdacht und empfunden. Die ganze Beschaffenheit des Yanting, seine Ausdrucksmöglichkeit, das Endergebnis eines gut gefärbten Batiks beweisen dies hinlänglich. Man soll als Instrument zu Batik nur den Yanting gebrauchen, bestes Stoffmaterial wählen, die Ausdrucksmöglichkeiten des Yanting, Punkte und Striche zur Zeichnung in erster Linie verwenden. Die Zeichnung nur in den großen Linien (mit Holzlohe) auf den Stoff bringen und dann frei mit dem Yanting eine reiche, wechselvolle Flächenbedeckung erstreben. So kann jeder Batik den Rang eines guten künstlerischen Einzelsüdes erreichen. Nur in solcher Richtung sollte man in die Geheimnisse und Überlieferungen dieser edlen Technik einzudringen suchen, wozu uns manche schöne Stücke in den Sammlungen des Volkswang-Museums in Hagen, des Grassi-Museums in Leipzig usw. die besten Wege weisen. Ausgezeichnete Aufschlüsse über Batik gibt das hervorragende Werk „Die indische Batikunst und ihre Geschichte“ von D. Koeflav

und H. Jahnbohl in Holland. Den javanischen Originalyantings nachgebildete Schöpfkännchen sind zu beziehen durch D. Seeligmüller-Wibiral in Weimar. Unsere Abbildungen geben eine Anzahl wundervoller moderner Batikarbeiten wieder. Auf der Gruppe Abb. 39 weist ein Seidenschal in Grün-Rot ein reiches Punktmuster auf. Die vieredrige Decke, blau und rot, war auf Batist, die runde in Graugrün und Gelb auf Kattun ausgeführt. Reizend wirkt das Samttäschchen in Gelb und Grün, der Pompadour aus Pfläsch in Silbergrau und Rot, während der Kragenschoner zarte blaue und lila Töne aufwies. Von ganz besonderer Schönheit war der Schal Abbildung 39 auf



Abb. 42. Einfache leicht nachzubereitende Hauschürze. Modell Grünfeld. Phot. Schneider, Berlin.



grauem Seidentrepp altblau eingefärbt. Der Mittelgrund ist durch Punktgruppen belebt, und eine Vorderläure, schmal in der Mitte beginnend, umschließt ihn und vereinigt sich auf den Schattenden zu reichem Ornament.

**Die Schürze.**

Von Ola Afsen.

Als das große Beden durch die Lande ging und die Begeisterung der Männer ausloste, fand es auch die Frauen bereit. Die deutschen Frauen drängten sich allerorten, wo rührige Hände gebraucht werden konnten. Und das Kleid der Sorglosigkeit und des Wohllebens verdeckte -- fast ist es symbolisch zu deuten -- die ernste Schürze der Arbeit, ja, sie tat vielfach mehr, sie verdrängte das Kleid des Alltags gegen das ernste Kleid der Pflicht. Anfangs gab es Junge und Unüberlegte, die kamen geschmückt, wie sie es bisher gewohnt waren. Aber wie bald war all der Tand vergessen, wenn sie weißbeschnürt an den Bahnhöfen arbeiten durften, Prote strichen, Getränke an die Wagentüren brachten, als unsere Krieger hinausgezogen. Und sie hatten schon gelernt, ernster und stiller zu sein, als man zarter und doch fleißiger Hände bedurfte, um Labfal aller Art in die Jüge mit Verwundeten zu reichen. Die Hand sorglicher Fräulichkeit macht sich überall bemerkbar. Mit geradezu erstaunlicher Frigigkeit strickt und näht man für die Braven draußen. Mußte doch ein Polizeiverbot dem fleißigen Stricken im Straßenbahnwagen erst ein Ende bereiten. Und jetzt noch sieht man vielfach Backfischlein strickend auf dem Weg zur Schule oder den Fortbildungsstunden. Die Stricknachmittage gehören zu den wohlthätigen Einrichtungen. Sorgen sie doch nicht nur dafür, daß die Stricknadeln eifrig klappern und die Nähnaedel emsig geführt wird, die künstlerischen Darbietungen im Rahmen der Zeit tragen ihr Teil dazu bei, stellung- und brotlos gewordenen Künstlern und Künstlerinnen das Leben zu erleichtern. So ist auch das Strickschürzchen ein Kind unserer Zeit. Neben

seiner Zweckmäßigkeit, das Knäuel -- hier und da das Strickzeug -- zu beherbergen, hat es in zierlicher Ausföhrung als kleidsamer Schmuck auch seinen Reiz. Zindige Köpfe schufen es sogar zwiegestaltig, das Strickschürzchen als Arbeitsbeutel, um die Arbeit bequem mitnehmen zu können und im Nu eine praktische Nähschürze zu haben. (Abb. 40.) Die durch den Krieg hervorgerufenen veränderten Verhältnisse veranlassen viele Frauen zu intensiverer Tätigkeit am eigenen Herd. Die in Haus und Küche notwendig gewordene Tätigkeit gewinnt wieder eine Bedeutung, die teilweise durch eine von Wohlstand genährte Sorglosigkeit ein wenig in Vergessenheit geraten war. Eine achtsame und sparsame Hausfrau sein, ist heute auch eine nationale Pflicht. Es ist schwer, die Dienstboten zu der Ueber-

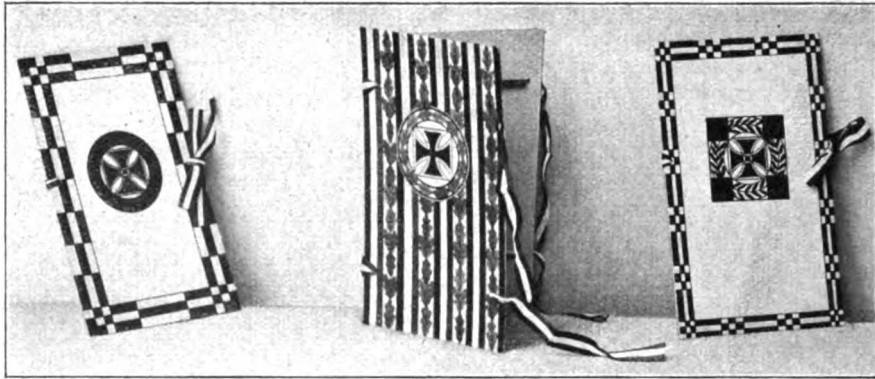


Abb. 43 a, b, c. Kappen für Feldpostbriefe und Kriegserinnerungen, für Zuschneidung oder Stickerei geeignet. Entwurf und Ausführung Else Levin, Charlottenburg. Phot. Perscheid.

zeugung zu erziehen, die Sparsamkeit im Hause sei nicht auf den Vorteil des Arbeitgebers bedacht, sondern komme dem eigenen Werte zugute. So wird das ständige Eingreifen der Hausfrau überall nötig, und damit kommt auch die Hauschürze wieder zu Ehren. In einigen Kreisen betrachtete man bisher das Tragen von Schür-

zen als eine Stillosigkeit und hatte mit dieser Empfindung auch häufig nicht so ganz unrecht. Die Schürze, selbst die zierlichste Tändelschürze, paßte nicht zu den überleganten stichenden Hausgewändern. Jetzt sind wir mehr aufs Praktische eingestellt, und es fiel auch allerlei falscher Prunk den gewaltigen Geschmühen unserer Zeit zum Opfer. Die großen Eindrücke wischen von vielen Dingen die noch vor kurzem reizvolle Politur, so daß sie uns nun in ihrer Nacktheit arm und leer erscheine. Das ernsthafteste Wirken unserer Frauen während des Krieges wird noch lange, lange, wenn Frieden im Lande sein wird, segensbringende Früchte tragen.

**Unsere Handarbeiten.**

Mit sehnsüchtigem, bangendem Herzen werden sie erwartet, mit Jubel empfangen und mit Sorgfalt aufbewahrt, die Briefe, die uns Nachricht bringen von unseren Lieben draußen im Felde. Gewiß werden daher vielen unserer Leserinnen die hübschen Wappen für Feldpostbriefe willkommen sein, die unsere Abbildung wiedergibt. Diese eignen sich sowohl zur Ausschneidung in Malerei als auch in Stickerei und Applikation. Wappe Abb. 43a zeigt ein schwarzes Randmuster, in der Mitte das Eisene Kreuz, mit stilisiertem Lorbeerkranz umgeben, das bei Stickerei auch appliziert werden kann. Abb. 43c ist ähnlich angelegt. Abb. 43b dagegen zeigt ein Grundmuster von schwarz-weiß-roten Streifen und Eichenlaub und ebenfalls das Kreuz in der Mitte. Schwarz-weiß-rote Bänder halten die beiden Wappen-

deckel zusammen, da ein feiner Rücken nicht empfehlenswert ist, weil es ja unbestimmt bleibt, wieviel Briefe die Wappe aufnehmen wird. -- Eine schlichte, einfach zu arbeitende Kaffeedecke zeigt unsere Abb. 44. Ein schwarzer applizierter Rand und ein schwarzes Punktmuster bilden den Schmuck, der dem Service angepaßt ist. Vielleicht eine Anregung für manche geschickte Leserin, eine entsprechende Decke, die mit ihrem Kaffeegeschirr harmoniert, zu entwerfen. Stednmuster zu unseren Handarbeiten sind nun zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Verium in Leipzig, Jüdelstraße 22, und zwar Abb. 43 für je 0,70 Mark (90 Heller), Abb. 44 für 1,50 M. (1,90 Kr.); zu den Batisttaschen und Decken für je 1,80 Mark (2,25 Kr.), zu den Batisttaschen und Kragenschoner für 0,80 Mark (1 Krone).



Abb. 44. Kaffeedecke mit leichter Stickerei und Applikation. Entwurf und Ausführung Frau S. Weiland-Küller, Leipzig, Naßmarkt. Phot. Perscheid.



# Kriegsbeilage für unsere Frauen.



## Unser Kriegs-Preisauschreiben.

Ein unerwartet großer Erfolg war zu unserer Freude unserem Kriegs-Preisauschreiben beschieden. Aus allen Teilen Deutschlands und Österreich-Ungarns gingen täglich Sendungen ein und türmten sich auf unserem Schreibtisch, so daß wir kaum die Arbeit des Prüfens und Sichtens in der kurzen uns zur Verfügung stehenden Zeit zu bewältigen vermochten. Schwierig war auch die Preisverteilung, hätten wir doch gern noch manche Arbeit preisgekrönt, deren Verfasser sich jetzt mit dem süßlichen Honorar begnügen muß. Naturgemäß haben sich in vielen der eingegangenen Artikel die allgemeinen Bemerkungen über Teuerung, Sparpflicht, Englands Aushungerungsplan usw. wiederholt, so daß wir uns genötigt sehen werden, für die zweite Kriegsbeilage, die wir aus den Eingängen zusammenzustellen beabsichtigen, aus den einzelnen Artikeln nur das Wichtigste herauszugreifen zu Nutz und Frommen unserer Leserinnen. Erfreulich war es für uns, zu sehen, wie die Einsenderinnen nach besten Kräften den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden suchten, und daß fast alle Arbeiten von dem ehrliehen Bestreben zeugen, zu beweisen, daß Sparsamkeit noch lange nicht Entbehrung sein muß, und daß wir sehr wohl auch bei einfacher Lebensführung uns und unsere Lieben gesund erhalten können. Preisgekrönt wurden folgende Arbeiten:

1. Preis 50 Mark: Frau E. Krickeberg, Charlottenburg.
2. Preis 30 Mark: Frau Charlotte Ullmann, Berlin-Schöneberg.
3. Preis 25 Mark: Frau Martha Mittag, Niederpoppitz bei Dresden.
4. Preis 15 Mark: Fräulein Frida Flaig, Altensteig i. W.
5. Preis 10 Mark: Fräulein Maria Busse, Regensburg.

Außerdem haben wir eine ganze Anzahl von Arbeiten zum Abdruck erworben. Allen Einsenderinnen sagen wir für das uns bewiesene Interesse unseren herzlichsten Dank und sind zur Prüfung praktischer Ratschläge auch fernherhin gerne bereit.

### ☐ An des Herrgotts Freitisch. Von E. Krickeberg. (Mit dem 1. Preis gekrönt.) ☐

Die Aussicht einer Knappheit gerade unserer gebräuchlichsten Nahrungsmittel in der allernächsten Zukunft und die Notwendigkeit, sparsam mit den vorhandenen umzugehen, laßt uns mit mehr Sorgfalt als sonst Umschau nach einem möglichst vollwertigen und unserm Gaumen willkommenen Ersatz halten, und da ist anzunehmen, daß die Schätze, die uns die Natur in ihrer Pflanzenwelt so verschwenderisch bietet, fortan mehr Würdigung finden werden, als es bisher in einer Fleischkost bevorzugenden Zeit geschehen ist. Was alle Predigten der Vegetarier, die Ratschläge der Ärzte, die Warnungen vernunftgemäß lebender Zeitgenossen nicht vermocht haben, in der Hauptfache unsere Nahrung aus Pflanzenkost besetzen zu lassen, die bittere Notwendigkeit wird es uns lehren. Wir werden lernen, hinauszugehen in Feld und Flur und an dem Tisch, den der liebe Herrgott draußen für alle seine Kinder gleichermaßen gedeckt hält, nahrhafte und gesunde Gerichte und selbst Vorkesseln zu speien. Viele Pflanzen, die wir früher mit dem Wort Unkraut i. d. d. d. abgetan und wohl als Kuhfutter bezeichnet haben, werden dabei zu hohen Ehren kommen, und das wird nicht etwa eine Entwürdigung oder ein Darben für uns bedeuten, sondern eher einen Fortschritt, ein Gelingen und ein Erschließen bisher unbekannter Genüsse. Ich will nicht einer gänzlich fleischlosen Kost, die sich in unseren Klimaten nicht für jedermann eignet, das Wort reden, aber eine Einschränkung des Fleischgenusses ist mit Freuden zu begrüßen, da er dem Körper ein Übermaß von Nährstoffen zuführt, die dieser nicht verarbeiten kann und deren Aufstauung im Organismus der Grund zu so vielen Erkrankungen ist. Es wird also nichts schaden, wenn bei langer Kriegsdauer eine Knappheit in fleischlicher Kost eintritt. Wenn wir ein bis zweimal in der Woche ein ordentliches Mittaggericht von Fleisch erhalten, so können wir am Abend auf den fleischauffchnitt sehr gut verzichten, und dafür eine pflanzliche Zukost zum Butterbrot genießen, die wir obenein ganz kostenlos haben können, wenn wir die Mühe eigenen Einsammelns nicht scheuen. Die Natur besetzt noch viele Schätze, die der menschlichen Nahrung zugänglich gemacht werden können, und die jetzt ungenützt verkommen. Die meisten der nicht gütigen wildwachsenden Pflanzen können in der einen oder anderen Weise zur menschlichen Ernährung herangezogen werden, sie liefern nicht nur einen Ersatz für andere Nahrungs-

mittel, sie wirken wegen ihrer medizinischen Bestandteile außerdem heilkräftig auf den Körper ein, bilden also eine außerordentlich gesunde Kost. Zumal jetzt im Beginn des Frühlings, wenn die Kräuter vor ihrer Blütenbildung im ersten Saft stehen, besitzen viele von ihnen die Eigenschaft, das Blut zu reinigen und aufzufrischen, den Stoffwechsel zu befördern, die Säfte zu verbessern, den Appetit zu heben. Für die Küche lassen sich die Kräuter sowohl als Gemüse und Salat, wie zu Suppen, als Tee und als „Aufschnitt“ verwenden. Ein Gemisch von den jungen Pflänzchen der Gänseblümchen, Wundermann, Sauerampfer, Wiesenschaumkraut, Löwenzahn, Schaigarbe, Kresse, Korbell, Dill, Pfefferkraut usw. gut gewaschen, feig gehackt und auf das Butterbrot gestreut, ist ein so würziger, delikater Genuß, daß man die Wurst daneben gut entbehren kann. Dieselben Kräuter geben eine ganz vorzügliche und sehr einfach herzustellende Suppe. Man bereitet eine Milchsuppe mit Butter oder Vrihsfett, verkostet sie feimig, fügt die gehackten Kräuter hinzu, läßt noch zehn Minuten kräftig kochen und schmeckt mit Salz und Muskatnuß ab. Über gerösteten Brotscheiben wird angerichtet. Will man einen vollwertigen Mittagsgang daraus herstellen, so zieht man die Suppe mit Sahne und Eidottern ab und gibt auch einige verlorene Eier hinein. Bei verschiedener Auswahl der Kräuter kann man selbst diese einfache Suppe abwechslungsreich gestalten; heut kocht man Korbellsuppe mit Sahne, morgen eine Sauerampfersuppe mit Ei, das nächste Mal eine Suppe von gemischten Kräutern in der Art der Kartoffelsuppe. Bei der Auswahl der Kräuter wird auch die Zunge entscheiden helfen, denn einige von ihnen, wie z. B. der Löwenzahn, haben einen bitterlichen Geschmack, der nicht jedem Gaumen zusagt. So ist Vorsicht bei ihrer Verwendung geboten. Ein Zuviel von ihnen kann leicht Widerwillen erregen, während ein mäßiger Gebrauch gerade den würzigen Wohlgeschmack eines Salats oder Gemüses erhöht.

Zur Vereitung eines herrlichen Frühlingsсалates kann man dieselben Kräuter gemischt oder einzeln verwenden, auch die Blätter von Schlüsselblumen, Prunellen, Vibernell, Barbarakraut, Bachbunze, Hauhechel, ja des gewöhnlichen Wegewart und viele andere Pflanzen eignen sich zu dem Zweck. Der Salat wird von den sorgsam gewaschenen und verlesenen Kräutern genau so zubereitet, wie von Lattich, doch vermeide man möglichst die Verwendung von Essig

und ersetze ihn durch Zitronensäure. Wer es liebt, kann eine kleine, fein zerschnittene Zwiebel hinzufügen. Wie delikate ist zum Beispiel ein Salat von Brunnenkresse, rein oder mit anderen Kräutern oder Selleriefleischen vermischt. Manche von den Kräutern sind das ganze Jahr zu haben, sie gedeihen selbst unter dem Schnee, wie die Kapuzeln. Ein solcher Salat ist wohlsmekend und erfrischend genug, um selbst ein Gericht Pellkartoffeln angenehm zu machen. Als Spinat kommen die Blätter einer ganzen Anzahl von Pflanzen in Betracht, wie z. B. von Schlüsselblumen, Huslattich, Weinwels (während die Blätter des Weinwells als Spinat gegessen werden können, ergeben die Sprossen ein spargelartiges Gemüse), von Malven, ganz besonders die der so häufig anzutreffenden übersehenen *Malva neglecta*, von Natterwurz, Knöterich, ferner die Blätter von Munkelrüben, die harten, zu Salat nicht verwendbaren Rattichblätter, Mangold und vor allen Dingen die jungen Nesselpflanzen, die wir in Hülle und Fülle haben können, und die für sich allein, oder mit Spinat zusammen ein ganz vorzügliches Gemüse liefern, das in verschiedenen Ländern hochgeschätzt ist. Wir sehen, die Gänse, die sie mit Vorliebe fressen, haben eine feine Zunge. Beim Pflücken und Verlesen der Nesseln ziehe man alte Gledschandschuhe an, nachdem sie dann gebrüht sind, hat man von den Stacheln nichts mehr zu fürchten. Gekocht wird der Spinat von diesen Kräutern wie der andere gewöhnliche Spinat, für dessen Zubereitung ja bekanntlich jede Familie ihr spezielles Rezept hat. In der Schweiz und in Süddeutschland bereitet man ein Löwenzahngemüse nach folgendem Rezept: Die Pflanzen werden zur Entfernung ihrer Bitterkeit in siedendes gesalzenes Wasser geworfen und eine kurze Zeit gekocht, darauf abgeseigt und bis zum nächsten Tage in kaltes Wasser getan. Dann werden sie klein gewiegt und mit Butter und Salz eine halbe Stunde lang geschmort. Man mischt den Löwenzahn gern mit der kleinen Nessel. Wir sehen, der liebe Gott hat seinen Tisch reich besetzt, so daß wir in der Zeit der Knappheit nur zu ihm zu Gaste zu gehen brauchen, um nicht Not zu leiden, und dem Feinde alle seine schmachtvollen Aushungerungspläne zuschanden zu machen. Selbst über seine Drohung, uns die Tee-Einfuhr zu sperren, können wir lachen, denn wir haben einheimische Tees genug, die die chinesischen ersetzen können, sobald wir nur erst unseren Gaumen an sie gewöhnt, ihn gewissermaßen auf sie eingestellt haben. Als medizinische Tees stehen Lindenblüten-, Pfefferminz- und Fliedertee von alters her in der Heilkunde in gutem Ansehen, ein Zusatz von Milch, Zucker, Zitronensaft macht sie mit ihrem feinen Aroma auch zu einem angenehmen Genußmittel. Zur Bereitung von Tees eignen sich ferner die an der Luft getrockneten Blätter der Kornelkirsche, von Weiß- und Schwarzdorn, Hagebutte, Brombeere, aber vor allen Dingen die jungen zarten Blätter der Erdbeere. Man sammelt sie im Mai vor der Blüte der Staube, rollt sie zwischen den Händen und trocknet sie auf einem warmen Eisenblech, wodurch sie im Geschmack und selbst im Aussehen eine große Ähnlichkeit mit den chinesischen Tees gewinnen,



Abb. 45. Kragen aus bunten Garnresten gebüflet. Die einzelnen Figuren werden auf das Muster aufgebüflet und wie bei Pointlance-Arbeit mit Nadeln verbunden. Mit dem 5. Preis ausgezeichnete Arbeit von Maria Busse. Phot. Perseid.

dabei sind sie nervösen Leuten und solchen mit sitzender Beschäftigung entschieden zutrüglicher, als die aufregenden ausländischen Teesorten. Das bescheidene Waldmeisterpflänzchen mit seinem herrlichen Aroma bildet eine würzige Zutat zu anderen Tees. Die eben erblühten Pflanzen

müssen im Schatten getrocknet und gut verschlossen aufbewahrt werden. Einen feinsmekenden und duftenden Tee ergibt eine Mischung von wilden Rosen-, Erdbeer-, Himbeer-, Brombeer-, Weiß- und Schwarzdornblättern mit Waldmeister. Einen ausgezeichneten Tee mit Vanillengeschmack liefern ebenso die gerösteten Samen der Hagebutte oder Hundstrolche. Gemahlen und dem Kaffee zugefegt, erhöhen sie auch dessen Wohlgeschmack und Aroma. Für den Tee wird ein gehäufter Eßlöfel Samenkerne mit 1 1/2 Teller Wasser in einem irdenen Topf eine Stunde gekocht. Einen Apfeltae, der auch kalt als Erfrischungsgetränk zu empfehlen ist, stellt man her, indem man ganze Äpfel (am liebsten Graue Renetten), mit der Schale fein zerschnitten, in reichlich Wasser in der Dfenröhre einen halben

Tag ausziehen läßt; aber man kann auch sehr gut die Schalen und Abfälle von anderweitiger Apfelverwendung zu dem Zweck nutzbar machen. Bei nicht sofortigem Gebrauch werden sie getrocknet und aufgehoben. Man genießt den Tee am besten mit Zitronensaft und Zucker. Übrigens erhält man zur Verwendung fertigen Apfeltae in vegetarischen und Reformgeschäften. Zum Schluß will ich noch auf den hohen Nährwert einer Pflanzengattung hinweisen, die bei uns fast unbeachtet abseits wächst und höchstens in der Apotheke Verwendung findet, obwohl sie schon durch ihre schöne ährenartige Blüte Aufmerksamkeit verdient, das sind die Knabenkräuter (Rudolfsblumen), eine bei uns heimische Orchideenart. Sie liefern in ihrer eigentümlich gestalteten Wurzel den Salep, der in der Heilkunst bei ruhrartigen Erkrankungen, aber auch als Kräftigungsmittel bei Abzehrungen angewendet wird. Da dieses Saleppulver außerordentliche Mengen von Nährstoffen enthält (48 Proz. Dextrin, 27 Proz. Stärkemehl, 5 Proz. Eiweiß, 5 Proz. Zucker) so könnte diese Pflanze bei systematischer Ausnützung volkswirtschaftliche Bedeutung erlangen. Das gewöhnliche gefleckte Knabenkraut ist häufig auf Wiesen anzutreffen. Man sammelt nach dem Abfall der Blüten (Juli, August) die saftigen Knollen, die einen unangenehmen Geruch haben, wäscht sie in kaltem Wasser, befreit sie von der lockeren äußeren Haut, wirft sie in kochendes Wasser und läßt sie einmal aufkochen, wodurch sie den widerlichen Geruch und den bitteren Geschmack völlig verlieren und durchscheinend im Aussehen werden. Dann müssen sie rasch im Dfen, oder auf Fäden gereicht, am warmen Ort getrocknet werden. Die gebörrten Knollen erweicht man etwas in kaltem Wasser, trocknet sie, zerquetscht sie im Mörser und

dörrt sie wieder im Dfen. Danach lassen sie sich leicht durch Stoßen zu Pulver verwandeln. Mit heißem Wasser vermischt (nicht kochen lassen), liefert es eine steife Gallerte, die ein vorzügliches Nahrungsmittel für schwächliche Leute und Kinder ist. Dies Pulver auch in anderer Gestalt für die menschliche Ernährung dienbar zu machen, wäre



Abb. 46. Jackenkragen aus bunten Garnresten. Entwurf und Ausführung von Maria Busse. Mustervorzeichnungen zu Abb. 45 und 46 zum Preise von je 0,80 Mark (1 Kr.) zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstr. 22.

liebiglich Sache des Probierens. Jedenfalls hat es einen höheren Nährwert als viele andere unserer Genussmittel. Und so liegen noch unendliche Schätze in der Natur verborgen, die wir nur zu heben brauchen, um ihres Segens teilhaftig zu werden. Der Herrgott hält seinen Freitisch für uns gedeckt; aber wenn wir beizeiten bei ihm zu Gaste gehen, wird das auf der anderen Seite sparen helfen, und die gefährdete Knappheit erst gar nicht eintreten.

### Wie man ausgewachsene Kindergarderobe zweckmäßig vergrößert.

Von Frau Martha Mittag. (Mit dem 3. Preis gekrönt.)

Seuer wird so manche Mutter von einer Neuanschaffung an Kindergarderobe absehen und sich mit dem Vorhandenen begnügen müssen. Durch das schnelle Wachstum mancher Kinder wird aber das Unzulängliche zum Ereignis und hat arges Kopfzerbrechen im Gefolge. Das ist besonders bei der Leibwäsche der Fall, die selten ganz abgetragen wird, weil sie an allen Ecken zu kurz und zu eng wurde. Bei Knabenhemden helfen sich praktische Mütter dadurch, daß sie die Nachthemden ziemlich reichlich bemessen, und nachdem sie sich als solche zu kurz erweisen, sie zu Taghemden umwandeln und austragen lassen. Man hat dann nur den Umlegebogen abzutrennen und durch ein Halsbündchen zu ersetzen, wobei man den zu eng gewordenen Halsauschnitt leicht erweitern kann. Ärmel und Rumpfteile werden selten einer Änderung bedürfen. Ausgewachsene Taghemden von Knaben lassen sich wieder als Nachthemden für kleine Mädchen verwenden, wenn man sie dementsprechend mit Kragen- und Ärmelgarnitur versehen, die seitlichen Schlitze zunäht und als Verzierung etwa noch ein nettes buntes Börtchen verwendet. Bei zu kurz gewordenen Mädchenhemden läßt sich gut dem aufgetrennten unteren Saum ein handbreiter Erfahrtstreifen ansetzen und der meist zu eng gewordene Ärmelausschnitt bei Achselauflüßhemden dadurch erweitern, daß man den Knopf an der Achsel abtrennt und an seiner Stelle ein Knopfloch macht. In die beiden Knopflöcher der Achselteile knöpft man dann eine Achselspanne oder zieht ein Band hindurch, das zur Schleife geknüpft wird. Hierdurch wird das Hemd ganz wesentlich vergrößert. Das Verfahren ist ganz einfach. Die Mädchenbeinkleider lassen sich bei der jetzigen Vorliebe, sie sehr weit und kurz zu tragen, durch Ansetzen einer breiteren Falbe oder eines Stidereistreifens unschwer verlängern, auch ist bei dem einfachen, geraden Schnitt leicht ein Verbreiterungstreifen für die Weite einzusetzen. Aus den noch guten Rumpfteilen sonst schadhafter Damen- oder größerer Mädchenhemden sind auf leichte Weise Unterröckchen für kleinere Mädchen herzustellen. Das Verlängern von Knabenhöschen mit Leibchen läßt sich durch Auslassen der meist vorgesehenen Futterfalte und durch Einsetzen eines Achselstückes aus passendem, doppelt genommenem Futterstoffe bewirken, wodurch auch das zu eng gewordene Ärmeloch und der knapp gewordene Halsauschnitt gleich eine Erweiterung erfährt. Ebenso läßt sich der untere Rand der Höschen durch Auslassen des breiten Saumes und Gegensteppen eines Futterstreifens um mehrere Zentimeter verlängern. Bei wollenen Höschen zeichnet sich dann leicht der alte Bruch in unschöner Weise ab, was aber zu vermeiden ist, wenn man die Bruchstelle mit Quillajarindenswasser gut ausbürstet und feucht von links plättet. Um bereits dünn gewordene Händer an Ärmeln oder Hosenbeinen noch eine Zeitlang gebrauchsfähig zu erhalten, empfiehlt es sich, sie mit genau passender Knopflochseide in Knopflochstick recht dicht zu umnähen. Das fällt durchaus nicht auf und trägt, auch bei neuen Ärmeln jetzt ange-

wendet, sehr zur Haltbarkeit der sonst sich schnell durchstoßenden und dann nicht leicht ausbesserbaren Ränder bei. Auch bei den langen Beinkleidern größerer Knaben sollte man gleich bei Neuanschaffung diese Vorsichtsmaßregel anwenden und dann noch die bekannten Schutzborten aus Eisengarn einfügen, dann wird die nicht angenehme und selten gut ausfallende Ausbesserung der Beinkleiderränder zu vermeiden sein. Bei Mädchenkleidern macht das Verlängern der Röckchen und Blusen keine Schwierigkeiten, wenn man bei der Neuanschaffung die Säume reichlich bemäßt. Sollte der untere Saum des Rockes durchstoßen sein, so muß man sich durch Aufsetzen einer Befagborte helfen. Bei Neuanschaffung sollte man stets eine schmale Schutzborte anbringen, was am zweckmäßigsten und am wenigsten auffallend dadurch geschieht, daß man den Saumrand um etwa 1/2 cm nach innen einkniffet und die Schutzborte zwischen den Kniff einschleibt und annäht. Dadurch leidet der Rand nicht im geringsten und läßt sich leicht verbreitern. Zu kurz oder zu eng gewordene Sommerstrümpfe ergeben noch brauchbare Wadenstrümpfe, wenn man das meist schadhafte gewordene Knieleil abschneidet, den Rand sauber umsäumt, wobei man den Faden etwas anzieht oder des besseren Faltes wegen ein Gummischwürchen einlegt. Erweisen sich die Füßlinge als zu kurz, läßt sich leicht durch Annähen von Zehenschülgern die nötige Länge herstellen. Nur wenn der Strumpf im Spann zu eng wurde, also das Anziehen erschwert ist, versagen diese Hilfsmittel. Wenn man die Kinderschuhe stets zu Anfang des Winters anschafft, wo die Kinder vollene Strümpfe tragen und durch eine dicke Einlegesohle ohne Unbequemlichkeit eine größere Nummer gewählt werden darf, so werden die Schuhe im Frühjahr gewiß noch passend sein oder sich beim Befohlen durch Ansetzen einer neuen, längeren Kappe leicht vergrößern lassen. Für Schulkinder, deren Kleider im Rücken durch den Schultornister so bald blank gewellt und durchgeschuert werden, sollte man die Rückseite des Tornisters mit einem Schutzfleck aus rauhaarigem, dicken Stoff, der am unteren Rande aber ein Stückchen überstehen muß, versehen; das ist sehr einfach anzubringen und schon die Kinderkleider sehr. Der Schutzfleck braucht nur am oberen



Abb. 47. Der Fahrschein als wirtschaftlicher Ratgeber. In Wien wird das Brotgetreide hauptsächlich durch Maismehl gestreckt. Um die Frauen mit dessen Anwendung bekannt zu machen, werden auf der Rückseite aller Fahrscheine häusliche Straßenbahnen entsprechende Rezepte veröffentlicht.

Rande des Tornisters angenäht und höchstens an der Seite noch durch ein paar Stiche befestigt zu werden, im übrigen kann er lose herabhängend. Zum Schluß seien noch die sehr praktischen einknopfbaren Taschensfutter für Knabenhöschen empfohlen, die leicht zu waschen sind und den Oberstoff der Beinkleider in der Taschengegend sehr schonen. Wenn man bedenkt, was Knaben alles in ihren Taschen bergen, wird man vom Nutzen dieser Vorsichtsmaßregel überzeugt sein.

Hande des Tornisters angenäht und höchstens an der Seite noch durch ein paar Stiche befestigt zu werden, im übrigen kann er lose herabhängend. Zum Schluß seien noch die sehr praktischen einknopfbaren Taschensfutter für Knabenhöschen empfohlen, die leicht zu waschen sind und den Oberstoff der Beinkleider in der Taschengegend sehr schonen. Wenn man bedenkt, was Knaben alles in ihren Taschen bergen, wird man vom Nutzen dieser Vorsichtsmaßregel überzeugt sein.

### Ratschläge für die Kriegsküche.

Von Frä. Flaig. (Mit dem 4. Preis gekrönt.)

Nach den neuesten Bestimmungen darf jetzt täglich nur noch 200 g Mehl pro Kopf der Bevölkerung verbraucht werden. Da dieses Quantum wohl den meisten Leuten nicht ausreicht, so gilt es, die ganze bisherige Ernährungsweise zu ändern, denn eine unzureichende Ernährung würde bald Krankheiten im Gefolge haben. Es ist dies aber durchaus nicht so schwer, wie es im ersten Augenblick ausieht. Um Brot zu sparen, kocht die Hausfrau zum ersten Frühstück statt Kaffee oder Kakao Milchsuppen. Man rechnet für sechs Personen zwei Liter Milch und 100—125 g Reis, Grieß, Sago, Hafer-, Grünkern- oder Gerstenflocken oder Grübe. Die Einlage wird mit einem Liter Wasser aufgekocht, ein Stück Butter und zwei Liter Milch dazu getan und nach dem Wiederaufkochen mit einem Ei abgezogen. Bemerkenswert ist noch, daß alle vorerwähnten Suppeneinlagen viel schneller und besser weich werden, wenn sie zuerst mit Wasser

und dann mit Milch aufgekocht werden. Liebt man die Suppen süß, so nimmt man statt Salz etwas Zimt oder Vanille und Zucker. Die Butter kann man in diesem Fall weglassen. Eine sehr gute süße Suppe ist Karamellsuppe. Man röstet 150 g feinen Zucker gelb (nicht braun), gießt ein viertel Liter heißes Wasser sowie drei Liter kochende Milch, etwas Zimt und 90 g glatt gerührtes Stärkemehl hinzu, läßt alles zusammen aufkochen, zieht mit Eigelb ab und richtet über zerbrochene Zwiebäckchen an. Eine solche Portion reicht bei sechs Personen für je zwei große Teller Suppe, die einen viel größeren Nährgehalt haben als Kaffee und Brot. Auch stellt sich der Preis hierfür eher noch billiger. Milch sollte vor dem Kochen immer abgerahmt werden, denn der Rahm bildet in gekochtem Zustand nur Milchsäure, die meist weggeschüttet wird. Aus dem so gewonnenen Rahm läßt sich, nachdem er etwas erwärmt wurde, ohne große Mühe mit dem Schneebesen Butter austrühren. Auf diese Weise gewinnt man jede Woche ein schönes Stückchen Butter. Will man Butter als Brotaufstrich verwenden, empfiehlt es sich, sie kurz vor Gebrauch schaumig zu rühren. Man spart so ein Drittel bis die Hälfte vom gewöhnlichen Verbrauch, ohne daß man sie dünner aufträgt. Zum zweiten Frühstück gibt man pro Person 100 g Brot, dazu Marmelade, Honig, Käse usw. Wohlhabende Hausfrauen können auch Delikatessen wie feine Käse, Fische, Geflügel und ähnliches hierzu verwenden. Besonders Forellen sind zu einem verhältnismäßig geringen Preis zu haben. Sie sparen damit die billigeren Nahrungsmittel für die weniger begüterte Bevölkerung auf. Zum Mittagessen ist ein Reis-, Grieß- oder Kartoffelaufguss einem Gericht Rindfleisch, Spätzle, Pfannkuchen oder Eierhabe vorzuziehen. Einen guten billigen Reisaufguss stellt man wie folgt her: Ein Pfund Reis (es kann auch sauber gewaschener Bruchreis sein) wird mit einem Liter Wasser weichgekocht. Nach und nach gibt man noch zwei Liter Milch und etwas Butter hinzu. Den feiggekochten Reis verrührt man mit vier Eigelben, Salz oder Zucker und dem Schnee der Eier. Er wird im Ofen langsam aufgezogen. Statt Suppenfleisch zu kochen, hebt man die Bratenknochen für die Suppe auf. Sie werden mit kaltem Wasser, Zwiebeln und Suppenkräutern aufs Feuer gesetzt und einige Stunden gekocht. Auch Schweinsknorren lassen sich so verwenden, und wenn auch diese keine sogenannte „flare Fleischbrühe“ geben, so ist die daraus gewonnene Brühe dennoch kräftig und schmackhaft. Hat man auch keine Bratenknochen, so röstet man einfach die Suppeneinlagen in Butter oder Fett und löscht mit Wasser ab. Übrig gebliebenes Gemüse, durch die Hackmaschine getrieben, mit dem nötigen Wasser verdünnt, aufgekocht und über einen in Würfel geschnittenen und in Fett gerösteten Kriegswedeln angerichtet, ergibt ebenfalls eine schmackhafte Suppe. Das Kochwasser von Spargel und Blumenkohl kann man ebenfalls für Suppen verwenden. Verschwendung ist es, wenn Kartoffeln vor dem Kochen geschält werden. Denn der größte Teil der Nährstoffe kocht so im Wasser aus und wird mit diesem weggeschüttet. Obst kann auf die verschiedensten Arten verwendet werden. Will man Äpfel schälen, so übergießt man sie mit kochendem Wasser und läßt sie zugedeckt einige Minuten stehen. Die Schalen lassen sich dann ganz dünn abziehen. Sehr gut und erheblich billiger ist statt dem Nachmittagskaffee ein Tee aus Hagebuttenkernen. Dazu wieder 100 g Brot und eine beliebige Zugabe. Zum Abendessen kocht man wieder eine Suppe, zur Abwechslung wohl auch einmal Polenta mit Dunsfrüchten oder Bratkartoffeln mit Tomatentunke, für den Hausherrn etwas Wurst oder Braten vom Mittagetisch dazu. Wurst ist im Verhältnis zum Preis teuer. Dagegen ist ein vegetarischer Braten aus Grünfenchel (mit Milch gekocht, mit Eiern verrührt, paniert in Schmalz gebraten) viel billiger und der Gesundheit zuträglich. Weißer Käse (Quark) gehört zu den wenigen Nahrungsmitteln, die noch nicht teuer geworden sind, ist äußerst nahrhaft und kann auf mannigfaltige Art zubereitet werden. Macht man Kartoffelsalat, so kann man Öl sparen, wenn man zum Anrichten ein paar Löffel Fleisch- oder Knochenbrühe nimmt und ein wenig Maggi-Würze. Nun noch das Rezept zu einem Kuchen, der ohne Mehl und Butter gemacht wird: 400 g Zucker rührt man mit sechs Eigelben schaumig, gibt 160 g Mandeln (unabgezogen), etwas Zimt, Nelken, Schale und Saft einer Zitrone und vier Löffel Alkohol oder Kirchwasser hinzu. Dann reibt man 500 g tags zuvor gekochte, mehligte Kartoffeln und verrührt sie gut mit der vorstehenden

Masse. Nun zieht man leicht den Eierschnee unter die Masse, füllt sie in eine bestrichene und panierte Springform und backt den Kuchen in einem mäßig heißen Ofen. Als Ersatz für Weizengries, der zur Zeit auch nicht mehr zu bekommen ist, verwendet man Maisgries. Ebenso wie Weizengries kann man Maisgries zu allen möglichen süßen und gesalzenen Speisen und Suppen anwenden. Zusatzmaterial kann man sparen, wenn man alle langsam kochenden Nahrungsmittel wie Erbsen, Linsen, Pohnen, Gerste usw. zwölf Stunden vor Gebrauch in kaltem Wasser einweicht. Besonders eignet sich zum Garkochen eine Kochtaste. Bei einiger Geschicklichkeit kann man sich eine solche ohne große Kosten selbst herstellen. Gut gekaut ist nicht nur halb verdaut, sondern man spart dadurch auch eine nicht unwesentliche Menge an Nahrungsmitteln. Man nehme sich deshalb Zeit zum Essen und kürze dafür lieber die Feierstunde etwas ab. Auch ist dieses für die Gesundheit entschieden zuträglich. Manchmal, an eine gute Küche gewöhnten Leuten mag im Anfang eine solche Kost etwas mager vorkommen. Hat man sich aber einmal daran gewöhnt, so befindet man sich ganz wohl dabei.

## ☒ Kriegserichte von Salzheringen. ☒

Von R. v. d. Horst.

Die Heringe, die uns als Ersatz für das teure Fleisch gute Dienste leisten, werden zu all den folgenden Gerichten erst gut gewaschen, dann sechs Stunden in Wasser und zehn Stunden in Magermilch gelegt. Man kann die verschönten Speise auch mit Matjesheringen zubereiten, die man natürlich nicht wässert, sondern nur gut wäscht.

**Eingewickelter Hering.** Die Heringe werden hübsch zurechtgestutzt und gewässert. Dann trocknet man sie ab und wälzt sie in Erdnußöl. Hiernach läßt man sie eine halbe Stunde liegen und wickelt sie in mit Öl getränktes Schreibpapier, das man mit einem Faden zubindet, und bratet sie darin 10–12 Minuten. Sie werden in dem Papier, mit Zitronenscheiben belegt, zu Tisch gegeben.

**Heringsaufguss.** Zwei Heringe werden entgrätet und nicht zu fein gehackt. 1½ kg gekochte Schallkartoffeln werden geschält und in Scheiben geschnitten, eine große Zwiebel fein gehackt. Nun gibt man auf den Boden einer gebutterten oder mit Fett bestrichenen Auflaufform Speckwürfel, darüber Kartoffeln, dann Hering und Zwiebeln und etwas Paprika, dann wieder Speck, Kartoffeln usw., bis die Form gefüllt ist. Über das Ganze gießt man einen reichlichen Viertelliter Magermilch, in dem man ein ganzes Ei verquirlt hat, und läßt den Aufguss in mäßiger Hitze 1–1½ Stunde baden.

**Oldenburger Heringssalat.** Drei Heringe werden in feine Streifen geschnitten, ebenso 2 kg abgekochte und geschälte Kartoffeln, zwei Salzgurken, 4–5 Pfeffer- oder zwei Senfgurken, 500 g Apfel und 50 g rote Rüben. Dann mischt man einen Eßlöffel Kapern, einen Eßlöffel eingemachte Perlzwiebeln, eine große feingehackte Zwiebel, Paprika, Öl und Essig darunter, schmeckt ab und verziert den Salat mit gewiegtem, hartgekochtem Ei. Der Salat muß mindestens fünf Stunden stehen, bevor er zu Tisch gegeben wird.

**Heringe in Sulz.** Die Heringe werden in eine tiefe Schüssel gelegt und mit Zitronenscheiben, Zwiebelsträßen, Kapern, kleinen eingemachten Pilzen, Radisches und hartgekochten Eierquarteln hübsch geordnet. Aus 500 g Rind- und 250 g Kalbsfüßen kocht man, in zwei Liter kaltem Wasser aufgesetzt, mit Wurzelwerk, einer Zwiebel, einem Lorbeerblatt, 8–10 Pfefferkörnern, 2–4 Gewürznelken, Salz und ¼ Liter Essig auf bekannte Art eine Sulz, die Flüssigkeit muß bis auf einen knappen Liter einkochen, die man klärt, drei Blatt weiße Gelatine zugibt und durch ein feines Sieb über die Heringe gießt. Wenn sie erstarrt ist, stürzt man die Sulz und verziert sie mit Petersilie und Zitronenviertel. Man kann die Sulz auch den Tag vorher schon bereiten, dann fein hacken und die Lücken zwischen den Heringen damit ausfüllen.

**Heringssuppe.** Drei Heringe werden fein gewiegt, mit ein bis zwei ganzen Eiern, etwas gehackter Zwiebel, feingewiegter Petersilie, Pfeffer, etwas saurer Sahne, 60 g feingewiegtem Speck und so viel geriebenem Kriegsbrot vermischt, daß ein ziemlich fester Teig entsteht, aus dem man Klöße formen kann. Man wendet sie in Kartoffelmehl und brät sie in heißem Fett auf beiden Seiten zu schöner Farbe. Dazu schmeckt Salat von Zichorien oder Brunnenkresse ganz vorzüglich.











32101 064300146

